image
not
available

M. VI 1/44

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1971
AP30
A88
[V. 13]
no. 92-183
1840
Apr.-July 1.

MF '78

Digitized by Google

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1840.

Stadt und Umgegend von Nantes.

I.

Nichts auf der Welt ist widerwärtiger, als der Augenblick, wo das Dampfschiff am Ort seiner Bestimmung anlangt: da greift Jeder nach seinem Koffer, seiner Hutschachtel und wühlt unbarmherzig in dem Gepäck herum, welches man auf dem Verdeck in einem Haufen aufgestapelt. Jedermann ist verdrießlich, und in solchen Fällen vergißt selbst der artigste Franzose die Regeln der Höflichkeit. Meine Armuth ersparte mir diesen Verdruß auf der Reise von Tours nach Nantes: kaum hatte das Dampfboot angelegt, so nahm ich meinen Bündel unterm Arm und eilte ans Land. Ohne sichere Adresse eines Hotels und genaue Kenntniß der Oertlichkeit übergab ich meinen Mantelsack einem Platzbedienten, welchem ich zugleich die Wahl eines nahegelegenen Gasthofs überließ. Zu Fuß hinter dem Träger hergehend, bemerkte ich gleich nach den ersten zwanzig Schritten das großstädtische Ansehen von Nantes. Wir kamen an einem schönen Gitter vorüber, welches einen auf dem Quai gelegenen Garten vor der Börse einschließt, und stiegen die Straße hinan, welche zum Theater führt. Die Läden, welche zu meinem Erstaunen größtentheils schon geschlossen waren (es mochte 9 Uhr seyn), hatten ein glänzendes Aeußere; einige noch geöffnete Juwelierläden, in heller Beleuchtung strahlend, erinnerten an die prächtigen Magazine in der rue Vivienne und auf den Boulevards zu Paris; da war mit einem Mal ein himmelweiter Abstand von den schmierigen, stinkenden Talglichtern, welche die traurigen Boutiken in Tours, Angers und andern kleinen Provincialstädten Frankreichs erhellen. Diese Wiedereinkehr in die civilisirte Welt nach einem vierwöchentlichen Herumirren in kleinen Provincialnestern, war mir eine angenehme Ueberraschung und verscheuchte die trüben Grillen, welche ich auf dem Dampfboot zwischen Tours und Nantes gefangen. Ich hatte mir nämlich von dieser Wasserreise einen herrlichen Augenschmaus versprochen und mich auf etwas Aehnliches gefaßt gemacht, wie die Rheinufer zwischen Bonn und Koblenz, oder wenigstens wie die Seineufer von Rouen nach Caudebec. Meine Blicke suchten begierig die gepriesenen Schönheiten der Loireufer; ich fand nichts als kleine, charakterlose Pappeln und Weiden; von mächtig hohen Bäumen, von schönen Eichenwäldern, von waldbekränzten Höhen keine Spur; fette Wiesen begleiten das Ufer, und unaufhörlich steigen aus dem Flußbett bald kleinere, bald größere Inseln empor, welche mit jungen, zwölf Fuß hohen Weiden bedeckt sind, deren dünne Zweige mit den Spitzen im Wasser hängen. Das Dampfboot hatte alle mögliche Mühe, sich zwischen diesen grünen, unmalerischen Inseln hindurchzuwinden, und lief mehr als einmal Gefahr auf eine Sandbank zu gerathen. Von Zeit zu Zeit sah man eine hübsche Felsenpartie und in einiger Entfernung vom Ufer verfallene Schloßthürme, z. B. das Schloß von Luynes, die Heimath des unvergleichlichen Satyrs, Paul Louis Courrier, und das Schloß von La Poissonnière, die Geburtsstätte des französischen Dichters Ronsard, welchen neuerdings der ausgezeichnete Kritiker Sainte-Beuve wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen hat. — Der große Ruf, in welchem die Loireufer vor der ersten Revolution standen, beweist so recht den Mangel an Geschmack und Sinn für Naturschönheiten, welcher die Franzosen des ancien régime charakterisirt; selbst die geistreichsten darunter, wie Labruyère und Voltaire, waren in dieser Beziehung stockblind; erst während der Emigration öffneten ihnen Hartwell, Koblenz und Dresden ein wenig die Augen und weckten das Gefühl für Schönheiten dieser Art.

Ich logire in einem prächtigen Hotel und bewohne ein im Zopfgeschmack ausmeublirtes und decorirtes Zimmer, welches auf den Platz Graslin hinausgeht, an dessen oberem Ende sich das Theatergebäude erhebt. Fünf oder sechs Straßen münden auf diesen hübschen kleinen Platz zu, welcher jeder großen Hauptstadt zur Ehre gereichen würde. Mein Zimmer ist mit karmoisinrothem Damast ausgeschlagen; an den Wänden hängen einige ländliche Kupferstiche nach Vanloo und Boucher; in der Spiegellünette ist eine Schäferscene gemalt, und die Fenstervorhänge werden von vergoldeten Stäben gehalten. Für alle diese Herrlichkeiten zahle ich täglich 3 Franken, allein jeden Morgen um 5 Uhr werde ich aufs grausamste aus meinem süßesten Schlummer geweckt, indem die Bedienten auf dem Gange vor der Thür die Kleider ausklopfen und dazu singen

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

oder pfeifen. Da ich dem ersten Kammerdiener, der mir den Kaffee aufs Zimmer brachte, die Bemerkung machte, ob es nicht zweckmäßiger wäre, im Hofe oder im Erdgeschoß eine Stube zum Kleiderausklopfen einzurichten, schnitt derselbe ein gräuliches Gesicht, ohne ein Wort zu erwiedern, und hat gewiß sein Theil dazu beigetragen, daß man mir die Bedienung mit doppelter Kreide aufgerechnet. Ein Franzose verzeiht nicht leicht, wenn er einem Fremden Recht geben muß.

Noch denselben Abend, wo ich mit dem Dampfschiff ankam, lief ich ins Theater: der berühmte Frédéric Lemaitre gab gerade Gastrollen. Das Schauspiel war beinahe zu Ende; ich sah nur den letzten Act von „Richard Darlington." Das Spiel Frédérics versetzte mich nach Paris. Frédéric ist in meinen Augen der ausgezeichnetste Mime der Franzosen, welcher Devrients Leistungen bisweilen erreicht. Es herrscht gegenwärtig eine große Armuth an tüchtigen, tragischen Künstlern in Frankreich; die Lust- und Schauspiele haben die Trauerspiele verdrängt, welche selten gegeben werden, weil der Geschmack daran abgestumpft ist und (die suprema ratio bei den Franzosen) weil man nichts Neues in diesem Genre hat; die meisten Menschen machen an die Kunst eben solche Forderungen, als an ihren Friseur oder Schneider, indem alt von Kunstwerken bei ihnen eben so viel heißt, als bei jenen aus der Mode. Die Acteure haben darüber die Gewohnheit der tragischen Rollen verlernt und werden sich fürs erste schwerlich wieder hineinfinden. Die Darstellung eines Trauerspiels auf der französischen Nationalbühne ist jedesmal viel zu bunt und kraus, und hat nicht die tragische Einfalt und Würde, die allein durch Stille und Erhabenheit wirken soll, wo ein großes Schicksal mit großen Dingen und Menschen spielt. Deutschland besitzt keine Komiker wie Bouffé und Vernet, allein dafür hat Frankreich auch keinen Tragiker wie Seydelmann. Wenn der Deutsche im Lustspiel nur zu leicht ungeschickt und unbehülflich ist, so tritt er dafür im Trauerspiel desto mehr wieder auf seinem eigenen Boden einher. Unser Charakter ist Ernst. Bei kleinen Dingen sind wir leicht albern und verlegen, aber dafür finden wir bei großen und ernsten Dingen leichter unser Maaß, als die Franzosen, welche so liebenswürdig und natürlich mit Allem spielen können. So wie ich die Trauerspiele in Frankreich aufführen sah, muß ich gestehen, daß die meisten, sonst nicht mittelmäßigen Künstler ihre Rollen sehr flach, oft schief gefaßt hatten, und sie eben so flach und verkehrt darstellten. Ich nehme davon nur den einzigen Frédéric Lemaitre aus: er ist der Mann seiner Rollen, in welche er tief eingeht, ohne darin jedesmal sein eigenes Ich abzuspiegeln, wie Boccage, der mit Frédéric im Drama glänzt. Was dieser in seiner ganzen Person oft etwas rauh und ungehobelt gibt, das gibt jener mehr in feinen, wohlerfaßten Zügen. Die Franzosen nennen Frédéric mit Recht ihren Garrick; man kann nicht leicht etwas Dramatischeres und Ergreifenderes sehen, als das Spiel dieses trefflichen Künstlers. Welche Rolle er auch spielen mag, er reißt uns und sich selbst zuletzt mit Gewalt hinein, und wir müssen dem wunderbaren Zauberer endlich wohl folgen, wohin er uns haben will. Da ist durchaus keine Spur von Künstlichkeit und Affectation; aber eben in diesem unscheinbaren Sinn, dem schwersten aller Dinge, offenbart sich das große Talent. Draußen ist die Ruhe, drinnen brennt das Feuer. Dieses Prometheische Feuer soll den wackeren Künstler auch früh zu verzehren drohen. So sehr erschöpfen ihn seine großen Rollen, so fürchterlich wahr geht er in das Innerste ihrer Affecte und Leidenschaften ein, daß er oft mehrere Wochen in dem Zustande eines Erschlafften und Kranken seyn soll, welchen Zustand er alsdann durch gewaltsame Reizmittel zu heben sucht, die das Uebel eine Zeitlang vergessen, aber für die Folge nur noch schlimmer machen. Als Richard Darlington (eine von den Hauptrollen Frédérics) läßt er den Kampf des Ehrgeizes mit der Unterlage des Gemüths hervorspringen; in der Scene, wo Richard seine Frau zum Fenster hinausstürzt, trägt er in seinem Erscheinen die nächtlichen Furien so klar mit sich herum, daß sie nie deutlicher und rührender auf dem Theater sich zeigen sollten, und mehr als Eine Brust hörte ich neben mir vor Entsetzen ächzen. Und doch mäßigt Frédéric noch die Wuth des Dichters, welche allerdings gemäßigter seyn sollte. — Frédéric ist noch ein Künstler von altem Schlage, d. h. er gehört zu den üppigsten und verschwenderischsten Menschen: er lebt auf hohem Fuße, hält sich Equipage und Maitressen, und ist Gönner einiger armer Autoren und Poeten. Es ist eine schlanke, hochgewachsene Gestalt, wohl und männlich gebaut, mit einem etwas finstern, doch äußerst seelenvollen Gesichte, einer stolzen Stirn, einer schönen Nase und einem etwas vollen, doch hübschen Munde zu einem schön gespaltenen Kinn, das ein schwarzer Bart umdüstert; dieses Gesicht erleuchten und verdunkeln nach Gefallen ein Paar schwärmerische Augen von einem tiefen Schwarz, welches auch seine Haare haben. Frédérics meisterhaftes Spiel fesselte an jenem Abende dergestalt meine Aufmerksamkeit, daß ich vergaß, die anwesende Gesellschaft zu mustern, was ursprünglich meine Absicht gewesen. Der Saal war von unten bis oben voll. Erst beim Herausgehen bemerkte ich in den Corridors mehrere schöne, schwarzäugige Frauen und Mädchen, deren Züge weniger den Ausdruck kecker Entschlossenheit, als muthiger Ergebenheit hatten, und mir als die Ideale der Vendée'schen Heldinnen erschienen. Ich verabscheue Jeden, welcher mit Fremden im Bunde sein Vaterland bekriegt; allein unwissenden Bauern ist dieser Irrthum zu verzeihen.

Obschon ich müde und schläfrig um Mitternacht aus dem Theater nach Hause kam und mich gleich zu Bette legte, las ich doch noch einen guten Theil von dem ersten Bande eines sehr ernsthaften und interessanten Romans, Histoire de la guerre de la Vendée par Beauchamp betitelt. Den Kopf voll Gedanken an die Heldinnen der Chouannerie, war mein erster Gang am nächsten Morgen nach dem Versteck der Herzogin v. Berry, unweit der Citadelle. Es ist auffallend (oder geschah es vielleicht absichtlich?), daß man die Herzogin in ihrem Schlupfwinkel erst gegen Abend entdeckte, nachdem man vom frühen Morgen an Nachsuchung gehalten, und zur Vorsicht die Treppen zwischen den verschiedenen Stockwerken abgebrochen hatte. Man brauchte nur das kleine Haus von innen und außen nach allen

Digitized by Google

Dimenſionen hin auszumeſſen, um augenblicklich das Verſteck der Herzogin hinter der Kaminplatte eines Zimmers im dritten Stock ausfindig zu machen. Man erzählte mir in Nantes Vieles, was bei der Unternehmung der Herzogin von Berry auf den beiden Ufern der Loire vorgegangen, und die Abenteuer, welche die Herzogin beſtanden.

(Fortſetzung folgt.)

Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutſche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

Genio y Figura, hasta la sepultura.

Temperament und Figur
Aendern nie ihre Natur.

•

Gustos hay que merecen palos.

Manchen Geſchmack gibt es auf Erden,
Der verdient geprügelt zu werden.

•

Gato escaldado hasta del agua fria huye.

Es wahret die gebrühte Katze
Vor kaltem Waſſer ſchon die Tatze.

•

Gallina en Corral ageno.

Im fremden Hühnerhofe ſteht verwaist
Die Henne, weil dort Henn' und Hahn ſie beißt.

•

Hay Gato encerrado.

Es ſey nun, was es ſey,
Ein Rückhalt iſt dabei.

•

Hay Gatos que callando comen Pichones,
Y otros maullando no ven ratones.

Die ſtille Katze ſpeist Leckerbiſſen,
Die miauende hat noch kein Mäuschen zerriſſen.

•

Hombre muerto no habla.

Den Zeugen ſteche nieder,
Er ſpricht alsdann nicht wieder.

•

La Callada por respuesta.

Einen ohne Antwort laſſen,
Heißt ſich ganz lakoniſch faſſen.

•

Lo bonito no es lo que se pega.

Schnell ahmet ſich das Böſe nach,
Das Gute aber nur gemach.

•

Los dineros del Sacristán, cantando se vienen, cantando se van.

Der Meßner hat ſingend des Morgens Verdienſt,
Und ſingend verſäuft er des Nachts den Gewinnſt.

•

La Cabra tira al monte.

Der Fiſch wird ſtets ins Waſſer trachten,
Die Gemſ' die Eb'ne ſtets verachten.

•

Lo que no fue en mi año, no es en mi daño.

Was nicht geſchah in meinem Jahr,
Dafür bin ich der Haftung baar.

Chronik der Reiſen.

Rawlinſons Reiſe in Perſien.

In der geographiſchen Geſellſchaft vom 24 Februar wurden „Bemerkungen auf einer Reiſe von Tebris durch das perſiſche Kurdiſtan nach den Ruinen von Takhti Soleiman und von da nach Gilan im Jahre 1838 vom Major H. C. Rawlinſon, nebſt einer Denkſchrift über die Lage des atropateniſchen Ecbatana," mitgetheilt von Viscount Palmerſton.

Von Tebris liegt ungefähr 50 Meilen in ſüdſüdweſtlicher Richtung Schiſchewan. Dieß Dorf gehört Melik Kaſim Mirza, einem Sohne des verſtorbenen Schahs von Perſien, und iſt vielleicht einer der intereſſanteſten Plätze, die man in Adſerbeidſchan findet. Der Prinz, der ſich in der Nähe des Dorfes einen Palaſt in europäiſchem Styl gebaut hat und der gewöhnlich hier reſidirt, iſt von eigenthümlichem Charakter. Mit großem Verſtand und Unternehmungsgeiſt verbindet er einen beſondern Geſchmack für die Gebräuche europäiſchen Lebens, und verſteht mehrere nützliche Künſte, die europäiſcher Bildung angehören, ſo daß Schiſchewan ſchnell das Anſehen einer europäiſchen Niederlaſſung annimmt. Sein Steckenpferd, zur Zeit als Major Rawlinſon ihn beſuchte, war, auf dem See Urumiyah, der nur eine Meile von ſeinem Palaſt entfernt iſt, Schiffe zu bauen. Durch ſeine erſten Verſuche ermuthigt, ſtrebt er nach größern Dingen, und will nicht eher ruhen, bis er auf ſeinem See in einem Dampfboot herumfahren kann.

„Vierzig Meilen weiter in ſüdſüdweſtlicher Richtung, erzählt der Schriftſteller, führten mich in das Dorf Tſchillik, von wo ich einen der intereſſanteſten Gegenſtände des Alterthums aufzuſuchen ausging, der, wie ich hörte, in der Nachbarſchaft war. Das war die keilförmige Inſchrift von Taſch Teppeh, einem einzelnſtehenden Hügel in der Ebene, fünf Meilen ſüdöſtlich von Tſchillik entfernt. Als ich an den Ort hinkam, fand ich den Teppeh von unregelmäßiger Geſtalt, an ſeinem Fuße 550 Schritte im Umfange, und ſo weit ich es zu beurtheilen vermochte, 50 bis 60 Fuß über die Ebene erhoben; er iſt aus Kalkſtein gebildet, der ſich über den Boden faſt in ſenkrechten Lagern erhebt; die ganze Seite des Hügels nach Tſchillik zu bietet auf ſolche Weiſe eine Reihe glatter Oberflächen, die zu Eingrabungen von Sculpturen oder Inſchriften ſehr tauglich ſind, und auf einer dieſer natürlichen Tafeln fand ich den Gegenſtand meiner Nachforſchung. Die Inſchrift iſt ungefähr 35 Quadratzoll groß, und beſteht aus 21 Linien, im mediſchen Alphabet geſchrieben, das etwas nach der Form verändert iſt, die es auf den Tafeln von Biſitun, Hamadan und Perſepolis trägt. Sie iſt jämmerlich verſtümmelt, da der Stein durch die Richtung ſeiner Lage ſich in großen Stücken abbricht, ſo daß der größere Theil der Schrift ſchon zerſtört iſt. Ich bin der Meinung, daß vor Zeiten auf der Spitze des Hügels ein Feuertempel ſtand und der Inhalt der Schrift

Digitized by Google

religiös war, doch ist sie, fürchte ich, in einem zu unvollkommenen Zustande, um eine richtige Uebersetzung zuzulassen. Nachdem ich das südliche Ende des Sees Urumiyah umgangen, führten mich 10 Meilen westlicher Richtung nach Uschnei. Diese Gegend ist nur wenig von Europäern besucht worden. Am Fuße der Gebirge von Kurdistan gelegen und auf andern Seiten von einem Amphitheater niedrigerer Berge umgeben, schließt sie ein natürliches Becken von geringer Ausdehnung, doch großer Schönheit und Fruchtbarkeit, ein. Der Fluß Gader, der von den Gebirgen aus einer tiefen und jähen Schlucht herabstürzt, theilt die Ebene in zwei Theile, und viele andere Bäche, die von denselben Bergen kommen, geben der ganzen Gegend die reichlichsten Mittel der Bewässerung. Die Ebene ist von unregelmäßiger Gestalt; ihre größte Länge und Breite ist ungefähr 10 Meilen, und die kleine Stadt Uschnei liegt auf dem Abhange des Gebirges, nahe an der nordwestlichen Gränze; doch sind noch gegen vierzig andere Dörfer in der umliegenden Gegend zerstreut.

„Die Bewohner sind Kurden vom Stamme Zerza, jetzt auf 800 Häuser ungefähr beschränkt; doch vor der Pest, die vor einigen Jahren diesen Theil von Aderbeidschan mit besonderer Heftigkeit heimsuchte, zählten sie 4 bis 5000 Familien. Die Stadt Uschnei allein soll vor 10 Jahren 1000 Häuser gezählt haben, und hat jetzt nicht über 200. Von Uschnei ritt ich 15 Meilen südwestlich, um die berühmte blaue Säule (pillar) von Kelischin zu besuchen, die eine lange kreisförmige Inschrift trägt; von da wandte ich meine Schritte wieder östlich, und indem ich bei der Stadt So-udsch-Bolak und dem Heiligthum Keli Sipan, Miyandah und den merkwürdigen Höhlen von Karaftu in einem Kreislaufe von fast 500 Meilen vorüberkam, führte mich der Weg zu den Ruinen von Takhti Soleiman, auf dem Gipfel eines einzelnstehenden Berges. In der Ebene gleichen sie einer grauen, verwitterten Masse von zerfallenden Mauern und Gebäuden, die ein kleines Wasser vom tiefsten Azur einschließen, und von einer starken, mit zahlreichen Bastionen versehenen Befestigungslinie verschlossen sind. Eine nähere Ansicht zeigt die Ruinen vielleicht in weniger vortheilhaftem Licht; doch gestehe ich, daß sie für mich von hohem Interesse waren, denn jeder Schritt, den ich that, brachte eine größere Gewißheit, daß ich jetzt die große Hauptstadt Mediens vor Augen hatte. Ich brachte den größern Theil von drei Tagen mit Untersuchung der Ruinen zu, und nahm eine regelmäßige Ansicht von ihnen auf. Der Berg Takhti Soleiman scheint anfangs allein zu stehen, doch das ist nicht eigentlich der Fall. Der Gipfel des Berges wird von einer Mauer bekrönt, deren besterhaltener Theil der gegen Süden liegende, der zerfallenste der westliche ist. Hier sind die Ruinen von sieben und dreißig Bastionen, und der Umfang der Mauer, von Punkt zu Punkt dieser Bastionen gemessen, beträgt 1530 Schritte, oder etwas mehr als Dreiviertel einer Meile. An wenig Punkten in der Nähe des Thorweges, auf der südöstlichen Seite, ist die Mauer gut erhalten, doch wo sie so ist, da zeigt sich das Mauerwerk als ganz vortrefflich. Ueber den Thorweg und von einer Bastion zur andern sich erstreckend, liegt eine Reihe Blöcke, in jedem die rohen Grundzüge eines Bogens gehauen, die so zur Verzierung des Portals eine Art Fries bilden, und das einzige Muster alter Sculptur geben, das man an den Mauern finden kann. Als ich durch den Thorweg ging, fand ich mich innerhalb der Mauern der verlassenen Stadt, und der erste Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit fesselte, war der See. Ich sah, daß er eine Wassermasse war, die auf der höchsten Spitze des Berges sich gesammelt, eine unregelmäßige Form und gegen 500 Schritte im Umfange hatte. Die felsigen Ufer, die ihn umgeben, bestehen aus einem Niederschlage von kohlensaurem Kalk, von dem das Wasser ungeheure Massen in flüssigem Zustande enthält, und es ist nicht zu zweifeln, daß sie täglich sich verengern, da der Kalkniederschlag noch fortdauert; in geringer Tiefe von der Oberfläche setzt er sich ab, und bildet so ein ungeheures ausgehöhltes Becken für den See.

„Sir R. K. Porter glaubt, daß der Berg ganz aus dem Niederschlage des Wassers gebildet sey, und dieß scheint in sehr alter Zeit wirklich der Fall gewesen zu seyn, denn die Tiefe des Wassers, das durch wiederholte Messungen des Affchar-Häuptlings in der neuern Zeit auf 47 persische Ellen angegeben worden, stimmt mit der Höhe des Berges nach meinen Messungen so genau als möglich zusammen. Als ich diese merkwürdigen Ruinen untersucht hatte, setzte ich meine Reise ungefähr 120 Meilen weit östlich auf dem wenig besuchten Weg von Zandschan und Tarom nach Resche fort. In meinem Versuch, die Lage der alten medischen Hauptstadt Atropatene zu identificiren und ihre Geschichte aufzuhellen, schlage ich zuerst vor: das wirkliche Vorhandenseyn der Ruinen von Takhti Soleiman in der orientalischen Geographie nachzuweisen; von diesem Punkt aus zur Verbindung der frühern Araber mit den Byzantinern fortzugehen; darauf die Schicksale der Stadt in die Zeiten, wo Rom und Griechenland blühten, aufwärts zu verfolgen, und so endlich an die dunkle Periode der medischen Dynastie anzukommen, wo Fabel und Geschichte sich vermischt, und nur Funken der Wahrheit durch sorgfältige und genaue Analyse entdeckt werden können."

(Schluß folgt.)

Fortkommen des Maulbeerbaumes. Graf Gasparin sucht in einem Memoire über die Seidencultur die Gränze des Maulbeerbaumes zu bestimmen und gelangte zu folgendem Resultat: Die Anpflanzung des weißen Maulbeerbaumes gelingt nicht auf die Länder, wo eine Temperatur von — 25° (wahrscheinlich Centigrade) häufig ist; die des philippinischen Maulbeerbaumes gelingt da nicht, wo eine Temperatur von — 15° häufig ist. Der Maulbeerbaum entwickelt seine Knospen, wo eine anhaltende Temperatur von + 12,°5 stattfindet. Fügt man zu dem Zeitpunkte, wo diese Wärme eintritt, 40 Tage hinzu, denn so lange dauert die Erziehung der Seidenwürmer, so hat man den Zeitpunkt, wo die Blätter zum zweitenmal treiben. Die Vegetation des Maulbeerbaumes hält inne, wenn die Temperatur auf + 15°5 sinkt. Der Maulbeerbaum treibt kräftig in jedem Boden, der den Sommer hindurch 0.12 Feuchtigkeit behält. (Echo du Monde Savant vom 15 März.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 38 u. 39** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Maximen von Sainte-Beuve, im Geschmack La Rochefoucaulds. — Alciphron.** (Fortsetzung.) **— Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.** (Fortsetzung.) **— Lieder nach Burns.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abdruck des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 38 u. 39.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 April 1840.

Maximen von Sainte-Beuve.

Im Geschmack La Rochefoucaulds.

Sainte-Beuve hat einen kritischen Artikel über den bekannten Moralisten La Rochefoucauld geschrieben, worin er dessen Lebensgeschichte und die verschiednen Phasen seines Charakters schildert, welche sich nach vier Frauen benennen und bezeichnen lassen, welche nacheinander den größten Einfluß auf ihn übten; es sind dieß Frau von Chevreuse, Frau von Longueville, Frau von Sablé, Fran von Lafayette. Nach einer romanhaften, wilden und stürmischen Jugend, wo er zu den abenteuerlichen und trotzigen Helden der Fronde gehörte, wurde er in spätern Jahren durch einen Schuß beinahe des Gesichts beraubt und, der Welt halb überdrüssig, ein Moralist, dessen zwar einseitige, kalt verständige, aber auf einem gewissen Standpunkt sehr treffende und oft mit bewundernswürdiger Kürze, Klarheit und Präcision ausgesprochenen Sentenzen und Maximen, die im Jahre 1665 zuerst, aber nicht unter dem Namen des vornehmen Verfassers erschienen, noch jetzt unter den Franzosen als ein classisches Büchlein in Ehren gehalten werden. Voltaire sagte darüber: „Man las die kleine Sammlung mit größter Begierde; sie gewöhnte daran zu denken, und seine Gedanken in lebendigen, feinen und scharfen Wendungen auszusprechen. Es war dieß ein Verdienst, wie es in Europa seit der Wiedergeburt der Wissenschaften vor ihm Niemand gehabt hatte.“ Sainte-Beuve urtheilt von ihm: „Es gibt eine Periode im Leben, wo Einem La Rochefoucauld sehr gefällt, wo er vielleicht wahrer scheint als er es ist. Die Täuschungen der Begeisterung flößen Einem Mißmuth und Ekel ein. Diese Gedanken, die in den Tagen der Jugend Einen als allzufalsch empörten, oder als zu wahr verdrossen, und worin man nur Büchermoral sah, erscheinen Einem zum erstenmal in der ganzen Frische der Neuheit und in der Energie des Lebens; sie haben auch ihren Frühling; man entdeckt sie. „Wie wahr das ist!“ ruft man aus. Man liebt die heimliche Bosheit darin, man saugt mit Lust ihre Bitterkeit aus;“ und dann wieder: „die moralischen Reflexionen La Rochefoucaulds erscheinen als wahr, als übertrieben oder falsch, je nach der Stimmung und der Lage des Lesers. Sie mögen mit Recht jedem gefallen, der seine Fronde durchgemacht und seinen Schuß in die Augen bekommen hat. Der verbitterte Hagestolz wird sie hoch halten. Der rechtschaffene glückliche Mann, der durch heilige Bande ans Leben geknüpfte Familienvater kann sie, um sie nicht widerlich zu finden, nur mit gewissen Auslegungen annehmen. Was thut es auch, wenn mir heute war als glaubte ich daran? Morgen, heute Abend wird der Anblick einer edeln, einträchtigen Familie sie auseinanderjagen.“ Er berichtet, zur Zeit der Erscheinung des Büchleins sey der Geschmack an solchen Maximen ansteckend geworden, wie ein Schnupfen, und auch auf ihn, Sainte-Beuve, habe die Beschäftigung damit so gewirkt, daß er eine Anzahl solcher Reflexionen niedergeschrieben habe, — eine Art verspäteter Huldigung für La Rochefoucauld. Wir theilen sie mit, da sie zum Theil sehr treffend und liebenswürdig sind, nicht so menschenfeindlich wie die des Schöpfers der Gattung.

1. In der Jugend kamen mir die Gedanken in Form von Sonetten, jetzt in der Form von Maximen.

2. Wenn man in den Saal des Maskenballs tritt, erscheint Einem Alles als neu; aber es kommt ein Augenblick, wo man zu all diesem bunten Haufen sagen kann: „Schöne Maske, ich kenne dich!“

3. Die Eitelkeit im Menschen ist wie Quecksilber; bei den Einen als Masse, bei den Andern in Form von Kügelchen. Manche schmeicheln sich, sie auszurotten. Sobald sie das kleinste Kügelchen sehen, setzen sie den Finger darauf und zerdrücken sie in Stäubchen; aber es bleibt immer das gleiche Gewicht und die gleiche Menge.

4. Die Temperamente und die Sitten sind verschieden; aber sie lassen sich alle in eine gewisse Anzahl von Gestalten bringen, welche unabänderlich wiederkehren.

5. Das Studium der menschlichen Natur ist unendlich; im Augenblick wo man sie gefaßt zu haben und ein wenig aus-

Digitized by Google

ruhen zu können glaubt, entwischt sie Einem und man muß von vorn anfangen.

6. Unsre Ansichten über Alles entspringen weit mehr aus der individuellen Natur unseres Geistes als aus den Dingen.

7. Wenn wir unsre innigste und liebste Ueberzeugung ganz eng zusammendrängten und in der Nähe untersuchten, würden wir finden, daß, was wir bei Andern mehr oder minder Thorheit nennen, alles das ist, was nicht rein und einfach unser eigner Gedanke, und dieser allein, ist, Alles was nicht Ich ist; Narr ist das eigentliche Synonymon von Du.

8. Beim Vorschreiten im Leben geht es mit den Gedanken der meisten Menschen so, wie es bald mit ihren Körpern gehen wird, welche sämmtlich in dieselben Elemente zerfallen. Was auch die Verschiedenheit der Ausgangspunkte sey, die des Reifens fähigen Geister kommen früher als man glaubt bei den gleichen Resultaten an; aber die Rollen sind gewählt, die Masken bleiben und das Geheimniß wird wohl bewahrt.

9. Der Augenblick ist hart, wo man klar einsieht, daß man seinen Weg in der Welt nicht gemacht hat — wegen einer guten Eigenschaft oder wegen einer Tugend. Aber man rühme sich in Acht; die Gereiztheit, welche die Folge davon ist, kommt, wenn sie länger dauert, selbst dem Uebelstand gleich, der Einen empört und bewirkt das Böse in Einem, worüber man klagt.

10. Vermöge eines tiefen Sinnes bezeichnet das Wort Unschuld, welches dem Buchstaben nach sagen will, daß man das Böse nicht thue, das, daß man nichts davon weiß. Das Böse wissen, wenn man nicht sogleich darüber wacht, heißt: es thun.

11. Es gibt Leute, die, weil sie zu oft jeden Morgen und jeden Abend den Weg außen ums Palais-Royal herum gemacht haben, im Koth und im Schmutz, keine sonnige Stunde mehr in der schönen Allee genießen können.

12. Wie viele Leute sterben, ehe sie die große Entdeckungsreise um sich selbst herum gemacht haben!

13. Im Verlauf des Lebens bedarf man ein wenig Illusion; wenn man den Sachen zu sehr auf den Grund sieht, zieht Einen die Natur zurück, weil man schon durch eine gewisse Art des Zusehens das Drama hindern würde, seinen Gang zu gehen.

14. Wenn man anfinge, ganz laut alle Wahrheiten auszusprechen, so würde die Gesellschaft keinen Augenblick zusammenhalten; sie würde oberst zu unterst zusammenstürzen mit entsetzlichem Gekrach, wie die unterirdischen Gänge in den Bergwerken, oder jene gefährlichen Gebirgspassagen, wo man nicht laut sprechen darf.

15. Jung, lieben wir, bewundern wir bei jedem Schritte; wir glauben die Andern zu lieben und wir lieben nur unsere eigene Jugend in ihnen. Einige aber lieben und bewundern auch noch nach der Jugend. Glückliche Naturen! es ist ihre länger dauernde Seelenjugend, ihr schönes, glückliches Temperament und ihre lebendige Quelle natürlicher Heiterkeit, die sie ortwährend um sich und außer sich lieben.

(Schluß folgt.)

Alciphron.

(Fortsetzung.)

Dritter Brief, von Memphis datirt.

Ein Stern — vielleicht der Mond, der mir
Nah, letzte Nacht, kam zu Gesicht, —
Durchkreuzt mein Schicksal für und für
Mit schädlichem, feindseil'gem Licht.
Fühl' ich mich einmal weise, rein
Und ruhig: plötzlich in mich schlägt
Von drohndem Aug' ein Funken ein,
Der Seele, Wesen, Herz bewegt
Und Alles auf zu Flammen regt.
Ich sah — o Cleon! konnt' auf Erden
Solch göttlich Bild geboren werden?
Der Mensch — doch halt! von Anfang an
Vernimm die Dinge, die geschahn.

Jetzt wird das Fest beschrieben, wie der Aufgang des Mondes von der feiernden Menge festlich begrüßt wurde, welch einen Anblick Memphis im Mondschein, unter seinen Seen, Pyramiden und flammenden Altären darbot; er selbst, Alciphron habe mit seinem Boot sich der schönen Insel zugewendet, auf der, unter Palmen und Sykomoren, schon die wandernden Lichter der Pilger sich zeigten, die zu den heiligen Gebräuchen eilten. Auf dieser Insel erreichte er bald den schönen Tempel der Isis. Zwischen den Porphyrsäulen, von Palmen und Epheu umschlungen, sah er eine Schaar jugendlicher Mädchen in gemessenen Schritten, halb tanzend, um einen kleinen Altar sich bewegen, darauf der Vogel Ibis sich befand, mit seinen weißen und schwarzen Federn ein Symbol des Mondlichts. In faltige Gewänder, wie von Schnee gewoben waren diese Nymphen gekleidet. Jede trug unter dem runden Busen einen lockern dunkelbraunen Gürtel, mit kleinen silbernen Sternen übersäet; in ihren Haaren schimmerten silberne Lotosblumen und in den Händen hatten sie verschiedene musikalische Instrumente. So bewegten sie sich in reizendem Halbtanz um den vergötterten Vogel.

Schön waren Alle — doch war Eine
Noch nicht beglänzt von Lichtes Scheine,
Oder nur theilweis', weil sie senkte
Das Antlitz, als sie herum sich schwenkte.
Doch mir war, als ob sich versteckte
Im ungesehnen Angesicht
Ein Reiz, den noch ein Schatten deckte, —
Was? war bewußt mir selber nicht,
Was mich ergriff mit stärkrer Macht
Als all der andern Reize Pracht.
Vom süßen Räthsel angezogen
Nach ihr nur meine Blicke flogen;
Nach ihr nur sah ich, wie ihr Tritt
Ueber den Marmorboden glitt,
Wie wenn ein Geist beschrieb' den Kreis,
Die Luft bewegend kaum, — so leis'.
Bis plötzlich sich die Thore ganz

Digitized by Google

Des Tempels öffnend, einen Glanz
Von innen ſtrömten — Feenhelle
Auf dieſes Tanzes heil'ge Stelle.
Zugleich mit dieſem Licht — entfloß
Vielleicht ſie gleichem Quell? — ergoß
Sich eine Harmonie ſo reich,
Daß keine ird'ſche ihr käm' gleich,
Und durch die prächt'gen Räume drang
Das Sturmgemiſch von Licht und Klang.

Da war es, bei dem Glanz, der zückte
Ueber ihr Angeſicht, o da,
Daß, als mit Staunen auf ſie blickte,
Dann wieder erdenwärts, ich ſah —
Sah — oh! nicht Pſyche, an der Schwelle
Des Himmels ſtilleſteh'nd mit Zagen,
Als fremd noch war die Götter-Helle
Dem Aug', das nieder ſie geſchlagen,
Konnt' ſchöner ſeyn und übergoſſen
Von heiligerer Unſchuld Gluth,
Als dieſes Mädchen, ſo umfloſſen
Von dieſes Tempelglanzes Fluth.
Nie — und du weißt es, ob mir fehle
Ein Herz, huld'gend der Schönheit Stern, —
Nie hat ihr Lichteinfluß die Seele
Mir ſo erfaßt im tiefſten Kern;
O hätt' Eine Minute nur
Gehaftet der Erſcheinung Spur,
Ich flog, vergeſſend wer ich war,
Und wo, anbetend auf ſie dar,
Um knie'nd, daß ſie mich mußt' erhören,
Ihr meine Seele zuzuſchwören.
Kaum aber ſtürmt' auf Aug' und Ohr
Das Licht und die Muſik hervor,
Als ſich empor der Vogel ſchwang,
Wie Himmelsbotſchaft zu beſtellen,
Und nach ihm, im anmuthig ſchnellen
Laufe die Schaar der Mädchen drang;
Nicht irdiſch ſchienen ſie zu ſchweben,
Von Licht und von Muſik zu leben, —
Auch ſie, die mir ins Herz den Funken
Warf, der nie auslöſcht, war verſunken.

Er ſuchte zu folgen, aber vergeblich; heilige Sänger und Jungfrauen ſtellen ſich ihm überall in den Weg. Voll Ungeduld, Verwirrung, Sehnſucht unter dem Getümmel von Geſichtern und Lichtern, in den betäubenden Weihrauchwolken, mit der neuen Flamme im Blut, ſtand er regungslos, außer wenn ſein Auge eines blauen ſternbeſäeten Gürtels oder eines Lotoskranzes anſichtig wurde. Stunden verfloſſen ſo, und umſonſt ſtrengte er ſein Auge an, ſie zu finden. Endlich, erdrückt, verwirrt, in Verzweiflung rannte er hinaus in die kühle Nachtluft und eilte, manchen Blick nach dem Tempel zurückwerfend, in ſein Boot zurück.

Ein See iſt, welcher weit ſich dehnt
Nördlich von Memphis; und es lehnt
An ſeinen ſtillen Strand die Stadt, *)
Die von den Todten den Namen hat,
Die ihnen ganz iſt zugeſchieden.
An Tempeln reich und Pyramiden,
Dort ruhn viel Kön'ge alter Zeit
In ſteinerner Unſterblichkeit;
In Marmorgrotten ruhn entſeelt,
Wie heil'ge Weſen hoch gehalten,
In bunten Hüllen die Geſtalten, —
Zum Leben nur — der Athem fehlt;
An ſchau'n ſie all die neuen Gäſte
In ihrer alten, dunkeln Veſte
Mit, ſeit dreitauſend Jahren nicht
Verändertem, gleichem Geſicht.
Des Schweigens ernſter Gott, der nah
Dem Tod gern weilet, er liegt da
Im Aſphodillenhain verſteckt,
Wo nichts aus ſeinem Traum ihn weckt;
Kein Lärm, kein Ton ſtört hier die Luft,
Als Flehn aus Prieſters Mund, des frommen,
Welcher der Götter Huld anruft,
Für Todte, friſch hier angekommen.

Dieſer Stätte der Todten ſteuerte er zu, in einer Stimmung, gemiſcht aus freundlichen und düſtern Gedanken. Das Bild des Mädchens, in all ſeiner Schönheit, ſtand immer noch ihm vor der Seele, und er dachte: wenn ſchon die bloße Erinnerung an ihren flüchtigen Anblick ihm mehr gelte, als alle Frauen, die er je geſehen und ſein genannt, welch überſchwängliche Seligkeit es ſeyn müßte, wenn er diejenige als ſein in die Arme ſchließen dürfte, die nur geſehen zu haben, um ſie wieder zu verlieren, er für ein Glück achte.

In ſolchen Gedanken verſunken, erwachte er in der Nähe der Stadt der Todten aus ſeiner Träumerei, und ſah plötzlich zu ſeinen Häupten Pyramide auf Pyramide in die Wolken ragen; eine, als wollte ſie den Himmel berühren, überragte alle andern, und auf ihrem Gipfel ſchien der weiße Mond wie auf einem Fußgeſtell zu ruhen. Das Schweigen der einſamen Gräber und Tempel ringsum, wo man nichts hörte als das Säuſeln der hohen Palmen, wenn ſie von einem Lüftchen oder einem Vogel bewegt wurden, bildete einen ſeltſamen Contraſt mit der Scene im Tempel.

Die Ruder ruhten und mein Kahn
Wiegte ſich auf dem Waſſerplan,
Und auch mein Geiſt in luft'gen Räumen
Schwankte dahin in eiteln Träumen,
Mit welchen allen, irr und wild,
Sich miſchte jenes holde Bild,
Die Tempeljungfrau; bald geſchmückt
Mit jener Unſchuld, die entzückt

*) Nekropolis.

Mein Herz im Tempel; bald ins Blut
Mir gießend jener Sehnſucht Gluth,
Womit die Herzen zu entzünden
Ein Gott ſelbſt dürfte Stolz empfinden.
Bald — oh! wie Grabnacht gräßlich droht,
Die ſelbſt ein ſolches Licht löſcht aus!
Bald ſah ich ſie kalt, ſchwarz und todt
In dieſer ew'gen Gräber Graus.

Plötzlich trifft das Geräuſch von Rudern an ſein Ohr, und an ihm vorüber fliegt im Mondlicht eine kleine, goldverzierte Barke mit zwei weiblichen Geſtalten, dicht verſchleiert, dem Leichenſtrande zu. Sie landen und das Boot ſtößt wieder ab. Die Ausſicht auf ein neues ſüßes Abenteuer lockte auch in ſeiner jetzigen Stimmung unwiderſtehlich den jungen Alciphron. Er lenkte ſeine Barke ans Ufer und eilte den beiden Geſtalten nach, welche flüchtig dahinſchwebten, bis ſie im Schatten einer kleinen Pyramide ſeinem Auge eine Weile entſchwanden. Er eilte dahin; keine Spur lebendiger Weſen war zu erblicken, und faſt hätte er geglaubt, von neckenden Geiſtern getäuſcht worden zu ſeyn. Nachdem er lange die glatten Seiten der Pyramide durchforſcht, findet er ein eiſernes Portal, in der Mitte der Pyramide zwiſchen Fundament und Spitze, und ſpringt mit einem Gebet an den Mond hinein. Eine enge Treppe führte durch manchen dunkeln Gang, ein geheimnißvolles Labyrinth mit unzähligen Windungen, und immer dicker wurde die Finſterniß. Auf einmal aber erblickt er in weiter Ferne ein Licht, deſſen willkommener Schimmer von einer Zelle her zu dringen ſchien, die den langen, ſteinernen Gang ſchloß. Darauf eilte er zu.

Zur jungen Gattin niemals ſchlich
Sehnſücht'ger Nachts der Sparter ſich.
Mein Schritt ſo leiſ'! geſtorben war,
So ſchien's, das Echo hier ſogar.
Als endlich ich dem Licht kam nah:
Hör', welche Scene da ich ſah
Und denk' dir das erſtaunte Grau'n,
Womit mich füllte dieſes Schau'n.
Eine Capelle war's, bedeckt
Mit jenem Marmor, ſchön gefleckt,
Wovon man viel Ruinen fand,
Begraben halb von Libyens Sand.
Die Wände, die an Bildern reichen,
Trugen der dunkeln Sprache Zeichen,
Wovon der Schlüſſel in der Fluth,
Der großen, längſt verloren ruht.
Und an der Decke war gemalt
Der Käfer, welcher farbig ſtrahlt,
Der, wenn die Wellen ſenkt der Nil,
Aufwacht zu heitern Daſeyns Spiel.
Von Lebens Kraft die Flügel durchdrungen,
Sinnbild der eiteln Einbildungen
Von einer Welt, wo's Leben neu
Dem Geiſt winkt, wenn das hier vorbei.

Grab' unter dieſem Bilde war,
Auf ſchwarz granitenem Altar,
Im Sarge von Kryſtall der Leib
Niedergelegt von einem Weib,
So friſch ausſeh'nd als ob der Seele
Lichtſtrahl ſeit geſtern erſt ihm fehle.
Vorn am Altare war erhaben
In Silber künſtlich eingegraben
Ein Lotuszweig, gebrochen eben
Wie dieſes holden Weſens Leben,
Ein Vöglein flog vom Zweig davon,
Wie ihre Seele war entflohn.

Bald aber ward ſein Blick von einem noch wunderbareren Anblick angezogen; neben der Lampe, welche zu Häupten der auf dem Altar liegenden Leiche brannte, ſtand, das Haupt ſenkend, als ob ſie bei der Lampe Wache hielte, eine weibliche Geſtalt, von der er vorerſt nur die leichten Umriſſe ſehen konnte; doch ſchlug ihm das Herz ſchon; bald wandte ſie ſich, und er ſah jetzt im vollen Lichte, daß ſie es war, die ihn im Tempel ſo mächtig und geheimnißvoll angezogen.

Es lag auf dem kryſtallnen Sarg,
Welcher die ſtille Schläf'rin barg,
Auf ihrer Bruſt ein Kreuz — ein Zeichen
Der Heimath auch, der wonnereichen,
Die Furcht vorm Tode, Stolz und Hoffen
Sich in der künft'gen Welt hält offen;
Das Mädchen bot dem Lippenpaar
Zum Kuß das Kreuz von Silber dar;
Drauf ſinnend einige Minuten
Ihre wehmüth'gen Blicke ruhten
Auf jenem Antlitz, das ſo tief
In ernſter Todesſchönheit ſchlief;
Doch dann ſah heiter ſie zur Höhe,
Als ob, ahnend des Himmels Nähe,
Ihr Geiſt ſich durch des Tempels Dach
Die Bahn zum Blau des Aethers brach.
Und regte gleich ihr Mund ſich nicht,
Ihr himmelan gewandt Geſicht
Zeigte doch, daß von Andacht trunken
Ihr Geiſt war in Gebet verſunken.
Wunderbar iſt der Unſchuld Kraft:
Zu ihrer Farbe zu bekehren
Was ihr nur naht; ſelbſt Leidenſchaft
Zu reinern Gluthen zu verklären!
Sie, die vor einer Stunde kaum
Die Seele, wie ein Fiebertraum,
Mir hinnahm; die voll Zuverſicht
Ich, in der Prieſter Angeſicht,
Hätt' aus dem Tempel weggetragen,
Brünſtig den Arm um ſie geſchlagen,
Jedwede Strafe achtend klein,
Nichts fürchtend, wenn ſie würde mein:
Da ſtand dieß Mädchen jetzt, preis mir

Gegeben von des Zufalls Macht, —
Allein, von ihrer Reize Zier
Einzig behütet und bewacht.
Doch nicht von meinem Mund ein Hauch —
Wie Herz und Lippen glühten auch!
Kein Hauch von mir gestört hat jene
Heilige, unterirdsche Scene,
Wo durch ein treu', unsterblich Lieben
Jugend und Tod verbunden blieben.
Ein Lächeln mag's entlocken dir —
So sehr das Schauspiel mich entzückte,
Doch schien es schon ein Frevel mir,
Weil es durch Diebstahl mich beglückte;
Und eh' die Augen, die andachtvollen,
Ein frevler Blick hätt' treffen sollen,
Ein Laut die Kette brechen, dran
Ihr Geist zum Himmel stieg hinan:
Eh' hätte ich lassen eben da
Wo ich ihr heilig Antlitz sah,
Brechen mein Herz — eh' sie gehört
Den Pulsschlag, der ihr Flehn gestört.

Leise schlich sich Alciphron zurück durch die Gänge, bis er endlich nach langem und mühseligem Suchen wieder an die freie Luft kam. Es war mittlerweile Morgen geworden. Der Sonnengott hatte sich frisch erhoben und streute von den Marmorbergen Arabiens wie von der Krone eines Eroberers seine Strahlen auf das lebensvolle Wasser. Sein Licht schien neuer Herrlichkeit voll — wie aus Stolz über die in letzter Nacht seiner jungen Gattin, seiner Isis, gezollten Huldigungen; und diese zog sich jetzt weiblich zurück vor ihres Herrn gewaltigerem Strahle. Alciphrons erster Gedanke war, diesem gefährlichen Netz zu entfliehen, neue Genüsse, neue Liebe zu suchen, und in Freude, Wein und Ergötzung aller Sinne diese Nacht zu vergessen:

Umsonst! vom Zauber festgebannt
Stand ich, das Auge stets gewandt
Nach jener dunkeln Thüre, die
Einschloß die Todten, ach! und sie!
Oft meint' ich, wenn das Schattenspiel
Der Büsche auf die Säule fiel,
Es komme ihre leichte Gestalt
Zum Erdentag hervorgewallt,
Glänzend und rein zwar immer noch,
Hofft' ich, minder unheimlich doch.
Gesehn am frischen, lichten Morgen
Als Nachts, in düstrer Gruft verborgen.

Ach! nicht mehr kehren ich sie sah,
Obgleich ich, wartend, noch steh' da;
Die Sonne machte glüh'nde Schritte,
Und jetzt, in ihres Laufes Mitte,
Steht sie, in Vollkraft ihrer Hitze,
Ueber der Pyramide Spitze,
Die jetzt sich lichtumflossen weist,
Schattenlos wie ein großer Geist.
Noch kommt sie nicht, indeß ich stumm,
Allein, mich harrend treibe um
In der Gestorbenen Revier,
Wo Niemand athmet außer mir;
Bald unterm Palmenbaum such' ich
Ein Weilchen Rast, und schreib' an dich
Den Brief, dir meldend, was die Nacht
Für Wunderdinge mir gebracht.

Alciphron gedenkt eines Aufenthalts auf einer Insel im ägeischen Meer in Gesellschaft seines Freundes, wo er sich dem fröhlichsten Lebens- und Liebesgenuß hingegeben, und wundert sich selbst, daß jener kecke Jüngling derselbe seyn soll, der in der vorigen Nacht, wie ein Träumer, athemlos und voll Scheue dastand beim Anblick eines ägyptischen Mädchens, und der jetzt unter den Gräbern herumwandle, blaß, nachdenklich, traurig, als käme er selbst eben erst aus ihrem Staub und Moder hervor.

Und doch ist's so — der Durst, er mich
Das Reinste, Höchste hat getrieben
Zu suchen, so daß gierig ich
Getrunken hab' der Frauen Lieben,
Das doch vom Irdschen ist das Höchste
Und die des Himmels Wonnen nächste:
Verzehrt mich noch — und seine Gluth
Kühlt nur des Todes Schattenfluth!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Scene begaben wir uns zu Herrn Ducoudray und erzählten ihm unsern Besuch. Er sprach sich folgendermaßen aus.

„Unter der Restauration machte die Regierung die größten Anstrengungen, um die Vergangenheit wieder zurückzuführen. Die ersten Plätze in den Tuilerien wurden durch dieselben Namen wie unter Ludwig XIV ausgefüllt. Die Priester, sich der Gewalt wieder bemächtigend, organisirten aller Orten eine Art geheimer Inquisition, wie heute die republicanischen Associationen. Andrerseits verbot eine strenge Censur den Schriftstellern die freie Schilderung der Gegenwart; welche Sittengemälde, wenn auch noch so mild, hätte man wohl auf einem Theater geduldet, wo Germanikus verboten war? Fürs dritte hatte die königliche Casse, geöffnet für einige Literaten, in ihnen zwar wirklich ausgezeichnete Talente, aber zugleich auch religiöse und monarchische Ansichten belohnt. Diese beiden großen Worte: Religion und Monarchie, waren damals allmächtig; mit ihnen allein erreichte man Erfolge, Vermögen und Ruhm; ohne sie nichts als Ver-

geſſenheit oder Verfolgung. Indeß fehlte es in Frankreich nicht an jungen Leuten, welche das Bedürfniß hatten, ſich hervorzuthun und den größten Drang ſich hören zu laſſen. Kein Krieg — eine für das Körperliche ungünſtige, für das Geiſtige förderliche Erziehung, der Ueberdruß des Friedens, die Verſchließung der Carrieren — Alles drängte die Jugend zum Schreiben; auch gab es in keiner Periode nur zum vierten Theil ſo viele Schriftſteller als damals. Aber von was reden? Was konnte man ſchreiben? Wie die Regierung, die Sitten, der Hof, die Stadt, ſo ſuchte auch die Literatur auf die Vergangenheit zurückzukommen. Der Thron und Altar trugen alle Koſten; zu gleicher Zeit, das verſteht ſich von ſelbſt, gab es auch eine Oppoſitionsliteratur. Dieſe, ſtark durch ihre Gedanken oder durch die Theilnahme, die ſich daran knüpfte, ſchlug den herkömmlichen Weg ein und blieb claſſiſch; die Dichter, welche das Kaiſerreich, den Ruhm Frankreichs oder die Freiheit beſangen, ließen ſich die Form nicht anfechten. Aber nicht ebenſo war es mit denen, welche Thron und Altar beſangen; weil ſie es mit verdrängten Ideen und mit Empfindungen zu thun hatten, welche der Nation zuwider waren, ſuchten ſie durch neue Mittel ihre veralteten Gedanken zu verjüngen; ſie wagten anfangs einige poetiſche Verrenkungen, um die Neugier anzulocken; dieſe blieb aus — ſie verdoppelten ihre Bemühungen. Sie wollten auffallend ſeyn und wurden dann bizarr — ſpäter dann barrock. Frau von Staël, dieſer literariſche Blücher, hatte eben ihren Einfall bewerkſtelligt, und wie der Durchzug der Koſaken durch Frankreich in die Familien einige auffallende Phyſiognomie-Typen eingeſchwärzt hatte, ſo trug die Literatur in ihrem Schooße eine noch ſchlummernde Baſtartbrut. Bald trat ſie ans offene Tageslicht; die erſtaunten Buchhändler genaſen gewiſſer Kinder mit deutſcher Naſe und engliſchen Ohren. Der Aberglauben und ſeine Legenden, todt und begraben ſeit langer Zeit, benützten den Augenblick, um durch die einzige offengebliebene Pforte ſich einzuſchleichen und noch einen Tag zu leben, ehe ſie dem ewigen Tod anheim fielen. Die von Deutſchland ſtammende Manie der Balladen traf an einem ſchönen Morgen bei dem Buchhändler Ladvocat mit der monarchiſchen Poeſie zuſammen, und beide zuſammen machten ſich, die Hacke in der Hand, in ſinkender Nacht auf den Weg, um in einer Kirche das Mittelalter wieder auszugraben, das deſſen nicht gewärtig war. Da man auf dem Weg nach Notre-Dame an der Morgue vorbeikommt, gingen ſie zuſammen auch hier hinein; hier, über dem Leichnam eines mit einer Monomanie Behafteten, ſchworen ſie ſich Treue und Freundſchaft. Der König Ludwig XVIII, der einen geiſtreichen Mann zum Vorleſer hatte und dem es ſelbſt auch nicht an Geiſt fehlte, las nichts und fand Alles aufs beſte. Zum Unglück ſtarb er und Karl X hob die Cenſur auf. Das Mittelalter war damals ſehr wohl auf und hatte ſich beinahe von der Angſt erholt, die es gehabt hatte, ſich drei Jahrhunderte lang todt zu glauben. Es hegte und erzog eine Anzahl kleiner Fledermäuſe, kleine Eidechſen und kleine Fröſche, welchen es den Katechismus, den Haß gegen Boileau und die Ehrfurcht vor dem König beibrachte. Es erſchrack über das helle Tageslicht, als man ihm das Löſchhütchen wegnahm, das es ſich zur Mütze zurechtgemacht hatte. Verblendet durch die erſte Helle des Tages rannte es durch die Straßen und nahm das Theater Porte-Saint-Martin für einen Dom, wohin es mit ſeinen Küchlein flüchtete. Es wurde Mode hinzugehen, um es zu ſehen; bald wurde es zur allgemeinen Wuth, und getröſtet über ſeinen Mißgriff fing es an offen zu herrſchen. Den ganzen Tag ſchnitt man ihm Wämſer, lange Aermel, Sammtgewänder, Dramen und Hoſen zu. Eines Morgens aber ließ man es da ſitzen; die Regierung ſelbſt kam aus der Mode und die Revolution änderte Alles. Was geſchah? Entthront als König ahmte es das Beiſpiel des Dionyſius nach und eröffnete eine Schule. Es gebärdete ſich in Frankreich als Gaukler, als Buffone der Reſtauration; es beliebte ihm nicht mehr nach St. Denis zu gehen, und in dem Augenblick wo man es getödtet glaubte, beſtieg es den Katheder, rückte ſeine Brille zurecht und hielt eine Rede über die Freiheit. Die guten Leute, die ihm jetzt zuhören, haben vielleicht das ſeltſamſte Schauſpiel vor ſich, das je eine Literatur darbot — ein Geſpenſt oder vielmehr ein Leichnam, der vermummt mit den Fetzen und Flittern eines andern Jahrhunderts über das jetzige predigt und declamirt; denn, obgleich den Text ändernd, hat es doch ſeine alte Maske nicht ändern können und behält ſein altes Entlehnungsſyſtem bei; es bedient ſich des Styls von Ronſard, um die Eiſenbahnen zu rühmen; wenn es Waſhington und Lafayette feiert, ahmt es Dante nach, und um von der Republik, der Gleichheit, dem agrariſchen Geſetz und der Eheſcheidung zu reden, ſucht es Wörter und Sätze in dem Gloſſar jener Jahrhunderte der Finſterniß, wo Alles Deſpotismus, Schmach, Elend und Aberglaube war. Es wendet ſich an das freieſte, tapferſte, heiterſte und geſundeſte Volk der Welt, und auf der Bühne, vor dieſem intelligenten Volk mit offnem Herzen und bereitwilligen Händen weiß es nichts Beſſeres vorzubringen, als daß es unbekannten Phantomen Barbarismen in den Mund legt; es nennt ſich jung und ſpricht zu unſerer Jugend, wie man unter einem podagriſchen König ſprach, der alle tödten ließ, die ſich zu rühren wagten; es ruft mit großem Geſchrei die Zukunft an und beſprengt mit Weihwaſſer die Statue der Freiheit; um Gotteswillen, was würde dieſe dazu ſagen, wenn ſie nicht von Marmor wäre? Aber das Publicum hat doch Fleiſch und Bein, und was ſagt denn dieß dazu? Um was kümmert dieß ſich? Was will es denn ſehen und was zieht es denn hin zu dieſen Myriaden von Vaudevilles ohne Plan, ohne Kopf, ohne Schwanz, ohne Sinn und Verſtand? Was ſollen all die vielen Marquis, Cardinäle, Pagen, Könige, Königinnen, Miniſter, all die Gliedermännchen, das Gekeife und die Narrenspoſſen? Die abziehende Reſtauration hat uns nur ihren Trödelkram vermacht. Ha, Franzoſen! Man müßte über euch ſpotten, wenn ihr nicht ſelbſt über euch ſpottetet. Der große Goethe lachte nicht darüber, als er vor vier oder fünf Jahren unſre Literatur verfluchte, welche ſein Alter zur Verzweiflung brachte, denn der würdige Mann hielt ſich für die Veranlaſſung derſelben. Aber nur auf uns ſelbſt laſtet die Schuld, nur auf uns, denn nur wir auf der Erde ſind leichtſinnig genug, um dem Allem den Lauf zu laſſen. Andre civiliſirte Nationen hätten nur Schlüſſel und faule Aepfel für die

Abgeſchmacktheiten, die wir uns gefallen laſſen. Warum lebt Moliere nicht mehr? Macht einmal einen Tartüffe — die Anlage des Plans ſoll euch ganz frei ſtehen! Aber nein! viel lieber iſt uns irgend etwas Anderes — etwa Philipp der Lange oder Karl VI, ein Narr und Schwachkopf; das iſt unſer Mann, und es liegt uns entſetzlich am Herzen zu wiſſen, von welcher Farbe ſein Barett war; vor Allem muß das Coſtume genau beobachtet ſeyn, ſonſt ziſcht man den Schneider aus. Tod und Peſt! Was würde aus uns wenn die Schneider zornig würden? denn die Schneider ſind Hitzköpfe. Was fingen wir nach unſern Mahlzeiten an, wenn man nicht mehr ſchneiderte? Wie verdauen? Was ſagen von der Königin Bertha oder von der Königin Blanka, oder von Karl IX, Ah! der arme Mann, wenn ihm ſein Wamms fehlte! Er muß ſein Wamms haben und es muß von ſchwarzem Sammt ſeyn, und es müſſen Aufſchläge daran ſeyn und von Satin, und die Stiefel und die Krauſe und die Halskette und das Schwert jener Zeit muß er haben und muß fluchen und man muß es hören — oder ich verlange mein Geld zurück. Mit dem Styl und den Leidenſchaften und Charakteren haben wir wenig zu ſchaffen. Mit den Stiefeln haben wir zu thun, mit den Halskrauſen, und das iſt das Erhabene. Es fehlt uns weder an Laſtern noch an Lächerlichkeiten; es ließe ſich vielleicht wohl eine artige Kleinigkeit für die Bühne über unſre Freunde und Nachbarn zu Stande bringen, wenn es auch nur Deputirte, unterhaltene Mädchen und Journaliſten wären; aber ach! wir fürchten den Skandal, und wenn wir uns an die Gegenwart wagen, ſo iſt es nur um Frau von La Valette und Chabert über die Bretter zu ſchleppen, von welchen jene aus Tugend und Heroismus verrückt wurde — und dem andern — großer Gott! zeigte ſeine wiedervermählte Frau ihren eigenen Todtenſchein. Es ließe ſich wohl über dieß und jenes ein Couplet machen. Aber was wäre das nach Margaretha von Bourgogne? Dazu führt man jetzt ſeine Töchter! Vier Inceſte und zwei Verwandtenmorde, im Coſtume der Zeit — das iſt die Höhe der Literatur; das will man jetzt haben — entweder die Brinvilliers, oder Lukrezia Borgia oder Alexander VI ſelbſt; das iſt der Romanticismus, und dem zuliebe ſpielt man den Polyeuktes des ehrlichen Corneille nicht mehr."

Dieß ungefähr die Anſicht des Herrn Dutoudray, dem ich ſo ziemlich beiſtimmte; Cotonet aber, der von ſanfter Gemüthsart iſt, ward durch ſeine Heftigkeit verletzt. Er ſchloß ſich, um der Sache auf den Grund zu kommen, vier Monate ein und theilte mir die Frucht ſeines Nachdenkens mit. Wir legen ſie Ihnen, mein Herr, hiemit, wenn Sie es geſtatten, vor. Wir dachten, ein oder ein paar Sätze, im gewöhnlichen Styl geſchrieben, könnten als Text gelten, oder wie man im Collegium ſagt, als Thema für ein Stück Romanticismus, und wir glauben den wahren und einzigen Unterſchied des Romantiſchen und Claſſiſchen gefunden zu haben. Hier unſre Arbeit:

Brief eines von ihrem Geliebten verlaſſenen Mädchens.

(Romantiſcher Styl.)

„Sieh, mein angebeteter Geliebter, mein Engel, mein Gut, mein Herz, mein Leben; du, den ich vergöttere mit allen Kräften meiner Seele; du meine Wonne und meine Verzweiflung, du mein Lachen und meine Thränen, du mein Leben und mein Tod, bis zu welchem entſetzlichen Uebermaaß du die edeln Geſinnungen verkannt und verletzt haſt, deren dein Herz voll iſt, und vergeſſen die Schutzwache des Menſchen, die einzige Stärke ſeiner Schwachheit, die einzige Waffenrüſtung, den einzigen Panzer, das einzige geſenkte Viſir im Kampfe des Lebens, die einzige Engelsſchwinge, die über uns flattert, die einzige Tugend, die auf den Wellen hinſchreitet wie der göttliche Heiland, die Vorſicht, die Schweſter des Unglücks.

„Du biſt verrathen worden und du haſt verrathen; du biſt getäuſcht worden und du haſt getäuſcht; du haſt die Wunde empfangen und du haſt ſie erwiedert; du haſt geblutet und du haſt geſchlagen; die grüne Hoffnung iſt fern von uns geflohen. Eine Leidenſchaft ſo voll von Entwürfen, ſo voll Saft und Stärke, ſo voll Furcht und ſüßer Thränen, ſo reich, ſo ſchön, ſo jung noch, die genügte für ein ganzes Leben, für ein ganzes Leben voll Angſt und Wahnſinn, voll Freuden und Schrecken und Vergeſſenheit; — dieſe Leidenſchaft, geweiht durch das Glück, geſchworen vor Gott wie ein eiferſüchtiger Eid; — dieſe Leidenſchaft, die uns aneinander gefeſſelt wie eine auf ewig geſchmiedete eiſerne Kette, wie die Schlange ihre Beute an den biegſamen Stamm des Bambus heftet; dieſe Leidenſchaft, die unſre Seele ſelbſt, das Blut unſerer Adern und der Pulsſchlag unſrer Herzen war — dieſe Leidenſchaft haſt du vergeſſen, vernichtet, verloren für immer; was deine Freude und dein Entzücken geweſen, iſt für dich nur noch tödtliche Verzweiflung, die ſich mit nichts vergleichen läßt als mit der Abweſendheit, welche ſie verurſacht. Ach! dieſe Abweſenheit u. ſ. w."

Wahrer Text des Briefs.

Der erſte der portugieſiſchen Briefe.

(Gewöhnlicher Styl.)

„Sieh, mein Geliebter, in welch hohem Grad du der Vorſicht ermangelteſt! Ha, Unglücklicher, du biſt verrathen worden und du haſt mich verrathen durch trügeriſche Hoffnungen. Eine Leidenſchaft, auf welche du ſo viel beglückende Plane gebaut hatteſt, verurſacht dir jetzt nur tödtliche Verzweiflung, die ſich nur mit der Grauſamkeit der Abweſenheit vergleichen läßt, welche ihre Veranlaſſung iſt. Ach, dieſe Abweſenheit!"...

An dieſer kleinen Probe ſehen Sie, mein Herr, auf was uns unſre Forſchungen führten. Sie wiſſen, daß Quintilian einen mit Adjectiven überladnen Satz mit einem Heer vergleicht, wo jeder Soldat ſeinen Kammerdiener hinter ſich hätte. Hier ſind wir bei dem Hauptpunkt dieſes Briefs angekommen; unſre Anſicht iſt, daß man im jetzigen Zeitpunkt die Adjective allzuſehr häuft; wir glauben, wenn man aus den heutzutag erſcheinenden Büchern alle Adjective ausſtriche, ſo hätte man nur noch Einen Band ſtatt zwei und wäre der Preis nur 7½ Fr. ſtatt 15, was alle Beachtung verdient. Sie erinnern ſich wohl der ſcharfen Küſſe (*âcres baisers*) Juliens in der neuen Heloiſe; ſie haben ihrer Zeit Senſation gemacht; heute, dünkt uns, wür-

ner dann kleiner Wagen bedienen. Die Luft iſt geſund, im Herbſt aber herrſchen Fieber.

Der Amu-Derja verſieht das ganze Land mit gutem Waſſer. Der Strom iſt tief, breit und raſch fließend, aber dieſe raſche Strömung mindert ſich allmählich ſo ſehr, daß unterhalb Kungrat der Lauf kaum bemerklich iſt; 150 Werſte oberhalb Petnäk finden ſich Schnellen, über welche man bei kleinem Waſſer nur mit Mühe hinunterfahren kann. Von da an aber bis zum Aralſee hindert nichts die Schifffahrt. Die Karkalpaken beſchiffen den See, um des Fiſchfangs willen, in kleinen Kähnen; derſelbe iſt mit Inſeln beſäet, von denen einige bevölkert ſind: die bedeutendſte davon, Tokmak-Ata, liegt gerade der Mündung des Amu gegenüber, iſt bewohnt und mit Wald bedeckt. Ihre Länge iſt gegen 30 Werſte. Die Chiwaer beſuchen ſie, um an dem Grabe eines hier beerdigten Santon zu beten. Der See iſt ſehr wenig tief, und bei kleinem Waſſer ſoll man bis zu der 20 Werſte vom Ufer entfernten Inſel hinüberreiten können. Der Amu-Derja tritt nur unterhalb Kungrat über ſeine Ufer, und zwar hauptſächlich über das öſtliche; darum findet ſich auch hier ein Wieſengrund, von dem weiter oben keine Rede iſt. Dieß Austreten, das gewöhnlich am 1 Oktober (nach andern Nachrichten im April oder Anfang Mai) eintritt, und das ſonſt reine und gute Waſſer trüb und ſchlammig macht, ſteigt oft um dritthalb Klafter (Saſhenen) über die gewöhnliche Höhe. Der niedrigſte Waſſerſtand tritt im Junius ein, und dann kann man oberhalb Petnäk über den Strom reiten; übrigens iſt dort ſein Lauf ſo reißend, daß das Pferd ſich nur mit Mühe auf den Füßen hält.

Wenn der Amu-Derja Waſſer genug hat, ſo füllen ſich alle daraus abgeleiteten Canäle, und dann kann man Felder und Gärten bewäſſern; im entgegengeſetzten Fall mißräth die Ernte, und das Land leidet Hunger. Im J. 1804 z. B. wurden die Einwohner Chiwa's durch Waſſermangel und eine daraus entſpringende Mißernte in die äußerſte Noth verſetzt. Dasſelbe Jahr zeichnete ſich auch durch anſteckende Krankheiten aus.

Im ganzen Chanat fällt kein Fluß in den Amuderja, aber 10 Werſte unterhalb Chudſcha fließt ein Arm, Kara-Uſek, gegen Weſten, der fünf Klafter tief, 200 Klafter breit und ziemlich reißend iſt. Die Karakalpaken unterhalten hier eine Fähre. Fünf Werſte gegen Norden von der Abzweigung dieſes Arms iſt der Berg Irnek, bei welchem derſelbe, fünf Werſte von Kungrat, ſich in den See Ak-Jul ergießt und aus dieſem wieder in den Amu-Derja fällt. In den Kara-Uſek fallen einige Seitenarme des Amu-Derja, die man wohl unterſcheiden muß von den Canälen, die nicht in natürlichen, ſondern in künſtlichen Betten fließen. Bei der Anſchwellung führt der Strom eine ungewöhnlich große Menge dunkelgrauen, lehmigen Schlamm mit ſich, welcher der Fruchtbarkeit der Felder großen Eintrag thut. Oft füllen ſich die Canäle in kurzer Zeit mit einer dicken Schicht an, die man beim Ausräumen am Ufer aufwirft oder in die Städte und Dörfer führt, um hier den Boden zu erhöhen, und die Wohnungen gegen die Ueberſchwemmung zu ſichern.

Die Bewohner des Chanats ſind überzeugt, daß der Amu-Derja einſt ins kaſpiſche Meer fiel, daß das alte Strombett ſich von Urgendſch aus gegen Weſten gewendet habe, noch jetzt zu erkennen und mit ſeinem (Fluß-?) Sande gefüllt ſey. Zur Zeit der Anſchwellung des Amu und der Canäle ergießt ſich das überflüſſige Waſſer in dieß verlaſſene Bett, das ſomit unter dem Waſſerniveau des Hauptſtroms und der Canäle liegen muß. Der größte Theil des Schlammes, den der Amu führt, geht zwar nach der Mündung, wo die Tiefe des Meeres raſch abnimmt, und ein bedeutendes Delta ſich bildet. Aber der Amu erhöht auch, wie der Po und ähnliche Flüſſe, ſein Bett, und darum ſind zweifelsohne auch ähnliche Aenderungen des Laufes vor ſich gegangen. Die Bewohner von Chiwa ſchreiben die Verödung des alten Urgendſch dem Umſtand zu, daß der Arm des Amu, an dem dieſe große Stadt liegt, ſich allmählich mit Sand anfüllte und austrocknete. Alle Nachrichten über den frühern Lauf des Amu ſind unvollſtändig, reichen aber nicht hin, die Annahme einer ehemaligen Ausmündung ins kaſpiſche Meer geradehin zu verwerfen, wie dieß in letzterer Zeit geſchehen iſt. Die Ausſagen vieler Chiwaer und zurückgekehrten Ruſſen ſtimmen darin überein, daß zwiſchen Chiwa und dem kaſpiſchen Meere, in der Nähe jenes alten Strombettes, etwa 300 Werſte öſtlich von dem balchaniſchen Meerbuſen, ſich Ueberreſte von Waſſerleitungen, Befeſtigungen und Backſteingebäuden finden. Dieſe Ueberreſte, deren nähere Schilderung ſehr wünſchenswerth wäre, beweiſen zum mindeſten, daß das Land einſt bewohnt war, aber jetzt des Waſſers und der Einwohner beraubt iſt.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortſetzung.)

Vom Schloſſe aus, an deſſen Mauern ich mehrmals das lothringiſche Doppelkreuz wahrnahm, ſtieg ich auf die nahegelegene Promenade, welche den Fluß und die Citadelle beherrſcht. Man hat von da eine ganz hübſche Ausſicht. Ich ſetzte mich auf eine Bank an der großen Treppe, auf welcher man an den Fluß hinabſteigt, und gedachte der langen Gefangenſchaft, welche der famöſe Cardinal Retz in der zu meinen Füßen liegenden alten Schloßveſte ausgehalten. Mehr Geiſt kann man nicht haben, als dieſem Cardinal Retz gegeben war, und man muß es eine Ungerechtigkeit der heutigen Franzoſen nennen, daß ſie dieſen Mann als Schriftſteller faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen laſſen. Man ſpürt bei ihm keine kurzen Ideen, wie bei Voltaire; er wirft nicht wie dieſer eine künſtliche Hülle um ſchwer auszudrückende Dinge, ſondern wagt ſie mit ihren eigenen Namen zu nennen; er umſchreibt und umgeht nicht Alles, und zerſtört ſomit nicht den großen Witz und die große Phantaſie, indem er durch den kleinen Witz und die kleine Phantaſie die Unſchuld vergiftet. — Ich dachte an ſein Project, ſeine ſchöne Couſine, Margarethe von Retz, zu entführen; er wollte mit ihr nach Holland gehen, welches damals der gewöhnliche Zufluchtsort gegen die unumſchränkte Gewalt des Königs von Frankreich war. „Mademoiſelle von Retz,“ ſagt der Cardinal,

„hatte die schönsten Augen von der Welt, allein sie waren nie schöner, als wenn sie sehnsüchtig blickten, und ich habe nie welche gesehen, denen das Schmachten eine so entzückende Anmuth verliehen. Eines Tages, als wir bei einer einheimischen Dame zu Mittag speisten, zeigte sie in einem Blick auf den Spiegel hinter dem Bette Alles, was die Mordidezza der Italienerinnen Zartes, Liebreizendes und Holdseliges hat. Aber zu ihrem Unglück achtete sie nicht darauf, daß Palluau, seitdem Marschall von Clerambant, sie im Spiegel sehen konnte ꝛc.“ Dieser zarte Blick erregte so entschiedenen Verdacht, daß der Vater des künftigen Cardinals ihn eiligst entfernte und mit nach Paris nahm.

Ich verweilte über eine Stunde auf der Promenade; man findet daselbst mehrere Reihen Bäume und verschiedene Statuen unter aller Kritik. Am Fuße dieses Hügels, auf welchem die Promenade befindlich, fielen mir zwei oder drei Häuser auf, welche eine so reiche und schöne Stadt, wie Nantes, nicht hätte bauen lassen sollen. Allein die Schöffen der französischen Provincialstädte haben eben nicht viel Gefühl fürs Schöne und Malerische; zeigt sich doch selbst der Pariser Stadtrath, welcher die Bäume auf den Boulevards umhauen läßt, in dieser Beziehung entsetzlich roh. Wie ganz allerliebst nehmen sich dagegen Frankfurt, Leipzig, Nürnberg u. s. w. mit ihren reizenden Promenaden aus! Sehr viele von unsern kleinen deutschen Städten gewähren einen pittoresken Anblick, und sind so zweck- und naturgemäß geschmückt, daß der beste Baukünstler seinen Geschmack daran üben kann; denn diese ohne Prachtgebäude und großen Aufwand, bloß mit Hülfe von Baumwerk und Sonnenschein hervorgebrachten Verschönerungen nähern sich mehr dem guten Style und der wahren Schönheit, als jene mühsamen und kostspieligen französischen Paradeanlagen, wogegen Kunst und Natur um Rache schreien. Und doch wiederholen die Franzosen ewig: „das schöne Frankreich!“ ganz eben so, wie die Engländer sagen: merry England! „das heitere England!“ während es auf der ganzen Welt keine widerwärtigere, mürrischere Nation gibt, als die Engländer; die einzige Sorge im Leben eines Engländers ist, sich in die Höhe zu arbeiten, und auf jede Weise zu verhindern, daß ein Anderer ihm den Rang ablauft.

Die Bäume der Promenade in Nantes sind kümmerlich; das Erdreich scheint wenig zu taugen. An der Morgenseite der Promenade erhebt sich eine Reihe Häuser, welche allem Anschein nach vom alten bretagnischen Adel bewohnt werden, denn sie sehen sehr vornehm und traurig aus. An dem andern Ende der Promenade traf ich einen kleinen, handbreiten Fluß, worauf ein Dampfboot ging; ich erkundigte mich nach dem Namen dieses Flusses: er heißt Erdre und hat eine Menge Brücken und Schleußen. Längs des Ufers hingehend, sah ich das Hotel der Präfectur, ein großes, massives Gebäude, ohne Urtheil und Geschmack nach verschiedenen Baustylen zusammengestoppelt, ungefähr in der Art, wie die Arzneischule in Paris. An vielen Stellen ersetzt man die schlechten, hölzernen Baracken des sechzehnten Jahrhunderts durch hübsche dreistöckige Häuser von Stein. Bevor sich die Erdre in die Loire ergießt, nimmt sie noch einen andern kleinen Fluß auf, die sogenannte Sevre Nantaise. Zu beiden Seiten der Mündung der Erdre dehnen sich die breiten und belebten Loirequais aus, welche in ihrer ganzen Länge mit einer einzigen Reihe alter, 60 Fuß hoher Ulmen bepflanzt sind, die eine vortreffliche Wirkung hervorbringen. Die mannichfaltigen Baumformen beschäftigen angenehm die Einbildungskraft, und mehrere von den gegenüberliegenden Häusern sind nicht ganz stillos und haben namentlich eine gute Farbe, da ihnen der weiße, gelbe, milchkaffeeartige und bunte Anstrich fehlt, welcher uns so viele moderne Städte verleidet. Alles paßt hier zu einander: der Quai und die Bäume und die Bauwerke auf demselben, sowohl ihrer Form als Farbe nach; diese Dinge vermählen sich hier zusammen zu einem guten Gemälde, wo Composition, Colorit und Zeichnung sich mit einander zu Einem glücklichen Ganzen verbinden. Diese schönen, so herrlich und so wohlfeil geschmückten Quais werden zu jeder Stunde des Tags in allen Richtungen von eiligen Fußgängern bepilgert und von rasselnden Wagen befahren: wir finden hier die ganze Geschäftigkeit und emsige Regsamkeit einer großen Handelsstadt; es halten daselbst zwei Omnibus, ein weißer und ein gelber; hübsche achtzehnjährige Mädchen versehen den Dienst der Conducteurs; die Fahrt kostet drei Sous; ich stieg in den ersten Omnibus und fuhr so lange mit, bis der Wagen an seine Station gelangte. Die Geduld und Gutmüthigkeit des weiblichen Conducteurs wurde jeden Augenblick von den Passagieren durch gute und schlechte Witze auf die Probe gestellt, was höchst spaßhaft mit anzusehen war. Der Wagen hielt neben einer Reihe von Zimmerplätzen still. Ich folgte einem Schwarm jubelnder Straßenjungen; es wurde nämlich eben ein Schiff vom Stapel gelassen, welches sehr glücklich ablief: es glitt majestätisch von seinem hölzernen Gerüste in den Strom hinab. Meine Umgebung bestand größtentheils aus Familienmüttern, wovon jede vier oder fünf Kinder bei sich hatte, die alle von gleichem Alter schienen; ich suchte mit einem alten Zollaufseher ein Gespräch anzuknüpfen, allein es war nichts aus ihm herauszubringen.

Es ist ein Glück für Nantes, daß es theilweise auf einer Anhöhe gebaut ist, welche auf dem rechten Ufer der Loire anfängt, und gegen Norden immer weiter zurücktritt, indem sie mit dem Fluß einen Winkel von etwa 30° bildet. Die Schiffswerfte nimmt die erste kleine Ebene zwischen der Loire und der Anhöhe ein. Aber die Loire bei Nantes ist nicht so breit, wie die Rhone bei Lyon, oder die Seine bei Quilleboeuf; Nantes liegt an einem sehr schmalen Flußarme der Loire, welche hier, wie überall in ihrem Laufe, durch die zahlreichen Inseln verdorben wird. Der Schiffswerfte gegenüber vereinigt sich dieser schmale Arm der Loire mit einem andern viel breiteren. Ich nahm ein Boot, um denselben hinaufzufahren; allein es sollte mir an jenem Tage nichts Glückliches begegnen. Mein alter Bootsmann war mäuschenstill, und seine ganze Conversation beschränkte sich darauf, mir zehn Sous Trinkgeld abzuverlangen, um eine Flasche Wein auf meine Gesundheit zu leeren: er habe seit vierzehn Tagen keinen Tropfen über die Lippen gebracht; das war ohne Zweifel eine Lüge; da das Maaß Wein

in Marseille nur 5 Centimes kostet, so muß es in Nantes bei der Wohlfeilheit des Transports zur See höchstens auf 15 Centimes kommen, allein vielleicht sind die Eingangszölle übertrieben hoch; die französischen Mautdgesetze zeichnen sich durch ihre gränzenlose Abgeschmacktheit aus. Ich fand den zweiten Arm der Loire mit Pfählen versperrt, welche aus dem Wasser hervorstehen und römische Fünfen (V) bilden, die Spitze nach dem Meere zugekehrt: man befestigt daran die Netze, womit die Alsen gefangen werden, welche hier besonders schmackhaft sind. Die Strömung der Loire ist ungemein reißend, weßhalb der Volksrepräsentant Carrier verrufenen Andenkens dem Pariser Wohlfahrtsausschuß die Loire als einen torrent révolutionnaire rühmte. Die Fahrt stroman ging sehr langsam; ich ließ mich ans Land setzen nicht weit von einer Brücke, welche sehr häßlich ist, und etwa 40 Fuß über dem Wasser erhaben seyn mag. Da gerade der Omnibus nach dem Faubourg Saint-Jacques vorbeifuhr, stieg ich ein, und bald nachher passirten wir einen dritten Flußarm. In meinem Leben bin ich nicht so gestoßen worden: die Straße, welche die drei Brücken über die Loire verbindet, ist schauderhaft gepflastert.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Rawlinsons Reise in Persien.

(Schluß.)

Das ist der Weg, den Major Rawlinson vorschlägt; das Resultat, zu dem er am Schluß eines langen mit vielem Fleiß und Gelehrsamkeit gearbeiteten Memoires kommt, geben wir mit seinen eigenen Worten: „Ich habe gezeigt, daß Herodot die Hauptstadt Mediens Atropatene unter dem Namen Ecbatana beschreibt, mit einzelnen Zügen, die nur den Ruinen von Takhti Soleiman gehören; daß derselbe Ort in dem Buche von Tobit Tscharran (Charran) eben so heißt; diese Benennung ist mir gelungen, durch verschiedene Beweispunkte nachzuweisen bis in die Zeit der Araber, von denen die Stadt, welche den Platz von Takhti Soleiman einnahm, immer noch Arran, gleichbedeutend mit Charran, bis in den letzten Zeiten ihres Daseyns genannt ward; daß der alte persische Name Var, ebenfalls dem Schlosse dieser Stadt des Dejoces gehörig, in dem griechischen Vera, dem unterscheidenden Beiwort jener Festung, aufbehalten ist, welche Markus Antonius zu Takhti Soleiman belagerte; daß Gaza, die gewöhnlichere Benennung der atropatenischen Hauptstadt, nur die Uebersetzung des alten Namens Ecbatana ist; daß Alexander und seine Officiere, da sie nicht bis zu dieser Stadt vordringen konnten, auch ihren Unterschied von dem Ecbatana in Groß-Medien nicht zu entdecken vermochten, und daß die Verwirrung aller spätern Geographie dieser Ursache zugeschrieben werden muß; daß spätere Autoren Notizen von Ecbatana enthalten, die nur durch ihre Anwendung auf die atropatenische Hauptstadt dieses Namens erklärt werden können, obgleich sie die Schriftsteller selbst in ihrer Unwissenheit auf die andere Stadt zu beziehen scheinen; daß die Reihe von zweideutigen Anspielungen auf das Ecbatana Nordmediens von dem Augenblick fortdauert, wo wie die Stadt in der Form einer bestimmt und positiv daseyenden aus dem Gesicht verlieren, bis zu der Zeit, wo die Hauptstadt, die ihren Namen geändert, den Römern unter der Bezeichnung Gaza bekannt wird, und hier schließe ich den ältesten und folglich schwierigsten Theil der Untersuchung. Das nächste Stadium des Beweises nimmt die Zeit des medischen Krieges von Antonius ein; es stellt alle Notizen zusammen, die in den classischen Autoren von der atropatenischen Hauptstadt zwischen dieser Zeit und dem Erlöschen der parthischen Monarchie vorkommen; es behauptet als natürliche Folge, die durch jene Aussagen noch verstärkt wird, die alle auf denselben Punkt hingehen, daß diese Hauptstadt nothwendig dieselbe Lage mit der, welche bisher unter dem Namen Ecbatana nachgewiesen wurde, gehabt haben müsse, und indem es zeigt, wie genau die Lage von Takhti Soleiman zu allen bekannt gemachten Messungen und allen historischen Thatsachen jener Zeit paßt, bestätigt es zugleich den vorhergehenden Beweis und geht zu der großen Frage über, ob das Ecbatana des Dejoces dasselbe sey mit dem in der bekannten Periode der Sassaniden-Dynastie. In dem dritten Stadium der Untersuchung ist das große Ziel eine Verbindung zwischen dem byzantinischen Bericht der atropatenischen Hauptstadt und den orientalischen Nachrichten derselben Stadt aufzustellen, und dieß wird dadurch erreicht, daß gezeigt wird, wie die Ereignisse, welche eine Partei Canzaca zugeschrieben, von der andern als in der großen Stadt Schiz geschehen erzählt werden, und indem der für beide Parteien gemeinsame Beweis geführt wird, daß der berühmte Tempel, welcher das heiligste Feuer der Perser enthielt, in dieser Stadt Canzaca oder Schiz lag, der Hauptstadt der Provinz Aderbeidschan. Noch gibt es verschiedene Messungen und andere Züge aus dieser Zeit der Geschichte, die völlig mit der Lage von Takhti Soleiman übereinstimmen, und um so mehr dazu dienen, die vorhergehenden Theile des Beweises zu befestigen und zu begründen. Die Untersuchung endet dann mit Verification der Lage des arabischen Schiz in der neuern Geographie. Der sehr ins Einzelne gehende Bericht von diesem Orte, den ich aus dem Werke von Zakariya Kazvini ausgezogen, und mit meinen eigenen persönlichen Beobachtungen in den Ruinen von Takhti Soleiman verglichen habe, kann nicht den kleinsten Schatten eines Zweifels in Bezug auf die Identität beider Orte zurücklassen, und ich glaube, daß in der Verknüpfung und dem Resultat dieser vier Punkte der Analyse eine Schwierigkeit gelöst ist, die aus Mangel von ein wenig Aufmerksamkeit und richtiger topographischer Kenntniß bis zu dem heutigen Tag das große Problem der asiatischen vergleichenden Geographie gewesen, und welche, bei der Dunkelheit, die sie bisher auf die Karte des alten Persiens geworfen, eine der Haupthindernisse darbot, diese interessante und lehrreiche Wissenschaft weiter zu verbreiten."

Die Denkschrift des Major Rawlinson war von Karten u. s. w., einem Grundriß der Ruinen von Takhti Soleiman und einer Abschrift der Inschrift an den Felsen von Karaftu begleitet.

Miscellen.

Mammuthzahn im Großherzogthum Luxemburg. Wir haben vor einiger Zeit angekündigt (s. Nr. 70), daß in dem genannten Lande ein Elephantenzahn gefunden worden sey; es ist aber von dort aus im Echo du Monde Savant, welchem die Nachricht entnommen war, bemerkt worden, daß es ein Mammuthzahn gewesen, und daß er auch nicht, wie früher angegeben wurde, in drei Theile zersägt wohl aufbewahrt worden sey.

Elephantenknochen in England. Das Dover Chronicle meldet die Auffindung solcher Knochen in einem kleinen Erdschlipf des Round Down Cliff. (Echo du Monde Savant vom 18 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1840.

Ueber den Ursprung der Keilschrift.

Das Athenäum vom 14 März theilt einen Auszug aus der Vorlesung eines Hrn. Nasmyth mit, der den Ursprung dieser eigenthümlichen Schrift auf eine sehr scharfsinnige Art erläutert. Er hält sie für babylonischen Ursprungs. Das ungemeine Interesse, das sich an das alte Babylon knüpft, war Ursache, daß man so unbedeutende Gegenstände, wie die Backsteine, aus denen jene wunderbare Stadt gebaut war, in den Museen aufbewahrte. Das Hauptinteresse knüpft sich freilich an die seltsamen Charaktere, die sie an sich tragen, und die man ihrer Form wegen Pfeil- oder Keilschrift nannte. Die Zeichen befinden sich meistentheils auf der Randseite der Backsteine, so daß sie, wenn die Backsteine in die Mauer eingebaut waren, leicht gelesen werden konnten. Die Babylonier wohnten an den Ufern eines Flusses, der ihnen in seinem Lehm ein sehr bequemes Baumaterial in Fülle bot; Babylon war deßhalb aus Backsteinen gebaut, die größtentheils nur einfach in der Sonne getrocknet waren. Dieser Umstand erklärt den Ursprung dieser seltsamen Schrift, die selbst in ihren verwickeltsten Combinationen sich doch in die ursprüngliche Pfeilform auflösen läßt. Eine genaue Untersuchung derselben führte Hrn. Nasmyth auf die Erforschung der Art und Weise, wie diese Schrift hervorgebracht wurde, und er entdeckte bald, daß sie das Ergebniß des Eindrückens eines dreieckigen Instrumentes oder Stylus in den noch feuchten und weichen Thon war. Diese Vermuthung bestätigte sich ihm, als er bei Untersuchung der im brittischen Museum befindlichen babylonischen Backsteine auf einem derselben eine Reihe sehr kräftig ausgeführter Charaktere sah, von denen einer so tief eingedrückt war, daß man die ganze Form und Größe des Instruments erkennen konnte.

Das Athenäum hat seine Mittheilung mit Holzschnitten begleitet, aus denen man ersieht, daß das dreieckige, wahrscheinlich scharfe Instrument vorn glatt abgeschliffen war, so daß das obere Ende ein gleichseitiges Dreieck bildete. Die Hand muß das Instrument in der Art gefaßt haben, daß der Zeigefinger auf die eine flache Seite drückte, wo dann jedes Eindrücken in den flachen Thon ein längliches Dreieck gab, dessen oberer, breiter Theil tief, dessen unterer spitziger Theil schwach eingegraben war. Diese leicht hervorzubringende, eigenthümlich geformte, und aller möglichen Abwechslung fähige Schrift wurde nun allmählich zu den schönsten und umfassendsten Inschriften auf den Backsteinen und Töpferarbeiten dieses merkwürdigen Volks angewandt, und da sie einmal im Gebrauche war, so ging sie später auch auf Stein, Marmor und selbst Agat über, behielt aber alle die Eigenthümlichkeiten, die ihren Ursprung, nämlich das Eindringen eines scharfen dreieckigen Instruments in den weichen Thon, bezeichnete.

Von dieser Ansicht geleitet, geht Hr. Nasmyth noch weiter, und behauptet, aus dieser Keil- oder Pfeilschrift seyen auch wesentlich unsere abendländischen Charaktere entstanden: das griechische *Y* z. B. besteht aus drei solchen keilartigen Eindrücken, *T* gleichfalls aus drei, *K* aus vier u. s. w. Er will nun aus den ältesten griechischen Inschriften gefunden haben, daß die Schrift derselben eine Art Nachahmung der babylonischen sey, indem sie das tiefe Eindrücken des breiten Endtheils hätten, und der Grundstrich der Buchstaben merkwürdigerweise mit der geraden Linie der Inschrift nicht parallel, sondern dem Charakter der Pfeilschrift gemäß häufig schief darauf stehe.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Das Merkwürdigste in diesem Stadttheil ist das neue Hospital Saint-Jacques, ein weitläufiges, palastähnliches Gebäude, welches zugleich Spital, Armen-, Kranken-, Narren- und in gewisser Hinsicht auch Zuchthaus ist. Es liegt auf der Seite der Stadt, woraus man nach Ellisson fährt, und gleichsam schon im Felde, hart an der Loire. Es ist eine Sammlung mehrerer Hauptgebäude, die alle von Mauern umschlossen sind, und im Innern verschiedene Abtheilungen und Höfe bilden, welche durch bedeckte Gänge verbunden sind. Rundum die Höfe, in deren Mitte kleine Gärten angelegt sind, laufen Arcaden, welche bei Regenwetter treffliche Spaziergänge bieten und den Aufwärtern

erlauben, ihren Dienſt im Trockenen zu verſehen. Das Hoſpital iſt für Männer und Weiber. Die merkwürdigſte Partie dieſes Verſammlungshauſes des Elends iſt die Seite, wo die wohnen, welche man von der übrigen Welt ausgeſchloſſen hat, weil ſie meiſtens eine ganz andere im Kopfe tragen, als dieſe, und alſo damit alle Augenblicke anrennen; ich rede von den Narren, deren hier eine ziemliche Anzahl verſammelt iſt. Die Gemächer ſind zu ebener Erde und ſauber. Die boshaften, wüthigen Narren wohnen einzeln in Zellen, und ſind entweder auf Stühlen feſtgebunden, oder werden nur mit Zwangsjacken ins Freie gelaſſen. Die ſtillen oder luſtigen Narren gehen meiſt im Hofe und unter den Arcaden ſpazieren, und erzählen ſich mit lauter Stimme und oft mit eben ſo lautem Lachen ihre Träume und Begebenheiten. So oft ich ein Tollhaus beſuche, ergreift mich ein Schauer, der mehr iſt, als das menſchliche Gefühl des Mitleids oder der eigennützige Gedanke an die eigene Hinfälligkeit. — Mich dünkt es ſehr menſchlich und natürlich, daß mehrere wilde Völker, die nur die Kräfte der Natur fühlten, aber noch weniger verſtanden, als wir, Wahnwitzige und Epileptiſche oft als Heilige und Lieblinge der Götter ehrten, und ihr elendes Daſeyn unter dieſem frommen Glauben in Schutz nahmen. Wir ſind aber zu der Höhe von Bildung gekommen, wo alles Heilige und Seltene gemein werden muß, wenn es exiſtiren ſoll. Es iſt keine Zeit der Wahnwitzigen und Poeten, die den nüchternen Leuten nur zu oft als Tolle erſcheinen. Doch gibt es Leute, die an dieß tauſendjährige Reich glauben, wo man ſelbſt den Tollen und Halbtollen, den Poeten und Philoſophen, einen Theil der allgemeinen Erde einräumen werde. Aber zurück in die Behauſung der Heiligen, deren Begeiſterung und Entgeiſterung ſo viel Hohes und Tiefes hat!

Den Idioten beiderlei Geſchlechts hat man einen eigenen Hof eingeräumt, wo ſie wie das Vieh gefüttert werden und aus einem gemeinſchaftlichen Troge eſſen; einige ſind ſogar unfähig, dieſe animaliſche Function zu verrichten und werden von den Wärtern wie kleine Kinder aufgepappt. Und nun ſage man noch, daß unſer Jahrhundert inhuman iſt! In einem andern Theile des Gebäudes befindet ſich die Sammlung von wahnwitzigen Weibern und eine Sammlung von ſolchen, die in vielen Städten ſich nach dem Namen der heiligen Magdalena nennen und hier wegen ihrer Sünden bußfertig ſind oder ſeyn müſſen. Dieſe Schweſterſchaft wohnt gleich neben den Tollen an. Außer den Narren und den beiden zuletzt genannten elendeſten Claſſen der Weiber, zwiſchen denen einem freien und züchtigen Gemüthe die Wahl ſchwer werden möchte, iſt das Spital Saint-Jacques ein Aufenthalt für das hülfloſe, gebrechliche Alter, welchem man Wohnung und Nahrung, in den Krankheiten Pflege und Arznei, und nach ihren Kräften auch Arbeit gibt. Es gehören ihm zwei Höfe, wo es an der Sonne und Luft herumſpaziert, die ſehr rein hieher kömmt. Alles iſt nett und ſauber eingerichtet. Gleich am Eingang dieſer kleinen Welt findet man die Capelle. Auf der einen Seite ſind die Schlafſäle, auf der andern die Säle, wo gemeinſchaftlich gearbeitet wird, welches freilich nicht von Bedeutung ſeyn mag; was kann das abgelebte Alter und die kümmerliche Gebrechlichkeit Großes leiſten? — Nantes hat noch verſchiedene andere Anſtalten für den unglücklichen Ausſchuß der Menſchen; in allen dieſen Lazarethen herrſcht große Ordnung und Reinlichkeit, was der ſtädtiſchen Verwaltungsbehörde Ehre macht. Doch kein Wort mehr von dieſen Sammlungen des Elends und lieber ſchnell zu andern fröhlichen Einrichtungen, die den Geiſt durch den Anblick von Güte und Liebe wieder aufzurichten vermögen.

Dahin gehören die hieſigen Salles d'Aſile, deren drei in Nantes exiſtiren, welche alle mir bekannten Anſtalten dieſer Art weit hinter ſich zurücklaſſen. Hier iſt es mir erſt recht klar geworden, welche unermeßlichen Reſultate dieſe Salles d'Aſile auf das Wohl der untern Volksklaſſen, namentlich in großen Haupt- und Handelsſtädten, haben können. Ich erinnere nur an die große Menge von Tagelöhner- und Fabrikarbeiter-Familien, wo Vater und Mutter durch ihre Beſchäftigung den ganzen Tag vom Hauſe abweſend ſind und ihre kleinen Kinder entweder in der Wohnung allein laſſen oder ſie der Aufſicht älterer Geſchwiſter, guter Nachbarinnen oder unberufener Leute anvertrauen müſſen. Die traurigen Folgen dieſer darten Nothwendigkeit liegen klar zu Tage. Jährlich verunglücken eine Menge ſchlecht beaufſichtigter Kinder durch Verbrennung am Feuer, Erſtickung im Kohlendampf, Verbrühung im ſiedenden Waſſer, durch einen gefährlichen Fall, durch Ueberfahrenwerden bei ihren Spielen ꝛc. Noch zahlreicher und betrübender als dieſe phyſiſchen Gefahren ſind die moraliſchen Uebel, welchen kleine Kinder ohne Aufſicht ausgeſetzt ſind. Das Alleinſeyn gebiert bei Kindern immer Dummheit und Stumpfſinn, weil Niemand ihre Geiſteskräfte erregt und ihr Nachahmungstrieb, der im erſten Alter vorherrſchende, keinen Spielraum hat. Furcht, Angſt und Schrecken bei ſcheinbaren Gefahren verwirren oft die Sinne der Kinder, wenn ſie allein und hülflos ſind, und ihre Phantaſie, die in einem fort beſchäftigt und von Einem aufs Andere gelenkt ſeyn will, ruft ihnen in der Einſamkeit jene eingebildeten Gefahren bei der unſcheinbarſten Veranlaſſung zurück und ängſtigt ſie bis zur Geiſtesverwirrung: Fallſucht, Veitstanz, Blödſinn ſind nur zu häufig die Folgen davon, und ich erkläre mir daraus die große Anzahl von Idioten, welche man in den Irrenhäuſern antrifft; in der Salpetrière und Bicetre bei Paris leben an 1500 Blödſinnige.

Allen dieſen Nachtheilen für die phyſiſche und moraliſche Entwicklung der Kinder kann man durch die Salles d'Aſile vorbeugen, wenn ſie mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit und nach denſelben vernünftigen phyſiologiſch-pädagogiſchen Grundſätzen geleitet werden, wie die in Nantes, welche nicht ſowohl Kleinkinderſchulen, als lediglich Verwahrungs- und Entwicklungsörter für Kinder von zwei bis vier Jahren ſind. Die geachteſten Bürger und vornehmſten Bürgerfrauen (die Adeligen der Bretagne verabſcheuen alles, was Volksunterricht, Schule u. ſ. w. angeht) überwachen dieſe philanthropiſchen Anſtalten und beſtreiten die Koſten derſelben zum Theil aus eigenen Mitteln und durch freiwillige Beiträge. Sie ſtehen unter der Leitung eines verheuratheten Lehrers, deſſen Frau mit die Auf-

ſicht führt. Zu Schulſälen hat man geräumige, luftige Zimmer ausgeſucht, mit einem anſtoßenden Hofraume oder Garten, wo die Kinder ſich tummeln, welche hier weniger zum Lernen und Stillſitzen, als zum Spielen und zur Bewegung angehalten werden. Intellectueller Unterricht, für welchen das Alter von zwei bis vier Jahren wenig geeignet iſt, wird mit Recht nicht zur Hauptſache gemacht; man ſucht beſonders die Sinne und die Sprache der Kinder zu üben. Der Lehrer läßt verſchiedene Gegenſtände in der Nähe und Ferne beſehen, benennt ſie und läßt ſie benennen: er gibt ihre Kennzeichen und Merkmale und fragt dann über dieſelben die Kinder, welche die Antwort deutlich, verſtändlich, und in reiner Sprache geben müſſen; er bringt Laute, Schall und Töne mit Glocken, klingenden Werkzeugen und auf alle nur mögliche Art hervor, und läßt die Kinder die Veranlaſſung des Klangs beſtimmen und was dergleichen mehr iſt. Da alle Uebungen mehr als Spiel behandelt werden, ſo ſind die Kinder nicht nur angenehm dabei beſchäftigt, ſondern behalten auch den Frohſinn und die Heiterkeit, welche dieſem Alter eigen und für das ganze Leben von ſo großem Werthe iſt. Die Kinder ſind keinen Augenblick müßig; Spiele, Uebungen und Unterricht wechſeln mit einander ab und werden ſo gewählt, daß ſie das ſchlummernde Denkvermögen oder andere Geiſteskräfte in Anſpruch nehmen, Anſtelligkeit und Geſchicklichkeit befördern und dem Körper Bewegung verſchaffen. Man erzählt ihnen kleine Geſchichten, aus der Kinderwelt oder dem Fabelreich entlehnt; man ſagt ſie ihnen ſatzweiſe ſo oft und ſo lange vor, bis ſie dieſelben mit Geläufigkeit wieder erzählen können; ſie lernen auch kurze Sittenſprüche auswendig, und man ſollte ſie billig auch zum Geſange anhalten, denn ſelbſt die kleinſten Kinder haben Luſt und Freude am Singen.

Ganz beſonders gefiel mir die Ordnung und Reinlichkeit, welche in dieſen Salles d'Aſile herrſchte. Schon dieſes allein iſt ein reicher Gewinn für die armen Würmer, welche zu Hauſe gewöhnlich in Schmutz und Unreinlichkeit aufwachſen. Eine von den Dames patronesses verſicherte mir, es ſey höchſt ſelten, daß die Kinder nicht rein gewaſchen und ungekämmt in die Schule kämen; die Ehrliebe der Mütter, welche ihre Kinder in Geſellſchaft anderer bringen, verhütet, daß ſie dieſelben zerlumpt und ſchmutzig in die Schule ſchicken. Da die Kinder den ganzen Tag über in reinlichen Umgebungen ſich befinden, ſo gewöhnen ſie ſich von ſelbſt durch den ihnen eingebornen Nachahmungstrieb an Ordnung und Reinlichkeit, welches ſchon ein wichtiger Schritt zu ihrer Sittlichkeit iſt, da der Sinn für das Schöne mit dem Sinn für das Sittlich-Gute nahe verwandt iſt. Nach meinem Dafürhalten bieten dieſe Salles d'Aſile die geeignetſten Mittel dar, auf die Verſittlichung der unterſten Volksclaſſen hinzuarbeiten; freilich dürfen ſie nicht ſo nachläſſig betrieben werden, als die berühmten Cochin'ſchen Salles d'Aſile in Paris, wo man große Ordnung findet, wenn der Director den Beſuch zuvor hat anſagen laſſen, wo aber ſonſt ſchlechte Aufſicht herrſcht, da in Paris Alles auf den Außenſchein und für das Publicum berechnet iſt, welches jene Inſtitute nie in dem wahren, ſondern ſtets nur in dem für den Director günſtigen Lichte ſieht. Wenn aber dergleichen Verwahrungsörter für kleine Kinder überall mit derſelben Liebe und Menſchlichkeit geleitet wären, wie in Nantes, ſo würden die Klagen über die Verdorbenheit des gemeinen Volks in großen Städten, über die Sittenloſigkeit der arbeitenden Claſſen bald abnehmen. Ich unterdrücke hier eine ganze Reihe von Gedanken über den Pauperismus.

Nantes hat auch eine freie Gewerbſchule für arme Lehrburſche, welche tüchtige Geſellen und Atelierschefs bildet. Dieſe Gewerbſchule iſt eine Privatſtiftung der Société industrielle, welche treffliche Männer unter ihren Mitgliedern zählt und die Koſten durch jährliche Beiträge und Collecten beſtreitet. Der Unterricht im Sprechen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen und in Beziehung abſtracter Dinge iſt einfach und paſſend; vorzüglich gut iſt alles Praktiſche, was ins thätige und arbeitende Leben hineingreift. Die Seele dieſer Schule iſt der wackere Director Hr. Brieugne, welcher ſich auch um die Salles d'Aſile in Nantes viele Verdienſte erwirbt.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Löwenſterns Reiſe durch Mexico nach den Sandwich-Inſeln und China.

In der Londoner geographiſchen Geſellſchaft wurden am 9 März vom Hrn. Iſidor Löwenſtern aus Wien Bemerkungen auf einer Reiſe durch Mexico, von Veracruz nach Mazatlan an den ſtillen Ocean, nach den Sandwich-Inſeln, nach China und um die Erde während der Jahre 1838 und 1839 mitgetheilt.

Nach einem langen Aufenthalt in der Stadt Mexico, während welcher Zeit Hr. Löwenſtern die Pyramiden von Cholula, Xochicalco u. ſ. w., die Bergwerke von Real del Monte und die benachbarten Obſidiangruben beſuchte, wo die merkwürdigen unter dem Namen „Peñas Cargadas“ (aufgethürmte Klippe) bekannten Felſen ſind, verließ er am 24 Julius 1838 die Hauptſtadt, und reiſte auf dem gewöhnlichen Wege über Queretaro, Guadalaxara und Tepic nach Mazatlan. In Remedios, ungefähr 7 Meilen weſtlich von Mexico, entdeckte Hr. Löwenſtern einen Berg, der einer Pyramide glich, in Stockwerken abgetheilt war, die dem Anſehen nach mit Steinen bekleidet werden, und auf ſeinem Gipfel die Ruinen eines Schloſſes trug. Queretaro, 100 Meilen nordweſtlich von Mexico, und 6070 Fuß über dem Meere, iſt eine maleriſch gelegene Stadt von 20,000 Einwohnern, von Gärten umgeben, aus denen die hohe Cypreſſe und der gigantiſche Orgelcactus weit in die Lüfte ragen; hier iſt eine Waſſerleitung, die eine Menge Waſſer liefert. Celaya, eine Stadt von 10,000 Einwohnern, 20 Meilen weiter gegen Weſten, liegt in der Mitte des fruchtbarſten und volkreichſten Diſtricts von Mexico. Seine große Cultur verdankt er vorzüglich den erleuchteten Anſichten des Staatsmannes Don Lucas Alaman. In Guanajuato, 6870 Fuß über dem Meere, hat General Gorlozar vor kurzem ein treffliches Berginſtitut (mining institution) gegründet. In der Nähe von Tepatitlan, 80 Meilen weiter nach Weſten, entdeckte Hr. Löwenſtern eine andere Pyramide, die in ihrer Bauart der von Xochicalco gleicht, drei Stockwerke hoch, mit einem kreisrunden Erdaufwurf auf der Spitze; ſie

besteht aus Erde, und ist augenscheinlich mit Stein ummauert worden. Dieses Monument ist von um so größerem Interesse, da es in einem Theil des Landes liegt, in welchem bisher keine solchen Ueberreste früherer Zeit gefunden wurden, und wahrscheinlich auf der Linie der Wanderungen der Azteken von Californien nach Mexico. Guadalaxara, 40 Meilen weiter nach Westen, hat eine Bevölkerung von 70,000 Seelen, und ist nach der Hauptstadt die größte und blühendste Stadt Mexico's, sie kann sich selbst einer guten italienischen Oper rühmen. Von diesem Ort an wird die Gegend wild und unfruchtbar, je weiter man sich dem Plan de Barranças nähert, in dessen Nähe man der höchsten Spitze des Gebirges, in einer Höhe von wahrscheinlich 7500 Fuß, vorüberkommt, und hinter diesem Punkt fällt das Land schnell gegen die Tierras Calientes ab. Tepic, eine Stadt von 10,000 Einwohnern, liegt immer noch 2900 Fuß über dem stillen Ocean bei San Blas, von dem es etwa 50 Meilen entfernt ist. Die Straße von hier aus wendet sich etwas nördlich, und 80 Meilen weiter überschreitet sie den großen Fluß dieses Theiles des Landes, den Rio Grande oder Tololotlan, der seine Quellen in der Nähe des Nevado de Toluca, gegen 20 Meilen südwestlich von der Hauptstadt, hat, und der nach einem Laufe von fast 450 Meilen, meist in westnordwestlicher Richtung, in den stillen Ocean im Hafen von San Blas fällt; von dort kommt der Reisende, auf einem Wege, der ihn in einer Entfernung von 20 Meilen von der Küste hinführt, bei den Städten Acaponeta und Escuinapa vorüber, in den Hafen von Mazatlan, der der erträglichste Ruheort auf diesem Theil der Küste ist, obgleich es am 12 November 1855 von einem Orkan, oder Cordonazo, wie es hier heißt, heimgesucht wurde, der neun Schiffe und zahlreiche Menschenleben vernichtete. Nach einem Aufenthalt von 11 Monaten in Mexico schiffte sich Hr. Löwenstern nach den Sandwich-Inseln ein, wo er zwei Monate blieb, während welchen er den Vulcan Mowna Roa, 15,200 Fuß, in Hawaii bestieg. Er bestätigt Hrn. Douglas' Bericht von diesem merkwürdigen Berg in allen Punkten, ausgenommen den Umfang des Kraters, den Hr. Löwenstern auf zwei Meilen schätzt, Hr. Douglas aber auf 6¼ Meile annahm. Der Reisende besuchte auch Kirauea, das er, in Uebereinstimmung mit Hrn. Douglas, als den merkwürdigsten Vulcan in der Welt beschreibt. Von den Sandwich-Inseln besuchte Hr. Löwenstern Canton und die Insel Celebes, verließ den asiatischen Archipelagus bei der Meerenge von Sapi, ging um das Cap der guten Hoffnung und erreichte Europa im November 1859. — Hr. Löwenstern, der zugegen war, berichtete über eine große Sammlung mexicanischer Alterthümer, einige interessante Vasen aus Terra Cotta, Zeichnungen, Proben von den Erträgnissen der Bergwerke u. s. w., die der Versammlung vorgelegt wurden.

Tapeten aus dem Schlosse Bayards.

Dieses schöne historische Denkmal ist in der königlichen Bibliothek aufgehängt worden, und kam aus dem Schlosse Bayard in der Dauphiné, dem väterlichen Wohnsitze Pierre's du Terrail, des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel, wo die schön gearbeiteten alterthümlichen Figuren in den großen Geweben schon in seiner zarten Kindheit den Keim des ritterlichen Sinnes in dem Kinde weckten, der durch die treffliche Erziehung seines Onkels, des Fürstbischofs von Grenoble, immer mehr entwickelt wurde. Diese Tapeten, so merkwürdig in Bezug auf seine Besitzer, sind es nicht weniger durch ihre reiche Arbeit und treffliche Zeichnung, der weder Großartigkeit, noch eine gewisse Correctheit abgesprochen werden kann, ungeachtet der Anachronismen des Costumes, die in Darstellungen des Alterthums im Mittelalter unvermeidlich waren.

Sie bestehen aus drei Abtheilungen (compartiments). In der ersten bemerkt man vier Hauptpersonen, deren Namen, über ihre Köpfe geschrieben, Aeneas, Antenor, der König Priam und Penthesilea sind. Nach der unten befindlichen Legende handelt es sich um Penthesilea, Königin der Amazonen, die mit ihren Kriegerinnen Troja zu Hülfe kommt, wo sie vom König Priamus, der von seinem Hof umgeben ist, empfangen wird. Die zweite Abtheilung ist eine Schlacht; Polydamas kämpft hier gegen Ajax dem Telamonier; ein anderer Held, Namens Phillimenes, vertheidigt sich kräftig, und die Königin Penthesilea trifft Diomedes, der vom Pferde gestürzt ist. Die dritte Abtheilung stellt Pyrrhus, der zum Ritter geschlagen wird (armé chevalier) unter einem Zelte dar, wo Ajax und Agamemnon ihm als Pathen dienen, während ein Knappe (écuyer) ihm die Sporen anlegt.

Diese schöne und interessante Tapete wurde zur Zeit der Revolution durch Hrn. Richard, einen der ausgezeichnetsten Maler der Lyoner Schule, vor der Zerstörung bewahrt. Hr. Jubinal, der später in ihren Besitz kam, gab ihr eine doppelte Publicität, indem er einen Abdruck in sein großes Werk „Tapisseries historiques" aufnahm, und das Original dem großen literarischen Verein übergab, wo sie an der Stelle, die sie jetzt einnimmt, von Jedermann bewundert werden kann. (Echo du Monde Savant vom 21 März.)

Miscellen.

Die Pulververschwörung in England. Sir H. Ellis las am 5 März in der Alterthumsforschergesellschaft eine Mittheilung über einen bis jetzt unbekannten Brief Lord Monteagle, den man vor einiger Zeit in dem brittischen Museum entdeckte. Der Brief, der an Catesby kurz vor der Entdeckung des Anschlags gerichtet war, und schon an und für sich merkwürdig ist wegen der dunkeln und räthselhaften Haltung, stellt, wenn man ihn jetzt bei dem Lichte betrachtet, das die Geschichte bereits auf jene Begebenheit geworfen hat, als eine Thatsache heraus, die man freilich vorher schon ahnte, daß Lord Monteagle wie an frühern Complotten, so auch an diesem Theil genommen, aber seine eigene Sicherheit und eine ungeheure ihm verliehene Pension durch den Verrath seiner Mitheilhaber erkauft habe.

Sterblichkeit der Affen in England. Die zoologische Gesellschaft besaß unter ihren vielen andern Thieren auch 40 Affen; in ihrer Sitzung am 12 März wurde indeß angezeigt, daß in den letztern zwei oder drei Wochen 36 davon gestorben, und die vier übrigen sehr übel auf seyen. (Litterary Gazette vom 14 März.)

Basreliefs aus Constantine. Acht sehr alte Basreliefs, die in Constantine aufgefunden wurden, sind im Louvre angekommen. Sie scheinen einen Theil eines Triumphbogens ausgemacht zu haben. (Echo du Monde Savant vom 18 März.)

Erdbeben in Lucca. Am 29 Februar fühlte man in der genannten Stadt einen kurzen, aber sehr starken Erdstoß. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1840.

Nachrichten über Chiwa.

(Nach Helmersen.)

2. Die Einwohner.

Der vornehmste Stamm, zu welchem der Chan selbst gehört, sind die Usbeken; sie haben jedoch keine Privilegien, dienen ohne Ausnahme in der Armee, sind stolz auf ihre Abkunft, tapfer, aufgeblasen, hitzig und rachsüchtig, aber halten ihr gegebenes Wort, und zahlen genau, was sie schuldig sind. Ihre Sklaven behandeln sie hart, gehen selten in die Moscheen, rauben und stehlen. Mit Ausnahme der Usbeken von Kungrat leben sie in Häusern, im Sommer aber auf ihren Feldern in Zelten, führen jedoch kein nomadisches Leben. Die Usbeken von Kungrat dagegen wandern umher, wie die Kirgisen, und haben durchaus keine festen Wohnsitze. Die Uiguren gehören zum Usbekenstamm, wegen ihres Ungehorsams und ihrer Verbrechen aber leben sie fast in Sklaverei unter der Aufsicht und Leitung des regierenden Chans.

Die Turkmenen oder Turkomanen*) wohnen auf der Westgränze des Chanats, und führen ein nomadisches Leben. Sie tragen Mützen von Schafpelz mit einem rothen Tuchzipfel, wie die russischen Kosaken. Ihre Vorsteher tragen manchmal zu Ehren des Chans chiwaische Mützen. Ihre Kaftane sind eng, und reichen nur bis an die Knie; ihre Winterkleider verfertigen sie sich aus selbst bereitetem Tuche, im Sommer aber tragen sie Kaftane aus persischem Nanking. Sie haben kurze Hemden, rothe Juchtenstiefel, wie die Kirgisen, und schnüren sich stark. Sie leben fast allein von Raub, und bedienen sich dazu der Argamaks (Steppenpferde). Als im Jahre 1825 die chiwaische Armee die unglückliche russische Karawane anfiel, und mit großem Verlust an Waaren zum Rückzug nöthigte, entrissen die Turkomanen den Chiwaern und Karakalpaken alle die geraubten und zur Ausfuhr nach Buchara bestimmten Waaren, auf welche das ganze Heer, sobald der die Karawane bedeckende Convoi den Rückzug angetreten hatte, mit Begierde sich hinwarf. Bei dem Streit, der hierüber entstand, schimpften die Turkomanen auf den Chan, der, sobald er es erfuhr, zehn turkomanische Aksakals (Weißbärte, Aelteste) aufknüpfen ließ. Hierauf brachen 200 turkomanische Kibitken nach dem Ufer des kaspischen Meeres auf, zerstörten auf ihrem Wege in der Umgegend von Taschgaus zwei Bazars und trieben das Vieh weg. Taschgaus*) selbst konnten sie nicht nehmen. Die Weiber der Turkomanen sind hübsch und kunstfertig: sie weben Teppiche, Pferdedecken, eine Art feinen Kamelot, Gürtel, Tuch, und machen Filz. Die Männer striegeln ihre schönen Pferde und rauben.

Die Karakalpaken**) nomadisiren namentlich um den Berg Ai-Bugur und auf dem rechten Ufer des Amu-Derja. Die reichern unter ihnen schließen ihre Wohnung mit Mauern ein, bewahren in diesen kleinen Festungen ihren Kornvorrath und bringen den Winter in der Nähe dieser Magazine zu, im Sommer aber ziehen sie von Ort zu Ort. Sie kleiden sich wie die Kirgisen, nur tragen sie die chiwaische Mütze; ihre Winterkleidung besteht aus russischem Tuch, im Sommer aber tragen sie einen groben Zeug aus Kamelwolle. Viele Karakalpaken wohnen fortdauernd in Chiwa, wo sie eigene Häuser haben und auf Rechnung des Chans leben; sie tragen seidene Gewänder, und nehmen unter ihren nomadischen Landsleuten einen vornehmen und stolzen Ton an.

Die Karakalpaken beschäftigen sich mit Landbau und Viehzucht, und haben wenig Kamele; sie sind ungelenk, feig, und darum schlechte Krieger, gehorsam, aber zum Diebstahl geneigt; bis zum Raub reicht ihre Tapferkeit nicht aus. Sie halten ihr Wort, trinken keinen Branntwein, aber rauchen und

*) Es ist schwer, ihre Herkunft zu bestimmen; sie sind ein türkischer Stamm, der im eilften und zwölften Jahrhundert über den Oxus und nach Chorasan drang, und stehen jetzt größtentheils unter der Herrschaft der Chane von Chiwa, Buchara und Fergana.

*) Dieser Ort liegt nordwärts von Chiwa in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen an einem Kanal, Namens Schawat, der vielleicht einst ein Strombett war.

**) Schwarzmützen; sie sollen nach Klaproth vor der Verheerung der Stadt Bulgar in deren Nähe und auf dem bergigen Ufer der Wolga zwischen Kasan und Astrachan gewohnt haben. Jetzt haben sie sich viel weiter nach Südosten verbreitet.

schnupfen Tabak. Die reichern unter ihnen lassen ihre Kinder in Chiwa erziehen. Sie gehorchen blind dem Chan, und ein chanischer Beamter, auch wenn er selbst ein Karakalpake wäre, macht mit ihnen, was er will, indem sie auf die erste Aufforderung Weiber, Kinder und Vermögen herzugeben bereit sind. Im Allgemeinen sind sie arm, haben wenig Pferde, aber desto mehr Hornvieh; sie hausen auf reichen Triften und im Walde der Niederungen; ihre Felder liefern reichliche Ernten. Im eigentlichen Chanat Chiwa sind nur diejenigen ansässig, welche in der Armee des Chans dienen.

Die Sarten (so genannt von den Türken, sie selbst nennen sich Tadschiks) sind feig, unterwürfig und kriechend, sie brechen leicht ihr Wort, betrügen gern, zahlen ihre Schulden schlecht, taugen nicht zum Krieg, sind schlechte Reiter, aber beten viel und beschäftigen sich gern mit gelehrten Gegenständen. Mit ihren Sklaven gehen sie besser um als die Usbeken. Sie gehorchen der Obrigkeit, sind arbeitsam und oft reich, aber verbergen ihre Schätze, aus Furcht, die Regierung möchte sie ihnen nehmen, und sie wissen recht gut, daß bei einem feindlichen Einfall der Chan ihnen Alles entreißen würde; darum kleiden sie sich meist schlecht, während die Usbeken sich gern herausputzen. Sie hassen die Usbeken, theils wegen der Raubsucht des Chans, theils weil sie sich für die ältesten Einwohner des Landes und für dessen eigentliche Besitzer halten. Nichtsdestoweniger verheurathen sich die Usbeken nur mit den Sarten, und wollen mit den andern Bewohnern des Landes keine Verbindung eingehen.

Die Tadschiks, welche wirklich diesen Namen führen, sind bucharische Kriegsgefangene, etwa 2000 Familien; sie wohnen friedlich und ruhig auf den ihnen vom Regenten angewiesenen Ländereien. Eine Anzahl Afghanen lebt in Chiwa des Handels wegen; in der Stadt Chiwa zählt man 15 Familien, welche reich sind. Einige derselben beschäftigen sich mit der Arzneikunde, und treiben das ärztliche Geschäft manchmal selbst beim Chan; mehrmals aber schon wurden dem unglücklichen Arzte für eine mißrathene Cur die Augen ausgestochen. Namentlich geschah dieß vom jetzigen Chan. Juden befinden sich etwa 200 in Chiwa. Sie besitzen keine eigenen Häuser, sondern wohnen zur Miethe und beschäftigen sich mit Seidenzucht, Weberei und dem Färben seidener und halbseidener Stoffe. Hier, wie in Buchara, müssen sie sich auf eine Art kleiden, daß man sie augenblicklich von den Mitgliedern anderer Nationen unterscheiden kann. Niemand grüßt sie, und der Chan, wenn er ihnen begegnet, wendet sich ab. Sie leben friedlich, aber spielen gern mit Karten und Würfeln um Geld. Armenier finden sich sehr wenige in Chiwa; sie bekennen sich alle zum Islam und sind im Chanat geboren.

Die Turkmenen rauben Perser und führen sie zum Verkauf nach Chiwa; viele davon gehen zur Secte der Sunniten über. Wenn sie nach langem Dienst die Freiheit erlangt haben, siedeln sie sich abgesondert in Dörfern oder wenigstens in besondern Straßen an. Sie sind treulos, schlau, feig, unterwürfig, und so lange sie Sklaven sind, sehr zum Diebstahl geneigt. Auch Aimaks *) bringen die Turkmanen herbei, doch in geringer Anzahl. Sie sind von dunkler Gesichtsfarbe, körperlich gewandter, aber dummer und ruhiger als die Perser. Selten bringt man gefangene Kurden **) ein, und von diesen retten sich viele durch die Flucht, weil sie sehr gewandt sind, und tatarisch (türkisch) sprechen. Sie sind boshaft, stehlen und rauben, und können gute Soldaten abgeben. Wenn sie sich aus der Sklaverei loskaufen, läßt man sie eben so wenig als die Russen in ihre Heimath zurückkehren. Die Kadscharen ***) gleichen in Allem den Persern, werden aber noch seltener als die Kurden nach Chiwa gebracht. Neger kaufen die Chiwaer nicht gerne, weil man ihre Farbe nicht liebt, und es werden darum nur wenige verkauft.

(Schluß folgt.)

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Eine Hauptzierde von Nantes ist die Kathedrale Saint-Pierre, welche im Jahre 565 vom heiligen Felix gegründet seyn soll, was jedoch noch unbegründet ist. Neuere Ausgrabungen haben zwar bewiesen, daß ein Theil des Gebäudes auf einer römischen Mauer steht, allein in und an der Kirche selbst habe ich nichts bemerkt, was über das eilfte Jahrhundert hinausreicht. Der Chor ist im 18ten Jahrhundert hergerichtet worden, folglich eine Versündigung gegen den guten Geschmack und die Religion. Der wüthende Carrier nahm an dem Freskogemälde der Kuppel Anstoß, und ließ es mit Oelfarbe anstreichen, welche man neuerdings wegzunehmen sucht. Ein Priester von Nantes ist auf den kühnen Gedanken gekommen, die Kathedrale auszubauen: man geht damit um, den jetzigen Chor einzureißen und einen neuen dafür an die Stelle zu setzen, welcher in rein gothischem Styl und im Einklang mit dem Schiff ausgeführt werden soll. Die Kühnheit dieses Unternehmens gefällt mir, und aus demselben Grunde gefallen mir alle Restaurationen und projectirten Vollendungen der großen gothischen Dome des Mittelalters; aber warum denn immer und ewig copiren, was einer abgelebten, zu Grabe gegangenen Culturepoche gefiel?

Das jetzige Schiff der Kathedrale von Nantes wurde gegen 1434 gebaut, als das alte byzantinische Schiff einzustürzen drohte; allein gegen Ende des 15ten Jahrhunderts geriethen die Arbeiten ins Stocken, was einen sonderbaren Umstand veranlaßt hat. Da nämlich der gothische Theil der Kirche weit höher ist, als der byzantinische Chor, so findet sich der alte Kirchthurm in die neue Kirche mit eingebaut. Jedoch thut das weiter nichts zur Sache: man kann nichts Erhabeneres und

*) Oder Eimaks, die in den Paropamisaden wohnen. Sie sollen mongolischer Abkunft seyn, jetzt aber Persisch reden. (S. Ritters Erdkunde von Asien, Bd. VI. 1. S. 151 ff.) A. d. U.

**) Aus Khorasan, wohin ihrer viele verpflanzt wurden. A. d. U.

***) Der turkomanische Stamm, aus welchem die persische Königsfamilie ist; ihr Hauptsitz ist um Astrabad. A. d. U.

Imposanteres sehen, als das mächtige Schiff der Kathedrale, besonders bei einbrechender Dämmerung, wenn der Tag sich zu Ende neigt und man allein ist: mehr als einmal kam ich in Versuchung, mich in der Kirche einschließen zu lassen. Die Revolution hat die Fensterkreuze in den Abseiten ausgeschlagen, welche dadurch ihren Charakter eingebüßt haben; eben so die mit Statuen und Basreliefs reichgeschmückten Eingangsthüren, welche grausam zugerichtet und verstümmelt sind. — Was mich in Nantes, nach den Kleinkinderschulen, bei weitem am meisten interessirt hat, ist das Grabmal des letzten Herzogs der Bretagne, Franz II, und seiner Gemahlin, Margarethe von Foix, welches man in dem mittäglichen Kreuzarme der Kathedrale sieht. Dieses im Jahre 1507 auf Bestellung der Königin Anna, Tochter Franz II und Gemahlin Ludwigs XIII, ausgeführte Marmorwerk gehört, meinem Gefühle nach, zu dem vorzüglichsten, was die Sculptur in Frankreich zur Zeit der Renaissance hervorgebracht hat. Der Urheber desselben ist Michel Coulombe, welcher, nach der Angabe aller bretagnischen Geschichtschreiber, aus Saint-Pol de Léon, im Departement der Côtes du Nord, herstammt, und von welchem weiter kein Werk bekannt ist. Ich finde aber in den Annales historiques des Doctor Leglay ein aus dem Stadtarchiv von Lille gezogenes Actenstück abgedruckt, welchem zufolge jener große Bildhauer nicht aus der Bretagne, sondern aus der Touraine gebürtig ist. Jenes merkwürdige Document enthält nämlich einen vom 3 December 1511 datirten Verdingbrief, worin „Michiel Coulombe, ansässiger Bürger in Tours und königlicher Bildschneider," das berühmte Grabmal der burgundischen Herzoge in der Kirche von Varn zu übernehmen und der Stifterin, der Margarethe von Burgund, ein Meisterwerk zu liefern verspricht: „mit Gottes Hülfe und meiner drei Gesellen, insonderheit meines Neffen, des Bildschneiders Guillaume Raynault, welcher mir bei meinem letzten Werke, dem Grabmale des Herzogs Franz von der Bretagne, so nützlichen und treulichen Beistand geleistet."

Diese Stelle haben die Archäologen der Bretagne bis jetzt, vielleicht absichtlich, unbeachtet gelassen, weil sie ihren Patriotismus kränkt, und ihrer Heimath einen großen Künstler entzieht; in dem neuesten Geschichtswerke des Hrn. Guépin über Nantes finde ich diesen Irrthum noch beibehalten, und, so viel ich weiß, hat noch keiner von den gelehrten Alterthumsforschervereinen in Frankreich diese Entdeckung bekannt gemacht.

Das Monument ist von weißem Marmor und hat die Gestalt eines Würfels, mit einer schwarzen Marmorplatte belegt, worauf die Statuen des Herzogs und seiner Frau in weißem Marmor liegen, was eine gewisse Härte hervorbringt. Die ganz bekleideten Statuen sind vortrefflich gearbeitet, und in allen Theilen sorgfältig durchgebildet: es sind gar schöne Köpfe, und ein süßes Wehen des Todes, wie das eines Engels, scheint um ihr Gesicht zu säuseln. Ihre Köpfe ruhen auf reichgestickten Kissen, welche drei liebliche Engel in die Höhe halten. Zu den Füßen des Herzogs und der Herzogin sieht man einen auf dem Bauch liegenden Löwen, der das Wappen der Bretagne in seinen Tatzen hat, und einen ebenfalls auf dem Bauch liegenden Windhund mit dem Wappen der Herzogin. Bei dem Löwen geht die Ausführung nicht ins Einzelne; die Auffassung und Angabe der Formen ist streng, die Behandlung der Mähne stylgemäß; der Windhund dagegen ist mit der größten Naturwahrheit dargestellt: die Auffassung der Formen ist genreartig-naturalistisch und die Ausführung unsäglich fleißig, da sogar die Textur des Haares wiedergegeben, was weniger die Hand des Meisters, als die eines Gesellen vermuthen läßt, der durch Fleiß ersetzen zu können glaubte, was ihm an Genie und schöpferischer Kraft abging. An den langen Seiten des 9 Fuß 4 Zoll in der Länge und 4 Fuß 4 Zoll in der Breite messenden Grabmals stehen die zwölf Apostel in kleinen, inwendig mit ziegelrothem Marmor bekleideten Nischen, welche durch Pilaster von weißem Marmor mit Füßen und Capitälern römischer Ordnung getrennt werden, und deren Zwischenräume mit den zierlichsten Arabesken geschmückt sind. Auf der einen schmalen Seite des Mausoleums, in gleicher Linie mit den eben erwähnten zwölf Aposteln und mit diesen von gleicher Höhe (1 Fuß 10 Zoll), befinden sich die Schutzpatrone der Verstorbenen, der heilige Franz von Assisi und die heilige Margarethe; auf der anderen schmalen Seite stehen Ludwig der Heilige und Karl der Große. Alle diese Statuetten sind edel in Charakter und Formen, und bewundernswürdig durch die Naivetät der Stellungen und die ungeschminkte Naturwahrheit; wir glauben ihr Verdienst nicht besser bezeichnen zu können, als wenn wir sagen, daß sie den Figuren des Nürnberger Sebaldusgrabes gleichzustellen und gerade das Gegentheil von Allem sind, was die neuere französische Kunst zu Tage gefördert hat. Naives und wahres Gefühl ist eine von den größten Seltenheiten in unserm 19ten Jahrhundert, in dessen Physiognomie das Gesuchte und Gezierte einen Hauptcharakterzug bildet. Unter diesen sechzehn allerliebsten Figuren befinden sich in kleinen, runden Nischen am Sockel eben so viele Klageweiber, welche theilweise die Capuze über den Kopf gezogen haben. Ihre Hände und Köpfe sind von weißem, die Gewänder von graugesprenkeltem Marmor: einige sind knieend, andere kauernd dargestellt; die meisten von diesen Figuren, welche in allen Theilen, zumal in den zierlichen Händchen, eine sehr fleißige Ausführung verrathen, haben leider starke Beschädigungen erlitten.

An den vier Ecken des Grabmals stehen vier lebensgroße allegorische Figuren: die Gerechtigkeit, Kraft, Klugheit und Weisheit. Die Gerechtigkeit, eine Krone auf dem Kopf, hält in der Rechten ein Schwert, in der Linken die Waagschale und die Gesetztafel; die Kraft erwürgt einen Drachen, den sie mit der Rechten aus einem Thurm herauszieht, welchen sie in der Linken hält: ihr Haupt ist mit einem Helm geschmückt und ihre Brust mit einem Panzer geschützt. Die Klugheit ist in bloßem Kopfe mit aufgerolltem Haar abgebildet; als Attribute hat ihr der Künstler einen Zügel in die Rechte und eine Laterne in die Linke gegeben. Die Weisheit hält in der Linken einen Spiegel, in der Rechten einen Compaß; zu ihren Füßen liegt eine Schlange und ihr Hinterkopf zeigt ein dürftiges Greisenantlitz, um anzudeuten, daß die ächte Weisheit zugleich die Urtheilskraft und Geistesfrische der Jugend und die Erfahrung des

Alters besitzt. Eine naive Grazie und rührende Einfachheit charakterisiren diese herrlichen Statuen, welche durch die Gesundheit, Frische und Lebendigkeit in Auffassung der Formen wahrhaft entzücken. Wir haben hier keine leeren, antikisirenden Idealköpfe, ohne Naivetät und Wärme des Gefühls, keine kalten Copien nach einem und demselben Modell, wie die Köpfe Canova's und seines Vorgängers, Guido, welcher gegen 1570 zuerst auf den Einfall kam, die Köpfe der Niobiden zu copiren. Die Schönheit that ihre Wirkung und bezauberte alle Herzen; man erkannte darin das griechische Ideal von Schönheit. In dem ersten Augenblick des Entzückens übersah man ganz, daß die Guidesken Köpfe sich alle einander ähnlich waren und sich nicht mit dem Gefühl des J. 1570 aussöhnten. Canova wandte die Methode Guido Reni's auf die Sculptur an, und seit jenen beiden liebenswürdigen Künstlern haben wir in Unmasse Copien von Copien. Es gibt nicht leicht etwas Kälteres, als die angeblichen griechischen Idealköpfe mit schematischen, conventionellen Formen, welche manchen heutigen Bildhauern noch als Richtschnur dienen und für das Höchste gelten, was die Sculptur leisten kann. Wie schön auch formell diese Köpfe sind, so fehlt es ihnen doch an der geistigen Bedeutung und dem belebenden Ausdruck, welcher den höchsten Reiz eines Kunstwerks ausmacht.

(Schluß folgt.)

Die Galapagos-Inseln.

Die erschütternden Kräfte der Erde liegen hauptsächlich zwischen den Tropen. Die meisten Feuerberge sind in dieser Richtung, und bilden gleichsam einen brennenden Gürtel. Hier sinken Berge und ganze Landschaften ein, andere heben sich empor, und in kaum zu berechnender Entfernung wird der Erdball in seinem Gleichgewichte gestört. Auch die Galapagos-Inseln sind durch die innere Kraft der Erde heraufgetrieben worden, und bilden eine vulcanische Werkstätte, wie kein anderer Weltstrich sie darbietet. Zwar sieht man hier keine brennenden Berge, wie der Aconcagua und Oforno, aber Heere von feuersprühenden, jetzt erloschenen Kegeln bedecken das feste Land. Das Innere ist eine geschmolzene Gluth; die zahlreichen Krater sind die Luftklappen des verborgenen Brandes. Mit Ausnahme einiger Granitmassen, welche aus der Erdtiefe verglast heraufgeschleudert wurden und zerstreut umher liegen, besteht die ganze aus fünfzehn Inseln zusammengesetzte Gruppe aus Lava und vulcanischem Sandstein. Die höchsten unter diesen Inseln ragen bloß 5 bis 4000 Fuß über die Meeresfläche empor, und einzelne Spitzen senden noch Feuersäulen in den Luftkreis. Die hauptsächlichsten Krater stehen meistens in der Mitte der Inseln, und über zweitausend kleinere Schlünde bedecken die Seitenabhänge der Berge. Die Mündungen dieser Schlünde sind entweder Schlacken und Lava, oder fein aufgeschichteter Sandstein, welcher aus dem ausgeworfenen Schlamme entsteht.

Wenn man auf der Chatham-Insel landet, bemerkt man zuerst eine flache, klippenlose Küste, die bloß hie und da vereinzelte, vulcanische Kegel darbietet. Ein zertrümmertes Feld schwarzer, basaltischer Lava ist überall mit verbranntem Gesträuche bedeckt, das kaum ein Lebenszeichen an sich trägt. Wenn diese verbrannte Oberfläche von der in ihrem Scheitelpunkte stehenden Sonne beschienen wird, schmachtet man unter drückender Hitze. Das Alter der verschiedenen Lavaströme läßt sich leicht an der Gegenwart von Pflanzen erkennen, denn was zu den letzten Ausbrüchen gehört, trägt keine Spur einer vegetabilischen Kraft. Ihre Oberfläche gleicht einer in heftiger Anprallung befindlichen und plötzlich erstarrten Meeresbrandung, doch aber mit tiefen Klüften durchschnitten. Die Vulcane sind auf dieser Insel erloschen, wenigstens hat seit zwei Jahrhunderten dem Anschein nach kein neuer Ausbruch stattgefunden. Nur wenige Gewächse zieren die Küsten; kaum kann man zehn Arten erbärmlicher Unkräuter zusammenzählen. Auf der Karls-Insel ist seit 1832 eine Colonie von politischen Verbrechern aus Quito, welche dahin verbannt werden. Sie zählt etwa 500 Menschen, und liegt zwei Stunden weit im Innern, auf einer Höhe von 1000 Fuß. Hier wird das Gehölze grüner, und eine kühlende Seeluft stärkt Menschen und Pflanzen. Die Häuser liegen unregelmäßig zerstreut auf ebenem Boden, und zwischen ihnen werden süße Kartoffeln und Bananen gezogen. Die Einwohner sind arm, können aber ihre Bedürfnisse auf die leichteste Weise befriedigen. Wilde Schweine und Ziegen findet man in den Wäldern, und Schildkrötenfleisch ist in solcher Menge vorhanden, daß eine zweitägige Jagd auf eine ganze Woche ausreicht. In frühern Zeiten hat man ganze Ladungen Schildkröten, manchmal 6 bis 700 Stück, hier geholt. Die höchste Bergspitze auf der Karls-Insel ist 1800 Fuß hoch, und besteht aus einem eingesunkenen Krater.

Die Albemarle- und Narborough-Inseln haben noch thätige Vulcane im Innern; unermeßliche Lavaströme bedecken die erdige Kruste. Bei einer Länge von 75 englischen Meilen ist die Insel Albemarle mit vulcanischen Schlünden bedeckt, und fast aller Gewächse beraubt. Die James-Insel ragt in ihren höchsten Theilen an 2000 Fuß über das Meer hinweg, und trägt auf dieser Höhe eine schöne Vegetation. Was an den Küsten fast blattlose Stauden sind, wird hier zum Baume, dessen Stamm zwei bis drei Fuß im Durchmesser hat. Die in diesen Regionen sich verdichtenden Wolken tränken den Boden unaufhörlich mit Feuchtigkeit, und bedecken ihn mit einem grünen Gewande. In einem erloschenen Krater, nicht weit von der Küste, ist ein Salzsee. Das Wasser ist nur 3 bis 4 Zoll tief, und ruht auf einer Grundlage der schönsten, weißen Salzkrystalle. Der See ist rund, und von glänzend grünen saftigen Pflanzen eingeschlossen. Selbst die steilen Kraterwände sind mit Bäumen bewachsen, und das Ganze gewährt einen überraschenden Anblick. Ganze Wochen hindurch sieht man hier keine Wolke am Himmel, und wenn der Seewind eine Zeit lang unterbrochen wird, steigt die Hitze ungemein. Der Sandboden wird von der Sonne durchglüht, und wenn er braun oder schwarz ist, steigt der Thermometer auf 140° bis 150° Fahrenheit, so daß man selbst in dicken Stiefeln die Füße verbrennt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Carricatur von H. V. Die lange für die Leser des Continentes kaum verständliche Geschichte des Streites Stockdale contra Hansard, die sich in einen Streit über die Rechte und Befugnisse des Parlamentes verwandelte, scheint endlich auch den Engländern zu lange geworden zu seyn, und H. V. ergießt seine Lauge darüber. Die Grundform der Carricatur, die mit „Minerpula" überschrieben, ist das bekannte Gemälde Sir Josua Reynolds, ein kleines Mädchen mit einer Maus in der Falle darstellend. Lord John Russell spielt die Rolle des Mädchens, und betrachtet die Maus (den Sheriff Evans) mit einem unaussprechlich komischen Ausdruck von Vergnügen, während Sir R. Peel als Katze ein scharfes Auge auf sein Opfer hält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1840.

Die Lyceen in Manchester.

England, vorzugsweise das Land aristokratischer Morgue und der Spaltung zwischen Reichen und Armen, gibt jetzt auch die schönsten Beispiele der Fürsorge der Reichen für das wahre Wohl der Armen, und seine Fabrikherren haben nach manchen bittern Erfahrungen endlich gelernt, daß, was sie zum wahren Wohlseyn der arbeitenden Classen beitragen, am Ende auch zu ihrem eigenen Vortheil gereicht. Lange beschränkte sich die ganze Gesetzgebungskunst über die arbeitende Classe auf das einzige Wort „Zwang," bis die „Herrschaft des König Lud," d. h. die Zertrümmerung ihrer Maschinen, anderer Dinge zu geschweigen, ihnen die Augen öffnete, daß mit Zwang nicht alles auszurichten sey. Im Jahre 1819 gründete ein Hr. Detrosier zuerst ein „Arbeiter-Institut" (mechanics institute), das hauptsächlich für den Unterricht bestimmt war. Seit dem Jahre 1837 hat man indeß auch Belustigungen hinzugefügt: Thee- und Kaffeegesellschaften wurden angeordnet, und durch Vocal- und Instrumentalmusik, so wie durch Schattenspiele u. dgl. Dinge belebt. Am Ende des Jahres 1838 wurde eine Ausstellung von Modellen, naturhistorischer und Kunstgegenstände angeordnet, die innerhalb 35 Tagen von mehr als 50,000 Personen, meist aus der Arbeiterclasse, besucht wurde, ohne daß im mindesten einer der ausgestellten Artikel absichtlich beschädigt worden wäre. Das Resultat war, den höheren Classen ein größeres Vertrauen in die unteren zu geben, die sie sonst als ihre Feinde betrachtet hatten.

Die Arbeiter-Institute hatten indeß eine etwas zu hohe Stellung genommen, und mehr den mittlern als den untern Classen zum Vortheil gereicht; man mußte diesen letztern aufhelfen. Warum gingen diese Leute ins Branntwein- oder Bierhaus, wo sie oft den Lohn einer ganzen Woche in Einer Nacht verschwelgten? Warum gaben sie dem Unsinn der Chartisten und Socialisten Gehör? Die Antwort auf diese Frage lag, wie bei manchen wichtigen Wahrheiten, zu sehr auf der Oberfläche, als daß man sie gleich gefunden hätte. Das erste große Bedürfniß des Armen ist ein Platz, wo er sich ruhig niedersetzen kann: ganze Familien wohnen, essen, trinken und schlafen in Einem Zimmer; unter solchen Umständen findet der Arbeiter, wenn sein Tagewerk vorüber ist, am ehesten noch Ruhe in einer Kneipe; er hat hier Unterhaltung und kann eine Zeitung lesen. Man beschloß, ihm diese Vortheile zu einem sehr geringen Preise und ohne die begleitenden Uebel des Wirthshauses zu verschaffen, und so entstanden die Lyceen — Orte, wo die Arbeiter sich versammeln konnten, wo sie eine kleine Bibliothek, Zeitungen u. dgl. fanden, wo die jüngern in Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Mathematik u. dgl., die Mädchen im Sticken und Nähen unterrichtet wurden. Auch in Musik, Instrumental- und Vocalmusik wird Unterricht ertheilt, und sie ist zur wahren Leidenschaft in Manchester geworden, so daß bereits Concerte gegeben werden, und eine anständige Unterhaltung geboten wird zu dem möglichst niedern Preis, denn ein Arbeiter steuert wöchentlich nur 2 Pence (6 Kr.) bei. Bis jetzt hat man nur gute Folgen von dieser wahren Erhebung der Arbeiter aus dem Helotenstande verspürt, und die an der Spitze stehenden Männer gehen sichtlich mit dem rechten Geist zu Werke, nämlich der wahren Vorsorge für das leibliche und geistige Wohl der Arbeiter, ohne die Herren und Protectoren zu spielen.

Nachrichten über Chiwa.

2. Die Einwohner.

(Schluß.)

Die Kirgisen verkaufen sehr häufig ihre eigenen Kinder*) um einen sehr geringen Preis nach Chiwa an Usbeken und Sarten; erstere verkaufen solche nicht wieder. Die Turkomanen geben einen etwas höheren Preis für sie, weil sie dieselben mit gutem Vortheil nach Persien absetzen können, indem sie solche für Kalmückenkinder ausgeben, die dort hoch im Werthe stehen.

*) Es ist bekannt, daß in harten Wintern und in Hungerjahren die Kirgisen ihre Kinder auch oft nach Orenburg und anderen Städten verkaufen, um sie vom Hungertode zu retten, und deßhalb ist dieser Verkauf auch unter gewissen Bedingungen zugelassen.

Die Kirgisen geben aber ihre Kinder nicht gerne den Persern, und verkaufen sie lieber um einen geringern Preis nach Chiwa, wo sie dieselben von Zeit zu Zeit besuchen können. Wenn Gefangene nach Chiwa kommen, stellt man sie zuerst dem Chodschesch Mechrem (obersten Polizeibeamten) vor, der die besten davon für den Chan und für sich auslieset, und die andern auf den Bazar schickt, wo sie in Reihen neben einander sitzen.

Im Allgemeinen behandeln die Chiwaer ihre Sklaven nicht gut; doch ist ihr Loos bei den reichen Herren erträglich. Bei dem Chan und den Vornehmen erhält jeder Sklave monatlich drei Pud (120 Pfund) Mehl, wöchentlich ein Pfund Fleisch und alle vier Monate gewöhnlich einen Ducaten**) zu seiner Kleidung. Für Geld läßt der Chan nie Sklaven frei, selbst wenn sie die nöthige Summe bezahlen können, aber manchmal schenkt er ihnen die Freiheit, in Folge eines Versprechens, das er während einer schweren Krankheit gegeben, oder zur Reinigung von Sünden. Die Kaufleute und andere Einwohner von Chiwa geben ihren Sklaven täglich drei flache Kuchen aus Weizenmehl, so wie die Ueberreste ihrer eigenen Mahlzeit, auch geben sie ihnen ihre alten Kleider, und jedem eine halbe Tanapa (300 Quadratklafter) Land, vorzüglich von dem, das mit dem Futterkraut Jurntschka eingesäet ist, da dieses mehr Vortheil einbringt, als selbst Getreide. Aus diesen Landantheilen gewinnen die Sklaven so viel, daß sie oft nach fünfjähriger Knechtschaft schon ihre Loskaufung bezahlen können. Ueberhaupt kann jeder Sklave, der ein ordentliches Leben führt, die Freiheit erlangen; nur ausschweifende Menschen bleiben bis an ihr Ende Sklaven. Am besten von allen gehen mit diesen die Sarten und Karakalpaken um, die Usbeken viel schlechter, die Turkomanen aber so hart, daß ihnen der Chan verbot, russische Gefangene zu kaufen.

Die Sklaven des Chans und der Großen begehen manche Ungebührlichkeiten, stehlen und rauben ungestraft, weil Niemand es wagt, ihre Herren mit Klagen zu belästigen. Die Verwalter dieser Großen sind meist frei gewordene Sklaven; sie erhalten den Zehnten von allen Feldfrüchten, erlauben den Sklaven, Nachts auf Raub auszuziehen, und verweigern dieß nur denen, gegen welche sie Groll hegen, oder denen sie ein Geschenk abpressen wollen. Am Abend, wenn die Sklaven von der Arbeit heimgekehrt sind, ihre Pferde geputzt und ihnen Futter gegeben haben, kommen sie zu dem Verwalter und sagen: „Aga, wir sind in großer Noth, wir haben weder Kleider noch Brod.“ Der Aga, der diesen Wink schon versteht, antwortet ihnen: „Nehmt euch nur in Acht, daß man euch nicht erwischt, und kehrt lieber ohne Kleider nach Hause zurück.“ Oft versieht er sie selbst mit Pferden zu diesen nächtlichen Expeditionen, und von jedem, der Theil daran nehmen will, erhält er einen Rubel. Selten kehren sie ohne Beute zurück, und so versorgen sie sich für den Winter mit verschiedenen Lebensmitteln, Kleidern und Geld. Strenge Verwalter ermorden sie nicht selten, und darum nimmt nie ein Chiwaer eine solche Stelle an. Oft läßt man die Sklaven sich zur Arbeit verdingen, wofür sie gewöhnlich fünf, selten sieben Tillas*) das Jahr bezahlen. Wenn ein Sklave gegen seinen Herren klagt, so macht der Chan diesem letzteren Vorwürfe wegen seines schlechten Benehmens gegen seinen Sklaven, oder bezahlt den Ankaufspreis desselben und behält ihn bei sich. Niemand darf seinen Sklaven tödten, sonst kann er ihn aber strafen, wie er will. Die persischen Sklaven bestehlen ihre Herren auf die schamloseste Weise, und kaufen sich darum bald frei. Im Allgemeinen lassen die Herren leicht ihre Sklaven los, und rühmen sich dessen häufig; doch gibt es auch solche, die sie nie frei geben. — Die Russen verwendet man nie zur Schifffahrt, weil man ihre Flucht befürchtet. Die Chiwaer hassen sie wegen ihres Glaubens, lassen aber ihrem Muth und ihrer Treue volle Gerechtigkeit wiederfahren.

Die Chiwaer sind mit ihrer Lage unzufrieden. Häufig geschieht es, daß arme Sarten seufzend den Wunsch äußern, daß die Russen einmal ihr Schicksal erleichtern möchten. Noch offener sprechen dieß die Turkomanen aus, aber am ungeduldigsten von allen warten die Uiguren auf ihre Freiheit. Die Kaufleute, die aus Rußland zurückkehren, sprechen unaufhörlich von der Macht und Größe dieses Staats, wobei sie hinzusetzen, daß im Kriege Ein Russe besser sey als zehn Chiwaer. Sie haben sich davon namentlich bei dem Angriff auf die Karawane, dessen wir oben gedacht haben, überzeugt, wo 12,000 Chiwaer den 500 Russen außer dem bedeutenden Verlust an Waaren nicht nur nichts anhaben konnten, sondern auch noch einen großen Verlust an Todten und Verwundeten erlitten. Die Kirgisen in Chiwa sind sehr friedlich und ruhig, wagen auch aus Furcht vor strenger Rache ihre gewöhnlichen Spitzbübereien nicht auszuüben. In den nördlichen Strichen hausen die armen Kirgisen in ihren Filzzelten, nähren sich von ihrer Arbeit und einem kleinen Handel. Die Frauen weben Kamelote, die Männer beschäftigen sich mit Ackerbau und Schmiedearbeit. Der Chan von Chiwa nimmt die Kirgisen-Sultane und Chane sehr gern auf, wenn sie nach Chiwa kommen, und gibt ihnen Wohnungen und Tischgelder.

**) Zu 14 Rubeln Ass. gerechnet.

*) Ein Tilla ist etwa sieben Gulden rh.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Schluß.)

Die vier Statuen von Michel Coulombe sind schön und doch bemerkt man an ihnen, wie bei den Madonnen Raphaels, welche der Entdeckung des Guido Reni vorausgingen, eine schlagende Individualität. Hr. Mellinet, der so gütig war mich in die Kathedrale zu begleiten, versicherte mir auf seine Ehre, mit dem ganzen Feuer eines ächten Breton, daß die Statue der Gerechtigkeit die Züge der von ihren Landsleuten angebeteten Königin Anna habe. Es existiren jedoch Porträte von dieser Fürstin, und namentlich ein Profil, welches allem Anschein nach sehr ähnlich ist, und worin ich wenigstens nichts finde, was jene Ansicht bestätigte. Das feine Verständniß aller, bis auf die Ohren trefflich individualisirten Theile des geist-

reichen und lebendigen Kopfes von fleißiger Arbeit deuten jedenfalls auf ein Porträt. Das stylgemäß behandelte Haar verräth in der Anordnung (es ist zu beiden Seiten der Stirn flach angelegt) die Nachahmung einer damaligen Art es zu tragen. Der Ausdruck des Gesichts bezeugt, daß diese schönen Züge von einer eben so schönen Seele belebt wurden. Das schöne Oval der Weisheit ist mit vieler Feinheit und einer gewissen Beimischung von Ironie aufgefaßt; alle Theile, ganz besonders der sehr glücklich gebildete Mund und das schön gespaltene Kinn, sind meisterlich individualisirt, die Ausführung zart und doch stylgemäß. Bei den Köpfen der Kraft und Klugheit entspricht ebenfalls eine weiche und zarte Beendigung einer lebendigen und individuellen Auffassung, so daß alle vier Statuen leicht Porträte seyn könnten. Die feinen Gesichtszüge sind bei allen vieren recht nationalfranzösisch, die Augen haben durchgehends einen sehnsüchtig-himmlischen, verliebten und schmachtenden Ausdruck, das Thauige der Engländer, das Feuchte (ὑγρον) der Alten, welches der Bildhauer durch das Heraufziehen der untern Augenlieder hervorgebracht hat. Die Gewänder sind mit seltener Vollkommenheit und dabei ohne zu peinlichen Fleiß behandelt, der Wurf der Falten ist von außerordentlicher Eleganz, ohne stylloses kleinliches Detail. Auf das Gewandwesen haben sich überhaupt die Franzosen von jeher ziemlich gut verstanden; da, wo mehr auf die Augen und die Sinne, als auf das Gemüth und den Gedanken gewirkt werden soll, sind die Franzosen Meister.

So lange ich mich in Nantes aufhielt, habe ich jeden Abend eine halbe Stunde vor diesem herrlichen Grabmonument zugebracht, welches, außer seiner directen Schönheit, für die französische Kunstgeschichte ungefähr das ist, was Clement Marot und Montaigne in der französischen Nationalliteratur sind, d. h. ein ursprüngliches Product des unvermischten mit dem classischen Alterthum noch nicht behafteten französischen Genius. In meinen Betrachtungen über die Statuen des Michel Coulombe habe ich lange nachgedacht, ob die Franzosen nicht besser daran gewesen wären, wenn sie keinen Maler wie Lebrun, keinen Bildhauer wie Girardon, und keinen Literarhistoriker wie Laharpe gehabt hätten. Alle diese Notabilitäten der Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit, welche für so viele seichte und mittelmäßige Köpfe in Frankreich noch heutzutage Riesen und Halbgötter sind, wären schwerlich aufgetaucht, wenn man den belvederischen Apoll, den Laokoon und die Codices von Virgil, Horaz und Cicero erst ums Jahr 1700 entdeckt hätte, als das von den Barbaren der modernen Civilisation eingegossene Feuer auszugehen anfing, und eine neue Blutreinigung und Stärkung nothwendig ward. Paris hätte alsdann nicht den nackten Ludwig XIV an der Porte Saint-Martin mit der Allongeperücke und der Herculeskeule und andere statuarische Albernheiten in Masse; und die spitzfindigen, angeblich dem griechischen Theater nachgeahmten Tragödien Voltaire's und seiner Nachtreter, und die kümmerlichen der Horazischen ars poetica nachgebildeten Poetiken Boileau's und Consorten wären wahrscheinlich nicht zum Vorschein gekommen. Das französische Theater hätte vermuthlich viel Aehnlichkeit mit dem spanischen, englischen und deutschen, und die französische Bühne würde Stücke haben, wie die von Lope de Vega, Shakspeare und Schiller, welche die Kühnheit und den Muth besaßen, spanische, englische und deutsche Gefühle auszudrücken. Man nennt ihre Dichtungen romantisch, weil sie ihren Zeitgenossen geradezu Rührung und Beifall abzugewinnen suchen, ohne im geringsten das nachzuahmen und hündisch treu zu copiren, was einer zu Grabe getragenen Bildung Thränen und Beifall entlockte. Ich habe anfangs die Franzosen bedauert, daß ihre Poesie dem höhern Schwunge des Gemüths so widerstrebend, daß ihre Kunst so ganz auf den glatten Firniß der Darstellung beschränkt, und daß ihre Sprache, die für alle Kleinigkeiten und Erbärmlichkeiten des alltäglichen Lebens tausend Namen und witzige Umschreibungen hat, so arm ist, wenn das Tiefere der Erkenntniß und des Gefühls, wenn die großen Mysterien der Welt und des Gemüths ausgedrückt werden sollen. Glatt und eingeschnürt, wie die Sprache des sogenannten großen und nachfolgenden kleinen Jahrhunderts, wagt auch die Poesie nur mit kurzem Athem ihren Flug, und wagt dem Herrn nicht zu mißfallen: da ist Alles ewig gemessen und conventionell, und kein Genius darf die festgestellten Schranken durchbrechen. Diese französische Form des Schönen wirft freilich einigen Schein von sich, weil sie eine festere ist, als die des Deutschen, Engländers und Spaniers; aber dieser Schein ist etwas Künstliches, etwas Gemachtes, eine Schönheit der Convenienz, womit man sich nicht recht befreunden kann, wenn man den stillen und einfach großen Gestalten der Alten Liebe abgewonnen hat. Ich sage, ich habe die Franzosen anfangs darum bedauert, aber ich habe damit aufgehört, sie deßhalb, wenn auch nicht zu beneiden, doch zu beglückwünschen. Ludwig XIV und Ludwig XV haben in Frankreich den Feudalgeist, welcher noch in allen übrigen europäischen Staaten spukt, bis auf die Wurzel ausgerottet und einen Riegel vor das Mittelalter geschoben, welchen die Restauration vergebens wegzuziehen versuchte: ohne die Zopf- und Perrückenzeit hätten Voltaire und Boileau nicht von einem Ende Europa's bis zum andern den Ton angegeben, und die französische Nation hätte eben so wenig wie die französische Literatur ihre universalhistorische Bedeutung erlangt; ohne die Perrücken- und Zopfzeit wäre endlich die Revolution von 1789 nicht ausgebrochen, und die Franzosen hätten heutzutage nicht die Ehre, unter den Völkern Europa's in mancher Hinsicht die Menschheit und die moderne Civilisation zu repräsentiren.

E. E.

Taucherapparat.

Der Capitän Guérin, der lange Zeit in Havre wohnte und sich durch seine Arbeiten unter dem Wasser bekannt gemacht hat, ist Erfinder eines vollkommneren Apparates, als alle, die bis jetzt zu Arbeiten unter dem Wasser gebraucht worden sind, und der ihm erlaubt, drei Stunden ununterbrochen unter dem Wasser zu verweilen. Vermittelst dieses Apparates ist man nicht mehr darauf beschränkt, auf dem Grunde zu arbeiten, man kann ihn eben so gut zu jeder andern Arbeit anwenden. So wurde er, weil er öffentlich erweisen wollte, daß sein Verfahren auch zum Ausbessern des Kiels der Schiffe gebraucht werden könnte,

von dem Director der Hafenarbeiten in Cherbourg, Hrn. Coste, ermächtigt, eine Bleiplatte an einem bestimmten Orte des Kiels an der Corvette la Recherche zu befestigen, eine Arbeit, die er in 50 Minuten mit der größten Leichtigkeit verrichtete, und von deren guten Ausführung man sich überzeugte, als man das Schiff auf dem Lande umlegte. Die wichtigen Dienste, welche der Apparat des Hrn. Guérin der Schiffahrt leisten kann, verdienen die Aufmerksamkeit der Regierung. In der That, wenn jeder Hafen und selbst die Staatsschiffe damit versehen würden, könnte man eine große Menge von Unbequemlichkeiten vermeiden, die die geringsten Zufälle nach sich ziehen, und denen man sich aus Mangel eines Mittels, sogleich die Beschädigung auszubessern, aussetzen muß. Oft kommt im Meere oder auf den Rheden ein Fall vor, sey es in Folge von Gefechten oder von Zusammenstößen u. s. w., wo eine augenblickliche Besichtigung nothwendig wird, und was man mit diesem wenig lästigen Apparat mit Leichtigkeit ausführen könnte.

Nachdem er den Grund der Küsten von Cherbourg untersucht hat, will Capitän Guérin um die Ermächtigung ansuchen, nach und nach das ganze Litoral zu untersuchen, das sich von Dunkerque bis Bayonne erstreckt. (Journal du Havre vom 18 Februar)

Die Galapagos-Inseln.

(Fortsetzung.)

Mit wenigen Ausnahmen ist der vulcanische Boden der Galapagos-Inseln die Mutter einer ganz eigenthümlichen organischen Welt; ja in mehrern Fällen sind die nämlichen Geschöpfe selbst wieder von einer Insel zur andern verschieden. In den Niederungen sind die daselbst vorkommenden Pflanzen im Allgemeinen so unansehnlich, daß man kaum glauben kann, ihr Vaterland sey unter dem Aequator, fast am Rande des Meeres, zu suchen. Die Sträucher, welche ganz kleine, braune Blätter haben, scheinen in der Entfernung blattlos, und gehören zu den Euphorbien. Außer ihnen findet man noch in der Niederung eine Art Akazie und einen Cactus (Opuntia Galapageia) mit großen, eiförmigen Gelenken, welche aus einem walzenförmigen Stamme hervorwachsen. Diese beiden Gewächse sind die einzigen, welche einigen Schatten am Seerande gewähren. Gegen den Gipfel der Berge gibt es Farnkräuter und Gräser in Menge, aber keine Palmen.

Außer Ratten und Mäusen, die auf fremden Schiffen dahin gekommen sind, gibt es keine wilden Säugethiere. Vögel dagegen zählt man 26 verschiedene Arten, wovon 24 oder 25 nirgends anderwärts angetroffen werden und auch noch nicht beschrieben sind. Ihr Gefieder ist sehr einförmig, und entbehrt den gewöhnlichen Farbenreichthum der tropischen Vögel. Der merkwürdigste Charakterzug dieser Thiere ist ihre Furchtlosigkeit vor Menschen. Man kann sie mit einem Netze fangen, manchmal sogar mit der Hand. Auf den Falkland-Inseln hat man die nämliche Eigenthümlichkeit beobachtet. Unter den kriechenden Thieren gibt es nur eine Art Seeschildkröte und eine Landschildkröte, vier Arten Eidechsen und eben so viele Schlangen, aber ihre Zahl ist Legion. Die Landschildkröten sind den Galapagos-Inseln eigenthümlich, und fast auf jeder besondern Insel kommen wieder besondere Spielarten von ihnen vor. Sie bewohnen vorzugsweise die höher gelegenen feuchten Theile der Inseln, leben aber auch in den Niederungen. Ausnahmsweise gibt es welche, die so groß sind, daß sechs oder acht Mann erfordert werden, wenn man sie vom Boden aufheben will. Wenn sie diese Größe erreichen, geben sie 200 Pfund eßbares Fleisch. Die alten Männchen werden am größten, und man kann sie leicht an der Länge des Schwanzes erkennen. Da nur die größern Inseln trinkbares Wasser haben, so leben die Schildkröten auf den wasserlosen Inseln von den saftigen Cactusblättern; in den feuchtern, höhern Regionen aber nähren sie sich von Baumblättern, Beeren und Lichenen. Sonst trinken sie gern Wasser, und wälzen sich im Schlamme. Weil aber das Quellwasser auf den großen Inseln bloß gegen die Mitte derselben und nur auf den Höhen zu finden ist, so müssen die an den Küsten wohnenden Schildkröten, wenn sie durstig werden, lange Reisen dahin machen, wozu sie sich eigene Pfade gewählt haben, die von allen Seiten des Quellwassers nach den Küsten hinab sich schlängeln. Durch diese Pfade haben die Spanier das Quellwasser entdeckt.

Wenn die Schildkröten diese Reisen machen, wandern sie Tag und Nacht; doch können sie nicht mehr als anderthalb Stunden in 24 zurücklegen. Während der Brutzeit gibt das Männchen ein Gebrülle von sich, das man einige hundert Fuß weit hören kann. Im October legen sie ihre Eier, theils in Sand, theils in Höhlen, wenn der Boden felsig ist. Die Eier sind weiß, und messen 7 bis 8 Zoll im Umfang. Wenn die Jungen ausgekrochen sind, werden sie häufig von einer Art Entenstößer gefressen, und von den alten Schildkröten kommen viele in Abgründen um, in welche sie hinabstürzen. Man hält diese Thiere für taub, weil sie Niemand kommen hören, und erst die Glieder einziehen, wenn der Feind vor ihren Augen steht, oder gar schon vorübergegangen ist. In diesem Falle zischen sie, und fallen mit großem Geräusche wie todt zu Boden. Stellt man sich auf sie hinauf und klopft einigemal auf den Hintertheil der Schale, so stehen sie wieder auf und laufen mit ihrer Last davon. Das Fleisch der Schildkröten wird theils frisch genossen, theils eingesalzen und aufbewahrt, und aus dem Fett wird ein reines Oel gewonnen. Wenn man sie fängt, macht man einen Schnitt in den Körper ganz nahe am obern Theile des Schwanzes, um zu sehen, ob sie fett sind. Sind sie es nicht, so läßt man sie wieder laufen. Merkwürdig ist, daß man sie auch häufig deßhalb tödtet, um Wasser in ihnen zu finden. Die Blasen der Frösche sind bekanntlich die Behälter zu der ihnen erforderlichen Feuchtigkeit, und gerade so scheint es sich auch mit den Schildkröten zu verhalten. Geraume Zeit nach ihrem Besuche bei den Quellwassern ist die Blase dieser Thiere mit Flüssigkeit angefüllt, die aber immer geringer und unreiner wird. Werden Reisende in den Niederungen vom Durste geplagt, so tödten sie eine Schildkröte, und trinken die Blase aus, wenn sie voll ist. Diese Flüssigkeit ist ganz klar, doch aber etwas bitterlich. Das Wasser aus dem Herzbeutel soll jedoch noch besser seyn, und wird immer zuerst getrunken.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 40** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Maximen von Sainte-Beuve, im Geschmack La Rochefoucaulds.** (Schluß.) — **Alciphron.** (Fortsetzung.) — **Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 April 1840.

Die Blume des Himmels.

Von Miß Bewles.

(Sonett, im Sinne welchen die Engländer diesem Worte bisweilen beilegen.)

Des Lebens Pilger, welche Blumen ziehen
Dein sehnend Herz? Wird in der Erden Fülle
Vor einer fremden Blüthe nur es stille,
Nur vor der Seligkeit? — Verlornes Mühen!
Sie wächst nicht unter dieser Wolken Drucke;
Doch wenn ein Lenzhauch streift am Blüthenschmucke
Des Himmels, mag vom Ort, wo es gediehen,
Ein irres Blümchen zu dir niederwehen,
Ein flatternd Blatt, so eilig im Vergehen
Als süß an Düften. Ward es dir verliehen
Solch Lenzeskind auf deinem Pfad zu finden,
Schnell! birg's am Busen, eh' in rauhen Winden
Sein Duft verfliegt! — Auch dort wird es verblühen,
Du kannst's nur halb mit Lebenshauch durchglühen!

Fr. Notter.

Maximen von Sainte Beuve.

Im Geschmack La Rochefoucaulds.

(Schluß.)

16. Die berühmtesten und gepriesensten Plätze der Erde sind traurig und ihres Zaubers beraubt, wenn man keine Hoffnungen mehr dahin mitbringt.

17. Es ist mit den Orten wie mit den Werken der Menschen, wenn einmal ihr Ruf feststeht, so zieht Jeder auch hin und bewundert sie; wenn ihr Ruf erst zu gründen wäre, könnten viele andre, die ohne Namen sind, mit ihnen wetteifern.

18. Es ist Mannichfaltigkeit genug in den Dingen der Welt, daß jeder wohlorganisirte Geist zu seiner Zeit und nach seiner Stimmung sich seinen Theil daran nehmen, dem Anschein nach sich widersprechen und doch Recht haben kann.

19. Bei der Würdigung La Rochefoucaulds darf man Folgendes nicht vergessen: alle, die ihre Jugend schlecht angewandt, haben ein Interesse dabei, daß die hochstrebenden Gedanken der Jugend als Thorheit gelten. Es ist wahr, daß ihrerseits diejenigen, die sie gut, das heißt nüchtern, angewandt, ein Interesse haben, die Frucht ihrer Sparsamkeit nicht zu verlieren.

20. Wenn man sich befragte, bei welcher besondern Gelegenheit man angefangen, in diesem oder jenem Herzen zu lesen, so würde man finden, daß es fast immer unter Umständen war, wo das Interesse im Spiel und die wachgewordene Eigenliebe sichtbar war; aber es ist einerlei, mit welchem Bohrer man das Loch in die Wand gemacht, wenn man nur sieht.

21. Montesquieu hat von La Rochefoucaulds Maximen gesagt: es sind die Sprüchwörter der geistreichen Leute; und Voltaire: es ist weniger ein Buch, als Materialien um ein Buch zu schmücken. Es sind geschnittne Edelsteine, die man in die Rede faßt.

22. Franklins Sprüchwörter sind reine Weizenkörner, die man in die Erde legen kann, und sie werden Frucht tragen.

23. In La Rochefoucaulds Maximen findet sich nicht Ein Eigennamen; für einen Denker seiner Art wäre das ein Fehler gewesen.

24. Man ist empfindlich; man hat von einem Freund einen tadelnden Brief erhalten, und man hat so eben eine lebhafte Antwort an ihn gesiegelt. In der Zerstreuung schlägt man La Rochefoucauld auf und stößt auf den Satz: „der wahre rechtschaffene Mann ist der, der über nichts empfindlich wird;" man wirft die Antwort ins Feuer; aber da La Rochefoucaulds Maximen Einen nicht bessern, bleibt man empfindlich.

25. Sehr viele ausgezeichnete Eigenschaften des Stils bei diesem und jenem glänzenden Autor hängen zusammen mit einem Fehler des Charakters. Die reizbare Unruhe, in der er sich gegen Jedermann befindet, zwingt ihn auf eine Menge Schattirungen zu sinnen; wäre er ruhiger, würde er deren weniger machen.

26. Der Dichter, der Künstler, der Schriftsteller ist gar oft nur derjenige, der wiederzugeben weiß; er behalt nichts für sich.

27. Es gibt Tage, wo der Geist Morgens aufwacht, das Schwert aus der Scheide, und Alles zusammenhauen möchte.

28. Der Grad der Empfänglichkeit für die Langeweile ist vielleicht das unmittelbarste Anzeichen der Qualität des Geistes. Diejenigen, die sich schnell langweilen, sind zart organisirt, aber leicht. Diejenigen welche sich nicht leicht langweilen, werden selbst bald langweilig. Diejenigen, die die Langeweile wohl empfinden aber sie zu lange ertragen, saugen sie am Ende ein und athmen sie aus.

29. Ein wenig Thorheit bei viel Verdienst schadet nicht; das gibt Sauerteig.

30. Auf die Philosophie des 18ten Jahrhunderts, welche die Natur des Menschen präconisirte, folgte die parlamentarische Regierung, welche ihm Morgens und Abends Complimente macht; wie sollte er nicht verwöhnt werden?

31. An all den phantastischen Gebäuden, an den Façaden verzauberter Paläste, welche unsre Philosophen zum größten Glück und zur Ehre des Menschen erbauen, lese ich immer die ironische Inschrift aus dem frömmsten Dichter: Mortalibus ægris!

32. Man hat viel gesprochen von der Thorheit von zwanzig Jahren; es gibt aber auch eine von fünfunddreißig Jahren, die nicht weniger eigenthümlich und nicht minder häufig ist: Alceste nach Werther. Rousseau hat erst nach dieser zweiten Thorheit zu schreiben angefangen, und immer beide Arten in Einem Strahl vereinigt. La Rochefoucauld hat gesagt: mit dem Alter wird man närrischer und auch klüger.

Alciphron.

(Fortsetzung.)

Im vierten Brief hat Alciphron neue Wunder zu berichten, wie er tief unter der Erde Dinge gesehen, wie der alte Orpheus. — Der Mond war wieder am Himmel und fand ihn noch auf seinem alten Posten, wachehaltend bei der Pyramide, manchmal eine Weile dem Schlaf gönnend, während dessen die Geliebte in verschiedenen Gestalten vor seinem innern Sinn schwebte. Aus einem dieser süßen Träume auffahrend, besann er sich plötzlich, holte seine Lampe, die noch schwach im Boot fortbrannte und entschloß sich, noch eine Entdeckungsreise in dem Monument anzustellen.

So hatt' ich kaum erreicht das Thor,
Als aus dem Palmhain drang hervor
Ein laut Gekreisch, so wie das Wild,
Das brünstige, den Wald erfüllt; —
Vielleicht auch kamen diese Töne
Vom Thore der Vergessenheit,
Von dem man sagt, daß Nachts es stöhne,
Wenn man's den Leichen aufthut weit.
Was es auch war, es machte beben
Der Ton mein Herz eiskalt, als eben
Ich durch der Pyramide Pforte
Mich nahte dem ersehnten Orte,
Und zu dem steilen Marmorgang
Durch manche lange Windung drang.

Zitternd schlich ich dahin — das Licht
Brannte noch an dem stillen Ort;
Doch sie, die Aug' und Seele nicht
Mehr missen konnten, sie war fort, —
Entflohen in des Dunkels Reiche
Auf unsichtbarem Pfad, die Leiche
Halt' in der Dämmerung, der blassen,
Sie in der Einsamkeit verlassen.

Das Kreuz, das ich sie küssen sah,
Lag auf krystallnem Sarg noch da;
Ich nahm's und konnt' nicht widerstehn
(Obwohl, so meinte ich zu sehn,
Das Auge deren, die im Schlaf
Des Todes lag, das meine traf),
Es auch zu küssen, und dabei
Rief ich, halb vor der Zeugin scheu:
„Oh künft'ges Leben, wenn beschieden
Wird ew'ge Frauenlieb' in dir:
Wer mißte sie nicht gern, zufrieden
Dort ewig sie zu kosten, hier?

Er wollte wieder umkehren, als er auf dem Rückweg entdeckte, daß der lange Gang, von dem er geglaubt er sey zu Ende, noch weiter in krummen Windungen fortgehe, und ihn verfolgte. Er kam durch zahllose Gänge, aufwärts und abwärts, in kalte Säle, wo Heere von Todten aufgerichtet standen und mit gläsernem Auge ihn anstarrten. Er glaubte im Labyrinth unter dem See Möris zu seyn, wo die Schätze von zwölf Königen verborgen seyn sollen. Endlich ging der Pfad plötzlich aus, und beim Licht seiner immer schwächer brennenden Lampe sah er nur die Mündung einer gewaltigen, schwarzen Höhle, die vor ihm gähnte. Er entdeckte Stufen, welche hinab führten, und wagte die gefährliche Reise. Viele Stufen stieg er hinab, bis er an ein Fenster gelangte, durch das er sprang. Wieder führte eine gewundene Treppe abwärts. Er kam dann an ein Thor, das sich wieder gegen jenen Abgrund öffnete. Zuletzt erreichte er den Grund, und durch die Gitter eines riesenhaften Thores kam ihm ein mildes, warmes, freundliches Licht entgegen. Er sah durch die Gitter einen langen, schönen Gang mit reichen Arkaden, erleuchtet von zahllosen Lampen, die aber selbst nicht sichtbar waren. Ein heiliger Gesang ward angestimmt, und Alciphron glaubte mit Gewißheit darin die Stimme der schönen Unbekannten zu erkennen, obgleich er noch keinen Ton aus ihrem Munde vernommen hatte. Umsonst aber mühte er sich, das schwere Thor zu öffnen. Begierig sah er sich um, und entdeckte links eine Oeffnung, die hineinzuführen versprach, aber der Mündung der Hölle glich. Er bückte sich, diesem Pfad zu folgen, als an der Mauer oben eine feurige Schrift sich zeigte, und er las:

„Ihr, die ihr nicht floh't
Vor dem Pfade voll Graun,
Auf Leben und Tod,
Ohne rückwärts zu schaun;

Die die Sehnsucht ruft,
Euch zu machen rein
Durch Wasser und Luft
Und durch Feuers Pein;

Wenn vor Schmerzen ihr bangt
Und vorm Tode nicht:
Nur zu! Ihr gelangt
Wohl wieder ans Licht —

Wo zum schaubaren Glück
Wird das Räthsel erfüllt,
Das jetzt noch dem Blick
Der Schleier verhüllt!

Doch wenn —"

Hier erloschen die Worte; aber ihr Verschwinden schien Schrecklicheres zu sagen, als in Worte hätte gefaßt werden können.

„Und wär' ich also," rief ich da,
„Der großen Heimlichkeit jetzt nah?
Sehn und berühren soll ich heut,
Lüften vielleicht, von Kraft erfüllt,
Den Schleier, der der Ewigkeit
Ehrwürdiges Geheimniß hüllt?"
In mir gewann jetzt neue Kraft
Der Durst nach Aegyptens Wissenschaft,
Den ich, von neuem Traum besessen,
Beinahe hatte ganz vergessen,
Denn vor mir glänzte jetzt zumal
Zwiefacher Hoffnung Doppelstrahl —
Mir war als ob das Geisterwesen,
Dem ich gefolgt zu diesem Platz,
Mir eine Führerin gewesen
Zu mehr als Einem süßen Schatz,
Beleuchtend zum Erkenntnißquell
Die Bahn mit dem Stern der Liebe hell.

Er betrat den Eingang; seine Lampe war dem Erlöschen nahe; er durchwanderte gewundene Gänge und langte endlich an einem Paß an, der zwischen zwei Reihen von lebendigem Feuer hindurchging, zwischen feurigen Bäumen, deren Zweige eine Gluth ausspieen wie ein Ofen; auf dem Boden lagen rothglühende Eisenstangen; dennoch schritt er, zwar mit bangem Herzen, weiter, und kam unversehrt durch; da seine Lampe jetzt erloschen, ergriff er einen am Boden liegenden, abgefallenen Zweig, der ihm als Fackel dienen sollte. Nach der Feuerprobe kam die Wasserprobe; eine große, mit brausenden Wassern erfüllte Höhle lag vor ihm; er stürzte sich in die schwarzen Fluthen und kämpfte sich hindurch. Endlich erreichte er wieder festen Grund und Boden und eilte eine Reihe von Stufen hinan; aber bald wichen diese unter seinen Füßen, so daß er mit jedem Schritt in einen Abgrund zu stürzen fürchtete. Da bekam er plötzlich einen großen eisernen Ring zu fassen, der im Dunkel dahing, und klammerte sich, da Alles unter ihm wich, daran, wie ein Ertrinkender. Schwebend hing er jetzt im leeren Raum; entfesselt schienen jetzt alle Stürme um ihn zu toben, und trieben ihr Spiel mit ihm, ihn wüthend im Kreise umherschleudernd. Und doch, hätte man ihn in diesem Augenblick gefragt, ob dieser Preis nicht zu hoch sey für irgend ein Gut, er hätte geantwortet: „Für Weisheit und Erkenntniß, ja! aber für ein herrliches Weib, nein!" Endlich, als seine Kraft beinahe erschöpft war, legte sich der Wirbelwind, der Ring, an dem er sich hielt, senkte sich mit ihm und sein Fuß fand wieder festen Boden. Zugleich dämmerte auch wieder Tageshelle; er erblickte ein kunstloses Bett, worauf Mohn und Lotus zum Schlummer einluden. Sehnsüchtig schleppte er sich zu demselben hin und sank darauf nieder. Wie lange er geschlafen, und wie er von diesem Ort entrückt worden, weiß er nicht zu sagen; aber beim Erwachen sah er sich in eine unaussprechlich herrliche Scene versetzt. Er muß erst wieder zu einiger Besinnung kommen, eh' er dem Freund Alles beschreiben kann, der ohnehin ihm nur halb glauben würde. Hiemit sind Alciphrons Briefe zu Ende.

(Schluß folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.

(Schluß.)

Vielleicht läßt sich die Entwicklungsstufe einer Sprache und Literatur einigermaßen darnach abmessen: welche Stelle in den Darstellungen der Dichter und Schriftsteller die Prädicate, die Adjective, die erläuternden oder verschönernden Synonyma einnehmen. Freilich bringt hierin schon der Genius der Sprachen und Völker eine Verschiedenheit mit sich; der Orientale, der eine uneigentliche, bildliche, oft räthselhafte Bezeichnungsweise liebt, setzt statt des Substantivs ein charakterisirendes Adjectiv, das nach und nach selbst die feste Bedeutung eines Substantivs annimmt; so soll es im Arabischen für den Löwen ein paar hundert, ursprünglich nur adjectivische Bezeichnungen geben. Den Occidentalen dagegen ist das Bildliche, Symbolische, die uneigentliche Redeweise nicht so naheliegend. Dennoch spielt in der ursprünglichen, in der Volkspoesie das Prädicat eine große Rolle; hier ist aber zu bemerken, daß die Epitheta, welche sich bei Homer und dann auch in den Volksliedern der Serben z. B. und der Skandinavier in großer Fülle finden, ziemlich fixirt, mit dem dadurch näher bestimmten Substantiv gleichsam zusammengewachsen, eine nothwendige Ergänzung desselben sind und ihre Verbindung mit demselben der allerunmittelbarsten Anschauung verdanken. Deßwegen wird man auch kein Epitheton in solchen Poesien finden, das nicht, wenn man sich in die Denkweise der Völker hineinzuversetzen vermag, vollkommen passend und ungesucht wäre. Allmählich erobern sich die Individualitäten eine größere Willkür auch in der Sprache; sie entfernen sich mehr und mehr von der hergebrachten Bezeichnungsweise, sie ver-

suchen neue Epitheta, sie ziehen fernerliegende Bilder und Vergleichungen herbei; Prosa und Poesie sondert sich schärfer, und jene beschränkt sich, wie z. B. bei den griechischen und römischen Prosaikern, den Geschichtschreibern und Rednern der besten Zeiten auf einen nüchternen Styl, welcher in Ernst, Strenge, Schärfe und Kürze sein Verdienst sucht. Die Poesie dagegen benützt die sich erweiternde Sphäre geistiger Bildung dazu, den Reichthum ihrer Epitheta, ihrer Bilder zu vervielfältigen und die Empfindung der Gedanken in immer neue, gefällige Gewande zu kleiden. Welche schmucklose Einfachheit, welcher Nerv in den Reden eines Demosthenes und welche Fülle und Pracht von Prädicaten und Bildern in den Tragödien eines Aeschylus und Sophokles! Verderblich ist es, wenn dieser Unterschied der Prosa und Poesie verkannt und aufgehoben wird; nachtheilig für den Styl der Prosa, der dadurch leicht die Hauptvorzüge der Bestimmtheit, der Klarheit, der Kürze verliert und sich mit falschen Reizen schmückt, welche ihm nicht gebühren und die immer wieder mit großer Mühe wieder aufgefrischt oder ersetzt werden müssen — nachtheilig für die Poesie, weil ihr dadurch ein ihr zustehendes Privilegium entzogen und das ihr gewidmete Interesse insofern geschwächt und vermindert wird, als dann doch, wenn auch nicht der ächte Geschmack, doch das leichtverführbare Urtheil des Publicums in der Prosa ein sehr annehmliches Surrogat für die Poesie erblickt, welches man nachgerade gar dieser selbst vorzieht. Die Poesie erscheint gegen die Prosa, wenn dieser alle Freiheiten und Ornamente von jener zu Gebote stehen, im Nachtheil, weil ihr durch Metrum und Reim scheinen Fesseln angelegt zu werden, und es gehört schon eine tiefere Bildung, ein kräftigerer Geschmack dazu, um eben dieser scheinbaren Beschränkung sich zu freuen; doch ließe sich immer der Nachtheil für die Poesie noch viel leichter verschmerzen, weil die ächte Poesie doch sich geltend macht und nicht in den Aeußerlichkeiten der Form besteht, als der Nachtheil für den Styl der Prosa. Mag man sie mit noch so spirituösen Elementen nähren, mag man die delicatesten metaphysischen Bezeichnungen aufbieten, um die sublimste, ganz ätherische Diction zu erreichen — sie wird doch zuletzt ein wassersüchtiges Aussehen gewinnen. Es ist sehr natürlich, ja nothwendig, daß die Sprache, wenn die Geistesbildung eines Volks eine hohe Stufe erreicht hat, wenn die realen Verhältnisse und die Begriffe und Ideen vielfach durchforscht und analysirt worden, sich immer enger an die Gegenstände und Begriffe anzuschmiegen, immer treuer alle Nuancen zu bezeichnen, immer tiefer in jede Spalte und Falte einzudringen sich bemüht; sie sucht das innerste Wesen der Dinge aufzuschließen und zu offenbaren, und es treten an die Stelle der ursprünglich sinnlichen Prädicate mehr und mehr abstracte, an die Stelle der einfachen treten complicirte; das Fremdere, Höhere, Unbekanntere wird nicht mehr durch Vergleichung mit dem Näheren, Vertrauteren, Anschaulicheren verdeutlicht; umgekehrt wird aus Veranlassung und zur Hervorhebung des Bekannten und Gewöhnlichen das Ungewöhnliche, zur Einrahmung des Realen das Ideelle herbeigezogen. Dieß ist nun zwar dadurch zum Theil erklärt, daß bei höherer Geistescultur eben das Ideelle dem Menschen, und besonders dem Schriftsteller, das Vertrautere und Nähere wird und das Natürliche sich ihm mehr entfremdet, und man darf einer Literatur daraus keinen Vorwurf machen, wenn sie von diesem Schicksal ergriffen und überwältigt wird; aber es ist doch etwas Anderes, ob man nur dem Zug und Gesetz der Nothwendigkeit folgt, oder ob man mit bewußter Willkür jener Neigung sich hingibt. In Deutschland hat Goethe, begabt mit dem klar anschauenden, tief eindringenden Blick und dem treu abspiegelnden, scharf bezeichnenden Wort das Charakteristische der Gegenstände und Verhältnisse durch die treffendsten Prädicate angedeutet und oft wahrhaft ausgeprägt, man rühmte seine Darstellung und mit Recht als die objectivste; sein Vorgang, die Einsicht in die Vorzüge seines Styls weckte die Nachahmung; aber nicht Jedem war es gegeben, das Wesentliche und Charakteristische mit der Klarheit und Schärfe Goethe's aufzufinden und hervorzuheben; statt treffender Epitheta griff man oft nach pikanten und preciösen, statt das Innerste eines Gegenstands auszusprechen hielt man sich an zufällige Beziehungen und beleuchtete, statt mit vollem, mit grellem Licht. Hier ist H. Heine zu nennen, wenn auch nicht als Urheber, doch als bedeutender Repräsentant der Tendenz zu einem geistreichgeschwätzigen, in allen Farben schillernden, Ernst und Scherz durcheinander mengenden, aber darum doch nicht humoristischen, sondern mehr nur nachlässig anmaßenden Styl, zu dessen richtigsten Eigenthümlichkeiten das Haschen nach frappanten, verwegenen Epitheten gehört, nach den barrockten Verbindungen von gar nicht zusammen gehörigen Begriffen, denen er aber doch eine gewisse Beziehung zu einander zu geben weiß. War bei Goethe das Princip und die Quelle der ihm eigenthümlichen Darstellung, sein ruhiger, tiefeindringender, vielumfassender und scharfer Blick, die Gediegenheit seiner Intelligenz: so ist es bei Heine der unstete, zwar über ein ansehnliches, buntes Material gebietende, aber nicht auf solidem Grund beruhende Witz, der, statt dem innern Zusammenhang der Dinge nachzugehen, in willkürlichen Combinationen sich gefällt und dessen Wahlspruch ist: je toller desto lieber! Diese witzige oder witzelnde Manier, die von solchen am meisten übertrieben wird, welchen der wahre Witz fehlt und die sich nicht selten wahrhaft als Aberwitz gebärdet, ist ein Krebs der Literaturen, der an ihrem besten Lebensmark zehrt, den Geschmack irre leitet und abstumpft, und vielleicht nur durch eine lange unwillkürliche Hungerkur wieder geheilt werden kann.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1840.

Petersburgische Skizzen.

Das Fest in Peterhof.

Es gibt verschiedene Wege, um, was man so nennt, Glück in der Welt zu machen. Daß unter „Welt" die Hauptstädte Europa's zu verstehen sind, bedarf wohl kaum der Erwähnung, denn wer ist heutzutage noch so zurück, das Glück anderswo suchen zu wollen? Wird nicht Alles aufgeboten, das Centralisationssystem geltend zu machen? Will eine Sängerin Ruf erlangen, so muß derselbe von einer Hauptstadt ausgehen. Stellen, Pfründen, Rang und dergleichen Luxusartikelchen mehr, sind sie nicht fast lediglich Prärogative ihrer Fabrikorte? Und Vergnügungen gibt es doch eigentlich nur in den Hauptstädten, wie jeder Unterrichtete mir zugestehen wird. Daher auch das sich immer steigernde Hindrängen nach diesen Orten, welche man die eigentlichen Eldorados unsrer Zeit nennen könnte.

Die in Rußland etwas unbequemen Paßverordnungen und dergleichen halten zwar viele Leute ab, sich in höchst eigener Person einzufinden, dafür aber entschädigen sie sich meist durch schriftliche Anmuthungen der seltensten Art bei dem glücklichen Bewohner jener Zwitterstadt, welche Sitz des Kaisers genannt wird, obschon der Kaiser wenig in ihr sitzen bleibt; auch wird St. Petersburg Hafen- und Handelsplatz genannt, ohne daß ein ordentlicher Dreidecker einlaufen kann, wohl aber in der Newa ungleich schneller fault, als in anderm Wasser, und ohne daß jemals der Handel recht am Platze gedeihen könnte, aus einer Unzahl von Gründen. Herrschte in Rußlands Hauptstadt nicht noch zu viel Orientalismus, so besäßen wir wie von London, Paris, Wien und Berlin wohlgeordnete Verzeichnisse der Einwohnerschaft; wir könnten daraus ersehen, daß gegen tausend Aerzte so wie verschiedene Tausende von Schneidern dort befindlich, und also Petersburg den Heil- wie Kleiderkünstlern besonders günstig gelegen seyn müsse. So wie nun die Sachen stehen, bleibt es der Fama allein überlassen, diesen Umstand zu verbreiten; diese thut aber als Dame ihre Schuldigkeit, denn es fehlt in keinem Jahre an einwandernden Aerzten und Schneidern, wie ich aus Erfahrung und durch gute Hand weiß.

Einem jungen Hansestädter, den das Doctordiplom von einer der vielen berühmten medicinischen Facultäten auf Deutschlands Hochschulen zum privilegirten Herrn über Leben und Tod gemacht hatte, oder der mit Hieronymus Jobs zu reden, nun Gesunde krank und Kranke gesund machen durfte, einem solchen Machthaber von so und so viel Recepten, war durch Expressen von Dame Fama angezeigt worden: „es fehle in Petersburg an geschickten Aerzten und ein solcher könne dort binnen zweimal vierundzwanzig Stunden sein Glück machen, d. h. reich werden." Natürlich fühlte der junge Mann sich geschickter als alle Zeitgenossen, und ich verdankte es der flüchtigen Reisebekanntschaft eines Bremers, daß dieser mir seine vielleicht eben so flüchtige Bekanntschaft in dem Jünger Galens dringend empfohlen hatte. Mein Mann hatte kaiserliche Leibarzt-Ideen, und da schien mir der Geburtstag der Kaiserin, welcher bei schönem Wetter am ersten Julius auf dem Lustschlosse zu Peterhof gefeiert werden sollte, die beste Gelegenheit zu einer Präsentation, indem sich da das Kaiserpaar auf öffentlicher Maskerade im Schlosse dem versammelten Publicum zu zeigen pflegt.

Ich konnte meinem Empfohlenen nur geringe Dienste in jeder Hinsicht erweisen, denn ich war selbst erst kurze Zeit am Orte; allein mir standen wenigstens einige Sprachkenntnisse zu Gebote, während der Herr Doctor, außer seinem Mediciner-Latein, nur deutsche Suada nöthig zu haben glaubte, auf die Versicherung eines Gereisten hin: man komme in Rußland überall mit der deutschen Sprache fort. Damit hatte es aber schon am Tage vor dem Feste schlecht ausgesehen, als wir uns auf den Plätzen, wo Miethequipagen anzutreffen sind, nach einem Wagen erkundigten, denn die große Sprachfertigkeit der Petersburger erstreckt sich noch nicht bis auf die Herrn Iswoschtschiks (Lohnfuhrleute), welche durchaus prätendiren, daß man mit ihnen Russisch rede, aus dem einfachsten Grunde.

Unsere Nachfragen hatten schlechten Erfolg, denn theils war alles schon bestellt, theils aber verlangte man so enorme Preise, daß uns der Appetit verging, und wir den Beschluß faßten, den staubigen Weg und das Gedränge Anderen zu überlassen, dagegen aber die Fahrt zur See auf einem Berth'schen Dampfboote einzuschlagen.

Der Morgen des 1 Julius 1836 begann mit einem jener heftigen Regengüsse, die so häufig den Genuß der kurzen Sommerzeit des hohen Nordens noch schmälern, und von deren Heftigkeit man sich außerdem vielleicht nur in den Tropenländern einen richtigen Begriff machen kann. Die sorgfältigst gepflegten Wege über die Inseln und in der Umgegend werden plötzlich in Ströme fließenden Kothes verwandelt; allein eben so schnell und oft nur nach wenigen Stunden haben die Winde alle Feuchtigkeit ausgesogen, und Staubwolken wirbeln des Abends da, wo am Morgen Kothseen die Straße bezeichneten. Unbekannt mit diesen Umständen gaben wir jeden Gedanken an den Besuch des Festes auf, bis gegen 10 Uhr alles Gewölk verschwand und die Sonne belebende Wärme erzeugte. Die Straßen, welche nach dem englischen Kai, dem Abgangsorte der Dampfboote, führen, füllten sich mit Fußgängern, deren eilige Schritte und ganzes Costume hinlänglich anzeigten, es sey auf mehr als einen Geschäfts- oder Spaziergang in der Stadt abgesehen. Eben so und noch belebter wurden die Wege zur Triumphpforte, durch welche die Straße nach Peterhof geht. Equipagen der glänzendsten Art und mit dem schönsten Viergespann versehen, reiheten sich an Fuhrwerke aller Art bis herunter zu den Anfängen der Wagenbaukunst, oft mit Thieren bespannt, die man in einiger Entfernung kaum für mehr als große Hunde halten konnte. Gleich bunt und verschieden war die Besetzung dieses Wagenzuges, dessen tolles Durcheinander wahrhaft sinnverwirrend auf den Beobachter wirkte. Wir glaubten, jeden Augenblick müsse ein Unglück geschehen, allein außer dem Geschrei der Kutscher ereignete sich nichts, als daß die Masse immer vorwärts drang.

Nachdem wir uns an diesem Anblick gesättigt, brachte eine Droschke uns an den englischen Kai, wo wir in der Dampfboot-Expedition Billets zur Fahrt nach Peterhof zu lösen hatten. Diese Expeditionen befinden sich auf großen Barken, welche dicht am Kai liegen und zu denen man durch gelegte Brücken gelangt. Auf ihnen versammelt man sich, um sodann das daran liegende Dampfboot selbst zu besteigen.

Der Andrang zu der für die Abfahrt der Berth'schen Dampfboote nach Peterhof bestimmten Barke war groß, und es dauerte eine Stunde, ehe wir hindurchgequetscht und Besitzer von Billets waren. Gott! und welche Odeurs hatten wir zu genießen! — Vom Moschus bis herunter zur Zwiebel- und Sauerkohlausdünstung des nationalen Bedarfes; Alles strömte durch einander und mußte aufgeathmet, aufgerochen werden. Was mir besonders auffiel, war die Ruhe, mit der trotz dem Gedränge Alles abging. Da zeigte sich nichts von dem Geschrei, Gezänk und dergleichen, das bei solchen Gelegenheiten in Frankreich, Deutschland und anderwärts zu herrschen pflegt. Jeder fügte sich, wie es eben gehen wollte, ohne daß ein tristiger Beweggrund zu diesem Benehmen sichtbar wurde; denn ein paar Schildwachen und einige Polizeiofficianten konnten bei der Menge nicht in Betracht kommen, die Ursache mußte also tiefer liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Literatur.

Wir entnehmen abermals aus dem Athenäum (vom 7 März) einen Correspondenzartikel über die neuere spanische Literatur.

Madrid, 5 Februar. Seit ich Ihnen geschrieben, sind die Ausgrabungen an dem Orte der alten Italica eingestellt worden, wahrscheinlich aus Mangel an den nöthigen Geldern, da die Carlisten-Gefangenen, die sie bisher besorgten, frei gegeben wurden. Doch hoffe ich, das gute Werk wird nicht ganz aufgegeben werden, denn, darf man nach den verschiedenen interessanten Ueberresten von phönizischer und altrömischer Baukunst, und nach den zahlreichen Münzen und Vasen ꝛc. mit punischen Inschriften, welche bisher ausgegraben worden sind, urtheilen, so stehe ich nicht an, zu behaupten, daß das Studium der Archäologie und Numismatik bedeutend dadurch gewinnen würde. Doch wird es Ihnen angenehm seyn zu hören, daß Don Ivo de la Cortina eine Beschreibung, mit Zeichnungen illustrirt, von allen Gegenständen des Alterthums drucken läßt, welche gefunden worden sind. Ein anderes wichtiges Werk, das vorige Woche angekündigt wurde, ist ein Auszug aus der ländereichen Geschichte Spaniens vom Jesuiten Masden. Don Francisco de la Cueva, bisher unbekannt in der literarischen Welt, hat die schwierige Aufgabe unternommen, das dickleibige Werk des gelehrten Jesuiten, das, obgleich nur bis ins 16te Jahrhundert herabgehend, doch aus 29 Bänden besteht, in engere Gränzen zu bringen und es bis auf die Regierung Ferdinands VII herabzuführen. Ein neues Drama in vier Acten, Rosamunda, dessen Stoff aus den Zeiten König Heinrichs II in England genommen ist, wurde mit vielem Glück auf dem Theater einer vor kurzem entstandenen literarischen Gesellschaft, die sich El Liceo nennt, aufgeführt. Der Verfasser, ein junger Dichter, Namens Gil y Zarati, ist durch seinen Carlos II, Blanca de Borbon und viele andere dramatische Dichtungen bekannt. Martinez de la Rosa hat ebenfalls dem Liebhabertheater jener Gesellschaft ein neues Schauspiel „La Boda y el Duelo," (Hochzeit und Leichenbegängniß) übergeben. Der zweite Theil eines epischen und heroischen Gedichts, El Pelayo, von Ruiz de la Vega, ist ebenfalls erschienen. Die Verse sind leicht und kräftig, doch das Werk findet wenig Beifall wegen der antiquirten Form des Gedichts. Der Verfasser, der ein steifer Classiker ist, hat sich nach den Mustern der alten Schule gebildet, ohne eine der Modificationen zuzulassen, welche die Neuern eingeführt haben. Der Marquis von Casa-Jara hat ebenfalls eine metrische Uebersetzung der Gedichte Lamartine's herausgegeben. Auch höre ich von einer Uebersetzung der Geschichte von Ferdinand und Isabella, mit Noten, von Mr. Prescott. Ein neues Journal, La Revista Gaditana, ist neulich in Cadiz aufgetreten, und die Presse ist überall sehr geschäftig, die Werke der Dichter und Geschichtschreiber des goldenen Zeitalters der spanischen Literatur wieder aufzulegen. Auch zwei literarische Gesellschaften, El Ateneo cientifico und El Liceo, haben sich vor kurzem hier gebildet, von denen ich Ihnen künftig berichten werde, da sie auf ganz andern Grundsätzen errichtet sind als die in England.

Gesellschaften und philanthropische Institute bilden sich hier

alle Tage, und ungeachtet des Bürgerkriegs, der immer noch in den schönsten Provinzen der Halbinsel wüthet, ist es erfreulich zu sehen, daß man in den größern Städten wenigstens einigen Schein von Thätigkeit und Besserung zeigt, und daß die Nation Fortschritte in der Civilisation macht. Einige eifrige und patriotische Individuen haben sich neulich in eine Gesellschaft vereinigt zur Verbesserung der Gefängnißdisciplin im Lande. In einer Versammlung, die neulich in den Sälen der Gesellschaft gehalten wurde, las Don Ramon de la Sagra, ein Mann, der im J. 1539 durch Holland und Belgien gereiset ist, um die Schulen, Gefängnisse und Armenanstalten jener Länder zu besuchen und die Resultate seiner Untersuchungen seitdem bekannt gemacht hat, eine treffliche Abhandlung über den Zustand der spanischen Gefängnisse und Zuchthäuser, und die Nothwendigkeit, ihre Einrichtung nach den Mustern der Vereinigten Staaten und der aufgeklärtern Nationen Europa's zu verbessern. Eine andere sehr nützliche Gesellschaft, aus der unberechenbare Vortheile hervorgehen können, ist die zur Verbesserung der Volkserziehung. Da der erste Jahresbericht eben vom würdigen und gelehrten Secretär, Don Matteo Seoane, veröffentlicht worden, und da in Bezug auf Erziehung in Spanien so wenig auswärts bekannt ist, will ich diese Gelegenheit ergreifen, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen.

Die Erziehung des Volks ist in Spanien stets sehr vernachlässigt worden, und dafür könnten viele Ursachen angeführt werden; unter ihnen — die Schwäche und gänzliche Unfähigkeit der einzelnen Regierungen, die Furcht der civil- und kirchlichen Regierungsgewalt vor größerer Aufklärung und ihren Wirkungen auf die schlechten Institutionen, — die angeborne Liebe des Volks für ein unruhiges Abenteuertreiben, ihr herumziehendes Leben, das in der letzten Zeit durch den langen Kampf für Nationalunabhängigkeit und die gegenwärtigen bürgerlichen Kriege noch vermehrt wurde. Die Anstalten zur Beförderung der Erziehung betreffend, so hat Spanien deren stets mehr vielleicht als andere Länder Europa's besessen. Kein Land hat eine größere Anzahl von Stiftungen für öffentliche oder Privatschulen, doch nirgends ist der Zweck der Stiftungen mehr aus den Augen gesetzt worden, sey es aus Mangel einer erleuchteten Regierungspflege oder wegen der Schlechtigkeit der an ihre Spitze gestellten Personen, oder aus andern Ursachen, die in dem Verlauf der politischen Angelegenheiten der Halbinsel liegen. Während der letztern Jahre der Regierung Ferdinands VII war die Erziehung fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten. Das Studium der physischen und mathematischen Wissenschaften wurde vernachlässigt, und manche Universität wurde ihrer Stiftungen beraubt. Man wird es kaum glauben, und doch ist es unzweifelhaft, daß 1827, während der Verwaltung Calomarde's, die der Universität Salamanca zur Erhaltung der Professoren der hebräischen und arabischen Sprache angewiesenen Capitalien von der Regierung genommen, und zur Begründung — einer Schule für Stiergefechte in Sevilla verwendet wurden. Dieser beklagenswerthe Zustand der Dinge hat durch die Revolution noch zu-, statt abgenommen. Wie trefflich auch an sich diese Institute seyn mochten, so waren sie doch so eng mit der Kirche verbunden, die so lange das unglückliche Land leitete und mißleitete, daß, als der mächtige Koloß zu Boden stürzte, sie mit ihm fielen, und da die Minister, die in den letzten sieben Jahren sich nach und nach gefolgt sind, weit mehr Eifer im Zerstören als Aufbauen gezeigt haben, so ist das Land mancher Institute beraubt, die nützlich hätten werden können, ohne die Genugthuung zu haben, zu sehen, daß andere an ihre Stelle gesetzt wurden.

Reisenotiz über die Colonie am Senegal.

Ein Breßer Journal theilt einen Brief aus St. Louis mit, der einige Details über eine Entdeckungsreise durch das Land der Yoloffs und längs der Ufer des Sees Panie-Joul enthält. Von Richard Toll aus gingen sie durch fast undurchdringliche Wälder und zum Theil durch ungeheure Sümpfe nach dem genannten See, den sie in seinem ganzen Umfange untersuchten, und von da nach Warker, der Hauptstadt von Yoloff. Ueberall wurden sie freundlich aufgenommen. Das Volk lebt verhältnißmäßig in Reichthum bei wenig Arbeit und wenigen Bedürfnissen, doch halten sie die Waaren Europa's sehr hoch. Der König scheint geneigt, die Errichtung eines Entrepots zu gestatten zum Austausche der Waaren seiner Unterthanen gegen die der Colonisten am Senegal. Yoloff verspricht die Wohlfahrt dieser letztern sehr zu erhöhen. Schöne Weiden und zahllose Heerden bieten hinreichende Mittel zur innern Consumtion und zur Ausfuhr nach den westlichen Colonien. Ungeheure Wälder von Gummibäumen bieten die Mittel dar, den Handel der Mauren auszustechen, von denen die Colonisten am Senegal gewissermaßen abhängig sind. Ein Product von gleichem Werthe, wie dasjenige, welches die Mauren liefern, Copal-Gummi, findet sich im Ueberflusse in Yoloff, und Elfenbein und Häute gibt es in Menge. Honig, einer der wichtigsten Gegenstände für die Colonie, sowohl für den innern Verbrauch als für den Handel, ist zu niederem Preis und in großer Menge zu haben. Eine enge Handelsverbindung mit Yoloff würde nicht nur ein Feld für den Absatz europäischer Waaren liefern, sondern auch den Handel mit dem innern Afrika eröffnen, und einen guten Verbündeten gegen die verrätherischen Mauren auf dem rechten Ufer des Senegal geben.

Die Galapagos-Inseln.

(Schluß.)

Diese Art Schildkröte ist jetzt über einen großen Theil der heißen Erde verbreitet, aber höchst wahrscheinlich auf den Galapagos-Inseln allein einheimisch. Seit mehrern Jahrhunderten sind diese Eilande häufig von Freibeutern, Wallfischfängern und Handelsschiffen besucht worden, und immer wurden viele von diesen Thieren lebendig mitgenommen und auf andern Inseln zum Behufe der Fortpflanzung vertheilt, gleich wie man auch Schafe und Ziegen auf diese Weise verbreitet hat. — Unter den Eidechsen gibt es ebenfalls Land- und Seethiere. Die Wassereidechse lebt bloß am Ufer des Meeres auf felsigem Boden. Sie sind von schmutzig schwarzer Farbe, dumm und faul, drei bis vier Fuß lang und an 20 Pfund schwer. Auf der Insel Albemarle werden sie größer und schwerer. Im Wasser schwimmen sie mit großer Leichtigkeit durch schlangenförmige Bewegung des Schwanzes. Sie fressen

schaarenweise in das Meer hinaus und leben von Seegras. Zum Klettern an den Felsen sind sie mit starken Klauen versehen. Der Schwanz ist flach gedrückt, offenbar zum Schwimmen eingerichtet, und die Schnauze, die beim Leguan spitz ist, hat eine abgestumpfte Gestalt. Obgleich diese Thiere im Wasser leben können, auch stundenlang auf dem Meeresgrunde zum Behufe ihrer Nahrung verweilen, so wollen sie doch nicht ins Wasser sich retten, wenn man sie verfolgt. Selbst wenn man sie mit Gewalt hineinwirft, kehren sie augenblicklich wieder zurück, vermuthlich aus Furcht vor Raubfischen.

Die Landeidechse ist auf die in der Mitte der Gruppe liegenden Inseln beschränkt, nämlich auf Albemarle, James, Barrington und Infatigable. Südlich, auf Charles, Hood und Chatam, und nördlich, auf Towers, Lindloes und Abington, sind keine zu sehen. Sie wohnen vom Meeresstrande bis auf die höchsten Spitzen der Berge, und sind so zahlreich, daß man kaum eine Stelle finden kann, ohne auf ihre unterirdischen Höhlen zu stoßen. An Häßlichkeit geben sie den Seeeidechsen nichts nach, sind aber etwas kleiner, und wiegen nur 10 bis 15 Pfund. Auf der Kopfkrone sind sie weiß, der übrige Theil des Kopfes, Bauch und Vorderfüße schmutzig orangegelb, Rücken braunroth. Sie sind faul und schläfrig, und wenn man sie nicht erschreckt, kriechen sie langsam über den Boden weg, bleiben ungefähr eine Minute stille und schließen die Augen. Ihre Höhlen bauen sie zwischen zertrümmerter Lava, meistens aber in Sandstein. Wenn sie mit dieser Arbeit beschäftigt sind, wenden sie beide Seiten des Körpers abwechselnd an. Mit einem Vorderfuße kratzen sie eine Weile den Boden auf, und mit dem Hinterfuße werfen sie die lockern Theile hinaus. Sind sie auf dieser Seite müde geworden, so kommt die Reihe an die andere, und so abwechselnd fort, bis die Arbeit fertig ist. Auf ebener Erde können sie nicht schnell laufen, bloß wenn sie bergab gehen, sind sie flink. Da die Landeidechse keine Reisen macht, wie die Schildkröte, so trinken diejenigen, welche in den Niederungen leben, das ganze Jahr kein anderes Wasser, als was gelegentlich bei Regengüssen herunterfällt, die aber selten sind. Dagegen leben sie von den saftigen Cactusstämmen und Akazienblättern. Auf den Anhöhen fressen sie die sauern Beeren von Guayavita. Sie legen längliche Eier in ihren Höhlen, wovon viele gesammelt und gegessen werden. Das Thier selbst wird für einen guten Schmaus gehalten, und das Fleisch ist weiß, wenn es gekocht ist. Durch ganz Amerika innerhalb der Tropen werden die Leguane gegessen, der Rückgrat aber wird als ein köstlicher Leckerbissen allen andern Theilen vorgezogen.

Diese beiden Thiergattungen tragen in der wissenschaftlichen Sprache die Namen Amblyrhynchus cristatus und sub-cristatus. In ihrem Bau sind sie nur wenig von einander verschieden, und beide nähren sich von Vegetabilien. Ihr Kopf hat mit dem Kopfe der Schildkröten sehr viel Aehnlichkeit. Auf der ganzen übrigen Erde hat man diesen merkwürdigen Unterschied zwischen Land- und See-Eidechsen noch nicht angetroffen, und die letztern sind die einzigen Stellvertreter der vorsluthigen Riesenamphibien. — Die Schlangen sind harmlos, und Kröten sowohl als Frösche findet man gar nicht, obgleich die feuchten Stellen der höher liegenden Landschaft ganz zu ihrer Lebensweise passen. Diese sonderbare Erscheinung ist übrigens auch auf andern vulcanischen Inseln gemacht worden, und Bory St. Vincent hat sich bestimmt darüber ausgesprochen. Auch sind die Galapagos sehr arm an Insecten, ja ihre Gestaltung ist fast europäisch, während die übrige Thierwelt den amerikanischen Charakter an sich trägt. Seltener noch sind sie auf den Höhen, wo man nur einige kleine Dipiera und Hymenoptera findet. Darum sieht man auch dort keine Vögel, und mit Ausnahme einiger Fliegenfänger lebt die ganze übrige Vogelwelt in den Niederungen. Landmuscheln sind in Menge vorhanden und diesem Lande eigenthümlich. Selbst unter den Seemuscheln war der größere Theil unbekannt, ehe Cumming seine Sammlung nach England gebracht hat.

Es ist auffallend, welche Kraft die Natur im Gewächsreiche auf einem gleichsam verglasten Boden zu Tage legt, der aller Feuchtigkeit beraubt ist. Aber überall, wo zwischen Lavastücken durch Wind und Wetter der Staub zusammengetrieben wird, ist der Wohnort einer Pflanze zu finden, bis endlich durch die abfallenden Blätter diese magere Stauberde zu größerer Fruchtbarkeit gebracht wird. Auf den Höhen der Karls-Insel allein findet man eine reiche, lehmige Dammerde, wo etwas Zucker, Mais, süße Kartoffeln und Bananen gezogen werden. Auf diesen Höhen regnet es oft, und so groß ist die Feuchtigkeit, daß das Salz zerfließt, Bücher und Papier mit Schimmel sich bedecken und Eisen sehr schnell rostet, während in den Niederungen Alles verschmachtet. Man sieht auch dort einige Blumengärten, in welchen Schildkrötenschalen zu Töpfen dienen. Uebrigens führt die Seeluft eine große Menge Feuchtigkeit mit sich, die von dem dürren Boden angezogen wird, und besonders bei Nacht als starker Thau sich niedersenkt. Auf der Windseite der Inseln ist die Feuchtigkeit immer größer als auf der entgegengesetzten Seite. In den Bergen ist man von Wolken eingehüllt, die einen feinen Staubregen entladen. Die eigentliche Regenzeit fällt in die Monate November, December und Januar, von stürmischem Wetter, Donner und Blitz begleitet, aber auch schon vor dieser Zeit fallen einige mäßige Regengüsse. Das schönste Wetter dauert vom Mai bis Ende August.

Merkwürdig ist der Schnabelbau der Vögel. Da diese Thiere einen großen Theil des Jahres hindurch Mangel an Wasser leiden würden, so sind alle kleinen Vögel mit kurzen, dicken Schnäbeln versehen, womit sie die jungen Cactusse durchbohren. Mit Tagesanbruch, wenn der Thau die Pflanzenwelt erquickt hat, sind sie in dieser Arbeit begriffen, und saugen den Saft der Blätter aus. Auch brütende Vögel zerquetschen saftreiche Beere damit, und lassen die Flüssigkeit in den Schnabel der heranwachsenden Brut träufeln.

Miscellen.

Nachrichten über die Koloschen. In dem russischen Journal für Volksaufklärung vom November vor. J. steht ein Auszug aus den „Mythologischen Ueberlieferungen der Koloschen“ von Wenjaminow. Die Koloschen theilen sich und sämmtliche Bewohner des amerikanischen Festlandes von Jakutat bis Neualbion in zwei Hauptgeschlechter, das Rabengeschlecht (Nikuati) und das Wolfsgeschlecht (Zitkueti). Diese Hauptstämme zerfallen wieder in Unterstämme, die sich gleichfalls nach einigen Thieren benennen. Bei ihren Spielen oder Festen, welche kchatati heißen, werden die Bilder dieser Thiere angestellt. Das Schamanenthum ist bei ihnen herrschend, und die Schamanenwürde meist erblich.

Französische Dampfschiffe. Nachstehende Dampfschiffe von 220 Pferdekraft sollen im Laufe des Jahres vom Stapel gelassen werden: Pluto zu Brest, Asmodée zu Lorient, Infernal zu Rochefort, Gomez ebendaselbst, Ténare zu Toulon. (Franz. Bl.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 April 1840.

Bemerkungen über den Chartismus in England.

Vor sieben und acht Jahren, als mehrere Einstellungen der Arbeit in verschiedenen Gegenden Englands vorfielen, ward die öffentliche Aufmerksamkeit zum erstenmal auf jene seltsame, gleichsam im Dunkeln hinschleichende Literatur gerichtet, die in Journalform die Lesebedürfnisse der arbeitenden Classe meistentheils befriedigte, und der hauptsächlich der großartige Gedanke und die kaum minder großartige Ausführung des Pfenningmagazins entgegenarbeiten sollte, denn Lord Brougham hatte ganz richtig erkannt, daß Unwissenheit und verkehrte Ansichten durch die obige Literatur in hohem Maße genährt wurden. Jene Journale predigten von einer neuen Vertheilung des Gewinnstes zwischen Capital und Arbeit, und geriethen allmählich in allen den Unsinn von politischen Theorien, welche die französische Revolution neben vielem Großartigen ausgeboren. Das Unpraktische der aufgebauten Theorien und die Unrichtigkeit der vorherrschenden Begriffe gaben sich vor allem in den Arbeitseinstellungen (strikes) kund: in England, wo der arbeitenden Hände zu viel sind, konnten die Arbeitseinstellungen eben so wenig von Erfolg seyn, als sie in Nordamerika im Ganzen immer für die Arbeiter glücklich ausgehen mußten.

Jahre lang trat eine Stille ein; man hörte nichts mehr von Arbeitseinstellungen, und die Arbeiterjournale vegetirten fort, ohne weitern Schaden anzurichten. Die Hauptursache dieser Ruhe lag wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß in den Jahren 1832 bis 1836 nicht nur einige hart auf den armen Classen lastenden Steuern abgeschafft wurden, sondern auch die Manufacturen eine Thätigkeit entfalteten, die vergleichungsweise wenige Hände unbeschäftigt ließ. Wenn indeß keine besonders schlimmen Symptome sich zeigten, so fraß doch die Krankheit im Innern fort, und kaum erfuhren die Manufacturen im Jahre 1837 einen Stoß, von dem sie sich noch nicht ganz erholt haben, so stand auch das ganze Gespenst einer hungernden, zahlreichen Arbeiterbevölkerung wieder da, und nahm jetzt durch die sogenannte Volkscharte einen eigenthümlichen Charakter, eine Fahne, an. Diese Volkscharte, so genannt im Gegensatz gegen die von König Johann dem Adel verliehene Magna Charta, verlangte hauptsächlich als Panacee für alle Uebel allgemeines Stimmrecht. Die einzelnen Ausbrüche, wie in Newport und dergl., sind bekannt.

Dießmal war der Chartismus von andern literarischen Symptomen begleitet: das Gebiet der Speculation über Vertheilung des Gewinnstes zwischen Arbeit und Capital scheint mehr und mehr verlassen, dagegen trat eine wahre Unkenstimme unter dem fingirten Namen Marcus auf, und schlug alles Ernstes vor, daß die Arbeiter je das dritte oder vierte Kind umbringen sollten, um ihrer Noth und ihrer Vermehrung Einhalt zu thun. Neben dieser Todtenunke aber ertönte der Racheschrei im Chartistenpos „Ernst", dessen roher, aber augenscheinlich geist- und charaktervoller Dichter alle gedrückten und mißhandelten Elemente der Gesellschaft sich verschwören, „Krieg den Schlössern und Friede den Hütten" predigen läßt, und mit der Erstürmung eines Schlosses, der Ermordung seiner Einwohner und einem gräßlichen Mahl, umgeben von Leichen, endet. Man sieht, die Literatur dieser Volksclassen hat einen schauerlichen Schritt weiter auf ihrer Bahn gemacht. Es ist höchst charakteristisch, daß dieses Chartistenepos mit dem wilden Jubel vollbrachter Rache endet, und eben so ein ganz ernster, höchst gründlicher und unparteiischer Schriftsteller, Carlyle, der sich den gesellschaftlichen Zustand Englands zum eigentlichen Studium gemacht hat, im Grund an demselben Punkte aufhört: er charakterisirt die französische Revolution, er macht auf den ungeheuren, moralisch-historischen Nachtheil aufmerksam, daß hier eine Generation völlig mit der vorhergehenden brach und durch kein Band der Pietät an die frühere Zeit gefesselt ist; er erkennt den großen Mangel, daß zwischen dem religiösen Unterricht der Jetztzeit mit dem frühern kein fortlaufendes Band sich findet, und man das Christenthum nur noch als eine alte, mythologische Tradition betrachtet, — er erkennt dieß alles, und dennoch erklärt er, daß seiner vollen Uebersetzung nach England auf dasselbe Ziel lossteure. Er geht sodann die Gegenmittel durch, zeigt ihre Hohlheit und das Illusorische derselben, und er selbst, ein scharfer Kritiker des jetzigen Zustands und der schwachen Mittel gegen die Uebel desselben, kann, eben so wie die modernen Vertheidiger mittelalterlicher Ideen, selbst keine

positiven Heilmittel angeben. Eine Haupturſache, weßhalb das Elend der Arbeiterclaſſe namentlich im Weſten von England, reißend zunimmt, iſt, wie Carlyle ganz richtig bemerkt, das Herüberſtrömen von Irländern, die in ihrem Vaterland faſt dem Hungertode preisgegeben, in England auch bei der härteſten Arbeit und dem magerſten Verdienſt ſich immer beſſer befinden, als in Irland, wo ihnen jede Arbeit und Verdienſt fehlt.

Vergleicht man die Unkenrufe von Marcus mit dem wilden Rachegeſchrei in dem Chartiſtenepos und den troſtloſen Auseinanderſetzungen in Carlyle's Schriften, ſo kann man ſich von der fieberhaften und tiefen Aufregung der Arbeiterclaſſen in England einen Begriff machen. Nichts fehlt mehr, als daß fremde Emiſſäre ſich einmiſchen, um den Zuſtand rathlos zu machen, und auch dieß iſt ſchon behauptet worden. Wirkſame Mittel gegen das Uebel hat noch keiner angegeben, und gegen die kräftigſten Erleichterungsmittel ſträuben ſich die ariſtokratiſchen Elemente der Verfaſſung.

Petersburgiſche Skizzen.

Das Feſt in Peterhof.

(Fortſetzung.)

Endlich erſchien das Dampfboot und war ſchnell mit Paſſagieren gefüllt, die theils auf dem Verdecke, theils in den übrigen Räumen des Fahrzeugs unterzukommen ſuchten und gleich Ameiſen unruhig durch einander trieben, trotz den Befehlen des Steuermanns, ſtill zu ſtehen oder zu ſitzen. Die Maſchine wurde in Gang geſetzt, und vermuthlich aus Mangel an Ballaſt ſo wie in Folge der unruhigen Paſſagiere ſchwankte das Schiff von einer Seite zur andern, und taumelte gleich einem Betrunkenen die Newa hinab.

Mein Schüler des Aeſculap beſtand darauf, das Buffet auf dem Schiffe kennen zu lernen und ließ ſich nicht abhalten, die Erfahrung, dasſelbe in gewohntem, ſchlechtem Zuſtande zu finden, theuer zu bezahlen, während ich vorzog, das Gedränge auf dem Verdecke zu beobachten und mir zugleich wo möglich ein Sitzplätzchen zu verſchaffen, das ich endlich auch in der Nähe des Steuers auf der Bruſtwehr fand. In meiner Nähe ſtand eine Lattenbank, wie ſolche gewöhnlich auf dergleichen Transportfahrzeugen gefunden werden; am äußerſten mir zugekehrten Ende derſelben ſaß neben einem beordensbänderten Herrn in Civil eine Dame von hoher Schönheit, der man es ſogleich anſah, daß ſie der guten Geſellſchaft angehörte. Augenſcheinlich war ihr Platz gewählt, um jeder Berührung mit der gemiſchten Geſellſchaft vorzubeugen. Sie wurde durch das Schwanken des Schiffes ſehr beängſtigt und machte in ruſſiſcher Sprache ihrem Begleiter harte Vorwürfe, nicht den Weg zu Lande eingeſchlagen zu haben, da man doch bei einer der frühern Gelegenheiten das Unglück des Umſchlagens mehrerer Boote und den dadurch herbeigeführten Tod einer großen Anzahl Paſſagiere bereits in Erfahrung gebracht habe.

Das Schwanken des Fahrzeuges nahm fortwährend zu, da der Schiffsführer vergeblich ſtrebte, die ängſtliche, queckſilberne Maſſe der am Bord Befindlichen zum Stillſtehen zu bewegen, wovon allein der ruhige Gang des Schiffs abhing. Die Angſt der ſchönen Dame ſteigerte ſich gleichermaßen, und ſie blickte in halber Verzweiflung nach Schutz oder Hülfe umher, dabei Thränen vergießend und Seufzer ausſtoßend. Um ihr mindeſtens einen weniger ſchwankenden Sitz zu verſchaffen, breitete ich, da ihr Begleiter nichts für ſie that, meinen Mantel über einen ringförmig gelegten Haufen Tauwerk in der Nähe des Steuers und lud ſie in franzöſiſcher Sprache, von der man annehmen darf, daß ſie hier jeder Gebildete verſteht, zum Platznehmen ein. Mein Anerbieten wurde ſtillſchweigend angenommen, und die dargebotene Hand krampfhaft feſtgehalten.

Nun verſuchte ich Muth einzuſprechen, erwähnte meiner Fertigkeit im Schwimmen, und daß bei einem nicht wahrſcheinlichen Unglücke ihre Rettung meine ausſchließliche Sorge ſeyn werde. Mir wurden nur ſehr kurze Antworten zu Theil, und als bald darauf das Schwanken aufhörte, weil die Menge ſich beruhigte, drehete man mir auf die zur Einleitung einer Converſation geſchehenen Fragen geradezu den Rücken.

Schon genugſam unterrichtet von der in Petersburg herrſchenden Pruderie bei Anknüpfungsverſuchen von Bekanntſchaften an öffentlichen Orten, ärgerte mich nur das Aufhören des Schaukelns und der Angſt meiner Dame, die nun wohl gelaſſen ihren Sitz auf meinem Mantel behielt, mir ſelbſt aber nicht geſtatten wollte, meine Gelegenheit zu benützen, die Dauer der Fahrt durch Unterhaltung zu verkürzen. Die Wahrheit zu geſtehen, wäre die Dame minder ſchön, ihre Hand nicht ſo weiß und zart geweſen, ſo würde ich den Ausgang der kleinen Scene gewiß weniger beklagt haben.

Zwei junge Schweden plauderten in der Nähe vertraulich und, ihrer Mutterſprache ziemlich mächtig, gab ich auch ein Wörtchen dazu, im voraus überzeugt, dieß würde gut aufgenommen werden, da dieſe weit traitabler für den Fremden ſind, als ihre Nachbarn, die Ruſſen, außer ihrem Bekanntenkreiſe. Kurz nachher trat ein junger Engländer dazu, der die Schweden kannte, und nun dominirte die engliſche Sprache, wie überall, wo Engländer auftreten. Das Geſpräch fiel zuletzt auf die neueſte Litteratur und wir vertieften uns angenehm in kritiſche Bemerkungen über deren Erzeugniſſe, als mein Doctor, von der Buffetunterſuchung zurückkehrend, mehrere Fragen über die verſchiedenen Gegenſtände, die das nahe Ufer dem Auge bot, an mich richtete, welche ich nur zum Theil zu beantworten wußte, da der Geſichtskreis zu groß und zu reich war, als daß ſich derſelbe bei ſo kurzer Bekanntſchaft damit, wie der meinigen, ſo genau hätte auffaſſen laſſen, um den Fragen eines Neugierigen zu genügen.

Da that ſich plötzlich der Mund unſerer ſchönen Nachbarin zu meinem großen Erſtaunen auf und im reinſten, wohlklingendſten Deutſch erhielten wir die genaueſte und befriedigendſte Beſchreibung des ſchönen Rundgemäldes.

Mein Erſtaunen über das Benehmen der Dame wollte ich nicht verſtecken, und ſo blieb es nicht unbemerkt.

„Ich muß mich wohl bei Ihnen entſchuldigen, mein Herr, ſagte die ſchöne Frau, daß ich Ihr gütiges Entgegenkommen vorher von der Hand wies. Unſer Geſchlecht iſt leider dem Herkömmlichen mehr unterworfen als das Ihrige; deſſen ungeachtet

müßten Sie ganz fremd hier seyn, wenn ihnen die herrschende Sitte nicht aufgefallen seyn sollte, daß selbst unter Herren, an öffentlichen Orten, wenig oder keine Annäherung statt findet, zumal wenn man sich gänzlich fremd findet. Hiernach mögen Sie beurtheilen, in welch höherem Grade diese Convenienz uns arme Frauen trifft. Ihrem Gespräch über Literatur bin ich Wort für Wort gefolgt und ich freute mich meine eigene Meinung über den Zustand der jüngsten literarischen Erzeugnisse von Ihnen bestätigt zu hören.

Meinerseits konnte ich hierauf wenig erwiedern, und pries nur die Liebenswürdigkeit und Nachsicht der Petersburger gegen Fremde, worauf sich unsere Unterhaltung schnell auf den Zustand der hiesigen Gesellschaft wandte. Als ich namentlich „Gastfreundlichkeit" eine der Haupttugenden nannte, war die schöne Dame wenig mit mir einverstanden, und wünschte mir Glück, wenn spätere Erfahrungen mein heutiges Urtheil rechtfertigen würden.

Viel zu schnell kamen wir in Peterhof an, wo ich die reizende Reisegesellschafterin bald im Menschenstrom verlor. Ich begegnete ihr später auch leider nirgends mehr, obwohl ich noch einige Jahre am Orte blieb, und viele Cirkel sich mir öffneten, durch deren Besuch und Beobachtungen ich endlich fast alles genau bestätigt fand, was die interessante und geistreiche Frau mir über die Lage der Dinge gesagt hatte. Zu meinem Mißvergnügen erfuhr ich durch Zufall später, daß es die Wittwe eines Generals gewesen, die gleich nach dem Feste auf ihre Güter in das Innere Rußlands gegangen sey.

Wir betraten nun die Alleen des kaiserlichen Parks, in denen eine Menge Soldaten beschäftigt waren, die aufgestellten Gerüste zur Illumination am Abend mit Lampen zu versehen, während das versammelte Publicum im buntesten Gemisch herumspazierte. Mein Begleiter erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Ursache der auffallenden Stille bei solcher Menge und witzelte über Furcht vor der Knute, womit schlecht Unterrichtete bei Erwähnung Rußlands stets gleich bei der Hand zu seyn pflegen.

Erst in späterer Zeit gab mir ein sehr unterrichteter hoher Staatsbeamter folgenden Aufschluß über diesen Mangel an Lebhaftigkeit, der Aehnlichkeit mit dem Zustande hat, welcher in einem vollen Theater eintritt, sobald zum Emporziehen des Vorhanges das Zeichen gegeben wird.

Unter Alexanders Regierung noch gab sich die Bevölkerung der Hauptstadt bei öffentlichen Versammlungen, eben so wie anderswo, jenem lauten fröhlichen Wesen hin, zu welchem die russische Nation sehr geneigt ist; allein schon in den letzten Lebensjahren jenes Monarchen änderte sich dieß in Folge politischer Umtriebe, welche, von Polen ausgehend, polizeiliche Maaßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe in der Hauptstadt hervorriefen, deren Ausübung störend auf die lauten Aeußerungen der Freude im Volke einwirkte. Das Polizeipersonal wurde vermehrt und mit geschärften Instructionen versehen; daher wohl auch mancher Mißgriff und Einschüchterung harmloser Fröhlichkeit. Später versuchte man alles Mögliche, um diese von den Umständen hervorgerufenen Beschränkungen vergessen zu machen, ohne bis jetzt im Stande gewesen zu seyn, den früheren Ton hervorzubringen.

Es liegt schon im Charakter der nordischen Völker eine gewisse Melancholie, in welche nun auch hier der sonst heitere Russe verfallen zu seyn scheint.

Nächst diesen Eröffnungen eines sehr Unterrichteten darf wohl nicht unbemerkt bleiben, wie auch vieles Eigenthümliche der Regierungsverwaltung in Rußland dazu beitragen möchte, laute Aeußerungen der Freude zu hemmen. –

Am Ende eines langen Baumganges zeigten sich unsern Blicken die heute in Gang gesetzten Wasserkünste und hinter denselben die Façade des Schlosses. In dieser Gegend nun begann erst das rechte Gewühl. Hier waren an den Seiten der Gänge eine Menge Bretterbuden aufgeschlagen, deren Aushängeschilder verschiedenartige Baumengenüsse versprachen, unter denen sich der gemeine Mann vor der Hand nur die bescheidene Haselnuß ersehen zu haben schien, denn um und neben uns schnallte das Gknack und Gekrach, mir wahrhaft nervenzerreißend. Schaaren von Landleuten so wie halbcivilisirte Städter mit und ohne Bärte gaben sich diesem Genusse mit augenscheinlicher Seelenvergnügtheit hin; gewiß hatte keiner von ihnen eine Idee, wie dieß Vergnügen für jemand unleidlich seyn könne. Es schien mir bei dieser und späterer Gelegenheit, als ob ohne Haselnüsse nirgend in Rußland für die Menge ein Fest existire. Als ich mich einigermaßen daran gewöhnt, wurde mir dieß Knacken sogar willkommen; es war doch ein Lebens- und Vergnügungszeichen, das die unheimliche, fast geräuschlose Stille, welche unter dieser großen Menge lebender Wesen herrscht, in etwas unterbrach. Noch willkommener war mir daher das Geräusch des springenden und fallenden Wassers in der Nähe der Fontainen, zugleich war hier die Tageshitze weniger fühlbar und der Geruch einer großen Menschenmenge, — in Rußland sicher so unangenehm, als er jemals im gelobten Lande bei einer Masse von Lieblingskindern Jehovahs seyn konnte — wegen eines vom Wasser hervorgebrachten Zugwindes schon eher erträglich.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Charters Reise in Mexico.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 9 März wurden Bemerkungen auf einer Reise von Zacatecas nach Camotlan nebst einer Skizze der physischen Geographie Mexico's vom Major Charters vorgelesen.

Vela Grande oder die große metallhaltige Ader, der Ausgangspunkt seiner Reise, liegt fast 4 Meilen nördlich von Zacatecas, auf einer Gruppe einzelnstehender Berge von ziemlich 6 Meilen Länge, die sich fast in der Mitte zwischen dem atlantischen und stillen Meere aus einer weiten Ebene erheben, die in der Parallele von 23° gegen 600 Meilen im Durchmesser hat. Seine Lage ist unter 22° 50' N. B., 102° 27' W. L. v. Gr. und 8550 Fuß über dem Meere — magnetische Abweichung 8°,7 O. im Jahre 1831. Diese Gebirge sind dürr, steinig und unfruchtbar, ihre Oberfläche bietet kaum ein Zeichen von Vegetation, doch ihr Reichthum an Mineralien ist groß, und sie stehen vielleicht in

dieser Beziehung nur denen von Guanajato nach. Der höchste Berg in der Gruppe, Cugel (angel) genannt, erreicht 8950 Fuß. Als wir von diesen Bergen herabstiegen (sagt Major Charters), lag unser Weg 15 Leguas weit westsüdwestlich in stufenweisem Abfall bis Xerez, einer beträchtlichen Stadt, die auf einer 6592 Fuß über dem Meere erhabenen Ebene am Fuße einer ausgedehnten und ziemlich hohen Gebirgskette liegt, welche das Thal im Westen schließt. Ein kleiner Fluß, der sich durch die Ebene zieht, bewässert und befruchtet die Gegend, welche in großen Massen indisches Korn hervorbringt. Der Weg steigt fortdauernd in südlicher Richtung herab bis zu dem Dorfe Santa Maria (15 Leguas), das 5660 Fuß hoch liegt. Ein merkwürdiger isolirter Berg, in Gestalt eines abgestumpften Kegels, erhebt sich fast 2000 Fuß über das Dorf. In Cartagena, 10 Leguas weiter gegen Südsüdwest, vereinigt sich der Xerez mit einem wasserreichen Fluß, der in entgegengesetzter Richtung hinfließt, von Süd nach Nord; das Bett des Stromes liegt hier 5350 Fuß über der See, und von diesem Punkt wendet er sich plötzlich nach Westen, fließt 12 Leguas weit bis in das Thal Bolaños, wo er einen andern Nebenfluß von Süden aufnimmt, und fließt nach einem süd-südwestlichen Lauf von 60 Meilen in den Rio Grande oder Tolotlan. Zwischen Cartagena und Bolaños, ungefähr 40 Meilen, fällt der Fluß 2552 Fuß. Es ist ein eigenthümlicher Zug in der physischen Geographie dieses Theils von Mexico, daß eine Anzahl Gebirgsketten hier sich zeigen, deren Richtung mit der Meridianlinie fast übereinstimmen. Zwischen der Stadt Aguas Calientes und dem Thal Camotlan, eine Entfernung von fast 120 Meilen, habe ich fünf dieser Parallelketten überstiegen; die Berge, die sie bilden, erheben sich im Allgemeinen gegen 2000 Fuß über die zwischenliegenden Thäler, und an manchen ihrer Abhänge findet man gutes Bauholz in Menge. Alle die Flüsse, welche durch diese Thäler fließen, ergießen sich in den Rio Grande, der das Wasser eines großen Theils des Gebirgslandes gegen Norden von ihm aufnimmt. Die Größe des Flusses, nachdem er alle diese Nebenflüsse aufgenommen, ist nicht bedeutend, und zeigt, wie wenig wasserreich diese Gegenden sind. Es ist merkwürdig, daß eine so hohe Gebirgskette, wie die westliche Gränze des Bolaños-Thales, deren westliche Abhänge mit ungeheuren Waldungen bedeckt sind, wo das atmosphärische Wasser vom Monat Mai bis October so reichlich fällt, so wenig, wenn überhaupt, perennirende Flüsse bildet, so daß alle Vegetation des Bodens während der trockenen Jahreszeit verschwindet; gegen Ende dieser Periode hört sogar der Fluß Bolaños auf fortdauernd zu fließen, und läßt nur einzelne, durch größere oder geringere Zwischenräume getrennte, stehende Wasser zurück. Schnelle Verdünstung, die aus der Verringerung des atmosphärischen Drucks entsteht, ist ohne Zweifel die Ursache dieses merkwürdigen Unterschiedes zwischen Mexico und den meisten andern Ländern. Die Durchschnittshöhe des großen Tafellandes kann man zu 7500 Fuß annehmen; die zahlreichen Bergketten erheben ihre Gipfel noch 2 bis 3000 Fuß über diese Fläche, doch keine von ihnen, mit Ausnahme des Popocatepetl (17,775 Fuß), Orizaba (17,370 Fuß), Nevado de Toluca (15,265 Fuß) und Iztaccihuatl erreicht die Schneelinie, das aber sind außerordentliche Berge, die hier in keinen Betracht kommen. Mexico ist daher dieser Hülfe beraubt, welche in südlichen Gegenden desselben Continents die großen Flüsse, die ihn bewässern, nährt. Eine ungeheure Fläche ist sieben Monate des Jahres hindurch den Einwirkungen der schnellen Verdünstung ausgesetzt, die durch die heitere Atmosphäre und den fast wechsellosen Sonnenschein noch vermehrt wird. Die Feuchtigkeit, welche während der Regenzeit sich abgesetzt hat, wird verzehrt, und die Atmosphäre wird so leer an Dünsten, daß ich es oft sehr schwer gefunden habe, sie an der schwarzen Kugel von Daniells Hygrometer zu verdichten, und oft gar nicht damit zu Stande gekommen bin. In diesen hohen Gegenden ist wenig Schweiß am menschlichen Körper zu bemerken, denn die schnelle Verdünstung entfernt ihn, sobald er sich gebildet, und wenn er durch heftige Bewegung erzwungen wird, bleibt er nur für einen Augenblick.

Hinter dem Dorfe Cartagena wendet sich der Weg etwas vom Fluß ab, nimmt aber bald seine parallele Richtung mit ihm wieder auf. Als wir ungefähr 10 Leguas über ein ziemlich rauhes Land geritten waren, das aber auch einen großen Theil ebenen Boden trug, wie bei dem Dorfe Salitre, kamen wir an den Pinal, einen steilen und mühsamen Steig, über welchen der Weg nach Bolaños führt. Der Pinal ist 7526 Fuß hoch, die Ebene von Salitre, aus der er sich erhebt, liegt 5826 Fuß über dem Meere, also ist der Steig 1700 Fuß. Kommt man vom Pinal herab, so entfalten sich die hohen Bergzüge der westlichen Gränze des Bolaños-Thales; doch erst, wenn der Reisende den Abhang an der östlichen Seite des Thales halbwegs herabgestiegen, kann er in ihrer vollen Ausdehnung die großartige und erhabene Landschaft genießen, die sich ihm darstellt. Der Weg hinab bis zum Fluß erfordert eine volle Stunde, und ist 2046 Fuß lang. Ich kann mich keiner Gegend erinnern, die dieser gleich käme: die gigantischen Gebilde des Felsens, die in alle Formen und Gestalten auseinandergerissen sind, die fürchterliche Tiefe der Abgründe machen ein großartiges und herrliches Gemälde, das einen Eindruck hinterläßt, den die Zeit nicht vermindert hat, und der alles übertrifft, was ich je in den Alpen oder den Anden gesehen habe. Die Bergstadt Bolaños liegt am Fluß gleiches Namens unter 21° 50' 56" N. B., und nach Burkart 5° 28' 50" W. L. von Mexico und 5090 Fuß über dem Meere. Die Minen waren früher sehr ergiebig, und werden, wie man hofft, es wieder werden, da viel Energie, unermüdete Ausdauer und bedeutende Summen aufgewendet worden sind, sie in guten Stand zu setzen. Während der Monate Mai bis October ist die Hitze des Thales sehr groß, und der Thermometer steht sehr hoch, zwischen 24 und 28½° R., und zuweilen, wie man sagt, sogar bis 36°, obgleich ich es nie so hoch sah. Die Hitze, welche den Tag über von den nackten Felsen eingesogen wird, strahlt während der Nacht aus, was das Wetter sehr drückend macht, da noch dazu Mangel an Bewegung der Luft kommt. Doch bei allen diesen Unannehmlichkeiten kann Bolaños kein ungesunder Ort genannt werden; es ist nie von heftigen epidemischen Krankheiten heimgesucht worden, die Cholera ausgenommen, die es wie die übrige Welt plagte. Wechselfieber sind häufig, weniger Dysenterien, doch erschöpft ein verlängerter Aufenthalt daselbst die Gesundheit. Der Banana und die meisten tropischen Früchte gedeihen hier, und während der Regenzeit ist die Vegetation außerordentlich schnell und üppig.

(Schluß folgt.)

Versunkenes Schiff im Hafen von Calais. Die Arbeiten, die man gegenwärtig in diesem Hafen vornimmt, haben einen Theil des Rumpfes von einem Schiffe sichtbar gemacht, das etwa vor dreihundert Jahren hier versunken seyn muß. Man vermuthet, es sey eines der Schiffe, die im Jahre 1558 bei der Belagerung der Stadt durch den Herzog von Guise in Grund gebohrt wurden. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 April 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Die Finanzen.

In Schweden macht der Stand der Landbauer gegen sechs Siebentheile der Bevölkerung aus, und es ist also natürlich, daß der Landbau die Hauptlast der Staatsbedürfnisse trage; indeß ist es allgemein anerkannt, daß der Landmann in Schweden überbürdet ist, und an manchen Orten bei dem ohnehin oft undankbaren Boden unter der Last erliegt. Von 18½ Millionen Reichsthaler Banko macht der Ertrag des Ackerbaues 12½ Mill., der der Städte nicht ganz zwei, der Zoll nicht völlig 3 Mill. aus. Dieß gibt zusammen etwa 17 Millionen, woraus sich schon von selbst ergibt, daß der Beitrag des Ackerbaues vor allen andern in Anschlag und Berechnung kommen muß, und daß wenn von den schwedischen Finanzen die Rede ist und von darauf bezüglichen Verhandlungen des schwedischen Reichstags, die Frage, abgesehen von dem Zollsystem, sich immer nur um die Steuern des Landmanns dreht. Nirgends läßt sich der Uebergang aus der alten germanischen Verfassung in die neuern Verhältnisse so einfach verfolgen, wie in Schweden, denn in England haben Zoll und Accise alle andern Einnahmequellen überflügelt, und in Deutschland hat die Bedeutung der Städte und der darin entstandenen Verwaltungsformen das Uebergewicht über den frühern Grundzins und die Naturalienwirthschaft erhalten. In Schweden aber ist diese letztere noch vorherrschend, und darum dreht sich bei dem gänzlichen Ueberwiegen des Landlebens und Ackerbaues die financielle Frage immer um Grundzins und Naturalienabgaben, und man ist in ein Chaos hineingerathen, aus dem man sich trotz mannichfacher Bemühungen seit 30 Jahren noch nicht herauswinden konnte.

Vor Gustav Wasa in den Zeiten der dänischen Herrschaft scheint ein sehr unregelmäßiges Erpressungssystem geherrscht zu haben, das namentlich auf dem Adel lastete. Unter Gustav Wasa kam mit der Aufhebung der alten katholischen Priesterschaft der größere Theil des Zehnten an die Krone, wird noch jetzt erhoben, und bildet ein ziemlich bedeutendes Item, nämlich etwa eine Million Thaler. In den Jahren 1617 und 1621 wurden Kriegscontributionen bewilligt, und allmählich in stehende Abgaben verwandelt, theils mißbräuchlich, theils durch formellen Reichstagsbeschluß, wie im Jahre 1632. Dazu gehört nun namentlich die viel besprochene Hemmantalsränta, d. h. Abgabe von jeder Hufe Landes. Hier liegt aber eben der Hauptknoten. Diese Hemmans oder Hufen sind höchst ungleich: die einen sind mannichfach, die andern wenig oder gar nicht getheilt, ja manche sind, eben so wie die Kronzehnten, zu besondern Ausgaben im Militär, in der Civiladministration oder im Schulwesen bestimmt, und werden zu dem Ende besonders verwaltet. Viele Hemmans sind höchst schwach, ja fast gar nicht besteuert, weil sie ehemals einen Reiter ins Feld stellten, was natürlich abgekommen ist; die frühere Bestimmung, daß der Besitz eines Guts durch einen Adeligen das Gut eo ipso steuerfrei mache, was später immer wieder in größerem oder geringerem Grade aufgehoben wurde, — alles dieß hat in diese Abgabenverhältnisse eine so unsägliche Mannichfaltigkeit und Verwirrung gebracht, daß, wie wir schon früher anführten, Graf Björnsterna im Jahre 1829 ein allgemeines Ausgleichungssystem, und Freiherr v. Nordin auf diesem Reichstag eine gänzliche Aufhebung beantragte.

Das Schlimmste aber ist, daß man noch tief in der Naturalwirthschaft steckt, und daß die Regierung seit 30 Jahren sich nicht entschließen konnte, ernstlich Hand ans Werk zu legen, diesen Augiasstall aufzuräumen. Wesentlichen Antheil hatte hieran freilich das überzahlreiche Beamtenpersonal, das in einer Vereinfachung des Geschäftsganges zugleich seine und seiner Söhne Versorgung verkürzt zu sehen fürchtete. Schon auf dem Reichstage von 1809 verlangten die Stände, „daß die Regierung von allen Landshöfdingen (Districtsvorstehern) Nachrichten mit den nöthigen Erläuterungen über die Regulirung des Steuerwesens und die Veränderung der Grundsteuer einfordern solle, damit der nächste Reichstag darüber beschließen könne.“ Aber weder auf dem Reichstag von 1815, noch auf dem von 1817/18 erhielten die Stände die mindeste Auskunft, und erst im Jahr 1823, als der Staatsausschuß die Frage stellte, wie denn die Sache stehe, legte man den Ständen einen entsetzlichen Ballast von Acten und Angaben sämmtlicher Steuereinnehmer des Reichs vor, ohne auch nur den mindesten Vorschlag zu wirklicher Erreichung des Zwecks, nämlich der Vereinfachung der

Hemmansrenten beizufügen. Die Stände begehrten deßhalb unter dem 7 Nov. 1828, „daß die Regierung einen Vorschlag zur in Frage stehenden Vereinfachung und Reduction der Hemmansrenten ausarbeiten lasse.“ Der König erklärte, das Kammercollegium sey damit beauftragt, nun aber handelte es sich um die Feststellung der Preise, zu welchen die Naturalabgaben in Geld abgeführt werden sollten, und so mußte die Sache abermals und zwar auf den Reichstag von 1834 verschoben werden. Auf diesem ward den Ständen vorgeschlagen, den Preis für die nächstfolgenden fünf Jahre selbst zu bestimmen, einen Mittelpreis von 10 Jahren zu Grunde zu legen, alle auf Renten und Kronzehnten fundirte Ausgaben für Gegenstände der Militär- und Civilverwaltung, so wie des Schulwesens durch entsprechende Geldanweisungen aus den Staatscassen zu bestreiten, und die Renten und Zehnten für den Staat einzuziehen, endlich noch die Bedingungen zu bestimmen, unter denen die vorgeschlagene Marktpreisberechnung überhaupt als Grundlage der Ausgleichung zwischen Pächter und Pachtgeber dienen könne. Die Stände erwiederten, daß es weder angemessen, noch gesetzlich sey, daß sie selbst die Bestimmung des Marktpreises übernahmen, im Princip war aber durchaus keine Abweichung mehr zwischen Regierung und Ständen, und dennoch ist bis jetzt noch nichts geschehen, um die Sache zu einem gedeihlichen Schluß zu führen.

Man erkennt leicht die Wichtigkeit dieser Frage, da sie nicht nur die Finanzen des Staats umfaßt, sondern auch in die Privatverhältnisse eines großen Theils des Volks wesentlich eingreift. Alle andern financiellen Fragen sind von untergeordneter oder fremdartiger Bedeutung: das Kopfgeld nebst den sogenannten Lagmans- und Häradshöfdingerenten *) drücken schwer und ungerecht auf den Armen, und darum sind auch auf diesem Reichstag, wie früher, Anträge zu ihrer Abschaffung gemacht worden; die Zolleinnahme erweckt einen lebhaften Streit, weil es sich dabei um die Beibehaltung oder Abschaffung des Prohibitivsystems handelt, aber die Frage über die Hemmansrente und die Kronzehnten umfaßt das Lebensprincip des Staats und des Volks. Zwei Ursachen sind es, die hauptsächlich ihre Lösung erschweren und bis jetzt gehindert haben: erstens der schon oben bemerkte Widerwille der Beamtenwelt gegen eine solche Vereinfachung, die mit einem Mal vielleicht ein Drittheil des Beamtenstandes überflüssig macht, und zweitens die Abneigung des Priesterstandes, der sich in seinen Einkünften beschränkt zu sehen fürchtet, wenn man Licht in das Dunkel seiner Einkünfte bringt. Es ist ihnen gelungen, die Regulirung dieser Angelegenheit zu verschieben bis auf den dießmaligen Reichstag, wo neben diesen wichtigen Fragen die nicht minder folgenreiche einer gänzlichen Aenderung der Verfassung zur Sprache kommt, da man ohne eine solche die andern Zwecke gar nicht mehr erreichen zu können hofft. Deßhalb sieht man dem Gange des Reichstags mit solcher Spannung zu, denn er muß jedenfalls auf lange Zeit hinaus über Schwedens Zukunft entscheiden.

*) Abgaben zur Bestreitung der Gerichts- und Verwaltungskosten in jedem Län

Petersburgische Skizzen.

Das Fest in Peterhof.

(Fortsetzung.)

Eine mir befreundete liebenswürdige Familie hatte das Fest ebenfalls besuchen, und der Damen wegen, die nicht für die Wasserfahrt zu gewinnen gewesen, den Weg mit eigner Equipage zu Lande nehmen wollen. Tausende solcher Familien oder besprochener Gesellschaften suchen nun Unterkommen im Orte Peterhof, theils der Pferde und Wagen halber, theils aber um den Damen wo möglich während der Nacht einige Ruhestunden zu verschaffen.

Bei so schönem Wetter als das Fest heute begünstigte, war der Zudrang außerordentlich. Alle die hölzernen Gebäude, Gebäudchen und Gehöfte zum Erquetschen vollgepfropft. Bekannte, denen wir begegneten, hatten unglaublich viel Geld, theils bezahlt, theils geboten, um unterzukommen.

Nachdem wir den zwar kleinen, aber weitläufig gebauten Ort gänzlich durchstöbert, überall nachgefragt und die gesuchte Familie nirgends gefunden hatten, blieb nichts übrig, als noch einen sehr großen Platz im freien Felde zu inspiciren, auf welchem noch zahllose Equipagen und Fuhrwerke aller Art zu bivouakiren genöthigt waren, weil im Orte kein Unterkommen mehr zu finden gewesen.

Eine Anzahl Gendarmen zu Pferde, von einem Officier angeführt, erhielten mit großer Mühe und Noth unter der immer zuströmenden Menge von Pferden, Wagen und Menschen die nöthige Ordnung. Mit wahrhaft heroischer Geduld schrien der Officier und seine Leute sich heiser, um Schaden oder Unglück vorzubeugen. Meine Aufmerksamkeit nahmen besonders zwei elegante Vierspänner in Anspruch, deren Kutscher und Vorreiter durchaus den Anordnungen der Gendarmerie nicht Folge leisten wollten, sich auf die Befehle ihrer vornehmen Herrschaften berufend, bis endlich doch die Himmelsgeduld der Gendarmerie siegte, die den kaiserlichen Befehl im Hinterhalte hatten.

Als ich meinem Begleiter die Worte der Streitenden übersetzte, schlug er die Hände fast über dem Kopfe zusammen und schrie Mirakel! Und gewiß, wer mit Knuten-Ideen hieher kam, dem mußte solch mildes Verfahren der Gendarmerie in Staunen setzen. Nur wer die vortrefflichen Grundsätze kennen zu lernen Gelegenheit hat, welche der Leitung dieses Corps zu Grunde liegen, begreift dieß Verfahren und entschuldigt gewiß gern, wenn hie und da irgend der Mißbrauch eines Einzelnen ruchtbar werden sollte. Könnte man doch gleich Gutes von der öffentlichen Polizeibehörde sagen! Beide Anstalten sind daher ja nicht mit einander zu verwechseln.

Wir befragten eine Menge Kutscher und Bedienten, dabei manch schönen stattlich bebarteten Nationalkopf bewundernd, bis wir endlich doch unser Ziel erreichten und die gesuchte Familie noch bei ihrer Equipage fanden. Gemeinschaftlich beschlossen wir nun den ganzen Park zu durchwandern und hatten kaum die Nähe des Schlosses erreicht, als ein stattlicher Officier in der Uniform der Leibgarde daher gesprengt kam und unter den Fen-

stern einer nahen Datsche *) still hielt, dort einige Damen begrüßend; näher kommend, erkannten wir unter dem blitzenden Helm das heitere Antlitz des Kaisers, der auch im Vorbeireiten unsere Grüße recht freundlich aufnahm und auf militärische Weise erwiederte.

Bei der Façade des Schlosses angelangt, fesselte uns eine andere Scene. Der Großfürst Michael, Bruder des Kaisers, stand mit einigen seiner Adjutanten auf der kleinen Treppe vor der Thüre des linken Schloßflügels, und hielt einem Dragonermajor die stärkste Strafpredigt, welche nur je einem Officier dieses Ranges gehalten werden konnte. In einiger Entfernung ließen sich nur abgerissene Worte vernehmen, obschon die ganze Rede fast geschrien wurde; daher konnte ich die Ursache dieser Frisur (so nennen scherzweise die Officiere unter sich dergleichen nicht seltene Strafreden) nicht ergründen. Meinem Doctor, der mir nicht von der Seite wich, mußte ich einzelne verstehbare Kraftausdrücke übersetzen und er zog mich weidlich damit auf, daß ich ihm früher das humane Benehmen in Rußland, bei Gelegenheit der Gendarmen und der Kutscher, hoch angepriesen. Ich konnte nur entgegnen, was mir die glaubwürdigsten Personen vom Charakter des Großfürsten Michael versichert hatten, nämlich, daß er der gütigste, großmüthigste und wohlthätigste Mensch sey, dessen Finanzen immer schlecht bestellt wären, weil er zu oft Nothleidende, namentlich Militärs, wahrhaft kaiserlich beschenkte. Sein rauhes Benehmen im Dienste sey nur angenommen, weil man glaube, es gehe nicht anders, oder — aus andern Gründen tieferer Art: auch gäbe er niemals Vorwürfe ohne Ursache. Dienstversehen werden allerdings stark und heftig gerügt, allein ohne diese Strenge sey an keine Ordnung zu denken.

Ohne das Ende der großfürstlichen Strafrede abzuwarten, denn da Niemand stehen blieb, sondern Alle scheu vorüber gingen, verfolgten auch wir unsere Promenade durch die verschiedenen Partien des schönen Parks, uns namentlich mancher hübschen Aussicht auf die See erfreuend. Auf einigen freien Grasplätzen des Parks hatten sich Landleute gruppirt und sangen abwechselnd ihre Mollieder, doch schien mir das rechte Leben zu fehlen; vielleicht aber war auch der schroffe Gegensatz zur nahen, rauschenden Regimentsmusik Ursache, daß ich die sonst bemerkte Lebhaftigkeit in Nationalgesängen vermißte.

(Schluß folgt.)

*) Datscha heißt in russischer Sprache „Gabe." Die frühern Monarchen, bemüht die Umgegend Petersburgs zu cultiviren und zu verschönern, verschenkten an Reiche oder Günstlinge ganze Flecken Landes mit der Bedingung, daß darauf ein Gebäude, oder nach Belieben mehrere gebaut werden mußten. So entstanden die vielen Landhäuser nebst den oft schönen Anlagen, und man gab ihnen den Namen Datschi, „Gaben." Die in Petersburg lebenden Deutschen gaben wie vielen andern russischen Worten, auch diesen eine deutsche Endung, und es bürgerte sich dasselbe so ein, daß Niemand das deutsche Landhaus gebraucht.

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

Die Entwicklung der Menschheit schreitet unaufhaltsam fort, und rasch strömen die Elemente europäischer Sittigung nach der östlichen und westlichen Erde. Im Angesichte Asiens entfalten sich jetzt die Banner der Nachkommen längst entfremdeter Landeskinder, und der Völkerkreis, welcher den Erdball umgürten soll, wird geschlossen. Nicht von Italien, auch nicht von Frankreich, noch weniger von den nordöstlichen Ländern Europens verbreiten sich die Völkerzüge über die abendländische Welt; der englisch-deutsche Stamm, kräftig und thätig, mit außerordentlicher Fruchtbarkeit begabt und allen Schwierigkeiten trotzend, vermehrt sich wie Sand am Meere. Zwanzig Millionen Menschen haben in den letzten 70 Jahren aus englisch-deutschem Blute auf fremdem Boden sich entwickelt, der großen Vermehrung der Mutterländer nicht zu gedenken.

Fünf Himmelsstriche sind es jetzt, wohin sich die Völkerströme richten: Canada und die Vereinigten Staaten, Australien mit Tasmania und Neuseeland. Die Auswanderung aus Großbritannien nach Canada von 1851 bis 1859 hat sich also gestellt:

1851	49,783	Seelen
1852	51,185	—
1853	21,725	—
1854	50,955	—
1855	12,527	—
1856	27,728	—
1857	21,901	—
1858	3,266	—
1859	15,000	—
	254,050	Seelen

Nach den Vereinigten Staaten betrug die Auswanderung von 1851 bis 1857 durchschnittlich 50,000 Seelen; im Jahre 1858 nur 16,522, und 1859 etwa 25,000. Der ganze Strom aus Großbritannien nach den Vereinigten Staaten innerhalb 9 Jahren kann auf 250,000 Seelen berechnet werden. — Nach Australien und Tasmania sind von 1851 bis 1857 im Durchschnitte 5500 gewandert. Im Jahre 1858 wird die Auswanderung auf 11,201, 1859 ungefähr eben so hoch angegeben. Daraus ergibt sich eine Strömung von 52,000, und mit Inbegriff der Verbrecher von 83,000 Seelen nach der australischen Erde. — Nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zeigen sich nur wenig Auswanderer; im Ganzen etwa 500 jährlich. Im Ueberschlage genommen, kann man die Volksströmung aus Großbritannien in den letzten 9 Jahren auf 570,000 Seelen berechnen.

Aus Deutschland sind in den Jahren 1856 bis 1858 6002 Auswanderer über Hamburg verschifft worden. Mit Ausnahme von 595 nach Australien, 55 nach Montevideo und 71 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, war der übrige Theil nach den Vereinigten Staaten bestimmt. Ueber Bremen war die Zahl viel bedeutender. Dort sind in den beiden Jahren 1857 und 1858 25,534 nach den Vereinigten Staaten verschifft worden. Rechnet man dazu, was seinen Weg über Holland und Havre findet, so werden 18 bis 20,000 der Wahrheit so ziemlich nahe kommen. Der Strom deutscher Auswanderer dürfte sich also in den letzten 9 Jahren auf 150,000 berechnen lassen. Daraus ergibt sich eine jährliche Wanderung von 80,000 Seelen aus Großbritannien und Deutschland nach den bezeichneten Ländern.

Das brittische Nordamerika, mit Ausschluß der westlichen Gebiete, umfaßt etwa 16,000 □ Meilen mit 280 Millionen Acker Land, den Acker zu 43,560 rheinländischen Geometrfuß berechnet. Die Bevölkerung kann jetzt auf 1,500,000 Seelen angenommen werden.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika kann man auf 100,000 □ Meilen annehmen, wovon 40,000 öſtlich vom Miſſiſippi liegen. Sie enthalten etwa 1500 Millionen Acker Land mit 18,000,000 Einwohnern.

Auſtralien und Tasmania werden auf 140,000 □ Meilen berechnet, und zählen jetzt 286,000 Seelen mit 320 Millionen Acker Land. Die geographiſche Eintheilung dieſes Landes iſt auf folgende Weiſe gemacht worden:

1. Neuſüdwales, oder die Oſtküſte, von 28° bis 36° S. B. und 112° bis 148° O. L. v. Gr., mit 85,000 Einwohnern.

2. Tasmania, von 41° bis 45° S. B. und 144° bis 148° O. L., mit 45,000 Einwohnern.

3. Schwanenfluß (Swan-River), oder das weſtliche Gebiet, von 31° bis 35° S. B. und 115° bis 129° O. L., mit 52,500 Einwohnern.

4. Südauſtralien, von 24° bis 34° S. B. und 132° bis 141° O. L., mit 105,000 Einwohnern.

Neuſeeland umfaßt etwa 3000 □ Meilen, mag ungefähr 5000 Europäer zählen und wird auf 70 Millionen Acker Land berechnet.

Vergleicht man Größe und Bevölkerung dieſer Länder miteinander, ſo kommen:

auf das brittiſche Nordamerika	94	Menſchen	auf die	□ Meile.
— die Vereinigten Staaten	180	—	—	—
— Auſtralien und Tasmania	2	—	—	—
— Neuſeeland	1	—	—	—

Da die Fortdauer der Auswanderung für mehrere Länder unter den jetzigen Verhältniſſen zur Nothwendigkeit geworden, ſo entſteht die Frage, welches von den genannten Ländern den Vorzug verdient? Canada, Neuſchottland und Neufundland ſind ihrer Lage wegen wichtig, ihre Erzeugniſſe kommen mit den europäiſchen überein; allein der Winter iſt entſetzlich ſtreng, und dauert vom November bis in April. Die nördliche Hälfte der Vereinigten Staaten iſt faſt in demſelben Fall; die ſüdliche außerordentlich heiß, und der Sklaverei wegen nicht für den Anſiedler geeignet. Was für den europäiſchen Einwanderer am tauglichſten iſt, liegt in der Ausdehnung von Pennſylvanien und New-York gegen den Miſſiſippi hin; allein dort ſind die Vortheile früherer Niederlaſſungen nicht mehr zu finden, ausgenommen man zieht ſich weit gegen Abend zurück. Ueber Nordamerika überhaupt iſt in Beziehung auf Auswanderung ſo viel geſchrieben worden, daß man nichts Neues darüber ſagen kann. Raum iſt noch genug vorhanden, und Auskommen für den geſchickten und fleißigen Arbeiter immer zu finden.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Charters Reiſe in Mexico.

(Schluß.)

Indem wir unſere Reiſe nach Weſten fortſetzten, gingen wir bei einer Furt, etwa eine Meile unterhalb der Stadt, über den Fluß, und fingen bald an, die hohe Gebirgskette zu erſteigen, die dieſe Seite des Thales ſchließt. Für einen kleinen Raum iſt die Erhebung nicht bedeutend, doch ſie wird es bald, und wenn man dem Gipfel näher kommt, iſt der Berg ſo außerordentlich ſteil, daß es viel Mühe und Anſtrengung koſtet, ihn zu erſteigen. Der Steig iſt ein Weg von 4 Stunden zu Pferde, während welcher Zeit eine Höhe von 5000 Fuß erſtiegen wird, das Thermometer ſank auf — 4° (16° F.). So wie der Gipfel erſtiegen iſt, fängt der Wald an, der die weſtlichen Abhänge dieſer Gebirgskette bedeckt, von großer Ausdehnung iſt und ſehr gutes Bauholz enthält, beſonders Eichen und Fichten verſchiedener Art und bedeutender Größe, und der zum Gebrauche der Bergwerke im Thale viel Holz liefert. Doch macht es viel Mühe und Koſten, es zu den Flechaderas zu bringen, wo das Bauholz vom Berge ins Thal hinabgelaſſen wird. Solcher Flechaderas gibt es zwei, die erſte ungefähr von 1000 Fuß, in einem Abhange von 45° oder etwas mehr, die zweite 600 Fuß, und die großen, ſchweren Stämme kommen donnernd mit ungeheurer Schnelligkeit herab. Der Wald, welcher dieſe Holzflößen hat, beſteht nur aus hohem Bauholz, und iſt ganz frei von Buſchwerk. Rehe und wilde Truthühner waren in Menge da, als die Engländer zuerſt dahin kamen, doch werden ſie in der Nähe der Holzſchläge ſehr ſelten. Wölfe ſind zahlreich und gefährlich, auch Bären ſind geſehen worden, doch nur ſelten. Der höchſte Punkt dieſer Kette, auf dem ich das Barometer aufſtellte, iſt der Berg El Chido, 8900 Fuß hoch. Die Niederlaſſung für das Holzfällen iſt an einer Berheria genannten Stelle, die, 8150 Fuß hoch, ungefähr 2 Meilen weit von dem Anfange des Abhanges nach Bolaños zu liegt. Nachdem wir hier die Nacht zugebracht, ſetzten wir unſern Weg weiter fort, der über einen ſehr rauhen Boden durch den Wald in das Thal Camotlan hinabführt, ein anderes mit Bolaños parallel laufendes Thal, deſſen Charakter jedoch ganz verſchieden iſt, denn es iſt eine ziemlich große von einem Fluſſe bewäſſerte Ebene, die bebaut wird und viel Mais hervorbringt. Hier findet man nichts von den wilden Scenen von Bolaños, die Gegend iſt aber angenehm und luſtig; ihre Höhe iſt 5868 Fuß, liegt alſo faſt 800 Fuß höher als die andern. Die Gebirgskette, die ſie im Weſten ſchließt, iſt von größern Dimenſionen, als irgend eine, die ich bis jetzt erwähnt. Ich habe gehört, ſie erſtrecke ſich vom Rio Grande bis Durango, eine Entfernung von 150 Meilen, und viele ſehr hohe Spitzen kann man von dem Gipfel der Bolaños-Gebirge entdecken, und die Kette dehnt ſich nach Norden aus, ſo weit das Auge reicht. Auch ſagte man mir, daß Leute von Camotlan nach Durango längs dieſem Thale hingereiſt wären. Wie weit das Gebirge ſich über Durango hinauserſtreckt, habe ich nie erfahren können. Es wird von den Guichole-Indianern, einer harmloſen, friedlichen Race, bewohnt, die in den Höhlen und geſchützten Orten des Gebirges wohnt, Mais baut und wenig oder keine Verbindung mit den benachbarten Creolen unterhält. Sie ſind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und im Gebrauche derſelben ſehr geſchickt. Sie ſind Chriſten, und werden zweimal im Jahre vom Pfarrer in Bolaños beſucht.

Der Bericht war von einer Karte begleitet von San Blas am ſtillen Meere bis Tampico am atlantiſchen, von Hrn. Burkart, dem verſtorbenen Berginſpector (Chief Miner) in den Bergwerken von Bolaños, geologiſch colorirt, alle Höhen waren nach zwei guten Barometern von Newman gemeſſen. — Auch eine Aztek-Karte, 7 Yards lang, Copie der im Muſeum von Mexico aufbewahrten, wurde vorgelegt, und bemerkt, ſie zeige in Hieroglyphen den Weg der Azteken von der Behringsſtraße, an der nordweſtlichen Spitze Amerika's, nach der Hauptſtadt Anahuac oder Mexico.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1840.

Die Esthen.

(Eine ethnographische Skizze von J. G. Kohl.)

1. Stammverwandtschaft.

Von den verschiedenen großen Völkerfamilien, welche Europa bewohnen, hat keine von jeher eine unbedeutendere Rolle in der Weltgeschichte gespielt, als die Finnische. Mit alleiniger Ausnahme der Magyaren ist kein einziges gebildetes und welthistorisch bedeutendes Volk aus ihrem Schooße hervorgegangen. Nie bestand unter den vielen unzähligen kleinen Stämmen dieser Familie eine bedeutende politische Verbindung. Und seit uralten Zeiten verharrten sie bis auf unsere Tage herab, die unwirthlichen Regionen des Nordens bewohnend, in derselben mira feritas, über die schon Tacitus bei ihnen erstaunte. Die Ingren, Karelen, die Ostjaken, Permjaken, die Mordwinen, Tscheremissen, die Wogulen und Lappen sind lauter Namen, die uns von jeher nur als die Benennungen barbarischer Nationen genannt wurden. Freilich genossen auch diese Nationen einst eine politische Unabhängigkeit, und die alten Sagen der Normannen, die von einem reichen finnischen Lande, das sie Biarmia nennen, erzählen, scheinen darauf hinzuweisen, daß zu einer gewissen Art von Blüthe es auch selbst bei ihnen kam. Doch sind die Berichte über diese Blüthe so undeutlich, und die Spuren, welche dieselbe hinterließ, so schwer erkenndar, daß sie wohl nur der Blüthe der Kryptogamen-Pflanzen vergleichbar seyn möchte, die auch eine mehr erregte, thätigere, samentreibende Lebensperiode haben, ohne es doch je wie die Phanerogamen zu einer schön gestalteten Blume und Frucht zu bringen.

Der ganze weite Raum der nördlichen Hälfte des europäischen Rußlands zwischen der Ostsee und dem Gebiete des Obflusses, zwischen der obern Wolga und dem Eismeere war mit finnischen Volksstämmen gefüllt. Auch ließen die Völkerwanderungen und alle Europa später erschütternden Stürme sie in diesen ihnen ursprünglich eigenen Sitzen. Seit einigen Jahrhunderten aber arbeitet in Krieg und Frieden die merkwürdig üppig treibende Schlingpflanze der russischen Nation an der völligen Umrankung und Vernichtung dieser finnischen Völkerfamilie. Alle russischen Städte im Norden von Moskau sind Colonien auf nichtslavischem, finnischem Boden, die seit der Gründung Nowgorods bis auf unsere Tage herab sich immer mehr und mehr verbreitet und vergrößert haben.

Es gibt jetzt kein finnisches Volk mehr, das nicht dem russischen Scepter unterworfen sey. Die meisten bekehrten die Russen zu ihrer griechischen Religion. Viele, die Ingren, Karelen, erstirpirten sie fast völlig. Mit andern, den Mordwinen, Tscheremissen ꝛc. vermischten sie sich der Art, daß der finnische Typus fast unkenntlich wurde. Und noch jetzt geht diese Verwischung und diese allmähliche, friedliche Ausrottung so rasch vor, daß die finnische Familie fortwährend in reißender Abnahme ihrer Ausdehnuug begriffen ist, und daß sich ihr völliges Verschwinden schon als gewiß nach einigen Jahrhunderten eintretend voraussagen läßt.

Die meisten finnischen Stämme fielen den Russen unmittelbar als Leibeigene oder Unterthanen anheim. Nur zwei, welche schon vorher von Germanen unterjocht worden waren, überkamen sie zu Unterthanen als Angehörige der Deutschen. Die eigentlichen Finnen in Finnland nämlich, welche schon an die Schweden ihre Unabhängigkeit verloren hatten, und dann die Esthen, die, unter deutscher Herrschaft stehend, an Rußland fielen. Nur diese beiden Stämme sind uns in ihren Sitten und Wesen, Dank den Bemühungen der Deutschen und Schweden, näher bekannt, während bei den den Russen unmittelbar zugefallenen Stämmen der Tscheremissen, Mordwinen u. s. w. die Eigenthümlichkeiten nur zerstört wurden, ohne studirt und verzeichnet zu werden.

Als einen Beitrag zur Kunde der zu unseren Zeiten vom Erdboden verschwindenden finnischen Völkerstämme bringen wir hier, was wir bei einem längeren Aufenthalte im Lande der Esthen von ihnen hörten oder selber bemerkten. Vieles davon paßt auf alle ihre finnischen Brüder, und hat daher ein noch umfassenderes Interesse, während manches allerdings nur dem kleinen Stamme der Esthen allein angehören mag.

(Fortsetzung folgt.)

Petersburgische Skizzen.

Das Fest in Peterhof.

(Schluß.)

Sonderbar erschien es, daß man an den meisten Stellen des Parks nicht die Sandwege verlassen durfte, und den grünen Rasen zu betreten von Polizeiofficianten untersagt wurde, während doch auf andern Plätzen, wie erwähnt, Landleute sich gelagert hatten und anderwärts unter den Bäumen Zelte und Bretterbuden aufgeschlagen waren. Ein eigenes Gemisch von Freiheit und Zwang zeigte sich mir auch an diesem Tage. Es kam mir vor, als wollte man dem Publicum nur bis auf einen gewissen Punkt trauen, daher man ihm auch bei vieler anscheinender Freiheit doch den Zügel gelegentlich merken zu lassen für gut befinde, oder, als ob man überhaupt nur einen gewissen äußern Schein zu erhalten bestrebt wäre.

So waren auch Niemanden die Durchgänge durch das Schloß verwehrt nach dem oberen Theil des Parks, wo die großen Bassins befindlich sind, welche unten die Wasserkünste speisen. Hier rauschte fortwährend die schönste Regimentsmusik, und viel Publicum umstand die Schloßwache, theils um zu hören, theils um zu sehen, und wohl meistens um gesehen zu werden. Für die Damenwelt war es zunächst die stattliche Gestalt des Kaisers, sodann die hübschen Gardeofficiere, welche hier oft erschienen und magnetische Kraft ausübten.

Mit den Kräften unserer Beine neigte sich die Sonne zum Untergange, welch schönes Schauspiel wir von der Schloßterrasse genossen. Gelegentlich sahen wir auch hier nach und nach die ganze kaiserliche Familie, welche auf den Balconen erschien, oder auch ausgefahren wurde und ausritt, sich dem Volke zu zeigen. Der Kaiser selbst erschien an diesem Tage in mehreren Uniformen. Dieß ist auch bei andern Gelegenheiten der Fall, und entweder schreibt es die Etiquette also vor, oder Se. Majestät finden Gefallen daran. Das letztere scheint mir das Wahrscheinlichere, und man kann sich nur darüber freuen, da jeder neue Anzug ihn wohl kleidet.

Die militärische Bedeckung, welche den Umritten oder Umfahrten der kaiserlichen Familie folgte, bestand aus verschiedenen Cavalleriegattungen, und es nahmen sich darunter hauptsächlich die behelmten Leibgardisten, so wie die stahlbepanzerten Kaukasier malerisch aus, sehr an die mittelalterlichen Zeiten erinnernd.

Von der Terrasse aus gab auch die unten spazierende Volksmenge einen interessanten Anblick durch das Gemisch der Trachten und des Putzes; doch dieß ist in Petersburg eine tägliche Erscheinung, so daß der Sinn dafür sich bald abstumpft. Mein Doctor gerieth außer sich, so viele häßliche und so äußerst wenig hübsche Frauengesichter zu sehen; vergebens suchte ich ihn damit zu trösten, daß ich auf die überwiegende Menge schöner Männergestalten und Männergesichter hinwies.

Gleich nach Sonnenuntergang begann man die Hunderttausende der zur Illumination aufgehängten Lampen anzuzünden. Um uns den Totaleindruck nicht stören zu lassen, beschlossen wir, unsern müden Beinen einige Ruhe, unsern Mägen einige Erfrischungen in den Zelten zu suchen. Dieß war indessen keine leichte Aufgabe, denn es hatten schon viele dasselbe Bedürfniß gefühlt, und es kostete namentlich Mühe, unsern Damen Sitzplätze zu verschaffen.

Es versteht sich, daß wir für viel Geld und noch mehr gute Worte wenig schlecht Zubereitetes empfingen; dafür aber entschädigte uns in hohem Grade die unterdessen völlig angezündete großartige Illumination. Die Gänge und Partien des weitläufigen Parks glänzten in den mannichfaltigsten Figuren, Namenszügen u. dgl., wobei die umherwogende Menschenmenge sonnenhell beleuchtet wurde. Außer Rom in ältern und neuern Zeiten bot sich wohl nirgends ein ähnliches Schauspiel dar; wenigstens ich glaubte mich in dieser Nacht mehrmals in die Zeit der Cäsarn und Imperatoren versetzt. Die sternenhelle milde Sommernacht machte die Illusion noch größer, das Klima war an diesem Tage wirklich italienisch.

Nachdem wir mehrmals dem großen Zuge des Hofes in Begleitung des diplomatischen Corps in den Gränzen des Gartens begegnet waren, durch welche sich derselbe, die offenen Wagen schön bespannt, langsam bewegte, und nachdem wir uns satt gesehen und müde gelaufen hatten, begehrten die Damen nach Ruhe. Es wurde daher beschlossen, diese zur Equipage zu begleiten, in welcher sie etwas zu schlafen wünschten, und wir Männer gedachten nachher noch die Maskerade im Schlosse zu besuchen, da jedem anständig Bekleideten der Zutritt gestattet war, selbst auch ohne Domino, den man sich in der Garderobe gegen Bezahlung leihen konnte.

Es hielt ziemlich schwer, bis wir unsere Damen in den verschlossenen Wagen unterbrachten, denn auf dem Wagenplatze herrschte großes Gedränge von Personen, die ebenfalls ihre Fuhrwerke suchten, so wie von Abfahrenden und noch immer Ankommenden; auch zeigten sich Betrunkene.

Unsern Damen einen Beschützer im Hausherrn zurücklassend, eilten wir Jüngern der Maskerade zu, wurden eingelassen, derb gedrückt, mußten viel schwitzen, sahen das Kaiserpaar tanzen et voilà tout, wie dieß denn bei dergleichen Gelegenheiten zu seyn pflegt, wo man vor Gedränge nicht recht zur Besinnung kommen kann. Mir blieb die Zunge trocken am Gaumen, bis wir dem Gewirr uns entwunden und abermals Unterkommen in einem der Zelte gesucht und gefunden hatten. Hier that eine Tasse Karawanen-Thee Zeichen und Wunder an den sehr in Verfall gerathenen Geistes- und Körperkräften.

Allmählich wurde es spät, oder eigentlich gesagt, der Tag fing an zu grauen. Im Parke verlief sich die Menge, einzelne Lampen der Illumination erloschen und selbst in den Zelten wurde es dünner.

Das Café de Paris, welches sogenannte Zelt gnädigst uns aufgenommen und restaurirt hatte, war mit den Hundert Rubeln, die ich und der Doctor zum Feste bestimmten, ziemlich fertig geworden; dafür hatten wir zu Abend gespeist, jeder eine Flasche St. Julien getrunken, später auch noch Kaffee und Thee zu uns genommen. Wir waren also billig weggekommen.

Mit dem Troste, unser Geld an den Mann gebracht zu haben, durchstrichen wir in der erfrischenden Morgenluft die fast verödeten Gänge, in denen sich meistens nur noch Be-

trunkene umher trieben, und zwar fast immer paarweise, einander liebevoll unterstützen wollend und gewiß Jeder in der Meinung stehend, Er sey der Nüchterne!

Wie verschieden der Russe von den in diesem Zustande lärmenden, tobenden Deutschen ist, fiel deutlich in die Augen. Wir hörten fast nur Schmeichelworte, und das dritte war gewiß: liubimoi brat! (geliebter Bruder), dabei wurde unzählig oft geküßt und umarmt.

In den gewöhnlichen, öffentlichen Trinkhäusern, pitéroi dom im Russischen, wo die Branntweinpächter der Krone den Göttertrank, wodka (Schnaps), bestehend aus starkem Kornbranntwein verkaufen, sind Diener angestellt, den Gästen einzuschenken in die am Fasse zur Vermeidung falschen Maaßes angekitteten Gefäße. Die Volkslaune nennt diese Einschenker „Zielowalniki," das ist „Küsser." Ihnen fällt als Gewinn zu, was der Trinker etwa verschüttet, und es ist zu dem Behufe unter dem Hahn des Fasses noch ein Gefäß gestellt. Trinkt der Russe, so muß er Jemanden zum Küssen haben; dazu sind nun jene Einschenker da, welche zugleich alle etwa im Barte des Trinkers hängen gebliebenen Branntweintropfen als Extraprovision in Empfang nehmen.

Von dieser gewiß nicht unfolgerechten Abschweifung gehen wir zurück nach Peterhof auf den Wagenplatz, wo mein Doctor und ich Abschied zu nehmen hatten von der freundlichen Familie. Wir fanden die Damen mit langen, spitzigen Gesichtern, theils wegen der durchwachten Nacht, theils aber in Folge des Unwillens über den Theil ihrer männlichen Wagengenossen, die mit uns bis jetzt herumgeschwärmt waren und die verabredete Stunde zur Rückreise versäumt hatten.

Bei Gelegenheit bot sich uns hier in der Wagenburg auch manch komische Erscheinung dar, wie dieß denn in Gesellschaften, welche eine Nacht durchschwärmten, der Fall zu seyn pflegt.

Namentlich amusirten am meisten mehrere in ihrem Wagen Toilette machende Damen.

Meinen Jubegriff aller Medicin und mich brachte gegen 10 Uhr Vormittags ein Dampfboot ohne Abenteuer nach Petersburg zurück. Treumund Welp.

Einweihung zum Schamanen bei den Koloschen.

Nicht jeder kann Schamane werden, sondern nur der, welcher in Verkehr mit Geistern kommen kann. Wer in den Stand eines Schamanen treten will, geht in den Wald oder in das Gebirge auf etwa zwei Wochen, manche auf länger als einen Monat, und nähren sich während dieser ganzen Zeit nur von der Rinde eines gewissen Baumes. Die Zeit des Aufenthaltes in der Einöde hängt davon ab, wann ihn die Geister erfüllen (welche oft sehr lange nicht erscheinen) und wann der vornehmste derselben ihm eine Fischotter gibt, das unerläßliche Zubehör jedes Schamanen. Er schneidet diesem Thier die Zunge aus, legt sie in ein besonderes Körbchen, das mit allerhand Tändelkram angefüllt ist, und versteckt dieß an einem unzugänglichen Orte, weil ein Profaner, der diesen Kuschtaliute genannten Talisman findet, wahnsinnig werden könnte. Das Fell des Thieres wird sorgfältig abgezogen, und der Schamane bekleidet sich damit, als mit dem unentbehrlichen Zeichen des Zaubererhandwerks. Das Fleisch der Otter wird in die Erde gegraben. Vor der Ankunft der Russen wagte kein Kolosche auch nur eine Otter anzurühren.

Wenn der neuangeworbene Schamane von den Geistern erfüllt ist und von ihnen die nöthige Macht erlangt hat, verläßt er die Einöde und stellt sich seinen Verwandten dar, durch Fasten dermaßen ausgemergelt, daß sein Gesicht ganz wachsgelb aussieht, und alsbald thut sich das Schamanenthum kund, daß er seine Macht und seine neuerworbenen Zauberkünste zeigen kann. (Russisches Journal für Volksaufklärung, Nov. 1839.)

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Fortsetzung.)

Weniger bekannt als Nordamerika sind Australien und Neuseeland. Beide Länder hat man erst neuerlich berücksichtigt, das letztere kaum seit einigen Jahren. Australien, wäre es auch zehnmal größer, hat mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß es nie ein ackerbauendes Land werden kann. Die unglaubliche Dürre, der Mangel an hohen Gebirgen, an Wasser und Holz, der Mehlthau und die Heuschrecken sind unübersteigliche Hindernisse. Was man in öffentlichen Blättern über große Ströme faselt, nimmt sich recht gut auf dem Papier aus; allein was ist ein Strom, den man 20 oder 30 Stunden aufwärts befahren kann? Wäre der Boden gut und könnte man auf den Graswuchs nur einigermaßen zählen, welcher Viehzüchter würde ein Nomadenleben mit seinen Schafen führen und 50 bis 100 Stunden weit ins Innere ziehen? Welche Vorzüge das Land noch bergen mag, ist allerdings unbekannt; allein es ist klug an das Bekannte sich zu halten und Träumereien keinen Spielraum zu lassen. Sidney wäre nie geworden, was es ist, hätte nicht die Regierung große Summen zur Errichtung der Verbrechercolonie verwendet, und die Arbeit dieser Menschen bei der Anlegung von Straßen u. s. w. sich zu Nutzen gemacht. Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind überdieß höchst unangenehm, und bei dem jährlichen Zuflusse von 5500 Verbrechern keineswegs ermunternd.

Englands System besteht augenblicklich darin, alle tauglichen Stellen dieses großen Landes an den Küsten zu besetzen, weil die Natur freiwillig ihre Gaben durch den Fischfang reicht, und die Verbindung der verschiedenen Niederlassungen zur See leicht zu unterhalten ist. Treten Mißjahre ein, so ist es nicht zu vermuthen, daß sie überall gleich schlecht ausfallen werden, sondern eine Colonie kann der andern beistehen, und ihren Ueberfluß mit Hülfe von Dampfschiffen schnell nach den bedrohten Stellen werfen. Hat man die tauglichsten Strecken besetzt und eine genaue Kenntniß vom Lande erlangt, so rückt man nach Umständen weiter ins Innere vor, und thut keinen Schritt ohne genaue Erwägung der Oertlichkeiten. Bereits sind mehrere übereilte Niederlassungen wieder zu Grunde gegangen, während andere sichtbar sich heben. Port Philip, am südlichen Ende Australiens, ist in gutem Flor. Dieser Hafen liegt etwa 120 Stunden südwestlich von den nächsten Niederlassungen in Neusüdwales. Der Hauptort Melbourne ist im saftesten Grade der Breite zu suchen, und beherrscht eine prächtige Bucht, die auf beiden Seiten sieben Stunden lang und von hohem Lande eingeschlossen ist. Im October 1838 lebten dort bereits 3000 Menschen. 59,880 Acker Land waren für 49,478 Pfd. St. verkauft worden, was doch schon 15 fl. für den Acker beträgt, und um die Hälfte zu theuer

ist. Durch Landspeculanten (land sharks) wird der Werth vertheuert, und in kleinen Grundstücken zu unglaublichen Preisen wieder verkauft. Was noch im Jahre 1857 bei einer öffentlichen Versteigerung für 7 und 27 Pfd. erstanden worden, hat im Jahre 1859 zu 600 und 930 Pfd. abermals Käufer gefunden. Zur Verbindung zwischen Sidney und Port Philip sind 18,000 Pfd. nach England übermacht worden, um ein Dampfschiff von 600 Tonnen kommen zu lassen.

Außer Port Philip ist nun auch seit Februar 1839 Port Lincoln in Aufnahme gekommen. Bereits waren 15,000 Acker Land vermessen worden, und etwa 300 Ansiedler an Ort und Stelle. Port Lincoln besteht eigentlich aus drei Häfen. Lincoln selbst liegt an einer Bucht, die sich 80 Stunden weit ins Land hinein erstreckt, und die Ansiedlung besonders begünstigt. Lincoln gegenüber, an der östlichen Küste, soll Port Victoria und westlich von jenem Port St. Vincent angelegt werden. — Die Niederlassung am Schwanenflusse ist im Jahre 1829 gegründet worden, und scheint nur geringe Fortschritte zu machen. Aus 14,002 Einwanderern vom Jahre 1858 haben sich nur 115 dahin gewandt. Die Nachrichten über den Erfolg des Ackerbaues und der Viehzucht sind so zweideutig, daß man sie nur mit der größten Vorsicht aufnehmen kann. Der Wallfischfang scheint dagegen mehr Aufmerksamkeit zu erregen, weil diese Thiere in den dortigen Gewässern in der That zahlreich sind.

Auf der Ostküste von Australien liegt Sidney mit seinen stets sich mehrenden Verbrechern. Hier herrscht die größte Thätigkeit, und der Mangel an Arbeitern aller Art ist fühlbar. Sir George Gipps, der dortige Statthalter, verlangt jährlich 5000, die mit Weibern und Kindern auf 12,000 Seelen sich belaufen sollen. Im Jahre 1838 sind 6465 auf Kosten der Regierung geschickt worden. Um 12,000 Menschen von England nach Sidney zu schaffen, werden 250,000 Pfd. St. erfordert. Der ursprünglichen Verordnung gemäß sollte eigentlich der Kaufschilling, welcher aus den Ländereien gewonnen wird, zur Herbeischaffung von Arbeitern verwandt werden; allein es scheint, daß bisher dieses Geld immer zu andern Zwecken bestimmt worden ist. Die Einkünfte von 1858 werden auf 202,519 Pfd. angegeben, und weisen einen Ausfall von 24,520 Pfd. gegen 1857 nach. Dieß wird dem Schmuggeln von Tabak und Branntwein zugeschrieben, und ist eine natürliche Folge der hohen Zölle dieser beiden Artikel, wovon der erstere mit 6 fl. die Gallone von 5 Maaß und der letztere mit 2 fl. 24 kr. das Pfund besteuert ist. Der Landverkauf hat im nämlichen Jahre 131,499 Pfd. eingebracht, woraus man schließen kann, daß etwa 220,000 Acker veräußert wurden, weil die Regierung neuerlich den Preis auf 12 Schilling (7 fl. 12 kr.) festgesetzt hat. Dieses Verkaufes ungeachtet und der bereits erwähnten übrigen Einnahme hat die Summe doch nicht hingereicht, die Ausgaben zu decken, die sich auf 465,161 Pfd. belaufen haben. Dazu kommen noch die Auslagen des Commissariats von 286,000 Pfd., welche aus der Kriegscasse bestritten werden.

Tasmania wird zu Neusüdwales gerechnet. Hier ist seit 1805 eine Niederlassung gegründet worden, die ebenfalls aus Verbrechern und freien Ansiedlern besteht, doch aber den Vortheil hat, daß die Sträflinge einer bessern Classe angehören. Das Klima ist in Tasmania feuchter, als in Neusüdwales, und eben deßhalb auch fruchtbarer. Der Ackerbau gedeiht besser, die Felder sind gut bestellt und die Gärten reichlich mit Obst und Gemüse versehen. Das Land hat viel Aehnlichkeit mit jenem von Sidney, das Pflanzenreich aber hat ein grüneres Ansehen. Doch scheint es, daß auch hier aus Mangel an Regen Mißjahre eintreten. Im verflossenen Jahre wurde aus diesem Grunde der Bushel Weizen für 12 fl. verkauft. Alle übrigen Lebensmittel waren ebenfalls theuer. Hammelfleisch kostete 24 kr., Rindfleisch 21 kr. das Pfund. Kartoffeln 12 bis 15 fl. die Tonne von 20 Centnern. In Launceston, einer der neuern Niederlassungen, und im Hafen Adelaide sind die Preise 1839 noch höher gewesen. Fleisch kostete 56 kr., Butter 1 fl. 48 kr. und Schinken 45 kr. das Pfund.

Es wird nicht überflüssig seyn, die jährlichen Abgaben und den Handelsverkehr der australischen Länder zusammenzustellen, woraus ihr gegenseitiger Werth entnommen werden kann.

	Steuer per Kopf.	Handel.
Neusüdwales	46 fl. 30 kr.	23,858,000 fl.
Tasmania	35 — 20 —	11,756,000 —
Schwanenfluß	16 — 48 —	625,000 —
Südaustralien	— — 21 —	15,600,000 —

Unter dem Artikel Handel, der sich auf 51,798,000 fl. beläuft, ist Aus- und Einfuhr inbegriffen. Darunter bildet Schafwolle allein die Hälfte der Summe. Die Zahl der Schafe beträgt über 600,000 Stück. Die Steuern bestehen meistens aus Zollgefällen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Marmormalerei. In Italien wird jetzt ein neuer Industriezweig versucht, und zwar mit vielem Erfolg, nämlich eine Bemalung des Marmors durch Absorption der Farben. Die Farben, die man dabei anwendet, sind theils mineralische, theils vegetabilische. (Revue britt. März 1840.)

Prof. Preuß. Dieser Gelehrte, Professor an der Universität zu Dorpat, wurde von der Petersburger Akademie auf zwei Jahre ins Ausland gesandt, um sich mit den slavischen Dialekten bekannt zu machen, und historische sowohl als linguistische Urkunden in Bezug auf die slavischen Völker zu sammeln. (Tygodn. lit. Nr. 12.)

Abbildungen aus Alhambra. Ein Hr. Owen Jones gibt in England „Plans and sections of the Alhambra" heraus, die einen außerordentlich prächtigen Anblick darbieten sollen. Die Sorgfalt, mit welcher die blendenden Farben und die zierlichen Formen der Arabesken wiedergegeben sind, soll ins Unglaubliche gehen; namentlich zeichnet sich die Sala del tribunal aus, wo die Heldenthaten der alten maurischen Könige abgebildet sind.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 41 u. 42** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: An die ewige Liebe.** Von Manzoni. — **Neuere dänische Literatur.** Zweiter Artikel. — **Herostratus.** Von Auguste Barbier. — **Alciphron.** (Schluß.)

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41 u. 42.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 April 1840.

An die ewige Liebe.

Von Manzoni.

Aus dessen früherem Gedichte: La Pentecoste.

Einmal steige noch hernieder,
Milder Geist, von uns erfleht,
Schützend deines Dienstes Verehrer,
Schützend wer ihn nicht verschmäht;
Steig' herab und neu belebe
Herzen nach des Zweifels Qual;
Siegend hüll', — ein Götterstrahl! —
Den Besiegten in Erbarmen.

Steig herab und dämpf', o Liebe,
Du der Seelen stolzen Zorn,
Gib Gedanken, deren Helle
Sich nicht trübt im Todesborn;
Segne deiner Milde Gaben,
Nähre deines Wirkens Macht,
Wie das Licht, das aus der Nacht
Hebt des trägen Keimes Blüthen;

Die im niedern Grase langsam
Sterben würden unerquickt,
Nie im Farbenglanze schimmern,
Der die Auferstandnen schmückt,
Wäre nicht vom Quell des Aethers
Jener Strahl herabgetaucht,
Der mit Leben sie durchhaucht
Und sie unermüdlich nähret.

In des Unglücks dumpfes Sinnen
Komm, die unser Flehen ruft,
Steig herab du holder Odem,
Trostdurchwehte, sanfte Luft;
Steige als ein Sturm hernieder
In des Drängers Uebermuth,
Schrecken setze ihm zur Hut,
Die ihn Scheu vor droben lehren.

Heb' des Armen feuchte Wimper
Zu dem Himmel, der sein harrt,
Daß er jubelnd ihn vergleiche
Mit der rauhen Gegenwart;
Wer in Fülle hat empfangen,
Geb' mit sanfter Freundeshand,
Gebe leise, ungenannt,
Daß genehm dir sey die Gabe.

Wehe in der Unschuld Lächeln,
Das von Kinderlippen bricht;
Streue deine keuschen Rosen
Auf des Mädchens Angesicht;
Mach der leis entknospten Jungfrau
Deine reinen Freuden kund;
Heilige den hehren Bund
Zwischen unvermählten Seelen.

Sänftige den Geist des Jünglings,
Der in kühnem Sturme fliegt;
Leite du den Männervorsatz
Zu dem Ziele, das nicht trügt;
Schmücke die ergrauten Haare
Mit des Hauses heil'gem Glück;
Strahle in dem irren Blick
Dessen, dem der Tod genahet.

Der Leuchtthurm.

Von M. P. James.

Mir stand vor dem Auge ein lieblicher Bild,
Als der strahlende Tag mir's erschlossen,
Der Landwind ging sanft und der Himmel war mild,
Wie der Geist aus dem er entflossen.

Es flieg ein Geflüster mir leise zum Ohr
Aus der Wellen spielendem Heere,
Und ferne trat jenseits der Leuchtthurm hervor
Wie ein Stern ob dem dämm'rigen Meere.

Und still ward's — des Schiffsjungen jauchzender Ton
Klang nicht mehr im schattigen Hafen;
Ins triefende Nest war die Möve entflohn,
Und der müde Schiffer ging schlafen.

Ich seufzte und trat an den Uferrand vor,
Kein Laut kam mir mehr zu Gehöre,
Nur der Leuchtthurm stieg sanft wie die Hoffnung empor
Ob des Lebens zitterndem Meere.

Die Zeit ist vergangen, der Ort ist mir fern,
Doch oft wenn in Nächten ich liege,
Erglänzt in der Seele mir wieder der Stern,
Der gestrahlt ob des Seesturmes Wiege.

Wann einst das ermattete Herz mir bricht
Und des Todes Schritte ich höre,
Erheb' mir der Bote der Liebe sein Licht
Wie ein Stern ob der Ewigkeit Meere.

Fr. Notter.

Neuere dänische Literatur.

Zweiter Artikel.

Ingemann.

Bernhard Severin Ingemann, geboren 1789, Professor bei der Akademie in Soröe, verdient einen der ersten Plätze in der neuesten dänischen poetischen Literatur, nach Oehlenschläger jedoch wenigstens insofern, als er von diesem zu einigen seiner poetischen Erzeugnisse, nämlich zu den dramatischen, am meisten jedoch, wie die dänischen Dichter überhaupt, durch das Studium der deutschen Poesie angeregt ist. Wenn er hinter Oehlenschläger an Zahl und Verschiedenheit der dramatischen Werke zurück bleibt, so übertrifft er ihn als Lyriker, wie denn sein Gedicht an die in neuern Zeiten häufig besungene dänische Seeflagge vorzüglich gerühmt wird, und nicht minder als Epiker, früherhin durch ein episch-allegorisches Gedicht „die schwarzen Ritter," das ich jedoch nur durch Berichte kenne, in der letzteren Zeit durch mehrere geschichtliche Romane, jetzt durch ein im vorigen Jahr erschienenes abermals episch-allegorisches und zugleich philosophisch-religiöses Gedicht „Salomons Ring, dramatisches Mährchen mit einem lyrischen Vorspiel;" und so ist er denn zum Anfang seiner poetischen Laufbahn, zum Lyrischen und Allegorischen zurückgekehrt, wobei es sich denn fragt mit welchem Glücke, besonders mit Rücksicht auf das Allegorische, dessen Verbindung mit dem Epischen allerdings so große Schwierigkeiten hat, die er nach der Meinung der Kenner in den schwarzen Rittern auch nicht überwunden hatte. Bei einem Werke dieser Art ist es gewiß nicht unwichtig, die Absicht und Ansicht zu erfahren, die der Dichter selbst gehabt hat, und Ingemann hat diese, wenigstens zum Theil, in eine Vorrede niedergelegt, welche ich deßwegen, mit Ausschluß des weniger hieher gehörigen Anfanges und Schlusses, in möglichst treuer Uebersetzung voranschicke:

„Die orientalischen Ueberlieferungen von König Salomons forschendem Geiste und von dem Höhenpunkte der Lichtmagie in jenem Zauberringe haben der Dichtung Stoff und Form dargeboten für jene Natur- und Weltherrschaftsidee, welche wie eine Ahnung von der höchsten Wahrheit die morgenländische Sagenwelt durchstrahlt. Der Typus nämlich für den wahren Natur- und Geisterfürsten, den man bisweilen in den Schriften des Königs Salomo hat erblicken wollen, wird vielleicht schneller und vollständiger von einem poetischen Standpunkt in den Mährchenbildern der Sage angeschaut werden können. Hier offenbart sich doch die Idee nur in dem Farbenschimmer aller der Illusionen, an welchen die orientalische Speculation und Magie so reich ist, und zwar mit der Tendenz zur Verwechselung der niedern und höheren Sphären des Lebens und Geistes, woran sich selbst die begabtesten Landsleute der Propheten zu den Zeiten des alten Testamentes hielten. In der geheimnißvollen Inschrift des Salomonischen Ringes mit der vermeintlichen Kraft der Natur und Geistesherrschaft scheinen die Magier des Ostens mit unwillkürlich ahnungsvoller Begierde auf Zeichen und Bild des Lösungswortes jenes Welträthsels hingestarrt zu haben, das erst in seiner lebendigen Offenbarung das zur Wirklichkeit erheben sollte, wonach die Weltweisheit geforscht und wovon sie geträumt hat. Selbst wo diese Träume gleich Mährchenbildern hingleiten, bleibt die tiefere Bedeutung doch zurück und schmilzt mit der Wahrheitsahnung in den Gesichten der Propheten und in dem großen, die alte Zeit durchtönenden Erwartungsgesange zusammen. Die Sagen, die in diesem Gedicht benutzt oder mit der Grundidee in Verbindung gebracht sind, finden sich bei dem arabischen Geschichtschreiber Ibn Kessir, so wie in dem vielleicht ursprünglich persischen „Suleimanname," und sind von Hammer in „Rosenöl oder Sagen und Kunden des Morgenlandes, Stuttgart und Tübingen 1813," mitgetheilt. Als meine Quellen darf ich endlich noch Salomo's Sprüche, Predigerbuch und die ihm zugeschriebenen Psalmen nennen. Um dem Gedicht den Hauptcharakter des Mährchens zu geben, habe ich das arabische Sagencostume beibehalten."

Das Gedicht ist in gereimten größtentheils fünffüßigen, zum Theil auch vierfüßigen Jamben und vierfüßigen Trochäen geschrieben und mit lyrischen Versen durchwebt, wie denn auch ein aus 34, dem biblischen Hohenliede nachgedichteten Liedern bestehender Kranz dem Drama vorangeht, mit diesem aber nicht in Verbindung steht, und daher hier weiter keiner Erwähnung verdient, als daß der beabsichtigte Charakter darin wohl getroffen ist.

Der erste Act eröffnet sich mit einer Unterhaltung des Fürsten der Dämonen Iblis mit Datember, dem Dämon der Begierde, außerhalb Jerusalems in der Nähe des neuen noch

im Bau begriffenen Tempels des Salomo auf Zion, und über dessen Bestrebungen, die Geheimnisse des Zauberringes zu entdecken, von dem Datemder sagt:

Doch fand er den Ring mit des Wortes Macht,
Mit dem Zeichen, — du weißt, es macht Tag aus Nacht, —
So steht er über die Natur dann frei,
Und so wär' unsre Zeit wohl vorbei.

Salomo's Erscheinung unterbricht sie. Er tritt auf mit dem Siegelring in der Hand:

Das Räthsel ist gelöst, 's ist helle,
Geschöpft ist's aus Eloah's Wahrheitsquelle:
Was meine Seel' ergriff auf Wahrheits Schwingen,
Bewußt und wahr, kann meine Hand itzt schwingen.
Die Schranke nun, sie fällt, sie fällt,
Dein Herr bin ich, Natur und Welt!

Er beruft die Elementargeister, trägt ihnen auf, die Welt zu beglücken, und, als sie sich entfernen, ruft er aus:*)

So weit! der Schöpfung Sinnerlaut verstand ich.
Natur, o werde weise, schön und gut,
Und nichts Erschaffnes soll verzweifelnd seufzen.
Aufs neu soll sich das Paradies erschließen,
Und sich im ersten Glanz das Leben zeigen
In der unendlichen Gedankenkette.
Und doch — was fehlt? Matt ist des Ringes Strahl.
Ist noch des Wortes Glanz im Stein verborgen?
Hm! fesseln Gottgedankens Himmelsfaden,
Die blinden Kräfte in der Schöpfung Spruch —
Faßt' ich im Ring des Worts des Lebens Siegel,
So muß das Leben selbst das Räthsel lösen.

Iblis verlacht ihn beiseite:

Mit seiner Klugheit hat es nicht Gefahr;
Der Ring hat ihm nur wenig klar gemacht.
Trotz der Manie von Wahrheit, Schönheit, Tugend,
Will er mit Empirie die Welt erlösen.
Mit einer Art von magischer Physik,
Mit irdschem Feuer und mit Wind und Wasser.
Vergnüg' er sich nur mit Experimenten!
Denn wie er sie auch mag ins Große treiben,
Die Schale der Natur nahm für den Kern er,
Und fiel anheim dem materiellen Geiste.

In einer zweiten Scene zeigen sich die Folgen von Salomo's Befehl, die Verwandlung der Wüsten in Paradiese, welche von Hirten am Strande des rothen Meeres in Arabien angestaunt und ägyptischen Magiern zugeschrieben werden, welche in einem reichbeladenen Schiffe ankommen. Simurg, ein Vogeldeuter, ein großer, stolzer Mann, mit einem Adlergesichte, und Lokman, ein buckliger Greis mit einer Eulenphysiognomie, treten mit ihrem Famulus Marcolfus auf und sprechen von den Wirkungen des Salomonischen Zauberringes. Lokman zweifelt noch an der Wahrheit, oder gibt zwar zu, daß sich die Natur verschönere, aber dieß sey nur Schein, werde nicht lange dauern: er vertraue nicht der Schönheit, die Wahrheit sey ihm genug, das Nothwendige geschehe, die Welt möge jammern oder lachen; er wolle zwar mit ihm zu dem Urheber dieser Veränderung hinreisen, aber:

Ich theile deinen Glauben nicht;
Dunstmeteore sollen mich nicht irren.
Indeß du träumest, soll mein Auge wachen,
Vertrauend nur den ewigen Gestirnen.

Marcolfus ruft den Weiterziehenden seine Freude nach, daß er nichts weiter als ihr Diener und Schreiber, und daher frei von allen Plagen sey, die mit dem Studiren in Verbindung stehen, freilich aber auch von seinen beiden Herren „eine platte Natur," und „dumm" gescholten werde. Ob die Umschaffung der Welt dienlich sey, bezweifelt er indeß. Seine beiden Herren seyen grundgelehrt und meinten es doch gut mit ihren Forschungen, aber der hinter ihnen komme, der Nekromant Sibetschin mit seinem Gefolge von stummen Weibsbildern sey ein häßlicher, abscheulicher Kerl. Dieser tritt nun auf, eine unförmlich lange abgemagerte Gestalt im schwarzen Talar mit einem aufgenähten Todtenkopf auf der Brust, ein schwarzes Städchen in der Hand, und zwei große schwarze Bücher unter dem Arm; hinter ihm die ägyptische Prinzessin Mehindanu in schimmernden Tanzkleidern, stumm und verschleiert, begleitet von ihrer Freundin Sagura und einigen Sklavinnen. Der Nekromant rühmt sich, daß er mehr besitze als Salomo:

Der Ring enthält nur des Lebens Magie,
Doch nicht die tiefe Nekromantie.
Nicht gäb' ich für den Ring die Bücher.

Doch fürchtet er, daß Salomo weiter dringen werde. Um dieß zu verhindern, wartet er bis die ihm gefährliche Stunde vorüber ist, und gibt dann durch Blutstropfen, die er aus seinem geritzten Finger für den Typhon zur Erde tröpfeln läßt, „der stummen Sklavin seines Geistes" ein Scheinleben, und zwar die Gestalt der von Salomo so sehr geliebten, ihm durch den Tod entrissenen Sulamith. Sie wirft ihm seinen Frevel vor, sie aus der Ruhe des Grabes hervorgerufen zu haben; er verspricht ihr dagegen die Freiheit in lebendiger Welt und als seine Gattin und Königin der Dämonen zu herrschen, wenn sie dem Könige den Ring „das goldene Band" entreiße, das den mächtigsten Naturgeist binde. Sie sagt ihm Gehorsam zu, denn sie müsse, obgleich sie ihn hasse, gibt ihm aber auch zu verstehen, daß sie ihn täuschen und Salomo's Hand vorziehen könne; aber Sibetschin antwortet ihr, daß sie völlig in seiner Gewalt sey, heftet ihr ein Schlangenbild auf die Brust, um Salomo zu bezwingen, und bedroht sie, worauf sie ihr Versprechen erneuert, und mit ihrem Gefolge in wildem Bajaderentanz abzieht.

Aus demselben Schiff, das die beiden Gelehrten und den Todtenbeschwörer trug, steigen ferner heraus der Tonkünstler Assaf, der Prinz Agib und dessen stummer Bruder Jussuf, der den tanzenden Mädchen und besonders der Sagura nachsieht. Agib gibt dem Assaf Nachricht von dem Nekromanten, und Assaf

*) Um der Urschrift treuer zu bleiben, habe ich die gereimten Verse in reimlose übersetzt.

kommt nun auf den Gedanken, daß Sihrtschin Schuld sey an dem traumartigen Zustande und dem endlichen Verschwinden seiner geliebten Mehindanu; Lokman habe nur eine Andeutung gegeben und von einem Grabe gesprochen, worin das Herz schlage, und von einem Todtenhause, worin die Seele spreche. — Eine ähnliche dunkle Prophezeyung hat auch Agib von ihm erhalten über seine Geliebte, die Melida: er solle umherreisen, bis er einen Käfig finde mit einem Elephantendache. Auch wegen seines stummen Bruders Jussuf hofft Agib auf Salomo, und zu ihm ziehen sie deßhalb.

Der zweite Act besteht aus einer einzigen langen Scene, spielt in Salomo's Burg auf Zion Abends, und wird von dem Haushofmeister eröffnet, der den Marcolfus ausfragt wegen der angekommenen wunderlichen Gäste. Er erschrickt als der dazu kommende Nekromant ihn ersucht, eine frische Leiche, die der König zu einem Experimente gebrauche, herbeizuschaffen, versteht sich aber für hundert Goldstücke dazu, so daß Marcolfus meint, der Haushofmeister sey im Stande, um eine Leiche herbeizuschaffen, der Natur etwas nachzuhelfen, und, wenn Salomo verstehe die Welt umzuschaffen, so schaffe er sie doch nicht zu einer frommen um. — Hierauf ein Gespräch zwischen Salomo und Balkis, der Königin von Saba, einer hohen edeln Gestalt, die zu ihm gekommen ist, um das große Räthsel von ihm gelöst zu hören, unter welchem er „das allbelebende Wort, das das Leben mit dem Bilde in uns, das Wort des Wortes, das uns von jener Macht der Dunkelheit befreien soll, die die Zwietracht der Lüge in das Leben der Schöpfung gebracht hat," das Wort der Wahrheit versteht, das in des Ringes Inschrift enthalten, aber noch nicht ausgefunden und ausgesprochen sey; jede geistlose Macht müsse erst gebunden, jede Nacht der Lüge verschwunden, alles Häßliche vertilgt seyn, nicht eher sey der Sieg des Geistes der Wahrheit und Schönheit vollständig, der Tod sey noch nicht überwunden, und ohne dessen Vertilgung sey alle Weisheit nur ein Gaukelspiel; deßhalb wolle er selbst die Todten durch Sihrtschin befragen, im Fall diese mehr wüßten als die Lebendigen. Die Königin warnt ihn und gibt ihm als Talisman ein weißes Perlenband, das sie um den Hals trägt, dem zwar nicht göttliche Kraft beiwohne, aber das, sobald etwas Feindliches nahe, heilende Thränen weine.

Die sämmtliche männliche Schiffsgesellschaft des ersten Acts erscheint, der Nekromant in Fesseln, die ihm Simurg wegen seines unheilverkündenden Gesichts und wegen der von Agib und Asaf gegen ihn erhobenen Anklagen angelegt hat. Salomo läßt sie ihm abnehmen:

> Mit Feuer prüf' ich Gold, den Geist mit Worten
> Wie frei wir denken, müssen frei wir reden,
> Wenn es die Wahrheit gilt. Löst ihm die Fesseln!
> Er ist mein Gast wie du.

Der Nekromant preist des Königs Gerechtigkeit und übergibt ihm einen magischen Stab, der das gebundene Wort frei mache und selbst die stummen Zungen der Todten löse; was kein Vogel, kein Stern künde, das habe er mit Blut in die beiden schwarzen Bücher geschrieben, die er ihm zu Füßen legt. Simurg verwahrt Stab und Bücher in einem Eisenschrein unter dem Thron, verschließt den Schrein mit Wachs, und Salomo drückt seinen Siegelring darauf, so daß der Nekromant in dieser Verlegenheit den Typhon bei Seite zu Hülfe ruft. Salomo fordert ihn nun auf zu sprechen, und der Nekromant antwortet:

> Selbst ohne Stab und Buch will ich beweisen
> In dieser Nacht dir meine Kunst.
> (Flüsternd.) Die Leiche
> Soll ihre Glieder rühren, wenn ich's will,
> Und tiefbedeutungsvolle Worte flößern.
> Die Seele, die zu ihrem Ursprung kehrt,
> Kann uns des Lebens Lüg' und Wahrheit künden.

Auf Agibs Wunsch fordert der König den Nekromanten auf, dem stummen Jussuf die Sprache wiederzugeben, was Sihrtschin für etwas Geringes hält, das er durch den Ring bewirken wolle. Salomo antwortet:

> Was er (der Ring) vermag, vermag er ohne dich —
> Doch in des Lebens Arm selbst droht der Tod.

Er fordert deßhalb den Sänger Asaf auf, die Gewalt der Tonkunst an ihm zu versuchen. Jussuf stößt bei Asafs Harfenspiel und Gesang zuerst einen Seufzer aus, Salomo wird selbst gerührt und denkt an Sulamith. Als endlich Asaf in einen leidenschaftlichen Gesang ausbricht, und man von fern aus dem Frauengemach eine Stimme hört, ruft Jussuf, der darin seine geliebte Sagura erkennt, deren Namen; Agib und Balkis freuen sich; Lokman erwartet, nun werde die Prophezeyung der Sterne über Jussuf in Erfüllung gehen, Simurg aber glaubt:

> Im Geist und Willen wohnt des Menschen Schicksal;
> Schwingt Geist und Willen sich zur Freiheit auf,
> So weicht Naturmacht gleich wie Schicksalsmacht.
> Der Wille, unbeschwert von Leidenschaften,
> Muß Tod und mächt'ges Gift bezwingen können.

Salomo fordert den Jussuf auf, den Gedanken auszusprechen, der bei dem Verlust der Sprache seine Seele gefesselt habe. Jussuf sagt:

> Sagura, treffliche Sagura, dich,
> Nur dich denk' ich, dich denk' ich ewiglich,
> Und der Gedanke fesselt all mein Denken.

Salomo fragt, wer Sagura sey, und Asaf, auf den Nekromanten zeigend, klagt diesen an, daß er sowohl Jussufs Geliebte, Sagura, als auch die seinige, Mehindanu, bezaubert, und Natur, Leben und Tod in seiner Gewalt habe, und will den Sihrtschin tödten, wird aber durch Salomo daran verhindert:

> Unsinniger, willst du mit Haß und Mord
> Wahrheit und Recht beweisen. Fort von hier!

Der Nekromant benützt die Gelegenheit und macht inzwischen den verwiesenen und hinausstürzenden Sänger blind. Jussuf soll abermals sprechen; aber er weiß nur eins, daß der Ton der Stimme tief in sein Inneres gedrungen sey, die Geliebte müsse nahe seyn, fügt dann aber hinzu:

Der weiſe Lokman ſagte Wahrheit mir —
Sieh, ich trank Gift, der Macht der Schlangen trotzt' ich,
Ja, ſtärker war als aller Gifte Geiſt
Das Leben, das mit Liebesbande die Fäden
Aller Gedanken band in eins zuſammen.
Durch Flammen zieh ich hiemit unbeſchädigt,
Dem Tode trotz' ich —

Lokman ſagt, als ihn Salomo wegen des Giftes fragt, mit kalter Ruhe zu Juſſufs entſetztem Bruder Agid:

Fürchte nicht!
Er konnte nicht die Leidenſchaft vertrinken;
Mit ihr erſt ſtirbt er. Wiſſenſchaft erforſchte,
Was Sinnen angezweifelt. Probe machten
Wie an dem Schwärmer. Ihm entriß das Schickſal
Gleich dem verwieſnen Sänger — eine Freundin.
Einſeit'ges Leid raubt Aug' und Wort der Seele.
Das wußten wir. Wer mit dem Geiſt vertraut wird
Der Wiſſenſchaft, nur der betrachtet ruhig,
Was ſich nicht ändern läßt. Der Wahrheit Streit
Wird nur durch klugverſtänd'ge That gelöst.
Der Weiſ' erhebt ſich über Volkes Meinung,
Der Wahrheit Ziel behält er feſt im Auge,
Er fragt nicht nach des Einzelnen Verluſt,
Der ſeiner Wiſſenſchaft geopfert wird
Für mich iſt Alles Phänomen im Grunde,
Hell oder Dunkel, eins nur iſt die Wahrheit.
Ich will dir frei bekennen, weiſer Herr,
Für mich iſt das Nothwendige nur gut;
Und wenn die ganze Welt vergehen wollte,
Nicht an die Sache, an den Grund nur denk' ich.
Was gilt unfreier ſelbſtgeſchaffner Zuſtand?
Ich achte nur auf deſſen Grund und Weſen.
Gehn muß man den Erfahrungsweg und langſam,
Bevor man das Nothwend'ge einſehn kann.
Bewußtheit, Klarheit, Herr, das iſt die Sache;
Glückſeligkeit, die findet doch hier Niemand. —

Salomo (ungeduldig).

Doch ſchadete das Gift ihm nicht?

Lokman.

So lange
Sein Sehnen dauert, kann das Gift nicht nahn
Der Lebenswurzel. Will er ſelbſt denn mehr?
Er ſtirbt mit Luſt, wenn er ſein Mädchen ſieht.

Salomo.

Ha, Lokman, Glück und Leben ſchauſt du an
Mit Gisblick.

Lokman.

Nur Gedankens Leben acht' ich.

(Fortſetzung folgt.)

Heroſtratus.

Von Auguſte Barbier.

(Unter dieſer antiken Maske beabſichtigte der Dichter die ehrſüchtige Mittelmäßigkeit zu geißeln, welche vor nichts erſchrickt, ſelbſt nicht vor dem Verbrechen, wenn es ſich davon handelt, ſich einen Ruf und Namen zu erwerben. All die bizarren, ſoſtematiſchen, unſittlichen Träumereien, all die zügelloſen Productionen unſers Zeitalters, welche nach Ruhm oder vielmehr nach Skandal ſtrebten mittelſt des Seltſamen und Ungewöhnlichen, ſcheinen gebrandmarkt durch dieß treffende Symbol des epiſchen Brandſtifters.)

Heroſtratus
(kommt, eine Fakel in der Hand, vor dem Tempel an. Es iſt Nacht).

Drei Tage ſind's, daß ich, ſtumm, mit des Schattens Schritte
Am Rand der lauten Fluth, in düſtern Waldes Mitte
Nachdenklich mich treib' um; die Unruh', die mich plag',
Such' ich zu ſtillen, doch am Herzen fort ſie nagt
Ein unſichtbarer Gott macht immer ohn' Aufhören:
Zurück mich zu dem Bau der kalten Göttin kehren,
Und in die Seele ſtets den ſchwarzen Wunſch er gießt:
Zu ſchau'n, wie ihn Vulkan mit wildem Arm umflicht.
Stets ſeh' den Tempel ich ob meinem Haupte prangen;
An ſeinem Giebel muß mein glühend Auge hangen;
Das harzerfüllte Holz, dampfend in meiner Hand,
Beleuchtet mir den Weg mit immer hellrem Brand.
O daß ich kommen nicht kann los von dem Gedanken!
Die Seel' umringelt er gleich einer Schlange Ranken;
Er haftet daran feſt mit einer Zähigkeit
Noch ſchlimmer als dereinſt das giftbeſtrichne Kleid,
Das des Centauren Haß dem Herculeſ beſcheerte!
O Gift in meiner Bruſt! o Gift, das mich verzehret
Mehr als des Helden Leib, entflammt aus Götterblut,
Um auszulöſchen ganz deine qualvolle Wuth,
Will ich ein neues Bett von Flammen dir bereiten;
Und dann vielleicht wirſt du aus meiner Seele gleiten?
Was könnte hindern mich? Es ruhn in Schlafes Arm
Die Thiere wie der Menſch von ihrem Schmerz und Harm;
Auf Balſampfühlen ruht ſelbſt des Olymps Geſchlechte,
Und athmet ein den Mohn der flammenſchwangern Nächte;
Noch lenket Luna nicht am luft'gen Himmelsbiar,
Dem ſchimmernden, herauf ihr weißes Silbergeſpann;
Schweigen herrſcht rings, als ob, wie's Land die Welle ſchliefe;
Und rings um mich her macht die Finſterniß, die tiefe,
Den hügeligen Grund, den Raſen, ſammetweich,
Die Bäume — Alles ſchwarz wie Pluto's Höllenreich.
Am Himmel glänzt kein Stern, der auf mich niederſähe;
Kein Sterblicher iſt in der Tempelpforten Nähe;
Und ich, gleichwie ein Gott, ſteh' da vor ihm allein,
Ihn mit dem Feuerbrand dem Untergang zu weihn.
Welch großer Augenblick! welch rieſenhaftes Können!
Ich, dem ein ſchwaches Seyn ſtrenge Geſetze gönnen,
Mit einer Kohle kann, mit meines Armes Ruck
Stürzen ein Wunderwerk, ich, eines Landes Schmuck,

Die Götter wecken auf wie mit des Donners Brüllen,
Bis in das tiefſte Herz mit Angſt die Erd' erfüllen,
Und in die Ewigkeit, wie einen Säulenſtein,
Schlag' meinen Namen ich mit ehrnen Nägeln ein!
Und fürchten ſollt' ich, wie? des Menſchenpöbels Toben,
Der blinden Völker Stimm', zu wildem Schrei'n erhoben,
Trugvoller Prieſter Fluch und all die Zornempörung,
Die eitle, die verfolgt die Helden der Zerſtörung...
Das ſind Trugbilder nur, die auf wie Dämpfe ſteigen;
Aufhalten können ſie die Seele nur des Feigen;
Die meine iſt zu ſtark; ihr Schreckniſſe gut' Nacht,
Mit welchen fort und fort der Tod mir bange macht!
Geworfen iſt das Loos; ich bin zum Opfer fertig!
Erwacht, o Winde, jetzt! zu meinem Dienſt gewärtig,
Mit eurem Flügel ſchürt raſch den heißgier'gen Brand;
Denn dieſer Fichtenzweig, welcher ſein Harzgewand
Langſam verzehrt, ſo lang' ihn hält mein ſchwanker Finger,
Stürzt wie der Adler ſich, des Götterſtrahles Bringer,
Mit Krallen, die ganz Licht, mit feur'gem Schnabel, kühn
Sich auf den Tempel und macht ihn in Flammen glühn.

(In dem Augenblick wo er die erſten Stufen des Tempels erſteigt, kommen drei Frauengeſtalten herabgeſchritten und machen ihn zurückweichen.)

Doch, Götter! was ſeh' ich! ſind es nicht drei Statuen,
Die aus dem Heiligthum ſich ſchicken an zu fliehen,
Ihr ragend Fußgeſtell verlaſſend, ahnungsvoll,
Damit verſchlungen nicht ſie das Verderben ſoll.

Die Frömmigkeit.

Es iſt noch Zeit, o junger, kecker Frevler!
Hinauf nicht ſteige! bleibe ſtehn!
Weit weg von dir wirf die Mordbrennerfackel,
Laß ihre Gluth den Wind verwehn!
Der Frevel, welcher noch, ſchwarz wie der Nächte Vogel,
Um deine Stirn' ſchwebt, geiſterbleich,
Kann unbeſchrie'n in ſeine finſtre Heimath
Noch kehren, in der Hölle Reich.
Halt ein, halt ein! noch iſt es Zeit, Ruchloſer!
Erſpar' es einer Stadt, zu ſchau'n
Morgen, beror der Tag anbricht, ob bangem Haupte,
Die Morgenröthe blutig grau'n!
O mach' nicht, daß darin mit ehernen Sandalen
Die Angſt auf ihrer wilden Flucht
Umhertobt! daß das Volk nicht morgen, irren Auges,
Vergeblich ſeinen Tempel ſucht!
Oh! eine Oede wird die Stadt, beraubt der Tempel,
Zur Wüſte, häßlich, unwirthbar;
Und nichts Elenderes gibt's als ein Volk, das leben
Muß ohne Götter und Altar.

Heroſtratus.

O Weib! es iſt zu ſpät der Flamme noch zu wehren!
Den Himmel fühl' ich ſich von meiner Seele kehren,
Und denken kann mein Geiſt mehr etwas Andres nicht,
Als wie er eine Bahn ſich in die Zukunft bricht.

Die Schönheit.

O wenn mit ihrer heil'gen Bitte
Die ernſte Frömmigkeit dein Herz nicht rühren kann,
O wenn der Ehrfurcht Ruf, die Stimme heil'ger Sitte
An deinem ſteinernen Gemüth prallt fruchtlos an;
Die Schönheit doch, das Kind der Harmonie, erhöre!
O, dieß ihr Lieblingswerk verſchone,
Welches die Trägerin der Liebreizzone,
Venus ſah ſchützend an aus ihrer goldnen Sphäre!
O Gnade für die Seele dieſer Orte!
Gnade für ſie, die aus dem Plan,
Aus jeder Marmorſäul', aus jeder ſtillen Pforte
Des ſchönen Tempels Jeden athmet an!
Die Fackel, welche ziſcht in deinen Händen, habe
Achtung vor dieſer Formen Pracht!
Das goldne Giebeldach, der Säulen Glanz begrabe
Vulkan nicht in gefräß'ger Nacht!
Wahnſinniger! beſtehſt du drauf ihn zu verderben,
Werd' ich zugleich mit ihm auch ſterben,
Wie in der Luft erſtirbt der leichte Ton,'
Der Leyer zärtlich ſüßer Sohn,
Wenn eine frevle Hand zerſchlagen
Die Mutter, die ihn hat in ihrem Schooß getragen.

Heroſtratus.

Dem Steuermann gleich' ich in harten Sturmes Nöthen;
Gefühllos iſt mein Herz, und um mein Haupt zu retten,
Stieß ich die herrlichſten Geſtalten, um mich her
Sich ſammelnd, mit dem Fuß hinab ins wilde Meer.

Mnemoſyne.

Mnemoſyne, die große, nenn' ich mich;
Der Götter Herrſcher kor mich zur Geliebten ſich:
Mutter der neun Phöbusbegleiterinnen,
In meiner mächt'gen Bruſt bewahre ich
Das große und das frevele Beginnen.
Unſinn'ger, den die Sünde lockt,
Deinem Verderben rennſt verſtockt
Du zu, der Schande, der Entehrung;
In deinem Herzen tobt der Höll' Empörung;
So deines frechen Geiſts Bild wird in rothen, grellen
Lichtern ſich ſpiegeln in der fernſten Zeiten Wellen.
Bei deines Namens Nennung ſchon
Werden die Völker ſich das Haupt verhüllen,
Wie wenn Kometen ſie mit Angſt und Grau'n erfüllen,
Wie bei der traurigſten Geſchicke Unglückston;
Bei allen Trümmern wird man deinen Namen ſchrei'n,
Der Peſt, des Hungers Echo wird er ſeyn,
Des menſchlichen Geſchlechts Entſetzen,
Geſchrei im Mund, die Peitſche in der Hand,
Werden dich Fluch und Hohn und wer damit verwandt,
Durch die Jahrhunderte, von Land zu Land,
Dich ohne Raſt und Ende hetzen.

Ch. 2 Sec. 2 Subsec. 2 Para. 2 Sec. 3 Subsec. 1 Para. 1 Sec. 4 Subsec. 1 Para. 1 Sec. 5 Subsec. 1 Para. 1 Sec. 6 Subsec. 1 Para. 1 Sec. 7 Subsec. 1 Para. 1 Sec. 8 Subsec. 1 Para. 1 Sec.

Der Briefsteller rühmt dann noch weiter den Vorzug ihrer Lehre und Genußweise vor der der Philosophen. Er macht sich lustig darüber, daß man ihnen zutrauen könne, an die monströsen Gottheiten zu glauben, welche sie äußerlich anbeten, an die Thiere aller Art, Hunde, Katzen, Eulen und Affen. Er gesteht, daß ihn oft die tiefste Scham und der bitterste Ingrimm erfasse, wenn er immer tiefer in den Schlamm und Koth der Heuchelei und des Aberglaubens sich versenken müsse, und wenn er die Schaaren der getäuschten, betrogenen Thoren vor sich knien sehe. Aber unerträglich sey es, daß Spötter sich erfrechen, das lächerlich zu machen und zu bedrohen, was aufrecht zu erhalten er Wahrheit, Stolz und Freiheit opfere. Und nicht einmal die Christen, die nach jedem Schlag immer wieder sich aufrichten, seyen so gefährliche Gegner, als jene leichtsinnige Secte mit ihrem Witz. Er erzählt dann, wie man dem jungen Griechen, welcher sich in das Heiligthum gewagt, jene trügerischen Proben bereitet habe, durch deren Gaukelspiel schon so Mancher betrogen worden — und jetzt taumle der junge Eingeweihte im seligsten Rausche umher; die Weisesten selbst und die Kühnsten schauern und krümmen sich vor einem Gespenst hinter einen Schleier. Er hoffe ihn noch ganz und gar zu betäuben, wie einen Falken zur Beize, und wenn ihm dieß nicht gelinge, so solle man sagen: der alte Geist ägyptischer Priesterschlauheit sey entflohen mit jenem Schlangengott, den das Kreuz in die thebäische Wüste verjagt habe. —

So selten nur geschieht es, daß einer der noch übrigen Koryphäen der neuesten poetischen Aera Englands sich vernehmen läßt, daß man es wohl gerechtfertigt finden wird, wenn wir Moore's neuestes Product ausführlicher behandeln. In der That aber scheint es uns mehr durch den Namen des Verfassers als durch seinen innern Werth Aufmerksamkeit zu verdienen; Alciphron ist eher eine Studie und ein Exercitium, als ein vollendetes, poetisches Erzeugniß. Anerkannt, und mit Bewunderung anerkannt wurde jederzeit das ausgezeichnete Talent Moore's, in seinen Dichtungen historische und locale Elemente, Züge, Erinnerungen aller Art zu benützen und aufs kunstvollste, oft mit dem größten Effect, seinen Poesien bald ein griechisches, bald ein orientalisches Gewand zu leihen, ja bis auf einen gewissen Grad den griechischen und orientalischen Geist wieder zu geben; und gewiß wird Niemand bedauern, daß er seine prächtigen orientalischen Anschauungen, die Blumen, Edelsteine, Federn u. s. w., die seine Seele von großen Reisen und aus vielseitigen Studien gesammelt und mitgebracht hatte, in einem so reizenden Ganzen vereinigte, wie seine Lallah Rookh ist; aber die Erzählungen des genannten Buchs sprechen doch auch alle mehr oder weniger das Gemüth an, und sind noch etwas, selbst nachdem man sie des prunkenden, fremdländischen Gewandes entkleidet. Dieß, glauben wir, läßt sich von Alciphron nicht sagen. Was die Composition betrifft, so scheint uns Alciphron ein Fragment zu seyn, welches der Dichter zu vollenden keine Neigung mehr in sich fühlte. Und man hat das Recht zu fragen: ist das Ganze wirklich geschwängert von einer Idee, welche ein befriedigendes Resultat erwarten läßt? Im Anfang meint man wohl, Alciphron sey ein Mann, in dessen Seele edlere Kräfte verborgen liegen, die sich unter günstigen Einflüssen entwickeln könnten; aber nachher erkennt man in ihm den blasirten Genußmenschen, und aus diesem läßt sich schwerlich noch etwas machen. Das Gedicht wird, unsers Erachtens, im Verlauf immer schwächer, immer äußerlicher und melodramatischer. Wollte man durchaus eine tiefere Idee ihm unterlegen, denn darin zu finden dürfte sie schwerlich seyn, so wäre es etwa die: in einer Epoche der Welt, wo die zügelloseste Genußsucht und die frevelhafteste, mit dem Heiligen spielende Heuchelei die Geister beherrschten, mußte eine neue Lehre, ein Trost und eine Erhebung der tiefgesunkenen Menschheit den Sieg über jene Fäulniß davontragen. Man kann dieß angedeutet finden, aber klar ausgesprochen ist es nirgends, und wie die Geschichte Alciphrons auf eine Mystification des nach einem heiligen Geheimniß Suchenden hinausläuft, so ist das ganze Gedicht selbst eine Art Mystification für den Leser, der durch den Anfang sich zu größern Erwartungen berechtigt glaubt, und dann nur durch alle jene Gänge und Hallen und Wasser- und Feuerproben und Treppen u. s. w. mitgeschleppt wird, um zu finden, daß ein heuchlerischer Priester einen ungläubigen Wollüstling überlistet. Die Stimmung des letztern, wie er sich mitten in Genüssen unbefriedigt fühlt, wie er von Ahnungen eines höhern und reinern Glücks beschlichen wird, wie der unsterbliche Geist von dem Staub und Schlamm sich aufzuschwingen strebt, das Alles ist von Moore mit gewohnter Meisterschaft geschildert; der erste Brief ist ohne Zweifel der schönste und poetischste. Dann aber wächst dem Dichter die Masse des Stoffs, der Schilderungen der Natur- und Kunstwunder Aegyptens, der religiösen Gebräuche und Feierlichkeiten, so zu sagen über den Kopf, und nur noch einigemale erhebt er sich zu einer wirklich geistigen Poesie. Die Auflösung endlich durch den Priester von Memphis ist unerquicklich, ja widerlich; weder für den Betrogenen, noch für den Betrüger wird im Gemüth des Lesers ein lebhafteres Interesse geweckt, und über das Mädchen, das den Alciphron in die Pyramide lockt, wird kein weiterer Aufschluß gegeben; es ist dieß ein, nach unserm Dafürhalten, verwerflicher, aber freilich sehr bequemer Gebrauch, den man vom Geheimnißvollen, Mysteriösen macht.

Daß viele einzelne Schilderungen, Bilder, Vergleichungen trefflich sind, so wie die Sprache ausgezeichnet schön und kunstvoll, versteht sich bei Th. Moore von selbst. Weit lieber aber als auf diesem Gebiet würden wir ihm wieder auf dem des Nationallieds begegnen.

Berichtigung.

Die kleinrussischen Volkslieder, in Nro. 104 des Jahrgangs 1839 dieser Blätter, sind mitgetheilt von August Mettlerkamp in Charkow, was hiemit berichtigend erklärt wird.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1840.

Nachrichten über Chiwa.

(Nach Helmersen.)

Regierung.

Die oberste Gewalt ist unbeschränkt und gebührt dem Chan. Nach ihm sind die bedeutendsten und wichtigsten Beamten des Reichs 1) der Kusch-Begi, *) der die Bittsteller empfängt und ihre Bitten dem Chan vorlegt, die Aufsicht über die Zölle führt, in einem Theile des Reichs die Steuern sammelt u. dgl. Der gegenwärtige Kusch-Begi, ein Usbeke, ist gutmüthig, geht menschenfreundlich mit den Gefangenen um, und ist von dem Chan und allen Einwohnern geachtet. 2) Der Mechter oder Schatzmeister; 3) der Chodschesch-Mechrem oder Steuereinsammler. Der jetzige Inhaber dieses Amts ist ein Perser von großem Einfluß, reich, gutmüthig und nicht stolz. 4) Der Schir-nies-atalyk, ein geachteter Beamter und Verwandter des Chans; seine Meinung steht in hohem Ansehen wegen seines Alters und seiner Erfahrung; er ist verständig, wohlwollend und menschenfreundlich.

Hat Jemand ein Geschäft bei dem Chan, so kann er sich nicht direct an ihn wenden, sondern muß es dem Mechter, und in dessen Abwesenheit dem Kusch-Begi mittheilen, und wenn auch dieser nicht anwesend ist, dem Chodschesch-Mechrem, der fast immer an dem Eingang in das Zimmer des Chans zu finden ist. Diese Herren bemühen sich, streitende Parteien, selbst bei Criminalsachen, zu versöhnen, und wenn dieß gelingt, so lassen sie die Klagenden schwören, daß sie die Klage nicht abermals zur Entscheidung des Chans bringen wollen. Natürlich müssen die Klagenden etwas dafür bezahlen. Die Klagen werden dem Chan nach der Reihe vorgelegt, und die wichtigsten weist er an den Kadi. Zwei Zeugen geben den Ausschlag über eine Sache, aber falsche Zeugen kommen häufig vor, und die Sarten betrachten einen Meineid eben auch nicht als ein großes Verbrechen. Wen man in seiner Abwesenheit verklagt, der wird durch Jessauls (eine Art Ordonnanzen, die bei mehreren höhern Beamten sich finden) herbeigeholt, und diese letztern erhalten eine kleine Belohnung von dem Herbeigeholten, was ihre ganze Besoldung ausmacht. Indeß sind diese Stellungen einträglich und werden sehr gesucht. Außer dem Kusch-Begi, Mechter und und Chodschesch-Mechrem darf Niemand den Willen des Chans durch Jessauls kund thun.

In jeder Stadt befindet sich ein Atalyk, der das Recht hat, für kleine Vergehen Körperstrafen zu verfügen; Sklaven werden nur von ihren Herren für den Diebstahl streng gestraft, die Regierung straft sie entweder gar nicht, oder nur leicht, da sie annimmt, daß die Sklaven nur aus Noth stehlen. Freie Leute werden wegen Diebstahls gehängt, und zwar stets nach dem Spruche des Chans. Für eine dreimalige Flucht pflanzt man Gefangene aufs Rad. Betrunkene Mohammedaner werden eingesperrt, und dann vor dem Palast des Chans mit Stockstreichen bestraft. Wegen eines Ehebruchs wird eine Frau nur dann mit dem Tode bestraft, wenn der Mann eine formelle Klage gegen sie vorbringt. Wenn ein Weib körperlich gezüchtigt wird, näht man ihr den Kopf in einen Sack.

Die Einwohner der Stadt Chiwa dürfen Nachts ihr Haus nur zu gewissen Stunden verlassen, um die Moscheen zu besuchen; wer zu einer andern Zeit auf der Straße getroffen wird, den führt die Patrouille auf die Wache. Diese Patrouille besteht aus 15 Patschanen oder Polizeidienern des Chans; ihrer sind in allem 21, und sie sind immer im Dienst. Die Sarten widersetzen sich der Patrouille nie, aber Usbeken und Turkomanen fangen oft Streit mit ihr an. Sklaven angesehener Leute, die Nachts von ihren Herren in ihren Angelegenheiten ausgesendet werden, hält man nicht auf. In andern Städten sind keine Patrouillen, und die Einwohner können Nachts frei auf der Straße gehen.

Die Steuern werden im südlichen Theile des Chanats, d. h. von Petnäk bis Urgendsch, von dem Kusch-Begi, im nördlichen, von Urgendsch bis Kungrat, von dem Chodschesch Mechrem erhoben. Jeder Besitzer eines Landantheils zahlt für seine Familie als Grundsteuer 3 Ducaten. So lange die Mutter lebt, gehören alle Söhne zu Einer Familie. Die Steuer wird

*) Kusch-Begi soll nach einer Note des Originals Oberfinkler oder Oberjägermeister bedeuten, weit natürlicher aber ist die Erklärung „das Ohr des Begs" oder Fürsten, von dem persischen kusch, das Ohr. Der Titel ist auch in Buchara. A. d. U.

nach der Zahl der Keſſel (Rauchfänge) erhoben. Wenn eine Familie ſich in mehrere Keſſel getheilt, ſo zahlt jeder drei Ducaten des Jahrs. Der Kuſch-Begi, der Chodſchesch Mechrem, die Beamten und ſelbſt die Brüder des Chans ſind nicht ausgenommen von dieſer Steuer, wohl aber die Geiſtlichen und diejenigen, welche die Dämme beaufſichtigen, und in Kriegszeiten die Fahrzeuge des Chans bemannen. Die Turkomanen, welche in Chiwa Land erhalten, um ſich darauf niederzulaſſen, bezahlen für die zwei erſten Jahre nichts. Daſſelbe Recht haben alle Anſiedler aus fremden Ländern, ſo wie die freigelaſſenen Sklaven. Der Chan zieht ein bedeutendes Einkommen aus den durch ſeine Sklaven bearbeiteten Ländereien; außerdem beſitzt er auf dem rechten Ufer des Amu-Derja Wälder, in welchen er jedes Jahr Holz zu einer Tanga die Fuhre ſchlagen läßt. Von Buden, ſo wie überhaupt für das Recht auf dem Bazar Handel zu treiben, muß ein Zoll bezahlt werden. Wer ſeine Steuer nicht baar zahlen kann, deſſen Land oder ſonſtige Habe wird an einen Reichen verpfändet, und darum gibt es in Chiwa keine Steuerreſte. Man rechnet die Einkünfte des Chans verſchieden, von 2 bis 4 Millionen Franken.

Die Eſthen.

(Fortſetzung.)

2. Wohnplätze.

Aeſti, Aiſti, Eaſtland, Coſtur, Eiſtland, Eſthen, Eſthland ſind lauter Namen, die wir ſeit des Tacitus Zeiten bis auf die unſrigen herab bei den Völkern germaniſchen Stammes für das Land und ſeine Bewohner in Gebrauch finden, welches zwiſchen der Düna, dem Peipus-See, dem finniſchen und rigaiſchen Meerbuſen liegt. Die Ruſſen, welche im Süden und Oſten ſeit langer Zeit Nachbarn der Eſthen waren, nannten ſie von jeher Tſchudi — (welches einige Gelehrte für daſſelbe mit dem griechiſchen Worte Scythen halten) — und daher auch den Peipus-See, wo ſie die Eſthen als beſonders einheimiſch kennen lernten — das tſchudiſche Meer. Von den Letten, ihren ſüdlichen Nachbarn, werden ſie Iggauni's genannt. Das Volk ſelber ſcheint ſich ſo wenig im Gegenſatze anderer als eigne Nation erkannt und gefühlt zu haben, daß es keinen eigenen Namen für die Bezeichnung ſeiner Nationalität erfunden hat, und das von ihm bewohnte Land nur „meje maa," d. i. unſer Land nennt.

Die Nachrichten der Griechen und Römer, welche erzählen, daß die Eſthier hauptſächlich im Beſitz des Bernſteinhandels ſeyen, ſo wie einige Ueberreſte des eſthniſchen Volks in Kurland und dem ſüdlichen Livland ſchienen darauf hinzudeuten, daß die Eſthen früher über ein größeres Gebiet verbreitet waren, und vielleicht von den Mündungen der Weichſel bis an die Newa wohnten. Und die Gelehrten haben daher, um mit jenen Nachrichten die jetzige Statiſtik der Eſthen in Einklang zu bringen, angenommen, daß ſie aus einem Theile dieſer Wohnſitze, aus Kurland, Litthauen, Preußen durch die ſpäter einrückenden Litthauer, Letten und Preußen vertrieben ſeyen, obgleich ihnen die Geſchichte durchaus keine Kunde gab, auf welche Weiſe dieſe Vertreibung zu Stande gekommen ſeyn möchte.

Dem ſey indeß wie ihm wolle, es iſt gewiß, daß jetzt und auch ſo lange, als wir Deutſchen dieſen Ländern näher kamen, weder Kurland noch Litthauen, noch das ſüdliche Livland als eine Heimath der Eſthen anzuſehen iſt, ſondern daß ſie ſich lediglich auf folgende Landſchaften, als die ihnen eigenen Gebiete beſchränken.

Sie haben die ganze Provinz Eſthland, oder wie die alten Gebietsnamen dieſes Landes lauten, die Landſchaften Harrien, Wieck, Jerwen und Wierland inne, im Oſten bis an die Narowa und den Peipusſee, wo die Ingren, ein verwandter Bruderſtamm, beginnen. Ferner bewohnen ſie als Urbevölkerung die Inſel Oeſel und den ganzen benachbarten Archipelagus, die Inſeln Mön, Dagöe u. ſ. w., ſo wie auch die einſam in der Mitte des rigaiſchen Meerbuſens liegende Inſel Runö. Nur von wenigen kleinen Küſteninſeln, von Worms, Koog u. ſ. w. haben ſie ſich von den Schweden vertreiben laſſen, die hier in früheren Zeiten von ſchwediſchen Königen eingebürgert wurden. Und endlich ſiedeln ſie als Grund- und Urbevölkerung in der ganzen nördlichen und zwar weit größeren Hälfte von Livland, im Dorpat'ſchen und Pernau'ſchen Kreiſe, an der ganzen Küſte des rigaiſchen Meerbuſens, ſo wie des Peipusſees hinab. Eine weſt-öſtlich gerichtete Linie von der ſüdlichen Spitze dieſes Sees bis an den rigaiſchen Meerbuſen bezeichnet ungefähr die Gränze, auf welcher ſie mit den Letten zuſammenſtoßen.

Der ganze Umfang ihres Landergebiets mag ungefähr 700 Quadratmeilen betragen, ſo wie ihre Zahl ungefähr auf eine halbe Million ſteigt. Sie ſind alſo von allen finniſchen Stämmen der auf den kleinſten Raum beſchränkte, dabei aber, mit einziger Ausnahme der finnländiſchen Finnen, entſchieden der zahlreichſte von allen.

Ihr Land fällt noch ganz in die Zone und das Klima der Cerealien, daher die Eſthen von jeher mehr Ackerbau trieben, als irgend ein anderer ihrer jagenden und fiſchenden Bruderſtämme. Dabei aber iſt das Land auch zur größten Hälfte von Meer umgeben, und von einer Menge kleiner Seen und Flüſſe durchſchnitten: daher die Eſthen früher auch zu den berühmteſten Schiffern, Fiſchern und Seeräubern der Oſtſee gehörten, bis die Dänen, Schweden, und ſpäter die Deutſchen, ſie unterjochten, und ſie einzig und allein auf die Beſchäftigungen des Ackerbaues und der Viehzucht verwieſen.

3. Volksgeiſt.

Natürlich iſt es bei einem Volke, das ſeit lange unter einem drückenden Sklavenjoche ſeufzt, ſchwer, die Eigenthümlichkeiten ſeines Nationalcharakters zu entdecken, und Vieles muß mehr auf die Rechnung der politiſchen Verhältniſſe, unter denen es lebte, geſchrieben werden, als auf Rechnung ſeiner Natur. Indeſſen bewahren ſelbſt in der Abhängigkeit die Völker noch ſo viel Eigenthümliches von den ihnen angebornen Eigenheiten, daß es möglich iſt, beſonders wenn man andere in Abhängigkeit lebende Völker mit ihnen vergleicht, das Angeborne

[illegible] [illegible] [illegible] [

Sonne schnell mit ausgezeichnetem Glanze hervor. Eine hohe Gebirgskette, deren höchste Spitzen 14,000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben und weithin schöne Wälder tragen, bewässert das Land in jeder Richtung. Wer in unbebauten Himmelsstrichen gelebt hat und den Einfluß des Klima's auf den menschlichen Körper kennt, muß sich wundern, daß die englischen Missionäre während ihres Aufenthaltes in Neuseeland fast auf 100 Mitglieder herangewachsen sind, und mit Ausnahme von Kindern nur Einen Sterbefall erlebt haben. Es scheint, daß die Natur der Fortpflanzung ungemein günstig ist, und die rosigen Wangen der Jugend selbst jene des Mutterlandes übertreffen.

In Beziehung auf Fruchtbarkeit ist der Boden zu allen europäischen Gewächsen geeignet. Ueberall, wo 5 bis 6 Fuß hohe Farrnkräuter dicht gehäuft beisammenstehen, womit das Land gleichsam besäet ist, kann man auch annehmen, daß der Landbau reichlich lohnt. Was die Missionäre gekauft und angebaut haben, trägt Kartoffeln, Mais, Weizen, Gerste und alle Gemüse im Ueberflusse. Die Obstgärten sind mit Aepfeln, Birnen, Feigen, Pfirsichen, Aprikosen, Trauben, Oliven, Stachel- und Johannisbeeren bepflanzt, und selbst Hopfen ist darin gezogen worden. Unter der Leitung der Missionäre haben die Eingebornen diese Arbeiten verrichtet, eine Mahlmühle angelegt, gedroschen und als Müllerknechte gedient. Eine Dreschmaschine ist erst kürzlich von England nach Neuseelane abgegangen. Zur Viehzucht sind die besten Aussichten vorhanden, weil das Vieh das ganze Jahr auf der Weide bleiben kann. Die Wolle wird schöner als in Australien, und die nach England gesandten Proben sind besser verkauft worden. Ausgezeichnet fruchtbar scheinen die vielen Flußthäler zu seyn. Am Waimato zieht sich ein solches Thal über 50 Stunden weit in das Land hinein. Hr. Platt, ein englischer Landwirth, der sich zum Behufe näherer Bekanntschaft mit Neuseeland zwei Jahre lang daselbst aufgehalten hat, versichert, daß der Landstrich am Waimato größer und besser sey, als der wegen seiner Fruchtbarkeit so sehr gerühmte Boden zwischen Cambridge und Hull. Die Angaben über Klima und Gesundheit des Landes bestätigt er vollkommen. Kartoffeln gerathen zweimal im Jahre; die Bäume verlieren ihre Blätter nur alle zwei Jahre, bleiben aber immer grün. Die berühmte Fichte, Kauri genannt, erreicht einen Umfang von 50 bis 40 Fuß, und der Stamm steigt säulenförmig und astlos bis auf 90 Fuß hinan. Von hier entfalten sich die aufwärts gerichteten Aeste. Der Weltumsegler Fitzroy und der Naturforscher Darwin vom königlichen Schiffe Beagle haben einige dieser Stämme noch kürzlich gemessen und diese Angaben bestätigt.

Die Wälder scheinen an einigen Stellen fast undurchdringlich. Erst kürzlich ist ein 14 Stunden breiter Wald 6 Stunden von der Küste zugänglich gemacht worden. Hundert Arbeiter sind 14 Tage lang damit beschäftigt gewesen, das niedere Gesträuch umzuhauen. Die Farrnkräuter haben gute, eßbare Wurzeln, und waren ehemals die Hauptnahrung der Eingebornen. Flachs (Phormium tenax) ist in Menge vorhanden. Diese Pflanze wächst nicht in Sümpfen, sondern auf feuchtem Boden. Ihre Blätter gleichen jenen unserer Schwertlilie (Iris), und aus den Fasern dieser Blätter wird der sogenannte Flachs gewonnen. Zu diesem Behufe werden die Blätter mit einer Muschelschale gerieben, der fleischige Theil fällt ab und die Fasern bleiben zurück. Den Europäern ist es jedoch noch nicht gelungen, ihn eben so dauerhaft und geschmeidig als unsern Hanf zu machen; die Neuseeländer aber verfertigen die schönsten und dauerhaftesten Matten daraus, die man wie Leinwand waschen kann. Fitzroy behauptet, daß er eine solche seit 15 Jahren habe, und daß sie unverwüstlich sey. — Von wilden Thieren ist in diesem Lande nichts zu fürchten, aus dem ganz einfachen Grunde, daß die Natur diesen Inseln alle Vierfüßer versagt hat, Ratten ausgenommen. Ob diese Thiere mit den frühesten Seefahrern dahin gekommen oder im Lande einheimisch gewesen sind, ist nicht ausgemacht, so viel aber ist erwiesen, daß die zuletzt dahin gekommenen europäischen Ratten das eingeborne oder ältere Rattengeschlecht in kurzer Zeit vertilgt haben.

In dem erst kürzlich zu Edinburgh erschienenen Werke: „Emigration Fields," wird Neuseeland besonders hervorgehoben. Ueber die balsamische, stärkende Luft kann sich der Verfasser nicht kräftig genug ausdrücken; den reinen Himmel vergleicht er mit dem sonnigen Italien. Den Reichthum der Wälder kann er bloß im asiatischen Archipel wieder finden, die Naturschönheiten bloß in der Schweiz. Er glaubt, daß die brittischen Nachkommen in diesem Lande einer ausgezeichneten physischen und moralischen Entwicklung entgegengehen müssen. Der Lage nach könne es ein zweites England werden, die Keime höherer Sittigung nach Amerika und China tragen. Der Handel könne außerordentlich werden. Was die Gegenwart betrifft, so ist der Anfang bereits gemacht. Handelsverbindungen bestehen schon mit Taheiti und Sidney, und vielleicht in diesem Augenblick auch mit Singapur. Flachs geht zum Werthe von 250,000 fl. nach Australien, Holz von noch größerer Bedeutung. Mehrere hundert Wallfischfänger besuchen die Küsten, mit einer Besatzung von 15,000 Mann und einer Trächtigkeit von 150,000 Tonnen.

Vergleicht man die Vortheile, welche Neuseeland darbietet, mit jenen von Canada und den Vereinigten Staaten, so neigt sich die Wagschale in mancher Beziehung zu Gunsten des neuen Landes hin. Canada und die Vereinigten Staaten werden im Sommer von drückender Hitze, im Winter von norwegischer Kälte geplagt. Hier hat der menschliche Körper das Aeußerste klimatischer Veränderung zu ertragen, einen wechselnden Thermometerstand von 40° bis 80° R. zu durchwandern. In Neuseeland dagegen herrscht ein beständiger Frühling; die Temperatur schwankt bloß zwischen den beiden Enden von 6° und 20°. In Canada muß der Einwanderer während der Sommerhitze das Feld bebauen und Winterfutter für den langen Winter herbeischaffen. Dazu sind große Gebäude und eine ungewöhnliche Anstrengung nöthig. In den Vereinigten Staaten ist es nicht viel besser; den ganzen Sommer hindurch, in der größten Hitze, hat man nichts als Plackerei. In Neuseeland dagegen kann man fast zwei Ernten im nämlichen Jahre besorgen, und an Winterfutter für das Vieh braucht man nicht zu denken. Der einzige Umstand, welcher Neuseeland in Vergleich mit Canada und den Vereinigten Staaten zum Nachtheile gereichen könnte, wäre der Mangel an Bevölkerung. Diesem Mangel kann jedoch leicht abgeholfen werden, und bereits hat die Wanderung nach diesem fremden Boden begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Verbessertes Papier Maché. Ein Hr. Ch. Fr. Bielefeld in England nennt sich in einer neulich von ihm erschienenen Schrift: Inventor and Sole Manufacturer of an improved Papier Mâché, und beschreibt die Anwendung desselben bei Meubeln, Gebäuden und bei Kunstwerken, namentlich soll es nicht theuer, und natürlicherweise viel dauerhafter seyn als Gyps, und zu Bildwerken somit besonders taugen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 1886

Das Reichsgesetzblatt

Teil I

Ausgegeben zu Berlin, den 30. Juli 1938 Nr. 118

Jahre 1833 zum drittenmal aus; die Culturversuche, welche schon in den Jahren 1826 und 1827 nur mehr sehr schwach betrieben worden waren, gingen während dieser Kriegs vollends ganz zu Grunde, besonders als die großen Prämien der Regierung im Jahre 1830 aufgehört hatten, und man beschränkte sich mehr und mehr auf den Handel, der mit jedem Jahre stieg, und den die Franzosen sich allmählich allein zueignen wollten; namentlich war der Gummihandel vom Jahre 1818 bis 1837 von 1,200,000 Pfd. auf das Doppelte gestiegen, und auch andere Gegenstände, vorzüglich rohe Häute und kostbare Hölzer, fingen an von Bedeutung zu werden. Seit dem J. 1821 wollten die Engländer daran Theil nehmen, und erschienen zu Portendik, um mit den Trarzas Handel zu treiben, allein die Franzosen machten es in jedem ihrer Friedensschlüsse zum Beding, daß die Trarzas allen ihren Gummi auf die Escales oder Handelsplätze am Senegal bringen sollten, und erklärten sogar vor dem letzten Friedensschluß Portendik in Belagerungsstand, um allen Verkehr zwischen Engländern und Trarzas abzuschneiden, und den Antheil der erstern am Gummihandel zu vernichten. Eine neue Erweiterung des Handels thut sich den Franzosen in dem Lande der Yoleffs auf, wohin man erst in neuester Zeit (s. Nr. 97) weiter vordrang, und wenn die dortigen Entdeckungen sich bewähren, so kann die Colonie eine Festigkeit gewinnen, die ihr bisher fehlte, und die Plane eines Handels mit dem innern Afrika allmählich sich verwirklichen.

Die Esthen.

3. Der Volksgeist.

(Schluß.)

Falschheit, Verstellungskunst, Trägheit und Gleichgültigkeit gegen alle Verbesserung seines Zustandes hat der Esthe in dem Zustande seiner Knechtschaft sich eben so angeeignet, wie alle Leibeigenen irgend einer Nationalität, doch Alles noch in weit höherem Grade als der Russe, der als Leibeigener so offen, zutraulich und industriös ist, wie ein Sklave nur irgend möglicherweise seyn kann. Merkwürdig ist die Art von Diebere, die man bei den Esthen findet: während man bei ihnen vor Einbrüchen, bedeutenden Geldiebstählen, Beraubungen und dergleichen vollkommen sicher seyn kann, sind sie dagegen entschiedene Mitgehenheißer von Kleinigkeiten aller Art. Tücher z. B., Messer, Bilder, Handwerkszeuge, Brod, Aepfel und überhaupt alle möglichen eß- oder brauchbaren Sachelchen beizustecken, gilt bei ihnen für gar kein Verbrechen, und sie schleppen diese Dinge zusammen, wie die Raben, besonders wenn sie Nicht-Esthen gehören. Eben so machen sie sich natürlich nicht das geringste Gewissen daraus, ihrem Herrn Holz, Getreide oder dergleichen zu stehlen, weil ihnen noch immer nicht die Einbildung hat ausgeredet werden können, daß das Land und Alles, was darinnen gedeiht, eigentlich ihnen und nicht den Deutschen gehöre. Einen ganz ähnlichen Hang zu kleinen Diebereien bei großem Abscheu vor bedeutenden Beraubungen bemerkt man bei den Letten. In den Ländern beider Nationen kann man dreist die Geldkiste vor der Thüre stehen lassen, man muß sich aber wohl hüten, den Schlüssel dabei zu vergessen, denn wenn sie jene auch in Ruhe lassen, so werden sie diese sicher wegstibitzen.

Der Branntwein ist bei allen den vielgeplagten und gestraften Leibeigenen des russischen Reichs ein so nothwendiges Gegengift gegen die Peitsche, daß daher Trunksucht bei allen auf gleiche Weise grassirt, und es ist wohl schwer zu entscheiden, ob sie bei den Esthen stärker wüthe, als bei den Letten, oder bei den Kosaken ärger, als bei den Russen. Bei den einen wie bei den andern ist der Branntwein die Milch der Alten, wie der Jungen, und das Fest- und Freudengetränk der Männer wie der Weiber.

Obgleich energischer als der lahme Lette, scheint der Esthe seine Energie doch nur im Zorn, im Eigensinn und in der Rache zu zeigen. Bei aller Arbeit ist er noch träger als der Lette und hält daher nicht nur für seinen Herrn, sondern auch für sich selbst Alles in unendlich schlechterem Stande als jener. Von dem Handels- und Krämergeiste, von dem unermüdlichen Speculationstriebe der Russen ist keine Spur in ihm, obgleich er sonst Alles, was er sieht, so ungemein schnell und behende begreift, auffaßt und lernt, wie dieser. Dem deutschen Handwerker seine Kunstgriffe abzumerken und sie sogleich nachzuahmen, Lesen, Schreiben in kurzer Zeit, und fast ohne allen Unterricht zu erlernen, und sich zum Bedienten, Soldaten, Gutsverwalter oder wozu man ihn sonst haben will, mit wenigen Umständen formiren zu lassen, ist dem Esthen eben so leicht, wie dem Letten und Russen.

Es ist diese merkwürdige Anstelligkeit, Gewandtheit und Bildsamkeit dieser Völker in doppelter Hinsicht merkwürdig. Erstlich, weil sie Personen von so verschiedener Abstammung auf gleiche Weise eigen ist, und zweitens, weil sie allein zum Weiterkommen und zur Verbesserung ihres Zustandes so wenig fruchtete. Aus dem Ersten sollte man schließen, daß sie weniger eine nationelle Eigenthümlichkeit, als vielmehr eine Besonderheit aller Nationen sey, bei denen Bildung noch keine tiefe Wurzel geschlagen, und man könnte dann weiter schließen, daß überhaupt ein tieferes Eindringen der Bildung die Masse der Nationen ungelenker und weniger allgemein empfänglich und zu Allem aufgelegt mache. Das Zweite ist eben so merkwürdig und findet namentlich bei den Esthen in dem Grade statt, daß sie trotz ihrer Anstelligkeit und trotz dem, daß sie jetzt seit 500 Jahren das Beispiel einer der gebildetsten Nation beständig vor Augen haben, in der Verbesserung ihres Zustandes noch nicht einen Schritt weiter vorgerückt zu seyn scheinen, seit dem Tacitus seine „mira ferocitas“ über sie aussprach. Vielmehr scheint Alles, was man noch in der Schilderung der heutigen Esthen vorbringen kann, nur eine Interpretation von Tacitus' Ausspruch zu seyn.

Vor Allem mag Tacitus dabei an den Mangel fast alles Schamgefühls bei ihnen gedacht haben, der sie vor ihren sämmtlichen Nachbarn so frappant auszeichnet, den sie aber mit allen ihren finnischen Brüdern am Ural und an der Dwina theilen. Sie leben, schlafen, zeugen und gebären in ihren Wohnungen, Vater, Kinder, Schwiegertöchter, Knechtsweiber und Jung-

frauen, alle in einem und demſelben Zimmerraume. Beide Geſchlechter, Verheurathete und Unverheurathete, miſchen ſich ohne alle Scheu in ihren Badehäuſern, und eben ſo baden ſich des Sommers beide Geſchlechter, ohne viel mehr dabei zu denken, als die Thiere, gemeinſchaftlich in den Flüſſen und Seen. Das viel höhere Schamgefühl der Letten läßt daher auch dieſe Nation auf einer weit höheren Stufe der Civiliſation und Humanität erſcheinen; auch liegt dieſem unglaublichen Mangel an Schamhaftigkeit keineswegs etwa ein entſprechender Mangel an Begierde und Wolluſt zu Grunde. Es iſt vielmehr zum Erſtaunen, wie begierig dieſe Nation der Venus fröhnt. Den Mädchen gereicht eine Schwangerſchaft zu gar keiner Schande, ja es iſt vielmehr umgekehrt für ein eſthniſches Mädchen in einem gewiſſen Alter ein Schimpf, wenn ſie noch nie einen Mann bewegen konnte, ihr ſeine Nächte liebend zu weihen. Die, denen die Liebhaber nicht freiwillig kommen, bieten daher alles Mögliche auf, um eines Mannes Herz weich für ſich zu ſtimmen, und ſind ſo ſtolz, wenn ihnen ihr Sieg gelang, wie bei uns die Don Juans, welche ſich ihrer Eroberungen rühmen.

Jedoch iſt hierbei noch zweierlei zu bemerken: erſtlich, daß ſie jene Freiheit ſich nur im unehelichen Stande geſtatten, während ſie nachher die Gattentreue aufs gewiſſenhafteſte bewahren, ſo daß das Brechen der Ehe äußerſt ſelten bei ihnen vorkommt; zweitens, daß ſie alle Rückſichten der Scham nur ihren eſthniſchen Mitbrüdern gegenüber ſo außer Acht laſſen, während ſie den Deutſchen gegenüber ſogleich ſich der Unſchicklichkeit bewußt werden. In letzterer Beziehung geht es ihnen wieder gerade umgekehrt, wie den Deutſchen, die wohl unter ſich die äußerſte Schicklichkeit beobachten, dagegen den Eſthen, ihren Leibeigenen, Menſchen von geringerer Gattung, gegenüber von keiner Schamhaftigkeit etwas wiſſen.

Bei einer Nation, wo Asa fœtida das Parfum iſt, — und in der That kann man dieß von den Eſthen behaupten, denn nicht nur ihren Kindern hängen ſie kleine Stückchen Asa fœtida um den Hals, ſondern auch die Weiber pflegen dieſe Subſtanz bei ſich zu tragen, — wird man nicht viel delicate Reinlichkeit und Appetitlichkeit vermuthen können. In der That überbieten die Eſthen in dieſem Punkte faſt alle Nationen des übrigen Europa, die polniſchen Juden vielleicht allein ausgenommen, die, wenn auch nicht unreinlicher, doch noch viel widerlicher erſcheinen. Die Eſthen kennen den Ekel faſt gar nicht, und in ihren Wohnungen ſieht es daher gewöhnlich ärger aus, als in den Stallungen der Ruſſen und Letten, die ihnen auch in dieſem Punkte bei weitem vorgehen. Der eſthniſche Nationalgeruch iſt ſo pikant, daß er vom Kenner ſogleich von dem der Letten, der Ruſſen und Koſaken unterſchieden werden kann.

Als Nachbarn haſſen und verſpotten ſich die Eſthen und Letten natürlich gegenſeitig. Dieſe werden von jenen Weichlinge und Weiber geſcholten, jene von dieſen Lumpen, Tollhäusler und Schmutzpinſel. Im Ganzen haben aber die Eſthen weit weniger liebenswürdige und angenehme Seiten als die Letten, und jeder Fremde ergreift daher auch mit Vorliebe die Partei der letztern.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Art Dampfboote.

Man hat ſeit einiger Zeit Proben mit einer ganz neuen Art von Dampfbooten gemacht, und Alles läßt glauben, daß ſie völlig gelingen werden. Das Triebwerk beſteht aus einem einzigen durch Dampf in Bewegung geſetzten Rade im untern Raume des Schiffes, und wirkt auf einen Waſſerſtrom, der vorn einſtrömt und hinten hinausläuft. Vermittelſt dieſes eben ſo ſinnreichen als einfachen Verfahrens läßt ſich das Schiff nach allen Richtungen wenden, und ſein Lauf kann nach Gefallen beſchleunigt, verzögert oder ganz gehemmt werden. Man kann zuverſichtlich behaupten, daß dieſe neue Erfindung eine wahre Revolution in der Dampfſchifffahrt hervorbringen wird. (Litterary Gazette vom 21 März.)

Auswanderung nach der öſtlichen und weſtlichen Erde.

(Fortſetzung.)

Ueberall, wo eine Nahrungsquelle ſich eröffnet, fallen die Reichen darüber her, und benutzen den Augenblick, um die ärmere Volksclaſſe zu berauben. Kaum waren die parlamentariſchen Unterſuchungen in Beziehung auf Neuſeeland geſchloſſen, durch die engliſchen Geiſtlichen und andere Reiſende über die Vortheile des Landes mit Beſtimmtheit entſchieden, ſo bildete ſich in London ſogleich eine Neuſeeländiſche Landgeſellſchaft (New Zealand Land Company), läßt große Strecken kaufen, ohne ſie je geſehen zu haben, und verkauft ſchnell 100.000 Acker davon zum Preiſe von 12 fl. für den Acker, mit einem muthmaßlichen Gewinne von 75 Procent. Den Käufern kann die Geſellſchaft keine Auskunft geben über das veräußerte Land, nicht ſagen wo es liegt, wie es beſchaffen iſt und wozu es taugt; nicht einmal Bürgſchaft kann ſie leiſten, ob der Auswanderer auch wirklich in Beſitz ſeines Eigenthums gelangen wird, weil mancherlei Umſtände vorwalten, die man kennen muß. Dieſe Umſtände wollen wir kurz zuſammenfaſſen.

Die Eingebornen in Neuſeeland mögen noch etwa 100.000 Seelen, alſo 55 auf die Quadratmeile, betragen. Ihr Volksleben iſt in hohem Grade demokratiſch. Die ſogenannten Häuptlinge haben nichts zu befehlen. Das Land iſt nach Stämmen und Bezirken abgetheilt und Eigenthum aller Freigebornen. Jeder unter ihnen kann nach Belieben wirthſchaften, wo eine freie Stelle iſt. Häuſer und angebauter Boden ſind Privateigenthum. Weder das Land im Allgemeinen, noch Privateigenthum können ohne Bewilligung des ganzen Stammes verkauft werden. Wer daher unbebautes Land in Neuſeeland erwerben will, muß den ganzen Stamm zuſammenkommen laſſen, und was man an Waaren dafür zu geben geneigt iſt, muß zur Einſicht vorliegen. Iſt der Stamm zufrieden, ſo wird das Jawort gegeben, auch wohl ein Kaufbrief gezeichnet, und jedes von den anweſenden Mitgliedern nimmt von den Waaren, was ihm gefällt. Da die Eingebornen von Neuſeeland, aus Mangel an Wild, nicht wie ihre amerikaniſchen Brüder von der Jagd leben konnten, ſo haben ſie eine Art Ackerbau treiben müſſen. In dieſer Abſicht haben ſie große Waldſtrecken niedergebrannt und den Wachsthum der Farnkräuter mit nahrhafter Wurzel befördert. Auf der andern Seite machten ſie Anſpruch auf die in ihrem Gebiete ſchwärmenden Ratten, und wer dieſe Thiere auf einem noch unbeſetzten Boden zuerſt verzehrt, iſt Grundherr deſſelben. Werden Ratten von einem fremden Stamme auf dem Gebiete eines andern erſchlagen, ſo

entsteht Krieg, gerade wie es auch in Amerika wegen verletzter Jagdbezirke und in Europa um anderer Dinge willen geschieht. Da nun die Europäer an den Rattenschmaus nicht gewöhnt sind, und die Eingebornen auf der nördlichen Insel zum Feldbau sich willig zeigen, so hat der Auswanderer wenig von ihnen zu fürchten. Im Gegentheil wird er durch rechtschaffenes und billiges Betragen eher ihre Zuneigung gewinnen, obgleich ihnen ihr bevorstehendes Loos gänzlicher Ausrottung klar genug vor Augen schwebt.

Nach dieser Abschweifung ist es Zeit wieder einzulenken. Unter den Völkern, welche der englischen Herrschaft in Europa gehorchen, können wir die Schotten ihrer Rechtlichkeit und Kenntnisse wegen obenan stellen. Unermüdet in der Arbeit, fest und besonnen in ihren Thaten, menschenfreundlich und gerecht, verdienen sie allgemeine Achtung. Nirgends werden die gefahrdrohenden Verhältnisse des Mutterlandes mit solcher Klarheit durchschaut, als in Schottland. Auswanderung in Masse wird als das einzige Rettungsmittel betrachtet, um die jährlich nachwachsenden 400,000 Mäuler zu stopfen. Es hat sich daher in Edinburgh eine schottische Neuseeland-Gesellschaft (Scots New Zealand Land Company) zum Behufe der Auswanderung gebildet, welche auf rechtlichem Wege wandeln und selbst Hand ans Werk legen will. Sie besteht aus Landwirthen und Professionisten, welche der Mittelclasse angehören, und sie wollen sich selbst verwalten, ihr eigenes Schicksal lenken, bis das Mutterland eine regelmäßige Regierung ernannt haben wird. Die Vorschläge, unter welchen die Auswanderung stattfinden soll, sind folgende:

1. Das Unternehmen wird auf Actien gegründet. Jede Actie besteht aus 50 Pfd., wovon 28 Pfd. zum Ankauf von Land, 16 Pfd. zur Ueberfahrt und 6 Pfd. zum ersten Jahresunterhalt und zur Verschiffung von Mehl, Reis u. s. w. bestimmt sind.

2. Jede Actie berechtigt zur Auswanderung eines erwachsenen oder über sieben Jahre alten Menschen; unter sieben Jahren gilt die Actie für zwei Kinder. — Kinder unter einem Jahre bezahlen nur 20 Schilling Ueberfahrt und Unterhalt; unter zwei Jahren 45 Schilling, unter drei Jahren 70 Schilling und für jedes weitere Jahr eine fernere Zulage von 30 Schilling bis zum vierzehnten Jahre. Für den ersten Jahresunterhalt in Neuseeland müssen für Kinder unter drei Jahren 50 Schilling, unter sechs Jahren 60 Schilling, unter neun Jahren 80 Schilling, und was darüber ist, den Erwachsenen gleich, 6 Pfd. bezahlt werden.

3. Jeder Actienbesitzer muß 10 Pfr. bei der Unterschrift erlegen. Fernere Zuschüsse werden von dem zur Leitung der Geschäfte ernannten Ausschusse nach Umständen verlangt werden, jedoch jedesmal unter vorher zu bestimmender Frist.

4. Wer das achtzehnte Lebensjahr überschritten und vier Jahre in Neuseeland gelebt hat, wird stimmfähig bei der Regierungswahl. Jede Actie gibt das Recht zu Einer Stimme; zehn Actien zu zehn Stimmen, aber auf keinen Fall weiter, wie groß auch der Actienbesitz seyn mag. Bei politischen Angelegenheiten soll das Stimmrecht erst mit dem einundzwanzigsten Jahre beginnen.

5. Sobald die erste Verschiffung der Auswanderer stattfindet, werden von der unterzeichneten Summe auf jede Actie 28 Pfr. zum Ankauf von Land verwandt; der Ueberrest soll auf die besagte Weise seine Anwendung finden. Diese 28 Pfr. sollen in wollenen Decken, Eisen, Handwerkszeug, Geräthschaften, Piastern und andern zum Austausche mit den Eingebornen tauglichen Gegenständen angelegt werden.

6. Ist eine hinlängliche Anzahl Unterschriften eingegangen, so soll ein Verwaltungsrath gewählt werden, dem es auferlegt wird, ein Schiff zu kaufen oder zu miethen und die erste Verschiffung zu besorgen. Mit den Auswanderern wird zugleich ein Verwaltungspersonal sich einschiffen, und ein anderer Theil in Schottland zur Leitung der Auswanderung bleiben.

7. Bei der Ankunft in Neuseeland wird eine gute Stelle zur Anlegung einer Stadt gewählt, und jedem Einwanderer, nach Maßgabe seiner Actien, ½ oder ¼ Acker Stadtland und 5 bis 6 Acker Gartenland in der Umgebung der Stadt zugemessen. Ackerland soll später vertheilt werden, und auf jede Actie 100 Acker kommen. Die Vertheilung wird durch Verlosung geschehen. Wer mehrere Actien besitzt, hat Anspruch darauf, daß sein Ackerland in Einem Stücke liegt.

8. Sobald die Ansiedlung festen Fuß gefaßt hat, soll eine kleine Steuer auf jede Actie erhoben, aber nicht vertheiltes Land verkauft werden, um ein Hospital für die Eingebornen zu gründen, wo sie in Krankheitsfällen kostenfrei besorgt und verpflegt werden. In jeder Beziehung sollen sie mit wahrer Christenliebe behandelt, und zum Anbau des Bodens und eigenem Erwerbe aufgemuntert werden.

9. Kein Grundstück soll einzeln von den Eingebornen erstanden werden, sondern die verwaltenden Räthe werden die Einkäufe im Großen besorgen, damit keine nachtheilige Mitbewerbung eintritt. Jedes männliche über 14 Jahre alte Mitglied muß auf eigene Kosten regelmäßig bewaffnet seyn und sich einüben lassen. Ihnen ist die Pflicht auferlegt, nöthigenfalls die Colonie zu vertheidigen.

10. Die Mitglieder der Verwaltung sollen billig bezahlt werden, aber auf keinen Ruhegehalt Anspruch machen können. — Ein Landregister mit den genauesten Angaben soll gehalten und in einem feuerfesten Gewölbe verwahrt werden.

11. Die Verwaltung soll aus folgenden Mitgliedern bestehen:

1 Gouverneur oder Statthalter, welcher jederzeit von den Actienbesitzern abgesetzt werden kann.

1 Unterstatthalter.

1 oder mehrere Schreiber.

1 Schatzmeister.

1 Landmesser nebst Gehülfen.

4 bis 10 Räthe.

Alle diese Personen sollen dem Statthalter zur Ernennung oder Absetzung überlassen bleiben, und die Macht des Statthalters überhaupt noch näher bezeichnet werden. Sollte die Zahl der Actienbesitzer zu groß werden, so sollen je 30 das Recht haben, bei Wahlen einen Abgeordneten zu stellen. Außer dem vollziehenden Rathe sollen noch mehrere andere Räthe, je aus 4 Mitgliedern bestehend, von den Actienbesitzern gewählt werden. Sie sollen bloß beobachtend sich verhalten, über politische Verhältnisse, öffentliche Arbeiten, Handel, den moralischen und physischen Zustand der Colonie berichten und die Eingebornen schützen. Ferner sollen 1 Buchhalter zur Führung des Landregisters, 3 Pfleger für Wittwen und Waisen, 1 Vermittler, 2 Schiedsrichter und 1 oder 2 Aerzte gewählt werden. Sollte dieser Vorschlag zur Ausführung kommen, wie es kaum zu zweifeln ist, so wird die Auswanderung nach einem großen, geregelten Maaßstabe erfolgen, wobei alle Theile gewinnen werden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1840.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Von Capitän Harris.)

Erste Abtheilung.

Von meiner Kindheit an wurde ich für jagdtoll erklärt, und kannte wirklich kein größeres Vergnügen, als zu schießen. Als ich für das Losschießen einer alten Vogelflinte eine strenge Züchtigung erhalten hatte, machte ich mir selbst einen Bogen, und erlegte die Enten und Gänse meines Nachbars, dem ich jene zu danken hatte, und als der Bogen confiscirt war, legte ich mit einigen gleichgesinnten Spielgefährten ein Capital zusammen, um für die Weihnachtsfeiertage eine alte Flinte zu erhalten und schießen zu können.

Nach dieser vorherrschenden Neigung wählte ich meinen Stand, erlangte die Stelle eines Ingenieurs im westlichen Indien, und trieb hier Jahre lang das Studium der Jagd ins Große. Doch selbst hier bei der Verfolgung der Löwen und Tiger sah ich mit Sehnsucht nach den großartigern Jagdscenen in den Wildnissen von Afrika, und vernahm mit nicht geringem Ergötzen das Urtheil eines medicinischen Collegiums in Bombay, das mich auf zwei Jahre nach dem Cap der guten Hoffnung versetzte.

In Folge dieses Decrets segelte ich am 16 März 1836 von Bombay ab; unter meinen Reisegefährten war William Richardson, ein Civilbeamter aus Bombay, der unter gleichen Umständen nach dem Cap reiste, und als ich ihm, nach schnell gemachter Bekanntschaft, meinen Plan mittheilte, so weit als möglich in das Innere von Afrika einzudringen, willigte er sogleich ein, mich dahin zu begleiten.

Gewöhnlich dauert die Ueberfahrt sechs Wochen, wir brauchten deren eilf, und erreichten Simons Bay erst am 31 Mai. Ein glücklicher Zufall ließ mich in der Capstadt mit Dr. Andrew Smith zusammentreffen, der eben jetzt von einer wissenschaftlichen Expedition des Innern zurückgekehrt war, und seine Nachweisungen bestimmten mich, ohne Zeitverlust meine Ausflüge zu beginnen. Unsere Vorbereitungen waren in wenig Tagen getroffen, die Einkäufe für unsere Bedürfnisse zum Tauschhandel mit den Eingebornen schnell beendet; ich hatte mein Zelt, Pulver und Hausgeräth aus Indien mitgebracht, und mit einem neugeworbenen Diener für meine Person, Nesserwandschi Metabhoy, dem Parsi, Diener Hrn. Richardsons, und einem neuen Rocke, welchen wir eigens für den gefürchteten Häuptling Moselekatzi, den wir besuchen wollten, hatten machen lassen, schifften wir uns am 2 Julius auf einem kleinen Schooner nach Algoa Bay ein. Das Wetter war uns nicht sehr günstig, und statt drei Tagen, welche die Fahrt im gewöhnlichen Laufe der Dinge einnimmt, erreichten wir am achten Tage erst St. Francis Bay, die wir anfangs irrig für Algoa nahmen, und liefen erst am folgenden Tage in den Hafen Port Elizabeth ein.

Die Lage der Stadt Port Elizabeth ist zwar so schlecht als möglich gewählt, doch ist die Niederlassung schnell im Steigen, wenn sie auch zur Zeit nicht über 150 Häuser zählt. Der Boden in der Umgegend besteht aus sandigem Lehm, und bringt ohne Bewässerung schöne Weizen- und Gerstenernten hervor, da die Nähe der See hinreichend Feuchtigkeit erzeugt.

Wir verweilten eine Woche hier, um uns Pferde zu kaufen, die, wie man uns sagte, in großer Menge und vorzüglicher Güte in der Umgegend gezogen würden, konnten aber nur mit großer Mühe endlich zweier elender Vierfüßler mächtig werden, da der Kafferkrieg Alles vertheuert hatte. Mit Hülfe des Obersten Tripp, dem commandirenden Officier in Algoa, erhielten wir einen bequemen Reisewagen von 17 Fuß Länge und einen Zug von zwölf kräftigen, kleinen Faderland-Ochsen. Einen zweiten Wagen für unsere Waaren mietheten wir von einem lustigen Irländer, Jack Butler, der uns nach Grahams Town begleitete, mein Diener Richard übernahm das Amt des Kochs, und so traten wir unsere Reise nach jener Stadt an. Die Art unsrer Reise war folgende: gewöhnlich standen wir mit Tagesanbruch auf, frühstückten um 9 oder 10 Uhr oder sobald wir Wasser erhalten konnten, und setzten nach einstündiger Rast unsre Reise fort, bis wir einen schicklichen Platz zum Nachtlager antrafen. Hier wurden dann die Ochsen einige Stunden lang zur Weide geschickt, an verschiedenen Orten unsers Lagers lustige Feuer angebrannt und, wenn Materialien vorhanden waren, die Köche in Arbeit gesetzt; mit Kaffee oder Thee wurde das Mahl

zinuntergespült, was übrig blieb, erhielten die Diener, und Jeder richtete sich so gut er konnte, in, unter oder um die Wagen zum Schlafen ein, wobei die Eroberung der bessern Plätze nicht selten zu Stößen und Drängen, zuweilen sogar zu offenem Kampf Anlaß gab.

Auf diese Weise erstiegen wir das Zwartcop-Gebirge auf einem steilen und schwierigen Steig schon in der ersten Nacht, und lagerten uns in der Nähe eines großen Haines von Aloebäumen in voller Blüthe. Von da führte unser Weg an 100 Meilen durch eine verlassene, verheerte Gegend, in der wir außer einigen Branntweinhäusern nur zwei Wirthshäuser trafen, das erste am Sonntagsfluß, das zweite am Buschmannsberg, doch in keinem fanden wir Brod oder Futter für unsere Thiere, denn das Land trug nicht einen Grashalmen, und unser Vieh glich täglich mehr anatomischen Präparaten. Uebrigens hatten wir häufige und starke Regen während unserer Fahrt, die uns die Wege sehr erschwerten; auch sahen wir hier nach Jahren zum erstenmal einen Reiffrost, und empfanden durchdringende Kälte am sogenannten Assegai-Busch, brachen auch sieben Meilen von Grahams Town, das wir am siebenten Tag erreichten, den Packwagen, der in ein tiefes Loch fiel, daß das obere Theil völlig zerbrach, doch hatten wir, mit Ausnahme des Töpfergeschirrs, keinen Schaden davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

4. Aeußere Bildung.

Wie alle finnischen Stämme sind die Esthen von nicht sehr großer Statur, obgleich ohne Zweifel immer noch eine halbe Elle länger, als man sie sich in Deutschland gewöhnlich zu denken pflegt. Ihr Körperbau ist untersetzt, gedrungen, und selten sieht man unter ihnen schlanke und hochstämmige Figuren. Trotz ihrer Gedrungenheit fehlt es ihrem Muskelbau an Kraft und Körnigkeit, und es kann im Durchschnitt angenommen werden, daß ein Deutscher eben so viel Lasten schleppt und Arbeit leistet, als zwei Esthen.

Die mongolischen Grundzüge *) lassen sich in ihrer Physiognomie nicht verkennen, weder die engen Augen, noch die breiten Backen, weder die spitzige Nase, noch das winzige Kinn und der kleine Mund; auch ist ihre Gesichtsfarbe schon etwas gelblicher, als die der Letten. Die Frauen scheinen mehr zum Dickwerden zu neigen, als die Männer, doch mag es wohl weniger Eigenheit des Volksstammes, als Folge ihrer Leibeigenschaft seyn, daß man fast nie einen wohlhäbigen, gut genährten Mann unter ihnen sieht. — Ihr Haupthaar ist durchweg flachs- oder auch goldgelb, wie fast bei allen finnischen Stämmen. (Allerdings gibt es am Ural als merkwürdige Ausnahme auch einige finnische Völker mit schwarzem Haar.)

*) Alle finnischen Völker gehören nicht zur kaukasischen, sondern zur mongolischen Race.

5. Wohnungen. Dörfer.

Da schon Tacitus die Finnen „sordidissima gens" nennt, so ist wohl gewiß, daß nicht erst die fremden Eroberer diesen kümmerlichen Zustand, in dem auch wir jetzt alle finnischen Stämme finden, bei ihnen herbeiführten. Doch mag er sich durch die harte Leibeigenschaft, in welche namentlich die finnischen Esthen unter den Deutschen verfielen, bei diesen noch mehr befestigt und ausgebildet haben. *) Der Anblick einer esthnischen Hauswirthschaft ist das non plus ultra von Armseligkeit, Schmutz, Unordnung und Dürftigkeit, und es gibt in ganz Europa nichts Aehnliches mehr. Ihre Dörfer sehen beständig mitten im Frieden so aus, als wären sie eben von einer plündernden Tatarenhorde verlassen. Ihre Geräthschaften sind so plump und roh, daß man sie eher für wunderliche Naturgebilde als für Producte der Kunst halten sollte. Ihre Nahrung ist höchst elend, und es ist kein Zweifel, daß manche Thiere in ihren Höhlen sich mehr Comfort bereiten, als man dessen hie und da in esthnischen Wohnungen findet.

Die Bauart und das Baumaterial der esthnischen Wohnungen sind in der Hauptsache dieselben, wie sie im ganzen Norden bei allen Völkern sind, bei den Russen wie bei den Letten und Schweden. Es werden Fichtenstämme wagerecht über einander gelegt, an ihren Enden in einander verkeilt, die Zwischenräume werden mit Moos verstopft. Wie sehr reinliche und nette Wohnungen baut sich aber nicht der Schwede auf diese Weise, und wie erfinderisch weiß der Russe dieß Material zu benutzen, um sein Gebäude zu verzieren. Mit allerlei buntgeschnitztem Holzwerk rändert er die Kanten der Dächer und die Einfassungen der Fenster. Die Stämme der Bäume werden glatt behauen und hie und da als zierende Säulen eingesetzt. Nichts von dem bei den des Schmuckes unbedürftigen Esthen, bei dem der allen Menschen inwohnende Kunstsinn und Verschönerungstrieb auf ein sonst nirgends mehr erreichtes Minimum herabgebracht zu seyn scheint. Die Balken, aus denen sie ihre Häuser errichten, sind gewöhnlich so gerade oder schief gelassen, wie sie im Walde wuchsen. Nie erheben sie sich wie die Russen gewöhnlich, zu zwei Stockwerken, was in ihrem feuchten Lande besonders wünschenswerth wäre. Den Vortheil der Schornsteine kennen ihre Architekten nicht, und Fenster nennen sie einige schief oder nicht schief in die Holzmauer gehauene Löcher.

Selbst des Letten Wohnung erscheint im Vergleich mit der der Esthen von einem verständig räsonnirenden Geiste organisirt. Nicht nur Mensch und Vieh, sondern auch die verschiedenen Thiergeschlechter erscheinen bei jenen unter besondere Dächer vertheilt, und für die verschiedenen Bedürfnisse des Menschen, für die verschiedenen Arbeiten und Verrichtungen gestaltet man besondere Räume. Nicht so bei den esthnischen Wohnungen, bei denen der Fremde in die Arche Noahs selber einzutreten glaubt. Denn Menschen — schlafende, arbeitende, gebärende, kranke, essende — und Thiere, säugende Lämmer,

*) Der eigentliche Finne in Finnland wurde bei der schwedischen Herrschaft nicht leibeigen, und ist auch noch jetzt unter russischer Obergewalt persönlich frei.

Ziegen, grunzende Schweine und Hunde behelfen sich hier gewöhnlich in demselben Raume neben einander. Ihre Bänke, Tische, Stühle, haben das Ansehen, als wären sie im Walde gewachsen, Thürklinken, Schlösser, Etageren sind unbekannt, und es ist offenbar, daß von den außerordentlichen Fortschritten und Verbesserungen, die das übrige Europa in Künsten und Gewerben machte, auch nicht ein Tröpflein diesem Volke zu Gute kam, das noch in demselben Urzustande verharrt, wie seine Vorfahren vor undenklichen Zeiten. Sogar Tubalkains Kunst haben sie sich noch nicht zu eigen gemacht. Denn Eisen, nicht einmal eiserne Nägel, wenden sie nirgends im Haushalt an, und wo sie bei ihren Instrumenten deren unabweislich benöthigt sind, da entleihen sie es von den Deutschen, Russen oder andern höher stehenden Nationen. Lichter und Leuchter kennen sie nicht. Lange, dürre Birkenholzspähne, Pegel genannt, schieben sie in die Zwischenräume der Mauerbalken und zünden sie an dem einen Ende an. Da sie im Winter oft Monate lang spinnend und webend bei dem fackelnden Lichte dieser Pegel mitten im Rauch und Stubennebel sitzen, so ist es ein Wunder, daß es noch ein gesundes Paar esthnischer Augen gibt. Der große Ofen ist natürlich, wie überall im Norden, das Hauptmeuble ihrer Zimmer. Er dient als Herd, Backofen, Trockenboden und Schlafstelle zu gleicher Zeit. Im Frühlinge bauen sie sich draußen eine Strauchhütte als Sommerküche.

Die Esthen, wie die Letten und Litthauer — nicht aber die Polen, auch nicht die Kosaken und Kleinrussen — haben die ursprünglich wahrscheinlich großrussische Sitte des Gebrauchs der Dampfbäder angenommen. Und da sie eben so leidenschaftlich, wie die genannten Völker, diese Bäder lieben, so bauen sie sich bei jeder Wohnung ein eigenes Badehäuschen, das auf dieselbe Weise eingerichtet ist, wie bei den Russen und Letten, und in welchem sie alle Wochen einmal ihre Sorgen, Kummer und Krankheiten verschwitzen.

Die Esthen leben nicht wie die Letten und die Westphalen in einzelnen Bauergehöften gesondert, vielmehr legen sie ihre Wohnungen neben einander zu großen und weitläufigen Dörfern. Doch beobachten sie bei der Anlage dieser Dörfer keine Art von Plan, wie die Russen, welche ihre Häuser in langen, regelmäßigen Straßen an einander reihen. Vielmehr legt sich bei ihnen in größern oder geringern Distanzen Gehöft bei Gehöft im lockern Zusammenhange, und die Wege und Straßen bilden sich dazwischen nur planlos und zufällig allmählich von selbst aus.

Der Anblick dieser esthnischen Dörfer ist der trostloseste von der Welt: die Häuser stehen schief und krumm, bedacht oder nicht bedacht, zur Hälfte verfallen und verfault durch einander. Gewöhnlich sind einige davon vor längerer oder kürzerer Zeit niedergebrannt, die meisten bewohnt, viele verlassen, weil die Bauern versetzt wurden; keine Spur von Gartencultur umgibt sie, nur hie und da blieb eine Tanne oder eine einsame Birke stehen. Die Zäune, welche die Gehöfte umgeben, gleichen in ihrem gewöhnlichen Zustande Palisaden, welche in einer Belagerung zerschossen und zertrümmert wurden. Selbst mitten in der schönsten Blüthenzeit grünt und blüht kaum ein frisches Unkraut in der Nähe der traurigen und öden Niederlassungen dieser unästhetischen und kunstlosen Esthen.

(Fortsetzung folgt.)

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Fortsetzung.)

Zum Schlusse sollen einige Bemerkungen über die Neuseeländer und den dortigen Zustand folgen, wie sie von neuen Reisenden und den englischen Missionären geschildert werden. Die Eingebornen sind groß und stark, und mit guten Verstandesgaben ausgestattet. Die Abbildungen, die man in Europa von diesen Menschen besitzt, sind falsch, und geben keinen richtigen Begriff von den Urbewohnern dieses und anderer polynesischen Länder. Beide Geschlechter sind von kupferbrauner Farbe, die aber zwischen lichtheller Kupfer- und dunkler Mahagony- oder Chocoladefarbe wechselt, auch manchmal fast ins Schwarze übergeht. Die natürliche Farbe der Haut wird durch das Bemalen des Körpers, durch Schmutz und den Einfluß der Luft verändert. Ihre Gesichtszüge tragen das Gepräge der Wildheit. Darwin sah einen Unterhäuptling, dessen ganze Gesichtsbildung er mit einem der beiden Knechte vergleicht, welche Robert, in Schillers Fridolin, in den Ofen stecken, wozu Retzsch die meisterhaften Randzeichnungen geliefert hat. Ein vollkommneres Gleichniß als zwischen dem Neuseeländer Häuptling und dem Brandgesellen, welcher Robert bei der Brust faßt, könne nicht gefunden werden. Die Gestaltung der Zähne ist bei den Neuseeländern von jenen der Europäer verschieden. Sie sind nach innen abgekantet, wie bei einem Pferde, und dieß wird sogar bei jungen Wilden bemerkt. Bei den Feuerländern, Araucaniern und Neuholländern hat man dieselbe Erscheinung beobachtet; ob sie aber zufällig oder natürlich ist, muß erst nachgewiesen werden.

Die Wohnungen der Neuseeländer sind wahre Schweinsställe. Selten waschen sie ihre Person, noch seltener ihre Kleidung. Fragt man sie, warum ihre Kleider so schmutzig sind, so geben sie dem langen Tragen die Schuld. Die meisten hüllen sich in wollene Decken. Bloß einige Häuptlinge sind anständig englisch gekleidet, aber nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Viele unter den Eingebornen bedecken sich mit Matten, die sie aus ihrem Flachse weben. Bei Nacht, oder wenn es regnet, wird diese Matte um den Hals gebunden. Auf diese Weise, gleichsam mit einem Dache bedeckt, hocken sie nieder, und gleichen in der Entfernung eben so vielen Bienenkörben. — Das Tättowiren wird unter ihnen bis zur höchsten Kunst getrieben. Jedes Zeichen hat seine Bedeutung, und bei einem wilden Krieger bilden die zahllosen Figuren gleichsam die Geschichte seiner Thaten. Junge Leute haben nur wenig solche Zeichen; geborne Sklaven fast gar keine, aber die ältern Leute, und hauptsächlich die Oberhäupter, sind dergestalt damit bedeckt, daß ihr Gesicht unter einer Maske zu liegen scheint. Bei den Weibern geschieht das Tättowiren aus Eitelkeit, damit ihre Züge sich nicht verändern. Selbst wenn sie unter den Europäern leben, wollen sie wenigstens die Lippen tättowiren, damit sie im Alter nicht einschrumpfen. Ihr natürlich gelockter Haarwuchs ist sehr stark, und sie sparen weder Mühe noch Oel zu ihrem Kopfputze. Viele unter den Mädchen sind sehr anziehend.

Ehemals war es gebräuchlich, die Nasen sich zu drücken, wenn

entfernt wohnende Bekannte einander besuchten. Bei solchen Gelegenheiten grunzten die Weiber, legten sich halb gebogen auf den Boden nieder, und der Ankömmling drückte seine Nase quer über jene seiner Freundin. Mehr und mehr wurde zum Zeichen der Liebe gedrückt, immer mehr wurde gegrunzt, bis der Genuß den höchsten Grad erreicht hatte. Jetzt kommt diese zarte Sitte in Abnahme, man schüttelt sich gewaltig die Hände. — Von den Waffen und Kriegsbooten der Neuseeländer ist schon so viel erzählt worden, daß man sie füglich übergehen kann. Europäische Feuergewehre haben die alten Waffen verdrängt, und die größten jetzigen Boote sind noch 70 Fuß lang, 3 bis 4 Fuß breit und eben so tief. Sie sind aus einem einzigen Stamme der Bergfichte (Kauri) gebauen, vorn und hinten hochaufragend wie die alten Gallioten ausgeschnitten, und mit häßlichen Gesichtern, hervorgereckten Zungen und Perlmutteraugen versehen. Auf den Seiten sind dagegen ziemlich geschmackvolle Arabesken eingegraben. Auf dem Grunde der Boote liegt Ballast, von einem Korbgeflechte bedeckt, das von einem Ende des Bootes bis zum andern reicht. Dieses Geflecht bildet den Boden, auf welchem gefochten wird. Ein solches Boot kann 40 bis 80 Mann fassen. Die ältesten Zeugen der jetzt lebenden Urbewohner sprechen von Booten, die 90 Fuß lang, 7 Fuß breit und fast eben so tief gewesen sind. Man darf dieß um so weniger bezweifeln, als es jetzt noch Kauri-Stämme gibt, die in der Nähe der Wurzel 42 Fuß im Umfange messen.

Menschenfresserei und Kindermord sind auf der nördlichen Insel vorüber, scheinen aber in der südlichen noch immer zu herrschen. Der kriegerische Hang unter diesen Volksstämmen ist so groß, daß die geringste Beleidigung gerächt wird. Vor nicht sehr langer Zeit, noch unter den Augen der Missionäre, wurde von einem Häuptlinge und seinem Stamme Krieg gegen einen andern beschlossen. Einer der Missionäre wollte das Blutvergießen verhindern, hielt eine Anrede an den Häuptling über die Grausamkeit des Krieges und die Geringfügigkeit der geschehenen Beleidigung. Im ersten Augenblicke wurde er davon ergriffen und schien zu wanken. Plötzlich aber fiel es ihm ein, daß er noch ein Fäßchen Pulver habe, das nahe daran sey zu verderben, wenn es nicht bald verbraucht werde. Dieser Umstand war so wichtig, und die Nothwendigkeit des Krieges ging so klar daraus hervor, daß er auch unwiderruflich beschlossen wurde.

Der berühmte Schongi, einer der Häuptlinge der nördlichen Insel, athmete sein ganzes Leben hindurch nichts als Krieg. Er und sein Stamm wurden einst von einem an der Themse wohnenden Stamme hart mitgenommen. Sie schwuren einen feierlichen Eid, daß die Schande gerächt werden müsse, sobald die jungen Kämpfer herangewachsen seyen. Schongi machte sogar in dieser Absicht eine Reise nach England. Alle Geschenke, die ihm dort gereicht wurden, hatten nur dann Werth für ihn, wenn er sie gegen Waffen vertauschen konnte, und nur diejenigen Künste erregten seine Neugierde, die in unmittelbarer Verbindung mit der Verfertigung von Waffen standen. Schongi begab sich über Sidney nach Hause, und traf bei Hrn. Marsden, einem englischen Missionär, seinen Todfeind an. Beide betrugen sich anständig, aber Schongi erklärte ihm sogleich, daß er bei seiner Ankunft in Neuseeland nie aufhören werde, Krieg gegen ihn zu führen. Die Herausforderung wurde angenommen, und Schongi hielt Wort. Der Stamm an der Themse wurde gänzlich geschlagen, und der Häuptling selbst verlor dabei sein Leben.

Ganz Neuseeland scheint ehemals im Vertheidigungszustande gewesen zu seyn. Auf jeder Anhöhe findet man Ueberbleibsel von Verschanzungen, die mit hölzernen Pfählen und bisweilen auch mit einem Graben umgeben sind. An vielen Stellen ist die Erde stufenförmig abgegraben, und auch hier mit Gräben durchschnitten. Die Einführung der Feuergewehre hat den Verschanzungen auf den Höhen ein Ende gemacht, und man legte sie in den Ebenen an. Eine doppelte Reihe Pallisaden umgeben sie in ein- und ausspringenden Winkeln zur Beherrschung der ganzen Gegend. In der Mitte steht ein Erdhügel, hinter welchem die Belagerten Schutz suchen und darüber hinwegfeuern. Unter der Verpfählung führen einige Oeffnungen ins Freie zur Auskundschaftung des Feindes. Einige von den Erdhügeln sind mit Gewölben versehen, worin die Todten verborgen wurden. Wenn ein Stamm in den Krieg geht, hat der Häuptling keinen Befehl über die versammelte Mannschaft. Jeder kämpft nach eigenem Gutdünken, und was den Häuptling von den übrigen Streitern unterscheidet, liegt in seiner größern Tapferkeit und seinem beispiellosen Muthe.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Hebung des Bodens. Eine in geologischer Hinsicht ziemlich außerordentliche Erscheinung hat vor kurzem an dem Theile der Departementalstraße von Caen nach Aunay stattgefunden, wo man zwischen diesem Flecken und Mesnil au Grain mit dem Bau derselben gerade beschäftigt ist. Ein Theil der neuen auf sumpfigem Grunde errichteten Straße hat sich plötzlich um mehrere Metres gesenkt, und in einiger Entfernung von da hat sich der Boden gerade um so viel gehoben, als er dort eingesunken war, so daß sich dadurch ein kleiner Hügel gebildet hat. (Pilote de Calvados.)

Ein Riesenproceß. Ein Notar, Namens Arnaud de Jarre, in Marseille, wird nächstens vor die Assisen gestellt werden wegen Unterschleif und Fälschung. Es finden sich nicht weniger als 1200 falsche Actenstücke, und über 500 Zeugen werden vernommen werden; die Geschwornen werden mehr als 5000 Fragen zu beantworten haben. (Voleur vom 31 März.)

Erdbeben zu Martinique. In der Nacht vom 16 auf den 17 Januar fand abermals zu Martinique ein Erdstoß statt in der Richtung von Nordosten nach Südwesten. (Echo du Monde Savant vom 1 April.)

Alterthümer in den Vogesen. In dem Walde von Voivre nahe bei Vittel fand man kürzlich zahlreiche Ruinen. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 43** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Carlo Varese.** Nach Ignazio Cantu. — **Neuere dänische Literatur.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande besonders gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ganzjährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, vierteljährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 1.

Wiener Zeitung.

Amtsblatt.

Mr. Speaker Ruling

Mr. Speaker: Hon. Members, I have listened to the submissions made by the Hon. Minister for Finance and Planning and the Hon. Leader of Opposition. I have also perused the Standing Orders and the Constitution. I am guided by Standing Order No. 44(2)(c) which provides that the Speaker shall not allow discussion of any matter which is sub judice.

I am also guided by Article 165(3)(d)(ii) of the Constitution which provides that the High Court shall not have jurisdiction in respect of matters reserved for determination by the Supreme Court under the Constitution.

Hon. Members, I am aware that the matter of the Supreme Court Petition No. 2 of 2013 is pending before the Supreme Court. I am also aware that the Supreme Court has issued conservatory orders in the matter. I am therefore of the view that the matter is sub judice and I cannot allow discussion of the matter in this House.

I direct that the Hon. Minister for Finance and Planning proceeds with the Statement.

Statement by Minister for Finance and Planning

Hon. Henry Kosgey: Mr. Speaker, Sir, I thank you for your ruling. I will proceed with the Statement.

Mr. Speaker, Sir, I rise to make a Statement on the Supreme Court Petition No. 2 of 2013 which is pending before the Supreme Court. The Petition was filed by the Attorney General and the Kenya National Commission on Human Rights against the Independent Electoral and Boundaries Commission (IEBC) and 26 others.

The Petition seeks the determination of the following questions:

1. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
2. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
3. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
4. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
5. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
6. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
7. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
8. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
9. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
10. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.

Mr. Speaker, Sir, the Petition was filed on 28th February, 2013 and the Supreme Court has issued conservatory orders in the matter. The Petition is scheduled for hearing on 15th March, 2013.

Mr. Speaker, Sir, I wish to inform the House that the Government is committed to the rule of law and the independence of the judiciary. We will abide by the decision of the Supreme Court in this matter.

Mr. Speaker, Sir, I thank you.

Mr. Speaker Ruling

Mr. Speaker: Hon. Members, I have listened to the submissions made by the Hon. Minister for Finance and Planning and the Hon. Leader of Opposition. I have also perused the Standing Orders and the Constitution. I am guided by Standing Order No. 44(2)(c) which provides that the Speaker shall not allow discussion of any matter which is sub judice.

I am also guided by Article 165(3)(d)(ii) of the Constitution which provides that the High Court shall not have jurisdiction in respect of matters reserved for determination by the Supreme Court under the Constitution.

Hon. Members, I am aware that the matter of the Supreme Court Petition No. 2 of 2013 is pending before the Supreme Court. I am also aware that the Supreme Court has issued conservatory orders in the matter. I am therefore of the view that the matter is sub judice and I cannot allow discussion of the matter in this House.

I direct that the Hon. Minister for Finance and Planning proceeds with the Statement.

Statement by Minister for Finance and Planning

Hon. Henry Kosgey: Mr. Speaker, Sir, I thank you for your ruling. I will proceed with the Statement.

Mr. Speaker, Sir, I rise to make a Statement on the Supreme Court Petition No. 2 of 2013 which is pending before the Supreme Court. The Petition was filed by the Attorney General and the Kenya National Commission on Human Rights against the Independent Electoral and Boundaries Commission (IEBC) and 26 others.

The Petition seeks the determination of the following questions:

1. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
2. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
3. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
4. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
5. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
6. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
7. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
8. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
9. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.
10. Whether the Constitution requires that the Boundaries Review Commission be established before the next General Election.

Mr. Speaker, Sir, the Petition was filed on 28th February, 2013 and the Supreme Court has issued conservatory orders in the matter. The Petition is scheduled for hearing on 15th March, 2013.

Mr. Speaker, Sir, I wish to inform the House that the Government is committed to the rule of law and the independence of the judiciary. We will abide by the decision of the Supreme Court in this matter.

Mr. Speaker, Sir, I thank you.

dem Könige und sich selbst gespielten Betrug bereut, indem sie ihm die Gestalt Sulamiths vorgespielt hat, selbst aber den Assaf liebt. Der plötzlich erscheinende Nekromant befiehlt ihr dem Könige den Ring zu nehmen und an ihn auszuliefern. Sie weigert sich, aber in Gefahr, von neuem erdolcht zu werden, erfüllt sie seinen Wunsch, und er ruft nun aus:

Salomo!

Dein Urtheil ist gesprochen. Sieh, der Ring
Ist mein, und mir gehört nun deine Macht.
Du kanntest selbst nicht, was du blind besaßest,
Du wolltest stolz den Geistern der Natur
Gebieten, ohne selbst dich zu beherrschen;
Ein Weibesseufzer, ein verliebtes Lied,
Ein halberloschner Bajaderengeist
Hat deiner Hand die Weltenruth' entrissen.
Sieh, nun bist du mein Sklav —

Er will ihn erdolchen, und der erwachte Salomo entblößt, ungeachtet das Mädchen für ihn bittet, die Brust, um den Todesstoß zu empfangen; da besinnt sich der Nekromant und sagt mit Hohngelächter:

Nein, du sollst leben, in den Staub getreten,
Dem Wurm im Moder, dem verschrumpften Blatt gleich. —
Nicht deine Macht und Herrlichkeit, dein Reichthum,
Nicht bloß, was dir das Glück ertheilt, ist mein;
Ich löse alle Kräfte, die du bandest,
Ich binde alle Kräfte, die du freigabst,
Die Kraft des Körpers selbst, in dem du wallst,
Ist mein. Ich werd' auch deines Wesens Form
Benutzen; gleich soll deine Seele ziehn
In einen häßlich, gramverzehrten Leib.
Denn diese Form, in der dein Geist gehext ward,
Dein Ansehn königlicher Majestät
Gehört Sibtschin und seinem Herrscherstamm.

(Er legt seine Hand mit dem Siegelring auf Salomo's niedergebeugtes Haupt.)

Du Seele Salomons!
Verwechsle deine Larve bis ans Grab,
Nichts werden endlich doch ja alle Seelen!
Dir selbst zur Qual soll dir dein Leben bleiben,
Mit Sturm und Meer und Feu'r kämpf' um dein Daseyn,
Ein Sklav elender Nothdurft bist du nun —
Und ich bin König Salomo.

Diese doppelte Verwandlung geschieht sofort. Triumphirend geht er ab, doch Salomo ermannt sich und ruft ihm nach:

In deiner Hand ist meine Macht, Elender,
Mein Körper selbst ist dein, doch nicht mein Geist!

(Er erhebt sein Haupt mit Würde.)

Dein meine Stimme, und man wird sie hören,
Jedoch ihr Ton wird rühren keine Brust.
Du stahlst das Aug' mir, nicht den Blick, — die Wange,
Doch nicht den Ausdruck, nicht den Königssinn. —
Du trägst des Wortes Siegelring am Finger,
Des Wortes Geist klingt nicht in deiner Rede.

(Die Hand auf seine eingefallene Greisesbrust drückend.)

Hier ist die Hoheit meines Wesens; du
Bist mein Gespenst nur.

Er erkennt nun auch Mehinbanu als Nichtsulamith. Sie flüstert ihm zu:

Ich bin nicht todt.
Ich war in Glanz geboren und in Hoheit,
In Königshallen hört' ich Lebenstöne,
Um sie vergaß ich alle ird'schen Kronen,
In Harfenklang auflöste sich die Seele,
Und sang von ihrer Seligkeit im Traum; —
Der Todten Pyramide steht am Nil,
Des Schicksals mächt'gen Spruch erfuhr ich dort.
Ich war bestimmt zur Weltenherrscherin;
Des größten Königs Seele sollt' ich binden.
— Ich konnte doch den Sänger nicht vergessen;
Doch Sprach' erhielt das Grab, die Todten Stimme,
Den Leib vernichtete ein Dämon mir —
Und nun ermordete er meine Seele.
Doch ward' ich Königinn — nach meinem Tode —
Zum Bettler wurde zwar mein Weltenkönig;
Zum Lügenabgrund geht mit mir sein Weg.
Weh mir! die weltverlornt Seele, nie
Wird sie erlöst —

Als sie wegeilt, bedauert sie Salomo:

O was ist meine Noth selbst, mit der ihren
Verglichen!

Der Haushofmeister erscheint, um ihn dem Auftrage gemäß als einen verrückten Bettler zur fernsten Meeresküste zu verweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitliches und Ewiges.

Von Henry Thomson.

Du, klage nicht, der gleich dem Halcyone
Sein Haus auf Wogen hat gebaut:
Du hofftest Lenzesstille und betrogen
Hat dich der Sturm, dem du getraut;
Geh, gründ' es auf den Fels, der fest dort nieder
Blickt in der Elemente kämpfend Herz,
Wo kein Gewölk dein Auge trennt vom Himmel,
Wo dich von deinem Gott kein Schmerz.

Fr. Notter.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 1.

Der Freidenker

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Abonnementspreis für Deutschland und Österreich-Ungarn vierteljährlich 1 Mark.

schiffe herzustellen, und besaß schon im Jahre 1834 deren 24, aber leider machen die Dampfboote noch immer keinen Theil der Kriegsmarine aus, worüber sich Hr. Peel in der oben erwähnten Rede gleichfalls sehr beklagte. Eine kleine Flotte von Dampfschiffen, welche Schweden mit geringern Kosten, als irgend ein anderes Land, herstellen kann, möchte vielleicht allein den Vertheidigungsanstalten zur See den gehörigen Nachdruck und die nöthige Wirksamkeit geben.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

In Grahams Town, das etwa 650 Meilen von der Capstadt am Cowiefluß liegt und ungefähr 700 Häuser zählt, die von 3000 Einwohnern, meist Engländern, bewohnt werden, blieben wir vier Tage, konnten mit Mühe nur noch zwei Pferde kaufen, lernten aber den Capitän Stanford vom 27sten Infanterie-Regiment kennen, der uns mit zwei Kaufleuten, David Hume und Robert Scoon, bekannt machte, welche des Elfenbeinhandels wegen mehrmals das Innere besucht hatten, und uns sehr schätzbare Nachrichten mittheilten. Hume besonders verschaffte uns einen neuen Führer für unsere Ochsen, der, von Geschlecht ein Hottentot, Namens Andries Africander, zwar das rechte Auge und den Zeigefinger eingebüßt hatte, doch fünfmal mit Hume und Andern im Gebiet des Moselekatzi gewesen, mit ihm wohl bekannt war und das Englische und die Sitschuana-Sprachen ziemlich geläufig sprach. Dabei rühmte er sich ein trefflicher Schütz, ein unerschrockener Elephantenjäger und vollendeter Wagenlenker zu seyn, und schien völlig unsern Wünschen zu entsprechen. Nur Schade, daß er auch keine einzige dieser trefflichen Eigenschaften besaß, sondern nur ihr vollendetes Widerspiel war.

Für 100 Rixdollars (ziemlich 84 fl.) wollte uns Hr. Pollard, des Gastwirths Sohn, mit seinem Wagen nach Somerset, halbwegs von Graaff Reinet, begleiten, doch erhielten wir durch kluges Abwarten einen rückkehrenden Wagen für den vierten Theil der Summe, und setzten am 26sten desselben Monats unsere Reise weiter fort. Als wir eine Meile ungefähr gefahren waren, entlief uns eines der zuletzt gekauften Pferde und wurde erst am Thor von Grahams Town wieder aufgefangen; zehn Meilen weiter brachte die Sorglosigkeit des trefflichen Andries unsern Wagen so tief in ein dichtes Gebüsch, daß er mit Aexten herausgehauen werden mußte, und unterdessen entlief der dicke, gutmüthige Besitzer des Wagens, John Strydom, eines unsrer Pferde, um eine Kassenanweisung zu suchen, von der er sich einbildete, er habe sie fallen gelassen. Erst mitten in der Nacht kehrte er mit dem todmüden Pferde zurück, und fand jetzt zu unserm nicht geringen Unwillen das fehlende Papier in seiner Westentasche.

Das Land glich den schon durchzogenen Gegenden an Unfruchtbarkeit, doch sahen wir hier mehrere kleine Heerden von Springböcken, von denen ich drei tödtete, und kamen am Abend des 29 in der Hütte Strydoms auf dem Gute von Mynheer de Klerck an, und wurden von der jungen Frau unsers Führers mit einem Nachtessen beehrt, im Schlafen aber durch das lärmende Singen und die trunkene Fröhlichkeit eines lahmen irischen Schuhflickers sehr gestört, der in einer Lehmhütte ohne Dach mit zwei „Hottentottenknaben," deren jeder über 50 Jahre alt war, sich eine freie Nacht machte. Am Morgen entschuldigte sich der Schuhflicker, daß er uns als „Gentlemen" nicht zu seinem Feste habe einladen, doch sey er zur Zeit nicht immer „compos mentis," weßhalb er hoffe, wir würden ihm es nicht verübeln.

Hier hielten wir einen Tag, um eine Jagd auf die wilden Perlhühner (numida meleagris) zu machen, die auf dem Gebiet de Klercks in großer Menge sich vorfanden; sie liegen truppweise in dem langen Gras und Unterholz, und erheben sich, aufgejagt, wie die Fasanen, schwirrend hoch über die Gipfel der Bäume. — Am 31 erreichten wir die kleine Stadt Somerset, am kleinen Fischfluß, wo ich beim Durchschwimmen desselben plötzlich in Treibsand gerieth und fast mein Pferd verloren hatte.

Vergeblich gingen wir hier von Haus zu Haus, um einen Wagen für unser Gepäck zu finden, da der ehrliche John Strydom es nicht übers Herz bringen konnte, seine Frau wieder zu verlassen; vergeblich boten wir einem Mann, der eine Ladung Orangen gebracht hatte und wieder nach Graaff Reinet zurückkehrte, 50 Rixdollars, er zog es vor, leer nach Hause zurückzukehren, und wir mußten unser Gepäck den Händen des Hrn. Thomas Butler übergeben, der sich erbot, bei nächster Gelegenheit es nachfolgen zu lassen.

Es war finstere Nacht, ehe wir die gefährlichen Abhänge von Bruintjes Hoogte hinter uns hatten und in einer elenden Hütte die Erlaubniß erhielten, unser durstiges, ermüdetes Pferd ausspannen zu dürfen. Ein heftiger, unangenehmer Wind jagte uns zeitig zu Bett, noch ehe wir, wie gewöhnlich, unsere Ochsen an die Räder des Wagens angebunden hatten. Am andern Morgen waren sie nirgends zu finden, und starker Verdacht fiel auf unsern unfreundlichen Wirth, Erasmus, daß er an ihrem Verschwinden sehr betheiligt seyn möchte. Man hatte ihn am Abend bei dem Wagen gesehen und jetzt vermochte ihn erst das Versprechen einer Belohnung uns am 3 August vier Ochsen zurückzugeben. Schon wollte ich nach Graaff Reinet reiten, um richterliche Hülfe anzurufen, als am dritten Tag ein Feldcornet, Cornelius mit Namen, ankam, dem wir unsere Verlegenheit vorstellten, und der uns zwei seiner Diener gab, welche theils die Ochsen auffanden, theils Erasmus Besorgniß erregten und ihn bewogen, sie uns selbst wieder zuzustellen. Am 5ten setzten wir dann unsere Reise weiter fort, unsern diebischen Wirth den Händen der Gerechtigkeit überlassend, doch kann ich nicht umhin, hier beizufügen, daß, als wir ein Jahr später auf demselben Wege von heftigem Regen genöthigt wurden, in seinem Hause Schutz zu suchen, wir das Haus verlassen und seine Familie ausgestorben fanden.

Nachdem wir zu drei verschiedenen Malen den Sonntagfluß überschritten hatten, langten wir am 6 gegen Abend in Graaff Reinet an. Das malerisch gelegene kleine Dorf, das fast ganz vom Sonntagfluß umflossen wird, gewahrte einen selt-

Menſchen bemühten ſich vergeblich, die Sache ins Werk zu ſetzen, bis endlich einer von Monheers Söhnen eine große, ſchwarze Ziege ins Waſſer brachte, welche die ganze Heerde nach ſich zog.

(Fortſetzung folgt.)

Geologiſches Ereigniß in der Provence.

Franzöſiſche Blätter theilen nachſtehenden Bericht über eine ſehr intereſſante geologiſche Erſcheinung mit.

Am 10 Januar d. J. vernahm man an einem ſehr ſchönen Morgen, gerade als die Einwohner des am Fuße von St. Baume gelegenen Dorfes Signes ihre Wohnungen verließen, um auf ihre Felder zu gehen, auf einmal auf eine Entfernung von 600 Schritten vom Dorfe und etwa eine halbe Stunde weſtlich von den Quellen des Gapeau ein Kanonenſchüſſen ähnliches Knallen. Schrecken und Angſt bemächtigte ſich ſogleich der Einwohnerſchaft. Dieſer Schall wiederholte ſich in ungleichen Zwiſchenräumen, wobei man zugleich mit Staub vermiſchte Dampfſäulen bemerkte, die ſich in verticaler Richtung von der Erde aus zu einer Höhe von mehrern Metres erhoben, und dann als ſchmutziger Regen ſich entluden. Es zeigte ſich keine beſondere Wärme; die Sonne ſtrahlte in ihrem vollen Glanze, die Luft war rein und vollkommen ruhig; nichts ließ auf ein vulcaniſches Phänomen ſchließen.

Indeß dauerte das Krachen mehrere Stunden lang, während welcher der Schrecken fortwährend ſtieg; da fing plötzlich der Boden ſich in einer Strecke von etwa 50 Metres im Umkreis zu ſenken an, worauf ſich eine trichterförmige Vertiefung von bedeutender Tiefe bildete, der ſich Niemand zu nähern wagte. Vierzehn Tage lang blieben die Sachen in demſelben Zuſtande, nur vergrößerte ſich die Oeffnung der Vertiefung nach und nach. Nach Verlauf dieſer Zeit drang eine Waſſermaſſe aus dem Grunde derſelben, und hob ſich bis auf 15 Metres unter der Oberfläche des Bodens. Dieſes Waſſer war ruhig und röthlich, ohne ſchlechte Beſchaffenheit und von gleicher Temperatur wie Quellwaſſer. Um die Tiefe des Waſſers zu unterſuchen, ſpannte man ein Tau über die Vertiefung, von welchem aus man vermittelſt eines Schiebringes eine Schnur, an welche eine Kugel befeſtigt war, in den Mittelpunkt der Vertiefung hinabſinken ließ. Dieſe Unterſuchung ſtellte eine Tiefe des Waſſers von 25 Metres heraus, und es ergab ſich, daß die von der Kugel erreichte Tiefe von der Oberfläche des Bodens an gerechnet 50 Metres betrug.

Seit dieſem Emporſteigen des unterirdiſchen Waſſers hat ſich die Oeffnung der Vertiefung allmählich vergrößert, ſo daß ſie am Ende Januars mehr als 150 Metres im Umfange hatte. Die Oberfläche des Sees hat ſich ebenfalls um 3 Metres gehoben und der Boden ſich geſenkt. Das Waſſer iſt hell geworden, und auf dieſe Weiſe das Beſitzthum des Hrn. Canol, Croquefigue genannt, hat ſich in einen hübſchen kleinen See mit friſchem Waſſer verwandelt, der ſich allmählich vergrößert und bis nahe zur Oberfläche des Bodens erhebt.

Auswanderung nach der öſtlichen und weſtlichen Erde.

(Schluß.)

Vielweiberei iſt noch immer ein hervorſtechender Familienzug der Neuſeeländer. Darwin hatte einen Häuptling, der ihm als Führer nach Waiomio diente, welcher einige Zeit zuvor eine ſeiner Frauen und einen Sklaven mit eigener Hand aufgehängt hatte, weil ſie in vertraulicher Verbindung lebten. Als einer der Miſſionäre ihn deßhalb zur Rede ſtellte, ſchien er ganz erſtaunt, und erwiederte: „Er habe geglaubt, man mache es in England eben ſo.“ Der bereits erwähnte Schongi war gerade in England, als die Geſchichte der Königin Karoline im Parlament verhandelt wurde. Schongi tadelte den ganzen Verlauf der Sache, und bemerkte ganz kalt: „Er habe fünf Weiber, würde aber zuvor allen den Kopf abſchneiden, ehe er ſich von einer einzigen ſo plagen ließe.“

Geſetze ſcheinen unter dieſen Menſchen nicht eingeführt zu ſeyn. Gewiſſe Handlungen werden als recht oder unrecht betrachtet, und durch eigenes Vergeltungsrecht belohnt oder beſtraft. Ein einziger Vorfall, der zur Rechtsſache mehrerer Stämme geworden, hat vor mehrern Jahren ſtattgefunden und großes Aufſehen gemacht. Der brittiſche Reſident, Hr. Busby, wurde bei Nacht von einem Häuptling und einigen ſeiner Gehülfen angegriffen, in der Abſicht, zu plündern. Er leiſtete Widerſtand, und wurde leicht verwundet, aber es gelang ihm mit Hülfe ſeiner Dienerſchaft die Angreifer in die Flucht zu treiben. Bald darauf wurden die Thäter entdeckt, und die Häuptlinge zuſammenberufen, um dieſen Gegenſtand zu berathen. Zwei Dinge erſchienen den Neuſeeländern höchſt ſtrafwürdig, nämlich der Anfall bei Nacht, noch mehr aber der Umſtand, daß Madame Busby gerade krank im Hauſe gelegen habe. Es wurde daher einſtimmig beſchloſſen, dem Thäter ſeine ganze Habe zum Vortheile des Königs von England einzuziehen und ihn der öffentlichen Verachtung preiszugeben. — Die treffenden Bemerkungen, welche man von dieſen Menſchen hört, geben Veranlaſſung zu vielfältigem Nachdenken. Ein alter Mann, indem er ſich an den Seefahrer Bizrey wandte, trug die Frage vor: „Wie denn das Chriſtenthum mit dem Pulverhandel und den ſiebenläufigen Flinten ſich vertrage?“ Die Sklaven, welche ehemals im Kriege gemacht und verzehrt wurden, werden jetzt zum Landbau angehalten oder zur Arbeit verdungen. Alle Freigebornen führen den Namen Rangatira.

Man kann ſagen, daß der größere Theil der nördlichen Inſel unter dem Einfluſſe der engliſchen Miſſionäre ſteht, und gegen 40 Häuptlinge mit ihren Stämmen auf dem Wege ſind, ihren geſellſchaftlichen Zuſtand zu verbeſſern. Die landwirthſchaftlichen Einrichtungen dieſer Religionsboten haben beſonders auf die Eingebornen gewirkt, und in allen Richtungen werden jetzt Kartoffeln und Mais gezogen. Im Allgemeinen ſcheinen dieſe Menſchen gutmüthig zu ſeyn, ſind aber ſchnellen Aufwallungen unterworfen, wovon die Urſache in ihrem kriegeriſchen Geiſte zu ſuchen iſt. Durch den Ankauf einiger Grundſtücke, welche die Miſſionäre um eine Kleinigkeit erworben haben, werden ſie von den verſchiedenen Stämmen in Schutz genommen, weil jeder Erwerb bei einem oder dem andern Stamme den Schutz deſſelben auf den Käufer überträgt. Es iſt übrigens Thatſache, und die Miſſionäre haben es ſelbſt geſagt, daß die Eingebornen zu jeder Zeit ſie beſchützt haben, und längſt von dem engliſchen und amerikaniſchen Geſindel erſchlagen worden wären, welches die Wallfiſchfänger ans Land werfen. Dazu kommen noch von Zeit zu Zeit Ueberläufer aus dem neuen Verbrechergehäge der Britten auf der Norfolk-Inſel, die ſich alle in Kororarika, dem bevölkertſten Orte in der Nähe der Nordküſte, vereinigen und alle Laſter unter den Eingebornen verbreiten. Der neue Reſident Hobſon iſt ermächtigt, dieſem Unfuge zu ſteuern, und wie es den Anſchein hat, wird künftig ein Kriegsſchiff in den dortigen Gewäſſern kreuzen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1840.

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

6. Kleidung.

Es ist höchst merkwürdig, daß nicht nur in der Form, sondern auch in der Färbung der Kleider bei den verschiedenen Nationen durchgreifende und ganz allgemeine Grundunterschiede stattfinden, so daß man bei diesem oder jenem Volke diese oder jene Farbe als national und eigenthümlich bezeichnen kann. So ist bei allen lettischen und litthauischen Stämmen entschieden die Hauptfarbe weiß und hellgrau; selbst die Männer hüllen sich bei den Litthauern in weiße, wollene Gewänder, wie die Frauen in weiße Leinwand. Bei den Letten, die von den Litthauern nur wenig verschieden sind, fällt dieses Weiß etwas ins Graulichte. Die Kalmücken haben bei ihren Gewändern, ihren Pelzen, ihren Mützen, ihren Zeltdecken überall ein helles, ins Röthliche spielendes Braun, weil fast alle ihre Schafe von dieser Farbe sind. Bei unsern Esthen dagegen herrscht entschieden ein dunkles, fast schwarzes Braun vor; man könnte daher die litthauischen Männer als Weißmäntel, die Kalmüken als Braunröcke und die Esthen entschieden als Schwarzmäntel bezeichnen. Wie wichtig die Auffassung dieser Unterschiede in jeder Hinsicht und namentlich auch in Beziehung auf wissenschaftliche Forschung ist, zeigt schon der einzige Umstand, daß hie und da in alten Schriftstellern manche Nationen bloß nach der Farbe ihrer Kleidung aufgefaßt und benannt sind. So nennt Herodot in seiner ethnographischen Beschreibung des Scythenlandes ein häufig von ihm erwähntes Volk nicht anders als „Melanchlänen" (Schwarzmäntel), und manche Gelehrte haben aus dem Umstande, daß im Umfange des ganzen jetzigen Rußlands kein Volk mehr vorkomme, welches sich so entschieden in Schwarz hülle, als die Esthen, geschlossen, daß eben unsere heutigen Esthen die „Melanchlänen" des Herodot seyen. Auch die weißen und grauen Letten bezeichnen noch heutiges Tages die Esthen gewöhnlich nur als „Schwarzröcke."

Sey es nun eine besondere nationale Vorliebe der Esthen für das Schwarz, oder sey es, daß zufällig gerade die mit ihnen verschwisterte Schafrace vorzugsweise schwarze Wolle trage, genug, das Hauptmaterial, woraus die Esthen fast alle ihre Kleider verfertigen, ist schwarze und dunkelbraune Wolle. Das dunkle Zeug, welches sie daraus weben, heißt „Wattmann," und aus diesem Wattmann sind alle ihre Röcke, Oberröcke, Hosen, Camisole, Weiberkleider und Männermäntel zusammengeflickt; sogar ihre Strümpfe sind von schwarzem Garn gestrickt und ihre Handschuhe deßgleichen; auch ihre Pelze, welche Weiber wie Männer nach gleichem Schnitt tragen, haben dieselbe Farbe. Und wenn in irgend etwas entschieden charakteristisch und nationell, so sind sie es in dieser entschiedenen Vorliebe für die schwarze Farbe: ihr goldgelbes Haar, ihr heller Teint stehen damit im grellsten Contraste.

So wenig die Esthen, wie wir oben bemerkten, auf Verschönerung und Ausschmückung ihres häuslichen Comforts bedacht sind, so sehr sind sie es doch — freilich auf ihre Weise — auf die ihrer Persönlichkeit, und während in ihrem Hausgeräth sich fast nichts nennen läßt, was sich einer besondern Aufmerksamkeit und Beachtung zu erfreuen hätte, gibt es in ihrer Toilette doch viele Theile, auf welche sie große Stücke halten, und deren prächtige Ausbildung sie mit Vorliebe betrieben haben. Die Eitelkeit scheint daher bei ihnen eine noch viel größere Triebfeder zu seyn, als die Freude an dem Nützlichen.

Als solche Prachtstücke besonders auffallend sind zunächst und vor Allem die sogenannten „Preesen" oder „Paters," welche einen Theil der weiblichen Toilette ausmachen. Ursprünglich sind diese Preesen nichts Anderes als die Brustschnallen, welche das Hemd zusammenhalten. Durch Hinzufügung von allerlei Zierrathen sind dieselben aber zu einer solchen Größe angewachsen, daß sie die Brust der Weiber wie ein Schild oder Harnisch bedecken, und daß sie ein Hauptgegenstand des Stolzes und der Eitelkeit der esthnischen Weiber geworden sind. Die deutschen Goldschmiede in den Städten des Landes verfertigen diese Preesen sehr zierlich aus Silber oder Messing und bieten sie auf allen Märkten in außerordentlichen Quantitäten feil. In jeder Gegend herrscht eine eigenthümliche, altherkömmliche Form dieser Preesen vor; auch haben sie verheurathete und unverheurathete Weiber verschieden. Alles, was einer Esthin werthvoll und theuer ist, Ringe, Crucifixe, Münzen, Korallen,

Bernsteinstücke, Goldflittern, Schellen, hängen sie an diese Silberschilde, und wenn sie so im vollständigen Sonntagsschmucke einhergehen, klappern und klirren sie wie gepanzerte Ritter.

Zur Ausschmückung ihrer schwarzen Kleiderfarbe haben die Esthen sehr passend und hübsch die rothe Farbe gewählt, und sie nähen alle ihre schwarzen Röcke, Strümpfe, Schuhe durchweg mit hellrothen Streifen und Litzen aus; alle Ränder und Kanten sind auf die mannichfaltigste Weise damit besetzt. Wie die Wilden mit ihren Tattowirungen, bilden sie mit diesen rothen Litzen auf schwarzem Grunde allerlei Figuren, oft bloße phantastische Schnörkel, oft Zeichnungen von Blumen, Vögeln ꝛc. Auch in diesen Schnörkeln zeigen sich überall Stammunterschiede, und ein Kenner unterscheidet leicht an ihnen schon die Gegend, aus welcher ein Esthe geboren.

Die Beschuhung der Esthen ist der der Russen, Letten und Finnen ähnlich. Bei allen diesen Völkern findet man keine Stiefel als nationale Fußbekleidung, wie durchweg bei den Polen, bei den Tataren und andern Nationen; bei den Russen haben erst die Tataren, bei den Litthauern hie und da die Polen Stiefel eingeführt. Männer wie Weiber tragen bei den Esthen eine Art Schuhe, welche sie „Pasteln" nennen. Bei den Wohlhabenderen bestehen dieselben aus einem Stück Leder, welches mit einer rothen Schnur über dem Fuße zusammengezogen wird; bei den Aermeren ist es nur ein Geflecht aus Linden- oder Weidenbast: nur wenige haben von den Deutschen das Stiefeltragen gelernt, und erscheinen damit Sonntags in der Kirche. Sie lieben ihre Pasteln mehr als alles andere Schuhwerk, und da sich der Fuß selbst darin die ihm passende Form ausarbeitet, so sind sie in der That auch bequemer, als alles andere Schuhwerk, und sie wissen damit leicht und gewandt über den sumpfigen Boden ihres Landes fortzukommen. Ihre Bastschuhe halten natürlich nur wenige Tage, ja oft zerfallen sie ihnen während der Reise; sie haben dann schnell einen Baum geschält, und flechten sich auf der Stelle eine neue Fußbekleidung zurechte.

In Bezug auf die Haare haben die Esthen wieder ganz andere Sitten und Gewohnheiten bei sich ausgebildet, als ihre Nachbarn die Russen, Letten und Polen. Während die Letten sich das Barthaar durchweg scheeren, die Polen sich einen Schnurrbart auf der Oberlippe erzielen, die Russen dagegen sich alles um Kinn, Lippe und Wange wachsen lassen, wie die Natur es treibt, machen die Esthen einen Unterschied zwischen verheuratheten und unverheuratheten Männern: diese scheeren sich überall jedes Härchen weg, während jene überall dem Haarwuchse freien Weg geben. Auch ihre Coiffure ist anders, als die der Russen, die sich die Haare zirkelrund um den Kopf abschneiden, während die Esthen ihre goldgelben Locken immer frei und lang, wie große Allongeperücken, vom Haupte herabrollen lassen, und zwar thun dieß bei ihnen die Männer wie die Burschen, die Weiber wie die Mädchen; da sie dabei gewöhnlich einen sehr starken Haarwuchs haben, so gibt ihnen dieß wallende Haupthaar etwas außerordentlich Wildes. Nur in wenigen Gegenden werden ausnahmsweise bei den Mädchen die Haare geflochten, oder bei den Weibern in der Mitte auf dem Kopfe zu einem hohen Thurme zusammengelegt. — Die unverheuratheten Mädchen tragen einen Kopfschmuck, welcher einem Casquet ähnlich sieht; sie nennen ihn „Pirk." Es ist ein hohes, rund um den Kopf gebogenes Stück Pappe, das sie mit rothem Wollenstoff oder auch mit Seide überziehen, und mit Spitzen und Tressen besetzen. Vorn steht dieser Pirk wie ein Helm oder wie der „Kakoschnik," der Kopfputz der russischen Frauen, in die Höhe, hinten ist er etwas niedriger, und mit herabflatternden Bändern, Schnüren, goldenen Borten, Flittern u. s. w. besetzt. Die Weiber tragen förmliche, aber geschlossene Hauben, die Männer im Sommer glatte Hüte, wie die Russen, und im Winter hohe Pelzmützen von Schaf- und Fuchsfellen.

Wie bei allen diesen Nationen des hohen Nordens, wo die Jahreszeiten so schroff auseinander fallen in einen heißen Sommer und einen außerordentlich kalten Winter, ist auch bei den Esthen die Sommerkleidung eine ganz andere, als die Winterkleidung, und sie verfertigen sich eigene, leichte Stoffe für den Sommer, und schwerere warme für den Winter. Bei den Deutschen, den Einwohnern des südlichen Rußlands u. s. w. findet dieß nicht statt.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Von diesem Punkt an traten wir aus dem Kreise der Civilisation hinaus in ein dürres, ungastliches Land, spärlich von Buschmännern bewohnt, die Jedermanns Feinde sind und von Jedermann feindlich behandelt werden. Von hier bis nach Kurumman, eine Entfernung von 200 Meilen, verminderte sich die Zahl unserer Ochsen täglich in Folge der Dürre, die jede Spur der Vegetation verwischt hatte. Am Tage war es unerträglich heiß, des Nachts durchdringend kalt, und wir fanden oft des Morgens das Land mit Rauhreif bedeckt, während täuschende Luftbilder uns von weitem große, ausgedehnte Seen zeigten, die bei unserer Annäherung in Nichts verschwanden, und nur den Durst immer heftiger erregten.

Am vierten Tage erreichten wir den herrlichen Orangefluß, und schienen plötzlich in ein Feenland versetzt: der Anblick dieses majestätischen Flusses, der eine Breite von 300 Yards hat, erfüllte uns mit neuem Leben. Das Uebersetzen war höchst ergötzlich. Wegen der Tiefe des Wassers waren wir genöthigt, eine erhöhte Platform innerhalb der Wagen zu machen, auf die wir unser Gepäck legten. Die doppelte Reihe der Ochsen, welche den Lauf des Flusses fast hemmte, die gewaltsamen Gebärden der Treiber und das seltsame Benehmen der Diener, die bald watend, bald schwimmend, mit dem leichtern Gepäck beladen waren, und die ledigen Pferde und Schafe vorwärts drängten — alles das zusammen bildete ein Gemälde, das ich so bald nicht vergessen werde. Ehe wir Campbellsdorp, eine Missionärstation, erreichten, hatten wir das seltsame Schauspiel, wie eine

Gesellschaft Corannas zu Fuß einen Strauß jagte, was sie bei ihrer unglaublichen Behendigkeit zuweilen glücklich vollbringen. Ihre frühere Tracht, ein lederner Mantel und Mütze, reich mit einer Salbe aus Fett und Oker eingerieben, haben sie zum Theil auf die wiederholten Vorstellungen der Missionäre gegen lederne Jacken und Hosen nach europäischer Art vertauscht. In Campbellsdorp erfuhren wir von Hrn. Barklet, dem Missionär, daß der Häuptling Waterboer nicht in Griquastad sey; auch Capitän Cornelius Kok war abwesend, doch verehrte uns sein Statthalter drei fette Ochsen für einige Kleinigkeiten zum Schmuck für seine Frau. Auch Hr. Bartlet überließ uns einen tüchtigen Ochsen für eine kleine Büchse Schießpulver, und bei Daniels-Kuil, einem Griquakraal, erhielten wir deren von dem Häuptling, Capitän David, fünf für sechs lahme und einen abgetragenen Rock von Richardson, den er sogleich mit großer Freude anzog.

Die Buschmänner, von denen wir am folgenden Tage ein Abscheu erregendes Exemplar in einer alten Frau erblickten, die in ihrer abgemagerten Gestalt wie ein mit einem nassen Tuch überhängtes Skelett erschien, sind ein wahres Pigmäengeschlecht. Ihre Größe bleibt stets unter fünf Fuß; die Männer gewöhnlich mager, krummbeinig und schlecht gebaut, die Frauen aber noch kleiner, von zarten Verhältnissen und in der Jugend von angenehmen Gesichtszügen, deren Ausdruck sie noch einnehmender zu machen suchen, indem sie ihre platten Nasen und vorstehenden Backenknochen mit Fett und Oker beschmieren. Sie wohnen gewöhnlich in Höhlen und Felsspalten, zuweilen auch in elenden Hütten, die sie kaum vor dem rauhen Wetter schützen können; sie besitzen keine Heerden, kennen keinen Ackerbau, sondern leben nur für den Augenblick, indem sie Wurzeln, Heuschrecken, Gewürme, zuweilen auch Wild, das sie mit ihren vergifteten Pfeilen aus einem Hinterhalt erlegen, zur Nahrung nehmen. Vom Weg aus konnten wir keine Spur von ihren Hütten entdecken, und man könnte durch ihr ganzes Land reisen, ohne eine Ahnung zu haben, daß es bewohnt wäre, so sehr fürchten und vermeiden sie den Anblick und das Zusammentreffen mit andern Menschen. Weniger scheu sind die Frauen, die unsere Wagen eine ziemliche Strecke begleiteten, um Tabak gegen Straußeneier einzutauschen.

Schon Capitän Sutton, den wir am 25. in Koning trafen, hatte uns gesagt, daß Mosolekazi mit den ausgewanderten Boers in feindlichen Verhältnissen stehe; in Kuruman, wohin wir am folgenden Tage kamen, bestätigte der Missionär, Hr. Moffat, diese unangenehme Nachricht. Der Vater dieses mächtigen Häuptlings des Stammes Abaka Zulu oder Matabili mußte aus seinem Gebiete, von einem benachbarten Stamme gedrängt, entfliehen und begab sich zu Tschaka, dem Zulahäuptling, dem er bis an seinen Tod diente. Mosolekazi erwarb sich gleichfalls die Gunst und das Vertrauen von Tschaka und erhielt mit der Zeit einen bedeutenden militärischen Posten nebst der Aufsicht über zahlreiche Heerden. Jetzt lehnte er sich gegen seinen Herrn auf, floh mit seinen Leuten und seiner Beute nach Norden, vereinigte mit sich die verschiedenen Stämme, die das Land im Besitz hatten, und wurde bald so mächtig, daß sein Name der Schrecken eines weiten Gebietes ward. Endlich wählte er das Land an den Quellen des Molopo- und Moriqua-Flusses zu seinem dauernden Aufenthalte. Zu diesem gefürchteten Häuptling machten wir uns am 29 September auf den Weg. Die Gegend war dürr und gleichförmig und das Wetter unerträglich heiß; um so angenehmer war es uns, in Motito, wo wir des Abends ankamen, zwei junge, liebenswürdige Franzosen anzutreffen, Hrn. Lemue, den Missionär, und seine Frau, beide nicht über 22 Jahre alt, die uns mit Zuvorkommenheit aufnahmen.

Die Betschuana-Stämme, in deren Gebiet wir uns jetzt befanden, haben, mit Ausnahme ihrer Sprache, die außerordentlich weich und wohllautend ist, nicht viel Auszeichnendes vor den andern afrikanischen Stämmen, nur ihre Frauen sind mit ihrer großen Anhänglichkeit an ihre ursprüngliche Kleidung, die eigentlich keine ist, und ihrer besonderen Neigung zu Fett und Oel wegen aufgefallen. Früh am folgenden Morgen waren unsere Wagen von Eingebornen umschwärmt, die Häute und Carosse zum Verkauf boten. Am vordersten vor Allen war Makura, der Batlapi-Häuptling, Bruder Motili's, des Königs jenes Stammes, eine stattliche Person mit entschieden abschreckenden Gesichtszügen. Wir boten ihnen Manches an, und ließen die Schnupftabaksdose herumgehen; doch statt unserm zuvorkommenden Betragen zu entsprechen, schienen sie Lust zum Streit zu haben, besonders da sie bemerkten, daß wir über den Preis ihrer Waaren genügend unterrichtet waren. Da wir sahen, daß wir zu keinem Handel kamen, schlossen wir unsern Laden und wollten fortgehen, als auf ein von Mabura gegebenes Zeichen ein langer, stämmiger Wilder sich auf ein Trinkgeschirr stürzte und erklärte, er werde es als Entschädigung für den dem Zaun seines Feldes zugefügten Schaden behalten. Taub gegen unsere Vorstellungen, wollte er mit seiner Beute davon gehen, als Richardson es ihm entriß, und es dem rechten Eigenthümer zuwarf. Unterdessen setzte sich ein Anderer gemächlich auf die Wagendeichsel, und wollte nicht weggehen, obgleich er höflich gebeten ward, Platz für die Ochsen zu machen. Jetzt fand ich es nöthig, zu persönlicher Gewalt zu schreiten. Das erbitterte ihn so, daß er auf mich losprang und seine Waffen schwang. Das Geschrei war fürchterlich, das Getümmel wuchs, und die Stellungen unserer Gegner wurden so drohend, daß wir die Mündungen von zwei bis drei Flinten aus dem Wagen steckten und auf sie zielten — worauf sie sich sogleich zerstreuten und uns ruhig unsre Reise fortsetzen ließen. Zwar machten sie noch einen Versuch, uns zu erschrecken, und fast wäre es bei unsern Leuten gelungen, indem ein Wilder uns wie durch Zufall traf, und den Wagenführern erzählte, Mosolekazi habe eben einen Haufen Boers erschlagen; aber der Rum, über den die Erschrockenen zufällig geriethen, gab ihnen für den Augenblick Vergessenheit der kommenden Leiden, und wir setzten ungestört unsre Reise weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutſche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

La Viña y el Potro que los crie otro.

Der Weinberg und das Roß braucht zum Erziehen Zeit,
Erwachſen kaufe ſie, und bei Gelegenheit.

•

Los buenos amigos antes han de ser venidos.

Es werden oft die beſten Freunde,
Die früher waren arge Feinde.

•

Lo que arrastra honrra.

Ueberfluß in allen Dingen
Wird dir Ehr' und Achtung bringen.

•

La Codicia rompe el Saco.

Den Sack zerſprengt der Habſucht Gier,
Mach' ihn nicht voll, ich rath' es dir.

•

Las indirectas del Padre Cobo.

Die ſchöne Art, verblümt zu ſprechen,
Geh' — ſonſt will ich den Hals dir brechen.

•

Mas sabe el loco en su casa, que el cuerdo en la agena.

Der Thor weiß mehr am eignen Herd,
Als an dem fremden der Gelehrt'.

•

Mas dias hay que longanizas.

Das Jahr iſt lang, der Vorrath klein,
Drum greif' nicht oft in Sack hinein.

•

Mucho te quiero perrito, pero pan poquito.

Mein lieber Hund, ich will dir wohl,
Doch kriegſt du nie die Schüſſel voll.

•

Mascar a dos carrillos.

Wer mit beiden Backen ißt,
Noch einmal ſo viel genießt.

•

Meterse en camisa de onze Varas.

Zieh' an ein Hemd von zwanzig Ellen,
Curios wirſt dich zum Gehen ſtellen.

•

Muerto el perro se acabó la rabia.

Wenn der Hund im Grabe ruht,
Iſt's zu Ende mit der Wuth.

•

Monjas de san Andrés, entran dos, y salen tres.

Drei kommen heraus, zwei gingen hinein,
Ins Nonnenkloſter von Sanct Katherein.

•

Mentir de las Estre, facillas les de mentir, pues que no se puede ver, preguntarselo a ellas.

Leicht iſt's zu lügen von den Sternen,
Man fragt ſie nicht in ſolchen Fernen.

•

Mas vale malo conocido, que bueno por conocer.

Viel klüger iſt's, das Uebel zu ertragen,
Als neuem unbekanntem Guten nachzujagen.

•

Mas cuesta el caldo que las albondigas.

Die Brüh' iſt theurer als das Fleiſch
Bei mancher abgeſchmackten Speiſ'.

•

Mal principio de Semana para quien ahorcan el Lunes.

Wer am Montag wird gehangen,
Hat die Woch' ſchlecht angefangen.

•

Mas vale llegar a tiempo que rondar un año.

Zur rechten Zeit ans Ort zu kommen,
Wird mehr als alles Lauern frommen.

Kampf zwiſchen dem Ichneumon und der Cobra Capello.

Ein Hr. Pluchonneau theilt im Temps unter dem Titel Souvenirs de l'Inde manche nicht unintereſſante Beobachtungen mit. Wir entheben dem Temps vom 3 April die Schilderung eines Kampfes zwiſchen den beiden obengenannten Thieren, ein Kampf, der freilich an und für ſich ſehr unbedeutend iſt, aber Beachtung verdient, weil die beiden Kämpfer bei aller Wuth gegeneinander doch mit einer bewundernswerthen Klugheit an ihre eigene Erhaltung denken. Dieſe beiden Thiere haben eine natürliche Antipathie gegeneinander, wie ſich dieß bei manchen Geſchöpfen findet. Wenn der Ichneumon, ſey es im Walde oder auf dem Felde, die verabſcheute gefährliche Schlange trifft, ſo weichen ſich beide nicht aus: die Schlange richtet ſich auf ihrem Schweife empor, um ihren Feind zu beobachten. Ihre Augen, glänzend wie zwei Rubinen, ſcheinen aus dem Kopfe hervorzutreten. Der Ichneumon, welcher in Indien die Größe eines Eichhorns erlangt, läuft, durch dieſe drohende Stellung eingeſchüchtert, mehreremal in der Entfernung von zwei oder drei Schritten um ſeinen Gegner her, während die Capello, ihn ſtets fixirend, ſich auf ihrem Schweife wie auf einem Pivot herumdreht, ziſcht und aus ihrem ſchäumenden Munde die ſpitze Zunge hervorſtreckt. Ermüdet legen ſich endlich beide Kämpfer nieder, ſpringen dann plötzlich aufeinander los, und nun beginnt der Kampf mit Erbitterung. Der Ichneumon wird gebiſſen, und von dieſem Augenblick an ſcheint er gar nicht mehr an den Feind zu denken, der ihn nur ſchwach umſtrickt; er läuft fort, und ſchleppt ihn mit ſich. Plötzlich aber hält er an, frißt einige nur ihm bekannte Kräuter und beginnt den Kampf aufs neue: er wälzt ſich auf dem Boden, macht dadurch die Capello müde, die ihn losläßt, und zerbeißt ihr dann den Kopf. — Es wäre von großer Wichtigkeit, zu wiſſen, ob das Gegengift, das der Ichneumon nimmt, die gleiche Wirkung auf den menſchlichen Körper äußern würde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 April 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Die Armee.

Schweden hat bekanntlich eine ganz eigenthümliche Militäreinrichtung. Seine Truppen zerfallen in geworbene (værfvade), eingetheilte (indelta) und Landwehr (Beværing, Bewehrung). Die erstere umfaßt 5900, die zweite 27,000 M., die dritte wird auf 95,000 berechnet, ist aber in keiner Weise hinreichend geübt. Unter der geworbenen Mannschaft ist die ganze Artillerie mit 2700 Mann, 1000 Pferde und 2200 Mann Infanterie begriffen. Wenn man nun hört, daß auf dem gegenwärtigen Reichstag die gänzliche Aufhebung der 1000 Mann Reiterei, oder wenigstens ihre Reducirung auf die Hälfte beantragt, und zugleich gefordert wurde, daß die eingetheilte Armee auf die Hälfte vermindert werde, so möchte man leicht versucht seyn, solche Vorschläge für reinen Unsinn zu halten. Dieselben haben indeß ihren guten Grund und hängen mit dem ganzen innern Zustand Schwedens wesentlich zusammen.

Die militärischen Einrichtungen eines Landes haben von jeher tiefer in das Leben der Nationen eingegriffen, als oberflächliche Beobachter glauben und zugeben wollten, und die herrschende Ansicht, daß sämmtliche europäische Heere so ziemlich auf gleichem Fuß organisirt seyen, hat dazu beigetragen, das Wehrsystem als eine gewöhnliche Verwaltungssache erscheinen zu lassen. Es kann aber keinem, der ein wenig von der Oberfläche ab auf das Innere sehen will, entgehen, daß die Militärkraft eines Staats hauptsächlich darauf beruht, daß seine militärischen Einrichtungen den bürgerlichen Verhältnissen angemessen sind, und der Regierung gestatten, im Nothfall die große Mehrzahl des waffenfähigen Volks zum Kampfe zu führen. Diese Ansicht gilt vorzugsweise von Schweden, das in den jetzigen europäischen Verhältnissen keinen Angriffskrieg mehr führen, wohl aber in den Fall kommen kann, einen sehr ernsten Vertheidigungskrieg führen zu müssen. In einem solchen Fall sind die oben angeführten 33,000 Mann der geworbenen und eingetheilten Truppen in keiner Weise hinreichend, während sie im Frieden eine die Kräfte Schwedens übersteigende Summe, nämlich gegen 6 Millionen Rthlr., d. h. ein Drittheil sämmtlicher Staatseinnahmen, kosten.

Gustav Adolph führte zuerst das System der Eintheilung (indelnings-verket) ein, aber Karl XI gab ihm die größere Ausdehnung: seit jener Zeit hat es sich erhalten, und ist lange bei der Nation sehr beliebt gewesen. Karl XI erhielt durch seine bekannte Reduction eine Menge Güter zurück, die der Adel an sich gerissen hatte, und benützte dieß, um neben andern Zweigen der Staatsverwaltung auch das Militärwesen auf einen sichern Fuß zu setzen, indem er den Generalen und Officieren solche heimgefallene Güter als eine Art lebenslänglicher Lehen, statt der Besoldung, verlieh. Zugleich machten sich die Reichsstände, um den willkürlichen Aushebungen zu entgehen, anheischig, eine gewisse Anzahl Reiter, Infanteristen und Bootsleute zu unterhalten. Dieß geschah dadurch, daß immer von einem kleinen District (rote), der meist aus zwei ganzen Hufen (hemman) bestand, Ein Mann ein Häuschen (bostelle, Wohnort) mit etwas Feld erhielt, dessen Ertrag ihn und seine Familie nähren konnte. Ueber die Art, wie diese Truppen in Corps organisirt sind, können wir hinweggehen, und bemerken dieß, daß in militärischer Hinsicht die Einrichtung stets den Erwartungen entsprochen habe, indem sich diese eingetheilten Truppen als tapfere, gehorsame und abgehärtete Soldaten benahmen, denen es auch an militärischer Uebung keineswegs fehlte, da sie so lange dienten, als sie überhaupt Kraft dazu hatten.*) Indeß hat das System mehrfache Nachtheile: die verschiedenen Theile des Landes sind sehr ungleich angelegt, auch in sofern als die Unterhaltungskosten der Soldaten, die bis zu einem gewissen Grade der Rote anheimfallen, und auf Contracten mit der Regierung beruhen, in den verschiedenen Länen höchst ungleich sind: in Stockholms Län z. B. ist jeder achtunddreißigste waffenfähige Mann Soldat, in Osterjundslän jeder neunte; im Allgemeinen rechnet man, daß die Bostelle eines Soldaten nebst der Kleidung und andern Ausrüstungsgegenständen einen Capitalwerth von etwas mehr als 8000 Rthlr. repräsentirt, während man denselben in Jemtland nur auf 12 bis 1300 Rthlr. anschlägt.

*) In neuer Zeit werden die Soldaten, wenn sie austreten wollen, häufig im Norrland auf öden Strecken angesiedelt, und bilden dort je länger, je mehr, einen tüchtigen Stamm von Bewohnern.

Diese schreiende Ungleichheit wird noch dadurch erschwert, daß das System der Beväring, eine Art Conscription, allgemein das ganze Land betrifft, so daß also diejenigen, welche zugleich zur Unterhaltung eines Soldaten beitragen müssen, doppelt belastet sind. Man schlägt die Kosten für die Stellung der Indelta-Soldaten, Reiter und Fußgänger, nach officiellen Angaben auf drittehalb Millionen an, die zusammen mit den 3,300,000 Rthlr. des Militärbudgets nahe an 6 Millionen ausmachen, wie oben angegeben wurde. Es ist zu bemerken, daß die sogenannten geworbenen Truppen, 5900 Mann, welche, mit Ausnahme der wermländischen Feldjäger (600 M.), in Stockholm, Gothenburg, Christianstad, Ystad und Malmö in gewöhnlicher Weise garnisonirt sind, stets beisammen und vollständig erhalten werden. Rechnet man außer den 600 in Wermeland vertheilten Feldjägern noch die drei Artillerieregimenter mit 2700 Mann ab, so bleiben als garnisonirt bloß die Leibgarde zu Pferde, 400, das Husarenregiment des Kronprinzen, 600 Mann, und zwei Garderegimenter zu Fuße mit 1600 Mann. Diese sind es namentlich, welche das Militärbudget Schwedens so hoch steigern, denn nicht nur sind hier die Officiere verhältnißmäßig weit besser bezahlt, sondern hier ist es auch, wo ein übermäßiger Luxus mit Oberofficieren und Adjutanten getrieben wird; das arme Schweden muß unter andern 73 Generale bezahlen, im Verhältniß doppelt und dreifach so viel als andere Länder.

Hier stößt man wieder auf das alte Uebel, das am Lebensmarke Schwedens zehrt, an den übermäßig zahlreichen und armen Adel, der keine andere Zuflucht hat, als den Civil- und Militärdienst, und der ganzen Staatsverwaltung etwas Luxuriöses gibt, das mit dem Zustande des Landes und der Sinnesart seiner Bewohner wesentlich contrastirt. Man wirft dem jetzigen System nicht mit Unrecht vor, daß es Kosten verursache, die mit den möglichen Leistungen in keinem Verhältniß ständen, und darum hat man wiederholt vorgeschlagen, die kostspieligen Garderegimenter abzuschaffen oder zu vermindern, die eingetheilte Armee, deren Regimenter zwischen 1000 und 1200 Mann betragen, auf die Hälfte herabzusetzen, und dagegen die Beväring, d. h. die Landwehr, in eine engere Verbindung mit den eingetheilten Truppen zu bringen, so zwar, daß 500 bis 600 Mann eingetheilter Truppen den Kern für ein Regiment von etwa 4000 Mann bilden sollen.

(Schluß folgt.)

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen hatte sich die Gegend sehr zu ihrem Vortheil geändert, und nach vier Stunden Wegs erreichten wir Klein-Tschui, einen ausgedehnten Salzsee, an dem große Massen Strauße und Springböcke sich fanden, die von dem sauren Gras angelockt werden, das hier in Menge wächst und unsern Thieren den Appetit freilich nicht stillte. Schon hatten diese seit 36 Stunden nichts zu trinken gehabt, und wir entschlossen uns, die Nacht hindurch zu reisen, um schneller an einen Wasserort zu kommen, als die beiden von Capitän Sutton uns gegebenen Thiere, des Landes mehr kundig, plötzlich fortgalloppirten. Wir folgten ihnen, und bald verkündete das Geschrei von Wasservögeln uns die Nähe des ersehnten Elements. Alles stürzte mit heißer Gier ihm entgegen, Thier und Menschen, und die Ochsen konnten nicht schnell genug aus ihrem Joch gespannt werden, dann stürzten sie sich in das freilich jetzt sumpfig gewordene Wasser.

Die Einwohner dieses Theiles des Landes bestehen hauptsächlich aus Betschuana-Stämmen der Barolong, Wangkets, Batlapi und Baharutzi, und leben in kleinen Gemeinden, ohne Heerden, von Heuschrecken und den Thieren, die der Zufall in ihre Hände gibt. Ganze Haufen von ihnen, angelockt von der Beute, umschwärmten uns auf unsern Jagdpartien, die besonders hier einträglich waren, und stürzten mit Heißhunger auf das gefällte Wild, saugten begierig das Blut, schmierten das Fett an ihre Leiber und ließen selbst die Eingeweide nicht übrig. Doch konnten sie selten eine solche Beute ruhig verzehren, da auch Hyänen und Schakals und zahllose Schwärme hungriger Geier sie ihnen streitig machten. Indeß sind diese Bewohner nur sehr dünn über das Land zerstreut, und ganze Tage konnten wir fortreisen, ohne einen Menschen anzutreffen — ein Umstand, der mich einmal in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Am Morgen des 9 Octobers, als unsere Wagen auf dem Wege zum Flusse Meritsane, unserm nächsten Nachlager, hielten, machte ich mich auf, einen Trupp gefleckter Gnus zu verfolgen; dieser begegnete einem zweiten, und einem dritten, eine ungeheure Heerde Zebras und Gnus und Hartebeests schloß sich ihnen an, und die Masse verhinderte ihre Flucht so, daß ich ganz behaglich abstieg, schoß und eine große Menge Wild zu Boden streckte. Mitten im Haufen der Fliehenden konnte ich nicht müde werden, dieses Spiel fortzusetzen, bis mein Pferd plötzlich still stand, unfähig weiter zu gehen. In diesem Augenblick bemerkte ich, daß ich meinen Taschencompaß verloren hatte, und da ich ihn nicht gern aufgeben wollte, stieg ich ab, ließ mein Pferd grasen und ging mehrere Meilen zurück, doch ohne Erfolg; endlich verloren sich die Hufspuren meines Pferdes in denen der Heerden, die die Ebene durchschwärmt hatten, und ich mußte zu meinem Pferde zurück. Aus einer kleinen Skizze des Landes, die mir unser Freund, Hr. Moffat, gegeben, glaubte ich entnehmen zu können, daß, um zum Meritsane zu kommen, ich mich nordöstlich wenden müsse, und, nachdem ich mein ermüdetes Roß fast den ganzen Tag hinter mir hergezogen hatte, kam ich wohl bei manchen Dörfern vorbei, doch von Menschen war keine Spur; ich schoß ein Hartebeest, in der Hoffnung, der Geruch des Fleisches sollte sie herbeiziehen — vergeblich! die Geyer waren meine einzigen Begleiter und stürzten in Menge herab. Auf manchen Bäumen bemerkte ich große Strohdächer, den Heuhaufen nicht unähnlich, wie sie die Bewohner des Landes aus Furcht vor den Löwen nicht selten errichten. Ich stieg hinauf in der Hoffnung, wenigstens ein Gefäß mit Wasser zu finden — und sah, daß es nur große Gemeindehäuser der geselligen Kernbeißer (Loxia socia) waren, deren Architektur ich

bisher nur sehr unvollständig gekannt hatte. Schon neigte sich der Tag, als große Heerden Strauße, die alle nach einer Richtung zuliefen, die Nähe des Wassers anzeigten. Bald kam ich auch auf einen Weg, auf dem die Fußstapfen von Frauen und Kindern sichtbar waren, und nicht lange darauf erreichte ich einen fast ausgetrockneten Fluß, der von Ost nach West floß, und in welchem ich den zu erkennen glaubte, den ich suchte.

Wer nie einen ganzen heißen Tag lang Durst gelitten hat, kann sich meine Freude nicht denken, die der Anblick des schlammigen Wassers mir erregte. Gestärkt und erfrischt bestieg ich mein Pferd, das hier ebenfalls seine Kräfte wieder gefunden hatte, und eilte dem Fluß entlang, um wo möglich noch vor Eindruch der Dunkelheit die Wagen zu entdecken. Ich überschritt den Fluß und bahnte mir mit Mühe einen Weg durch das dichte Gestrüpp, doch die Nacht überfiel mich, und ich mußte mich entschließen hier den Morgen abzuwarten. Ein großes Feuer sollte mir Schutz gegen die Löwen geben, deren Gebrüll die Ebene erfüllte; meinem Pferde band ich die Füße zusammen, damit es sich nicht verlaufe, und schlief endlich gegen 3 Uhr des Morgens ein.

Als ich erwachte, war mein erster Gedanke mein Pferd. Ich blickte um mich, und da ich es nicht fand, selbst bei einer nähern Durchsuchung des Gebüsches keine Spur von ihm sah, glaubte ich, es sey eine Beute der Löwen geworden. Schon wollte ich das Suchen aufgeben, als ich am Flusse seine Fußspuren entdeckte, und es bald darauf in einer Vertiefung am Flusse ruhig grasen sah. Die nächtliche Rast hatte ihm seine Kräfte völlig wiedergegeben, und ich setzte meine Reise längs dem Flusse, den ich überschritt, fort. Eine kleine Strecke weiter störte ich einen Löwen auf, der langsam davon ging, indem er von Zeit zu Zeit stehen blieb und über seine Achsel sah, während er gemächlich das gegenüberliegende Ufer erstieg. Im Lauf einer halben Stunde erreichte ich das Ende des dichten Gesträppes, und sogleich sah ich den Fahrweg; da ich aber keine frischen Spuren entdecken konnte, wandte ich mich nach Süden, und als ich 7 oder 8 Meilen in der Richtung des Siklagole fortgeritten war, bemerkte ich zu meiner unaussprechlichen Freude die Wagen, die mitten in der Ebene unter einem großen Baum aufgefahren waren. Das Abfeuern meiner Büchse in einiger Entfernung hatte meine Gefährten von meiner Ankunft schon in Kenntniß gesetzt, und sie von der Besorgniß befreit, die sie über mein Schicksal hegen mußten. Eine Schale Kaffee wurde mir sogleich gereicht, und schmeckte mir nach einem zwanzigstündigen Fasten trefflich. Ich erfuhr, daß Richardson des langen Wegs halber und von der Dunkelheit überrascht sein Ziel nicht erreichen konnte.

Der Siklagole und der Meritsane entspringen in der niedrigen Gebirgskette, Kununa genannt, weit gegen Osten von den Punkten, wo wir sie überschritten; fast in gleicher Entfernung im Westen zusammentreffend, ergießen sie sich in den Molopo. In der Nähe des Zusammenflusses wurde das Lager des Hrn. Bain 1834 von Moselekatzi angegriffen, weil einige Griquas, die er zur Jagd mitgenommen hatte, dessen Gebiet überschritten und einiges Rindvieh weggeführt hatten. Sie wurden im Angesichte des Lagers von den nachfolgenden Kriegern erreicht, und alle Diener Hrn. Bains entflohen beim ersten Allarm. Als er sich ganz verlassen sah, warf auch er sich auf ein Pferd, schlug sich mit vier seiner Leute durch die Angreifer durch, und erreichte nach mehrtägigem Umherirren und nach furchtbaren Leiden, von Hunger und Durst mehr todt als lebendig, Motito. Wir hielten hier einen Tag, um uns den Freuden der Jagd zu ergeben. Ungeheure Massen von Quaggas und gefleckten Gnus, deren Zahl ich auf 15,000 schätzte, wurden aufgejagt. Das Geräusch ihrer Hufen glich dem furchtbaren Toben eines Gewitters, und die purpurrothen Saffaybys und glänzend roth und gelben Hartebeests, die ihre bunten Farben darunter mischten, die langen Hälse der Strauße, die gleich Thürmen aus dieser wandelnden Thiermauer hervorragten, gaben ein Gemälde, das zu beschreiben jede Feder zu schwach ist. Hart hinter uns folgten die Wilden, tödteten mit einem Stoß ins Rückgrat die verwundeten Thiere, und bedeckten sie mit Zweigen, um sie vor den Geyern zu schützen, die gleich schwarzen Punkten in unerreichbarer Höhe über uns schwebten, und wie der Blitz herabschossen, sobald unsere Büchsen knallten. Als wir weiter gingen, bemerkten wir unter dem Schatten eines Baumes zwei seltsame Gestalten, die wir sogleich als zwei Elends erkannten, welche von den Wilden mit dem jauchzenden Zurufe „Impuso, Impuso!“ begrüßt wurden. Ich schoß das eine dieser schönen Thiere, und wollte mich eben daran machen, es abzuzeichnen, als die Wilden herbeieilten, und mit lärmender, gieriger Fröhlichkeit das Blut ihm aussaugten.

Die Gestalt dieser Antilope gleicht sehr dem eines gut gehaltenen Ochsen von Guzerat; sie werden oft 19 Fäuste hoch, und wiegen 2000 Pfund. Der Kopf ist ganz der einer Antilope, leicht, anmuthig, knochig, mit einem Paar herrlicher Hörner, die spiralförmig nach hinten gebogen und gegen zwei Fuß lang sind. Eine breite, starke Wamme, mit braunem Haar besetzt, reicht bis an die Knie. Die Farbe wechselt sehr mit dem Alter, manchmal schwarzbraun, bei andern aschenblau mit einem Anflug von Oker, in manchen sogar sandgrau, dem Weißen nähernd. Das Fleisch wird in Afrika sehr geschätzt, und hat den Geschmack von Rindfleisch, nur ist es zarter und feiner.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuen geographischen Entdeckungen, nach Eyries.

Die Nouvelles Annales des Voyages haben mit dem Jahre 1840 eine neue vierte Serie begonnen, die in mancher Hinsicht eine sorgfältigere Behandlung und namentlich auch eine raschere Mittheilung verspricht. Den Anfang des ersten Heftes macht eine Uebersicht der geographischen Entdeckungen seit dem Jahre 1819, von dem bekannten Geographen Eyries verfaßt. Wegen ihrer Gründigkeit und relativen Vollständigkeit theilen wir solche mit, da wir später in nöthigen Fällen leicht darauf verweisen können.

Asien.

Wir wenden unsere Blicke zuerst nach den nördlichen Küsten von Asien, welche von dem Eismeere bespült werden, das im Laufe des ganzen Jahres nur wenige Tage fahrbar ist. Nur dem gebildeten Menschen ist es durch die Gewalt, welche er sich über die Elemente zu verschaffen gewußt hat, möglich, den Hindernissen zu widerstehen, welche ihn fast rastlos auf diesem Meeresstriche verfolgen: bald sind es die dichten Eismassen, bald die heftigen Winde, bald das mörderische Klima; nicht immer gelingt es ihm, sie zu besiegen, seine Kühnheit und sein Muth werden oft gebrochen, und selbst seine Beharrlichkeit wird nutzlos. Bekanntlich liegt im Norden von Europa und Asien, gegenüber dem Meerbusen von Kara, welcher seinen Namen von einem Flusse erhalten hat, dessen Lauf einen Theil der Gränze zwischen diesen beiden Welttheilen bildet, die große Insel Nowaia Zemlia. Dieser ungastliche Boden, welcher nur von Eisbären, Füchsen und einigen Gattungen von Ratten bewohnt wird, wird nur von russischen Fischern und Jägern besucht, welche, wenn sie in den langen Sommertagen dort landen, nie unterlassen, das zum Kochen und zu ihrer Erwärmung nöthige Holz mitzubringen, denn der Boden bringt dort nur das dürftigste, niedrigste Gesträuche hervor. Die Südwestküsten sind hinlänglich bekannt, da sie sich zuerst den Schiffen zeigen, die von dieser Seite kommen; diese folgen dann häufig den westlichen Küsten, und gelangen so wieder in den Hafen von Archangel, aus welchem sie gewöhnlich ausgelaufen sind. Die nördlichen Küsten sind bis jetzt nur höchst unvollständig untersucht worden, und die östlichen, fast immer mit Eis bedeckt, waren zwar schon das Ziel verschiedener Fahrten, von welchen jedoch die meisten unglücklich ausfielen.

Von den Jahren 1819 bis 1824 ließ die russische Regierung fünf Expeditionen nach Nowaia Zemlia abgehen. Die erste stand unter der Leitung des Hrn. Lazareff, Schiffslieutenants der kaiserlichen Flotte, die andern vier wurden von Hrn. Lütke, einem Officier desselben Corps, befehligt. Der Hauptplan der Expedition jedoch, die östliche Küste dieses großen Landtheiles zu befahren, scheiterte jedesmal. Allerdings gelangte Lütke auf seiner ersten Reise an der westlichen Küste bis zu 75° B., bei seiner zweiten im Jahre 1821 an das nordöstliche Cap (76° 54 St.); er durchforschte alsdann den Matoschkin-Scher, eine Meerenge, welche von Westen nach Osten Nowaia Zemlia in zwei fast ganz gleiche Hälften theilt, aber vergebens versuchte er die Südküste aufzunehmen.

Der Plan, diese Seestriche zu untersuchen, wurde daher abermals von der Regierung aufgegeben, jedoch im Jahre 1832 durch Brandt, einen Kaufmann in Archangel, von neuem aufgegriffen. Von den drei Schiffen, welche dazu ausgerüstet wurden, sollte das eine bloß an der westlichen Küste hinsegeln und sich mit dem Wallroßfange beschäftigen; seine Reise war glücklich, und es kehrte zur bestimmten Zeit mit reicher Schiffsladung zurück. Das zweite Schiff, welches der Lieutenant Trutow befehligte, wurde durch einen dichten Nebel von den übrigen getrennt, und das Schicksal des dritten, welches unter Pachtusews Befehlen stand, war lange Zeit ein Geheimniß, bis die Trümmer eines Schiffbruches, welche später in der Gegend von Matoschkin-Scher gefunden wurden, und unter welchen man einzelne Dinge erkannte, die ihm gehört hatten, keinen Zweifel mehr über sein trauriges Schicksal ließen. Pachtusew fuhr anfangs längs der südlichen Küste von Nowaia Zemlia hin und segelte gegen Osten, aber am 31 August wurde er vom Eis aufgehalten, und später genöthigt, sich eine Hütte zu bauen, in welcher er mit seiner Mannschaft den Winter zubrachte. Im März des folgenden Jahres versuchte er, über dem Eise hingehend, die Inseln in der Nähe der Bucht, in welche er sich gerettet, zu untersuchen. Ein fürchterlicher Sturm machte seine Anstrengungen zu nichte. Als das Meer offen war, fuhr er am 24 Junius längs der östlichen Küste von neuem auf Entdeckungen aus, aber furchtbare Eisschollen hemmten seinen Lauf, er kehrte dann um, und ein Windstoß warf ihn an der Mündung der Petschora an die Ufer des Continents.

Im Jahre 1834 wurde von der Regierung eine neue Expedition den HH. Pachtusew und Ziwolka anvertraut. Beide Schiffe gelangten nicht ohne Anstrengung an den Matoschkin-Scher, liefen trotz dem Eise ein, aber dieses verhinderte sie an der Umkehr, und sie sahen sich genöthigt, an der westlichen Seite des Einganges in die Meerenge zu überwintern. Während der strengen Jahreszeit unternahmen sie Ausflüge zu Lande: Ziwolka sah, daß die östlichen Küsten viel häufiger als die westlichen von Buchten und Meerbusen unterbrochen wären, und einige so tief seyen, daß es unmöglich war zu bestimmen, ob sie nicht den Eingang von Meerengen bildeten. Pachtusew ließ eine Schaluppe bauen und fuhr längs der Westküste hin gegen Norden. Den 8 Julius wurde sie von dem Eise zertrümmert, der Mannschaft jedoch gelang es sich ans Land zu retten, unter 75° 45′ der Breite. Pachtusew benutzte seine Leute, das Land nach verschiedenen Richtungen hin durchstreifen zu lassen, und ein Schifferboot erlöste sie endlich aus ihrer traurigen Lage; mit seinen Gefährten vereint, versuchten sie noch einmal die Ostküste zu erreichen, wurden aber abermals vom Eise abgehalten, und mußten nach Archangel zurückkehren.

Im Jahre 1837 ging Hr. Bär, Mitglied der Akademie der Wissenschaften von Petersburg, mit noch mehreren andern Gelehrten am 19 Junius von Archangel ab. Obgleich widrige Winde sie verhinderten, die Nordküste von Nowaia Zemlia zu untersuchen, und obgleich sie auf dem interessantesten Punkt ihrer Reise zehn Tage dadurch verloren, daß sie mit beständigen Stürmen zu kämpfen hatten, und noch dazu, so lange sie in diesen nördlichen Gegenden verweilten, nie 24 Stunden hintereinander schönes Wetter behielten, bezeugen doch Personen, welche mit dem Klima dieser nördlichen Gegenden genau bekannt sind, daß Hr. Bär während eines Sommers dort gewesen sey, der viel milder als die gewöhnlichen war. Der Matoschkin-Scher und der Kostin-Scher, welcher mehr südlich liegt, wurden untersucht, und sehr interessante Beobachtungen über die Felsen und die wenigen Gewächse der Insel gemacht. Die Expedition kehrte am 11 September in den Hafen von Archangel zurück. Aber alles bisher Angeführte vermochte nur einen Theil der Aufgabe zu lösen, die man sich ganz zu lösen vorgenommen hatte. Viel interessante und nützliche Entdeckungen machte Lütke auf seiner zweiten Reise, und es geht aus Pachtusews Beobachtungen hervor, daß Nowaia Zemlia viel schmaler ist, als man früher vermuthete.

Die russische Regierung schickte im Jahre 1838 wieder eine Expedition nach Nowaia Zemlia; sie sollte den Winter dort zubringen und im Jahre 1839 zurückkehren. Kürzlich wurde ihre Wiederkehr angezeigt. Doch zum Unglück für die Interessen der Wissenschaft ist der Schiffslieutenant Siebolski, welcher das Schiff befehligte, kurze Zeit, nachdem es in Archangel eingelaufen, gestorben.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1840.

Baumpflanzungen im Steppenboden Rußlands.

Die Frage, ob der Steppenboden Südrußlands sich mit Wald- und Fruchtbäumen in größerem Maaße anbauen lasse, ist für diesen ganzen ungeheuren Landstrich von größter Wichtigkeit, denn nur, wenn dieß gelingt, darf man sich versprechen, daß das Klima nicht immer unangenehmer werde, d. h. immer mehr von einem Extrem zum andern übergehe. Längs der Wolga bestanden früher ausgedehnte Wälder, sie sind aber im Laufe der Jahrhunderte größtentheils ausgerottet worden, wie man vermuthet, hauptsächlich durch die nomadisch umherziehenden Mongolen und Tataren. Seit jener Zeit sind die Wälder immer mehr zusammengeschmolzen, und im Wolgagebiet herrscht deßhalb nicht bloß große Holznoth, sondern dieser Strom selbst wird, wie der Ural und einige andere dortige Flüsse, zusehends seichter. Das Offenwerden des Landes im Osten blieb nicht ohne Wirkung für die westlichen Steppen, und man will bemerkt haben, daß die beiden Extreme der Temperatur in derselben seit hundert Jahren nicht unbedeutend sich gesteigert hätten. Darum werden seit geraumer Zeit immer mehr Versuche angestellt, den Steppenboden mit Bäumen zu bepflanzen. In den „Vaterländischen Memoiren" vom Februar d. J. hat ein Hr. Meyer, der seit 34 Jahren im Nowosilschen Kreise (Gouv. Tula) Versuche angestellt, seine Beobachtungen bekannt gemacht, da sie aber größtentheils näher auf die forstliche Behandlung eingehen, so heben wir bloß einige allgemeinere Bemerkungen heraus. „Die Dammerde des Steppenbodens ist ohne starke Düngung durchaus ungeeignet zur Hervorbringung von Laubhölzern, und ist wahrhaft todt. — Es vergeht eine geraume Zeit, bis die gesäeten und mit aller Mühe gepflanzten Bäume anfangen, mit der ihrer Gattung eigenthümlichen Schnelligkeit zu wachsen. Ihr Wachsthum wird sehr beschleunigt, wenn das zwischen ihnen emporwachsende Buschwerk anfängt, den Boden zu beschatten, oder wenn man, wo kein solches Buschwerk vorhanden ist, den Boden zwischen den Bäumen mit Stroh bedeckt; sie beginnen aber erst dann mit der ihnen eigenthümlichen Schnelligkeit zu wachsen, wenn ihre Wurzeln den unten liegenden Thon erreichen; dann nimmt auch die Rinde eine frische und gesunde Farbe an: dieß zeigt sich hauptsächlich an der Eiche, der Linde und an dem baumartigen Haselstrauch." Der Verfasser schließt die allgemeinen Bemerkungen mit der Angabe, daß derjenige, der ein Steppenland mit Bäumen anpflanzen wolle, jedenfalls, was auch seine spätern Absichten seyn möchten, mit Fichten und Birken beginnen müsse. Ausführbar erscheinen solche Vorschläge und Versuche freilich nur in einem Lande, wo einzelne Güterbesitzer über weite Strecken Landes verfügen.

Bemerkungen über Schweden.

Die Armee.

(Schluß.)

Die Klagen über die Kostspieligkeit und das Unzureichende der Indelta-Armee sind schon alt; sie wurden schon vor der Revolution von 1809 ausgesprochen und seitdem immer lauter. Die Reichsstände des Jahres 1810 hatten schon auf eine Veränderung und Verbesserung angetragen, und im Jahre 1812 wurde auf wiederholtes Andringen der Stände ein Antrag zu einer allgemeinen Bewaffnung gemacht und von den Ständen mit geringen Modificationen angenommen. Wie weit umfassend dieser Vorschlag war, mag man unter Anderm daraus abnehmen, daß nach dem Antrag der Stände „wo möglich in jedem Dorfe oder, wenn diese sehr klein seyen, höchstens für zwei ein Verwahrungshaus für die Waffen und sonstige Effecten der Bevärings manskap errichtet werden sollte." Indeß blieb wegen des Kriegs die Sache unausgeführt. Auf dem Reichstag von 1815 erwartete man nun einen allgemeinen Plan zur Einrichtung des Kriegswesens, berechnet auf die Mitwirkung Norwegens zur Vertheidigung der ganzen skandinavischen Halbinsel; da jedoch das norwegische Heerwesen erst auf dem Storthing des Jahres 1815 einigermaßen geordnet werden sollte, so glaubten die Stände sich nicht befugt, die Regierung an eine neue Einrichtung des schwedischen Heerwesens zu mahnen. Aber auch im J. 1818 erfolgte nichts, als daß ein Haufe partieller Reglements über die Armee vorgelegt wurde, und wenn man dieß auch noch mit dem Umstand entschuldigte, daß damals eine financielle Krisis eintrat, daß Karl XIII starb, und Karl Johann

den Thron bestieg, so fand man keinen gleichen Entschuldigungsgrund, als auch auf den folgenden Reichstagen und bis jetzt nichts geschah, so daß man endlich auf diesem Reichstag in ziemlich harter Weise der Regierung erklärte, sie möchte die Garderegimenter wenigstens auf die Hälfte herabsetzen. Besonders brachte ein Hr. Martenson im Bauernstand diese Sache in Antrag, und seine Rede klang ziemlich schonungslos; unter Anderm machte er darauf aufmerksam, daß die gewerbene Armee nahe an eine Million Rthlr. koste, und davon für die nothwendigen Artillerieregimenter und die wermländischen Feldjäger nicht ganz die Hälfte, für die Garderregimenter aber über eine halbe Million verwendet werde.

Erwägt man die relative Armuth Schwedens und die große Masse hochbesoldeter Officiere, seine gefährliche, jedem Angriff bloßgestellte Lage, und das Unzureichende in dem ganzen Militärsystem bei einem Aufwande von 7 Millionen, mit Einschluß der Flotte, so läßt sich die Klage über unnöthigen und verderblichen Luxus begreifen. In einem so geldarmen Lande, wie Schweden, ist man dringend darauf hingewiesen, nur das Nützliche und Nothwendige zu thun. Schon im Jahre 1818 hatten die Stände ausdrücklich mit Bezugnahme auf das im J. 1810 gestellte Begehren auf eine allgemeine Bewaffnung (allmän beväpning), d. h. auf ein durchgeführtes Landwehrsystem hingewiesen, als auf das einzige Mittel, das Reich im Fall eines Krieges wirksam zu vertheidigen, und im Frieden nicht allzusehr zu belästigen, aber man liebte das Soldatenspiel, zog Lustlager zusammen, und gab für diese nahe an eine halbe Million aus, ohne daß ein wesentlicher Nutzen damit erzielt worden wäre, denn diese Lustlager hatten mit dem gewöhnlichen Zusammenziehen der eingetheilten Armee wenig zu thun.

Die Wünsche, die man hinsichtlich des Militärwesens hegt, sind sehr einfach, und berechnet auf den Zustand des schwedischen Volks, wovon fast neun Zehntheile auf dem Lande verbreitet wohnen. Jeder District soll für sich ein kleines Corps bilden, dem eine geringe Anzahl eingetheilter Truppen nebst den nöthigen Officieren und Unterofficieren als Stamm und Kern dient. Gegenwartig werden 12,500 Mann jährlich exercirt, freilich ziemlich unvollständig; der Wunsch ist, daß nahezu die gesammte Jugend eines Jahres, nämlich etwa 18,000 Menschen jährlich, im Umkreise ihres Districts eingeübt, und dann wieder entlassen werde; wird dieß nur zehn Jahre fortgesetzt, so findet sich so viel waffenfähige Mannschaft, daß selbst ein einzelner District, wenn er unerwartet überfallen werden sollte, sich so lange behaupten kann, bis man ihm von andern Seiten zu Hülfe kommt. Da schon jetzt auch die Cavallerie, mit Ausnahme der Garde, auf dem Lande eingetheilt ist, und jedes Jahr in ähnlicher Weise wie die Infanterie zusammengezogen und geübt wird, so stände die Infanterie nicht ganz vereinzelt. Ein solcher Vorschlag mag manchem Officier in unsern dichtbevölkerten Ländern chimärisch vorkommen, ist es aber in Schweden, wo der Einzelne in dem weiten Lande auf seinem Fleckchen Boden viel unabhängiger und freier ist, keineswegs; vielmehr ist ein solches System das einzige, welches Schweden in den Stand setzen kann, nöthigenfalls eine zahlreiche Armee aufzubringen. Das Beispiel, welches General Stenbock im J. 1710 gab während der Abwesenheit Karls XII aus seinem Reiche und nach dem furchtbaren Menschenverluste, den Schweden durch die Kriegszüge dieses Königs erlitten hatte, kann zeigen, was ein solches System zu leisten im Stande ist, denn das Indeltasystem der damaligen Zeit glich großentheils der allgemeinen Bewaffnung, wie man sie in jetziger Zeit verlangt. Die Dänen brachen in Schweden ein, aber Stenbock raffte schnell 20,000 M., theils alte, theils neue Truppen zusammen, die ohne Uniform und schlecht bewaffnet bei Helsingberg die wohlgerüsteten Dänen aufs Haupt schlugen. Ein abgehärtetes, arbeitsames und genügsames Volk — denn den demoralisirten Zustand einzelner Städte, namentlich Stockholms, darf man keineswegs dem ganzen Land aufbürden, — liefert geborne Soldaten, die mit wenig Unterricht dem Feinde Mann zu stehen wissen, und da Schweden keine auswärtigen Besitzungen mehr, sondern nur seinen Boden zu vertheidigen hat, so glaubt man, daß ein so einfaches Militärsystem auch ausreichen werde. Leider aber ist auch hier die reinmilitärische Frage mit der politischen Frage verknüpft, was aus dem zahlreichen, jungen Adel werden soll, wenn er nicht mehr Unterkunft in der stehenden Armee und auf einer Linienflotte findet; man geht ihm in den Civilämtern zu Leibe, und will ihm auch noch den Militärdienst, wenn auch nicht abschneiden, doch sehr verkürzen.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

In der folgenden Nacht wurden wir durch ein ungewöhnliches Getümmel aus dem Schlafe geweckt: von panischem Schrecken ergriffen, stürzte unser ganzer Viehstand aus dem Gehäge auf die Ebene hinaus. Die Nacht war außerordentlich finster und alle Feuer ausgegangen; unsere Leute schrien und tobten, die Hottentotten schossen nach allen Richtungen, und als wir ein Licht anzündeten, bemerkten wir, daß drei Löwen in das Gehäge gedrungen waren und zwei Schafe erwürgt hatten. Die Pferde kamen nach einer Weile von selbst wieder, und bei Tagesanbruch schickten wir die Hottentotten aus, die Ochsen und Schafe hereinzubringen. Die Wilden brachten uns die Schafe, aber die Ochsen, meinten die Hottentotten, seyen nur mit Pferden einzuholen, da sie wohl nicht stehen würden, bis sie in Kuruman wären. Da wir ihnen keine Pferde und Munition geben wollten, versagten sie uns den Dienst, und später erfuhren wir, daß es eine abgeredete Sache war, uns mit so viel Beute, als sie erlangen könnten, zu verlassen, und in die Colonie zurückzukehren. Am Nachmittage gingen wir über den Fluß und lagerten auf dem Gipfel eines Hügels, um uns gegen einen zweiten Ueberfall der Löwen zu sichern, und gegen Abend brachten uns unsere Freunde, die Batlapi, die Ochsen, die sie zwölf Meilen davon getroffen hatten. Sie wurden mit Tabak und einem Feuerzeug belohnt. Ein Pferd, das entlaufen war, bekamen wir nicht wieder: es war, wie wir später erfuhren, nach dem Hofe in New-Hantam, wo es aufgezogen worden, 500 (engl.) Meilen weit, zurückgekehrt.

Auch am folgenden Tage, wo wir unsere Reise fortsetzten, ergötzten wir uns mit der Jagd der Hartebeests und Sassaybys, deren Häute, ihrer Weichheit und schönen Farbe wegen, von den Wilden gern als Mantel gebraucht werden. Geschmeidig werden sie durch Reiben, Dehnen und Schaben gemacht, und deßhalb tragen sie sie stets mit sich herum, und beschäftigen sich mit ihnen als eine Art Zeitvertreib. Die Sassaybys haben übrigens, wie das Gnu, im Gehirn große, weiße Maden — eine Erscheinung, die ich nicht glauben wollte, bis ich mich selbst davon überzeugt habe. Am Abend erreichten wir den Fluß Molopo, die westliche Gränze von dem Gebiete des Mosielatzi, dessen breites, seichtes Bett voll Moorgrund nur in der Mitte einen tiefen, zehn Yards weiten Strom hat, und völlig mit hohem Schilf überwachsen ist. Wir überschritten ihn noch am selben Abend, wurden aber in der Nacht von den Flußpferden, die hier ungemein häufig sind, beunruhigt. — Am 17 endlich erbot sich Andries voraus nach Mosega zu reiten, und unsere Ankunft dem Könige zu melden, was wir gern annahmen. Die Nacht war regnicht und stürmisch gewesen, und die Löwen hatten unsere Thiere zu wiederholtenmalen aufgeschreckt — nur mit Mühe hatten wir sie zusammengehalten; — aber der Morgen war heiter, nichts hinderte die Fortsetzung unserer Reise, und um 4 Uhr des Nachmittags hielten wir am Fluß Mimori, fünf Meilen von Mosega. Eine Reihe von Seen zur linken Seite unseres Lagers enthielt eine Heerde Büffel. Ihre furchtbaren Köpfe standen gleich Felsmassen aus dem mit Schilf bewachsenen Wasser hervor, während ihr ganzer übriger Körper sich unter dem Wasser befand. Ich verwundete einen, und suchte ihn zu hetzen, aber der scharfsteinige Felsenboden zerschnitt die unbeschlagenen Hufe meines Pferdes, das ich ganz lahm zu den Wagen zurückbrachte.

Noch an demselben Abend wurden wir durch die Ankunft von vier Matabili-Kriegern aus Mosega überrascht, welche von dem Vicegouverneur eine freundliche Einladung brachten. Hoch gewachsen, wohlgebaut und von regelmäßigen Gesichtszügen, übertrafen sie bei weitem alle Stämme, die wir bisher gesehen. Ihre Köpfe waren geschoren und hatten nur einen ovalen, an der Kopfhaut befestigten Ring. Eine breite Oeffnung in ihren Ohrläppchen enthält eine kleine Schnupftabaksdose aus Kürbiß; ihr Anzug bestand aus einem ledernen Gürtel mit einigen Streifen Katzenfell vorn und hinten, und jeder war mit zwei kurzen Wurfspießen und einem knorrigen Stocke zum Werfen bewaffnet. Wir hießen sie herzlich willkommen bei unserm Abendbrod und überließen es ihnen später, sich am Flusse ein bequemes Lager zu suchen. Mit Tagesanbruch brachen wir am folgenden Morgen auf und begegneten auf einer Anhöhe dem Statthalter Mosolekatzi's, einer langen athletischen Gestalt von gebietendem Ansehen, doch auf dem linken Auge blind. Ein allgemeines Grüßen begann jetzt, und dann ging die Dose feierlich im Kreise herum, — denn so wenig auch die Bewohner des Landes Freunde des Rauchens sind, so leidenschaftlich lieben sie das Schnupfen.

Unter dem Zusammenströmen einer zahllosen Menge von Frauen und Kindern zogen wir in Mosega ein, und begaben uns in das Missionshaus. Dr. Wilson, der Missionär, suchte uns abzuhalten, zum König zu gehen, der, seit die Mission sich in seiner Hauptstadt niedergelassen, seine Wohnung in einen Kraal, 50 Meilen weiter, verlegt hat. Doch wir waren schon zu weit vorgegangen, um zurückzugehen, wie trüb und beunruhigend auch die Berichte lauteten, die uns Dr. Wilson von dem herrischen Könige, seiner Grausamkeit, Willkür und Heftigkeit, mittheilte, und als wir am folgenden Tage von einer Büffeljagd heimkehrten — denn wir wollten unsere Vorräthe gern so lang als möglich sparen — erhielten wir die Nachricht, daß einige Boten vom König angekommen seyen, die uns zur möglichsten Eile antrieben, da der König sehr begierig sey, uns zu sehen. Wohl hatte Dr. Wilson keinen Grund, uns eine günstige Aufnahme bei dem König zu versprechen, da dieser allen seinen Unterthanen jeden Umgang mit den Missionären untersagt, ja diesen sogar verboten hatte, ihnen Dienste zu leisten; dennoch eilten wir am 22 von Mosega mit den fröhlichsten Hoffnungen hinweg, die nur dadurch ein wenig gedrückt wurden, daß wir aus dem Betragen der Wilden, welche uns die Einladung des Königs gebracht hatten, abnehmen mußten, daß sie eher Spione als Führer waren, und uns und unser Gepäck unter strenger Controle hielten.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuen geographischen Entdeckungen.

Asien.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nun auf das feste Land von Asien über. Hr. Doctor Ermann ging in dem Jahre 1828, nachdem er über den Ural gezogen, in die von dem Irtysch und Ob durchströmte Ebene, und folgte diesen Flüssen bis an das Eismeer. Er beobachtete genau die Beschaffenheit des Bodens und des Klima's, so wie die Sitten und Gebräuche der Völker. In Obdorsk unter dem Polarkreise ließ er am 8 December ein 19 Fuß 3 Zoll tiefes Loch graben. Die äußere Temperatur zeigte 25°, und der Thermometer stieg in der Tiefe dieses Loches nicht um einen ganzen Grad, wodurch erwiesen wurde, daß die Erde in Obdorsk niemals aufthaut.

Hr. Ermann traf in dieser Stadt Hrn. Iwanoff, Steuermann in der kaiserlichen Flotte, welcher seit sieben Jahren damit beschäftigt war, die Küsten des Eismeeres von der Mündung der Petschora bis zu der des Ob aufzunehmen. Den Herbst vorher hatte er den größten Theil einer Arbeit beendet, indem er sich dabei der mit Rennthieren gezogenen Schlitten der Ostiaken und Samojeden bediente, und so auch die Tundras oder Sumpfgegenden besichtigen konnte. Iwanow hatte die Insel Waigatsch, von den Samojeden Khaiodeia genannt, untersucht. Die Kälte und andere atmosphärische Erscheinungen zerstören fortwährend die 200 Fuß hohen Felsenmassen, welche die Ufer dieser Insel bilden, und die Trümmer, welche dann lange von den Wellen hin und her getrieben werden, verstopfen endlich die Mündung der Flüsse. Ebbe und Fluth sind längs dem Eismeere gleichförmig und erheben sich kaum zwei Fuß hoch, nur in der stürmenden Zeit erstreckt sie sich manchmal von dem Winde getrieben bis nach Obdorsk. Hr. Ermann gibt in seinen Beobachtungen der Mündung des Ob eine östlichere Lage, als sie auf den Karten bezeichnet wird. Das folgende Jahr ging dieser Ge-

kehrte in Sibirien bis nach Ochotsk, und fand, daß die Behauptung von der Strenge des dortigen Klima's, selbst in den südlicher gelegenen Kreisen, nicht übertrieben sey. Ewige Eisfelder sind in den Thälern der nördlichen Kreise nichts Seltenes. Diese Beobachtung verdankt man dem Admiral Wrangel. Dieser Officier hatte mehrere Jahre hindurch die Küsten des Eismeeres, namentlich nach der östlichen Seite hin, untersucht, er brachte die Winter in Nishnei-Kolymsk zu, einer Stadt, welche an dem Zusammenflusse der Kolyma und des Anuy unter 68° 30' N. B. liegt; im Anfange des Januars zeigte der Réaumur'sche Thermometer gewöhnlich — 42°. Hr. Wrangel hat sehr gute Karten von diesen Gegenden entworfen, aber sie sind nicht veröffentlicht worden.*) Manchmal machte er seine Excursionen im Winter, und dann reisten er und seine Begleiter in Schlitten, welche mit Hunden bespannt waren. Gegen das Ende des Winters war das Eis nur mehr zollDick; er brachte die Nacht in einem Zelte zu, häufig traf er Oeffnungen von 5 bis 7 Fuß Breite in dem Eis, und alle Nacht machte ein heftiger Nord- oder Nordwestwind den Boden unter den Abenteurern erbeben. Oefters machte er sich im Monat März auf die Reise — ein Zeitpunkt, der keineswegs für gefährlich gilt, sondern vielmehr gewöhnlich zu Ausflügen über das Eis gewählt wird.

Im Jahre 1821 begann der Winter an den Mündungen des Kolyma am 22 August. In einem Zeitraume von drei Jahren unternahm Hr. Wrangel drei Reisen auf dem Eise. Zwei davon hatten zum Ziele, die genaue Lage des Schelagskoi-Nos, des nordöstlichen Caps von Asien, kennen zu lernen. Bei den übrigen ging er über das Eismeer, um einige wirkliche oder vermeintliche Länder aufzusuchen. Er fand keines, obgleich die Tschuktschen dem muthigen Seefahrer versichert hatten, es läge 50 Meilen nordöstlich vom Schelagskoi-Nos ein Land, welches man sogar bei hellem Wetter vom festen Lande aus sehen könne. Hr. Wrangel wollte sich von der Wahrheit dieser Angaben überzeugen, aber ein furchtbarer Sturm ereilte ihn, welcher mehrere Tage dauerte und die Eisfelder zertrümmerte, so daß er und seine Genossen, auf einem losgerissenen Eisstück gegen Süden getrieben, ungewiß waren, ob es ihnen noch möglich seyn könnte, das Land zu erreichen. Sie blieben mehrere Tage ohne Feuer und ohne Lebensmittel, und dennoch wußte Wrangel mit heldenmüthigem Eifer für die geographische Wissenschaft selbst diese trostlosen Tage zu benutzen, um eine bedeutende Strecke der Küste zu untersuchen.

Dieß ist ungefähr das Ergebniß dieser Forschungen im Allgemeinen. Zehn Monate hindurch ist das Meer dermaßen gefroren, daß man nur Eisberge erblickt; im August und September sprengen sich diese Massen, aber die Zwischenräume sind zu klein, als daß ein Schiff hindurchsegeln könnte. Die Küsten und Mündungen der Flüsse wechseln oft ihre Gestalt durch die ungeheure Masse von Erde, Bäumen und selbst mächtigen Felsstücken, welche das Wasser auf weite Strecken von dem festen Lande weg mit sich fortführt, und welche mit der Zeit die ganze Form des Gestades ändern müssen, denn die Flüsse, welche sich in das Eismeer ergießen, sind sehr zahlreich.

Doch verlassen wir jetzt diese Eisküsten, die dem Seefahrer nicht den mindesten Nutzen gewähren, und wenden wir uns nach dem Osten des Uralgebirges.

Man hat lange angenommen, daß sich diese Gebirgskette im Süden bis an die Altai-Gebirge fortsetze. Die Reisen, welche in einem Zeitraume von ungefähr 20 Jahren dahin unternommen wurden, zeigten aber, daß ihre südliche Spitze gegen Südwest hin in Einen Zweig ausläuft, welchen man bis zu den Mughodjar-Bergen verfolgen kann, im Osten hingegen nur unbedeutende Anhöhen sich finden, einfache Landrücken, welche die verschiedenen Gewässer von einander scheiden.

Die Forscher, welchen wir diese Beobachtungen verdanken, sind die HH. v. Humboldt, Ehrenberg und G. Rose. Sie traten ihre Reise in dem Jahre 1829 an, besuchten den Ural, dessen höchste Gipfel kaum 1600 bis 1800 Metres betragen, gingen dann nach dem Altai, von da in die chinesische Dsungarei, kehrten durch die Steppe der Kirghisen der mittlern Horde zurück und besuchten den südlichen Theil des Ural. Man hatte in diesem Gebirge schon Platina gefunden. Hr. v. Humboldt schloß aus Untersuchung des Bodens, daß man hier Diamanten finden würde, und weitere Nachforschungen bestätigten die Richtigkeit seiner Vorhersagung, aber man fand die Diamanten nur auf dem europäischen Abhange der Gebirgskette. Die Nachrichten, welche Hr. v. Humboldt aus dem Munde der Tataren, Bucharen und Taschkenter über die im Innern Asiens ihnen benachbarten Länder erhielt, gewährten ihm Aufklärung über mehrere höchst interessante Umstände. Südöstlich vom Tarbagatai, einer hohen Gebirgskette, breitet sich der See Olakul aus, in dessen Mitte sich ein kegelförmiger Berg erhebt, welcher ehemals Feuer auswarf. Zwei Vulcane, welche von den Chinesen der eine Pe-schan, der andere Ho-tschen genannt werden, finden sich in dem chinesischen Turkestan; die Solfatara von Urumtsi, und diejenige einer Spalte in der Nähe des Sees Darlai in demselben Lande, welche Ammoniakdünste ausströmt, beweisen, daß sich vulcanische Erscheinungen in dem Innern von Asien, in einer Entfernung von 3 bis 400 Meilen von dem Meere, vorfinden. — Die Forschungen der HH. Klaproth und Abel Rémusat, welchen wir diese Entdeckungen danken, haben sich durch die Erzählungen der Eingebornen bestätigt.

Die Gruppen des Altai-Gebirges wurden im Jahre 1826 von den HH. Lebedur, Meyer und Bunge durchreist: sie machten ihre Reise theils vereint, theils einzeln, und untersuchten den Oberlauf des Irtysch und seiner Zuflüsse, über welche man bisher noch wenig Nachrichten hatte. Hr. Bunge fand bei seinen kühnen Excursionen, daß die höchste Spitze dieses Gebirges der Iyiltau (Gottesberg) oder Alas-tau (kahle Berg) der Kalmüken sey. Seine Höhe beträgt mindestens 1787 Toisen. — Die Forschungen dieser Reisenden und diejenigen des Hrn. Lewschin haben die Ansichten, welche man früher über die Lage und Ausdehnung dieses Gebirges hatte, sehr berichtigt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hr. Eyries scheint bei der Abfassung die kürzlich von Engelhardt bei Voß in Berlin herausgegebene Reise Wrangels noch nicht gekannt zu haben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 44 u. 45** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Kinderschriften von S. T. Coleridge's Tochter. — Carlo Varese.** (Fortsetzung.) — **Neuere dänische Literatur.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Bogen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wirthmann.

Nr. 44 u. 45.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 April 1840.

Kinderschriften von S. T. Coleridge's Tochter.

Unter dem Titel: des kleinen Derwents Frühstück, hat die Tochter des berühmten S. T. Coleridge eine kleine Sammlung von Gedichten für Kinder von etwa sieben Jahren herausgegeben. Je einfältiger und ärmlicher meist solche Kinderbücher sind, um so mehr verdient eine Ausnahme von dieser traurigen Regel Anerkennung. Die Gedichte sind, obwohl ganz einfach und für eine geringe Fassungskraft berechnet, doch durchaus nicht läppisch, sondern in den Gedanken und Gefühlen ansprechend, im Ausdruck poetisch. Wir geben ein paar in der Uebersetzung:

Frühaufstehen.

Auf mit dem Hahn, wenn so munter er kräht,
Wenn von nächtlicher Ruhe die Schöpfung erstteht;
„Komm, lenke den Pflug!“ ruft dem Pächter er zu,
Und er ruft der Magd; „auf melk' deine Kuh!“
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Auf, auf mit der Lerche die himmelan strebt,
Die mit Morgentrillern das Blau durchschwebt,
O folg' ihr aufs Feld voll balsamischem Duft,
Und trink' die gesundheitspendende Luft!
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Auf, auf mit der Biene in der Frühstund! sie lehrt
Kleine Knaben wie viel die Zeit ist werth;
Ihre Bücher sind Blumen, woran sie saugt;
Honig schlürft sie und flieht Unkraut das nichts taugt.
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Auf, auf mit der Ameis', die Vorrath thut ein,
Keine Minute versäumend vom Sonnenschein.
In Jugend und Sommer müht sie sich so,
In Alter und Winter da lebt sie so froh.
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Drum auf, mit den Vögeln sieh's Morgenroth glühn!
Mit der Ameis' und mit der fleißigen Biene;
O fliehe die Faulheit, die schläfrige Klette!
Laß nicht sie sich nahn deinem kleinen Bette!
Wie die Vögel fang' an mit 'nem Lobgesang.
Den Insecten gleich folge der Weisheit Gang:
Dann bist gut und glücklich und froh du, wie sie!
Auf, auf, kleiner Derwent, empor in der Früh'!

Artiger noch als dieß Gedicht ist das folgende, das sich auch durch den nationalen Sinn auszeichnet, welchen man in England auch den Kindern schon einzuflößen nicht für unangemessen hält, was gewiß ganz löblich ist, wenn es mit solcher vernünftigen Mäßigung geschieht, wie hier. Der praktische Sinn der Engländer beurkundet sich in diesem Gedicht darin, daß es mancherlei nützliche geographische, zoologische und botanische Kenntnisse einprägt.

Die westindischen Inseln.

Die Inseln, die schönen im Westen,
Wo gebaut wird das Zuckerrohr,
Sie bringen Gewächse, die besten,
Die köstlichsten, schönsten hervor.

Der Kokus mit labendem Tranke
Wächst, die Tamarinde dort auch!
Dort Aloe, Palme, die schlanke,
Die der Wind wiegt mit kühlendem Hauch.

Die lieblichsten Blumen dort blühen;
Nebst Schlingpflanzen, geschaart,
Die Luft mit Gerüchen durchglühen,
In harmonischen Farben gepaart.

Hell schimmern die farbenfeuchten
Insecten in lustiger Jagd;
Feuerfliegen und Falter leuchten
Wie Sapphir, Gold und Smaragd.

Schöne Vögel, mit Federn ſo prächtig,
Die niſten in jedem Hain,
Indeß der Summkäfer bedächtig
Schlüpft im zarten Blumenkelch ein.

Da liegen viel Muſchelſchaalen,
An Geſtalten und Farben ſo bunt,
Die in unausſprechlichen Zahlen
Spült die Well' empor aus dem Grund.

Schildkröten, die der Feinſchmecker
So preist, die hat man dort friſch,
Und Gutchen, ſo köſtlich und lecker,
Die bei uns man aufſtellt zum Nachtiſch.

Dorther kommen die Früchte, ſo köſtlich,
Orangen und Ananas;
Wurzeln, Kranken heilſam und tröſtlich —
Im Tropenland wächſet all das.

Doch ſo ſchön das klinget und freudig,
Daß man nach dem Lande verlangt:
Gibt's dort auch vieles, was leidig,
Und wovon zu hören man bangt

Denn da fegt die Windsbraut hin — krachend
Stürzen Bäume und Häuſer dahin,
Eh' die Leute, plötzlich erwachend
Vom Schlaf, aus den Wohnungen fliehn.

Zu Häupten die Donner brüllen,
Unten tobet des Meeres Wuth,
Höhnend menſchliche Kraft und Willen —
Blau zucket der Blitze Gluth.

In den Boden ſchmettern die Schloſſen
Die Zuckerrohrernt' um ſie her;
Regen kommen, erſäufend, gefloſſen,
Und machen die Ebne zum Meer.

Prächtig glänzt dort der Vögel Geſchmeide,
Doch es kreiſcht ihrer Stimmen Klang.
Während unſre, in ſchmuckloſem Kleide,
Uns laben das Herz mit Geſang.

Dort mag uns die Feu'rfliег' entzücken,
Und des Schmetterlings Flügelpracht:
Doch Muskitos ſtechen und Mücken,
Und die Klapperſchlang' beißt uns und lacht.

Drum wenn von dem Glück jener Zonen
Du hörſt, und zu reiſen dich ſticht's,
Denk: es geht doch, darin zu wohnen,
Ueber England als Heimath geht nichts!

Recht iſt's, daß ein Engländer immer
Bei dieſem Wahlſpruch hält Stand;
Doch, wenn er gerecht, wird er nimmer
Verachten fremd Volk oder Land.

Jedem Land hat Gott etwas verliehen,
Was es ſeinen Kindern macht werth,
Daß, wer flüchtig, verbannt draus muß ziehen,
Noch voll Sehnſucht ſein Heimathland ehrt.

Dieſelbe Dame iſt auch Verfaſſerin eines, im Jahre 1837 erſchienenen Feenmährchens: Phantasmion, das in ſeiner Art ausgezeichnet zu nennen iſt. Die phantaſtiſche Ader Coleridge's verläugnet ſich in ſeiner Tochter nicht. Hier nun ein paar Proben. Folgendes iſt der Anfang des Mährchens:

„Ein kleiner Knabe verſteckte ſich im Spiel vor ſeiner Wärterin und ſchweifte ganz allein im Garten ſeines Vaters, eines reichen und mächtigen Fürſten, herum. Er folgte den Bienen von Blume zu Blume und wanderte weiter, als er je zuvor gekommen war, bis er an den hohlen Baum gelangte, wo ſie ihren Bau hatten, und ſah ihnen zu, wie ſie in ihr Vorrathshaus ſchlüpften, beladen mit den eingeſammelten Schätzen. Er ſtreckte ſich auf den Raſen hin, lachend und mit ſich ſelbſt plaudernd, und nach einer Weile raufte er einen langen ſteifen Grashalm aus, und war im Begriff, ihn in die Oeffnung des Bienenhauſes hineinzuſtoßen, als eine Stimme, die man nur eben vor dem Summen der Bienen hören konnte, rief: Phantasmion! Nun glaubte das Kind, ſeine Wärterin rufe ihm in ungewohntem Tone, und er fuhr auf und ſagte: „Ach, Leeliba!" und ſah ſich um; aber wie er die Augen aufſchlug, ſah er vor ſich ſtehen eine alte Frau, ſchlanker von Geſtalt als ſeine Wärterin, aber aufrechter und ſtattlicher, und mit einem Geſicht, das ihm bang machte. „Was machſt du hier, Phantasmion?" ſagte die Unbekannte zu dem kleinen Knaben; aber er gab ihr keine Antwort. Dann ſah ſie das Kind ſehr freundlich an, denn es war gar ſchön, und ſagte zu ihm: „für wen hältſt du mich?" und er antwortete: „Zuerſt hielt ich dich für meine Wärterin, aber jetzt ſehe ich, daß du ihr nicht gleichſt." — „Und worin bin ich denn von deiner Wärterin verſchieden?" fragte die Unbekannte. Der Knabe wollte antworten, aber er ſtockte und erröthete, dann nach einer Weile ſagte er: „Ein Unterſchied iſt, daß du Flügel an deinen Schultern haſt und ſie hat keine." —

Es iſt dieß die Fee Potentilla, die, da ſie findet, daß der Knabe offen und großmüthig iſt, ihn zu belohnen beſchließt. Sie nimmt von ihm einen Granatapfel, den er ihr mit Gefahr geholt, den einzigen reifen von einem ganz in der Nähe ſtehenden Baume, ſieht Phantasmion mit Güte an und ſagt zu ihm: „Mein kleiner Phantasmion, jetzt brauchſt du noch keine Fee, um Wunder für dich zu thun, da du noch ſo jung biſt, daß alles, was du ſiehſt, neu und wunderbar iſt in deinen Augen. Aber der Tag muß kommen, wo dir dieß Glück welken und erbleichen wird, wo der Bach, weniger klar als an ſeiner Quelle, nicht mehr ſolche glänzende Bilder ſpiegelt; dann, wenn du wieder zu dieſem Granatbaum kommen und den Namen Potentilla rufen willſt, will ich dir erſcheinen und alle meine Kraft aufbieten, um die Wunder und Entzückungen deiner Jugend zu erneuen und zurückzurufen."

[Es iſt klar, daß, was die Fee dem Knaben verheißt, die Gaben des Genius ſind — des Genius, der für den Einzelnen die Fortdauer der Jugend iſt; doch weiter!]

Phantasmions ſchöne Mutter, die Königin Zalia, ward krank und ſtarb. Als einer der königlichen Gärtner dem Knaben ſagte, daß ſeine Mutter geſtorben ſey, rief er in hochmüthigem Ton: „Wie, wagſt du mir zu ſagen, daß meine Mutter todt ſey!“ — „Geh in ihre Kammer und ſieh!“ antwortete der Mann mit finſterm Ernſt. „Aber wie kann ich ſie ſehen, wenn ſie todt iſt? verſetzte der Knabe mit bedeutendem Lachen. „Kann ich die Wolke von geſtern ſehen an dem klaren Himmel heute? Wie die Wolken, ſo verſchwinden die Todten und wir ſehen ſie nicht mehr.“ — —

Sein Vater Dorimant ſtirbt an vergiftetem Honig, und Phantasmion erbt, noch viel zu jung, den Thron von Palmland. Er findet jedoch einen Freund mit Namen Dariel von Tigridia; da aber dieſer bald von einem Skorpionſtich ſtirbt, wird der junge Prinz ſchwermüthig. Sind nicht alle Perſonen und Dinge, die mit ihm in Verbindung ſtehen, dem Mißgeſchick anheimgefallen? Phantasmion hatte viele Tage in einem Zuſtand tiefer Niedergeſchlagenheit zugebracht, als er an einem heitern Morgen nach einer ſchlafloſen Nacht fortwanderte, und erfriſcht durch die kühle Morgenluft unter den Zweigen eines Granatbaums einſchlummerte. Hier erſcheint ihm wieder die Fee Potentilla. Wie ſie ihren Zauberſtab ſchwingt, erfüllt ſich die Luft mit Schwetterlingen, damit ſich Phantasmion unter ihnen ein Flügelpaar für ſeine Schultern auswählen kann. Im Augenblick, wo Potentilla ihn mit ihrem Stab berührte, durchzückte ſeinen Körper eine Empfindung von Leichtigkeit, und unmittelbar darauf ſah er, daß Flügel um ſeine Schultern ſpielten, Flügel von goldgrüner Farbe mit ſchwarzer Stickerei geziert. Unter einer Smaragdkrone wallten ſeine glänzenden Locken in großen weichen Ringen hervor, und ſpielen um ſeine ſchneeweiße Stirne. Weißfeidne Gewänder floßen über ſeine jugendlichen Glieder, und ſeine lebensvollen Augen, noch jüngſt von Mattigkeit geſchloſſen, ſtrahlten vor freudiger Erwartung, während eine mehr als kindiſche Röthe auf ſeine Wangen ſich ergoß. Potentilla hatte geſehen, wie eine Adlermutter ihre Jungen fliegen lehrte, indem ſie allmählig ihre Kreiſe in der Luft erweiterte, und in einer Spirallinie ſich erhob, welche im Steigen ſich immer ausbreitete, während die Sonne ihr goldenes Gefieder ſchimmern machte; gerade ſo flog ſie vor dem geflügelten Jüngling her, der ihr ſcheu folgte, wohin ſie ihn leitete, zitternd bei ſeinem erſten Aufflug, als er die Erde unter ſich ſah. Aber allmählich Muth faſſend, ſchoß er auf einmal weg von ſeiner Führerin, wie ein Funken von einer ſteigenden Rakete. Er ſchwang ſich hinan, zog Kreiſe und ſchoß empor, und beſchrieb ſo viele verſchiedene Figuren, wie ein Schlittſchuhläufer auf dem Eiſe, während von den Gärten und Blumenwieſen unten Geſang ertönte:

Seht den glänzenden Fremdling!
Auf Flügeln des Zaubers
Schwebt er empor!
Adler, die hoch auf der Berge Kämmen,
Wo des Bergſtromes Lauf die Felsmaſſen hemmen,
Ueber's Meer und die ſchimmernden Küſten ihr blickt:
Werft eu'r ſonnhaftes Aug' auf die lichten Schwingen,
Womit er, auf in den Aether zu dringen,
So herrlich geſchmückt.
Wohin, ha, wohin,
In welch' luſtige Fernen
Nimmt er den Zug?
Seht, o ſeht, wie er einholt die Wolkenmaſſen,
Als wollt' ganz er die grüne Erde verlaſſen!
Ha! jetzt ſenkt er in raſchen Kreiſen den Flug!
Wieder ſchießt er durchs Blau jetzt, wie ein Meteor,
Steigt, ſterngleich zu ſtrahlen,
Siegreich empor!

Bald darauf bekommt Phantasmion das Vermögen, wie eine Heuſchrecke zu hüpfen und reist ſo von Königreich zu Königreich. Später nimmt er die Geſtalt einer Seebremſe und und anderer Inſecten an, bis er endlich die Jungfrau ſeiner Liebe gewinnt, ſeine Feinde beſiegt und ſeinen Thron befeſtigt.

Carlo Vareſe.

(Fortſetzung.)

Mit 16 Jahren verließ Vareſe die Schule von Caſale, nach fünfjährigem Aufenthalte daſelbſt. So lebhaft aber auch ſeine Neigung zum Studium der Medicin ſich offenbarte, ſo ſehr fehlte es ihm von Hauſe aus an zureichenden Mitteln. Doch ſollte gerade er zu den wenigen ausnahmweiſe Begünſtigten gehören, bei welchen die äußerlichen Mängel den inneren Vollkommenheiten weichen müſſen: ſeine zahlreichen Zeugniſſe über die ungewöhnlichſte Fähigkeit, Emſigkeit und tadelloſe Aufführung verſchafften ihm eine Freiſtelle im Provincial-Collegium zu Turin. Wir müſſen den ganzen Zeitraum von 1808 bis 1813 raſch überfliegen und finden Carlo im letztgenannten Jahre indem wegen ſeiner mediciniſchen Facultät damals hochberühmten Pavia als lorbeer gekrönten Signor Vareſe wieder.

Wirft Vareſe hier einen Rückblick auf die Vergangenheit — welche begeiſternde Erinnerungen müſſen ſich da nicht ihm aufdrängen. Damals begrüßte er zuerſt den lachenden Himmel und die Blüthengefilde der Lombardei. Da erblickte ſein überraſchungtrunkenes Auge zum erſtenmale dieſe mährchenhaften, zauberiſch ringsverſtreuten, eitel Leben und Luſt athmenden Städte, Flecken, Dörfchen, Landhäuſer, Gärten, Auen und Hügel — all dieſe Reize, wie Natur ſie geſchaffen und Kunſt ſie geſteigert: die Fluren, verſchwenderiſch lohnend dem fleißigen Landmann, der, ob auch niedergebeugt über den Karſt, doch ungebeugten Sinnes die Lieder ſeines Dorfes fröhlich erſchallen läßt — wahrlich, ein Melodrama, herzerhebender, ein Genuß, minder verkümmert, als die mühſam einſtudirten kunſtgerechten Leiſtungen und vielgeprieſenen Hochgenüſſe in allen Opernhäuſern und Akademien zuſammengenommen! Solche

Wonnen, ſolche Genüſſe prägen ſich dem Gemüthe zugleich mit den erſten Begriffen feſt ein, verwachſen in Eins mit den Rückerinnerungen an die Entzückungen der Kindheit, an die erſten Jugendgenoſſen, an den geheimnißbangtönenden Glockenruf zum erſten Genuſſe des heiligen Mahles, an das freudeverkündende Geläut am Vorabende des von den Kindern mit Jubel und Jauchzen erwarteten Feſtes, dieſer einzigen unvergeßlichen Begebenheit in ihrer glücklichachtloſen Jugend, an die feierlichen Klänge, ernſtanmahnend, den Frieden der Gerechten zu erflehen für die theuren von uns Geſchiedenen, welchen wir unſer Daſeyn zu danken haben. Unvergeßlich, heiße und herzerhebende Erinnerungen, unvergänglich, wie die der erſten, der einzigen Liebe!

Und, hätte auch die Lombardei dem jungen Vareſe, als er ſie zum erſtenmale erblickte, nicht ſo rührend zum Herzen geſprochen, ſo mußte ſie doch ſeinem Geiſte, wie ſeinen Augen, einen Schauplatz der lockendſten Herrlichkeiten darbieten: Städte von altberühmten Namen und Gedächtniſſe, Denkmale, ſelbſt von dem gleichgültigſten Fremden angeſtaunt, Wunderwerke der ſchönen Künſte, glorreiche Schlachtfelder, Verſammlungsorte der Fürſten und Abgeordneten unſeres ganzen Welttheils zu den hochwichtigſten Bündniſſen und Berathungen, Trümmer, mit der gewaltigſten Beredſamkeit zu jedem denkenden Weſen redend — einen geweihten Boden, auf welchem jeder Stein von dem ungeheuerſten Schickſalswechſel zu erzählen hat, jedes Stäubchen ein Theil einſtiger menſchlicher Wundergröße in ſich enthält. — Darum, beurkundet auch kein Blatt von unſerem berühmten Landsmanne dergleichen mächtige Anregungen ausdrücklich, ſo iſt es gleichwohl unmöglich, daß ein Mann ſeines Geiſtes und ſeines Herzens bei dem erſten Anblick dieſes paradieſiſchen Landes kalt und unbewegt geblieben wäre. Nein, ſeine Gefühle blieben nur unbekannt, wie das Daſeyn gewiſſer Blumen, welche ſtill dahinblühen, ohne ihren Duft, wie ihren Schmuck unſeren Sinnen wahrnehmbar werden zu laſſen.

Der Aufenthalt des piemonteſer Arztes in der Lombardei war aber nur von kurzer Dauer; denn ſobald er ſeine Studien in Pavia beendet hatte, zog er ſich nach Voghera zurück, um dort ſeine erworbenen Talente für das Leben wuchern zu laſſen. Indeß vergaß er auch unter den ſchweren Amtsverrichtungen ſeiner Praxis die Liebe zur Literatur nicht, ſondern ſuchte vielmehr durch dieſe das Gefühl der Einſamkeit zu bannen, welches dem Manne von Geiſt natürlich anwandeln mußte, der nach langjährigem Verweilen in den volkreichſten und lebhafteſten Städten, in einen Ort von nur geringer Bedeutung und Einwohnerzahl ohne ſonderlich regen Verkehr ſich eingeſchloſſen hatte. Als er damals der Bekanntſchaft mit des großen ſchottiſchen Romandichters Werken ſo emſig pflog, dachte er da wohl ſchon daran, daß auch ſein eigener Name dereinſt aus dem beſchränkten Voghera herausklingen ſollte, um von Stadt zu Stadt zu fliegen und endlich, geſchmückt mit manch' ſchönem Titel, unter die der gefeiertſten italieniſchen Literaten unſerer Zeit ſich zu erheben? —

Vielleicht iſt aber auch gerade der Arzt, vermöge ſeiner Beſchäftigung, am beſten im Stande, die Verſchiedenheit der geſelligen Zuſtände kennen zu lernen, und zugleich am häufigſten in dem Falle den ergreifendſten Vorkommenheiten im menſchlichen Leben als Augenzeuge beizuwohnen. Findet er doch überall freien Zutritt, wo jeden Andern gewiß hemmende Schlöſſer und Riegel zurückhalten. Die ſchwervergoldeten Flügelthüren der Reichbegüterten, die geheimſten Gemächer der Gewaltigſten öffnen ſich ihm ja ebenſowohl, wie das beſcheidene Pförtchen des Armen, wie die riegelverwahrte eherne Kerkerthüre des hülfebedürftigen Miſſethäters. Unmittelbar von der niedrigſten Bauerhütte aus tritt er in den ſtolzeſten Palaſt; von den ſtillen Wonnezähren, von dem ſeligen Jubel des jungen Elternpaares über den Erſtling ihrer Zärtlichkeit und Liebe, wendet ſich der geſegnete Hülfreiche zu der Thränen- und Jammerſtätte, wo ein redlicher Vater die ſegenherabflehenden Hände zum letztenmale über den Seinen faltet — zu dem troſt- und liebeleeren Lager des wucheriſchen Sünders, welcher in der letzten ihm noch vergönnten Minute klaren Bewußtſeyns nichts Anderes zu thun weiß, als den Werth des ſilbernen Krucifixes in ſeinen krampfgeſchloſſenen Händen mit dem brechenden Auge gierig zu erwägen, während ſeiner Erben heimliche Blicke mit dem Mammon, den er hinterlaſſen muß, nicht minder lüſtern liebäugeln. In ſolch wechſelvollem Drange der verſchiedenartigſten Lagen ſeiner Mitgeſchöpfe kann der Arzt die Tugenden und die Laſter der menſchlichen Geſellſchaft gar wohl kennen lernen und demnach der Natur, dem Leben ſelbſt entlehnen, was die meiſten Andern nur aus glücklichahnender Einbildungskraft ſchöpfen müſſen. Will nun ein Arzt zu dem Preiſe, welchen er auf der beſchwerlichen Bahn ſeiner Amtsverrichtungen gewonnen, einen andern im Felde der Literatur fügen, ſo thut er gewiß nicht übel daran, entweder ein Komiker oder ein Satyriker oder ein Romancendichter zu werden; denn ſicher findet er vermöge der obengedachten Vortheile ſeines Standes gar manchen Charakter und manches Erlebniß zu Schilderungen, welche, ſelbſt wenn ſie ſonſt alles Reizes entbehrten, doch mindeſtens den der Wahrheit für ſich haben müßten. Ein ſprechender Beleg für dieſen Satz iſt Carlo Vareſe; denn unverkennbar bekundet er in mehreren ſeiner Romane, beſonders in der „Fidanzata Ligure," eine ganz ungemeine Bekanntſchaft mit den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen. Zu hoher Rührung ſtimmen uns ſeine Schilderungen düſterer und unglücklicher Vorgänge, welche er ſo ergreifend nur aus den Vorkommenheiten des eigenen Lebens ſchöpfen konnte. Treffend wahr ſind ſeine Bemerkungen über die Lumpen- wie über die Purpur-Träger: unzweideutige Beweiſe dafür, daß er beiderlei oft genug in der nächſten Nähe und in aller der Blöße erblickt haben muß, in welcher ſie, durch die Launen des Geſchickes, einander völlig gleich vor den Beobachter hingeſtellt werden.

Wie dem nun aber auch ſeyn möge — wir laſſen jetzt als völlig müßig die Frage auf ſich beruhen: ob es ſeinen Anlagen und ſeinem Weſen erſprießlicher ſey, Romane und Geſchichte zu ſchreiben, oder ob er nach ſchöneren Lorbeeren in der Poeſie, in der Wiſſenſchaft, oder in einem andern Studienfelde trachten ſollte. Denn wir laſſen, wie billig, die Muthmaßung aus dem Spiele, wo wir die Wirklichkeit ſelber bereits vor uns haben,

und fragen nun nicht mehr nach dem, was etwa hätte erfolgen können, sondern lediglich nach dem, was in der That erfolgt ist. Ohne also zu verlangen, daß Jemand nicht sowohl diesen, als vielmehr jenen anderen Zweig der Literatur pflegen sollte, sind wir der Meinung: die Kritik habe viel mehr zu untersuchen, wie viel ein Romanendichter in seinen Romanen, der Geschichtschreiber in seinem Geschichtswerke, ein Gelehrter in den Wissenschaften werth sey — anstatt wunderlicher Weise ergrübeln oder gar anmaßlicher Weise feststellen zu wollen, was jeder derselben geleistet haben würde, wenn er sich auf ein anderes Fach geworfen hätte.

Varese, in die vom schottischen Romanendichter ihm geöffnete Bahn eingetreten, hielt sich ziemlich wacker in derselben und bereicherte die italienische Literatur im Jahre 1827 durch seine „Sibilla Odaleta, eine Episode aus den Kämpfen Italiens zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts." Dieß Werk trägt in seiner ersten Auflage nicht den Namen, sondern nur das Vaterland seines Verfassers auf dem Titel; dennoch fand es nächst den in demselben Jahre erschienenen Verlobten von Manzoni den entschiedensten Beifall vor allen übrigen gleichzeitig herausgegebenen geschichtlichen Romanen: die Stimmen des Publicums vereinten sich mit denen der Tagesblätter, den unbekannten Verfasser wegen seiner phantasiereichen Schöpfung zu beloben und zu beglückwünschen. Da wurde auch der Name desselben bekannnt, und alsobald wanderte er seinem Rufe nach, von einem Ende Italiens bis zum andern. Durch solch' unerwartet günstigen Erfolg ermuthigt, ließ der bescheidene Piemonteser Arzt dann nacheinander La Fidanzata Ligure, Il Proscritto, Folchetto Malaspina, Preziosa di Sanluri, Gerolini (Il Nano d'una Principessa) folgen, alle zwar ohne den Namen des Verfassers, aber voll von schätzbaren Ergebnissen seiner regen Vaterlandsliebe, Einbildungskraft, reich an Zartheit der Empfindungen und fleißiger Beobachtung der Gesellschaft. Einzig zu bedauern ist dabei, daß diese trefflichen Schöpfungen trotz ihrer hohen Preiswürdigkeit den Mangel einer fließenden, geläuterten, entschiedenen und den Ideen des Verfassers angemessenen Sprache nur allzuempfindlich wahrnehmen lassen; sonst hätte Varese seinen Ruf wohl zu jenem herrlichen dauernden Ruhme der alten classischen Italiener steigern können, wie manche von diesen auch ohne außerordentliche Talente und Kenntnisse ihn erwarben. Absichtlich zuletzt erwähnen wir „die Gefangenen von Pizzighettone," vom Jahre 1829, weil dieß Werk mittelbar an eine der zahlreichen Anekdoten erinnert, welche die arglose Gutmüthigkeit unsers wackern Varese bekunden, die wir anstatt aller anderen hier einschalten wollen:

Am 7 August 1828 stellte sich dem Varese ein junger Mann von etwa 24 Jahren vor, indem er sich als den Neffen des Herrn Antonio Fortunato Stella, des Mailänder Verlegers aller Werke Varese's, zu erkennen gab. Er kam so eben von Rom und aus Toscana zurück und hatte kein sehnlicheres Verlangen, als seinen theuren Oheim und dessen Familie, nach einer viermonatlichen Abwesenheit in Geschäften des Hauses, endlich wieder in seine Arme zu schließen. Eben dieß Verlangen durchkreuzten jetzt aber einige unabweislich drängende Briefe des Oheims, welche dem Neffen den Umweg über Turin zur Pflicht machten, um bei dem Buchhändler Pomba und bei anderen gewisse Wechsel zu discontiren. Indessen grade diesem Querstriche verdankte er nun die angenehme Möglichkeit, dem Herrn Varese seine Dienste für Mailand anzubieten. Nachdem eine flüchtige Unterhaltung letzterem die Ueberzeugung gewährt hatte, daß der Neffe über den ganzen Geschäftsgang des Oheims ziemlich genau unterrichtet war, brach der gastfreie Mann in die Worte aus: Sie mögen nun noch so große Eile haben — ohne mindestens einmal an meinem Tische fürlieb genommen zu haben, darf der Neffe meines werthgeschätzten Herrn Verlegers nun und nimmermehr von hinnen ziehen! — Dennoch wußte der bescheidene Gast hiegegen so viele Einwendungen vorzubringen, daß er sich richtig noch vor Tische empfehlen durfte. Am Abende jedoch sprach er wieder ein und sagte im Laufe des Gespräches unter Anderem: wie leid thut es mir doch, daß mein Oheim wegen der Gefangenen von Pizzighettone mit Ihnen noch nicht ins Reine kommen konnte! Indeß werde ich nun, sobald ich nur erst wieder angekommen, gewiß nicht vergeblich ein Wörtchen mit darein reden, daß Niemand anders, als das Haus Stella diesen Verlag übernehmen soll; darauf verlassen Sie sich felsenfest! — Sie sind sehr gütig, mein Herr! erwiederte Varese, ein wenig verwundert. — Eigentlich bin ich noch mit gar Niemand deßhalb in Unterhandlung getreten, obgleich ich schon hin und wieder vielleicht ein Wörtchen davon fallen gelassen haben kann. Natürlich aber gebe ich das Werkchen Niemanden lieber als Ihrem braven Oheime.

(Schluß folgt.)

Neuere dänische Literatur.

(Fortsetzung.)

In der zweiten Scene folgen Unterredungen zwischen dem als Salomo verkappten Nekromanten, zuerst mit der Königin von Saba, Balkis, der er durch den Ring Sprache und Sehkraft wieder gibt, ihr dann erzählt, daß er den Nekromanten in einen Hund verwandelt habe, und als diese sich wundert, wie er die Kraft seines Ringes, wenn auch gerecht, doch zum Unheil und zwar zur Entwürdigung der edlen Menschenbildung habe anwenden können, ihr sagt, daß die Macht nur ihren eigenen Willen erkenne, und, nachdem er ihr erklärt hat, daß sie mit ihrer Weisheitsliebe sich getäuscht, und an Salomo mehr die Körperschönheit als die Weisheit geliebt habe, sie, um, wie er höhnisch hinzusetzt, vor Eitelkeit zu sichern, in ein altes häßliches Weib verwandelt. Als sie schreiend hinwegeilt, freut er sich seiner Rache, und will seine Lust nur im Vertilgen finden, zuvor aber doch die Kunst der Zeichendeuter prüfen. Dem Simurg beweist er zuerst, das große Weisheitswort sey nichts.

Wenn wir uns umsehn in dem Weltenraum,
So müssen wir, eh' etwas ward, ihn doch

Als leer uns denken. Alles ist demnach
Entsprungen aus der Leerheit, und der Grund
Des Universums war der Leerheit Abgrund,
Der grundlos, wesenlos, substanzlos ist. — —
Folgt nicht aus dieser Wahrheit: aller Wesen
Weg, Ziel und Absicht sey der Gang zurück
Zum Leerheitsschlund, woraus das All entsprang?
Und was ist Leerheit anders denn als nichts?

Als Simurg ihm das Göttliche entgegenstellt, fährt er fort:

Das ist in uns; im Universumsreich,
In allen Wesen — ist das große Ganze,
In allen seinen end=zahllosen Theilen.

Simurg ruft aus:

O Salomo, kann selbst ein Gott vergehn?

und kann sich nicht davon überzeugen, sondern will zu seinen Vögeln und zur Wahrheitsforschung zurück; und als ihm der Nekromant sagt, er, Simurg, sey nicht mehr frei, sondern mit Leib und Seele im Dienst des Herrn des Rings, fragt jener stolz: mein Geist dein Sklav? Höhnisch verbannt ihn nun Sihrtschin in den Wald, um dort, im Otium und an einen Baum gebunden, sich der Vögelschau zu widmen. — Dann wird Lokman gerufen, und als er wieder sprechen und sehen kann, behauptet er, er habe das alles in den Sternen gelesen, der Wille des Nekromanten sey ein nothwendiger, des Willens Quelle sey eins mit allen andern Kräften, und, um den Namen dieser Quelle befragt, fährt er fort:

Ein Name thut zur Sache wenig, mein' ich.
Ob Ja, ob Nein das Wort des Weltgrunds sey,
Das kommt auf Eins hinaus. Ich weiß, du hältst
Am Wort in deinem Ring; du glaubst, es schlummre
Ein ew'ger Allmachtsgeist im Wort des Siegels
Gegründet auf des Geistes Großbetrieb —
Wohl möglich, Herr! Ja! etwas ist daran,
Wenn gleich der Glaube Stoff zur Schwärmerei ist
Auf ein'ge Säcula; doch muß er weichen
Zu seiner Zeit.

Auf des Nekromanten heftige Frage, ob der Ring ihm nicht auf ewig gehöre, antwortet er:

Ja, das ist etwas, hör', was übertrifft
Das Zeichen selbst, das in dem Ring der Macht steht,
Ich meine deß Bedeutung, Wesen, deß
Nothwend'gen Ausguß in des Lebens Strom
Und in die Sphäre der Erscheinungen;
Doch das tritt nicht hervor mit Glanz und Ehre,
Mit Reichthum, Herrlichkeit und Königspracht,
Mit deiner Macht und aller Salomo's.
Die Wissenschaft und Kunst des Alls, vernimm,
Ist ganz umsonst zu dessen bloßer Ahnung,
Und bis das Leben jenes Wesens sich
Geoffenbart hat, ist viel mehr als nichts
Die Sternenantwort nicht.

Dießmal verdrießt den Nekromanten das Nichts. Er ruft:

Ein Nichts will ich zu meinem All umschaffen;
Selbst aus dem Grab der Welt will ich, was ich
Bewußt ergriffen habe, nicht verlieren —

und weist ihm dann voll Zorn, ähnlich wie dem Vogeldeuter, einen Platz auf einem Thurm an zur Betrachtung der Sterne, während Lokman ihn zuletzt als den ächten Salomo bezweifelt. Der Nekromant höhnt ihm nach:

Er zweifelt, ob ich auch der rechte sey.
Recht so! Kann das sein Scharfsinn nicht errathen,
Was ich selbst weiß, — noch minder dann erräth er,
Was Sterne wollen können, doch — ich hindern werde.

Er beruft nun die Elementargeister und sendet sie zur Willkür und Zerstörung aus:

Verzehre dich, Grundwesen, das mir droht
Mit Untergang! Erst wenn nichts mehr von dir ist
Im Universum, wird geschehn, was ich will. —
Triumph, Erd', Himmel, Hölle mir gehorche!

In der dritten Scene wird der blinde Tonkünstler Assaf, seine Harfe auf den Schultern tragend, in der Wüste bei Donner und Blitz, von dem stummen Prinzen Agib in eine Höhle geführt. Assaf erkennt seinen Freund an dessen Thränen, Handdruck und Umarmung, ahnt, daß der Nekromant Besitzer des Ringes geworden sey, bittet seinen Freund, ihn weiterzuführen, und hofft, daß Gott ihm, dem Blinden, die Kraft geben werde, das zu finden, was alle Weisheit nicht im Stande war zu finden.

In der ersten Scene des vierten Actes unterhalten sich zur Nachtzeit die beiden Dämonen Iblis und Datember über den Aufruhr der Elemente, der von Salomo jetzt durch den Ring gestiftet werde, und der mehr als teuflisch sey. Datember meint, es rühre von seiner diabolischen Erudition her, aber Iblis will nichts davon wissen:

Pah, Theorien, Systeme, das Formelle!
Ich sehe, wie du weißt, meist aufs Reelle!

Datember antwortet:

Nun darin gibt er uns nichts nach,
Er praktizirt aus allen Kräften.
Die Despotie bringt etwas ein,
Und Volk und Land bezwingt er mit dem Schwert.
Mit vierzehnhundert knarrenden Kriegswagen
Dämpft er des Heidenvolkes Knurren;
Auf Judenschrei um Mosis Gesetz
Antwortet er mit Rosses Huf.
Er braucht den Ring nur aufzuheben,
So stirren tausend Mann zu Pferde;
Doch Menschen achtet er wie Würmer,
Spielt Kegel mit Naturgewalten.
Er hat die Sach' im Grund studirt,
Und manövrirt mit seinem Ring,
Als wollt' er Himmel und Erd' umschmelzen,
Um eine neue Welt zu kneten.

Iblis darauf:

Gut, gut: das iſt reell und factiſch,
Die hölliſche Natur iſt praktiſch.

Datemder etwas weiterhin:

Schakale und Hyänen, gegen ihn
Sind's fromme Thiere. Du ja weißt am beſten,
Wie weit gehn darf die teufliſche Natur;
Mir meinerſeits kommt's jetzt oft vor, als laſſe
Der Satanismus ſelbſt zu weit ſich treiben.
Denn wenn er dieß Princip durchführen ſollte,
So gehſt du ſelbſt zuletzt der Hölle quitt.

Iblis (ſingend).

Nun, nun! In Allem Maaß, verſteht ſich freilich.
Selbſt der, der ſich zur Allvernichtung ſchlägt,
Und los ſich reißt von Himmel und von Erde,
Eine Partei muß er zuletzt ergreifen;
Und läßt er auch nichts Anderes zurück,
Muß er doch mit dem Satan ſich begnügen,
Sofern er nicht — ſein eignes Weſen tilgt,
Sammt Menſchenſeel' und Dämon und ſammt Gott.

Datemder.

Und zähleſt du nichts weiter zu den Weſen?
Gewiſſerweiſe gibt es doch auch Engel;
Doch, das verſteht ſich, deren Exiſtenz
Iſt freiheitlos, und drum ſo gut wie keine;
Und — ſehn wir's jetzt doch — mit dem Ringe ſelbſt
Bekommt die Engelwelt juſt nicht Frequenz.

Der Nekromant erſcheint nun, und gebietet ihnen den neuen Tempel zu zertrümmern, geht aber ziemlich grob mit den Dämonen um, und ſtürzt den Iblis, der ihm ſeine Macht zeigen will, in den Abgrund; Datemder ſagt ihm aber, daß das Weſen des Iblis unzerſtörbar ſey.

Sein Weſen iſt der Welt Grundelement,
Den Fürſten nenn' ich ihn des Univerſums.
Sein Geiſt iſt der activſte eigentlich,
Er hält im Leben Oppoſition.
Er bildet der Bewegung großen Kern
In der Weltſeel' und jedem losgelaſſnen Stern.
Ich ſage nichts zu ſeiner Ehre weiter.
Ein jeder Weiſer ſteht in ihm im Grunde
Doch ſeinen Meiſter. Himmelsſchrei zum Trotz
Führt er zum Ziel jedwede dreiſte Seele.
Nur Iblis kennet den Verluſt der Geiſter,
Und Satanas iſt ſein ehrlicher Name.

Der Nekromant grübelt über das Seyn und Nichtſeyn des Iblis, und ſchließt endlich:

Er iſt, und iſt doch nicht zugleich,
So wie die Wirklichkeit im Reich des Leeren.

Datemder antwortet darauf:

Darüber mag' ich nicht zu diſputiren,
Ob Nichts im Daſeyn exiſtiren kann,
Und ob's im Grunde doch zu Etwas wird,
Das will ich deiner Weisheit überlaſſen
Zur Speculation. 'S iſt etwas, Herr,
Was nimmer ich ſtudirt. Doch Eines weiß ich:
Was dieß mein Auge ſieht, mein Ohr vernimmt,
Was ich mit meinen beiden Händen faſſe,
Was alle Sinne mir genau bezeugen,
Das wird ſelbſt von Dämonen mehr genannt,
Was die Perſönlichkeit von ihm betrifft.
Den Phariſäer Schlangenkönig nennen,
Vom großen Iblis, deſſen Weſen Niemand
Doch recht begreift in ſeiner Selbigkeit,
So mein' ich, Herr, — was ſelbſt du ſahſt, dem könnteſt
Du Wirklichkeit vielleicht doch zugeſtehn,
Wenn gleich von den fünf Sinnen du auch nur
Die beiden hätteſt und auf ſie vertrauteſt.

Nekromant.

Hm, zweifl' ich doch an dem Unweſen nicht;
Doch fand zu meinem Sinn deß Form den Weg?
Kann zeigen ſich der Schatten denn des Nichts?
Aufklären Dunkelheit ſich durch ſich ſelbſt?
Nein, ich mit meinem Ring aufklärte jenes
Grundweſen ſelber im grundtodten Dinge.
Denn ich vermag ſelbſt, was mein Denken läugnet,
Und was kein Teufel oder Gott vermag.
(Er entfernt ſich mit wahnwitzig ſtolzer Miene.)

Datemder ſpottet, und der zurückkehrende Iblis ſchließt die Scene mit den Worten:

Ha Blendwerks Blendwerk! Trägt er auch den Ring,
So hat er doch des Kleinods Macht, den Geiſt nicht.
In ihm war nie vorhanden eine Seele.
Ein Gaukler iſts! Entlarv' ihn, nimm den Ring ihm!
Er muß vergehen. Niemand rettet ihn.

Die folgende Scene ſpielt an der Küſte des ſtürmiſchen Meeres im Mondlicht. Salomo in ſeiner Verwandlung als Greis iſt aus dem Schiffbruch gelandet, baut ſich aus Planken und Segeln ein Obdach und bricht in Klagen aus über ſein Schickſal, noch mehr über ſeine Thorheit:

Ich wollte ſelbſt den grimmen Tod vernichten,
Ich, Blinder, ach, der Lüge Sklaven band ich;
Doch nicht der Lüge Weſen ſelbſt bezwang ich,
Das Leben ſollte vollgewaltig herrſchen;
Doch nicht des Todes Wurzel ſchnitt ich ab,
O Wahnwitz! —
Kam mir die Pracht des Geiſterfürſten zu?
Der ich nicht meines eignen Herzens Herr war,
Nicht Tod vom Leben kennt' und Schlecht von Gut?

Doch faßt er Muth:

Jehova's Tempel war doch meine Bruſt,
Gleah's Wille tönt' in meiner Stimme.

Der Sturm verſtärkt ſich. Ein ſtrandendes Schiff zeigt ſich, Salomo beſteigt einen Nachen, um zur Rettung zu eilen. Der Todesengel erſcheint, und, obgleich Salomo ſpricht:

Entſetzlicher, ja, du vernichteſt mich;
Doch gibt es wen, der dich für ewig zwingt
Bei Siegels Namen! Und noch trotz' ich dir.

verſchont er ihn; ſo daß er eine alte Frau aus jenem Schiffbruch retten kann. Sie erkennen ſich allmählich als Salomo und Balkis theils durch die Perlenſchnur, die erſterer noch trägt, theils durch Geiſt und Geſinnung, worauf Salomo ausruft:

Noch bin ich mächtig und bin reich,
Eloah preiſ' ich hoch wie du.
Mocht immerhin mein Glanz zerſtieben,
Doch eine Seel' iſt mir geblieben.

Es erſcheinen Flüchtlinge von Salomo's Hofe, die den Nekromanten verlaſſen haben, ſo wie von der Balkis Gefolge. Salomo entſchlummert, von der Königin bewacht.

In der folgenden Scene zeigt ſich Simurgs Zauberthurm auf dem Vogelberge, welcher Thurm oberhalb einem großen Käfige gleicht, in welchem Melida, Agibs entführte Braut, klagt, aber zugleich Hoffnung faßt, daß ihre Erlöſung nahe ſey, da ſie gerade ein Jahr gefangen ſitze. Vögel fliegen zu ihr, bringen ihr Nahrung, und unterhalten ſie mit ihren Geſängen. Unterhalb des Berges zieht eine Karawane vorüber; ein Indianer erzählt, daß Simurg hieher die Melida entführt habe um zu zeigen, daß er gewaltiger ſey als das Schickſal. Agib und Aſſaf, der bisweilen in die Harfe greift, ſind bei der Karawane, ſo wie Mehinbanu, als perſiſcher Gauklerknabe verkleidet. Letztere drei bleiben zurück, nachdem Mehinbanu nach dem Willen der Karawane zu Aſſafs Geſange hat tanzen müſſen. Melida ſingt aus dem Käfig, und während Agib, ihre Stimme erkennend, den Fels zu ihr hinanſteigt, erkennt auch der blinde Aſſaf die ihm nahende aber hiemit auch ſterbende Mehinbanu.

Ich fühle ſterbend meiner Seele Schwinge,
Ich ſtrig' empor, o Aſſaf, ſinge, ſinge!

Aſſaf erliegt nicht bei ihrem Tode, ſondern fühlt ſich nun erſt beruhigt:

Nun erſt kann ich den eigenen Verluſt
Vergeſſen, und der Welt Pulsſchlag in mir
Vernehmen. Was geſchieht mir? Faßt aufs neu
Mich eine Hand? Ja, eine geiſtige!
Mein Geiſt vernimmt ein Flüſtern: was du ſucheſt,
Du fandeſt es.
(Er zieht eine Abſchrift der Bücher Moſis hervor.)
Ich ſuchte des Propheten Spur, des größten,
Und ſeinen Geiſt zur Rettung in der Noth.
Doch folgt er mir nicht in der Wahrheit Büchern,
Im Offenbarungswort des Pentateuchs?
Hier, hier iſt Heil für jeden Gläubigen,
Hier iſt das Wort, das Flammenſchwingen hat,
Hier iſt die Quelle, die dem Fels entſpringt.
O Salomo, nun weiß ich mehr als du,
Du ſollſt nun das verlorne Kleinod finden.
Die Hand, die dir den Ring gab, krönt den Sieger,
Sie führt zu deiner Rettung nun den Blinden.

(Schluß folgt.)

Die Jahreszeiten des Nordens.

Von Mad. Amable Tastu.

Kennt ihr die Ufer, dran das Eismeer brandet,
Die in der Barden Lied ihr wieder fandet,
Die euch die Harfe vorgeſungen hat?
Kennt ihr die Felder, wo der Winter wohnet,
Die hohen Föhren, die der Schnee verſchonet,
Der Felſen Moos, die Sonn', wie Spiegel glatt?

Ein kurzer Frühling, der mit raſchem Flügel
Vorüberzieht, belebet Thal und Hügel;
Ein haſt'ger Sommer folgt; was er verleiht,
Eilt er mit Sonnengluthen raſch zu reifen,
Denn kaum dem Herbſte läßt des Winters Keifen
Die haſt'gen Früchte einzuſammeln Zeit.

Solch kurze ſchöne Zeit — wem zu vergleichen?
Die Dämmerung will kaum der Nacht dort weichen:
Es duftet überall wollüſtig lind;
Der Augenblick, indem die Sonne ſinket,
Enteilt, indem den Duft er trinket
Der Birken, leis bewegt vom Meereswind.

Genießet raſch die Luft, die euch geboten,
Denn ſchon ſchickt euch der Winter ſeine Boten,
Und glitzernd macht der Reif die Bäume weiß;
Von ſeiner Stimme Dräu'n erſtarrt die Welle,
Und über ſtumme Länderſtriche ſchnelle
Haucht aus der Mächtigſtürmende ſein Eis.

Doch bietet er dem Volk allein Vergnügen;
Ueber ſein Eis die prächt'gen Schlitten fliegen,
Auf Bahnen, glatt, vom Winde rein gefegt;
Und iſt er kalt und lang auch, ſeinem Bilde
Gleicht doch das Bild, das ſchön und milde,
Die Heimath ihren Kindern eingeprägt.

Des Südens ſchöne Länder, hochbeglückte,
Was habt ihr, das des Nordens Sohn entzückte?
Selbſt bei Granada's duftendem Jasmin
Iſt er des Heimwehs Schmerz zum Raube,
Und in Italiens Orangenlaube
Träumt er von kalter Sonn' und Wolkenzieh'n!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 4.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Beiträge
zur neuern Geschichte
aus dem brittischen und französischen Reichsarchive
von **Friedrich v. Raumer.**

Erster Theil: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart, nach den Quellen im brittischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. 1836. Gr. 12. geh. 2 Thlr. 12 gr.

Zweiter Theil: König Friedrich II und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im brittischen Museum und Reichsarchive. 1836. Gr. 12. geh. 2 Thlr. 12 gr.

Dritter bis fünfter Theil: Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—83.) Nach den Quellen im brittischen und französischen Reichsarchive. Drei Bände. 1839. Gr. 12. geh. 6 Thlr. 16 gr.

Wie der erste und zweite Theil, so enthalten auch die so eben erschienenen drei neuen Theile höchst wichtige Beiträge zur Geschichte, aus Quellen, die der Hr. Verfasser bei seiner Anwesenheit in London und Paris zum erstenmal in dieser Weise benutzen konnte.

Leipzig, im December 1839. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Repertorium bibliographicum,
in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum 1500 typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur.

Opera Ludovici Hain.

Voluminis II. pars II. P — Z.

gr. 8. Preis auf Schreibpap. 10 fl. od. 5 Rthlr. 16 gr., auf Druckpap. 8 fl. 48 kr. od. 5 Rthlr.

Wir freuen uns, die Beendigung eines Werkes anzeigen zu können, das seiner Natur nach, bei der unbeschreiblich mühsamen Ausarbeitung, nur langsam vorrücken konnte, und zuletzt durch den während des Drucks der vierten Abtheilung eingetretenen Tod seines Verfassers für längere Zeit unterbrochen worden war. Die Erscheinung desselben wird besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, der so reich an Forschungen über den Ursprung und Fortgang der Buchdruckerkunst ist, eben so willkommen seyn, als sie einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß auf eine durchaus befriedigende Weise abhilft. So herrlich und einzig in seiner Art Panzers unsterbliches Werk über die Drucke des 15ten Jahrhunderts dasteht, so sind doch seitdem so viele ihm unbekannt gebliebene Druckschriften an das Licht gezogen, andere genauer und gründlicher beschrieben worden, daß eine möglichst vollständige Aufzählung derselben, mit besonnener Benützung der in reichem Maas vorliegenden Hülfsmittel, ein schon oft ausgesprochener Wunsch der zahlreichen Freunde der Litteratur und Bücherkunde war. Dieser Wunsch ist in dem Hain'schen Repertorium auf eine so vollkommene Art erfüllt worden, wie sie nur deutschem, von den günstigsten äußern Umständen unterstütztem Fleiße möglich werden konnte. Der Zugang zu der an alten Druckwerken so ungemein reichen Münchener Bibliothek, die Benützung der wichtigsten, in neuerer Zeit im In- und Ausland erschienenen Kataloge, wie z. B. des Spencer'schen und anderer litterarischer Schriften, die Mittheilungen vieler gelehrten Freunde setzten den Verfasser in Stand, an unzähligen Stellen die Panzer'schen Angaben zu berichtigen und zu vervollständigen, und so ein Werk zu liefern, welches in seiner Gattung Epoche machen, und die Bücherkunde in weit höherm Grad als alle früher erschienenen fördern wird. Wir dürfen daher dieses Repertorium mit vollem Recht als ein jedem Bücherfreund und Bibliothekar unentbehrliches Hülfsmittel empfehlen, das man selbst bei dem Besitze der Panzer'schen Annalen nothwendig haben muß, indem es nicht nur eine mit der größten Umsicht und Sorgfalt bearbeitete Ergänzung zu den von Panzer aufgezählten Artikeln darbietet, sondern auch außer ungemein vielen bei diesem fehlenden Drucken alle in deutscher Sprache erschienenen umfaßt, welche von dem Plane der Panzer'schen Annalen gänzlich ausgeschlossen waren.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Die Abendmahlsfeier.
Ein Erbauungsbuch
für gebildete Christen
von
Ernst Klose.
Mit einer Vorrede und Zugaben
von
Dr. Chr. Fr. v. Ammon.
Fünfte Auflage.

Preis 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr. im 24 fl. F.

Wir glauben uns der Anpreisung eines Werkchens, das, in vier starken Auflagen verbreitet, in der Christenheit schon so großen Nutzen gestiftet hat, überhoben, da das günstigste Wort dafür wohl die rege Theilnahme selbst ist, welche das Buch durch eine Reihe von Jahren sich erhielt. Darum sey bloß hervorgehoben, daß der hochgestellteste Geistliche Sachsens, der verehrte Oberhofprediger Dr. v. Ammon, durch Zugaben und Begleitung mit einer Vorrede dem trefflichen Buche einen großen Reiz verliehen hat, welches, in der neuen Auflage mit einem neuen schönen Titelkupfer geschmückt, als werthvollste Ostergabe und Confirmandengeschenk betrachtet werden kann.

Leipzig, im März 1840.

G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Bei **Orell, Füßli & Comp.** in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der christliche Pilger.
Morgenländische Bilder und Erinnerungen
aus alter und neuer Zeit.
Von
H. Wild.

1stes Bändchen. Klein-Asien mit einer Karte. 12. br. 1 fl. 15 kr. od. 20 gr.

In diesem Bändchen gibt der Verfasser eine anziehende Schilderung jener merkwürdigen Gegenden, wo einst in den Tagen der Apostel das Evangelium Jesu, wie ein leuchtendes Gestirn, über den vergänglichen Gebilden der Juden- und Heidenwelt sich erhob. Es eignet sich daher in ganz besonderm Sinne zu einer Festgabe, worin allen Verehrern des Herrn eine Blumenlese des Interessantesten aus der Vergangenheit und Gegenwart jener Länder dargeboten wird.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Der Baron und der Bauer
oder
das Grundbesitzthum.
Von
Dr. M. C. F. W. Grävell.
Leipzig, bei A. Wienbrack.
8. Geh. 22 gGr.

Ein Gegenstand, von hohem Interesse

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Werkstätte zu Halle a. S. soll im Wege der Submission vergeben werden.

Lieferungslustige wollen ihre Offerten bis zum 15. Juli d. J. an die Königl. Eisenbahn-Direktion zu Halle a. S. einreichen.

Halle a. S., den 1. Juli 1880.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Neue Ausgabe.

Bibel, die ganze heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach der Uebersetzung Martin Luthers. Mit Anmerkungen. Gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieselbe,

Price 2s. 6d. each Volume.

Vols. I. and II. of

THE ENGLISH CYCLOPÆDIA,

A NEW DICTIONARY OF UNIVERSAL KNOWLEDGE.

Edited by CHARLES KNIGHT.

Illustrated with numerous Engravings on Wood.

Vol. I. ARTS AND SCIENCES.

Vol. II. GEOGRAPHY.

Price 2s. 6d. each Volume.

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1840.

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

2. Sprache. — Poesie. — Sprüchwörter.

Die finnische Sprache und mithin auch die esthnische, die nur ein Zweig derselben ist, stehen so eigenthümlich gebildet, mit so ganz abweichendem Bau unter den übrigen europäischen Sprachen da, daß sie auch nicht die geringste ursprüngliche Verwandtschaft mit irgend einer derselben, weder mit der slavischen, noch mit den germanischen oder celtischen Stämmen zu haben scheinen. Es springt dieß jedem Reisenden sogleich schlagend in die Augen, der sich nur von einem esthnischen Bauern ein Mal die Ordinalzahlen vorsagen läßt; sie lauten folgendermaßen: Lesmarne, Toine, Kolmas, Näljes, Wijes, Kuwes, Saitzmes, Kattesas, Kümmes. Die sämmtlichen Ein Mal Eins aller übrigen europäischen Sprachen lauten hiergegen wie die Ein Mal Eins von Brüderdialekten, und wenn die Esthen auch *in allen* andern Stücken so grundverschieden von den übrigen *Europäern wären, wie* in ihrem Ein Mal Eins, so möchte man geneigt seyn, für sie einen eigenen Adam anzunehmen, oder wenigstens sie aus der Reihe der Arbeiter am babylonischen Thurm zu streichen.

Jede Sprache hat ihre besondere äußere Physiognomie, ihren eigenen Vortrag, ihren eigenthümlichen Rhythmus und gleichsam ihre eigene Tonart, in welcher sie vorgetragen wird. Und selbst dem, welcher in den Geist einer Sprache nicht tiefer eingedrungen, ist es möglich, diesen äußern Habitus einer Sprache aufzufassen und sie sogleich daran wieder zu erkennen. Die Physiognomie der esthnischen Sprache ist so eigenthümlich, daß jedes europäische Ohr, es mag einem germanischen, slavischen oder romanischen Individuum angehören, sogleich sehr fremdartig davon frappirt wird. Im Ganzen ist sie wohltönend, besonders durch die vielen Endigungen auf „a" und „o" durch die äußerst angenehmen Diphtongen „ü" und „oi," so wie wegen der geringen Anwendung des stummen „n" und des fast völligen Mangels des häßlichen „ä." Die Consonanten werden nirgends so im Esthnischen gehäuft wie in den slavischen Sprachen, und selbst weniger als in den germanischen. Dagegen bringt die ungemeine Häufung einsylbiger Vocale eine Menge von Hiaten hervor, und wahrscheinlich bewirkt die Menge der zweisylbigen und dreisylbigen trochäischen oder daktylischen Worte und der Mangel an einsylbigen Flickwörtern, daß die Sprache der Esthen nie so in einander fließt, wie die Rede anderer Völker, vielmehr immer gleichsam auf Stelzen zu gehen scheint. Es scheint ein fast epischer Schwung in den unbedeutendsten Redewendungen eines esthnischen Redners zu seyn. Man erzählt sich, daß ein russischer Gesandter am spanischen Hofe, als von soneren Sprachen die Rede gewesen, und man den Wohlklang der portugiesischen, italienischen und spanischen Sprache gelobt, mit dem gewöhnlichen esthnischen Pathos folgende esthnische Worte citirt habe: „Pois waida ülla ssülla," mit der an die Anwesenden gerichteten Frage, von welcher Art sie den Inhalt dieser Worte hielten. Diese riethen auf den Anfang eines epischen Gedichts, und sahen sich nicht wenig getäuscht, als der Nordländer ihnen diese Worte übersetzte, die nichts weniger und mehr bedeuten, als dieß: „Kutscher, fahr langsam über die Brücke." — Die Esthen wie alle Finnen haben auf der einen Seite nicht den rauhen, vollen, tiefen Ton, in welchem die Russen reden, noch auf der andern den metallosen, weinerlichen und piplichen Accent, in welchem die Letten und Litthauer sprechen. Vielmehr haben sie ein kräftiges und klangreiches, aber angenehmes und geschmeidiges Organ, und nach dem Schwung allein, welcher in ihrer Rede herrscht, sollte man vermuthen, daß dieses Volk zu großen Dingen von der Natur befähigt sey. Keine Sprache hat so viele Doppellaute wie die Esthnische. Die Rauschlaute des Russischen „sch," „tsch," „schtsch," fehlen ihr ganz und gar, und eben so die Labiate „f," „ph," „pf," „v;" jene ersetzt der Esthe durchweg bloß durch das „s," und diese durch das „p." Eben so drücken sie das „z" durch „s," und unser „h," welches sie ebenfalls nicht aussprechen können, lassen sie ganz weg; so sagen sie daher statt „Hause," „Aube," statt „Fischer," „Piser," statt „Zitrone," „Sitron," statt „Stiefel," „Tibel." Keine Sprache ist so reich an Doppelvocalen als die esthnische.

Der eigenthümlichen Laute, die kein Fremder den Esthen je richtig nachsprechen kann, sind unzählig viele. In ihrer

Etymologie iſt das Merkwürdigſte, daß ſie nur eine einzige Declination, aber eine unzählige Menge von Caſus, dabei aber auch nur Eine Conjugation hat. Endlich aber auch, was noch merkwürdiger, nur ein Geſchlecht ſelbſt bei den Fürwörtern, denn „temma“ heißt ſowohl „ſie,“ als „er.“

Viele abſtracte Begriffe, oft ſelbſt die allergewöhnlichſten, können die Eſthen in ihrer Sprache nie durch Umſchreibung ausdrücken, da ſie keine eigenen Worte dafür ausgeprägt haben. So z. B. haben ſie keine Ausdrücke für „Tugend,“ für „Laſter,“ keinen für „Freiheit,“ für „Gefühl.“ Sie ſind hierin noch unendlich viel ärmer als die Letten; dagegen iſt ihre Sprache ſo ungemein bilderreich, daß ſie ſelbſt die gewöhnlichſten Dinge gemeiniglich durch ein Bild ausdrücken. So heißt ein „dummer Menſch“ bei ihnen „ein Bettler-Kopf,“ und zwar nicht etwa nur allegoriſch, in der Poeſie, ſondern ohne alle Prägnanz der Rede in der Alltags-Sprache des gewöhnlichen Lebens; „die Sonne geht zum Schöpfer zurück,“ ſagen ſie für „die Sonne geht unter.“ Das Eintreten einer Sonnenfinſterniß bezeichnen ſie durch „die Sonne wird weggefreſſen;“ für „ſterben“ und „geboren werden,“ haben ſie keine Ausdrücke, welche die Sache direct geben. Für jenes ſagen ſie: „ſeine Seele in Gottes Hände geben,“ für dieſes „auf die Knie der Mutter gehoben werden,“ oder für „gebären,“ ein Kind auf die Knie heben.“

So haben ſie auch keinen beſondern Namen für die „Thiere.“ Sie nennen dieſelben bedeutungsvoller „die ſtummen Weſen.“

(Schluß folgt.)

Jagdausflüge in Südafrika.

(Schluß.)

Die Gegend wurde immer gebirgiger und die Dornenhecken, welche in Fülle nach allen Richtungen angelegt waren, um Wild zu fangen, machten unſern Weg ſehr beſchwerlich. Auf dieſem unebenen, ſteinigen Boden ſtürzte ich bei der Verfolgung eines Saſſaybo, zerſchlug mein Knie und Ellbogen, und, was mir am empfindlichſten war, zerbrach den Schaft meiner liebſten Büchſe. Es war ſchon ſpät und ziemlich dunkel, ehe wir an dem von unſern Führern zum Nachtlager beſtimmten Ort ankamen, und kaum hatten wir die Ochſen ausgeſpannt, als ein fürchterliches Gewitter losbrach, das faſt die ganze Nacht fortdauerte. Der Morgen war heiter und ruhig, und doch wollten uns unſere Führer nach dem Frühſtück abhalten, unſere Reiſe fortzuſetzen, indem ſie behaupteten, der König wolle uns hier treffen. Ich trieb aber vorwärts und nachdem ein Herold in der Matabili-Sprache, begleitet von krampfhaften und heftigen Gebärden, das Lob ſeines Herrn, des Königs, geſungen oder vielmehr gebrüllt hatte, daß die Berge widerhallten, eilten wir weiter. Auf dieſem Wege ſah ich auch die erſte Fährte einer Giraffe: die größte maß 11 Zoll in der Länge, war von der Geſtalt eines Parallelogramms, und ſpitzig nach vorn, abgerundet nach hinten. Unſer Nachtlager ſchlugen wir zwei Stunden von der Reſidenz des Königs auf.

Am 24 October zogen wir, umgeben von zahlloſen Maſſen Eingeborner und begleitet von zwei Magnaten des Reichs, einem alten Krieger, Um' Nombates, von freundlichem, ehrwürdigem Aeußern, und einem jüngern, von weit weniger einnehmenden Zügen, in der Reſidenz des Königs, Kalpain, einem elenden Dörfchen, ein. Kaum waren die Ochſen ausgeſpannt, als Mohanyeom, des Königs Page, herbeikam, der nicht wie die übrigen ſeines Haupthaars beraubt war, und einen Mund hatte, der ſich buchſtäblich von Ohr zu Ohr erſtreckte. Er beſichtigte Alles in ernſtem Schweigen und ſagte, der König würde ſogleich kommen, uns zu ſehen. Da dieß aber nicht geſchah und wir von unſerer Sorge, wie der König uns aufnehmen würde, befreit ſeyn wollten, ſchickten wir nach einiger Zeit unſern Dolmetſcher, Bala, fort und ließen ihm ſagen, daß Alles zu ſeiner Aufnahme bereit ſey. Nach Verlauf von fünf Minuten verkündete das Geſchrei und Jauchzen der Menge und das Brüllen der Herolde, die ſein Lob prieſen, die Annäherung Moſolekatzi's.

Die Züge des Deſpoten, obgleich voll Argwohn und Hinterliſt, ſind keineswegs unangenehm. Seine Geſtalt iſt lang, gut gebaut, ſeine Manieren würdig und zurückhaltend, und das ſchnelle, ſcharfe Auge, ſeine Fragen und ſeine eigenen, vorſichtigen und berechneten Antworten zeigen ſeine Fähigkeit, eine ſo wilde und blutdürſtige Nation zu beherrſchen. Er ſchien über 40 Jahre alt, doch ganz bartlos, ſein haarloſer Kopf trug den Iſſigoks, einen ovalen Kranz von Haaren, mit drei grünen Papagaifedern geſchmückt, zwei hinten und eine vorn in horizontaler Lage. Nachdem er Andries und die andern Hottentotten als alte Bekannte begrüßt hatte, ſah er die Geſchenke an, die wir ihm beſtimmt hatten, und konnte ſich nicht enthalten, ſeine lebhafte Freude darüber auszuſprechen. Er ließ ſich in unſerm Beiſeyn ankleiden, und ſetzte ſich mit großer Würde nieder, um die Erfriſchungen zu genießen, die ihm angeboten wurden. Da er aber ſah, daß wir etwas anders hatten — er hatte Ontchualla oder Bier, wir tranken unſern Thee, — ſo ſchob er plötzlich ſein Gefäß fort, und ergriff meine Taſſe, die er mit großer Gier leerte.

Jetzt glaubten wir zu unſern Geſchäften übergehen zu dürfen, namentlich in Bezug auf den Punkt, die Erlaubniß zu erhalten, den Fluß Vaal entlang zurückkehren zu können. Doch ſobald wir dieſen Gegenſtand berührten, weigerte er ſeine Zuſtimmung, angeblich unſerer Sicherheit wegen, im Grunde aber nur, weil er nicht wünſchte, daß wir dem Schauplatze nahe kommen ſollten, wo er in dieſem Augenblicke die ausgewanderten Boers hatte ermorden laſſen. Auch bemerkten wir, daß Andries, der die Antworten des Königs uns aus dem Holländiſchen in das Engliſche übertragen mußte, perſönlich unſerm Plan abgeneigt ſey, und daher nur ſo viel von des Königs Rede uns zukommen ließ, als er für nöthig hielt. Deßhalb nahmen wir ſpäter ſtatt ſeiner Richard zum Dolmetſcher, der ſich unparteiiſcher bewies.

Der König war ungemein neugierig, zu wiſſen, was wir Alles in unſern Wagen hätten, die er gar zu gern völlig in Beſchlag genommen hätte. Deßhalb kam er kurze Zeit nach ſeinem Staatsbeſuche wieder in unſer Zelt, und dießmal faſt ohne alle Begleitung; aber wir hüteten uns wohl, unſere Sa-

chen ihm unter die Augen zu bringen. Nur einige Glaskugeln und anderes Spielwerk, das wir ihm bestimmten, legten wir in seinen Weg; denn Alles, was sein Auge sah, und seine Hand berührte, nahm er auch als sein Eigenthum mit sich, und ließ uns wiederholt durch seinen Dolmetscher sagen: „ihm gehöre Alles!" Oft gebrauchte er die verächtlichsten Kunstgriffe, sich von irgend etwas in Besitz zu setzen. Nachdem seine Augen wiederholt forschend umhergewandert waren, ruhten sie behaglich auf einem Bündel Messingdrath, von dem ein Theil aus dem Wagen hervorhing, und ehe er uns verließ, schoß er plötzlich darauf los, und trug es mit triumphirendem Grinsen davon. Dabei war er äußerst langsam in Erfüllung unserer Wünsche. Wir hatten ihm mehreremal vorgestellt, daß unsere Ochsen zu abgetrieben seyen, und ihn um einige frische gebeten, doch er meinte, die unsrigen würden schnell fett werden, es sey ja Gras in Fülle vorhanden. Gegen Abend aber ließ er uns einige Wachslichter borgen, und schickte uns durch Um' Nombate eine geschmorte Ochsenbrust und eine Quantität Bier oder Outchualla, das aus gegohrnem Kafferkorn gemacht wird, und für uns ganz ungenießbar war, wiewohl unsere Hottentotten sich gewaltig daran ergötzten.

Das Begehren des Königs nach Glaskugeln war so heftig, daß er jedes Mittel ergriff, um von uns welche zu erlangen. So kam Um' Nombate, als wir schon im Bett lagen, heimlich, wie er sagte, zu uns, um gegen Elephantenzähne davon einzutauschen; nur war uns der Charakter des Königs zu bekannt, um die Falle nicht zu merken, und die Bitte wurde ihm abgeschlagen; als Mosolekatzi später wieder bei uns eingetreten war, was er freilich sehr oft that, und der Parse unklugerweise eine Kiste öffnete, horchte der König sogleich auf und mit einem Satze war er bei dem Wagen und hatte seine Hände in der Kiste, deren Deckel freilich auf diese fiel, daß er die Glaskugeln nicht sehen konnte, doch mit Entzücken wühlte er darin herum, und sprach die Kiste für sein Eigenthum an. Wir waren damals begierig, die Erlaubniß der Abreise zu erhalten, und benutzten diese Gelegenheit dazu, so wie wir auch des Königs Vezier, unser Zelt zu besitzen, anwandten, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, über den Fluß Vaal zurückzukehren. Beides erhielten wir, und den Nachmittag desselben Tages verlangten wir von ihm den Ort zu wissen, wo er das Zelt aufgeschlagen wünsche. Er hielt eben in Hrn. Bains Wagen Siesta, kam aber sogleich freudestrahlend herbei, und bezeichnete einen Ort in seiner Residenz, wobei ich Gelegenheit nahm, das Innere seiner Wohnung, zu der er uns nie Zugang erlaubte, zu besehen. Die königliche Wohnung, wie die seiner Frauen, war durch unregelmäßige, rohe Pallisaden verschlossen, und hatte eine Oeffnung, durch welche der König nur kriechend hindurchkommen konnte, und unterschied sich in nichts von den andern Wohnungen des Volks.

Beim Aufschlagen des Zeltes waren dreißig Frauen aus dem Serail des Königs gegenwärtig, und standen um ihn her; sie waren meist schwarzbraun und hatten ein wenig Embonpoint, viele waren sogar sehr dick mit ungeheuren hängenden Brüsten. Ihr Kopf war geschoren und besaß nur eine kleine Haarlocke auf dem Scheitel, die mit Federn geziert war. Ihr Anzug bestand aus kurzen, schwarzledernen Schürzen, mit dem Pelz inwendig und mit Messing-Zierrathen und verschiedenfarbigen Glaskugeln besetzt. Unter diesen Frauen bemerkte ich auch eine Grizuagefangene, Truey mit Namen, die Abkürzung von Gertrude, die unglückliche Tochter Peter Davids, des Häuptlings der Lisbuani-Bastards und Nachfolger von Barend Barends, der vor etwa drei Jahren auf einer Jagd am Vaalflusse von Mosolekatzi's Kriegern überfallen wurde, sich selbst zwar rettete, aber all sein Eigenthum, seine Leute und Begleiter verlor, unter ihnen auch diese seine Tochter.

Als das Zelt aufgeschlagen war, zog der König seinen großen Rock an, setzte eine rothe Nachtmütze auf sein Haupt, ließ zwei Wachslichter anzünden und vor ihn hinstellen, und setzte sich mit würdiger Haltung auf einen umgekehrten Kürbiß, dessen Inhalt an Bier er erst vorher ausgeschlürft hatte, und war ganz verloren in der Beschauung seiner ungeheuren Wichtigkeit. Nur mit Mühe unterdrückte ich den Reiz zum Lachen, und nachdem ich dem Könige zu seinem neuen Eigenthum Glück gewünscht und ihn erinnert hatte, daß wir am folgenden Morgen abreisen würden, kehrte ich nach unsern Wagen zurück.

Reisenotiz über die Erforschung des weißen Nils.

In der Londoner geographischen Gesellschaft wurde von dem bekannten Reisenden Hoskins ein Schreiben Mohammed el Kerims, jenes bekannten Dongolaners, vorgelegt, den die Weiße-Nil-Gesellschaft hatte ausrüsten helfen, um das Innere von Afrika zu untersuchen: er war auf seinem Wege nach Dar-Fur bis über Khartum hinausgekommen, und obwohl er ausgeplündert worden war und sich als Derwisch durchbetteln mußte, so setzte er dennoch seinen Weg fort, und hoffte seinen Zweck, die Entdeckung der Quellen des weißen Nils, zu erreichen. Die Mittheilung war vom 10 November.

Uebersicht der neuen geographischen Entdeckungen.

Asien.

(Fortsetzung.)

Die Expedition, welche die russische Regierung stets in gewissen Zwischenräumen nach China schickt, wurde im Jahre 1820 von Hrn. G. Timkowski angeführt, und kehrte 1821 zurück. Die Berichte dieses Officiers enthalten viele weit genauere Schilderungen des himmlischen Reichs, als die vordergehenden Reisebeschreibungen geliefert hatten. Er sah die große Wüste von Gobi, welche er nach verschiedenen Richtungen hin durchzog. Er kehrte mit dem Archimandriten Hyacinth Bitschurin zurück, welcher zehn Jahre in Peking gewohnt hatte, und welchem wir eine Beschreibung der Mongolei verdanken, die Hr. Klaproth durchsah.

Von den Engländern, welche es sich angelegen seyn lassen, den Bewohnern des chinesischen Kaiserreichs betrügerischer Weise das Opium zuzuführen, nach welchem diese nur zu begierig sind, haben mehrere ihre Reisebeschreibungen herausgegeben; andere Berichte rührten von Europäern her, welche ein edlerer Trieb geleitet hatte, der, diesen fernen Völkern die Lehren des Evangeliums zu bringen. Aber diese Arbeiten haben uns keinen großen Zuwachs unserer geographischen Kenntnisse von China gegeben.

Die des japanesischen Reichs haben sich durch die Werke der HH. Doermeer Fischer, Doeff, Meyland und namentlich des Hrn. v. Siebold sehr erweitert; letzterer hat sein Werk, welchem Karten beigegeben sind, die von Japanesen entworfen wurden, noch nicht ganz beendet.

Die Gesandtschaften, welche die brittische Regierung in die Hauptstaaten der hinterindischen Halbinsel schickte, der Krieg, welchen sie im Jahre 1824 gegen die Birmanen führte, die Abtretungen, welche ihr in den südlichen Provinzen dieses Reichs gemacht wurden, und die Reisen, welche die Engländer und die Missionäre nach den verschiedenen Gegenden dieser Halbinsel unternahmen, haben uns viele und bedeutende geographische Nachrichten über dieses Land gegeben, aber dennoch ist sein Inneres noch sehr wenig bekannt, und alles, was wir von Laos wissen, bedarf noch bedeutender Aufklärung.

Man weiß, daß der Irawaddy, welcher von Norden kommt, das birmanische Reich durchströmt, ehe er sich in den Golf von Martaban, der einen Theil des bengalischen Golfes ausmacht, ergießt. Mehrere Geographen, unter andern auch d'Anville, haben geglaubt, der Irawaddy sey die Fortsetzung des Daro-Dzangbo-Tsiu, welcher Tibet von Westen nach Osten durchfließt. Diese Meinung gründete sich auf Angaben, welche in vorzüglichen chinesischen Werken sich vorfanden. Später glaubten Rennel und andere Geographen, daß der große Fluß von Tibet sich seinen Weg gegen das Meer durch den Brahmaputra bahne, welcher den östlichen Theil von Hindustan durchströmt, und seine Wellen mit denen des Ganges mischt, ehe er sich in den Golf von Bengalen ergießt. Diese Ansicht schien die Oberhand gewinnen zu wollen, als Hr. Klaproth in einem Werke, in welchem er sich auf den Ausspruch chinesischer Schriftsteller berief, die Gründe entwickelte, welche ihn bestimmten, der Ansicht des Hrn. d'Anville den Vorzug zu geben. Die Engländer widerlegten ihn, und der Streit, der sich dadurch erhob, wurde mit einer Schärfe und Erbitterung von ihnen geführt, als sey ihre ganze Nationalehre dadurch gefährdet. Dennoch wurde Klaproths und d'Anville's Ansicht von einem Engländer, Alexander Dalrymple, welcher ausgezeichnete geographische Kenntnisse besitzt, unterstützt. Die Reisen, welche von Engländern in die Gebirgsgegenden von Assam unternommen wurden, haben gezeigt, daß je weiter man an dem Brahmaputra hinaufgeht, seine Breite immer mehr abnimmt, die verschiedenen Arme, welche ihn bilden, strömen durch tiefe Schluchten, die aus dem Innern der hohen Gebirge kommen, welche die südöstliche Fortsetzung des Himalaya bilden. Einer dieser Arme hat bei seinem Namen Dor-Lohit auch noch den von Brahmaputra behalten, dessen Ursprung bis in die indische Mythologie zurückgeht, da er Sohn des Brahma bedeutet. Er entspringt aus dem See Brahma-Kund, Wiege des Brahma; aber dieser breite Strom empfängt den Tuluka, einen Fluß, welcher weiter von Norden herkommt, und seine Quelle in dem Gebirge hat. Nach Hrn. Klaproths Behauptungen fließt der Strom von Tibet östlich von der Bergkette hin. Uebrigens theilen sehr unterrichtete Geographen bis jetzt seine Ansicht noch nicht, und so ist es denn, um die Richtigkeit derselben zu beweisen, nöthig, daß neue Entdeckungsreisen nach diesen hohen Gegenden unternommen werden, über deren größten Theil die Engländer gegenwärtig eine theils directe, theils indirecte Herrschaft ausüben. Manchmal stoßen ihre Bemühungen, das Land kennen zu lernen, auf Hindernisse, welche auch den muthigsten abschrecken können. Im Jahre 1825 wurde ein junger englischer Officier, P. H. Burlton, welcher mit einem seiner Freunde und einem Detaschement von Sipahis ausging, um den Lauf des Brahmaputra aufzunehmen, nebst einem Theil seiner Leute von den Eingebornen ermordet.

Der gebirgige Landstrich zwischen Hindustan und China nimmt schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der europäischen Reisenden in Anspruch. Es ist zu fürchten, daß es wohl noch lange Zeit währen wird, ehe seine Erforschung gelingt, und die Wissenschaft wird sich wohl nur dann eine reiche Ausbeute der unternommenen Reisen versprechen dürfen, wenn sie von Männern unternommen werden, welche des Chinesischen, des Mandschu und des Tibetanischen mächtig sind.

Der westliche Theil des Himalaya-Gebirges wurde dagegen vielfältig ausgebeutet, seine höchsten Spitzen wurden gemessen, und man kennt bis jetzt kein höheres Gebirge auf der Erdoberfläche. Die Werke der Reisenden, welchen wir diese wichtigen Entdeckungen zu danken haben, sind größtentheils schon vor dem Jahre 1819 geschrieben worden, aber die meisten derselben kamen erst um diese Zeit, zum Theil auch erst noch später, zur allgemeinen Kenntniß. Webb, Raper und Hearsay im Jahre 1809, Moorcroft im Jahre 1812, Fraser im Jahre 1814, Hodgson im Jahre 1816, Gerard in den Jahren 1817 und 1820, Johnson in dem Jahre 1827, und noch mehrere andere haben auf verschiedenen Punkten den Gefahren getrotzt, welche der Uebergang über den Himalaya bietet; die Quelle des Ganges und der großen Arme, welche ihm zuströmen, die Orte, welche der Gegenstand der Verehrung und das Ziel der Pilgerfahrten der frommen Hindus sind, wurden erforscht, man hat die Ursachen der Fabeln gefunden, welche so lange verbreitet waren, und so lange Zeit in geographischen Werken fortgeführt wurden. Fast die ganze Alpengegend dieser Gebirgskette wurde durchzogen, und die Sprachen, Sitten und Gesetze der Völker, welche sie bewohnen, näher erforscht.

Ein junger Franzose, Victor Jacquemont, drang bis in das Thal von Kaschmir vor, das unser Landsmann, François Bernier, im Jahre 1664 in gewisser Art für Europa wieder aufgefunden hatte; er war der erste, welcher die Europäer den Namen der Shawls kennen lehrte, welche dort erzeugt werden, seit Jahrhunderten zu dem orientalischen Putze gehören und auch bei uns so gesucht sind.

Der Pendschab, welchem es gegenwärtig unterworfen ist, ist viel bekannter, ebenso das ganze übrige Hindustan, über welches die brittische Regierung gegenwärtig eine fast unumschränkte Herrschaft übt, oder vielmehr, welche dort Fürsten regieren läßt, die ohne Gefahr keinen Willen haben dürfen, welcher dem ihrigen entgegen wäre. Die geographischen Nachrichten über dieses große Land sind namentlich den HH. John Malcolm, W. Hamilton, Cl. und Fr. Buchanan und Hrn. Alex. Burnes zu verdanken, sie haben wohl immer noch einige Lücken, welche jedoch nicht bedeutend genug sind, um in diesem kurzen Ueberblicke aufgeführt werden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Maschine zum Marmorsägen. Kürzlich wurden in der französischen Akademie der Wissenschaften einige kleine Statuen gezeigt, als Beispiel der Anwendung einer von Dutel erfundenen Maschine, um Marmorblöcke in die rohe Form einer Figur zu schneiden, die dann von dem Künstler feiner ausgearbeitet werden soll. Sie waren mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt, und zwar wurde die Arbeit in acht Tagen vollendet, während man sonst bei der gewöhnlichen Weise 12 Tage brauchte. (Lond. and Par. Observ. vom 5 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1840.

Neue Culturen in Frankreich. — Fortschritte der Seidenzucht.

Paris, den 19 März 1840.

Man hat hier vor einigen Wochen einige Stücke Battist aus China gebracht, welche sich wie Leinwand anfühlen, aber einen eigenen, seidenen Glanz haben; sie kamen mit der chinesischen Aufschrift „Hiapu" (Sommerzeug) an, welche keinen Aufschluß über ihren Ursprung gab. Man zeigte sie dem Abbé Voisin, der zwanzig Jahre Missionär im Innern von China gewesen war, und mehr Beobachtungen über weltliche Dinge gemacht hatte, als die meisten Missionäre. Er sagte, daß er den Zeug wohl kenne, er habe lange Hemden daraus getragen, welche unverwüstlich seyen, der Zeug sey sehr wohlfeil, und werde aus einer Art Nessel, Urtica nivea, verfertigt, von der er Samen mitgebracht und dem botanischen Garten gegeben habe. Man fand auch, daß die Nessel im Garten gediehen und 5 bis 6 Fuß hoch geworden war, daß sie zwar keinen Samen im hiesigen Klima trage, aber sich durch Theilung der Wurzeln fortpflanze, und, jährlich abgeschnitten, immer neue Stängel treibe. Die Regierung, welche immer vielen Sinn für Einführung neuer Culturpflanzen zeigt, hat in China eine Quantität der rohen Fiber verlangt, um sie Spinnern zu übergeben, und zu sehen, ob die Fabrication keine besonderen Schwierigkeiten habe.

Ein anderes orientalisches Product erregt ebenfalls großes Aufsehen, nämlich indischer Flachs, der seit einigen Monaten aus England in großen Massen roh eingeführt wird, und an Länge der Fiber und an Feinheit den europäischen weit übertrifft, so daß sich die französische Leinwandindustrie nicht nur durch die Maschinenspinnerei der Engländer, sondern sogar durch ein neues und weit besseres rohes Material bedroht findet. Die Regierung hat Maßregeln getroffen, sich den Samen dieser Species zu verschaffen, um zu versuchen, sie in Frankreich zu naturalisiren.

Eine andere neue Cultur macht im Süden von Frankreich Fortschritte, nämlich die von einer Art von Schilf, welche einer der intelligentesten Gutsbesitzer des Landes, Hr. v. Gasparin, Maire von Orange, aus Westindien eingeführt hat, wo sie Guinea grass, oder Jamaica grass genannt wird. Sie wird künstlich bewässert, und treibt 8 bis 10 Fuß hohe Blätter, welche das Vieh und Geflügel mit großer Gier frißt, und ihr Ertrag ist größer, als der aller einheimischen Futterkräuter. Die Cultur hat sich bis jetzt noch nicht nördlich von Lyon verbreitet, aber es ist wahrscheinlich, daß sie auch in den nördlichen Departements gedeihen würde, da auch im Süden ihr Same nicht zur Reife kommt, sondern sie durch Theilung der Wurzeln fortgepflanzt werden muß, während zum Treiben von Blättern es keiner außerordentlichen Hitze bedarf, und die Pflanze, da sie abgemäht wird, wenig vom Erfrieren zu fürchten hat.

Alle diese neuen Culturversuche können der Aufmerksamkeit deutscher Landwirthe werth seyn, aber die großen Fortschritte, welche die Seidenzucht in Mittelfrankreich macht, dürften vor Allem ihr Interesse erregen. Die Berichte von den verschiedenen Districten über die Resultate des letzten Jahres sind jetzt angekommen und großentheils bekannt, und überall von der Bretagne bis Toulon findet man den größten Eifer in der Ausdehnung der Cultur des Maulbeerbaumes, der Errichtung von Seidenhäusern nach chinesischer Methode, systematische Versuche über alle Theile der Cultur, Einführung besserer Methoden im Winden der Cocons, und große Bereitwilligkeit der Regierung, der Departements und der Communen in Beförderung dieser reichen Cultur. Man schlägt die Masse der rohen, in Frankreich producirten Seide auf 100 Millionen Franken an, die eingeführte auf 60 Millionen, und das Product der Seidenfabriken auf 400 Millionen, von denen etwa 150 Millionen ausgeführt werden. Seit einigen Jahren sind Millionen von Maulbeerbäumen gepflanzt worden; da jedoch der hochstämmige Baum erst nach sechs bis sieben Jahren Futter liefert, so wird die Wirkung des neuen Impulses erst in einigen Jahren fühlbar werden. (Fortsetzung folgt.)

Die Esthen.

7. Sprache. — Poesie. — Sprüchwörter.

(Schluß.)

Wie der ganze Stamm des esthnischen Volks in drei Hauptäste, so zerfällt auch die esthnische Sprache in drei Hauptdia-

lekte: einen östlichen, westlichen und nördlichen. Man hat sie nach den vorzüglichsten Städten, um welche als Mittelpunkt sie sich bewegen, den dorpat'schen, reval'schen und pernau'schen Dialekt benannt; besser könnte man sie als die Dialekte der Esthen des Peipusser, des finnischen und des riga'schen Meerbusens bezeichnen. Außer diesen drei Hauptunterschieden gibt es aber natürlich auch noch eine Menge kleiner Unterschiede in jedem Kreise und Districte.

Allerdings sind eine Menge deutscher und neuerdings auch russischer Worte ins Esthnische übergegangen, so wie das Finnische sich mit schwedischer Rede mischte; allein im Ganzen genommen ist wohl die esthnische noch eine der reinsten finnischen Sprachen, weil das russische Element hier noch nicht so tief eindrang, wie bei den Mordwinen, Tscheremissen und andern finnischen Völkern, und das Deutsche nicht so tief wie bei den Wenden, Preußen, Cassuben u. s. w.

Auffallend ist es, daß ihre Poesie im Ganzen so viel Aehnlichkeit mit der Lettischen hat, da doch die Charaktere beider Völker und ihre Sprachen so grundverschieden sind. Es scheint fast, als gehe ein gewisser nordischer Geist durch die poetischen Literaturen aller nördlichen Völker, an dem sie alle auf gleiche Weise participiren, ohne Rücksicht darauf, ob sie germanischen, finnischen, slavischen oder lettischen Stammes seyen, so wie es gewisse allgemeine nordische Gewohnheiten und Sitten gibt, die man auf gleiche Weise bei Letten, Schweden, Lappen, Finnen u. s. w. wiederfindet. Der Hang zur Poesie ist bei den Esthen fast eben so stark, wie bei den Letten; wie diese improvisiren sie bei allen ihren Zusammenkünften Verse und Gedichte, die ganz aus derselben melancholischen Tonart angestimmt zu seyn scheinen, wie bei den Letten. Wie die Letten singen und dichten sie bei allen ihren Arbeiten, im Walde, auf dem Felde, zu Hause in den Spinnstuben, in den Ringen, und wie bei den Letten sind auch bei den Esthen vorzugsweise die Frauen Dichter und Sänger; ja es scheint sogar, daß viele Volkslieder geradezu von den Letten auf die Esthen übergingen, oder von jenen auf diese. Die gebrauchten Bilder, die Ausdrucksweisen, die besungenen Gegenstände sind oft zu frappant einander ähnlich, oder fast gleich.

Nichtsdestoweniger ist doch auch der Unterschied zwischen den Dichtungen beider Völker sehr bemerkbar; das Genie der lettischen Muse ist weit idyllischer, kindlicher und spielender, das der esthnischen ist epischer, männlicher und weniger tändelnd. Die Esthen haben mehr Kriegslieder als die Letten und viel mehr Erinnerungen an ihre bedeutungsvollere Vorzeit. Ihre Sprache eignet sich der vielen Vocale wegen besser zum Singen als die Lettische. Auch ist im Vortrage der Unterschied, daß während die Letten nur immer unter Anführung eines Chorführers in einem eigenen Chore vereinigt singen, die Esthen sich meistens in mehrere Chöre theilen, welche sich gegenseitig antworten und die Endverse wiederholen. Eben so sind bei beiden Völkern ganz verschieden die Melodien, nach denen sie ihre Lieder singen.

Die lettischen Lieder, dem lyrisch-idyllischen Charakter und der mehr subjectiven Natur der Nation gemäß, sprechen fast immer in der ersten Person, die esthnischen dagegen, der epischen und mehr objectiven Natur der Nation gemäß, fast immer in der dritten Person, und sind mehr erzählend. Wenn der Lette also spricht:

„Ich ruderte meiner Geliebten entgegen,
Eine Blume ist mein Ruder u. s. w."

so drückt sich dagegen erzählend der Esthe so aus:

„Ein Liebhaber schiffte seiner Geliebten entgegen,
Eine Blume war sein Ruder."

In der lettischen Poesie herrscht daher auch fast durchgehend das Präsens, in der esthnischen das Präteritum; selbst in ihren kleinen Verschen, Gnomen und Sinngedichten, deren sie wie die Letten oft Hunderte des verschiedensten Inhalts hinter einander singen, sind sie mehr objectiv und erzählend, als subjectiv und schildernd. Ein solches Verschen ist z. B.

„Tio war sanft und leutselig
Und sie war mir lieb.
Schnell sie blühte, rasch sie welkte
Welkte ach! und starb."

Die esthnischen Worte selbst, die wir hiehersetzen, damit man über den Wohllaut der Sprache einigermaßen urtheilen könne, lauten:

„Tio tasa, neja elda,
Olli armas minnoleh,
Pea oidsis, pea nerdsis,
Nerdsis jaudis ssurmaleh."

Als ein in Esthland sehr bekanntes Liedchen fügen wir noch eine Uebersetzung des „Jörri Jörri, johks matuellen" bei, zu dessen Erklärung man noch wissen muß, daß bei den Esthen nicht die ungeschickteren Männer, sondern die pfiffigern Mädchen, die sich nicht so leicht ertappen lassen, ausgehen, um ihre Geliebten zu besuchen.

Sie: „Jürgen, Jürgen kann ich jetzt schon kommen?"
Er: „Darfst nicht kommen, liebes Leben!
Warum bist nicht gestern kommen,
Gestern war ich ganz allein,
Jetzt sind unsrer fünfe hier!
Morgen in der Morgenstunde
Komm, dann werd' ich einsam seyn.
Komm in weiten leichten Sprüngen,
Daß der Thau Dich nicht verrathe.
Oder komm in nächtiger Kühle
Wenn Schlang und Eule munter sind."

An Frühlingsliedern und Hirtengesängen sind die Esthen so reich, wie die Letten. Ein solches ist folgendes von Petri gegebenes: *)

„Sieh, meine liebe Tio, sieh!
Wie der Winter flieht vorbei,
Und der lang ersehnte Frühling
Kehrt zurück, an Freuden neu;

*) Wegen des unesthnischen Reimes klingt es indessen ein wenig deutsch.

Alle Feſſeln der Natur
Schmelzen weg von unſerer Flur,
Blumen blühen bald nun wieder,
Und die Lerch' im Feld erwacht,
Froh entlüpft dem Stall das Vieh
Und der Hirt jauchzt ſpät und früh.
Laß uns auch die Freuden koſten,
Die der Frühling freundlich beut;
Denk, er flieht ſo ſchnell dahin
Wie der Jugend Jahre fliehn." —

Eigen iſt es, daß die Eſthen ganz eben ſolche Freude, wie die Letten, daran finden, ſich Räthſel aufzugeben, und daß dabei die Art ihrer Räthſel ganz denen der Letten gleicht. Wir führen hier einige zur Probe an, die ſowohl bei den Letten als bei den Eſthen in Schwang ſind. Sie ſind alle mehr poetiſch als geſchickt und fein erdacht:

„Zehn Schäflein freſſen an einem Heuhaufen." — Das ſind die zehn Finger der Spinnerin.

„Ein eiſernes Pferdchen mit einem flächſernen Schweif." — Das iſt die Nadel mit dem Zwirnfaden.

„Flicken auf Flicken, und doch ſieht man keinen Nadelſtich." — Das Gefieder eines Vogels.

„König, Edelmann und Bauer ſpeiſen davon, und doch kommt es nicht auf ihre Tafel." — Die Muttermilch.

„Sie laufen bis an der Welt Ende, und doch haben ſie keine Füße." — Die Wolken.

„Ein kleines Ställchen voller weißer Hühnerchen." — Der Mund mit ſeinen Zähnen.

„Ein Tönnchen mit zweierlei Bier." — Das Ei.

„Ein alt klein Weib, ihr Kopf in hundert Tücher gewickelt." — Ein Kohlkopf.

„Vier Jungfrauen gehen über die Brücke und ſchreien." — Die 4 Räder eines neuen Wagens, welche quiken und knarren.

„Es pflügt einer auf einem Felde, und doch macht er keine Furche." — Ein Schiff auf dem Meere.

„Ein rothes Hündchen bellt durch den knöchernen Zaun." — Die Zunge zwiſchen den Zähnen.

„Die Tonne ſchreit und die Säufer ſind ſtill." — Eine Sau mit ihren ſaugenden Ferkeln.

„Der Vater iſt noch nicht geboren, der Sohn iſt ſchon auf dem Dach." — Der Rauch, ehe die Flamme ſich zeigt.

„Was hat ein ſchwarzer Hengſt für Haare?" — Antwort: Pferdehaare.

„Welches iſt das ſchwerſte Holz?" — Der Bettelſtab.

„Oben eine Seele, unten eine Seele, in der Mitte ein Leder." — Reiter, Pferd und Sattel.

„Einer geht über Wände und Dächre, und trägt eine Schüſſel mit Fleiſch auf dem Kopf." — Ein Hahn mit ſeinem Kamm.

An Sprüchwörtern ſollen die Eſthen weniger reich ſeyn, als die Letten. Einige der beſten ſind folgende:

„Nach dem Kleide empfängt man Einen, und nach dem Verſtande entläßt man ihn."

„Von des Reichen Krankheit und des Armen Bier hört man weit und breit."

„Naſſes Land bedarf keines Waſſers."

„Der Froſch kommt wohl auf den Raſen, er weiß aber nicht unter den Blumen zu leben," ſagen ſie von Einem, der ſich nicht in ſein Glück zu finden weiß.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen über franzöſiſche Reiſende in Abyſſinien.

Der Sémaphore theilt Nachrichten über die franzöſiſchen Reiſenden mit, welche nach Abyſſinien abgegangen ſind. Combes ſchrieb unter dem 12 Febr. aus Coſſeir, daß er im Begriff ſtehe, ſich nach Dſchidda einzuſchiffen; durch Unterſtützung Mehemed Ali's ſeyen ſie im Stande, ganz als große Herren zu reiſen. — Abbadie war am 24 Januar in Dſchidda angekommen, und wollte am 29 ſeine Reiſe nach Abyſſinien fortſetzen. — Der Marineoffizier, Hr. Leſevre, der im vorigen Jahre nach Abyſſinien geſchickt wurde, kam am 15 März nach Alexandrien zurück, und ging am 17 mit dem Dampfboote nach Europa ab. Er hat vier Abyſſinier bei ſich, die in Rom und dann in Paris unterrichtet werden ſollen. Der eine iſt ein Rechtsgelehrter, der zweite ein Anführer, der 1000 Reiter befehligt, der jüngſte, etwa 22 Jahre alt, ſpricht ziemlich geläufig franzöſiſch. — Die Doctoren Petit und Dillon, die Reiſegefährten Lefèvre's, ſind zu Adoa geblieben, und haben von dort aus eine reiche Sammlung von naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtänden nach Paris geſchickt.

Ueberſicht der neuen geographiſchen Entdeckungen.

Aſien.

(Fortſetzung.)

Die Mündungen des Indus, welche ſchon ſeit langer Zeit von verſchiedenen Reiſenden unterſucht worden ſind, wurden es vor kurzem neuerdings von Hrn. Burnes, welcher den ganzen Fluß und ſelbſt denjenigen ſeiner Zuflüſſe hinauffuhr, welcher nach Lahor führt. Dann ging er über den Indus, dieſe natürliche Gränze Indiens, welche der Bramane nicht überſchreiten darf, ohne ſich eines Verbrechens ſchuldig zu machen und alle Rechte ſeiner Kaſte zu verlieren. Er ging durch Afghaniſtan, überſtieg die Berge und gelangte nach Balk, dann nach Bucharа und endlich an die weſtliche Küſte des kaſpiſchen Meeres. Hr. Burnes machte dieſe lange Reiſe mit Leichtigkeit, und es gelang ihm ein Land zu beſchreiben, in welchem ſich früher kaum ein gebildeter Europäer blicken laſſen durfte. Gegenwärtig kennen wir das Relief vom größten Theile des Hindu-Koh, und die Waſſerſcheide in dieſer ungeheuren Bergkette, wovon Pottinger und Elphinſtone nur einen Theil geſehen haben.

Noch haben wir keine Berichte eines Reiſenden, welcher ſelbſt die Quelle des Sir-Darja oder Sihun (Jaxartes) und des Amu-Darja oder Dſchihun (Orus) geſehen hätte; es ſind dieß die beiden Hauptſtröme, welche durch Turkeſtan fließen, deſſen dürrer Boden nur durch beſtändige Wäſſerung fruchtbar gemacht werden kann. Sandige, faſt unbewohnbare Steppen trennen dieſes Land von Europa, und gränzen an einer Seite an die Mughodjar-Berge, deren wir ſchon erwähnten, an der andern an die Ausläufer des Altai. Einige Reiſende ſind in die benachbarten Gegenden gedrungen. Ihre nur wenig bekannten

Berichte enthalten koſtbare Nachweiſungen, und durch eine ſorgfältige Prüfung und Vergleichung derſelben mit orientaliſchen Schriftſtellern gelang es Hrn. von Humboldt, ein Bild von Mittelaſien zu entwerfen.

Die Kette des Hindu-Koh ſenkt ſich gegen Herat, dann erhebt ſie ſich gegen den ſchneebedeckten Gipfel des Demawend zu einer beträchtlichen Höhe. Das Plateau von Iran kann eine Durchſchnittshöhe von 650 Klaftern haben. Der Zweig des Demawend begränzt im Süden die große Einſenkung, deren tiefſte Stellen durch das kaſpiſche Meer und den Aral-See bezeichnet ſind, und in welcher eine bedeutende Strecke, deren Fläche wahrſcheinlich 18,000 Quadratlieues beträgt, unter dem Niveau des Oceans liegt. Das Daſeyn dieſer eigenthümlichen Senkung wurde durch mühſame barometriſche Nivellirungen zwiſchen dem kaſpiſchen Meere, dem ſchwarzen Meere, zwiſchen Orenburg und der Mündung des Jaik erwieſen. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg hat auf die Bitte des Hrn. v. Humboldt durch eine Reihe von barometriſchen Nivellirungen die geodäſiſche Linie beſtimmen laſſen, welche alle in gleicher Höhe mit dem Ocean liegenden Punkte am Saume dieſes Beckens verbindet. Ein großer Theil von Sibirien, die Steppen der Kirghiſen und die Bezirke, welche ſie umgränzen, liegen kaum 200 bis 250 Klafter über dieſem Niveau.

Eine Reihe von barometriſchen Nivellirungen, welche im Laufe eines ſtrengen Winters von dem kaſpiſchen Meere bis zu den weſtlichen Ufern des Aral-Sees unternommen wurden, haben gezeigt, daß das Niveau dieſes letztern 117 engliſche Fuß über dem des kaſpiſchen Meeres erhaben iſt. Die Länder, welche in der Senkung liegen, deren tiefſte Stelle dieſes Meer und der Aral-See einnimmt, erſtrecken ſich in Europa zwiſchen der Kuma, dem Don, der Wolga, dem Obſchtſchei Syrt, einem weſtlichen Zweige des Ural, und dem Jaik, welcher die Scheidelinie dieſes Welttheiles von Aſien bildet, und in dieſem zwiſchen dem Jaik, dem Aſſakul-See, in die Steppe nordöſtlich vom Aral-See, dem untern Sihun und dem Khanat von Khiwa an dem Ufer des Amu-Darja. Die Stadt Saratow an der Wolga und Orenburg am Jaik, welche beide in das kaſpiſche Meer ausmünden, liegen die eine 190, die andere 165 Meilen von dieſem ungeheuren See, in gleicher Höhe mit dem Niveau des Oceans, während dasjenige des kaſpiſchen Meeres 55⅓ Meter unter demſelben liegt. Hr. Eichwald, welcher den größten Theil des Umkreiſes dieſer großen Waſſerfläche unterſucht hat, bemerkte, daß ſich an mehrern Stellen bedeutende Anſchwemmungen gebildet haben, und der Sand an mehrern Stellen auf der öſtlichen Seite bedeutende Strecken einnimmt. D'Anville und andere Geographen haben geglaubt, daß ehemals einer der Arme des Orus ſich in das kaſpiſche Meer ausgemündet habe. Malte-brun war ſehr gegen dieſe Annahme. Hr. Burnes theilt ſie auch nicht, doch wird ſie vertheidigt von Hrn. v. Muramiew, welcher im Jahre 1819 das alte Bett dieſes Fluſſes wieder auffand, von Hrn. Lewſchin und von Hrn. Eichwald, der eine Strecke weit in demſelben hinaufging, und die Richtung erkannte, welcher der Strom folgte, ehe er ins Meer gelangte. Er fügt bei, daß die Verſandungen in dem Golf von Balkan und an mehrern andern Stellen dieſes Ufers noch immer fortdauern. Die äußere Form hat alſo ſeit der ältern Zeit eine große Veränderung erlitten, und es wäre eine ſehr empfehlenswerthe Arbeit, wenn man die verſchiedenen Modificationen unterſuchen wollte, welche dieſer Strand erfahren hat.

Die Forſchungen des Hrn. Dubois de Montpereux bei der Reiſe, welche er 1835 in der Krim an den nördlichen und öſtlichen Küſten des ſchwarzen Meeres in Kolchis, in Georgien und Armenien unternahm, waren auf denſelben Zweck gerichtet. Er beobachtete genau die lange Hügelkette, welche ſich von Anapa bis nach Colchis bald dem Ufer gleichlaufend hinzieht, bald zwiſchen ſich und dem Meere weiter ausgebreitete Becken umſchließt. Er ging dann den Rioni hinauf, den Phaſis der Alten, bis zur Vereinigung der beiden großen Flüſſe, welche ihn bilden, folgte beiden, und die genaue Beobachtung der Ortsbeſchaffenheit zeigte ihm, daß der im Oſten ſtrömende der Phaſis iſt, obgleich man ihm ſpäter den Namen Quirila gegeben, und den alten claſſiſchen Namen dem nördlichen Arme deſſelben beigelegt hat. Der Reiſende ſah ſelbſt die hochliegenden Thäler, in welchen die Quellen des Phaſis entſpringen. Er hat die Bergkette durchzogen, welche das Becken von Kolchis von dem von Georgien ſcheidet, und gelangte hierauf an die Ufer des Kur; nachdem er die bedeutendſten Thäler beſucht, ging er rückwärts an demſelben hinauf, überſchritt die Berge, welche ſich zwiſchen dieſem Fluſſe und dem Sevanga-See erheben, gelangte dann in das Thal des Araxes, und folgte dieſem reißenden Strome bis in die Ebenen von Moghan, wo er ruhiger ſtrömend ſich mit dem Kur verbindet.

Die Beobachtungen des Hrn. Dubois in dieſen Gegenden ſind um ſo wichtiger, da ſie mehrere Punkte betreffen und zu berichtigen ſuchen, welche uns ſchon durch die älteſten Ueberlieferungen als wichtig bekannt ſind.

Das Allaghes-Gebirge im Norden des Araxes, die beiden Ararat im Süden, die Karadaghs im Oſten, die engen Päſſe, durch welche er ſich windet, und wo in einer Länge von 4 Meilen ſein Niveau ſich um 1300 Fuß ſenkt, wurden von Hrn. Dubois beſchrieben. Der Anblick dieſer Gegenden erzeugte in ihm den Gedanken, daß das Waſſer wohl einſt das ganze Becken bedeckt habe, welches der Araxes jetzt durchſchneidet, und daß die Felſen, durch welche er jetzt einen Ausgang gefunden hat, durch eine gewaltſame Erſchütterung geſprengt und geöffnet worden ſeyen. Ueberall, wohin dieſer Reiſende kam, hat er ſich mit der geologiſchen Beſchaffenheit des Landes beſchäftigt. Seine Beobachtungen darüber ſind von der höchſten Wichtigkeit, und alles, was er über die vulcaniſchen Ausbrüche ſagt, welche ſich in den verſchiedenen Bezirken von Armenien kund geben, verdient von den Geographen ſehr berückſichtigt zu werden.

Hrn. Parrots Reiſe nach dem Gipfel des Ararat, welchen er mit Lava und Obſidian bedeckt fand, und welcher um 425 Metres höher iſt als der Montblanc, hat beſtätigt, was Tournefort, welcher den Berg nur im Vorbeigehen ſah, von ſeiner Beſchaffenheit vermuthete.

Mehrere Reiſende haben den Elburs, die höchſte Spitze des Kaukaſus, beſchrieben, aber keiner hatte ihn beſtiegen. Hr. Kupffer hat dieſes gefährliche Unternehmen glücklich beſtanden. Dieſer Pic hat 5000 Metres Höhe, er beſteht aus Trachyt, und iſt eben ſo merkwürdig durch ſeine Structur und Beſtandtheile, als durch den Boden, den er bildet, und durch ſeinen Urſprung, der deutlich die Einwirkung des Feuers ohne Schmelzung zeigt.

(Fortſetzung folgt.)

Filztuch. Das Mechanics' Magazine hat jetzt die Verfertigung ſolcher Tücher durch einen ſogenannten „pneumatiſchen Proceß" angezeigt. (Lond. and Par. Observ. vom 5 April.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1840.

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

8. Sitten. — Gebräuche.

Die Esthen haben, wie alle Völker, für die drei wichtigsten Abschnitte des Lebens, den Anfang, das Ende und den Höhepunkt des Lebens, den Eintritt, den Abschied und die Verheurathung, eben so wie alle anderen Völker mancherlei Feierlichkeiten und bedeutungsvolle Ceremonien ausgebildet.

Am wenigsten eigenthümlich sind diese Feierlichkeiten bei der Geburt und Taufe eines Kindes, vermuthlich weil erst die christliche Religion mit ihrer Taufhandlung hier eigenthümlich eingreift und die alten etwa früher existirenden Gebräuche mehr verdrängte, als bei der Hochzeit und den Begräbnissen. Die Taufe geschieht bei ihnen so ziemlich auf dieselbe Weise, wie überall in der lutherischen Kirche, und als etwas Besonderes läßt sich wohl nur der wunderliche Gebrauch anführen, daß sie ihren eben gebornen Kindern ein wenig Asa foetida in kleinen, metallenen Capseln um den Hals hängen, weil sie von dieser Substanz viel Heilsames erwarten. Sie tragen auch gewöhnlich in ihrem ganzen Leben etwas Asa foetida über dem Herzen.

Bei den Begräbnissen finden ähnliche Gebräuche statt, wie bei vielen andern nordischen Völkern; dieselben Anreden an den Todten wie bei den Russen und Letten: „warum er nicht noch etwas bei ihnen geblieben;" — „ob ihm denn sein puddro (Hafergrütze) nicht geschmeckt habe," — „ob er denn nun nie wieder die Badestube (ihre größte Lust) besuchen werde u. s. w." Auch bekommt der Todte Speise mit auf den Weg, damit er sich auf seiner Reise zum Himmel davon nähren könne. Auch feiern sie, wie die Russen, ein Todtenfest, an welchem für alle ihre Gestorbenen Speisen auf die Gräber gestellt werden. Trauerkleider legen sie eben so wenig an, als die Russen und Letten. Nur die Frauen tragen beim Tode ihrer Männer ihre silbernen Brustschilder (die oben beschriebenen Preesen) eine Zeit lang umgekehrt; auch wird bei jedem Begräbnisse ein Nagel in die Thürschwelle geschlagen. Ein esthnischer Begräbnißzug im Winter — die Leiche auf einem Schlitten, die Weiber auch auf Schlitten hinterher fahrend — die Männer zu Pferde dran reitend, und Alles im scharfen Trabe über die Schneefläche dahin eilend, gibt einen sonderbaren Anblick.

Am mannichfaltigsten und dabei am meisten fest und unabänderlich ausgeprägt sind bei den Esthen die Gebräuche bei den Hochzeiten. Die jungen esthnischen Mädchen denken an ihre Verheurathung, als an ihre natürliche Bestimmung, schon von Kindesbeinen an, und fangen schon, wenn sie ins mannbare Alter treten, an, Vorbereitungen für ihre Hochzeit zu treffen, auch wenn sie noch gar keine bestimmten Aus- und Absichten haben. Sie weben und spinnen oft 10 Jahre lang für ihre Ausstattung, die in einer unendlichen Menge von Strümpfen, Handschuhen, Handtüchern u. s. w. besteht. Wenn sie eine Bekanntschaft gemacht haben, die ihnen gefällt — gewöhnlich leiten, wie wir schon oben bemerkten, die Mädchen sie ein — so erwarten sie dann den Antrag ihres Liebhabers. Dieser Antrag geschieht einem wahrscheinlich uralten Gebrauche und Aberglauben zu Folge gewöhnlich nur zur Zeit des Neumondes, so wie sie die Hochzeit selber am liebsten zur Zeit des Vollmondes feiern. Die Freiwerber sind gewöhnlich ein paar Freunde des Liebhabers oder auch seine Eltern, die mit Meth und Branntwein in das Haus der Auserwählten kommen. So wie sie nahen, versteckt sich das schamhafte Mädchen, der gewöhnlich eine alte Frau die Ankunft der Brautwerber verkündigt; diese kommen nie mit ihrem Antrage direct heraus, sondern erzählen den Eltern gewöhnlich eine Geschichte von einem Lamme oder einem Füllen, das ihnen abhanden gekommen und das sie suchen. Zugleich laden sie die Eltern zum Trinken ein; erklären diese, daß sie nichts von dem verlornen Lamme wüßten, und verweigern sie zu trinken, so ist dieß ein Zeichen, daß entweder sie die Heurath nicht wünschen, oder daß ihnen ihre Tochter vorher gestanden, „ihr Herz vertrüge jenen Werber nicht." Sind Alle einig, so trinken die Eltern fröhlich den Meth oder Branntwein, und geben den Freiwerbern Erlaubniß, ihr verlornes Schäflein im Hause zu suchen. Die Gefundene muß dann auch einen fröhlichen Trunk thun, und nun hat der Bräutigam die Freiheit, seine Braut zu besuchen. Er

kommt nach wenigen Tagen zum erstenmal mit allerlei Geschenken und mit einem Ringe, den er der Braut als Zeichen der Verlobung anlegt.

Bei dem Gutsherrn bringt dann das Brautpaar sein Anliegen um Einwilligung zur Verbindung ebenfalls durch solche stereotype Erzählungen von verlornen Lämmlein und Vögeln an, und eben so beim Prediger die Bitte um Trauung. Am Tage der Trauung begibt sich der Bräutigam, begleitet von allen seinen Freunden, zu Pferde oder zu Schlitten in vollem Trabe und mit großem Jubel zur Kirche. Voran reitet der „Pejepois," der Adjutant oder Herold des Bräutigams. Unterwegs wird häufig bei allen heiligen Orten, Seen, Quellen, Eichen angehalten, und für die guten Geister werden hier kleine Geschenke niedergelegt. Eben so fährt ihrerseits die Braut mit ihren Freunden zur Kirche. Nach der Trauung begeben sich beide vereinte Züge zunächst in das Haus der Braut; voran der reitende „Pejepois" mit Blumen und langen weißen Schärpen geschmückt, dann der Schlitten des Bräutigams, auf dem ein Dudelsackpfeifer neben dem Kutscher sitzt.

Bei der Ankunft umreitet der Pejepois dreimal das Haus der Braut, und schlägt mit seinem bloßen Degen dreimal in das Dach. Dem Pferde des Brautschlittens wird von den Freundinnen der Braut eine Kanne mit Meth oder Bier an den Kopf geworfen, und das Brautpaar selbst mit einer Hand voll Roggenkörner überstreut. Darauf geht man zum Mittagsmahle, nach dessen Beendigung der Bräutigam seinen und seiner Braut Löffel zertritt, und darnach wird die ganze Nacht hindurch getanzt und gesungen. Die der Braut beigegebenen Brautjungfern, welche im Singen unermüdlich sind, heißen „Kaſikad," wahrscheinlich nach dem tausendmal bei ihren Hochzeitsliedern wiederholten Refrain: „Kaſike Kanike," „Kaſike Kanike." Vermummungen, Maskeraden und allerlei Scherz erheitern diesen ersten Hochzeitstag im Hause der Braut.

Gegen Morgen werden die Schlitten in Bereitschaft gesetzt zum Heimführen der Braut in das Haus des Bräutigams. Ihre Aussteuer wird eingepackt und sie selber, mit Tüchern und Decken verschleiert — vermuthlich um ihre Abschiedsthränen zu bergen — in den Schlitten gebracht. Ihr Bruder ist ihr Kutscher, und nachdem der Pejepois unter allerlei Scherzen jeden der Schlitten dreimal umritten, setzt sich der Zug zum Hause des Bräutigams in Bewegung, wo alsdann zunächst die Braut als Frau gehaubt und eingekleidet wird. Sie setzt sich dabei ihrem Bruder auf den Schooß, und während die Brautmutter sie kämmt und haubt, tanzen die Andern um sie herum. Gewöhnlich wird ihr dabei auch ein Kind in den Schooß geworfen, das sie während der ganzen Ceremonie im Arm hält und dem sie darnach ein Paar Strümpfe schenkt. Während der Haubung singt die Brautmutter oder eine der Kaſekads folgendes, überall unter den Esthen verbreitetes Liedchen:

„Schmücke, schmücke, Jungfrau dich!
Schmücke dich mit solchem Putze,
Der einst deine Mutter schmückte,
Binde solche Bänder um,
Wie einst deine Mutter band;
Bind' um den Kopf das Sorgenband
Und um die Stirn das Kummerband,
Leg' auf den Scheitel das Trauertuch."

Darnach wird ihr von dem „Pejepois" der Bräutigamshut dreimal auf die Haube gesetzt, den sie dreimal wieder herunterwirft, aber immer geschickt dabei auffangen muß, zum Zeichen, daß sie zwar gegen die Herrschaft des Mannes protestire, aber sie doch dulden wolle, worauf sie vom Pejepois eine leichte Ohrfeige empfängt, damit sie sich immer an die Obergewalt des Mannes erinnere. Alsdann theilt die Braut an alle Anwesenden ihr Geschmeide aus, Strümpfe, Handschuhe, Tücher, an denen sie lange Jahre vorher arbeitete, und empfängt dafür das Versprechen, daß man Gegengeschenke an Bienenstöcken, Schafen und Vieh machen wolle, die dann auch später richtig einlaufen. Am Abende muß die Braut mit jedem Gaste einmal tanzen, und empfängt von jedem dafür ein kleines Geldgeschenk.

Am folgenden Morgen nach der Brautnacht, die gewöhnlich in der Vorrathskammer abgehalten wird, führt man die junge Frau, unter Vorangehen des Dudelsacks, im ganzen Hause umher, und sie muß im Beisein Aller, als erstes Geschäft ihres neuen Berufs, den Ofen kehren. — Es gibt einzelne Gebräuche und Volkslustbarkeiten, welche durchweg bei allen Völkern Europa's und mithin auch bei den Esthen vorkommen. Ein solcher Gebrauch ist z. B. die Feier des Johannistages mit Lust- und Freudenfeuern; doch ist diese Feier bei den Esthen bedeutsamer als bei uns, und zugleich eigenthümlich modificirt. Gewöhnlich zieht die ganze Bauernschaft eines Gehöftes, eines Edelhofes und eines Dorfes dabei am Abend feierlich auf, die Mädchen mit Blumen, die Männer mit Laub geschmückt und Grasbündel unter den Armen. Die Burschen tragen Fackeln oder Theerkränze an langen Stangen hoch in die Luft, und so geht der Zug singend zunächst zu den Stallungen des Gehöftes, wo man den Segen des Himmels für das Vieh herabsingt, alsdann zu der Kornkammer ꝛc. und endlich dreimal um das Wohngebäude herum, wonach dann Alles sich unter Anführung des Dudelsacks und der Schalmey auf einen benachbarten Hügel begibt und bei helllohendem Feuer die Johannisnacht verjubelt.

Manche Volksbelustigungen theilen die Esthen nicht mit Europa, sondern nur mit den Russen, Letten und andern nordischen Völkern. Dahin gehören namentlich die Schaukeln, deren sie eben so verschiedene Arten wie die Russen haben; wie bei uns Deutschen kein Wirthshaus ohne Kegelbahn, so ist bei den Esthen keines ohne Schaukel. Im Frühling errichten sie in jedem Wäldchen Schaukeln, und unterhalten sich im angenehmsten Dolce far niente ganze Tage lang mit diesem Amusement. — Das Ringen, Schwimmen und Springen lieben und treiben die Esthen mehr als die Letten, und so träge sie oft bei der Arbeit erscheinen, so rüstig, kühn und gewandt sind sie in ihren Spielen, die fast alle auf ein wildes Tummeln und Toben hinauslaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Culturen in Frankreich. — Fortschritte der Seidenzucht.

(Fortsetzung.)

Die Methoden von Camille Beauvais und Darcet haben die Erziehung der Raupen in jedem Klima gleich leicht und sicher gemacht, und in kälteren Ländern eher leichter als in wärmern; die ganze Frage der Ausdehnung der Cultur beschränkt sich daher auf die Möglichkeit, hinlänglich Maulbeerblätter zu produciren, und die erste Sorge der neuen Schule ist daher, Species von Maulbeerbäumen zu bilden oder einzuführen, welche einem höheren Grad von Kälte widerstehen. Dieses Studium ist noch ganz im Beginnen, und die Seidenzüchter sind sehr uneinig über die Vortheile der verschiedenen Arten. Vor einigen Jahren kam der vielstämmige Maulbeerbaum (morus multicaulis) in die Mode; man hat ihn seitdem einer zu großen Empfindlichkeit für die Kälte angeklagt, aber er hat eine Classe sehr eifriger Vertheidiger gefunden, welche in ihm das Mittel sehen, eine Herdsterziehung von Raupen zu machen, die mit dem gewöhnlichen weißen Maulbeerbaum nicht möglich wäre, weil seine Blätter gegen Ende des Sommers zu hart werden, und man auch nicht wagen darf, sie zu früh abzustreifen, weil der Baum dadurch im Winter leidet. Man nimmt daher die Blätter des Multicaulis, die sich bis in den November zart erhalten, und schneidet die ganze Staude im Anfang des Winters bis an die Erde ab, bedeckt den Stumpen mit Erde oder Dünger, und läßt ihn jedes Jahr neue Sprossen treiben. Dieß ist die Art, wie ihn die Chinesen behandeln, und Hr. Bouton in Chateaudun hat sie mit größtem Erfolg nachgeahmt.

Eine andere Species, welche gegenwärtig hier cultivirt wird, ist die, welche man Moretti nennt. Man hat sie zwar auch angeklagt, die Kälte nicht zu ertragen, aber sie hat bei Hrn. C. Beauvais 17° Kälte (R.) ausgehalten. Im nördlichen China hat man Arten von Maulbeeren, welche einen weit größeren Grad von Kälte ertragen: die geschätzteste derselben heißt Ta; sie erträgt 27° Kälte. Herbert, welchen der Handelsminister nach China geschickt hat, um Maulbeerarten und Eier von Seidenraupen einzusenden, hat 133 Samen geschickt, welche von dieser Species kommen sollen, sie sind in Senart gesäet worden und aufgegangen, man weiß aber noch nicht, ob sie wirklich sind, für was sie ausgegeben werden. Die Frage über die Vorzüge wilder und gepfropfter Maulbeerbäume hat ebenfalls große Debatten erregt, und die Gesellschaft für Beförderung der Seidenzucht in Lavaur (Departement des Tarn) hat einen eigenen Garten für Experimente zu ihrer Entscheidung gegründet. Hr. C. Beauvais hat seinerseits eine Reihe von Versuchen gemacht, um eine Species von Maulbeerbäumen zu ziehen, welche des Pfropfens nicht bedürfte, und dabei die Vortheile der gepfropften besäße. Er hatte bemerkt, daß unter einer großen Menge von Bäumen, die aus dem Samen gezogen werden, immer einige sind, welche an Schönheit des Blattes den gepfropften gleichkommen; er säete schon vor vielen Jahren 25,000 Maulbeerbäume, fand unter ihnen einige Hundert dieser edlern Art, wählte die schönsten daraus, die er frei aufwachsen ließ, ohne je Gebrauch von den Blättern zu machen; nach zehn Jahren säete er den von ihnen erhaltenen Samen, und erhielt unter den aufgegangenen Bäumchen eine weit größere Proportion der edlen Art; von diesen behielt er wieder die besten, um mit ihnen aufs neue eben so zu verfahren, sobald sie reife Früchte geben werden. Es ist freilich ein langsamer Weg, eine constante Species zu bilden, weil zwischen jeder Generation 10 Jahre vorbeigehen müssen, während man bei Thieren die Zuzucht auf dieselbe Art in viel kürzerer Zeit zu ihrem Resultat bringen kann. Aber wenn auch sein Leben nicht hinreichte, so ist wahrscheinlich, daß man nach ihm die Versuche fortsetzt, und in dreißig bis vierzig Jahren wird sich die Species wahrscheinlich consolidirt haben, und einen für Kälte wenig empfindlichen, langlebenden und vorzügliche Blätter liefernden Baum geben.

In der Gegend von Toulon verdrängten die Maulbeerbäume mehr und mehr die Olivenbäume, welche zu häufig von Frost leiden; in den Pyrenäen, wo die Seidenzucht fast unbekannt war, sind seit zwei Jahren 70,000 Maulbeerbäume gepflanzt worden. Im Departement von Grenoble, das schon 800,000 Bäume zählt, welche im Jahre 1838 für 3½ Mill. Franken, und im J. 1839 für 4½ Mill. Seide geliefert haben, sind die Pflanzungen so vermehrt worden, daß man das Product auf 10 bis 12 Mill. Franken zu bringen hofft. In der Gegend von Dijon sind zahlreiche Pflanzungen angelegt worden, und die Ackerbaugesellschaft, das Departement und das Comité von Beaune vertheilen gepfropfte Maulbeerbäume an jeden Gutsbesitzer des Departements, der es verlangt. In der Gegend von Tours, welche im Anfang des 16ten Jahrhunderts einer der Hauptsitze der Seidenproduction war, wo sie aber durch die Religionskriege gänzlich ruinirt wurde, kommt sie ebenfalls wieder auf, und das Departement ertheilt Preise für die Zucht der Maulbeerbäume. Im J. 1836 wurden 4000 Pfund Seide producirt, und seit dieser Zeit hat die Cultur schnell zugenommen: man legt viele und ausgedehnte Pflanzungen an, und baut Seidenhäuser nach den neuen Methoden. In der Bretagne hat der Oberst Francheville die in dieser Provinz früher gänzlich unbekannte Cultur eingeführt, und im letzten Jahre die erste Seide, welche in der Bretagne producirt worden ist, in die Industrieausstellung geschickt; sein Beispiel hat zahlreiche Nachfolger gefunden, und das Departement hat eine Maulbeerbaumschule und Preise für ihre Vermehrung gestiftet. In Larochelle und in der Charente inférieure hat man große Pflanzungen errichtet, deren eine 28 Morgen begreift und die schönsten Resultate gibt. In der Normandie hat Hr. Dujardin die Cultur in der Nähe von Rouen eingeführt. Die Pflanzungen von Beauvais in Senart enthalten gegenwärtig 80,000 Maulbeerbäume, und die des Königs in Neuilly, obgleich auf einem kleinern Fuß, beweisen hinlänglich, daß das hiesige Klima nicht zu streng für den Maulbeerbaum ist.

(Schluß folgt.)

Ueberſicht der neuen geographiſchen Entdeckungen.

Aſien.

(Fortſetzung.)

Obgleich Kleinaſien von den erſten Zeiten her hiſtoriſch bekannt und der Schauplatz merkwürdiger Ereigniſſe war, bietet es in ſeiner Geographie doch noch bedeutende Lücken. Mehrere derſelben wurden in den letzten 20 Jahren ausgefüllt. Die Reiſenden verſchiedener Nationen haben ſich gewiſſermaßen in der Begierde überboten, dieſen claſſiſchen Boden aufmerkſam zu durchwandern. Es kann nicht in unſerer Aufgabe liegen, alle diejenigen zu nennen, welche dieſe Bahn betreten, wir ſind nur verpflichtet, diejenigen anzuführen, welche die Wiſſenſchaft bereichert haben. Die HH. W. Hamilton, Grant, Fellowes, Chesney, Ainsworth haben ſich namentlich ausgezeichnet durch ihre Forſchungen im Norden, im Weſten, in dem Innern dieſer Halbinſel, und in den Päſſen des Taurus und Amanus.

In den Jahren 1850 bis 1855 machten die HH. Callier und M. Stamaty, Hauptleute im franzöſiſchen Generalſtabe, verſchiedene Excurſionen nach Kleinaſien: ſie gingen längs dem Sangarius aufwärts bis zum Thymbris, deſſen Quellen ſie aufſuchten, durchzogen die weſtlichen Verzweigungen des Taurus, die bedeutendſten Thäler des Caiſter, beſtimmten die Lage der Quellen des Mäander, ſetzten über die bedeutendſten Zuflüſſe des Sangarius, und gingen dann von Sabatien nach Cappadocien; durch eine lange Reihe von Thälern und Engpäſſen, welche der Halys beherrſcht, gelangten ſie an die Quellen dieſes Fluſſes, die aus dem Berge Pariadrès kommen. Sie überzeugten ſich, daß der Berg Argäus nahe bei Cäſarea (früher Mazaca) die Waſſerſcheide bildet von Meſopotamien und Kleinaſien, ohne daß er jedoch einem oder dem andern Becken ſelbſt Waſſer zuführt. Dieſer vulcaniſche Kegel, welcher mit ewigem Schnee bedeckt iſt, beherrſcht die Doppelketten des Taurus und des Antitaurus, von welchen die bedeutendſten Ströme herabkommen. Die Reiſenden kamen in die hochgelegenen Thäler, wo die Zuflüſſe des Euphrats ſtrömen, und berichtigten dadurch einen bisher zweifelhaft geweſenen Gegenſtand; von da gelangten ſie an den Punkt, wo ſich die beiden Arme vereinen, die den großen Strom bilden. Sie ſetzten ihre Reiſe nach dem Tigris bis Diarbekir fort, und von da kamen ſie wieder in die Engpäſſe des Taurus, welche der Euphrat durchſchneidet. Von den Kurden angefallen, welche die Hälfte ihrer Bedeckung tödteten, gelang es ihnen ſich mit gewaffneter Hand einen Ausweg in die Wälder zu bahnen, wo nur die Geſtirne und ein Seecompaß ihre Wegweiſer waren; endlich gelangten ſie nach Semiſat, und folgten dem Laufe des Euphrat bis Rum-Kaleh. Von da kamen ſie ohne große Hinderniſſe nach Aleppo, wo Hr. Stamaty, durch die Anſtrengungen erſchöpft, ſeine Tage endete.

Hr. Callier, der nun allein war, ſuchte die Stelle der ſogenannten ſyriſchen Thore zu finden, und glaubte, ſie in einem engen Defilé im Norden von Alexandrette beſtimmen zu dürfen; er ging von da nach Cilicien, zog dem Pyramus aufwärts bis Mopſueſte, gelangte an die Ufer des Sarus, und indem er bis an deſſen Quellen hinaufging, kam er in ein neues Defilé, welche er für die Thore von Cilicien hielt. Von dort ging er nach Cäſarea zurück, nahm den Weg nach Marasch, ſah die Quellen des Halys und kehrte nach Aleppo zurück. Die Expedition Ibrahim Paſcha's gegen die ottomaniſche Pforte verhinderte ihn ſeine Forſchungen in Syrien weiter zu verfolgen. Er begann ſie in dem Jahre 1855 von neuem, durchreiſte Cöleſyrien und Paläſtina, durchzog die Wüſte im Süden des todten Meeres, beſuchte die Berge Horeb und Sinai, und nahm die ägyptiſchen Pyramiden in Augenſchein. Als er wieder nach Paläſtina zurückgekehrt war, ergänzte er ſeine Beobachtungen über den Jordan und über die Gebirge, welche ſein Becken weſtwärts begränzen. Er beſuchte von neuem die Gebirgsketten des Libanon und Antilibanon, und ſchiffte ſich endlich, durch Krankheiten dazu gezwungen, wieder nach Europa ein.

Man hat neuerdings eine Thatſache beſtätigt gefunden, welche Paul Lukas zuerſt erzählte. Er ſagte, daß er auf dem Wege von Angora nach Kaiſarieh (Cäſarea) in einem Thale bei Urgub mehr als 20,000 kleine Pyramiden geſehen habe. Der Weg, welchen der normänniſche Reiſende gemacht, wurde wenig beſucht, und man hörte nichts mehr weiter über das ſeltſame Phänomen, das er beſchrieben hatte; ſo betrachtete man es endlich als fabelhaft, und der arme Paul Lukas, welcher bloß unwiſſend war, wurde als Betrüger verſchrien. Dennoch führten die Geographen ſeine höchſt zweifelhaft gebliebene Entdeckung auf. Gegenwärtig iſt ſie nicht mehr zweifelhaft. Hr. W. J. Hamilton erzählt, daß er zu ſeinem großen Erſtaunen am 18 Julius 1837, als er von Uſch-Hiſſar nach Urgub ging, eine Menge kegelförmige, ſpitze Hügel geſehen habe, deren Höhe abwechſelnd zwiſchen 100 und 300 Fuß betrage; ſie ſeyen einander ſo nahe, daß man ganz richtig ſagen könne, das Thal ſey damit angefüllt, und er fügt bei, daß die Beſchreibung von Paul Lukas in keiner Art übertrieben ſey. Die HH. Callier und Texier haben gleichfalls die Wahrhaftigkeit des Paul Lukas in dieſem Punkte beſtätigt.

(Schluß folgt.)

Gas von animaliſchen Stoffen. Ein Hr. Seguin hat der franzöſiſchen Akademie ein Memoire mitgetheilt über die Gewinnung von Gas aus animaliſchen Stoffen, wobei ſein Hauptzweck war, todte Thiere auf eine nicht bloß unſchädliche, ſondern ſogar noch vortheilhafte Weiſe zu beſeitigen. Er zieht z. B. aus einem todten Pferde, das im Durchſchnitt 220 Kilogr. wiegt, 25,682 Litres Gas oder Licht für 411 Stunden. Der Durchſchnittspreis eines ſolchen todten oder noch todt zu ſchlagenden Pferdes iſt 17 Fr., die Koſten des Ausziehens des Gaſes betragen, die Feuerung mit eingeſchloſſen, 8 Fr. 55 C. Da man jetzt für diejenigen Theile, aus denen man das Gas gewinnt, nur 5 Fr. löſen kann, und Paris jährlich 15 bis 16,000 todte Pferde liefert, ſo läßt ſich der Vortheil leicht berechnen.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 46 u. 47** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Robert Burns. — Carlo Varese. (Schluß.) — Neuere däniſche Literatur. (Schluß.) — Die gelben Strahlen.** Von Sainte-Beuve.

In das Abonnement dieſes dem Ausland beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46 u. 47.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

19 April 1840.

Gedichte von Robert Burns.

Uebersetzt von Philipp Kaufmann.

Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1839.

Oefters schon haben wir in diesen Blättern unsern Lesern einzelne Gedichte des berühmten Schotten in Uebersetzungen mittheilen können, und bei einigen seiner Lieder wurde auch die Möglichkeit gegeben, durch Vergleichung von mehreren Uebertragungen, selbst ohne den Dichter in seiner eigenen Sprache zu kennen, eine noch mehr annähernde Vorstellung von seiner Eigenthümlichkeit sich zu bilden, da einem geübteren Auge und Sinn sich nicht leicht verbirgt, wenn zwei oder mehr Uebersetzungen desselben Gedichts vorliegen, welche Nachbildung die Eigenthümlichkeit des Originals treuer auffaßt und wiedergibt, welche am wenigsten charakteristische, wenn auch leise Züge aufopfert und verwischt, welche die Schwierigkeiten durch größere Freiheit der Behandlung zu umgehen sucht, oder welche ihnen, selbst wenn sich einige Härte und Sprachlicenz nicht vermeiden läßt, Trotz bietet und sie zu überwältigen strebt. Es sind auch manche einzelne Züge aus dem Leben Burns' mitgetheilt worden, und erst in diesem Jahrgang noch wurden mehrere Notizen über seine Lebensverhältnisse beigebracht. Jetzt liegt das oben genannte Buch vor uns, und zwei andere Uebersetzungen von W. Gerhard und von H. J. Heintze sind angezeigt, auf welche wir vielleicht auch noch in diesem Artikel Rücksicht nehmen können. Dieß Erscheinen von drei Uebersetzungen eines doch schon geraume Zeit verstorbnen Dichters auf einmal scheint auf ein großes Interesse zu deuten, welches für den schottischen Pflüger in Deutschland erwacht seyn muß; und in der That, man könnte sich wundern, daß in einem literarisch so betriebsamen Zeitalter, wie das jetzige, jener Schacht so lang unausgebeutet bleiben konnte, trotz dem, daß Goethe selbst mit begeisterten Worten bezeugt hatte, daß dort gediegenes Gold zu finden sey, wenn nicht die Schwierigkeiten, welche der Verdeutschung von Burns im Wege stehen, es einigermaßen erklärlich machten, warum er nicht schon früher bei uns naturalisirt wurde. Daß dieß aber jetzt, wenn und so weit es überhaupt möglich ist, geschehen werde, verbürgen wohl die Namen der Männer, welche vor der schwierigen Aufgabe nicht zurückbebten, und welche ihre sonst schon erprobte Kraft derselben widmen wollten; denn Kaufmann ist schon als Uebersetzer Shakspeare's, Gerhard aber als Uebersetzer der serbischen Volkslieder rühmlich anerkannt. Hiemit soll jedoch nicht ausgeschlossen oder bestritten seyn, daß es vielleicht einem noch unbekannten Talent beschieden ist, durch eine möglichst umfassende Verdeutschung Burns' den Dank seiner deutschen Landsleute und die Palme auf diesem Gebiet zu verdienen.

Beinahe ein halbes Jahrhundert schon, vier und vierzig Jahre, ist Burns todt, und der für viele so blendende Reiz der Neuheit dient nicht zu seiner Empfehlung bei denjenigen, die mit nimmersatter Gier fast der Gegenwart voraneilend schon die Zukunft plündern und die noch in den Knospen steckenden Blüthen hervortreiben möchten; für solche mag Burns' Poesie schon eine Antiquität, eine verlegene Waare seyn; und doch könnte Burns, wenn ihm ein günstiges Schicksal gelächelt und seine Tage gefristet hätte, wenn ihm die Jahre Goethe's beschieden gewesen wären, noch jetzt leben; denn er war zehn Jahre nach Goethe geboren, war nur wenige Monate im Alter von Schiller entfernt. Und nicht bloß eine chronologische Zusammenstellung von Burns mit unsern großen Dichtern liegt nahe, sondern es dürfte wohl gerechtfertigt seyn, ihn auch in Beziehung auf sein Talent oder Genie, auf den Gehalt seiner Poesie und deren Wirkung in seinem Vaterlande, mit den großen Namen unsers Parnasses zu vergleichen und in ihm einen Ebenbürtigen zu erkennen; wenigstens haben wir hiefür die gewichtige Autorität Goethe's, der ihn „zu den ersten Dichtergeistern rechnet, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat." Daß sich hiegegen in Deutschland viele ungläubige Zweifel erheben werden, ist vorauszusehen; „ein Dichter ersten Rangs soll er seyn," wird man kopfschüttelnd sagen, „und ist kaum den Männern vom Fach bekannt?" Wir hoffen, im Folgenden dasjenige, woran sich die Zweifler stoßen, zum Theil erklären zu können; zugleich aber bemerken wir auch hier im voraus, daß

Burns vermöge der Eigenthümlichkeit seines Talents nicht zu einer universellen, kosmopolitischen Popularität oder gar zu einer epochemachenden Wirkung auf die Geister prädestinirt scheint; seine Poesie will mit dem Maaßstab der Intensität gemessen, nicht nach äußern, extensiven Wirkungen beurtheilt seyn.

Um unsre Leser in aller Kürze über die äußern Lebensverhältnisse des Dichters zu orientiren, theilen wir die Skizze mit, welche sich in Halls: Book of Gems findet.

„Robert Burns, der Sohn von William Burneß, einem schottischen Bauer, ward geboren am 25 Januar 1759, in einer Lehmhütte, die sein Vater mit eigenen Händen aufgeführt hatte, an den Ufern des Doon, in der Grafschaft Ayr. Mißgeschick durchkreuzte seine ersten Bestrebungen, sich die Mittel seines Unterhalts in der Welt zu verschaffen; und im Jahr 1786 hatte er, nachdem er vergeblich es mit dem Geschäft des Flachszubereitens in Irvine, und mit einem Pacht in Moßgiel versucht hatte, schon den Entschluß gefaßt, sich ins Ausland zu verbannen, als die außerordentlich günstige Aufnahme, welche ein Band Gedichte von ihm fand, den er mittelst einer Subscription herausgegeben hatte, in der Hoffnung, der Gewinn davon werde hinreichen zur Reise über das atlantische Meer, ihn seinen Vorsatz aufgeben machte. Einladungen nach Edinburgh stürmten ein auf den Bauer-Dichter, und er ging nach Edinburgh. Er ward mit gönnerhaftem Enthusiasmus empfangen. In den glänzenden Gesellschaften der Gordons, der Montgomerys und der Hamiltons ward er mit Schmeicheleien und Huldigungen überhäuft; aber am Schluß eines herrlich verlebten Tages, wenn er einer mit Juwelen bedeckten Herzogin in den Wagen geholfen, durfte er durch schmutzige Gassen heimtraben in seine eigene, ärmliche Wohnung, mit einem elenden Tisch, sandbestreuten Estrich und einem Bett von Streh, für wöchentlich achtzehn Pence. Das war die von der schottischen Aristokratie beliebte, sinnreiche Art und Weise, Burns mittelst der einleuchtendsten und schlagendsten Contraste die Eigenthümlichkeit seiner socialen Stellung fühlbar zu machen. Es war eine bittere Lection, die nie vergessen wurde. Nichts indessen konnte ruhiger, männlicher und natürlicher seyn, als die Art, wie der Dichter sich bei dem gemeinen Staunen und der Bewunderung, welche er einflößte, benahm. Von dem Gewinn einer zweiten, sehr großen Ausgabe seiner Gedichte lieh er zweihundert Pfund seinem Bruder Gilbert, um ihn in Stand zu setzen, seine Lage zu verbessern und seine Mutter zu unterstützen, und er selbst übernahm den Pacht von Ellisland. Mit Widerwillen verließ er die kalten Gesichter, die ihn bei seinem zweiten Besuch in Edinburgh zurückgestoßen hatten; aber nicht ohne Niedergeschlagenheit und Bitterkeit trat er seine neuen Arbeiten an. Ein Amt bei der Accise, im Ertrag von fünf und dreißig Pfund jährlich, ward ihm nachgeschickt, ausgewirkt für ihn durch die Verwendung eines Edelmanns von der Regierung, von welcher ein Hauptmitglied schon in schlechten Versen eine seyn sollende enthusiastische Bewunderung für den Genius des designirten Acciseinnehmer ausgesprochen hatte. In Ellisland ging es Burns schlecht, und bald blieb ihm wenig Trost übrig außer den noch unerschütterten Hoffnungen des trefflichen und tugendhaften Mädchens, das er geheirathet hatte, Jean Armour. Er gab den Pacht auf und zog nach Dumfries, und von da an bis ans Ende seines Lebens stritt er sich mit Schmugglern herum, stach Bierfässer ab, erduldete Kränkungen aller Art und schrieb unsterbliche Gedichte. Noch eine Prüfung war ihm zum Schluß aufbehalten. Da seine politischen Ansichten den Behörden in ungünstigem Lichte geschildert worden waren, hatte er einen harten Kampf zu bestehen, um nur seine elende Stelle bei der Accise zu behalten, und sie blieb ihm am Ende nur mit dem Bedeuten: er habe sich streng an eine begleitende officielle Instruction zu halten, daß sein Amt sey, thätig zu seyn, nicht aber zu denken. Das Amt Burns, thätig zu seyn, aber nicht zu denken! Er starb am 21 Julius 1796, nachdem er kaum, während seiner letzten Krankheit, dem Gefängniß (wegen Schulden) entgangen war.

Von Person war Burns in seiner Jugend groß und muskulös. „Der Mann," sagt sein neuester und bester Biograph, Allan Cunningham, „war nur wenig von dem Jüngling verschieden... Er hatte eine leichte Senkung des Halses, was den Lenker des Pflugs verräth, und ein, oder ein paar Locken seines dunkeln, wallenden Haares waren hinten nachlässig mit zwei Stücken schmalen, schwarzen Bandes gebunden. Sein Gesicht strahlte von Intelligenz und Genie... seine Augen waren groß, dunkel und leuchtend." — „Nie," sagt Walter Scott, „sah ich sonst ein solches Auge im Kopf eines Menschen, obgleich ich die ausgezeichnetsten Männer meiner Zeit gesehen habe."

Nichts ist schöner als die Dichtungen von Burns, ausgenommen die von Shakspeare. Wir verstehen dieß nicht nur im poetischen Sinn, sondern sofern wir darin die Sprache und den Ausdruck eines Mannes voll Einfalt, die Festigkeit und Wahrheit erkennen. Seine Poesie enthält die Gefühle gränzenloser Großmuth und allumfassender Liebe; den Stempel der Aufrichtigkeit und Innigkeit, mächtig und glühend genug, um auch das Niedrigste zur Sphäre des Höchsten zu erheben; die entschiedendste und doch anmuthigste Vermählung von Zartheit mit Kraft, ja Heftigkeit, von zitterndem Mitleid mit ernster und gewaltiger Leidenschaft; — nichts läßt sich vergleichen mit den Fragmenten von Burns' Genius (denn die kümmerlichen Verhältnisse seines Lebens erlaubten ihm nur, Bruchstücke zu hinterlassen), als der weitumfassendere Genius Shakspeare's. Burns schrieb Gedichte, weil er gar nicht anders konnte. Sein Herz war zu voll, als daß es ihn hätte schweigen lassen. Dieß ist der auszeichnende Charakter seiner Productionen. Sein Puls schlägt noch in ihnen so lebendig, so gesund und so kraftvoll, wie damals als er zuerst, leichten Fußes und das Herz von Hoffnung schwellend, in die Welt hinaus trat. Sein Auge war so treu wie sein Herz, und daher ist die Anschaulichkeit seiner Poesie von keinem übertroffen worden. Sein Name und sein Einfluß wird so lang bestehen, als ein Berg oder ein Strom in Schottland seyn wird."

An diese Skizze können wir manches Ergänzende und Erläuternde anknüpfen. Fürs erste das, daß der Verfasser die Eigenthümlichkeit von Burns' Temperament nicht hervorgehoben hat, welche wohl einerseits die Bedingung und Basis mancher Eigenschaften war, welche seine Poesie auszeichnen, aber andrer-

seits auch, indem sie ihn zu vielen Unbesonnenheiten und Verirrungen hinriß, wenigstens theilweise den Druck und die Sorgen herbeiführte, unter welchen er während seines Lebens litt. Ein Sturm riß wenige Tage nach seiner Geburt die Hütte seiner Eltern nieder, und Burns erkannte hierin die Vorbedeutung seiner eignen stürmischen Leidenschaften. Seine Gedichte sind ein treuer Spiegel seiner Persönlichkeit, seines Charakters, und er gibt sich nicht die mindeste Mühe, die Züge zu verbergen, welche Hall verschweigt; er gibt mit der unbefangensten Naivetät seine Schwächen, seine Neigungen, seine satyrische Laune, seine Freude am derben Witz preis, aber daneben treten allerdings die oben an ihm gerühmten Eigenschaften des Gemüths und Charakters mit gewinnender Kraft hervor. Derselbe Leichtsinn, welcher, verbunden mit der Ungunst der Verhältnisse, den Dichter im Leben unglücklich machte — (so weit ein Mann mit einem solchen Schatz unglücklich seyn konnte), ist es auch, was ihn, vermählt mit den trefflichsten Anlagen des Geistes und Herzens, so liebenswürdig macht. Rührend und wahr sagt er von sich in der Grabschrift, die er sich selbst dichtete (dem ersten der von Kaufmann übersetzten Gedichte:

Der Arme, der hier unten ruht,
War reich an Geist, von Herzen gut,
Und fühlte heiß der Freundschaft Gluth,
Und sanftres Glühn,
Doch Thorheit und zu rascher Muth
Befleckten ihn.

Um unsern Lesern den wahrhaft männlichen, unabhängigen, gesunden Sinn des schottischen Sängers zu veranschaulichen, haben wir eine Epistel von ihm an einen jungen Freund übersetzt, welche die Sammlung von Kaufmann nicht enthält, und die, wenn sie auch an Poesie vielen seiner Lieder weit nachsteht, durch die Kraft der Gesinnung und des Ausdrucks seiner vollkommen würdig ist:

Lang dacht' ich schon, mein junger Freund!
Etwas für dich zu schreiben;
Ich möcht' bei dir, so ist's gemeint,
In guter Erinn'rung bleiben.
Was aber? Ei! es wird die Frag'
Durch Zufalls Laun' erledigt;
Kann seyn es kommt ein Lied an Tag,
Kann seyn auch eine Predigt.

Du kommst jetzt in die Welt hervor;
Wahrhaft sag' ich Bescheid dir:
Die Menschen sind ein seltsam Corps
Und schaffen wohl viel Leid dir.
Auf Sorg' und Müh mach dich gefaßt,
Kommst du zu deinen Zwecken,
Doch ringst du auch voll Schweiß und Hast,
Bleibst leicht im Sumpf du stecken.

Nicht als ob alle Menschen schlecht!
Die harten, bösen Sünder,
Die fragen nie nach Gott und Recht,
Sind wohl an Anzahl minder;
Doch unverlässig, ach! und krank
An Schwäche dieß Geschlecht ist;
Und ob die Wag' auch tanz' und schwank',
Wägt selten sie, was recht ist.

Die fallen in des Glückes Schlacht —
Wir wollen ihr Loos nicht schelten!
In dem was werthvoll 's Leben macht,
Mögen sie viel doch gelten!
Hat Einer wohl ein redlich Herz,
Doch beißen ihn Nahrungssorgen,
Nimmt Theil an seines Nachbars Schmerz,
Doch hat nichts ihm zu borgen.

Frisch weg stets von der Leber sprich,
In Freundeskreis, in kleinem!
Doch etwas stets behalt' für dich,
Was du vertraust kaum Einem!
So viel du kannst, zieh' dich zurück
Vor'm Messer krit'scher Zungen,
Indeß du selbst mit Luchses Blick
Der Andern Herz durchdrungen.

Gib hin dich mit berauschter Brust
Rechtmäß'ger, heil'ger Liebe,
Doch koste nicht verbotne Lust,
Ob es geheim auch bliebe!
Wie groß die Sünd'! — das steh' dahin,
Wie Angst vor'm Leumund quäle! —
Doch oh! verstockt macht's Herz und Sinn,
Versteinert ganz die Seele!

Wirb um Fortuna's goldne Gunst
Mit Fleiß und Eifer täglich,
Und such' Gewinn durch jede Kunst,
Mit Ehr' und Recht verträglich, —
Nicht, daß du's in die Erde grab'st,
Nicht, nach Hoffart zu streben, —
Nein! daß das stolze Recht du hab'st:
Als eigner Herr zu leben!

Die Höllenfurcht als Staupbesen frommt,
Schurken damit zu zügeln;
Wo ins Gedräng' die Ehre kommt,
Wirst du nicht lange klügeln;
Bleib' stehn, wenn ihr ein Fleckchen droht,
Wie auch der Scheingrund schimmert;
Entschlossen, treu halt' ihr Gebot!
Um Folgen unbekümmert.

Dem großen Schöpfer Ehrfurcht weihn,
Wohl ziemt's dem Sohn der Erde;
Doch laß der Frömmler Litaneln
Und saure Bußgebärde!

Nimm nie bei Gotteslängnern Platz,
Bellatscher frevlen Spottes;
Ihr Lachen ist ein schnöder Ersatz
Deines verhöhnten Gottes.

Wo der Genüsse Kranz sich flicht,
Vergißt die Religion man;
Wenn sie mit giftgem Stachel sticht,
Sieht man sie wohl mit Hohn an;
Doch wenn das Leben uns stürmt zu Grund,
Wenn Schuld uns macht erbleichen:
Dann mit dem Himmel ist der Bund
Ein Anker ohne Gleichen.

Leb', theurer, lieber Junge, wohl!
Nie wird dir's Herz versagen.
Und Klugheit, Wahrheit, Mannssinn soll,
Dich's Haupt hoch lassen tragen!
In schlichtem Wort: Gott geb' dir Gnad'
Der Weisheit nachzustreben,
Und mögst du treuer seyn dem Rath,
Als der ihn dir gegeben.

Aus diesem Gedicht lernt man die Gesinnungen und Grundsätze kennen, welche Burns als Regeln für weise Führung des Lebens aufstellt, wenn er auch in der letzten Zeile mit rührender Offenherzigkeit gesteht, daß er selbst ihnen nicht nachgelebt habe; zugleich sieht man auch, daß das eigentlich poetische Element zurücktritt, daß er ein Mann von nicht geringer Reflexion und Einsicht war. Dieß führt uns zu dem Punkt seiner Bildung. Liest man die Gedichte von Burns, oder auch nur einen Theil davon, und hört man, der Verfasser sey ein bloßer Bauer in Schottland, nicht etwa ein Landwirth, sondern ein wirklicher Pflüger gewesen, so muß man sich freilich versucht fühlen, hierin ein fast unglaubliches Wunder zu erblicken. Und übersetzt man sich dieß Wunder in die deutschen Verhältnisse, so wird es noch fabelhafter. Wie sollte man es sich irgend denkbar machen, daß ein deutscher Bauer hinter seinem Pflug solche Gedichte sänge, wie die von Burns? Dieß Staunen über eine Unbegreiflichkeit wird jedoch, ohne daß darum die Bewunderung des poetischen Genius im mindesten geschwächt werden müßte, bedeutend vermindert, wenn man etwas genauer die Verhältnisse sich ansieht, die aus einem stumpfen Bauernknaben freilich nimmermehr einen Jünger Apollo's machen könnten, die es aber doch erklären, wie das herrliche, angeborne Talent von Burns zu solcher Ausbildung gelangen konnte. Zwei Elemente wirken in Schottland aufs glücklichste zusammen, um auch den gemeinen Mann, den Bauer, in seiner Bildung und in seinem Selbstgefühl höher zu heben, als die ihm an Stand und Beruf Gleichen in andern Ländern, z. B. in Deutschland, stehen. Die frühern, mittelalterlichen, in Schottland durch den Geist des Volkes eigenthümlich gefärbten und modificirten, halb feudalistischen halb patriarchalischen Verhältnisse und Institutionen, der Geist und die Traditionen der Genossenschaften und Clane, die einfachen, gemüthlichen Sitten, haben sich in jenem Lande, wie Jedermann weiß, weit mehr erhalten, als bei irgend einem andern Volke. Zur Zeit, wo in England, unter Elisabeth, schon Alles sich den modernen Staatseinrichtungen entgegen gestaltete, waltete in dem scheinbar verspäteten Schottland noch der ziemlich stürmische und unordentliche Geist des Mittelalters. Durch die Vereinigung mit England jedoch wurde ihm ein gleichmäßiges Fortschreiten in Civilisation und Bildung gewissermaßen zur Nothwendigkeit, und während manche schönen und poetischen Elemente aus jenem frühern Zustand sich erhielten, — viele heroische und nationale Erinnerungen, deren Lebendigkeit über die Schotten insofern viel Unheil brachte, als sie sie geneigt machte, sich der unglücklichen Sache des Hauses Stuart anzuschließen, und Gut und Blut dafür zu opfern, — wurde durch die Reformation und durch den anregenden politischen und intellectuellen Verkehr mit England auf die Bildung des Volks vortrefflich gewirkt, indem dort die vorzüglichsten Schulanstalten, besonders auch Elementarschulen, gegründet und eifrig gepflegt wurden. Wirklich zeichnet sich auch das Volk von Schottland vor dem von England durch Bildung und Intelligenz aus (obgleich die Engländer die Schotten wegen ihrer Derbheit und besonders auch wegen ihrer breiten Aussprache häufig verspotten), neben dem, daß das patriarchalisch-heroische Element noch lebendiger unter ihm ist. Durch Schulunterricht und einen gewissen Grad von Bildung wird somit auch in dem schottischen Landmann das Gefühl der Menschenwürde geweckt, wird er für die Humanität gewonnen, während seine Lebensgewohnheiten und Traditionen, die von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn sich vererbenden volksthümlichen Legenden, Sagen und Gesänge das Nationalbewußtseyn lebendig erhalten. Dem schottischen Bauer, wenn er nicht ganz stumpf ist, lebt sein Land und seine Geschichte; dem deutschen Bauer sind beide so ziemlich todt.

(Fortsetzung folgt.)

Carlo Varese.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen erhält Varese durch den Kellner des Gasthofes, in welchem der Fremde abgestiegen, die Nachricht, daß Herr Stella plötzlich sehr unwohl geworden und deßhalb den Herrn Doctor um seinen gütigen Zuspruch ersuchen lasse. — Ob Varese nun wohl die Beine unter die Arme genommen? — So erhitzt und athemlos er an Ort und Stelle anlangte, eben so bleich und matt fand er den jungen Mann auf dem Lager hingestreckt. „Was in aller Welt fehlt Ihnen denn, bester Herr Stella?" — Ach mich hat ein schrecklicher Unfall betroffen! Noch schaudere ich, wie Sie sehen, wenn ich nur daran denke. — „Aber so sprechen Sie doch, was ist's? Oder reut Sie Ihr Vertrauen zu mir schon jetzt." — O, das kann der Freund meines Oheims nimmermehr im Ernste von mir denken! Nein, hören Sie, hören Sie Alles! Gestern Abend gegen eilf Uhr ging ich vor dem Tortoner Thore spazieren; da, in geringer

Entfernung vom Kloſter, wurde ich von zwei Unbekannten angetreten, welche mir alsbald alle Taſchen umkehrten und meine Brieftaſche zuſammt den in derſelben befindlichen Wechſeln, Paß, fünf ſpaniſchen Piſtolen und ſieben oder acht venetianiſchen Zechinen mir entriſſen, ſo daß ich nun, ohne Geld und Papiere, die dringendnöthige Reiſe nach Turin unmöglich ſo ſchnell abthun kann, wie die Intereſſen unſeres Hauſes es doch gebieteriſch fordern. Den Carabiniers und der Polizei habe ich bereits vorläufig Anzeige von dem Vorfall gemacht; doch ſoll ich heute um neun Uhr noch vorſchriftmäßig ausführlich bei letzterer deponiren.

Vareſe, außer ſich vor Beſtürzung und Betrübniß, daß ein ſolcher Unfall gerade dem Neffen ſeines Freundes begegnen mußte, eilt ſpornſtreichs auf die Polizei, um ſich aufs nachdrücklichſte für die Entdeckung der räuberiſchen Schurken, ſo wie für die Ertheilung eines neuen Paſſes an ſeinen Schützling zu verwenden, damit dieſer ſeine ſo dringliche Reiſe nach Turin ſchleunigſt antreten könne. Dennoch ertheilte die mißtrauiſche Polizei ſelbſt nach der vorſchriftmäßig ausführlichen Depoſition nur einen Reiſeſchein zur Rückkehr nach Mailand, was freilich ſchon viel, aber noch lange nicht das ſo ſehnlich Gewünſchte und ſo dringend Geſuchte war. Indeß, da ließ ſich nun einmal nichts ändern, und ſo mußte der ehrliche Vareſe ſeine Dienſtleiſtungen vorläufig darauf beſchränken, ſeine Börſe mit etwa 36 oder 40 Mailändiſchen Liren in die Hände des Wirthes und des nach Turin bereits gedungenen Fuhrmannes für den armen jungen Mann auszuſchütten. Dann aber führte er dieſen zu ſich nach Hauſe, beſorgte ihm das erleſenſte Mahl, wie es der piemonteſiſche Koch nur irgend bieten kann, miethete ihm ein Fuhrwerk nach Mailand und empfahl ihn beim Abſchiede mit dem herzlichen Kuß des Biedermannes in den Schutz des lieben Gottes und ſeiner Heiligen.

Aus dem erſten mit dem Oheime hiernächſt gewechſelten Briefe ergab ſich aber, daß unſer ehrlicher Vareſe eben wieder einmal das Spielwerk eines Betrügers, das Opfer ſeiner faſt eben ſo leichtgläubigen als menſchenfreundlichen Gutherzigkeit geweſen war; daß er ſelber einen Schurken auf die Polizei geführt und auch für deſſen ſo bequemes als ſchleuniges Fortkommen allerbeſtens geſorgt hatte: der angebliche Neffe ſeines Verlegers war nur ein ehemaliger Diener desſelben, welcher dergleichen Gaunerſtreiche inzwiſchen ſchon mehrere ausgeübt, den Weg nach Rom aber offenbar nicht um der Buße willen gemacht hatte, und nur zu ſpät erſt, während einer mehrjährigen Gefangenſchaft, zur Erkenntniß und zur Reue gekommen iſt. — Irren aber würde man ſich, wollte man meinen, daß Vareſe über dieſen Vorfall ſonderlich bös geweſen; froh war er vielmehr, indem er äußerte: wie verdrießlich hätte es nicht für mich ſeyn müſſen, ließ ich den wirklichen Neffen meines Freundes etwa ohne Vorſchub und Hülfe von mir gehen?

In der letzten Vergangenheit nun hat Vareſe die Feder des Romanendichters mit dem Griffel des Geſchichtſchreibers vertauſcht — ein großartiges Unternehmen, das auch als Verſuch, ganz abgeſehen von dem Erfolge, immer ehrenvoll und der Anerkennung werth gefunden werden muß. Unſer Held aber brachte zu dem hohen Muthe auch die angemeſſenen Kräfte mit, wie ſeine „Geſchichte der Republik Genua, von ihrem Urſprunge bis zum Jahre 1814,“ in acht Octavbänden zur Genüge darthut. Der König Karl Albert, ein ſorglicher Pfleger jedes Zweiges der Wiſſenſchaften, ganz beſonders aber der Geſchichte, verlieh dem fleißigen Autor zur gerechten Anerkennung ſeiner Leiſtungen das Ritterkreuz des Savop'ſchen Civilverdienſt-Ordens, und die Akademie zu Turin, ſo wie die Deputation für vaterländiſche Geſchichtsforſchung machten ſich eine Ehrenſache daraus, den Verfaſſer jenes Werkes zum Mitgliede ihrer Geſellſchaften zu ernennen.

Die Perſönlichkeit Vareſe's endlich anlangend, ſo iſt er ſehr wohl und fein gebaut, hat etwas eingefallene Wangen und ſchwarze, lebenvolle Augen. Eine ganz eigenthümliche Folie für die regelmäßigen Verhältniſſe ſeines Geſichtes gibt ſein glänzend ſchwarzes Haar, das ihm bis auf die Schultern herabwallt. Ob er es indeß noch immer mit derſelben eiferſüchtigen Sorgfalt pflegt, wie bei ſeinem letzten Beſuche in Mailand, das wiſſen wir freilich nicht anzugeben.

Wolkoff.

Neuere däniſche Literatur.

(Schluß.)

Den fünften Act, der zu Anfange im Unwetter im öden Vogelwalde ſpielt, wo Simurg an einen Oelbaum gebunden ſtarr nach dem Vögelfluge ſchaut, eröffnet deſſen Diener Marcolfus, der Narr des Stücks, der ihm ſeine Bande zerſchneidet und ihn auffordert zu entfliehen; aber ſein Herr iſt ſo ſehr in Betrachtung verloren, daß er gar nicht auf ihn achtet, ſo daß Marcolfus unter Anderm ſich ausläßt:

Studirt er nicht bald ſich zu einem Gott,
So hält er das Hundeleben nicht aus!

Als er zuletzt ihm zuſchreit:

Ein Teufel regiert König Salomo's Reich!

kommt der Haushofmeiſter dazu und warnt ihn:

Marcolfus, du treibſt die Frechheit zu weit,
Du wagſt zu rufen laut, was du denkſt!

Marcolfus antwortet:

Die Frechheit war doch wohl nicht ſo groß,
Es war Monolog.

Der Haushofmeiſter iſt ein ſtrenger Verehrer der Monarchie:

Kam Salanas nach David zum Throne,
So trägt er ja ehrlich geſetzlich die Krone.

Plötzlich verändert ſich die Natur, Frühlingswinde wehen, Vögel ſingen, der Wald grünt und blüht, und Simurg verkündet:

Er naht, er, der da ſetzt als Blinder,
Des falſchen Ringesherren Ueberwinder.
Doch erſt muß in ſein Grab der Lügenunhold,
Bevor des Ringes wahres Licht ſich offenbart!

Auf Salomo's Burg bemerkt auch der Nekromant die Umwandlung und spürt Unrath, läßt deßwegen den Lokman rufen, der ihm ruhig seinen Untergang voraussagt. Mittlerweile öffnen sich die Thüren des Palastes; die Leviten, den blinden Assaf an ihrer Spitze, ziehen dem Nekromanten mit einem Beschwörungsgesang entgegen. Dieser stürzt zur Erde, erhebt sich wieder, und entflieht, noch immer mit dem Ring an der Hand. Die Prozession folgt ihm. Das Volk will ihn steinigen. Zwei Sadducäer bedauern das Volk wegen seines Aberglaubens, als ob in dem Könige ein Teufel wohne, und als ob der Ring wirklich eine Zauberkraft besitze. Der Nekromant ist auf eine Felsenspitze am Meere geflüchtet, vom Geschrei der Dämonen verfolgt und ruft:

Hast du, o Wesen, Daseyn, das ich läugnete,
So zeige dich!

Iblis gibt sich ihm als solches zu erkennen. Der Nekromant verachtet ihn, und will ihm nur glauben,

Wenn eingeschlossen in den kleinen Raum
Von einer goldnen Kapsel du mir meine
Gedanken offenbaren kannst. Der Ring
Soll dein dann seyn, und deinem Reich zu eil' ich
Mit dir zur Geisterherrschaft.

Iblis nimmt den Antrag an, ist aber kaum in dem Gefäß, als der Nekromant es zuschließt und mit dem Ringe besiegelt, es sammt dem Ring in das Meer wirft, sich aber selbst auch, von dem Beschwörungsgesange verfolgt, in die Wellen stürzt.

Wir erblicken sodann im Hafen auf einem Nachen unter dem Fels den Salomo als Fischer und bei ihm die Königin von Saba, beide noch in ihrer Verzauberung, aber schon mit dem edlen Ausdrucke des Geistes in ihren Zügen. Balkis freut sich der Wiedererneuerung der Natur, und will den Salomo damit trösten, der aber in tiefe reuige Gedanken versunken ist: nach allem Forschen habe er nicht einmal Leben und Traum unterscheiden können, doch wolle er im Namen Gottes die Stunde erwarten, wo des Lebens höchster Schatz gefunden werde. Indem zieht er im Netz das Goldgefäß herauf und erkennt freudig das Gepräge seines Ringes. Iblis bittet drinnen, ihm aufzumachen, und den größten Geist zu erlösen. Salomo antwortet: „Nein! den größten Geist sperrt Niemand ein, nicht aller Welten Raum," und wirft das Gefäß ins Meer zurück. Aber nun bringt ihm ein Fisch im Netz seinen Ring, er steckt ihn an den Finger, und erhält mit Balkis die wahre Gestalt wieder. In einer Sestine geht er nun nochmals seine Forschungen durch, dann gelandet, und vom Volke, von dem ruhigen Lokman, und dem triumphirend um sich blickenden Simurg, vom stummen Agib und der Prinzessin Melida, und vom Priestergesang empfangen, heilt er durch den Ring den Assaf von seiner Blindheit und den Agib von seiner Stummheit, und sagt dann:

Das Kleinod, das die Weltweisheit nicht ausfand,
Ist nicht dahin auf immer — ist gefunden.
Hier steht das Wort, das mächtig klar dereinst
Die Welt mit seinem Klang durchtönen wird.
Von Freiheit flüstert meinem Geist dieß Wort,
Es löset jegliche gebundne Seele,
In Feindes Hand sogar sprengt es die Bande,
Und schafft, was eine ewige Weisheit denkt.
Das Zeichen trag' ich in des Ringes Schrift mir,
Nicht mein ist dieses große Werk, und nicht
Der Welt. Wenn es hervortritt aus dem Zeichen,
Wird alle Dunkelheit sein Glanz durchstrahlen,
In ihm des Lebens Leben offenbaren,
Die Welt zu ihrer Herrlichkeit verklären.

Assaf und die Priester stimmen zum Schluß den prophetischen zwei und siebenzigsten Psalm an.

Aus dieser etwas ausführlichen Inhaltsanzeige erhellt deutlich, daß das Gedicht ein didaktisches, und als solches bedeutend genug ist, mit den wichtigsten Dichtungen ähnlicher Art verglichen zu werden. Es hat eine der höchsten Ideen zum Kerne, die Erforschung der tiefsten Weisheit oder des höchsten Gutes, das hier zuerst in dem Ringe versinnbildet ist, doch nur als unumschränkte Gewalt, die in Salomo's Händen allenthalben Glück verbreiten will und demzufolge die äußere Natur zum Paradiese macht, zugleich aber den größten Feind des irdischen Glückes, den Tod zu vernichten sucht. Dazu bedarf es noch des Wortes der Wahrheit, des Verstehens der Inschrift des Ringes, der Quelle aller Worte und Gedanken, oder vielmehr des Schöpfungs- und Erhaltungswortes. Um dieß zu erfahren, wendet sich der weise Salomo in seiner Thorheit an Seher, an andre lebende Geschöpfe und seinesgleichen, ja sogar durch den Nekromanten, den Vertreter nicht etwa des irrenden, wie bei Salomo, sondern des bösen menschlichen Willens, an die Todten, und der Mund der Leiche flüstert ihm sehr richtig das Wort Nichts als die Lösung des großen Räthsels zu, denn der irdische Theil des Menschen ist als menschlicher Leib vernichtet. Salomo's edle Natur wendet sich mit Unwillen von dieser Antwort ab, aber er hat sich durch Benutzung einer teuflischen Macht entwürdigt, er hat das körperliche Daseyn zu hoch angeschlagen, er ist jener Macht verfallen, er wird dafür bestraft durch den Verlust seines Ringes, d. h. seiner Macht wohl zu thun, seiner sittlichen Kraft überhaupt, er muß und kann diese nur durch Büßung wieder gewinnen. Sie wird ihm geraubt durch den Nekromanten, der sie seiner Natur nach sofort dazu anwendet, um die Erde zu entschönen, zu verderben, Schrecken und Jammer hervorzubringen. Dadurch wird er endlich dem allgemeinen bösen Prinzip, dem Teufel, zu mächtig, und Iblis sagt sehr naiv, daß auch das Böse sein Maaß haben müsse. Indeß ist Salomo, der nun in dem tiefsten Elend schmachtet, das zugleich in seiner Gestalt erscheint durch Verwandlung in einen Greis, auf den richtigen Weg zur Entdeckung des Räthselwortes gelangt, das nicht mit der Schöpfung eines äußern Paradieses, und mit der Aufhebung des irdischen Todes anfangen darf, sondern das zunächst in innerer Reinigung durch Erkenntniß der sittlichen Schwäche des Menschen und demnächst in seiner Unterordnung unter den göttlichen Willen besteht, der in der heiligen Schrift niedergelegt ist. Hiemit ist denn auch der Untergang des Bösen, der

Sturz des Nekromanten, und die Wiedergewinnung des Ringes als Symbols der Macht oder der Fähigkeit zu beglücken, d. h. der eigenen sittlichen Reinheit und der Einwirkung auf den Willen Andrer, das Amt des priesterlichen Königs verbunden. Indeß die sittliche Weltverklärung ist nicht auf dieser Welt zu erreichen, sondern einer himmlischen Zukunft vorbehalten. — Dieß ist der Hauptfaden, mit welchem sich mehrere theoretische und praktische Ansichten verweben. Zwei verwerfliche theoretische knüpfen sich an die Scherkunst durch Beobachtung des Vögelflugs und des Standes der Gestirne, der ersteren als Ueberhebung der menschlichen Einsicht, wie bei den ersten Menschen als Ungehorsam gegen das göttliche Verbot und Versuch, Gott gleich zu werden, also der Verwegenheit, durch Forschung selbst das Geschick, den göttlichen Willen, die Naturgesetze zu beugen, der letzteren als eines stoischen Stolzes, gegen die Allmacht den Gleichgültigen zu spielen, und über nichts mehr sich zu freuen oder zu betrüben. Das eine ist ein Mißverstehen der Freiheit des menschlichen Willens, das andre der göttlichen Nothwendigkeit, beides ein Verkennen des Verhältnisses zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer, zwischen dem Menschen und Gott. — Die edle menschliche Natur ist durch die Königin von Saba versinnbildet, die Verbindung des eifrigen Strebens nach richtiger Erkenntniß mit reinem Willen und Menschenachtung, persönlicher Neigung, Hingebung an das Höhere; Balkis wird deßhalb auch die Begleiterin des gefallenen Mannes, die Trösterin und Retterin, und steht höher als Sulamith, die mehr die äußere Schönheit des Weibes als die sittliche, mehr die Unschuld als die Tugend darstellt. Schön hat auch die höchste Geschlechtsliebe, die eben in der Vereinigung und also nur durch den Tod ein wahrhaftes Leben empfängt in Jusuf und Sagura, so wie das Geschick in seiner irdischen Milde nach der Strenge in Agib und Melida, und in seiner himmlischen Milde nach der größten Peinigung in Assaf und Mehindanu, und endlich der Gegensatz gegen alles edlere Streben auf niedrige, knechtische, eigennützige Weise im Haushofmeister, auf komische Weise als Narr oder phlegmatischer Famulus in Marcolfus ihre Vertreter gefunden. Alle diese Versinnbildungen ließen sich noch weiter besprechen, besonders die verschiedenen vorhergenannten Liebespaare, unter welchen besonders das letzte, Assaf und Mehindanu, eine tiefere Bedeutung haben, insofern die weibliche Natur zum größten Schmerz bestimmt zu seyn scheint, aber auch mit der größten Kraft zu leiden ausgerüstet ist, der höchste Schmerz des Mannes sich aber durch die Kunst, in Assaf durch die Poesie, und zwar die religiöse, reinigt, und darin Haltung und Lohn findet. Je tiefer man in das Gedicht eindringt, desto mehr Absichtlichkeit und künstlerische Weisheit erblickt man darin. Nur der Schluß läßt Einiges zu wünschen übrig. Die beiden Teufel, von denen Iblis der thätige, rüstige, Datemder der schwächere, nachdenklichere ist, verschwinden zu schnell, der letztere doch wenigstens mit einigen pharisäischen Worten. Am meisten befriedigt fast der Nekromant, indem er mit dem Glauben an das Nichts und an seine Vernichtung sich in das Meer stürzt. In Salomo ist die Selbsterkenntniß, die Gotteserkenntniß, die Religion als Lösung zwar richtig bezeichnet, aber die Widerlegung des Nichts, der Rückblick auf das, was ihn früher so sehr bekümmerte, auf den Tod, fehlt, oder ist doch zu schwach durch die Zeile:

Nun spricht das Leben von der Welt der Todten ausgedrückt; und sie war leicht zu geben durch die Verwandlung des Nihilismus „aus dem Nichts ist Alles entstanden, und in das Nichts kehrt Alles zurück," in das göttliche Wort: „aus Gott ist Alles entstanden und zu Gott kehrt Alles;" auch der Tod erscheint dadurch erst in seiner wahren Bedeutung als Führer zu Gott, als Vermittler des wahren Geisteslebens. — Eben so sollte auch der Philosophie neben der Religion ihre Stelle angewiesen, und die Idee der Freiheit mit der der Nothwendigkeit ausgesöhnt werden.

Eine Vergleichung mit ähnlichen Werken, z. B. mit Goethe's Faust, mit Calderons wunderthätigem Magus, mit Dante's göttlicher Komödie würde hier am Orte seyn, aber zu weit führen; und ich schließe deßwegen mit dem Ausdruck meiner hohen Achtung vor der Absicht des Dichters wie vor der größtentheils glücklichen Durchführung eines so umfassenden Gedankens, und vor dem Fleiße, der im Einzelnen herrscht, wobei noch lobend zu bemerken ist, daß er der sehr nahe liegenden Lockung zu einer Kritik philosophischer oder religiöser Systeme, besonders der gegenwärtig obwaltenden (wenn gleich manches in diesem Gedicht einer solchen Deutung fähig ist) widerstanden und sich von allen entschiedenen Anspielungen oder Persönlichkeiten frei erhalten hat.

Die gelben Strahlen.

Von Sainte-Beuve.

Im Sommer, Sonntags, wenn's zur Vesper läutet,
Das Volk voll Hast aus seinen Häusern schreitet,
Und draußen sich erfreut,
Aus meinem Fenster durch die Jalousien
Seh' ich von oben dann vorüberziehen
Handwerker, Bürgersleut'.

Geputzte Krämer, Frohsinn im Gesichte,
Auf meinem Tische liegt ein Band Gedichte;
Ich lese halb im Traum.
Der Abendsonne dunkelgelbe Strahlen,
Heut gelber noch, als in der Woche, malen
Des weißen Vorhangs Saum.

Ich seh' sie gerne durch die Läden zittern;
Die Phantasie erzeugt aus ihrem Flittern
Der Goldatome Heer.
Dann durch das Aug' in meine Seele dringend,
Und als Gedanken in ihr wiederklingend,
Entstehen dort noch mehr.

Der Kindheit Tage sind's, die vor uns treten,
Die wie ein Zukunftstraum, den wir erflehten,
So golden sind und bunt.
Zur selben Zeit (mir ist, als säh' ich's heute)
Ließ man uns Kinder einst bei dem Geläute
In der Capelle Rund.

Die Lampe brannte gelb und gelb die Lichter;
Ein gelber Schein bestrahlte die Gesichter
Der Mädchen rings im Kreis.
Der Priester beugt' im weißen Meßornate
Die gelbe Stirn, wie, wenn die Sichel nahte,
Die Aehr' sich beugte leis.

Wer hat nicht Abends vor dem Heil'genschreine
Verrichtet brünstig sein Gebet, alleine,
Ein Opfer sonder Trug?
Wer, der das gelbe Crucifix nicht küßte,
Der deinen Tod nicht las, o Jesu Christe,
Im gelben Messebuch?

Doch sagt wo, wenn sie fort, ich wieder finde
Des Glaubens Innigkeit? dieß Angebinde
Von eines Engels Hand;
Den unsre Mutter nährt mit frommem Eifer,
Und den ein Priester tränket, sind wir reifer,
An heil'ger Ströme Rand.

Kann wieder er erblühn, vom Sturm zerknicket,
Wenn frech der Stolz, der unser Herz berücket,
Tritt auf den Altar hin?
Wohl ist man schwach dann, wenn dem Leid zum Raube,
Wenn Tod — was denk' ich dran, da ich doch glaube,
Daß ich unsterblich bin!

Ich war bei meiner Tante Todeskampfe
Dieß Jahr. Auf ihrem Bett' im starren Krampfe
Blieb sie drei Tage lang
Und starb, indeß ich bei ihr war im Zimmer.
Ich war dabei, als um ihr Haupt für immer
Das Leichentuch man schlang.

Der Sarg kam an; man maß ihn mit dem Stabe;
Ich sah's — die Lichter brannten gelb; am Grabe
Sang Hymnen der Vicar.
Umsonst wollt' beten ich nach frommem Brauche —
Stumm blieb die Lipp' und tränenleer das Auge,
Da ich nicht gläubig war.

Sie liebt mich doch; auch meine Mutter liebt mich:
Doch ach! wie bald, und auch ihr Tod betrübt mich;
Ich hülle selbst sie ein
In gelbe Laken, leg' auf gelbe Späne
Ihr Haupt und wein' dabei die letzte Thräne.
Dann bin ich ganz allein.

Allein — bin ohne Eltern und Geschwister;
Es liegt ein Leben vor mir ernst und düster;
Wer, der von Lieb' mir spricht? —
Die Sonne sinkt indeß; nur matt beschienen
Vom letzten Glühen glänzen die Gardinen
In falbem, gelbem Licht. —

Nein, niemals wird bei meines Namens Nennen,
An den Gemahl, der fern ist, denkend, brennen
Vor Scham die junge Braut.
Zwei Knaben werden nie die Rauchgefäße
Ob unsern Häuptern schwingen, wenn die Messe
Absingt der Priester laut.

Nein, niemals naht der Tod sich meinen Pfühlen,
Wird meine Stirne heiße Küsse fühlen,
Und nie im Brechen schaut
Mein Aug' ein Lebewohl von theurem Munde,
Nie gibt ein Baum von meinem Grab euch Kunde,
Noch gelbes Farrenkraut.

— So denk' ich dann. 'S wird dunkel auf den Gassen;
Ich steig' hinab; in dem Gewühl verlassen
Die Grabgedanken mich;
Man drängt sich durch; wo luft'ge Tänze klingen
Geht's ein und aus, und Invaliden singen
Ein heiser Liedchen sich.

Da hört man fluchen, zanken nur und lärmen,
Da sieht man nur verliebte Paare schwärmen,
Sich küssen ohne Scheu.
Ich kehre heim durch alle dieß Gebrause;
Die ganze Nacht hör' ich vor meinem Hause
Der Trunkenen Geschrei.

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Gewerbe.

Schweden ist arm, seine Städte mit Ausnahme von Stockholm und Gothenburg sind kaum etwas mehr als große Dörfer, kein bedeutender Binnen- oder auswärtiger Handel belebt sie. Vor 300 Jahren hatte London 327 Kaufleute, Stockholm 209; die schwedische große Flotte bestand damals aus 35 Kriegsschiffen, die englische aus 17, und beide Länder konnten sich in vieler Hinsicht mit einander messen: schlägt man nun auch die Vortheile der Lage und des Bodens von England noch so hoch an, so rechtfertigen sie doch den Unterschied nicht, wie er jetzt zwischen beiden Ländern besteht. Abgesehen von den Kriegen, welche von Anfang des 17ten Jahrhunderts und bis ins 18te hinein Schweden so sehr an Menschen erschöpften, waren es einestheils die zügellose Adelsherrschaft des vorigen Jahrhunderts, welche dem Bauer bei Strafe verbot, andere als grobe Leinwand zu verfertigen und zu verkaufen, anderntheils der bis ins Abenteuerliche gehende Zunftzwang und die Beschränkung des Gewerbebetriebs, welche Schwedens Entwicklung zurückhielten. Wenn dieß im vorigen Jahrhundert vergleichungsweise wenig Nachtheil brachte, weil da erst der Menschenverlust der frühern Zeit sich wieder ausgleichen mußte, so tritt dieser Nachtheil jetzt um so stärker hervor, wo die gesteigerten Ansprüche des Staats bei dem geringen Geldumlauf und Geschäftsbetrieb nur mit Mühe und Anstrengung befriedigt werden, und die Höhe der Steuern, die größtentheils auf dem Ackerbau lasten, diesem äußerst lästig fallen. Schweden ist seit geraumer Zeit auf dem Punkte angelangt, wo Gewerbe und Handel einen großen Theil der Staatslasten tragen sollen, da nur Gewerbe und Handel dem Geld einen schnellen Umlauf geben und die Möglichkeit gewähren, eine Abgabensumme zu bezahlen, die der Ackerbau allein niemals aufbringen könnte.

In Schweden, das einen 6 bis 7 Monate langen Winter und einen sehr kurzen Sommer hat, muß der Landmann noch ein Gewerbe neben seiner Feldarbeit treiben, und der schwedische Landmann ist wohlhabend, wo dieß geschieht, arm, wo dieß nicht der Fall ist. Mehrere Gewerbe dürfen indeß gar nicht auf dem Lande getrieben werden, sondern sie sind den Städten vorbehalten, die zu schwach an Einwohnerzahl und zu zerstreut auf dem weiten Gebiet die Anforderungen gar nicht erfüllen können, und am wenigsten in ihrem jetzigen Zustande. Soll eine größere industrielle Thätigkeit gedeihen, so müssen die Städte wirkliche Centralpunkte von Handel und Gewerbe seyn, und nicht wie jetzt meistens bloß Ackerbau treibende Dörfer. Die Frage über das Armenwesen ist eine der wichtigsten in Schweden geworden; Professor Geyer, der in seinem Literaturblatt*) diese Frage umständlich behandelt, kommt am Schlusse auch auf die positiven Mittel, nämlich die Beförderung des Wohlstandes der Nation, und hier nennt er die Befreiung der Arbeit von den künstlichen Hemmnissen als das wichtigste. Geyer behandelt die Frage zuerst theoretisch, dann rein praktisch, führt dabei namentlich die preußische Gewerbsordnung und die in dem Gewerbsteueredict vom 2 Nov. 1810 angeführten Motive auf, und bemerkt dann endlich: „in Europa's civilisirten Ländern ist die zunftmäßige Abscheidung von Stadt- und Landindustrie ganz oder größtentheils aufgehoben worden, und die Städte, den natürlichen Vortheilen, welche ein größeres Zusammenwirken von Arbeitskräften an der dazu geeigneten Stelle von sich selbst mitführt, überlassen, haben dabei nicht verloren, sondern gewonnen. In Schweden scheint man in demselben Maaße die alten Gränzen der städtischen Industrie emsiger zu bewachen, als es mehr Anstrengung und Zeit kostet, sie dem Lande gegenüber zu schützen, welches durch seine ganze natürliche Beschaffenheit einem solchen Privilegiensystem unüberwindliche Hindernisse entgegensetzt, wodurch dasselbe noch um so verderblicher wirkt. Es gibt kein Land, wo Ackerbau, Bergbau, Gewerbe und Handel auf eine natürlichere Weise verbunden und auf eine unnatürlichere Weise geschieden sind. Mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung des Landes sind reine Landbauer, und diese sind mehr als zwei Drittheile des Jahres durch das Klima von der Beschäftigung

*) Geyer wollte alle Zweige des politischen Zustandes seines Vaterlandes behandeln, aber mit dem Ende des vorigen Jahrs hörte die Zeitschrift auf, und er versprach, die Fragen über die Repräsentation und die Regierungseinrichtungen in einem besondern Werke zu behandeln.

mit dem Feldbau abgehalten. Arbeit in andern Gestalten, wie Bergbau, wozu Schweden ein so weites Feld darbietet, oder Gewerbe, wozu Schweden nicht minder durch seine natürliche Anlage als durch sein Bedürfniß berufen ist — das Verführen und der Verkauf der Producte, oder das bloße Anbieten der Arbeitskraft gegen Taglohn — alles dieß macht die natürlichen Bestandtheile des schwedischen Nahrungsfleißes aus und bezeichnet die Richtung, welche die Ausbildung desselben nehmen würde, wenn er seinen natürlichen Bahnen folgte. Die Beweglichkeit der Arbeit hat in andern Ländern sich mit der steigenden Industrie immer mehr entwickelt, in Schweden ist diese Arbeitsamkeit zu Hause, aber sie ist durch die Gesetzgebung gebunden. Man hat durch Privilegien, zuerst für die fiscalischen Interessen der Krone, dann für die Zunftinteressen von Corporationen, die sich von der Krone emancipirten, die wichtigsten Gebiete der schwedischen Industrie umgürtet, und alle diese Privilegien waren zugleich ausschließliche Vorrechte, die einem Gewerb auf Kosten des andern gegeben wurden, und oft in demselben Gewerbe gewissen Gewerbsleuten auf Kosten anderer, wodurch, statt die Gewerbe unter einander zu verbinden, sie durch das Gesetz selbst in Wiederstreit gebracht wurden. Wir wollen den Tag, wo für Stadt und Land Gleichheit der Rechte hinsichtlich der Gewerbsgesetze eintritt, als den glücklichsten für die schwedische Betriebsamkeit begrüßen."

Auch hier ist der Grund, weßhalb die Zünftigkeit in Schweden so verderblich wirkt, klar dargelegt: es ist das völlige Ueberwiegen der Ackerbauevölkerung und die geringe Zahl der Städte in dem weiten Lande, auf welche die meisten Gewerbe beschränkt sind. Dieß ist freilich nicht das einzige, was auf dem schwedischen Gewerbfleiß lastet: die Bevormundung des Bergwesens und der Forstverwaltung durch den Staat hat nicht minder nachtheilig gewirkt, und wirkt noch so, obgleich selbst königliche Collegien, wiewohl vergebens, auf Abschaffung mehrerer Beschränkungen, z. B. der, daß ein Bergwerksbesitzer nicht so viel Eisen schmieden lassen darf, als er kann und will, angetragen haben. Eine Aenderung dieser Beschränkung wird freilich mehr und mehr durch das Zurückbleiben des Eisenhandels, im Gegensatz gegen andere Länder, dem Lande aufgezwungen.

(Schluß folgt.)

Neue Culturen in Frankreich. — Fortschritte der Seidenzucht.

(Schluß.)

Die große Ausdehnung der Maulbeerbaumpflanzungen muß in einiger Zeit zu einer beträchtlichen Vermehrung des Seidenproducts führen, aber eine wenigstens eben so große Wirkung darauf müssen die bessern Methoden der Erziehung der Raupen ausüben. Im verflossenen Jahre hat man in den Seidenhäusern nach chinesischer Methode im Durchschnitt 66 Pf. Cocons von 1000 Pf. consumirter Blätter erhalten, während die Gesammtmasse der Production im Süden von einer gleichen Masse Blättern nur 35 Pf. geliefert hat. Es ist nun freilich nicht möglich, in der unzähligen Menge von kleinen Pachthäusern, in welchen ein Zimmer von der Familie temporär zur Erziehung ihrer Seidenraupen bestimmt ist, während es im Rest des Jahres zu gewöhnlichem Hausgebrauch dient, die Bedingungen der gleichen Wärme, der Ventilation, der äußersten Reinlichkeit und der sorgfältigen Fütterung der großen Seidenhäuser zu erhalten, in denen Alles fabrikmäßig in eigens gebauten Sälen mit den zweckmäßigsten Einrichtungen und unter intelligenter Aufsicht betrieben wird. Aber dennoch kann auch bei den kleinsten Producenten viel geschehen, ohne große Kosten zu machen. In den mittlern und nördlichen Provinzen wird die Seidenzucht immer auf große Seidenhäuser beschränkt bleiben, während im Süden die große Masse der Production immer von den einzelnen Bauernfamilien geliefert werden wird. Daher hat auch einer der Schüler von Beauvais, J. C. Robert, der selbst ein chinesisches Seidenhaus in der Nähe von Manosque errichtet hat, seine Bemühungen vor Allem darauf gerichtet, die bessern Methoden so viel als möglich auf die kleinsten Erziehungen anwendbar zu machen. Er hat ein kleines Schriftchen unter dem Titel: „Rath an die Seidenzüchter nach der neuern Methode," herausgegeben, in welchem er die Principien derselben auseinandersetzt, und ihre Anwendung, so weit sie für arme Leute möglich ist, lehrt." Eine Menge Pächter der Umgegend haben ihn zu sich gebeten, um ihnen zu rathen, und sie haben auch bei unvollkommener Anwendung seiner Grundsätze ohne Ausnahme ein so viel besseres Resultat ihrer Erziehungen erhalten, daß in einem großen Theil der ärmern Classen in der Provence die Vorurtheile gegen neuere Methoden, welche immer so schwer Eingang finden, schnell verschwinden. Ueberall, wo die Seidenzucht in neuen Localitäten eingeführt wird, werden sie nach den neuen Principien gebaut, und die Fütterung nach der Methode der Chinesen betrieben. Einige derselben sind auf einem so großen Fuß eingerichtet, daß man, wie z. B. in dem Seidenhause der HH. Lafarge, die Ventilation durch eine Dampfmaschine producirt. Dieses Etablissement ist auf die Production von 10,000 Pf. Cocons berechnet, welche etwa 900 Pf. Seide liefern.

Die verschiedenen Arten der Raupen sind der Gegenstand zahlreicher Beobachtungen; die gegenwärtig vorgezogene ist die Sina genannte, sie wurde von Louis XV aus China beschrieben, und liefert eine blendend weiße Seide. Man ist in den besten Seidenhäusern sehr auf die Verbesserung der Zucht, durch sorgfältige Auswahl der Zuchtschmetterlinge bedacht, und man verfährt dabei mit derselben Sorgfalt, wie bei feinen Schafheerden. Je schwerer der Cocon, um so größer ist der Vortheil, und man hat darin noch vieles von den Chinesen zu lernen. In Frankreich gelten Cocons, von denen 280 auf ein Pfund gehen, für eine gute Race, aber Hebert hat chinesische Cocons geschickt, von denen 160 ein Pfund geben, und es gibt eine Race in China, von der nur 120 auf ein Pfund gehen. Von diesen Cocons geben acht Pfund Ein Pfund Seide, während in Frankreich 13 Pf. Cocons die gewöhnliche Zahl ist, welche zu Einem Pfund Seide nöthig sind, und bei den allerbesten Erziehungen 10 Pfund.

Es iſt unmöglich, hier von allen Verſuchen zu reden, welche man zur Vervollkommnung jedes Theils der Seidencultur macht: jedes Inſtrument, das in den großen Seidenhäuſern angewendet wird, jede Operation der Fütterung und Behandlung, von dem Legen des Eies bis zum Einſpinnen der Raupen iſt von vielen Seiten ſyſtematiſchen Verſuchen unterworfen worden, aber Ein Zweig dieſer Verbeſſerungen iſt zu wichtig, als daß er ganz übergangen werden könnte, nämlich das Abhaſpeln der Cocons. Von dieſer ſchwierigen Operation hängt ein großer Theil des Werths der Seide ab, und ſie iſt nur in wenigen Localitäten ſo verſtanden, daß ſie der Seide nicht ſchadet; in einigen Provinzen hatte man die Seidenzucht ſo gut als aufgegeben, weil das fehlerhafte Haſpeln den Werth des Products ſo verminderte, daß die Cultur keinen Vortheil mehr abwarf. Man hat die beſten Winderinnen aus Ganges und andern Orten des Südens nach Senart kommen laſſen, wo ſie eine Schule gebildet haben, von der aus ſich jetzt die Schülerinnen in andere Provinzen verbreiten, und dieſe wichtige Induſtrie fängt jetzt an, im Großen mit verbeſſerten Maſchinen und Heizungsmitteln getrieben zu werden, wobei allein Wohlfeilheit und Vollkommenheit der Arbeit erreicht werden kann. Die Seidenzüchter in Dijon haben eine gemeinſchaftliche Winderei auf Actien geſtiftet, in der ſie alle Cocons der Provinz concentriren; die Reſultate ſind ſo vortrefflich geweſen, daß mehrere andere Provinzen im Begriff ſind, dieſem Beiſpiele zu folgen, und bald werden in allen Theilen von Frankreich die kleinen Producenten aufhören, ihre eigenen Cocons zu haſpeln, und ſie, wie ſchon ſeit langer Zeit in der Provence geſchieht, an die großen Etabliſſements verkaufen. Der Miniſter hat einen Hrn. Ferrier, der ſelbſt dieſe Induſtrie früher getrieben hat, alle Etabliſſements dieſer Art bereiſen, und ſeinen Bericht, der eine Anweiſung zu der beſten Methode gibt, drucken laſſen. Man findet ihn, mit vielen höchſt intereſſanten Notizen über alle Theile der Seidenzucht, in dem dritten Bande der Annales de la Société séricicole.

Die meiſten ſüdlichen Departements haben auf ihre Koſten oder mit Unterſtützung des Handelsminiſters Zöglinge nach Senart zu Hrn. C. Beauvais geſchickt, dem freilich ſein beſchränkter Raum nicht erlaubt, mehr als dreißig jährlich aufzunehmen, die bei ihm praktiſch und theoretiſch die neuen Methoden ſtudiren, ſelbſt bei allen Operationen Hand anlegen, und in Einem Curſus die Behandlungsart lernen. Die Schule hat bis jetzt 150 Zöglinge in alle Theile von Frankreich zurückgeſchickt. Das Leben, welches in dieſer Induſtrie herrſcht, iſt überaus rege, und verdient die größte Aufmerkſamkeit in Deutſchland, wo gewiß viele Diſtricte der Seidencultur gelegen ſind. Die einzige große Frage iſt die Erhaltung der Maulbeerbäume, denn alle andern Schwierigkeiten der Production ſind für jedes Klima völlig überwunden; über dieſe kann nur durch ſorgfältige Verſuche von gutgewählten Localitäten, mit Benutzung der franzöſiſchen Verſuche über die beſten Species des Baumes und ſeine beſte Behandlung entſchieden werden.

Leiſtungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg im Jahre 1839.

(Aus einem officiellen Bericht.)

Betrachten wir, was die Akademie im verfloſſenen Jahre gethan und geleiſtet, ſo können wir nicht umhin, zu geſtehen, daß ihre wiſſenſchaftlichen Arbeiten uns neuerdings die Ueberzeugung aufdringen, daß auch dieſes Jahr keineswegs hinter den verfloſſenen zurückgeblieben ſey, und daß eine wahre Liebe für Wiſſenſchaft die Akademie nach wie vor beſeele. Vor Allem bemerken wir, wie eine kaiſerliche Freigebigkeit die Akademie in ihren Beſtrebungen unterſtützt, und ihr — vorzugsweiſe vor andern — es möglich gemacht hat, ſcientifiſche Expeditionen ins Leben zu rufen, welche theils bis jetzt noch wenig bekannte Gegenden des ruſſiſchen Kaiſerreichs zum Gegenſtand ihrer Forſchungen machten, theils die Gränzen Rußlands überſchreitend, einſt ſichere Anhaltspunkte für künftige politiſche Expeditionen abgeben könnten. Außer der Errichtung des in Europa nunmehr am ſchönſten ausgeſtatteten Obſervatoriums auf dem Hügel von Pulkawa ſahen wir der Akademie einen unſchätzbaren Zuwachs anlangen in chineſiſchen, japaniſchen, mongoliſchen, tibetaniſchen und mandſchuriſchen Manuſcripten für das aſiatiſche Muſeum. Seit jenem kaiſerlichen Geſchenke der Baron Stillingiſchen Sammlung von Werken in faſt allen Sprachen Aſiens — theils Manuſcripte, theils im Druck, man zählte allein 73 Werke in der Sanſkritſprache — hat der Kaiſer eine neue 828 Bände ſtarke Bibliothek von Stilling, welche durch die ſeltenſten Werke in mongoliſcher und tibetaniſcher Sprache ſich auszeichnet, um 40,000 Rubel für das aſiatiſche Muſeum angekauft. Namentlich bemerkenswerth iſt hierunter ein vollſtändiges Exemplar des Kandjour, eines tibetaniſchen Werkes in dreißig dicken Bänden, die heiligen Bücher der verſchiedenen Secten der Religion Buddha's darſtellend, und der Tandjour, dem Inhalt nach ähnlich und in keiner Bibliothek Europa's zu finden, welcher mit dem Kandjour das Syſtem und die voluminöſe Literatur des Buddhaismus vollſtändig enthält. Bemerken wir noch die außerordentlichen Schätze dieſer Sammlung für Philoſophie, Geſchichte, Medicin und Aſtronomie, ſo müſſen wir die Akademie nunmehr im Beſitze der completeſten Sammlung der Geiſtesproducte der Völker Mittelaſiens betrachten, wie man es bei dem gegenwärtigen Zuſtande billig von Rußland vorausſetzen durfte.

Aber auch der öſtliche Theil Aſiens lieferte eine ſchätzbare Sammlung von Werken über die Religion der Druſen, ein Geſchenk des Kaiſers — ein Exemplar des berühmten und ſeltenſten Opus von Maſſudy — Druckwerke aus Tabris, Teheran und Iſpahan, aus Bulak bei Cairo u. ſ. w., Geſchenke der HH. Grafen Caverin, Simonitſch und von Medem.

Die Arbeiten der Akademie anlangend, war beſonders die phyſikaliſch-mathematiſche Claſſe thätig; außer den Leiſtungen der bekannten Mathematiker Collins, Wisniewsky, Fuß, Oſtrogradsky und Bunialowsky waren in aſtronomiſcher Hinſicht vorzüglich die Beſtimmungen der Parallaxe der Fixſterne und daraus folgende Berechnungen der Entfernung der Erde des Hrn. Struve und Hrn. Beſſel aus Königsberg bemerkenswerth, von welchen erſterer insbeſondere die Parallaxe des Sternes Alpha in der Leyer und eine Entfernung von der Erde beſtimmte, welche zu durchlaufen das Licht allein 12 Jahre braucht. — Hr. Jakobi ſetzte ſeine elektromagnetiſchen Unterſuchungen fort und überreichte der Akademie eine Abhandlung über die Koſten des Maſchinentriebes vermittelſt elektro-galvaniſcher Kraft. Die Verbeſſerungen in ſeiner Bat-

deckung der Galvanoplaſtik ſind bekannt und werden nächſtens von ihm vollſtändig veröffentlicht werden. Ebenſo haben von ſeinen Verſuchen, das unter Einwirkung des Voltaiſchen Apparates frei werdende Gas zur Beleuchtung zu gebrauchen (das Drummondiſche Licht), die Zeitungen ſchon gemeldet, gemäß welchen ein Apparat von der Größe von 2 bis 5 Quadratfuß 2 bis 5 Kubikfuß elektrolytiſches Gas in einer Stunde zu liefern im Stande iſt. Hr. v. Baer ſchrieb über Cultur des Chenopodium Quinoa, welche Pflanze in den nördlichen Theilen Rußlands ſtatt der üblichen Cerealien mit mehr Nutzen angebaut werden dürfte. — Nicht weniger Intereſſe bieten ferner die Abhandlungen der Phyſiker Parrot, Lenz und Kupffer, der Naturhiſtoriker Heß, Fritſche und Brandt, ſo wie über Geſchichte, Philologie und Politik die Abhandlungen der HH. Frähn, Schmidt, Gräffe, Broſſet, Köppen, Uſtrialow, Eldgren u. ſ. w. dar.

(Schluß folgt.)

Ueberſicht der neuen geographiſchen Entdeckungen.

Aſien.

(Schluß.)

Seetzen im Jahre 1808 und Burckhardt im Jahre 1812 haben, indem ſie die Wüſte durchzogen, zwiſchen dem todten Meere und Aegypten lange Thäler entdeckt, welche ſich zwiſchen dieſem See und dem arabiſchen Golfe hin erſtrecken; andere Reiſende haben dieſelbe Beobachtung gemacht. Dadurch wurde die Anſicht erzeugt, daß wohl einſtens das todte Meer im Süden einen Ausweg gehabt habe, durch welchen ſeine Waſſer bis an den arabiſchen Golf geſtrömt ſeyen. Hr. Leon de Laborde und Hr. Linant waren im Jahre 1832 von Aegypten nach den Ruinen von Petra gegangen. Von Akabah aus, welches in dem Golfe gleichen Namens liegt, folgten ſie dem Wadi-al-Araba, einem langen Thale, welches gerade gegen Norden läuft, und mit dem Südende des todten Meeres zuſammenſtößt. Hr. Letronne, welcher in dem Jahre 1835 die von dieſen Reiſenden entworfene Karte des ſteinigen Arabiens unterſuchte, bemerkte eine doppelte Richtung in den Gefällen, welche nach den genannten Längenthälern auslaufen. Er erkannte aus dieſem Umſtande die Unmöglichkeit einer ehemaligen Verbindung, welche von den Geographen vermuthet wurde, wenigſtens ſeit die letzten Erderſchütterungen dem Gebirgsſyſteme, welches die beiden Meere ſcheidet, ſeine jetzige Geſtalt gegeben haben. Seine Meinung, welche als paradox betrachtet und widerlegt wurde, ward jedoch durch die Forſchungen des Hrn. Gallier beſtätigt. Dieſer letztere Reiſende wurde bei dem Beſuche dieſer Orte durch andere Gründe auf ähnliche Schlüſſe geführt. Als er im Jahre 1835 von Hebron nach Akabah ging, ſtieß er auf Thäler, unter andern das von Dſcharaſi, welches in einer Entfernung von ſieben Tagereiſen von dem todten Meere ſich gegen die nordnordöſtliche Seite dieſes großen Sees wendete; er ſchloß daraus, daß ſein Becken ſeit der älteſten Zeit ſein Waſſer aus den Bergen im Süden empfangen habe, und faßte deßhalb ſehr gegründete Zweifel, ob je der Jordan ſich in das rothe Meer ergoſſen habe.

Dieſe Vermuthung ſowohl als jene des Hrn. Letronne wurden endlich durch Hrn. Jules de Bertou beſtätigt; er war der erſte, welcher das Thal, oder vielmehr die drei aufeinanderfolgenden Thäler, in ihrer ganzen Länge durchreiſte, und die Waſſerſcheide der beiden Becken erkannte: ſie iſt 28 Meilen von dem todten Meere und 18 Meilen von dem rothen Meere entfernt. Der höchſte Punkt derſelben liegt 160 Metres über dem Mittelmeere und 179 über dem todten Meere.*)

Dieſe bedeutende Frage der phyſikaliſchen Geographie iſt denn dadurch gelöſt, und man erhält damit auch zugleich die Erklärung einer ähnlichen Erſcheinung, welche wir früher von dem kaſpiſchen Meere erwähnt haben. Die Beobachtungen, welche von den HH. Moore und Beke und von Hrn. Schubert gemacht worden waren, hatten gezeigt, daß das Niveau des todten Meeres weit unter dem des mittelländiſchen Meeres liegt. Dieſe Senkung wurde von ihnen auf 607 engliſche Fuß angegeben. Hr. v. Bertou beſtimmte durch fortlaufende barometriſche Meſſungen den Fall des Jordans von ſeiner Quelle bis zu ſeinem Eintritt ins todte Meer auf 419 Metres. Dieſe Berechnung ſtimmt faſt überein mit jener des Hrn. Rußegger, der ebenfalls ähnliche Berechnungen anſtellte; er gibt den Fall auf 426 Metres und einen Bruch an, was nur 7 oder 8 Metres von der von Bertou angegebenen Zahl abweicht. Hr. Gallier war, ſeinen erſten Arbeiten zufolge, der Anſicht, daß die Senkung 200 Metres betrage, aber die letzten Forſchungen laſſen vermuthen, daß ſie viel bedeutender ſey. Es iſt zu hoffen, daß es irgend einem Reiſenden noch gelingen werde, durch trigonometriſche Meſſungen genau den Unterſchied des Niveau's des Golfs von Akabah und den des todten Meeres zu erforſchen. Uebrigens beginnt die Senkung des Beckens dieſes Binnenſees 15 Meilen im Norden des Sees von Tiberias. Hr. v. Bertou hat ſie, wie wir bereits erwähnten, ſchon dort erkannt, und ſeine Forſchungen haben bewieſen, daß die Quellen des Jordans etwas nördlich von Hasbeia liegen, während man ſie in Bania vermuthete, was ungefähr 11 geographiſche Meilen mehr ſüdlich liegt. Die ganze Fläche von Acre bis Nazareth und ſelbſt bis zu der weſtlichen Abdachung, welche das Thal des Jordans beherrſcht, liegt ungefähr in gleicher Höhe mit dem mittelländiſchen Meere.

Die amerikaniſchen Reiſenden Robinſon und Smith haben auf ihrer Reiſe von Akabah nach Hebron die weſtlichen Gebirge bis zu einer Höhe von 1500 Fuß erſtiegen und das mehr nördlich gelegene Land durchforſcht. Ein Engländer, Hr. G. Robinſon, hat Paläſtina und Syrien ſehr ſorgfältig beſchrieben.

Die Halbinſel des Berges Sinai war zum Theil von Niebuhr bereiſt worden, und wir verdanken dieſem gewiſſenhaften und gründlichen Reiſenden auch eine Karte des rothen Meeres; man ſieht, daß er den Meerbuſen von Akabah nicht ſo abgebildet hat, wie d'Anville, dennoch wurde die ſeltſame Bildung, welche der letztere dieſem Meeresarme zuſchreibt, von den meiſten Geographen angenommen, welche nach Niebuhr die Halbinſel des Sinai beſuchten. Eine ſorgfältige Unterſuchung der Orte, welche Hr. Rüppell im Jahre 1826 unternahm, zeigte ihm, daß Hr. d'Anville die Sache unrichtig aufgefaßt habe. Er nahm auch einen Theil der Ufer des rothen Meeres auf, welche ſpäter der Gegenſtand der Forſchungen des Hrn. Wellſted waren. Dieſer Reiſende drang nach Oman im Oſten der arabiſchen Halbinſel, und Hr. Kruttenden ging nach Yemen.

Viele Reiſende, unter andern Burckhardt, die HH. de Laborde und Linant, Ehrenberg und Hemprich, haben ebenfalls die Halbinſel des Sinai, deren Name in den älteſten Geſchichtsbüchern erwähnt wird, und an welchen ſich ſo großartige Erinnerungen knüpfen, beſucht. Die Höhe dieſes ehrwürdigen Kegels iſt bis jetzt noch nicht beſtimmt. Hr. Rüppell bemerkt ſehr richtig, daß er nicht 2700 Metres haben könne, wie Hr. Ehrenberg vermuthete, denn es liegt nur ſelten und nur ſehr kurze Zeit Schnee auf ſeinem Gipfel.

*) Dieſe Zahlen ſtimmen keineswegs mit den folgenden überein. A. d. U.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 April 1840.

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

9. Aberglaube.

Wenn, wie es wahrscheinlich ist, der Namen „Tschudi," welchen die Russen den finnischen Nationen und insbesondere den Esthen geben, von dem russischen Worte „tschud" abzuleiten ist, welches „Wunder" oder „Zauberei" heißt, so ist dieß kein eben sehr günstiges Omen für die Aufklärung der esthnischen Begriffe von der unsichtbaren Welt.

Freilich sind die Esthen längst Christen, und jetzt sogar lutherische Christen; allein es klebt ihnen noch so Vieles von ihrem frühern Heidenthum an, daß dieses vom Christenthum nur mehr bekleidet und verhüllt, als vertrieben zu seyn scheint. Die Esthen, wie noch jetzt ein großer Theil ihrer finnischen Brüder, waren wohl weniger Götteranbeter, als Verehrer der Zauberei und Diener der Schamanen oder Zauberer. Freilich verehrten sie ein höchstes, gutes Wesen und ein böses, jenes „Jummala," dieses „Kurrat" genannt, — so heißen noch jetzt bei ihnen der liebe Gott und der Teufel, — allein diese ihre Götter scheinen in ihren Augen so wenig durchgreifende Gewalt gehabt zu haben; dagegen allerlei böse und gute in der Natur waltende Kräfte und wunderbare Einflüsse so überwiegend gewesen zu seyn, daß ihre Priester wohl mehr Zauberer als Gottesdiener waren, so wie ihr ganzer Gottesdienst mehr eine Fetischanbeterei als Götterverehrung.

Die Vorurtheile, die unchristlichen Gebräuche und Ceremonien aus dem Heidenthume, die Hexenkünste, das Gespensterwesen, das Tagewählen, Zeichendeuten u. s. w. sind unter den Esthen noch sehr mächtig und gewiß mächtiger, als unter sonst irgend einem lutherisch-christlichen Volke.

Vor allen Dingen halten sie in ihrem Lande noch alle die heiligen Orte in Ehren, die Hügel, Höhlen, Haine, Bäume, die ihnen in der heidnischen Zeit heilig waren. Sie haben viele solche Orte, auf denen sie noch jetzt wie ehemals Ostergaben niederlegen, an einigen Stöcke, Reiser, Kreuze, an andern Speisen, Münzen und andere Geschenke. Besonders wenn sie zu Hochzeiten oder Begräbnissen fahren, legen sie an solchen Orten gewisse Gaben nieder. Sehr viele Bäume halten sie für die Sitze mächtiger Geister und tragen eine große Ehrfurcht vor ihnen zur Schau, so daß sie es sich nicht einmal erlauben, so weit ihr Schatten reicht, eine Blume oder Erdbeere zu pflücken, geschweige vom Baume selber einen Zweig zu brechen, Obgleich die Deutschen seit 500 Jahren beschäftigt sind, solche Bäume im Lande der Esthen auszurotten oder umhauen zu lassen, so kommen doch immer wieder von neuem heilige Bäume zum Vorschein, und es zeigt sich daher, daß die Geister dann nur ihre Wohnsitze vertauschen. Ja, die Esthen scheinen sogar eine gewisse geheime Abneigung gegen die von den christlichen Priestern geweihten Stätten zu haben, und begraben z. B. ihre Todten, wenn sie können, lieber an gewissen von ihnen selbst gewählten Plätzen in den Wäldern und Wildnissen, als auf den Kirchhöfen. Man findet bei ihnen eine Menge solcher einsamer Gräber mitten im Walde oder auf einem allein stehenden Hügel.

Den „Kurrat" (den Bösen) sehen sie natürlich überall spuken, und oft bewaffnet sich die ganze Bauernschaft eines Dorfes mit Prügeln, Flegeln und Sensen. Alles geräth in Aufruhr, weil es heißt, „der Teufel sey im Orte erschienen." Sie ziehen gegen ihn zu Felde und prügeln ihn in Gestalt eines Wolfes oder einer Katze förmlich zum Dorf hinaus. Ja, sie rühmen sich sogar zuweilen, sie hätten den Teufel todt geschlagen; besonders vermuthen sie ihn in den Stürmen und Wirbelwinden, daher sie oft hinter den Wirbelwinden schreiend herlaufen, indem sie mit Steinen und Stöcken in den aufgeregten Staub hineinwerfen. Der schwarzen oder unglücklichen Tage sind in ihrem Kalender eine Menge; im Allgemeinen ist der Donnerstag ihr Unglückstag, wie bei den Russen der Montag, und sie unternehmen daher an diesem Tage nichts von Bedeutung; bei Vollmond beschlagen sie keine Pferde.

Am 23 April darf kein Holz gehauen werden, weil den Holzhauer dann die Wölfe fressen; auf den Neumond deuten sie nicht mit dem Finger, weil dieser Finger alsdann im Grabe nicht verwesen kann. Einer Menge Dinge schreiben sie zauberische Kräfte zu, vor Allem der Asa foetida, wahrscheinlich weil sie so wunderlich stark riecht. Auch dem Worte Gottes, das

ihnen die deutschen Prediger vortragen, scheinen sie keine andere als eine wunderwirkende oder zauberische Kraft zuzuschreiben. Sie nehmen daher gern versteckter Weise ein Fläschchen Branntwein mit zur Kirche, „auf daß Gottes Wort darüber hingehe," und ihn heilige; er ist nachher probat gegen mancherlei Krankheiten. Eben so suchen sie sich von dem Brode oder Weine des Abendmahls etwas zu verschaffen, um es in hundert Vorfällen als heilsam zu verbrauchen. — Es sind noch eine Menge wahrscheinlich uralte Zauberformeln im Schwunge, mit denen sie entweder bösen Besprechungen entgegenzuwirken, oder gewissen Dingen wunderbare Kräfte mittheilen zu können glauben. Man kann z. B. alles Unglück, was einem im nächsten Monat begegnen könnte, auf den Mond werfen, wenn man beim Neumond zu ihm spricht: „Sey gegrüßt, o Neumond, ich müsse jung, du alt, meine Augen helle, deine Augen dunkel werden, ich leicht wie ein Vogel, du wie ein Eisen schwer."

Die Schlangen sind ihnen heiliger, als andere Thiere; sie tödten sie selten, es sey denn, um die ihnen zugeschriebenen wunderbaren Kräfte bei Wundercuren zu benutzen. Den Flug der Vögel kennen sie nicht; dagegen beobachten sie die Ameisen, die sie für Unglücksbringer oder Heilverkünder halten. So zum Beispiel prüfen sie, wenn sie ein Haus bauen wollen, auf diese Weise, ob die Stelle gut oder böse sey: sie legen Lappen und Kräuter hin, und warten, bis Ameisen kommen: sind es schwarze, so ist die Stelle gut; sind es rothe, so ist sie schlecht. Ebenso halten sie ihre Pferdchen, deren sie immer eine Menge haben, für zukunftkundig, und beobachten daher immer sorgfältig und ängstlich das Benehmen des Pferdes, wenn Besuch zu einem ihnen werthen Kranken kommt.

Uebrigens läßt sich im Ganzen auch von dem Aberglauben der Esthen, wie von dem der Letten und Russen, sagen, daß er mehr kindischer und einfältiger, als grausamer und schrecklicher Natur sey, wie dieß denn überhaupt von allem Aberglauben im Norden gilt, der nirgends so scheußliche Ausgeburten erzeugt hat, wie wohl hie und da im Süden.

Bemerkungen über Schweden.

Gewerbe.

(Schluß.)

Wie weit die Beschränkungen in allen Beziehungen gingen und großentheils noch gehen, mag man aus nachfolgenden Vorstellungen einzelner Reichstage abnehmen. Im J. 1810 wurde freier Handel mit Schafwolle und Anlegung von Schäfereien gefordert, und das Begehren mußte im Jahre 1827 erneuert werden; im Jahre 1815 verlangte man das Recht für die Bauern, ihre Waaren in offenen Buden in den Städten verkaufen zu dürfen; das Recht für alle Einwohner des Reichs sich überall Arbeit zu suchen; das Recht, freien Victualienhandel im ganzen Reiche zu treiben. Diesen Forderungen ist noch nicht im ganzen Umfange entsprochen, wichtiger Gegenstände, wie z. B. die Einrichtung von Gemeindemagazinen statt der allgemeinen Landesmagazine gar nicht zu gedenken. Die Eisenwerkbesitzer verlangten schon im Jahre 1809 freien Handel mit Roheisen, und das Verlangen wurde noch im Jahre 1834 ohne Erfolg wiederholt, wogegen sich die Regierung mit einer neuen Verordnung über das Schmieden von Stangeneisen abgab. Man kann diese und eine Menge anderer Ungeschicklichkeiten und Thorheiten nur durch eine arge Verknöcherung in dem Beamtenwesen erklären, das jeder freien Entwicklung fremd blieb, und gar oft glaubte, reiche Guts-, Bergwerks- und Waldbesitzer seine Macht fühlen lassen zu müssen.

Nach dieser Einleitung wird man es begreifen, wenn ein Mitglied des Adelsstandes, Premierlieutenant Oxehufvud, auf diesem Reichstag sich bei Gelegenheit eines Antrags auf Befreiung des Gewerbwesens (næringsfrihet) also äußerte: „Lange genug haben unsere Gewerbe geseufzt unter den zahllosen Kunstgriffen und Hülfsleistungen, womit frühere Regierungen in ihrem vermeintlich guten Willen das Land belästigten. Lange genug haben wir durch die Beibehaltung von Zunftordnungen die natürliche Entwicklung unserer Industrie gehindert. Reichstag um Reichstag wurden unsre Gewerbe in beständiger Erschütterung gehalten durch Experimente, theils um uns unabhängig vom Ausland zu machen, theils durch bloß stückweise Befolgung der neuen Ansichten. Die industrielle Kraft der Nation ist dadurch erlahmt. Wie mancher Schwede ist nicht im fremden Lande erröthet über unsere restrictiven Verordnungen, wenn irgend Jemand, der Schweden besucht hatte, bemerkte, daß ein Eisenwerkbesitzer in diesem Lande des Eisens nicht so viel schmieden lassen dürfe, als er wolle und könne! Es ist unmöglich, in England Jemand begreiflich zu machen, daß ein Beamtencollegium es besser verstehe, als der Eisenwerksbesitzer selbst, wie viel auf dem Eisenwerk geschmiedet werden solle. Man fragt ironisch, ob nicht ein anderes Collegium auch die Aussaat der Ackerbauer beschränke. — Die vormundschaftliche Aufsicht über die schwedischen Wälder, welche dem Oedelegen derselben nicht zuvorkommen, wohl aber die nützliche Verwendung derselben hindern kann, hat die Folge, daß die Wälder in unserem theuren Vaterlande weder von neuem angepflanzt, noch gehörig gewahrt werden, obgleich wir in unsern Wäldern einen ungeheuren Nationalschatz besitzen, der, frei benützt, gar nicht zu erschöpfen wäre, da die Natur selbst, was mit Verstand verwendet wurde, leicht wieder ersetzt. Der Holzhandel ist gleichfalls durch diese Bevormundung hart bedrückt. Will man sehen, wie gewinnreich und bedeutend der Holzhandel für Schweden werden könnte, so blicke man nur auf Norwegen. Will man dagegen ein Beispiel des höchsten Grades von staatsökonomischem Unsinn hören, so wende man sich nur in Schweden an die Eigenthümer der sogenannten grobblätterigen Sägemühlen. Sie werden erzählen, wie es ihnen verboten ist, mehrere und schöne Bretter von einem Stamm zu benützen, wodurch Holz erspart und schöne exportable Bretter gewonnen würden. Sie können immerhin sägen lassen, aber ob ihre Bretter etwas taugen, das hängt davon ab, wie sie mit dem Gerichtsdiener und dem Landfiscal stehen, denn gute Bretter zu sägen ist ihnen verboten. Gewiß ist Schweden das einzige Land, wo die Verfertigung schlechter,

unveräußlicher Waare bis zu einem Grad aufgemuntert wird, daß man die Hervorbringung guter Waaren verbietet, und das zweckmäßigere Werkzeug, die feine Säge, nicht allzeit benützt werden darf, obwohl es allgemein bekannt ist, daß das erlaubte, unpassendere Werkzeug, die Grobsäge, ein schlechteres Product liefert, und unnöthiger Weise das Material verdirbt, zu dessen Schonung dieß Verbot erlassen wurde." Dieser Auszug aus einer am 5 oder 6 März dieses Jahrs gehaltenen Rede am Reichstag von einem Manne, der, wie es scheint, selbst Besitzer weitläufiger Waldungen ist, mag hinreichen, um die Abgeschmacktheit der noch herrschenden Bevormundung zu zeigen, wie die obigen auf den verschiedenen Reichstagen gestellten Forderungen den Beweis führen mögen, daß die Regierung nur allmählich den dringendsten Anmahnungen sich fügte, und den Victualienhandel, mit Ausnahme des Getreidehandels, in den die Regierung sich selbst mischte, frei gab.

Solche Dinge gehen ins Unbegreifliche, und doch leidet ihre Richtigkeit keinen Zweifel. Es ist freilich arg, daß es den Eigenthümern von Bergwerken und Waldungen noch nicht gelang, sich von einer solchen Bevormundung frei zu machen, aber einer solchen Freiwerdung standen doch keine andern als Verwaltungshindernisse entgegen. Mit der Aufhebung des Unterschiedes zwischen Stadt und Land war dieß anders, und der Regierung konnte das Mißliche der Sache nicht entgehen. Schon auf dem Reichstag von 1818 ordnete der König ein Comité an, das die Frage über eine allgemeine Gewerbsfreiheit behandeln und Vorschläge zu einer neuen Handwerker- und Handelsordnung entwerfen solle. Der Entwurf wurde den Ständen im J. 1823 vorgelegt, und von ihnen umgearbeitet an den König zurückgesendet: sie hatten in der begleitenden Denkschrift die Sache von den zwei einander entgegengesetzten Standpunkten, nämlich dem des natürlichen Rechts auf der einen Seite, und auf der andern dem augenblicklichen Stand der Sache, den sie als eine Art Contract mit dem Staate ansahen, untersucht, waren aber auf eine besondere Schwierigkeit gestoßen: wenn man den Unterschied zwischen Stadt und Land ganz aufhob, so zogen sich wenigstens für den Anfang die Gewerbe größtentheils aufs Land, weil die Städte zu klein sind, um ihre Gewerbtreibenden genug zu beschäftigen und zusammenzuhalten; was wurde aber dann aus der Repräsentation des Bürgerstandes? In jener Denkschrift hieß es deßhalb: „eine vollkommene Freiheit, daß alle Gewerbe, welche nach der bisherigen Verfassung nur als Stadtgewerbe angesehen wurden, auf dem Lande eben sowohl getrieben werden könnten, kann nicht anders als im Zusammenhang mit einer Veränderung im Grundwesen der Repräsentation des Bürgerstands angenommen werden." An eine solche Aenderung wollte damals Niemand sich machen, auf der andern Seite war es höchst unbillig, dem Landmann manche Gewerbe zu verweigern, die er so oft, und manchmal so plötzlich nöthig hat. Man schlug demnach den Ausweg vor, daß die Gewerbtreibenden, welche durch die Erlaubniß außer der Stadt ihre Gewerbe zu treiben, veranlaßt würden solche zu verlassen, dennoch Bürger der Stadt bleiben, und die Bürgersteuer zahlen sollten. So konnten auch diejenigen, welche bisher gegen das Gesetz auf dem Lande Handwerke treiben, in gewisser Art an die Stadt gebunden, und ein unregelmäßiger, ungesetzlicher Zustand einer gewissen Regel unterworfen werden, wodurch zugleich die Städte an Einkommen gewannen, und ihre Stellung als Vereinigungspunkte für Kauf und Verkauf nicht ganz verloren ging. Es war dieß Auskunftsmittel allerdings das beste, um den Uebergang aus der Gebundenheit der Gewerbe in die gleiche Gewerbefreiheit für Stadt und Land, für die Städte wie für die gegenwärtigen Gewerbtreibenden am erträglichsten zu machen. Unglücklicherweise legte die Regierung den Vorschlag bei Seite, ein Verfahren, wofür sich kaum ein Grund denken läßt, als daß sie fürchtete, die Repräsentation des Bürger- und Bauernstands möchte dadurch völlig sich verschmelzen, und gleichsam nur Einen Stand bilden, dessen Gewicht alle andern erdrücken mußte. Die Stände brachten die Sache im Jahre 1834 wieder in Erinnerung, allein umsonst, es erfolgte wieder nichts, höchst wahrscheinlich, weil man alles scheute, was an das ohnehin wurmstichige Repräsentationswesen Schwedens rühren konnte.

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutsche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

Mas vale caer en gracia que ser gracioso.

Besser ist's sich durch Bescheidenheit lieben zu machen,
Als der Gesellschaft durch Possen geben zu lachen.

•

Nadie diga ni dirá, que de esta agua no beberá.

Nichts kann man gewiß verheißen,
Als sich nicht die Nas' abbeißen.

•

No eches piedras al texado de tu Vecino si el tuyo es de vidrio.

Wirf keinen Stein auf Nachbars Dach,
Wenn deines ist von Glas und flach.

•

No hay atajo sin trabajo.

Schnell bringt der Fußpfad dich ans Ziel,
Doch gibt's auf ihm der Dornen viel.

•

No le busques cinco pies al gato, pues no tiene mas que quatro.

Den fünften Fuß zu suchen an den Katzen,
Ist thöricht, denn sie gehn nur auf vier Tatzen.

•

Niño que llora no mama.

Daß Kinder, die wir weinen hören,
Nicht saugen, ist wohl zu beschwören.

•

Niño que no llora no mama.

Dem Kinde, das nicht weint und schweigt,
Wird nimmermehr die Brust gereicht.

•

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1840.

Die Germanisirung Galiziens.

(Von J. G. Kohl.)

In Lemberg, wo der Reisende bei einem deutschen Wirth wohnt, bei einem deutschen Schuster sich neue Stiefeln bestellt, ein deutscher Schneider ihm den Reisemantel flickt, ein deutscher Kaffetier ihm den Kaffee servirt, und deutschsprechende Polen ihn als Lohndiener in der Stadt herumführen, wo er überhaupt mehr deutsche als polnische Töne vernimmt, und sich fast in einer deutschen Stadt zu seyn dünkt, mahnt ihn Alles mächtig an die Einflüsse der Deutschen auf die polnische Nationalität.

Es ist ein merkwürdiges und noch nicht scharf genug ins Auge gefaßtes Phänomen in Europa's Geschichte, wie die Bildung immer aus dem Westen der Halbinsel weiter und weiter zum Osten fortschritt, und demzufolge auch immer ein westliches Volk auf sein östliches Nachbarvolk einen weit größeren Einfluß übte, als umgekehrt das östliche auf das westliche. So entlehnten die Franzosen von den Deutschen Weniges, während die Deutschen von den Franzosen von jeher so Vieles nachahmend annahmen. Die Franzosen drückten und drängten beständig gegen die Deutschen, flößten ihnen eine Menge ihrer Sitten ein, und entführten ihnen sogar mehrere bedeutende Provinzen, Belgien, Lothringen, Elsaß, die sie in Sprache und Sitte völlig oder theilweise französirten. Ebenso entnahmen die Deutschen wenig von den Polen, empfingen keine Colonien von ihnen, keine Literatur, keine Kleidung u. s. w., schickten ihnen dagegen beständig Ackerbauer, Künstler, Kaufleute, Colonien, Waaren, Bücher, Könige zu, und entrissen ihnen große Provinzen: Schlesien, Preußen, und neuerdings Posen und Galizien, die sie in hohem Grade germanisirten.

Ebenso wiederum nahmen die Polen wenig von den Russen, wirkten aber wie die Franzosen und Deutschen nach Osten hinausgreifend, polonisirend und umbildend auf einen großen Theil der Russen ein. Ganz ähnlich endlich war bisher die Wirksamkeit Rußlands in Bezug auf seinen Osten. Es zertrümmerte die finnischen und tatarischen Reiche, und arbeitete schon seit dem Ende des Mittelalters an ihrer Russificirung. Die unnatürliche und gegen alle Sitte und Gewohnheit jetzt in neuesten Zeiten von Osten nach Westen vorschreitende Russificirung ist wohl nur ein vorübergehendes Phänomen. Ohne Zweifel wäre es eine interessante Aufgabe eines Historikers, diese verschiedenen Einwirkungen der Nachbarvölker auf einander näher zu beleuchten, und ihre Intensität, die Art und Weise ihres Inslebentretens zu untersuchen, und das Resultat dieser Untersuchung in einem vergleichenden Bilde der Französirung der Deutschen, der Germanisirung der Polen, der Polonisirung der Russen, und der Russificirung der Finnen und Tataren neben einander zu stellen. Als Reisende unternehmen wir es hier nur, als Beiträge zu einer solchen Riesenarbeit einige von uns gemachte Beobachtungen über die Ausstreuung germanischer Einflüsse auf Polen, und namentlich Galizien, zusammenzustellen.

Diese Einflüsse Deutschlands auf Polen gehen in die älteste Zeit hinauf; durch Deutsche wurde das heidnische Polen zum Christenthum bekehrt, und seine ganze Geistlichkeit mochte anfangs ausschließlich nur aus Deutschen bestehen. Zur Zeit des Glanzes und der Blüthe der deutschen Kaiserkrone huldigte Polen dem Ansehen und der Macht der deutschen Kaiser, welche Anerkennung der politischen Uebermacht der Deutschen nicht ohne germanisirenden Einfluß auf die geselligen Zustände Polens bleiben konnte. Während der ganzen Hälfte des Mittelalters modelte Polen viele seiner geselligen und politischen Zustände nach deutschen Originalen, die Verfassung seiner Städte wurde nach dem Muster der deutschen eingerichtet, und seine Civil- und Criminalgesetze den Deutschen nachgebildet. Auch dieß führte eben so viel Deutsche als Deutsches nach Polen. Von jeher seit den ältesten Zeiten fand Einwanderung deutscher Künstler und Handwerker in Polen statt, und zwar in so bedeutendem Maße, daß sich in jeder bedeutenden polnischen Stadt eine deutsche Colonie bildete, in der sich deutsche Sitten und Sprache erhielten, und aus welcher ebenso wie aus den französischen Colonien in Berlin, deutsche Gelehrte, Staatsmänner und Krieger, die für Polen wichtig wurden, hervorgingen. Diese Einwanderung der Deutschen nahm bis in die neuen und neuesten Zeiten herab immer mehr und mehr zu, je mehr

Polen das Bedürfniß nach europäischen Kunstproducten fühlte. Besonders gewann sie an Ausdehnung, als die Polen auch ihre Könige in Deutschland wählten, unter der Herrschaft der sächsischen Auguste, die nicht nur Handwerker, sondern auch deutsche Soldaten und Adelsblut mit sich brachten, wovon Vieles in polnisches Blut überging. Noch bis auf diese Stunde gibt es viele ursprünglich sächsische Familien, die in Polen weit und breit verzweigt sind; auch Kaufleute führten die Deutschen nach Polen, und jetzt wie früher sind die größten Handels-, Wechsel- und Banquierhäuser in Warschau, Lemberg u. s. w. in der Regel Deutsche, ebenso oft freilich auch Juden. Ganze Stücke von Polen, z. B. Schlesien, die mit zum alten piastischen Polen gehörten, traten schon gar nicht mehr in den Körper des neueren jagellonischen Polens ein, und wurden ganz in die Kreise des benachbarten Deutschlands hinübergezogen, indem hier im Laufe der Zeit — ein schlimmes Omen für das übrige Polen — der deutsche Genius einen vollständigen Sieg über den polnischen errang, und kaum einige Spuren von letzterem zurückblieben. Aus Sachsen fanden die meisten Einwanderungen nach Polen statt, so daß Polen als durchweg mit lauter sächsisch-deutschen Elementen imprägnirt betrachtet werden kann. In Preußen, Curland und Livland wurde das polnische Wesen in einer andern Weise von dem deutschen Geiste gefaßt. Der deutsche Handelsgeist hatte hier den trägen und wenig industriösen Polen den ganzen Küstensaum des baltischen Meeres weggenommen und alle Mündungen der polnischen Flüsse abgeschnitten, und wenn auch mit der Zeit die Polen politische Siege über die deutschen Länder erfochten und sie sich politisch unterthan machten, so errangen doch die Deutschen jener Länder, selbst als Beherrschte und Unterthänige, industrielle Siege über die Polen und machten sich ihre polnischen Herren in commercieller und industrieller Hinsicht unterwürfig. Alle polnischen Landschaften und Orte an der ganzen preußischen Gränze hin sind auf diese Weise mit deutschen Stoffen durchwebt, mit Fabricanten, Ackerbauern, Kaufleuten u. s. w., während das Umgekehrte, ein Uebertreten des polnischen Lebens auf deutschen Boden nicht stattfand. Uralte polnische Städte, anfängliche Hauptglanzpunkte polnischen Lebens, Gnesen, Thorn, wurden auf diese Weise fast ganz deutsch. An der ganzen über 60 Meilen langen Gränze Curlands und Litthauens haben ganz ähnliche Erscheinungen stattgefunden. Das deutsche Leben rankte hier von jenem Lande aus, wo es tief wurzelte, immer ins Polnische hinein, während das Umgekehrte nicht stattfand, so daß alle jene litthauischen Gränzgaue von deutschen Stoffen durchweg stark angeflogen sind, indem die bessern Kenntnisse von der Ackerwirthschaft und überhaupt die ganze gediegenere Tüchtigkeit des deutschen Adels in Curland immer eine Menge Zweige kurischer Familienstämme auf polnisches Gebiet hinübertreten machte, der Art, daß fast jede kurische Familie jetzt in zwei Hauptabtheilungen zerfällt, in den eigentlichen alten kurischen Zweig und den litthauischen Stamm. Viele dieser Deutschen gelangten in Litthauen zu den wichtigsten Posten; der Kronsmarschall Tiesenhausen war in neuerer Zeit der bekannteste. Ueberall also, wo Polen mit den Deutschen zusammengränzte, es mochte politisch siegen oder nicht, wurde es volksthümlich von den Deutschen besiegt und eingeengt. Schon zur Zeit der lutherischen Kirchenreformation war das Deutschthum in Polen so stark, daß Luthers Lehre, an den polnisch-deutschen Stoffen sich elektrisch fortleitend, dadurch nach Polen verpflanzt wurde, und daß der Kern jener in Polens Geschichte so wichtigen Partei der Dissidenten (in der Regel von deutschen Elementen gebildet wurde.

Von einer andern Seite und noch energischer und wirksamer hat der deutsche Geist den polnischen gefaßt bei der Zerstückelung des polnischen Staats, wo deutschen Regierungen so bedeutende Stücke des Landes anheimfielen, die nun ihrerseits mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln seit einem halben Jahrhundert dahin arbeiten, diese ihnen zugefallenen Landschaften zu depolonisiren, und ihnen deutsches Wesen, Sprache, Sitten und Gesetze einzuhauchen. Ebenso wie Preußen in Großpolen in dieser Hinsicht thätig ist, ebenso ist es Oesterreich in Galizien. In dem eigentlichen Königreich Polen ist dagegen dem Fortschritte deutscher Cultur vorläufig ein Ende gemacht.

Es ist wohl eine ausgemachte Sache, daß von allen den verschiedenen Trümmern des großen Polenreichs die ehemaligen „Podgorsky Wojewodstwa" (die Vorgebirgsherzogthümer), das jetzt sogenannte Königreich Galizien vor allen in die günstigste Lage gekommen ist, in jeder Hinsicht unter seinem neuen Herrscher die ehemalige Unabhängigkeit leichter verschmerzen kann, als irgend eines der übrigen Glieder des polnischen Staatskörpers. Der oberflächlichste Blick auf die Hauptverhältnisse der verschiedenen Länder lehrt dieß. Das preußische Polen, obgleich einige Stände des Landes allerdings die durch Preußen eingeführte politische Ordnung als Wohlthat anerkennen mögen, empfindet bitter die Verschiedenheit der Religionsgrundsätze bei seinen neuen Beherrschern, und zu der Abneigung der Nationalitäten gesellten sich die religiösen Verschiedenheiten, die den Unterschied schärfer und krasser machen.

Die ehemals unter polnischer Herrschaft blühenden deutschen Ostseeprovinzen, Ost- und Westpreußen, die sonst in allen Stücken mit ihren brandenburgischen Herren harmoniren, sind durch die Theilung Polens in eine äußerst ungünstige commercielle Situation gekommen. Sie bilden das Haupt des polnischen Handelsverkehrs, und empfinden es bitter, daß der Rumpf von diesem Haupte getrennt wurde.

Das russische Polen fühlt sich in mehrfacher Hinsicht gedrückt, denn zu dem fanatischen Haß der Nationen und Religionen kommt noch eine viel geringere Entschädigung durch von der neuen Regierung ausgehende Wohlthaten.

Das österreichische Polen theilt freilich mit allen übrigen obengenannten Gebieten den einen und hauptsächlichsten Nachtheil des Verlustes seiner Unabhängigkeit, betrauert mit ihnen den Tod der alten Republik, und ist mit ihnen der fremden Nationalität seiner neuen Beherrscher abgeneigt. Dagegen aber hat es vor allen übrigen eine Menge Vorzüge voraus. Vor Preußen die Gleichheit der Religion zwischen herrschendem und unterthänigem Stamme. Die Oesterreicher sind Katholiken wie die Polen, und dieß bringt die ganze Geistlichkeit des Lan-

des mit allem, was daran hängt und davon abhängt, auf die Seite der Regierung. Vor den polnisch-deutschen Ostseeprovinzen die größere Gunst der geographischen Lage, denn wenn gleich es den Gebirgsherzogthümern, als Quellen-Gebietern des polnischen Handelsverkehrs nicht angenehm seyn konnte, von jenem Rumpfe getrennt zu werden, von dem Ost- und Westpreußen als Haupt abgeschnitten wurden, so empfanden sie doch eben als solche den Trennungsschmerz weniger. Der Wohlstand der Mündungsländer der Flüsse ist immer weit mehr ausschließlich nur auf das Ergebniß des freien Verkehrs angewiesen, als die Quellen-Gebiete, und diese, welche die kleinen, zum Theil noch nicht schiffbaren Flüsse nur in geringerem Grade benutzen können, haben daher immer noch ganz andere Verbindungen und Beziehungen, als die Küstenländer, wo Alles ersterben muß, wenn die Ströme versiegen. Den polnischen Gebirgs-Wojewodschaften und ihren Producten schloß sich eröffnend eine ganze große Monarchie an, als das übrige Polen sich von ihnen trennte, während den Küstenstrichen auf der Wüste des Meeres keine solche Entschädigung zu Theil werden konnte. Vor dem russischen Polen hat aber Galizien augenscheinlich noch mehr voraus.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Naxos,

die Insel des Bacchus und die größte der Cykladen, liegt unter 37° N. B. südöstlich von Mykoni, östlich von Paros, und hat eine Oberfläche von beinahe 6¼ Quadratmeilen.

Naxos, früher die Königin des Archipels genannt, kennt den sonst in Griechenland ziemlich rauhen Winter nicht. Selten sieht man hier Schnee, und wenn er einmal fällt, bleibt er nur auf den höchsten Bergspitzen einige Zeit liegen, indem die im Winter herrschenden Südwinde die Spuren des eisigen Nordwindes in wenigen Stunden wieder verwischen. Der Boden von Naxos ist sehr fruchtbar; man hat denselben Acker sieben Jahre hintereinander reiche Ernten tragen sehen, ohne irgend eine andere Düngung als von dem Vieh, welches man nach dem Schnitt der Gerste darauf weiden läßt. Nur die sehr mageren oder zu sehr ausgesogenen Aecker werden zuweilen gedüngt. Manchmal gewinnt man, indem man Bohnen nach der Gerste säet, zwei Ernten im Jahre, welches in diesen Gegenden als eine Seltenheit zu achten ist. Sogar die Berge sind der Cultur nicht unfähig, und belohnen verhältnißmäßig den darauf verwendeten Fleiß, welches auf den andern Cykladen der Fall nicht ist, wo das Gebirge gewöhnlich ganz unfruchtbar oder doch nur für den Weinbau geeignet ist. Die Gebirge von Naxos, welche fast alle sehr hoch sind, bedecken den größten Theil der Insel. Sie sind, mit wenigen Ausnahmen, gut bewaldet, und es entspringen daher in ihnen viele Bäche und Bergströme, womit die Insel reichlich gesegnet ist, und die wahrscheinlich eine der Ursachen ihrer Fruchtbarkeit sind. Die Wälder liefern einen Ueberfluß von Brennholz, wovon vieles nach Mykoni und Santorin gesendet wird; auch findet man darin schöne Eichen, welche eine sehr brauchbare Art Gallnüsse hervorbringen, die jedoch nicht gesammelt werden. Eine hohe Bergkette theilt die Insel von Norden nach Süden in zwei Theile. Der höchste Berg ist der des Jupiter Miliseus, in dessen nordwestlichem Abhange sich eine meilentiefe Höhle befindet, die viele interessante Tropfsteingebilde enthält und sehr sehenswürdig ist.

Die reichsten und fruchtbarsten Thäler sind, nebst jenen um die Stadt, die von Engaris, Drimalia, Melanes, und vorzüglich das von Aperathо, wo der weitberühmte weiße oder Bacchus-Wein gewonnen wird. Uebrigens hat die Insel einen Reichthum an Obstbäumen, und die Orangen-, Citronen-, Limonien- und Cedratbäume stehen gewiß denen der Tropenländer an Größe und Schönheit wenig nach. Nur von diesen Früchten werden jährlich neun bis zehn große Schiffsladungen nach Konstantinopel versandt, außer einer großen Anzahl von kleinen Fahrzeugen, welche damit die weitern griechischen Häfen besuchen.

Die Hauptproducte des Landbaues auf Naxos sind: 80 bis 100.000 Kilos Gerste, wovon 20.000 nach Santorin und andern Inseln, welche es bedürfen, ausgeführt werden; das Uebrigbleibende dient zu eigenem Verbrauche, so wie auch die 10.000 Kilos Weizen, welche hier gebaut werden; von letzterem muß man jedoch jährlich noch etwa 2000 Kilos aus den Häfen des schwarzen Meeres holen. Ferner 170.000 Okas Oel von ausgezeichneter Güte, welche das aller griechischen Inseln übertrifft, und wovon 120 bis 150.000 Okas theils nach Rußland, theils nach andern griechischen Gegenden und manchmal sogar nach Nordamerika versandt werden. Die Oelcultur ist überdieß im Zunehmen. An Wein liefert Naxos im Durchschnitt 18.000 Barils à 50 Okas (oder beinahe 80 Bouteillen), darunter 2000 Barils von dem so eben erwähnten Bachus-Wein, welcher meist nach dem schwarzen Meere, dieses Jahr aber auch in die Vereinigten Staaten verkauft wird. Die andere Sorte, welche sich nicht durch besondere Güte auszeichnet, geht theilweise gleichfalls nach Rußland, und wird übrigens größtentheils auf dem griechischen Continent verbraucht. — Von den 1500 Kantaros Baumwolle, worauf man die Ernte schätzt, gehen etwa 1200 nach Mykoni, Santorin u. s. w., wo man sie verarbeitet; das übrige erfüllt das eigene Bedürfniß. Dieß ist auch der Fall mit den 2000 Okas Honig und 200 Okas Wachs, so wie mit den 150 Okas Seide, welche man gewinnt. Die Seidencultur könnte übrigens einen sehr guten Industriezweig abgeben, indem der Maulbeerbaum auf Naxos trefflich gedeiht. Auch der Saffran ist nicht unbekannt, obgleich die 10 bis 12 Okas, welche man jährlich für den geringen eigenen Bedarf einsammelt, kaum einer Erwähnung verdienen. Von Limonien rechnet man auf eine jährliche Ernte von 1 Million Stücke, Orangen, Aepfel und Citronen von jeden 700,000, und von den Cedraten, welche bloß zu Confituren dienen, an 500,000 Stück, welches alles, nebst einer bedeutenden Quantität Zwiebeln, größtentheils in türkischen Häfen Absatz findet. Ferner zieht die Regierung aus den Salzpfannen jährlich etwa 100,000 Okas Salz, welches zu 8 Lepta die Oka an den Pfannen verkauft wird. Auch hat die Regierung mit englischen Unternehmern einen Contract geschlossen, um das auf Naxos im Ueberfluß vorhandene Amaryll zu monopolisiren, welchem zufolge die Engländer jährlich 12.000 Centner, zu 6 Drachmen den Centner, annehmen müssen, und daher diesen früher allgemeinen Industriezweig, so wie das Salz, ganz an sich gerissen haben.

Es leidet keinen Zweifel, daß diese gesegnete Insel bei einer größern Bevölkerung ihren frühern Beinamen: „das kleine Sicilien," vollkommen rechtfertigen würde. Jetzt hat sie nicht ganz 15,000 Ein-

wohner, von welchen etwa 5000 in dem Hauptort Naxos leben, der an der Nordwestküste hart am Meere liegt, und die übrigen sich in den vierundvierzig über die Insel zerstreuten Ortschaften aufhalten, und überhaupt keinen besondern Wohlstand zur Schau tragen. Es gibt noch mehrere große Grundbesitzer. Zu der ersten Classe derselben rechnet man fünf bis sechs Familien, deren Grundeigenthum auf einen Werth von 150,000 Drachmen geschätzt wird; in die zweite Classe gehören etwa 50 Familien, welche 100,000 Drachmen an Gütern besitzen, während die dritte Classe gebildet wird von hundert und einigen Familien, deren Besitzthum den Werth von 50,000 Drachmen nicht übersteigt. Mangel an Händen verhindert sie jedoch, ihren Besitzungen den Werth zu geben, und von denselben alle Vortheile zu ziehen, deren sie fähig wären, wenn man die Bevölkerung bis auf wenigstens 50,000 Seelen steigern könnte, wozu jedoch bei dem gegenwärtigen Zustande Griechenlands wenig Hoffnung da ist. Das Tagelohn beträgt, ungeachtet des fühlbaren Mangels an Händen, nur eine Drachme, ohne einige Nahrung, welches von der allgemeinen Armuth zeugt.

Naxos wurde früher sehr schlecht verwaltet. Die verschiedenen Gemeinden, wovon die vornehmste zu der römisch-katholischen Kirche, die andern zu den orthodoxen Griechen gehörten, sahen sich jede als unabhängig an, regierten nach Willkür, und begruben sich unter einer Schuldenlast, welche sie ihren Untergebenen aufbürdeten, ohne ihnen irgend einen Ersatz dafür zu bieten, was unter dem Landvolk eine immerwährende Emigration nach Kleinasien, und also die Entvölkerung der Insel herbeiführte. Die zurückgebliebenen Einwohner seufzen unter der Last von mehr als dem Zehnfachen ihrer frühern Abgaben, und vorzüglich die Katholiken verarmen täglich mehr. Unter der türkischen Herrschaft bezahlte Naxos nur 55,000 Piaster oder etwa 16,000 Drachmen an Tribut. Gegenwärtig erhebt die Regierung bloß an Zehnten 65,000 Drachmen, wobei in diesem Jahre noch die Abgabe von dem früher unbelasteten Oel kommt. Die Donnen brachten in den letzten drei Jahren zwischen 9 und 10,000 Drachmen ein; die Abgabe vom Vieh eine gleiche Summe; das Amaryll-Monopol 72,000, das Salz 8000 Drachmen. Durch dieß Alles wird jährlich mehr als 160,000 Drachmen, oder das Zehnfache dessen, was man die türkische Unterdrückung nannte, den Einkünften der Bewohner entzogen, ohne noch die Einkünfte mit zu rechnen, welche die neue Regierung aus der Verpachtung oder Vermiethung der bedeutenden jetzt an den Staat gekommenen Besitzungen, der supprimirten Klöster und geistlichen Stifter zieht, welche früher entweder jene Anstalten oder die Gemeinden genossen, denen sie verfallen waren. Es darf daher nicht befremden, wenn auch hier die Revolution so ziemlich bereut wird!

Auch der für den Ackerbau nöthige Viehstand ist sehr vermindert, und bereits unter das Unentbehrliche gesunken, obgleich dennoch bisweilen Pferde, Esel und Maulthiere nach andern Inseln ausgeführt werden. An Schafen und Ziegen zählt man noch gegen 50,000 Stück; allein auch diese nehmen bedeutend ab, indem man, aus Widerwillen gegen die Viehsteuer, viel mehr davon zur Consumtion gibt und ausführt, als früher geschah und mit dem Fortbestehen der Heerden vereinbar ist. Etwa 10 bis 12,000 Okas Wolle von ziemlich preiswürdiger Qualität verarbeitet man zu Decken und groben Zeugen für eigenen Bedarf.

Besondere Industriezweige findet man daher auf Naxos auch nicht, außer den für den Landbau unentbehrlichen Handwerken. Es gibt 17 Wind- und 87 Wassermühlen, auf welchen das Mehl für eigene Consumtion bereitet wird; ein paar Gerbereien, wo man die einheimischen Häute zurichtet, während das übrige Leder, so wie das benöthigte Eisen und einige wenige Manufacturen meist von Syra herübergeholt werden. Die Weiber stricken baumwollene Strümpfe, wovon ein sehr geringes Quantum zur Ausfuhr in die Türkei kommt.

Der Ausfuhrhandel wird übrigens auf Naxos meist durch Kaufleute von Syra und Santorin, und was den Wein betrifft, manchmal auch durch Hydrioten und Spezzioten getrieben.

Unglücklicherweise besitzt Naxos keine Häfen, und daher auch fast keine Marine. Denn ein Paar kleine Briggs und einige kleine Goeletten, 9 an der Zahl und zusammen 707 Tonnen haltend, nebst 28 andern kleinen Fahrzeugen, welche zusammen 248 Tonnen messen, und keine weitern Reisen als nach dem Piräeus, Smyrna oder Konstantinopel machen, können für eine so bedeutende Insel nicht als Marine gelten. Der Lade- und Löschplatz ist hinter der kleinen Bacchus-Insel auf der Rhede vor der Stadt, und bei dem geringsten Windstoß sind die Fahrzeuge gezwungen sich in die benachbarte Bucht an den Salzpfannen von St. Prokopius zurückzuziehen, wo man gegen die Nordwinde sicher, aber für die Südwinde offen liegt. Bei schlechtem Wetter muß man sogar den Hafen von Naussa auf Paros aufsuchen. Indessen würde es keine sehr große Mühe und Kosten verursachen, diese Rhede in einen ziemlich guten Hafen zu verändern, indem die Grundlagen dazu noch aus alten Zeiten vorhanden sind; man hat sich jedoch bis jetzt vergebens an die neue Regierung gewendet, um diesen Zweck zu erreichen. An andern Punkten der Insel findet man ebenfalls noch Rheden, die jedoch gleich unsicher, und auch von jeder Bevölkerung zu weit entfernt sind. Auf denen von Panormus und Triagatha wird gewöhnlich der Amaryll eingeschifft.

(Schluß folgt.)

Rhinocerosjagd in Tschanthaburi.

In der Provinz Tschanthaburi jagen die Bewohner der Wälder Tiger, Bären, Rhinoceros, Büffel, Kühe und Hirsche. Die Art, wie sie mit dem Rhinoceros fertig werden, ist sehr sonderbar. Vier oder fünf Menschen halten in der Hand feste Bambusstöcke, deren sehr scharfe Spitze im Feuer gehärtet ist. So bewaffnet durchstreifen sie die Orte, wo sich das Thier aufhält, schreiend und mit den Händen klatschend, damit es aus seinem Lager hervorkomme. Sobald sie das Thier wüthend und seinen Rachen auf- und zuschnappend auf sich loskommen sehen, machen sie sich fertig, es zu empfangen, indem sie die Spitze des Bambus gerade nach seinem Schlund richten, und im günstigen Augenblick die Waffe ihm in die Kehle und bis in die Eingeweide mit überraschender Geschicklichkeit stoßen, worauf sie links und rechts die Flucht ergreifen. Das Rhinoceros stößt ein fürchterliches Gebrüll aus, fällt und wälzt sich mit fürchterlichen Zuckungen im Staube, während die kühnen Jäger in die Hände schlagen und einen Siegesgesang anstimmen, bis das Ungeheuer, von dem Blutverlust erschöpft, ohne Gefahr vollends getödtet werden kann. (Echo du Monde Savant vom 8 April.)

Die Menagerie des französischen Museums der Naturgeschichte hat aus Montevideo einen Schaguar und einen Conguar oder Puma (amerikanischen Löwen) erhalten. (Echo du Monde Savant vom 4 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Die Wälder.

Schweden hat nach einer mäßigen Berechnung 1100 Quadratmeilen oder 25 Millionen Tonnen*) Land Waldboden. Der Verbrauch von Holz wird auf etwas mehr als 7 Mill. Faden angegeben. Man rechnet nach dem niedersten Anschlag 48 Kubikfuß oder fast einen halben Kubikfaden Zuwachs an Holz auf die Tonne Land,**) also 12½ Millionen Kubik- oder etwa 18 Millionen gewöhnliche Faden Holz. Nichtsdestoweniger sind die Wälder so ausgehauen, daß kahle Berge und trockene Heiden an vielen Orten zu Tage liegen. Die Ausfuhr des Holzes ist verboten, und die Hauptstadt hängt, was ihre Zufuhr an Holz betrifft, größtentheils von einer russischen Provinz ab, während an andern Orten das Holz doch so gut wie werthlos ist. Unter so bewandten Umständen ist der Schluß, daß die Holzwirthschaft wesentlich schlecht ist, ganz natürlich.

Zwei Ursachen sind es hauptsächlich, welche der Holzwirthschaft verderblich und dadurch dem ganzen Holzhandel, der für Schweden so wichtig seyn könnte, schädlich sind: die erste ist die Art von Abhängigkeit, in welcher die Waldbesitzer von den Bergwerksbesitzern stehen, und der zweite beruht in dem Recht, das der Staat auf alles gute Schiffbauholz, namentlich Eichenholz, anspricht, und in der Art, wie er das Recht ausübt. Was den ersten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, daß die Regierung nie den Kohlenhandel freigegeben hat, und eben darum die Waldbesitzer in der Nähe von Bergwerken stets in Abhängigkeit von den Bergwerksbesitzern erhält; wenn Jemand ein Privilegium auf ein neues Eisenwerk nahm, konnte er seinen Nachbarn in demselben Landstrich hindern, seinen Wald nach Gefallen zu benützen; er kann, selbst ohne sein Werk in Gang zu setzen, sich den Zutritt zum Walde reserviren, und des Waldeigenthümers Nutznießung seines Eigenthums beschränken oder hinausschieben; kurz er kann für seinen wirklichen oder eingebildeten Bedarf sich eine Menge Vortheile auf Kosten des Waldeigenthümers sichern, und dieß erstreckt sich auf den größten Theil der bedeutendsten Walddistricte. Aber auch die übrigen Wälder, wo Bergbau und Hüttenwerke nicht die Eigenthümer zu bloßen Verwaltern für anderer Leute Rechnung machen, sind zu einem großen Theil von dem Gutdünken der Regierung abhängig. Eichenwälder waren bis in die neuesten Zeiten unter dem Vorwande der Bedürfnisse des Flottenbaues ein völliges Regal, und junge Eichen, die irgendwo aufwuchsen, waren für die Grundeigenthümer ein wahres Unglück, indem sie ihnen den Besuch von Kronbeamten und Officieren zuzogen, welche die jungen Stämme bezeichneten, und die Grundeigenthümer für deren Wahrung verantwortlich machten. Ebenso war es mit Mastbäumen, gutem Stangenholz und andern Holzsorten, die ein brauchbares Nutzholz abgaben. Mit Einem Wort, die bessern Holzsorten, ein tüchtig heranwachsender Wald, waren eher eine Last als ein Vortheil, und wurden noch weniger gehütet, als die schlechteren.

Beide Verhältnisse, die Gebundenheit der Waldungen für die Bergwerks- und Hüttenbesitzer, wie die Vorbehalte zum Nutzen der Flotte, waren Ueberbleibsel einer Einrichtung älterer Zeit, wo das Holz keinen oder nur einen höchst geringen Werth hatte; der Vorbehalt für die Flotte war freilich erst in neuern Zeiten zu diesem drückenden Fiscalismus ausgebildet worden, und beruhte noch mit auf dem Umstand, daß die Scheidung zwischen Staats- und Privat- oder Gemeinde-Eigenthum hinsichtlich der Wälder nur in sehr unvollkommenem Maaße ausgeführt worden war. Im Jahre 1805 war eine neue Wälderordnung erschienen, allein schon im Jahre 1809 sahen sich die Stände veranlaßt, auf eine neue, allgemeine Walderdnung mit besondern Modificationen für die einzelnen Orte zu dringen. Dabei mußte natürlich die Ausscheidung in Kron-, Gemeinde- und Privatwaldungen zur Sprache kommen, und es wurde darauf angetragen, daß die Regierung von den betreffenden Behörden sich möglichst genaue Nachweisungen über die nicht in bestimmtes Privat- oder Gemeinde-Eigenthum übergegangenen Wälder einholen, und danach bestimmen solle, welche Wälder für

*) Eine Tonne Land ist beinahe ein halber französischer Hectar, oder wenig unter zwei preußischen Morgen.

**) Der Hofjägermeister und Director des Forstinstituts, Namens Ström, rechnet das Doppelte. S. Forsells Statistik p. 120.

den Staat zurückbehalten und welche ohne Nachtheil verkauft werden könnten; letzteres sollte zu vollem Eigenthumsrecht geschehen. Was namentlich die großen Wälder in Norrland, Dalekarlien und Wermland betraf, so wurde die Regierung bloß angegangen, in Uebereinstimmung mit den Landeseinwohnern die möglichst gemeinnützigen Anstalten zu treffen, daß die Wälder, die doch nicht wohl zu erschöpfen waren, nicht muthwillig verheert würden. Endlich wurde namentlich in Betreff der Eichenwälder bestimmt, daß alle auf Rechnung der Krone auf Privateigenthum gestempelten Eichen an denjenigen Orten, von wo aus die Fortschaffung mit Vortheil geschehen könne, entweder für Rechnung der Krone gefällt oder durch öffentliche Auction veräußert würden, und zwar vor dem Schlusse des J. 1813, nach welcher Zeit alle Eichen den Grundeigenthümern zu freiem Dispositionsrechte gehören sollten. Ueberhaupt verlangten die Stände, daß mit dem Eigenthumsrecht auch das Recht freier Disposition und Verkaufs verbunden seyn solle, wodurch alle bisherigen Beschränkungen über Sägen, Bretter- und Zimmerholzverkauf, Theerbrennen u. dgl. aufhören sollten.

Nichtsdestoweniger blieb die Sache beim Alten: noch im Jahre 1827 mußten so ziemlich die nämlichen Forderungen gestellt werden, und immer noch war die Ausscheidung nicht geschehen, und die Besitzer von Eichen immer noch den fiscalen Belästigungen ausgesetzt, obgleich die Erfahrung hinreichend gezeigt hatte, daß dadurch am schlechtesten für die Flotte und ähnliche Bedürfnisse gesorgt werde, denn damals sahen sich die Stände veranlaßt, auf Prämien für Eichenpflanzungen zu dringen, und im J. 1829 trug die Regierung selbst darauf an, 20 bis 25,000 Tonnen Land in verschiedenen Theilen Südschwedens mit Eichen anzupflanzen, was auch bis zum J. 1834 schon zum Theil geschehen war. Indeß blieb die Forstverwaltung immer noch sehr im Argen, und wenn auch in neuern Zeiten ein Forstinstitut errichtet wurde, um auf diese Weise die nöthige Kenntniß des, wie ein Blatt sich ausdrückt, „im Auslande ziemlich, in Schweden aber so gut wie gar nicht bekannten Forstwesens" zu verbreiten, so hat dieß bis jetzt nur sehr wenige Folgen gehabt, und kann sie auch wohl nicht haben, bis die Waldbesitzer von einer Menge lästiger, ihr Eigenthumsrecht beschränkender Formen und Bestimmungen befreit sind.

Die Germanisirung Galiziens.

(Fortsetzung.)

Die deutschen Wohlthaten, welche dem Königreich Galizien durch Oesterreichs Vermittelung zuströmten, sind so augenscheinlich und so mannichfaltig, daß es einem unparteiischen Reisenden, er mag von Rußland oder von Ungarn her das Land betreten, unmöglich ist, nicht gleich davon frappirt zu werden, und die Regierung zu preisen, die so segensreich in diesem Lande waltete, und daß, glaube ich, selbst mancher Pole, dem es natürlich immer schwer werden mag, das eine Haupt- und Grundunrecht, das ihm auch von Oesterreich angethan wurde, zu vergessen, zu dankbarer Anerkennung der so vielfach wohlthätigen österreichischen Verwaltung sich gezwungen sehen muß.

Vor allen Dingen gewährt es, wenn man den galizischen Boden betritt, kein geringes Gefühl der Beruhigung, daß man in die Kreise und unter den Schutz einer rechtlich und gerecht waltenden Ordnung eintrete. Die Verbesserungen und Reformen, welche die Oesterreicher mit dem Gerichtswesen der alten polnischen Republik vornahmen, sind vor allen andern wichtig. Der Zustand der Gerichtsverwaltung im alten Polen war nicht weniger anarchisch, als die ganze Staatsverfassung selber. Die Oesterreicher haben hier eine — im Vergleich mit dem, was sie vorfanden — bewundernswürdige Ordnung geschaffen. Das bloße Recht schützte Niemanden in Polen bei seinem Eigenthum. Wer nicht Edelmann war, wer sich nicht gefürchtet machen konnte, wer nicht Geld, Gewalt, Ueberredung oder List anzuwenden wußte, unterlag dem stärkeren Gegner unfehlbar. Oesterreich sprach über die vier Millionen ihm zugefallener Edelleute, Bürger, Geistlichen, Bauern, Polen, Rusnaken, Juden, Wallachen, Armenier, Huzzulen und Goralen, den in allen seinen Folgerungen so segensreichen Satz aus: „Ein Jeder ist bei seinem Rechte geschützt." Daß diese Verheißung keine leeren Worte geblieben sind, hat der Reisende bei hundert Vorfallen in Galizien wahrzunehmen Gelegenheit, und namentlich empfindet es der ungarische oder russische Reisende nicht selten, von wie lebhaftem Rechtsgefühle hier bereits alle Leute durchdrungen sind; denn, was er jenseits der Gränze im Osten oder Süden selten vernahm: „Ich werde Sie verklagen;" „ich gehe vor Gericht," bekommt er hier alle Augenblicke zu hören.

Im alten Polen, wie es Oesterreich überkam, war es etwas Häufiges, daß Jemand, der mit seinem Nachbarn Proceß führte, und ihn durch die Gerichte nicht zur Nachgiebigkeit zwingen konnte, eine Schaar guter Freunde und Bauern zusammenrottete, seinen Gegner überfiel, und um den litigiösen Gegenstand Krieg führte. Wenn ein Edelmann im alten Polen einen Nicht-Edelmann tödtete, so war die einzige Strafe eine Geldpön von zweihundert Mark. Wenn aber Jemand einen Edelmann beschuldigte, er sey nicht von Adel, so kostete es ihm das Leben. Der Jude, der Bauer waren fast völlig rechtlos. Und wenn auch viele von diesen grellen Mißbräuchen, selbst beim Fortbestande der alten Republik, von selbst vor dem Zeitgeiste gewichen wären, so ist es doch gewiß, daß sie durch den Nachdruck, welchen Oesterreich als Verfechter des Zeitgeistes in Polen seinen derogirenden Maßregeln gab, um so rascher und gründlicher ausgerottet wurden. Die Bauern aber und Juden, und andere gedrückte Classen der Gesellschaft, wären wohl nie zu dem Rechtszustande gelangt, der ihnen jetzt durch Oesterreich gesichert ist, und der, wenn er auch noch weit davon entfernt ist, das zu seyn, was er seyn sollte, und in andern Ländern bereits ist, doch in Vergleich mit dem, was man in andern ehemals polnischen Provinzen sieht, ungemein zu preisen ist. In Folge des gehobenen Rechtszustandes der Bauern ist auch die ganze Ackerbauwirthschaft reformirt, und in Vergleich mit andern polnischen Län-

dern ist Galizien theilweise vortrefflich und ausgezeichnet gut angebaut.

Die polizeilichen Anordnungen, welche Oesterreich im ganzen Lande, und namentlich in den Städten zur Wohlfahrt der Bewohnerschaft überall getroffen hat, sind eben so zahlreich und eben so augenfällig segensreich. Die Städte des Landes haben unter der Leitung der österreichischen Beamten ihre ganze alte polnische Physiognomie verändert und eine völlige Umwandlung erlitten. Sie erscheinen jetzt besser gebaut als in irgend einem andern Theile von Polen, sind durchweg nicht schlecht erleuchtet, in allen Theilen ihrer Straßen gepflastert, mit anständigen, öffentlichen Gebäuden versehen, und haben Behörden, welche über die Gesundheit der Städte und über die Ordnung in ihren Straßen wachen und die geeigneten Maßregeln ergreifen.

Das ganze Land ist jetzt von einem großen, äußerst wichtigen, chaussirten Straßenzuge mit mehrern Nebenarmen durchschnitten, der dem innern Verkehr, so wie dem Transito ganz vortrefflichen und äußerst wohlthätigen Vorschub leistet. Eine Geschichte des Baues dieser galizischen Chausseen und aller Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, würde es klar beweisen, wie ohne Oesterreich die alte Republik noch Jahrhunderte hätte verstreichen lassen können, ehe sie eine solche Chaussee zu Stande gebracht hätte. — Die bessere Ordnung im Postwesen, im Forstwesen, bei der Ausbeutung des Salz- und sonstigen Mineralienreichthums des Landes, sind lauter Dinge, deren Detaildarstellung reich an Lob für die österreichische Regierung seyn müßte, auf die wir aber nur hindeuten können.

(Schluß folgt.)

Garköche zu fünf Sous.

Mitten auf dem Markte des Innocents, am Fuße des Brunnens, hinter einer dreifachen Reihe von Buden und unter einer Menge anderer Obst-, Gemüse- und Eßwaarenhändler, haben sich unter freiem Himmel sechs Küchen aufgestellt, deren jede unter der Leitung einer Frau der Hölle steht, der ihr Mann oder ihre Kinder zur Hand gehen. Ein mit mehrern aufeinandergesetzten Tellern von gemeinem Zapenee beladener Tisch, ein Korb voll Löffel und eisernen Gabeln, drei oder vier Bänke, ungeheure kochende Kessel, Körbe voll Brod machen die Meubel, das Material der Garküche aus. Die Kessel und die Teller sind wohl verzinnt, alles von ausgezeichneter Reinlichkeit. Fünf Arten von Eßwaaren stehen dem Gaste zu Gebote, Weißbrod-, Kraut- oder Kartoffelsuppe, ein Gemisch von Fleisch und Gemüse, geschnittene Bohnen und Salat. Alles ist gut, reinlich und jede Portion kostet einen Sou; doch darf man die Masse nicht im Verhältniß zu diesem Preis glauben, wie bei den wohlfeilern Garköchen. Das vollständige Mahl besteht aus den genannten fünf Portionen; doch kann man einige verdoppeln, andere weglassen. Trotz der außerordentlichen Wohlfeilheit gewinnen die Unternehmer noch dabei, ausgenommen beim Brod, und bezahlen noch ihren Marktplatz. Das Mittagessen, selbst das vollständige, dauert nur fünf Minuten. Einige sitzen, andere stehen. Die unaufhörlich sich ergänzenden Gruppen bestehen aus sechs, zwölf, selbst zwanzig Personen jeden Geschlechts und Alters, doch meistentheils Männern und Greisen. Auf dem Markte des Innocents bestehen sechs solcher Garküchen und zweimal so viel an andern Orten von Paris, wie man sagt. Die Durchschnittszahl der Gäste der erstern beträgt täglich ungefähr tausend Personen. (Echo du Monde Savant vom 8 April.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Naxos.

(Schluß.)

Es leben auf Naxos noch ungefähr 500 Katholiken, welche ausschließlich das alte von den Venetianern erbaute Castell, auf einer Anhöhe bei der Stadt, zum Wohnsitz behalten, und einige Kirchen, so wie einen Erzbischof haben. Auch gibt es noch ein paar Klöster jener Gemeine, unter welchen das der Lazaristen reiche Besitzungen hat, aber dem Zweck der Stiftung nicht mehr entspricht. Alle diese Katholiken sind von venetianischem oder französischem Ursprung, behaupten zu dem Adel zu gehören, sind aber gewöhnlich eben so arm als unwissend. — Die Stadt selber ist von Griechen bewohnt, und obgleich sie sich, vom Meere aus gesehen, ziemlich gut ausnimmt, zeichnet sie sich doch, so wenig als das Castell, durch Reinlichkeit, oder durch gute Wohnungen, oder regelmäßige Bauart im geringsten aus. Alles hat ein verfallenes und ärmliches Ansehen, und die Einwohner ein kränkliches Aeußere. Das Klima von Naxos ist dennoch im Allgemeinen sehr gesund; nur in der Stadt, wahrscheinlich wegen der Nähe einiger Salzpfannen, herrschen des Sommers manchmal Fieber. Wunden an den untersten Extremitäten heilen auf Naxos sehr schwer, welches man der großen Menge Seesalzsäure zuschreibt, womit die Luft imprägnirt ist.

Marmor oder andere als die obenerwähnten Mineralien sind auf der Insel nicht bekannt.

In Alterthümern besitzt Naxos noch auf der sogenannten kleinen Bacchus-Insel (ein nackter Felsen, der auf Pistolenschußweite nordwärts von der Stadt liegt und wahrscheinlich früher mit Naxos vereinigt war) drei kolossale Marmorblöcke, welche den Eingang zum Tempel des Weingottes bildeten, und dem Zahn der Zeit getrotzt haben. Ferner findet man in der Stadt den Brunnen der Ariadne, welcher noch immer Wasser im Ueberfluß gibt; endlich in einem Thal des südlichen Theiles der Insel noch eine sehr alte kolossale Statue, wie behauptet wird, von Jupiter, allein sehr verstümmelt.

Im Mittelalter war Naxos der Hauptbestandtheil eines Herzogthums, welches der griechische Kaiser Heinrich im Jahre 1207 zum Vortheil des Marco Sanudo, eines venetianischen Edelmannes, stiftete. Dieser eroberte noch mehrere andere Inseln des Archipels, welche er diesem Herzogthum einverleibte, und wozu sogar auch Andros gezählt wurde. Die Nachkömmlinge des Sanudo handhabten sich in diesem Besitz bis in das zwanzigste Geschlecht, bis sie unter Selim II, von 1567 bis 1574, von Barbarossa daraus vertrieben wurden, und der letzte Herzog zu Venedig in dürftigen Verhältnissen starb. — Unter den Türken standen die Cykladen in den letzten Zeiten unter der Verwaltung des Kapudan Pascha, der die Einwohner sehr mild behandelte, die Regierung ihren eigenen Aeltesten überließ, und sich mit einem bestimmten sehr mäßigen Tribut begnügte, welchen zu erheben er jährlich mit einigen Schiffen zu Paros erschien. Ueberhaupt ist es eine anerkannte Wahrheit, daß die griechischen Primaten sich gegen ihre eigenen Landsleute und Glaubensgenossen eine viel größere Unterdrückung

zu Schulden kommen ließen, als die Türken. Die türkische Herrschaft hat zu dem Verfall der Inseln weniger beigetragen, als die eigenthümlichen Fehler der Einwohner, welche, während der Revolution sich selbst überlassen und durch fremden Einfluß sogar noch gewachsen, das Uebel zu einer solchen Höhe getrieben haben, daß die Folgen davon noch sehr lange, sogar unter einer starken und zweckmäßigen Regierung fühlbar seyn werden.

Was Naxos in alten Zeiten gewesen ist, braucht hier nicht erinnert zu werden. Man lese Herodotus, Athenäus und andere darüber nach, um den Verfall einer so wichtigen Insel noch mehr zu bedauern.

Delos (Klein- und Groß-) oder Delos und Rhenea.

Wenn man sich mit der alten Geschichte in der Hand diesen beiden Inseln nähert, kann man sich eines Gefühls von Traurigkeit über die Vergänglichkeit alles Irdischen nicht erwehren. Was Jahrhunderte erbauten, schleifften Jahre, ja bisweilen selbst Stunden der menschlichen Zerstörungssucht. Bis auf den geringen Ueberrest alles des Großen und Schönen, was spätern Besuchenden noch zu bewundern übrig blieb, mußte fast Alles in einer wüsten Einöde verschwinden, und nur zahllose Trümmer geben noch Zeugniß von der versunkenen Größe der Heiligen Delos — welche jetzt von der Cholera oder der Pest angesteckten oder verdächtigen Schiffen zum Quarantäneort dient.

Diese Insel ist gegenwärtig, so wie das westlich davon gelegene Rhenea, ein nackter, unbewohnter Felsen, in dessen Mitte der Berg Kynthos seinen eben so nackten und wüsten Gipfel erhebt. Keinen Baum, sogar keinen Grashalm erblickt das Auge auf dem dürren, ausgetrockneten Boden, und wenn dieses auf dem größern und höher gelegenen Rhenea (gegenwärtig Groß-Delos genannt) weniger der Fall ist, so dient dieses doch nur einigen hundert Schafen und Ziegen zur Weide, welche die Mykoniaten unter der Obhut einiger Hirten hieher schicken.

Zwischen den beiden Inseln findet man mehrere gute Ankerplätze, und wahrscheinlich war es auch an der Westküste von Delos, wo man ehemals landete und die Fahrzeuge in Sicherheit brachte. Auch wir betraten von dieser Seite die Insel, und irrten eine Zeitlang unter den Trümmern umher, die man uns als Ueberreste des neuen Athens, der Tempel von Apollo, Neptunus und Hercules, und alter Theater und Portiken zeigte. Ganze Ladungen marmorner Bruchstücke sind früher hier weggeholt worden, sowohl um Kirchen und Häuser zu bauen, als um — Kalk daraus zu brennen. Wie viel Schönes auf diese Art zu Grunde gegangen sey, ist leicht zu begreifen. Noch liegen überall kolossale Bruchstücke von allerlei Marmorarten umher.

Auf Delos gibt es nur Einen Brunnen mit ziemlich gutem Wasser. In alten Zeiten behauptete man, daß derselbe mit dem Nil eine unterirdische Gemeinschaft habe, indem man in demselben gleichzeitig mit jenem Fluß das Steigen und Fallen des Wassers beobachtete.

Auf Rhenea, welches nach der Heiligung von Delos durch die Athener der Begräbnißort von Delos wurde, findet man in einem Hügel, gerade jener Insel gegenüber, von Zeit zu Zeit noch bleierne Aschenkrüge, welche bisweilen werthvolle Antiquitäten enthalten.

Ein Arm ohne Knochen.

Das Boston medical and surgical Journal (citirt vom Echo du Monde Savant, 4 April) erzählt folgenden äußerst merkwürdigen Fall: Ein gewisser Brown, jetzt 26 Jahre alt, brach im Alter von 18 Jahren den Oberarm. Dieser war noch nicht völlig geheilt, als er durch einen neuen Fall wieder genau an derselben Stelle brach. Jetzt fand kein Zusammenwachsen der Knochen mehr statt, vielmehr wurden zum großen Erstaunen der Chirurgen die Knochenenden immer kürzer und dünner. Das Eingehen des Knochens dauerte fort, bis derselbe, und zwar ohne Geschwür und ohne Wunde, völlig verschwunden war. Seit dieser Zeit hat der Mann einen langen und einen kurzen Arm, welcher letztere gewöhnlich hin und her schlenkert. Er hat durchaus nicht die Kraft, etwas mit diesem Arme fortzustoßen, kann aber wohl einen schweren Pack fortziehen, und dann dehnen sich die Muskeln, daß der Arm seine gewöhnliche Länge hat. In der Ruhe verkürzt sich der Arm um 6 Zoll. Die weichen Theile leisten so wenig Widerstand, daß er mit der Hand den Arm umfassen kann.

Miscellen.

Neuer Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen. Der Chevalier Aragadro stattete kürzlich einen Bericht ab über das Begehren eines Hrn. Curtillet um ein Patent für die Anwendung eines Dampfwagens von besonderer Bauart. Verschiedene Schwierigkeiten haben sich bisher der Anwendung der Dampfkraft auf dieser Art von Wegen entgegengesetzt, und Hr. Curtillet hat es sich namentlich zur Aufgabe gemacht, die Schwierigkeiten zu vermindern, welche sich der Leitung derselben auf krummen Linien entgegensetzen, und in dem Mechanismus, wodurch dieß Resultat erzielt werden soll, besteht das Neue in dem von ihm vorgeschlagenen Wagen, von welchem er ein Modell der Akademie vorgelegt hat. (Echo du Monde Savant vom 8 April.)

Die Gartenbaugesellschaft in Orleans hat auf den 11 Junius eine Ausstellung von Gartenbauerzeugnissen angekündigt, und Gärtner und Liebhaber der Gartenbaukunde eingeladen, Pflanzen zum Nutzen sowohl als zum Vergnügen, Früchte und Gemüse, die sich durch ihre Schönheit, ihre Neuheit oder ihre künstliche Erhaltung auszeichnen, auf die Ausstellung zu senden. (Echo du Monde Savant vom 8 April.) Dasselbe Blatt vom 11 April kündigt eine ähnliche Ausstellung der Gartengesellschaft von Paris auf den 25 Mai an.

Lehrstuhl der Landwirthschaft in Lyon. Nach dem Beispiel von Paris, Rouen, Toulouse, Besançon und Bordeaux hat nun auch Lyon einen solchen erhalten. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 48** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der jüngste Tag.** Von Jean Reboul, Bäcker in Nimes. — **Gedichte von Robert Burns.** (Fortsetzung.)

Zu das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Abonnenten, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 April 1840.

Der jüngste Tag.

Von Jean Reboul, Bäcker in Nimes.

Unter dem Titel Le dernier jour iſt ein Gedicht in zehn Geſängen von dem unſern Leſern ſchon bekannten poetiſchen Bäcker in Nimes, Jean Reboul, erſchienen, über deſſen Inhalt wir hier berichten und woraus wir Proben mittheilen wollen.

Wenn J. Reboul in der Form ſeiner Poeſie ſich vorzüglich an Lamartine anſchließt, ſo entfernt er ſich in ſeinen Lebensanſichten, in ſeinem Glauben bedeutend von dieſem Dichter, welcher in neuern Zeiten mehr und mehr die chriſtlichen Ueberzeugungen mit humanitariſchen Lehren und Ideen vertauſchte. Reboul bevorwortet dieß ſelbſt in der Vorrede, wo er dem Herrn von Lamartine und A. Dumas, welche ihn zuerſt beim Publicum eingeführt, ſeinen wärmſten Dank darbringt, dann aber ſogleich erklärt, daß ihn eine bedeutende Meinungs- und Glaubensverſchiedenheit von dieſen Männern trenne. „Indeß," fährt er fort, „habe ich es ihnen zu verdanken, wenn ich ohne allzugroße Ungunſt angehört werde mit meiner Kundgebung von Grundſätzen, die mir als wahr erſcheinen, und als deren Inſtrument und Mittel nur ich die Poeſie zu betrachten vermag."

Er unterſcheidet in unſrer Zeit zwei Arten von Menſchen; die einen erkennen die Wirkſamkeit und Offenbarung Gottes in der Welt, beſonders der Menſchenwelt an, die Andern läugnen ſie. Der Stolz der ſich ſelbſt genügenden, ſich ſelbſt vergötternden Vernunft iſt die Quelle alles Böſen, alles Uebels. Der menſchliche Geiſt, abgewichen von den göttlichen Regeln, ſucht ſich Wahrheiten zu ſchaffen, die ihn rechtfertigen ſollen. Entweder ſucht er ſich mit Gott zu vergleichen, oder er verbannt ihn ganz aus ſeinem Denken. In dieſem Fall wird der Stolz wahrhaft ſataniſch, und die Hölle herrſcht unbeſchränkt auf der Erde. An dieſer Progreſſion des Uebels kann unſer Zeitalter wenigſtens nicht zweifeln; die Vorſehung hat uns den entſetzlichen Beweis davon nicht erſpart. Zwar beginnt jetzt, nach entſetzlichen Stürmen, die Ruhe wiederzukehren, aber die von Zeit zu Zeit ſich wiederholenden Erſchütterungen zeigen doch, daß Gott noch immer fern iſt. „Der Menſch gebietet und herrſcht noch im Namen des Menſchen (d. h. nicht nach göttlichem Recht), und wir in unſrer Blindheit wundern uns, daß wir nichts als Tyrannei und Rebellion in der Welt ſehen. Da die Vernunft, welche gehorchen ſoll, derjenigen welche herrſcht, gleich ſteht, erneuert ſich der Conflict immerdar und täuſcht die klügſten Combinationen der Staatsmänner — wenn es überhaupt Klugheit und Weisheit gibt außer demjenigen, der die Quelle aller Weisheit iſt. Auch fordert in dem menſchlichen Kreis, den ſie um ſich gezogen hat und der ſie von Gott ſcheidet, die Geſellſchaft umſonſt zu Opfern auf; nur Egoismus iſt die Antwort darauf. Umſonſt umgibt ſie der Gewerbfleiß mit ſeinen Wundern; nichts vermag das Elend ihres geiſtigen Zuſtandes zu heilen, oder die Leere auszufüllen, welche ſie empfindet, und welche der Ort iſt, wo Gott ſeyn ſollte. Die Sophiſten mögen ihr immerhin ihren Hymnus vom Fortſchritt ins Ohr ſchreien, ſie kann ſich doch keine Täuſchungen über ihren Zuſtand machen. Ach! wo wäre ein Menſch von unbefangner Wahrheitsliebe, der beim Anblick der erbärmlichen Operateurs, die am Körper der Geſellſchaft ſich abarbeiten, noch irgend eine Hoffnung auf ihre Geneſung zu hegen ſich getraute?" — — „Aus dieſer Lage habe ich den Stoff zu dieſem Gedicht entnommen, in der Abſicht, einiges Licht darauf fallen zu laſſen, um dazu zu helfen, daß man, wo möglich, wieder aus dem Abgrund herauskomme, in welchen Alles zu verſinken ſcheint. Dieß Gedicht habe ich in Verbindung geſetzt mit den Dogmen, die allein der menſchlichen Geſellſchaft Ordnung und Glück bringen, indem ſie der Pflicht eine göttliche Sanction verleihen. Ich mache mich auf den Hohn und Spott vieler gefaßt; viele werden, ich zweifle nicht daran, die Einbildung eines obſcuren Dichters anklagen, der ſich zum Propheten aufwerfen will; aber ich antworte auf ihr mitleidiges Lächeln: ihr habt Recht, es iſt nichts Wunderbares an mir; ich bin weder ein Prophet noch ein vom Himmel Inſpirirter; ich habe nur am Abend den Horizont in Flammen geſehen und habe vorausgeſagt, daß der nächſte Tag brennend heiß ſeyn werde."

Aus dieſen Worten der Vorrede kann man ſchon einigermaßen errathen, was der Charakter und die Tendenz dieſes religiös-phantaſtiſchen Gedichts, mit aſcetiſchem Zwecke, ſeyn werde. J. Reboul betrachtet unſere Zeit als eine politiſch, moraliſch und religiös tief geſunkene und verdorbene, und möchte durch den poetiſchen Ausdruck ſeiner Trauer und Entrüſtung zur Buße und Beſſerung mahnen. Die Poeſie iſt ihm, nach ſeinem eignen Geſtändniß, nur Mittel und Werkzeug für einen höhern Zweck. Ob er nöthig gehabt hätte, dieß ausdrücklich zu ſagen? Wir bezweifeln es. Es klingt beinahe wie eine Entſchuldigung, wie eine Bitte um Nachſicht gegen die Form, die Poeſie, um des Inhalts, der Geſinnung willen; bei dem wahrhaft begeiſterten Dichter aber iſt das Bewußtſeyn des Gehalts ſeiner Dichtung und die poetiſche Begeiſterung ſelbſt untrennbar eins. Je mehr ihm der Gegenſtand am Herzen liegt, um ſo mehr wird er auch ſich gedrungen fühlen, das Höchſte was ihm von poetiſcher Kraft und Fülle zu Gebot ſteht, daran zu wenden; und je mehr die Seele eines Dichters in poetiſchen Flammen auflodert, um ſo mehr wird ſie das, was ihm das Theuerſte und Heiligſte iſt, ihrer poetiſcher Glut aſſimiliren. Wir werden ſehen, ob bei Reboul das perſönliche Intereſſe und die dichteriſche Begeiſterung einander entſprechen.

Dem Gedicht geht voran ein Prolog. Eine Stimme (Gottes) macht dem Dichter Vorwürfe, daß er die ihm verliehene Gabe, ſeine Leyer, mit irdiſchen Dingen entweihe, daß er von ſeiner eigenen Unſterblichkeit träume, während der Name Gottes verhöhnt werde und der Gedanke an den lebendigen Gott mehr und mehr verſchwinde. „In dieſer Zeit," ſpricht die Stimme — (wir verzichten darauf, die Gott in den Mund gelegten Worte in Alexandrinern oder Jamben wiederzugeben,) „wo das Jahrhundert ſich in nichtigem Hader erſchöpft, wo ſeine verbrecheriſche Stirne entſtellt iſt von ſeinem Fallen, wo meine Stimme umſonſt es warnt; wo der Geiſt fern von mir Erkenntniß und Weisheit ſchöpfen will, wo die Welt, trunken von Wiſſen, wie ein von Wein Berauſchter taumelt; will deine Lippe ſklaviſch ſtumm bleiben! Da ich dich doch erleſen hatte als ein Ueberbleibſel des Lebens aus den gewaltigen Trümmern des Todes und dich ausgerüſtet mit einer furchtbaren Stimme, damit du alle Schuldigen badeteſt mit dem kalten Schweiß der Reue! Ein herrliches Geſchick hatte ich dir bereitet, in deine zur Arbeit verdammten Hände hatte ich die Harfe des himmliſchen Wohllauts gelegt... Jetzt will ich dich mit der Finſterniß des Stolzes umgeben und deinen Namen einzeichnen unter den berühmten Namen, welche den Stolz der Hölle ausmachen." — Der Dichter geht ſofort Gott an, inne zu halten mit Vorwürfen; er fragt ſchüchtern, ob er denn einer ſo großen Aufgabe gewachſen und würdig ſey. — Die Stimme ermuthigte ihn und heißt ihn wählen zwiſchen der Welt und Gott. Der Dichter unterwirft ſich gehorſam der Berufung und weiht ſich zum Organ des Warnungsrufs Gottes an die Welt. — Dieſer Eingang ſcheint uns nicht beſonders glücklich; es iſt eine der gefährlichſten Klippen für die Poeſie, Gott ſelbſt redend einzuführen; Reboul hat dieſe ſchwierige Aufgabe nicht geſcheut, ſo leicht ſie auch zu umgehen geweſen wäre; er hätte ja nur etwa einem Engel die Worte in den Mund legen dürfen, da in ſeinem Gedicht die Engel ohnehin ſo oft vorkommen; und wollte er einmal das poetiſche Wagſtück nicht unterlaſſen, ſo hätte er es wohl beſſer ans Ende verſchoben. Sodann iſt die Gott in den Mund gelegte Rede zu lang, zu gedehnt; alle Rednerei in ſeinem Munde iſt ſtörend und unpaſſend. Die vorwurfsvolle und drohende Sprache, da er ja das Herz des Dichters kennt, iſt allzu anthropomorphiſtiſch und endlich lauten die Worte ſo, als ob Gott des Dichters bedürftig wäre, als ob er von ihm Hülfe und Beiſtand erwartete.

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Fortſetzung.)

Von dieſen Förderungsmitteln für ein regeres und höheres geiſtiges Leben war nun auch Robert Burns nicht ausgeſchloſſen, ja er war in mancher Hinſicht begünſtigt. Sein Vater, obgleich arm, war ein tüchtiger, ſtrenger und nicht kenntnißloſer Mann, dabei, wie auch die Mutter, voll ernſter Religioſität; er unterrichtete ſelbſt auch ſeinen Sohn, der jedoch daneben zuerſt in einer benachbarten Schule und dann durch einen tüchtigen Privatlehrer, mit ſeinem Bruder und andern Knaben, guten Unterricht genoß. Es fehlte ihm während ſeiner jungen Jahre nicht an mannichfaltiger Lecture, worunter die Geſchichte von Wallace und einige Stücke von Shakſpeare. Daß er dieſen verſtehen konnte, gibt uns ſchon einen Maaßſtab zur Schätzung ſeiner Bildung; ohne vielfache Uebung in der Lecture, ohne ziemlich ausgebreitete Kenntniſſe hätte er ihn, hätte er Youngs Nachtgedanken nicht ſich aneignen können. Außerdem vertrat ein altes Weib, Jeany Wilſon, welche eine Menge Geſpenſter- und Spukgeſchichten wußte, die Stelle der poetiſchen Pathin oder der Muſe bei ihm. Alles dieß macht freilich keinen Dichter, poëta nascitur, non fit, aber es beſeitigt das ſcheinbare Wunder, daß Burns, ein Bauer, in ſeinen Gedichten eine Geiſtesbildung zeigt, welche nicht das Geſchenk ſelbſt der gütigſten und freigebigſten Natur ſeyn kann, und läßt nur das wirkliche Wunder (wenn man das nicht weiter Erklärbare, das durch ſeine unberechenbare Erſcheinung und ſeine hinreißende Kraft Ueberraſchende ſo nennen will) übrig, daß ein ſolcher Genius in einer ſonſt höchſt proſaiſchen Epoche geboren wurde, und daß er durch die ihm zu Gebot ſtehenden oder von ihm gleichſam eroberten Mittel der Bildung ſich nicht von dem, was ſeiner innerſten Natur gemäß war, abbringen ließ, daß er nicht zur Nachahmung von Fremdem fortgeriſſen wurde, ſondern in ſeiner poetiſchen Unſchuld verharrte, ſich ſiegreich und triumphirend darin behauptete.

Noch einer Aeußerung von Hall können wir nicht umhin zu widerſprechen; er ſagt: Burns habe, ſeiner drückenden Lebensumſtände wegen, nur Bruchſtücke hinterlaſſen können. Ohne uns hinter die willkürliche Annahme einer präſtabilirten Harmonie zu flüchten, wornach jede Kraft, jedes Talent in der

Welt gerade das leistet und leisten muß, was sie leisten kann, und kein Ueberschuß des Möglichen, der Potenz, über das Wirkliche, und die That anzunehmen wäre, eine Theorie, welche zwar niemals mit zwingenden Argumenten widerlegt, aber dem unbefangenen, gesunden Sinn doch nie annehmlich gemacht werden kann, glauben wir mit Entschiedenheit behaupten zu dürfen, daß die Leistungen von Burns nicht unvollkommene, fragmentarische Productionen und Erweise seiner poetischen Kraft seyen, daß darin sein Talent oder sein Genius gereift und vollkommen sich ausprage. Darüber freilich läßt sich nichts ausmachen, ob er in günstigeren Verhältnissen, bei längerer Lebensdauer nicht noch weit mehr gedichtet (wiewohl er auch so schon zu den fruchtbaren Dichtern gezählt werden muß), ob er nicht noch andre Themata, zum Theil wohl auch noch würdigere und idealere in den Zauberkreis seiner Poesie hereingezogen hätte? obwohl man auch zweifeln kann, ob eine andere, behaglichere Lebensweise nicht die Elasticität seines Dichtergeistes abgespannt und gelähmt haben würde; ob nicht in spätern Jahren sein poetisches Vermögen, das bei ihm mit der Eigenthümlichkeit seines Temperaments so innig verflochten war, schwächer geworden, ob nicht seine spätern Lieder nur die Schatten von den markigen Gestalten seiner frühern gewesen wären? Abgesehen also von allen Vermuthungen über Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten sprechen wir als unsre bestimmte Ueberzeugung dieß aus: Burns' Dichtergenius ist seinem eigensten, innersten Wesen nach wirklich auch zur Offenbarung gekommen, und hat nicht bloß Fragmente hinterlassen, aus welchen man auf eine, nie ganz in Actualität getretene Größe zu schließen hätte. Burns starb in seinem siebenundreißigsten Jahre; ohne Zweifel hätte er da noch manches schöne Lied gedichtet, aber sehr unwahrscheinlich ist es, daß er unter irgend welchen Verhältnissen eine ganz neue Weise angestimmt, ein ganz andres Feld, etwa das der epischen oder dramatischen Poesie betreten und cultivirt hätte; denn die Fälle, wo ein Dichter so spät noch von der Lyrik, vom Lied, zu so verschiedenen Gattungen übergegangen wäre, dürften selten oder nie vorkommen. Die Sache aber mehr innerlich betrachtet: ist es, fragen wir, wahrscheinlich, ja, ist es bei dem Charakter der Poesie von Burns möglich, daß er in andern Gattungen größere Werke geschaffen hätte, gegen welche seine Lieder, Balladen, Episteln, Epigramme nur als Fragmente erschinen müßten? Schwerlich wird Jemand diese Frage bejahen. Bei einem Dichter, bei welchem die natürliche Begabung, der Impuls des Herzens, der Drang der Phantasie so viel thut, wie dieß bei Burs der Fall war, bei einem so ganz natürlichen Poeten, wird der poetische und der menschliche Charakter wohl auch meist in genauer Uebereinstimmung seyn, während ein Dichter, welcher der Kunst, der Bildung, dem Studium und der Reflexion sehr viel verdankt, gar wohl einen poetischen Charakter sich aneignen kann, in welchem sich sein Charakter als Mensch nur wenig spiegelt. Nun wissen wir von Burns, daß er eine edle, tüchtige Natur war, ein Mann ohne Falsch, mit einem Herzen voll Wärme für Liebe und Freundschaft, hinreißend durch den Zauber seines Wesens und seiner Unterhaltungsgabe, aber dabei ungestüm, von Neigungen und Leidenschaften beherrscht, unbesonnen, ohne große Ausdauer und Beharrlichkeit; und als solchen lernt man ihn auch in seinen Gedichten kennen. Und diese Eigenschaften geben sich nicht bloß in dem Inhalt seiner Poesien kund, sondern sie bestimmten auch, so scheint es uns, mit einer gewissen Nothwendigkeit die Form, in welcher seine poetische Anlage zur Erscheinung und Offenbarung kommen mußte. Der Impuls des augenblicklichen Eindrucks ist es, der seinem poesievollen Geist den Funken des Liedes, des Epigrammes, entlockt; und die Gattung der Poesie, in welcher die Empfindung, der Gedanke des Augenblicks, der vereinzelte Seelenzustand den angemessenen Ausdruck findet, ist die Lyrik. Demnach konnte Burns, wenn er seinem Genius folgte, wohl nichts Anderes werden als ein Lyriker, — Balladen, Episteln und dergleichen in den etwas erweiterten Rahmen der Lyrik mit eingeschlossen. Denn unsers Dafürhaltens fehlt es Burns, bei aller poetischen Kraft und Fülle seiner Seele an Beharrlichkeit und Konsequenz, es fehlte ihm das Talent für größere poetische Composition und für Oekonomie, kurz die künstlerische Besonnenheit und Umsicht, welche beim Schaffen eines größern poetischen Gebildes unerläßlich ist. Und er war viel zu anspruchslos in seinem Dichten, er folgte viel zu sehr der natürlichen Führung seines Genius, er war zu wenig ehrgeizig und berechnend, als daß er durch äußere Beweggründe oder durch das Zureden Andrer sich je hätte bestimmen lassen sollen, sich auf Gebieten und an Gegenständen zu versuchen, die seiner Individualität einmal nicht gemäß waren. Einen Plan zu entwerfen, eine Conception reflectirend auszuspinnen, ehe er an die poetische Ausführung ging, kurz die Ueberlegung, welche einer größern poetischen Production vorangehen muß, wenn schon sich auch ihr die poetische Begeisterung und Empfindung gesellt, war sicherlich Burns' Sache nicht. Wir haben uns indeß oben wohl nicht ganz richtig ausgedrückt, wenn wir sagten, es habe dem poetischen Schotten an gewissen Eigenschaften gefehlt, um in andern poetischen Gattungen Ausgezeichnetes zu leisten; was er selbst, bei seinem Verharren in dem ihm gemäßen Kreis der Lyrik, nie als einen Mangel empfand und nie als Mangel an ihm zu rügen durch mißlungene Versuche Anlaß gab, das darf auch billigerweise nicht als etwas Fehlendes, nicht als eine Unvollkommenheit von ihm ausgesagt werden, vielmehr muß man sich, unbeschadet dem Satz: omnis determinatio est negatio, an das Positive seines poetischen Charakters und Talentes halten, vermöge dessen er in einer gewissen Sphäre so Ausgezeichnetes, in gewisser Art vielleicht das Höchste, leistete, und an ihm rühmen, daß er, auf die langathmige, successive Production völlig verzichtend, in momentanen Fulgurationen und Ergüssen die Kraft und den Glanz seines Genius concentrirte. Um das hier Behauptete auch in gewisser Art mit einem äußern Beweise zu bekräftigen: zu den wenigen größern Gedichten von Burns gehört sein berühmter Tam o' Shanter, der als ein schauerlich-scherzhaftes Mährchen, wenn man will in die Gattung des Epischen gezogen werden kann. Mit mehr Recht jedoch bezeichnet man dieß Gedicht als eine phantastische Humoreske und eignet es auch noch der lyrischen Gattung zu, so fern es sich doch mehr von der lebendigen Schilderung einzelner psychischer

Zustände und Affectionen, als von der Darstellung eines Complexes von Handlungen und Schicksalen darin handelt. Doch wie man darüber entscheide: Burns dichtete dieß, freilich nicht sehr große Stück, kaum zweihundert Zeilen, an Einem Tage! und ohne daß es ausdrücklich berichtet wird, darf man von seinen andern, kleinern Gedichten, den Liedern zumal, mit Gewißheit annehmen, daß sie insgesammt Kinder der momentanen Inspiration gewesen, daß zwischen ihrem Anfang und ihrer Vollendung nie auch nur eine Nacht dazwischen gelegen. Bei den Episteln, welche eigentlich mehr Verstandesproducte, mit gelegentlich eingestreuten poetischen Funken, sind, möchte dieß eher der Fall gewesen seyn; aber die Lieder in ihrer reichhaltigen Gedrängtheit und Kürze tragen so ganz das Gepräge Einer momentanen Stimmung, daß man nicht umhin kann, zu glauben: sie sind, so sehr als dieß immer bei menschlichem Schaffen möglich ist, auf Einen Schlag lebendig ins Daseyn getreten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir zur genauern Charakterisirung von Burns Poesie übergehen. Was ist es, das ihr einen so ungemeinen Beifall in der Heimath des Dichters erworben hat? Gewiß nicht das Außerordentliche des Umstands, daß ein Mann aus dem Bauernstande als Dichter auftrat, sondern ihre innere Vortrefflichkeit. Sie macht durchaus keine Ansprüche an Nachsicht, sondern sie befriedigt, sie nöthigt Einem Beifall und Bewunderung ab, selbst wenn man den höchsten und strengsten Maaßstab anlegt. Es ist vielleicht angemessen, hier etwas zur Verständigung über Volkspoesie und die damit zusammenhängenden Begriffe einzuschalten, obgleich wir uns auf fragmentarische und aphoristische Bemerkungen beschränken müssen.

Wir können vier Paare von Gegensätzen aufstellen: Naturdichtung und Kunstdichtung; Volkspoesie und Standespoesie; Autodidakten und Schulpoeten; endlich Dialektspoesie und Nationalpoesie, — wenn man uns die letztere Bezeichnung im Gegensatz gegen die Dialektspoesie gelten lassen will für die Poesie in derjenigen Sprache, welche als die der gesammten Nation gemeinsame, wenigstens allen Gebildeteren verständliche, als ihre Repräsentantin gegenüber dem Ausland angesehen wird. Man sieht leicht ein, daß im Zustand der Ursprünglichkeit, der Indifferenz im socialen Sinn, alle jene Gegensätze und Unterschiede nicht existiren. So lang ein Volk, ein Stamm geographisch und politisch auf eine geringe Ausdehnung beschränkt ist, entwickelt sich noch nicht eine Mehrheit von Dialekten; bei edeln, jugendlichen Völkern sind die Unterschiede des Standes entweder noch gar nicht, oder sie sind doch nicht fest bis zur kastenartigen Sonderung ausgebildet; die Gegensätze von Naturdichtung und Kunstdichtung, von Autodidakten und Schulpoeten fallen ohnehin bei einer noch nicht weit vorgeschrittenen Bildung, ja in gewissem Maaß auch dann weg, wenn die Bildung eines Volks aus seinem eignen Genius geschöpft ist, wenn sie sich nicht wesentlich auf, von Fremden Entlehntes, von fernen Zeiten Ueberliefertes stützt. Die beiden letztgenannten Gegensätze könnte man leicht für gleichbedeutend halten; sie sind es zum Theil, doch nicht ganz; der Schulpoet, das heißt derjenige Dichter, der durch eine ihm dargebotene, regelmäßige gelehrte Bildung überhaupt, und durch eine ästhetisch-poetische Anleitung und Pädagogie insbesondere (wie bei den in dieser Hinsicht weit strengern Franzosen nicht selten), zur Poesie herangezogen und in ihren Regeln, in ihrer Ausübung so viel als möglich unterrichtet wird, ist immer ein Kunstdichter, aber nicht andrerseits der Autodidakt, das heißt derjenige, der sich ohne äußere Anleitung und mündliche Belehrung, nur durch eignes Nachdenken, Lecture und Versuche zur Poesie heranbildet, nothwendig ein Naturdichter, das heißt ein solcher Dichter, welcher ohne Rücksichtnahme auf bestimmte Regeln und Gesetze, ganz frei und unbefangen sich poetisch ausspricht, weil es ihn dazu innerlich drängt, weil sein Herz voll ist, sein Kopf glüht, der singt, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist," — sondern es ist gar leicht möglich, daß ein solcher, ohne daß er eine Schule durchgemacht hat, doch zufällig von ihm aufgegriffenen Gesetzen und Vorurtheilen dieser oder jener Schule mit pedantischer, ängstlicher Gewissenhaftigkeit anhängt, und als seine Aufgabe, als das Ziel seiner Bestrebungen das ansieht, daß seine Poesie sich der Kunstpoesie so viel wie möglich in allen Punkten nähere. Der Gegensatz von Schulpoet und Autodidakt findet jedoch eigentlich sehr selten seine Anwendung, sofern in den allermeisten Fällen, in Deutschland wenigstens und wohl auch in England, die im Uebrigen best geschulten und gebildeten Männer gerade in der Poesie, wenn sie sich darin versuchen und sie cultiviren, Autodidakten sind, ihrem Instinct, den Beispielen Andrer, und den daraus mit mehr oder weniger Scharfsinn, Tact und Geschmack abstrahirten Regeln und Gesetzen folgen, oder auch neue Bahnen, formell oder materiell, sich brechen.

Läßt man die beiden Gegensätze in den einen von Natur- und Kunstdichtung zusammenfallen, so ist weiter zu bestimmen, wie sich dieser Gegensatz zu dem der Volkspoesie und Standespoesie verhält. Standespoesie ist, fürchten wir beinahe, ein neuer Ausdruck, aber es scheint ein Begriff und Name: Volkspoesie einen so, oder auf ähnliche Weise, zu bezeichnenden Gegensatz zu fordern, da es an einem passenden fehlt, indem Kunstpoesie zur Volkspoesie nur in einem ziemlich schiefen Verhältniß steht, und der Unterschied in den beiden Benennungen von ganz verschiednen Gesichtspunkten gefaßt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1840.

Die Stellung des chinesischen Reiches zu den indischen Staaten. *)

China verkehrt, wie jetzt allgemein bekannt, mit keinen selbstständigen Staaten. Alle diejenigen Völker, welche mit den hochmüthigen Beherrschern des Mittelreiches in Verbindung treten wollen, müssen es sich gefallen lassen, zu den tributpflichtigen Horden und Nationen der früheren Jahrhunderte gezählt zu werden. Diese haben dann auch, wenn sie in Bedrängnisse gerathen, das Recht, sich an den Himmelssohn zu wenden, damit er ihnen als seinen treuen Unterthanen in ihren Nöthen beistehen möchte. Solche tributäre Staaten im Südwesten des chinesischen Reichs sind jetzt Bhutan, Nepal, Birma, Siam und Cochin-China. Von diesen Staaten waren Nepal und Birma bereits mehreremal mit den Engländern in Kriege verwickelt, die, wie bekannt, zum großen Nachtheil der Asiaten sich endigten. Nepal und Birma wendeten sich bei diesen Gelegenheiten, was die Engländer durch ihre Agenten und Spione alsbald erfuhren, mehreremal nach Peking, um Hülfe bittend gegen die Europäer. Es ist diesen Staaten aber niemals die geringste Stütze von Seite des chinesischen Hofes geworden, ja, wenn wir gut unterrichtet sind, so würdigte man diese Gesuche auch nicht einmal einer Antwort. Wenigstens ist nichts dieser Art den Engländern jemals bekannt geworden; auch war hierüber in der Staatszeitung zu Peking nicht die leiseste Andeutung zu finden. Diese Stellung, diese Beziehungen der indischen Staaten zu China sind in diesem Augenblicke, wo der Krieg zwischen England und dem Mittelreiche bereits begonnen hat, von großem Interesse. Wir halten es deßhalb für geeignet, gerade jetzt zwei Actenstücke mitzutheilen, welche wir unter den den Krieg mit Nepal betreffenden Papieren gefunden haben, die im Jahre 1824 von Seite der ostindischen Compagnie dem Parlamente vorgelegt wurden. Der Krieg der Engländer gegen Nepal begann im Jahre 1814 und endigte durch die Umsicht und den Muth des Sir David Ochterlony mit der Ratificirung des Friedensschlusses von Seite des Radschah am 15 März 1816, worin Nepal sich den von dem Generalgouverneur vorgeschriebenen Bedingnissen unterwerfen mußte. Die Regierung von Indien befürchtete beim Beginne des Krieges, daß China seine Truppen, die an der Gränze standen, mit denen des Radschah von Nepal vereinigen, daß England auf diese Weise selbst in einen Krieg mit China verwickelt werden möchte, wodurch dann die Handelsinteressen der ostindischen Compagnie in Canton Schaden erleiden könnten. Lord Moira, zu dieser Zeit Generalgouverneur von Indien, schrieb deßhalb an die englische Factorei zu Canton, an deren Spitze damals Lord Elphinstone und Sir Georg Staunton standen, wovon der letztere eben so berühmt ist als Staatsmann wie als Sinologe. In der Antwort, die wir hier sammt dem Schreiben des Radschah an den Hof zu Peking, ihrem wesentlichen Inhalte nach mittheilen, erklärte die Factorei, daß sie den Plan der indischen Regierung, den chinesischen Beamten zu Canton über den Krieg gegen Nepal Mittheilungen zu machen, für unausführbar halte. Es wären diese Leute so unwissend in der Erdkunde, daß man ihnen den Zusammenhang der Länder nicht begreiflich machen könne. Man ersieht übrigens jetzt, wie schlecht die Factorei über die Verhältnisse und die Staatsmaximen des chinesischen Reiches unterrichtet war, daß sie glauben konnte, China würde und könnte niemals ein Handelsverbot gegen England ergehen lassen. Dieses Handelsverbot besteht nun seit einem halben Jahre, und nur durch die Gewalt der Waffen werden sich die Britten wiederum einen freien Verkehr mit China erkämpfen.

*) Diese hier mitgetheilten Bemerkungen wurden der Redaction nebst den beiden Actenstücken von Hrn. Professor Neumann in München mitgetheilt, erstere glaubt jedoch bemerken zu müssen, daß sie mit den Schlußfolgerungen des Hrn. Prof. Neumann, die chinesische Regierung sey viel zu unwissend, um die Stellung der Engländer in Indien zu kennen und zu beurtheilen, nicht einverstanden ist, daß es uns vielmehr scheint, die chinesische Regierung habe, eben in Anbetracht der gewaltigen Machtausdehnung Englands in Indien und Hinterindien, in so feindseliger, wenn gleich allerdings unkluger Weise gegen England gehandelt.

Schreiben des Radschah von Nepal an den Kaiser von China.

Ich leiste schuldigen Gehorsam dem Kaiser von China, und Niemand wagte es, in meinen Besitzungen mich zu beunruhi-

gen. Hatte es aber irgend eine Macht gewagt, Einfälle auf mein Gebiet zu machen, so war ich bisher durch den gnädigen Schutz Ew. kaiserl. Majestät stets im Stande, sie zu besiegen und zu verjagen. Deßhalb lebe ich auch jetzt, wo ein mächtiger, alter Feind mich angegriffen hat, der sichern Hoffnung, daß Ew. Majestät mir Ihren Schutz, Ihren Beistand nicht versagen werden. Von Chonka bis zum Setledsch, auf einer Strecke von tausend Coß, lodert die Kriegsflamme empor. Des Feindes eigentliche Absichten gehen auf Bhote (Bhutan); da er aber, um dahin zu gelangen, sich erst den Besitz von Nepal sichern muß, hat er absichtlich eine Gelegenheit zum Streite gesucht, und uns den Krieg erklärt. Bereits sind fünf bis sechs große Schlachten geschlagen worden, und unter den glorreichen Auspicien Ew. kaiserl. Majestät ist es mir gelungen, mehr denn 20,000 Mann dem Feinde zu vernichten. Aber trotz dieser bedeutenden Verluste weicht er keinen Schritt zurück, denn sein Reichthum und seine bedeutenden militärischen Hülfsquellen machen ihm dieselben gar nicht fühlbar. Im Gegentheil erhält er täglich neue Verstärkungen, und überschwemmt mein Land auf allen Seiten. Wiewohl es mir ein Leichtes wäre, eine Armee von 100,000 Mann auf die Beine zu bringen, so wäre es doch nicht möglich, ohne Bezahlung sie zu erhalten; es fehlt mir nicht der gute Wille, sie zu bezahlen, sondern die Mittel. Ohne Soldaten aber kann ich mir den Feind nicht vom Halse schaffen. Es möge daher Ew. Majestät allergnädigst gefallen, uns mit einer Geldsumme zu unterstützen, auf daß wir im Stande seyen, eine Armee auszuheben und die Eindringlinge zu verjagen. Falls aber Ew. Majestät sich nicht bewogen fühlen sollten, uns mit Subsidien beizustehen, sondern es vorzögen, ein Heer uns zu Hülfe zu senden, so würde auch dadurch unserer bedrängten Lage ein Ende gemacht werden. Das Klima von Dhurma ist gemäßigt, und „auf dem Wege über Dhurma könnte man leicht eine Armee von zwei- oder dreimalhunderttausend Mann nach Bengalen eindringen lassen," welche Verwirrung und Bestürzung unter den Europäern bis gen Calcutta hin verbreiten würde. Der Feind hat alle Radschahs der Ebenen unterjocht; er hat unrechtmäßigerweise den Thron des Königs von Delhi sich angemaßt. Alle diese Radschahs würden, wie sich wohl erwarten läßt, ihre Kräfte mit den unsrigen vereinen, um die Europäer gänzlich aus Hindostan zu verjagen. Durch solch ein Ereigniß würde der Name Ew. Majestät verherrlicht werden durch ganz Tschambudwipa (Indien), und wohin immer das Scepter Ew. Maj. reicht, da würden die Bewohner auf das bereitwilligste allen Anordnungen, allen Befehlen entgegen kommen. Sollte jedoch Ew. Majestät der Meinung seyn, daß die Eroberung von Nepal und die gewaltsame Losreißung des Stammes der Gorka von seinem bisherigen Verbande mit dem chinesischen Reiche den Interessen Ew. Majestät keinen wesentlichen Eintrag thue, so bitte ich Sie zu bedenken, daß ohne Ihren Beistand ich nicht im Stande bin, die Engländer zurückzutreiben; daß diese das nämliche Volk sind, welches bereits ganz Indien unterjocht und auf den Thron des Herrschers von Delhi sich gegen alles Recht gesetzt hat, ferner, daß ich mit meinem Heere und mit den mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln ihnen unmöglich die Spitze bieten kann. Ueberdieß erlaube ich mir noch, Ew. Maj. aufmerksam zu machen auf das Urtheil der Welt, welche von nun an sprechen wird: „Der Kaiser von China hat die ihm Tributpflichtigen, seine Untergebenen ohne Hülfe ihrem Schicksale überlassen." Haben die Engländer einmal den Besitz von Nepal sich gesichert, so werden sie gewiß hier nicht stehen bleiben, sondern über Bodrenoth und Monsurwar so wie auch über Deggurdscheh weiter vordringen, hin zur Eroberung von Lassa. Ich stelle daher die gehorsamste Bitte, „daß Ew. Maj. an die Engländer den Befehl ergehen lassen möchten, ihre Streitkräfte unverzüglich aus dem Gebiete des Gorka-Staates zurückzuziehen, da dieser unter dem Schutze und der Vormäßigkeit Ew. Majestät stehe, widrigenfalls sie durch ein chinesisches Heer dazu gezwungen werden sollten." Ich flehe nochmals Ew. Majestät auf das demüthigste an, mir schleunigst Unterstützung, sey es in Geld oder in Mannschaft zu senden, damit es mir möglich werde, den Feind zu vertreiben und mich im Gebirge zu behaupten. Geschieht dieß nicht, so werden die Engländer in wenigen Jahren Meister von Lassa seyn.

(Schluß folgt.)

Die Germanisirung Galiziens.

(Schluß.)

Einer besondern Erwähnung verdient aber vor Allem die Wirksamkeit Oesterreichs für die deutsche Sprache und Bildung in Galizien. Das Land verdankt der Regierung nicht nur eine Universität, die Lembergische, welche 1817 gestiftet wurde, sondern auch jede Kreisstadt ein Gymnasium, und jedes kleine und kleinste Städtchen eine ziemliche Anzahl von Schulen für Mädchen und Knaben, für Juden und Christen. In allen diesen Schulen wird Deutsch gelehrt, und die deutsche Sprache ist jetzt so allgemein in Galizien verbreitet, daß fast jeder einigermaßen gebildete Pole sie spricht, und daß es auch bereits unter dem Volke anfängt, als ein Zeichen der Bildung, auf welches man sich etwas einbilden könne, zu gelten, wenn Einer etwas Deutsch sprechen kann. In dem russischen Polen wird so etwas nie statt haben, weil der Pole seine eigene vaterländische Literatur weit höher anschlägt, als die russische. Auch in Preußen ist die Abneigung des Polen gegen den herrschenden Deutschen größer. In Posen verläugnet beinahe jede polnische Dame ihre Kenntniß des Deutschen, wenn sie solche hat, und läßt sich jeden ihr präsentirten Deutschen durch einen Dolmetscher vorstellen, während in Galizien dagegen manches hübsche, polnische Mädchen ihr Oesterreichisch-Deutsch so geläufig plappert, als wäre sie eine geborne Wienerin. Die große Bonhomie und anschließende Zuthätigkeit des österreichischen Adels ist wohl zum Theil die Ursache dieser Erscheinung. Die Ungarn und Polen mischen sich weit lieber mit ihnen, als mit dem kalten, entfernenden Wesen der preußischen vornehmen Welt.

Die Zahl der in Galizien angestellten deutschen Beamten ist erstaunlich groß. Dem „Schematismus" (Staatskalender)

für Galizien und Lodomerien vom Jahre 1831 zufolge sind ungefähr 8000 Männer in allen Fächern der Civilverwaltung in diesem Königreiche angestellt; darunter sind ungefähr 2600 deutsche Namen. Es ist also im Durchschnitt der dritte Theil aller Civilbeamten deutsch. Nimmt man an, was nicht unbillig scheint, daß jedem dieser Beamten an Kindern, Frauen, Müttern und sonstigen Verwandten im Durchschnitt vier Personen als Familie zuzurechnen seyen, so hätte Galizien demnach eine Beamtenbevölkerung von 40,000 Personen und einen deutschen Beamtenstand von ungefähr 13,000 Köpfen, und auf jede 10 Einwohner käme ein Beamter, und auf jede 30 Einwohner ein deutscher Beamter. Die Professoren der Universität zu Lemberg sind zu zwei Drittheilen Deutsche, nur ein Drittel sind Polen. Die theologische Facultät allein ist beinahe ganz mit Polen besetzt; sämmtliche Directoren der galizischen Gymnasien sind Deutsche. Die Gymnasial-Lehrer sind zur kleinern Hälfte Deutsche, zur größern Polen. Die Lehrer an den Volks- und Primärschulen sind wieder fast durchweg Polen, die aber immer Deutsch verstehen müssen.

Die außerordentliche Vermehrung der Aemter, Gerichtsstände und Behörden, welche die Oesterreicher in den galizischen Staatsorganismus eingeführt haben, ist einer der Gegenstände, welche die Polen am meisten beklagen. Doch hatte auf der einen Seite die alte Republik auch schon nicht weniger Aemter, und gewiß außerordentlich viele, höchst bedeutungslose, obgleich brillant betitelte, und auf der andern Seite ließ sich die größere Ordnung allerdings nicht ohne eine Vermehrung der Behörden herbeiführen. Dasselbe gilt von der höhern Besteuerung in Galizien, welche ebenfalls von den Polen so häufig bejammert wird. Allerdings ist Galizien vielleicht zwei oder dreimal höher besteuert, als das russische Polen. Allein wenn die Steuern nun dem Lande wieder als Chausseen, Canäle, Straßenlaternen, Gerichtshöfe, Spaziergänge u. s. w. zu Gute kommen, so ist das Volk auch dafür zwei oder dreimal so glücklich. Das Jammern über die hohen Steuern an und für sich ist eine Thorheit, wenn sich die Klagen nicht auf die schlechte Verwendung der Steuern beziehen. Die Länder, in welchen die Menschen am menschlichsten leben, Holland, England, gewisse Theile von Deutschland, Frankreich, sind auch am höchsten besteuert, und die wilden Huronen und Hottentotten allerdings am niedrigsten oder gar nicht.

Am unzufriedensten ist natürlich in Galizien der polnische Adel, denn er fühlt theils das Schmerzliche der verlorenen Unabhängigkeit, an welcher er den größten Theil hatte, theils auch das Unbequeme, welches die gesetzliche Ordnung mit sich führt, am meisten. Die durch die Gesetze sanctionirte Anarchie in dem sogenannten polnischen Staate war so groß, daß immer der Kühnste und Frechste am meisten gewann, und daß die ganze Gesellschaft eigentlich nicht anders angesehen werden konnte, als eine Verbrüderung freier und gleicher Despoten, die den Begriff von Freiheit in der unbeschränktesten Bedeutung des Wortes nahmen, und nie die Bedingung „unbeschadet der Gerechtsame Anderer," ohne welche gar keine bürgerliche Freiheit denkbar ist, gelten lassen wollten. Da nun alle Anordnungen der österreichischen Regierung, die nun Jedermann zu seinem menschlichen Rechte verhelfen wollte, demnach auf Aufhebung jener Anarchie und auf Beschränkung jener Adelsrechte zielen, so treffen sie allesammt den Adel und tasten seine ausgedehnten Privilegien an, und alle berühren ihn daher auf eine unangenehme Weise.

Mit der Geistlichkeit, die ihre Unterthanen immer milde regierte, ist es schon etwas anders: sie steht der österreichischen Regierung schon um einen Schritt näher, um so mehr, da sie in dem gemeinsamen Streben gegen allzu weit gehende Uebergriffe der päpstlichen Macht mit ihr Eins ist.

Die Bürger der Städte sind wohl am meisten auf Seite der Regierung, obgleich es auch unter ihnen nicht nur Polen, sondern auch Deutsche genug gibt, die so große polnische Patrioten sind, daß sie nach der Wiederkehr der alten Republik seufzen, wenn gleich sie sie auch nicht mit ihren alten Mißbräuchen wiederholen möchten. Die Juden mögen von den Bürgern wohl am undankbarsten gegen die Oesterreicher seyn; denn sie schlagen es nicht hoch an, daß sie von den Edelleuten nicht mehr so gedudelt werden können, wie früher. Dagegen schreien sie Ach und Weh, wenn ihre Wuchergewerbe hier und da beschränkt und bekämpft werden.

Die Bauern hätten wohl am meisten Ursache, mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden zu seyn; denn in der polnischen Republik, in welcher der König nur der erste Edelmann in der ganzen Gesellschaft der Edelleute war, fanden sie an Niemanden einen Halt, und ihre Herren schoren ihnen nach Belieben die Wolle, weil keiner ein Interesse dabei hatte, für sie, von denen sonst Niemand Vortheil zog, Einsprache zu thun. Der österreichische Kaiser, dem daran liegt, jede kleine wie große, seinem Scepter unterthänige Kraft zu conserviren, und sie als Contribuenten zur Erhaltung des Ganzen, als Wassertropfen im großen Strom der Staatsmacht, zu beschützen, ist den Bauern Schutzherr und Vater geworden, und zwar ist er als solcher in Galizien weit energischer aufgetreten, als in anderen Landen seines Dominiums, wie z. B. in Ungarn, wo seine Macht durch den noch mächtigen und einigen Phalanx des Adels in Schach gehalten wird. Doch sind die galizischen Bauern noch zu weit zurück, als daß man bei ihnen auf eine dankbare Anerkennung oder auch nur auf eine instinctmäßige Anhänglichkeit an die Regierung rechnen könnte, und man dürfte sich nicht sehr wundern, auch die blinden Bauern mit ihrem Adel zugleich gegen die Regierung gemeinschaftliche Sache machen zu sehen, wenn einmal ein Aufstand in Galizien ausbrechen sollte.

Die protestantische Mission in China. *)

II.

Welche Entbehrungen, welcher Schimpf und welche Schmach erwarten nicht den europäisch civilisirten Menschen, der es sich vorgesetzt hat oder bestimmt ist, seine Jahre an den unwirthlichen Gestaden des Mittelreiches zu verleben. Kein Geldgewinnß, keine Ehrenbezeugungen in der Heimath können ihn für alle die Mühseligkeiten, die er zu er-

*) Siehe den ersten Artikel: Ausland Nr. 28 bis 31.

tragen hat, auch nur einigermaßen entschädigen. Der Kaufmann zieht gen China mit dem Vorsatze und der Hoffnung, in wenigen Jahren ein reicher Mann zu werden; er will dann nach der Heimath zurückkehren und in Behaglichkeit oder in Saus und Braus für die ehemaligen Entbehrungen sich entschädigen. Anders der Sendbote des Evangeliums und, was hiemit innig verbunden ist, der europäischen Cultur. Ohne Hoffnung, jemals Geld und Gut zu erwerben, ist er allen Entbehrungen, namentlich der furchtbaren eines ebenbürtigen geistigen Umganges, bloßgestellt, und muß den größten Theil seiner Zeit sich dem mühseligen, unerquicklichen Studium der chinesischen Sprache und Literatur ergeben — eine unermeßliche Wüste mit wenigen Oasen.

„Obgleich ich in England von einem Chinesen Unterricht erhalten," schreibt Morrison am Ende des Jahres 1809, „und ein chinesisches Wörterbuch mit eigener Hand abgeschrieben hatte; obgleich ich in den zwei letzten Jahren Morgens, Mittags und Nachts diesem Studium obgelegen bin; obgleich ich es verstehe, so zu schreiben und zu sprechen, daß man mich versteht, so besitze ich doch nur eine höchst ungenaue und mangelhafte Kenntniß der chinesischen Literatur. Ich habe die große Weisheit (Ta hio), die unwandelbare Mitte (Tschong jong) und einen Theil der Unterhaltungen (Lun ju) des Kong fe übersetzt — das ist Alles, was ich in der eigentlichen Literatur des Mittelreiches gethan habe. Denn hier ist es nicht, wie bei uns in Europa! Hier ist ein himmelweiter Raum zwischen Sprache und Schrift. Ein Kind lernt zwar in China natürlich eben so leicht sprechen, wie bei uns, aber lesen und verstehen, damit hat es viel größere Schwierigkeiten! Es gibt hier kein Alphabet, es gibt keine Lautschrift." Doch hat die chinesische Schrift den großen Vortheil, den in frühern Jahrhunderten die lateinische und jetzt die französische Sprache gewährt; sie bildet nämlich das Bindeglied der verschiedensten Völker des östlichen Asiens. Sie wird von Japan bis nach Kaschgar, von Korea und Kiachta bis nach Kambodscha und der Liou kiou-Gruppe, in allen diesen Ländern wird sie von den Gebildeten des Volkes verstanden. Morrison, Medhurst und Gutzlaff wurden dadurch in den Stand gesetzt, mit den verschiedensten innerhalb dieser großen Ländermasse wohnenden Stämmen und Völkern Verbindungen anzuknüpfen — Verbindungen, welche, wie wir an mehrern Beispielen sehen werden, nicht unersprießlich waren für die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde.

An den Sonn- und Feiertagen predigte Morrison im Canton-Dialekte vor einigen chinesischen Bedienten der Herren der Factorei und unterrichtete sie im Christenthum. Hie und da mochte sich auch ein anderer Unterthan des Mittelreiches, der Lehre oder Neugierde wegen, eingefunden haben. Ich war im Jahre 1829 mehrmals bei diesem, in seiner Art einzigen christlichen Gottesdienste auf Erden gegenwärtig. Man versammelte sich zu Macao in der Wohnung des Missionärs gegen 9 Uhr des Morgens. Hier ward nun im obern Stocke, in einem nach europäischen Styl elegant, ja prächtig eingerichteten Zimmer der Gottesdienst in englischer Sprache, nach der Weise der schottischen Kerk, gehalten. Die Herren der Factorei, welche sich wohl sämmtlich zur Episkopalkirche bekennen mochten, nahmen hieran keinen Antheil; sie hatten ihren eigenen Caplan. Nur hie und da fanden sich einige ein — die nähern Freunde des Hauses. Mistreß Morrison und Miß Morrison waren bei diesem Gottesdienste immer gegenwärtig. Die innere Andacht dieser Frauen war wahrhaft erbaulich, und auch der Missionär schien von dem, was er sagte, innig ergriffen zu seyn. War dieser Gottesdienst vorüber, so ging ich mit Morrison, alle andern blieben zurück, in das untere Erdgeschoß, wo nun in einem verborgenen schlechten Gemache für die sechs oder sieben Chinesen, manchmal waren es bloß zwei oder drei, die sich eingefunden hatten, die Christenlehre im Dialekte des Cantoner Kreises gehalten wurde. Auf den Gesichtern dieser Neophyten oder Katechumenen war auch nicht die leiseste Spur von Andacht oder auch bloß Interesse an den vorgetragenen Lehren wahrzunehmen. Nach und vor der Christenlehre wurden ausgewählte Stellen der heiligen Schrift gelesen, eine Sitte, die Morrison schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Canton und Macao, bevor noch seine Bibelübersetzung im Drucke erschienen war, eingeführt hatte. Denn abgesehen von der mehrfach erwähnten Evangelienharmonie, die er mit nach China brachte, erhielt er während der zwei ersten Jahre seines Aufenthaltes im Reiche der Mitte von den katholischen Chinesen mehrere Bücher der heiligen Schrift, die ehemals, wie Morrison selbst sich ausdrückt, getreu und gut (faithful and good), von den Missionären der römisch-apostolischen Kirche in die Sprache des Jao und Schun übertragen wurden. So die Apostelgeschichte; Pauli Brief an die Römer; den ersten und zweiten Brief an die Korinther, an die Galater, Epheser, Philipper und Kolosser; den ersten und zweiten Brief an die Thessalonicher; den ersten und zweiten Brief an Timotheus; den an Titus und Philemon. Alle diese und noch viele andere Uebersetzungen der fleißigen, gelehrten Missionäre des Dominicaner- und Jesuitenordens hat Morrison zu seinem spätern großen Bibelwerke, zu seinen umfassenden lexikalischen Arbeiten redlich benutzt.

Und welche außerordentliche, erstaunliche Arbeiten haben nicht in der That die katholischen Missionäre gleich in den ersten Jahrzehnten ihres Aufenthaltes in China zu Stande gebracht! Abgesehen von den vielen selbstständigen Werken, die Ricci und andere in dem schwierigen chinesischen Idiome verfaßten, übersetzte, um nur Einiges zu erwähnen, der P. Manuel Dias der Jüngere alle Evangelien des Jahres mit den Commentaren der Kirchenväter; die Väter Nikolaus Trigaut, Lazar Cattaneo, Gaspar Ferreira und Alvaro Semedo haben gleich bei der Gründung der Mission umfassende Wörterbücher ausgearbeitet, und P. Franz Furtado hat selbst die Dialektik, die logischen Schriften, so wie die Bücher des Stagiriten über den Himmel und die Welt ins Chinesische übersetzt! *) Nur ein hoher Grad von Fanatismus konnte einige der modernen katholischen Sendboten bewegen, die ganze Bibelübersetzung des protestantischen Doctors für unrichtig, schlecht und sündhaft zu erklären! Sie ahnten wohl nicht, daß dieses Verdammungsurtheil mittelbar die frömmsten und thätigsten Mitglieder ihrer Kirche trifft. Wir werden später nochmals auf diesen Gegenstand zurückkommen, und wollen hier bloß, zur Ehre der Begründer der katholischen Mission, das Wesentlichste aus dem mittheilen, was uns die Chinesen selbst über sie in ihren officiellen Geschichtswerken berichten.

(Fortsetzung folgt.)

Dissertation über die alten Amazonen. Ein Hr. Paravey, der allerlei curiose Studien über die Geschichte Asiens gemacht hat, gab kürzlich in den Annales de philosophie chretienne seine Forschungen über die Amazonen kund, die in Arabien, im Kaukasus und in Sarmatien zu Hause gewesen seyn sollen. Wenn Paravey seine Ansichten über die alte Geschichte Asiens durchführt, so mag das Resultat merkwürdig genug ausfallen.

*) Magaillans Nouvelle Relation 99.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1840.

Aus den Reiseerinnerungen an Südfrankreich.

(Von A. Freihrn. v. Oefele.)

Die Felsenpartie von Hyères.

Immer mehr aufsteigende Berg- und Felsenhöhen mit Ruinen gekrönt verkünden die Nähe des Städtchens, das unter ihnen und an denselben terrassenmäßig hingedehnt liegt. Wenn die untere Vorstadt gleich bei der Einfahrt von Toulon her ungemein einnehmend und freundlich ist, und der eleganste Theil genannt werden kann, wo sich die Engländer und andere Fremde niedergelassen haben; so ist die terrassenmäßige Region, obwohl aus formlosen Bausteinmassen mit den Felsen gleichsam verwachsen, mehr löcher- als häuserartig gestaltet, ihres pittoresken Anblicks wegen äußerst anziehend. Umgeht man Hyères in seinen untern Partien durch eine langgedehnte enge Gasse, wo häufige Esel- und Maulthierzüge mit ihren Treibern den Weg versperren und den Fremden bei schmutzigen Stellen in Verlegenheit setzen, so kommt man an die alte vormalige Stadtmauerumgebung, die aber keine sichtbaren Spuren der altgriechischen und römischen Bewohner trägt. Dort beugt man links an einem öden, grasichten Kirchhof, den nur wenige Grabsteine bedecken, vorüber nach den Höhen ein. Der Weg ist steinicht, voll Gerölle, und zieht bald an Felsen hin, die sich mit verschiedenem Ruinengemäuer, worunter das eines ehemaligen großen Klosters hervorragt, in wilder Schönheit erheben. Schlangenwindungen des Pfades führen stets höher hinauf und entwickeln die Gegend. Die seltsam auf einem schroffen Felsen stehende Pfarrkirche bleibt seitwärts, weiter zurück eine alte Castellruinengruppe, und endlich werden oben Gartenanlagen erklimmt, durch die ein schön gebahnter, breiter Weg in schneckenartigen Stiegen nach der sogenannten Felsenpartie oder der höchsten Höhenspitze führt. Hier ist eine überraschend großartige Aussicht. Zuerst gewahrt man sich von umgrünten Bergkuppen wie umlagert, die selbst wieder mit alten, verfallenen, langen Mauerbändern, durchlöchert von Naturbreschen und Gethürmruinen, wahrscheinlich vormalige Bollwerke oder befestigte Einfänge, umzogen sind. Gethürmte bizarre Felsen in grotesken Formen und Spitzen, mit senkrecht schroffen, escarpirten Wänden starren schauerlich in die Tiefe hinab. Auf dem luftigsten Felsenkeil steht ein Obelisk in Mitte eines kleinen mit einem Eisengitter umgebenen viereckigen Platzes, etwas tiefer eine Art Gartenkiosk mit einigen Austrittsstufen.

Von diesem Obelisk aus ist erst der rechte Standpunkt des unermeßlichen Rundgemäldes, nördlich in das bewaldete, bergichte, durch höhere, bläuliche Gebirge verschlossene Land hinein, südlich gerade hinab über die Abgründe auf die planmäßig im länglichen Dreieck ausgebreitete Stadt. Drüber hinaus auf die hesperischen Gärten und die weithingedehnten, im südlichen Farbenschmuck prangenden Pflanzungen, die Schätze der Bewohner und die Lust der Reisenden. Weiterhin die mit wälderumkrönten und umsäumten Thälern und Hügeln verherrlichte Küste mit dem endlosen Meeresspiegel, wo zunächst die drei Titansinseln auftauchen, einst zauberische Gefilde der südlichen Natur, die vorzüglich den Ruhm von Hyeres begründeten, unter dem Namen der hyerischen Inseln; — dann furchtbare Schlupfwinkel der Seeräuber, welche dort ihren Raub bewahrten und Unthaten verrichteten; — jetzt verlassene Oeden und Wildnisse.

Man schaut und schaut, auf das am Abgrund schützende Eisengitter gelehnt, und wird nicht satt; endlich aber kehrt man sich auch nach der modernen Obeliskpyramide, die der reiche Eigenthümer dieser Felsenpartie zum Andenken an seine Jugendjahre setzte, und als Aussichtspunkt für die Fremden ausstattete, während er sich den Kiosk vielleicht zum einsamen Ort seiner frohen oder düstern Erinnerungen erbaute. Dieser ist verschlossen und somit unzugänglich; aber ein Mensch, der gefühlvoll ein öffentliches Denkmal seiner Dankbarkeit setzt, und es Jedem gemeinnützig macht, hat gewiß das Recht, auch für seine Einsamkeit einen Platz zu haben.

Die Obeliskpyramide ist auf den vier Seiten mit eingelassenen Marmorplatten versehen, worauf der Gründer seine Gefühle, in edlen Versen ausgedrückt, einhauen ließ. Aber der Drang nach Unsterblichkeit, welcher sich der Menschenkinder aller Classen bemeistert, hat einen solchen Hagel von Privatversen oder Reimen, Recensionen, Satyren und ganz besonders Vor- und Zunamen darauf hingewettert, daß er dem Monument weit gefährlicher wird, als der natürliche Hagel und

Sturm, deren Einwirkung symbolisch auf das Leben angedeutet wird, indem die Spitze des Obelisks absichtlich verstümmelt wurde.

Die wohlthuende, erhabene Stille und Ruhe, die man hier in Anschauung der großartigen Naturscenerie, die immer jugendlich und frisch die verfallenen und erbleichten Menschengebilde umstrahlt; die Reize eines nimmer seinen Laub-, Blüthen-, Blumen- und Früchtenkranz verlierenden Landes, wo es keinen Winter gibt mit Schnee und Eis, nicht einmal Süditaliens dafür geltende Regenmonate, erwecken ein augenblickliches Verlangen, in diesem schönen Eden bleiben zu können; aber die mächtigere Liebe zur vaterländischen Heimath besiegt bald wieder diesen Wunsch.

Indessen schwinden die Stunden unter diesem Spiel der Empfindungen und Wünsche so rasch und unterhaltend vorüber, daß man der belebenden Staffage ganzer Gruppen von Gesellschaften, welche die Felsenpartie besuchen, nicht bedürfte, obwohl sie zur Annehmlichkeit des Orts und zur glücklichen Unterbrechung einer sich zu sehr vertiefenden Isolirung der Seele beiträgt. Erblickt man aber unter den fremden Besuchern Bekannte, wenn auch nur flüchtiger Reisemomente, die im Ausland Jahre ersetzen, dann ist der Genuß durch seine irdische Mischung vollkommen, und was man empfindet, geht in sprudelnde Wechselrede über; denn die Mittheilung und der Anklang sind Hauptbestandtheile unsers Lebensglücks. So fand ich hier wieder einen jungen Franzosen aus Arles, von dem ich bereits an verschiedenen Orten ein halbduzendmal Abschied genommen hatte, wie er von mir, zu unser beiderseitigen, großen Belustigung. Er bedauerte wegen seiner Damengesellschaft nicht länger bei mir bleiben zu können, aber wir kamen überein, in der Hoffnung uns wieder zu sehen, diesesmal nur provisorisch Abschied zu nehmen. Noch einmal ließ ich meine freudigen Blicke über das Rundgemälde des immer im Frühlings- und Sommergewand prangenden einzigen Hyères umherschweifen, verfolgte seine paradiesischen Gefilde über die Salinen hinaus, die sich links weithin ausdehnen und gewichtigen Reichthum spenden, der sich dem der südlichen Früchte-Erzeugniß anreiht; dann seitwärts hin mit dem abgedammten alten Hafen und den bewaldeten Buchten, bis im violetten Tintenschmelz der Ferne der endlose Küstenbogen auf der Höhe des Meeres mir entschwand.

Die Stellung des chinesischen Reiches zu den indischen Staaten.

(Schluß.)

Schreiben der Factorei der englisch-ostindischen Compagnie in China an den General-Statthalter von Indien, Lord Moira.

Mylord!

Die Depesche Eurer Herrlichkeit vom 15 Junius, wodurch wir von den Maßregeln benachrichtigt werden, welche gegen den Radschah von Nepal ergriffen werden sollen, ist uns richtig zugekommen. Vor Allem ist es unsere Pflicht, unsern wärmsten Dank auszusprechen für die Absicht, in welcher diese Mittheilung uns gemacht wurde, da das Schreiben Eurer Herrlichkeit, falls die chinesische Regierung diesen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit zuwenden sollte, uns hoffentlich in den Stand setzen wird, jegliche befriedigende Erklärung zu geben.

Die Beamten der Regierung zu Canton werden wohl nicht Willens seyn, sich in Unterhandlungen über einen Gegenstand, der nicht unmittelbar die Interessen ihres Kreises berührt, einzulassen, ohne dazu besonders von Peking aus bevollmächtigt zu seyn; denn keine Vorstellung von dem großen Nutzen, der ihrem Lande dadurch erwachsen würde, daß nämlich Streitigkeiten mit irgend einer andern Macht verhindert würden, könnte einen der Regierungsbeamten (wenigstens keinen von denen, mit denen wir es zu thun hatten) dazu vermögen, sich in eine Sache einzulassen, die ihm am Ende eine große Verantwortlichkeit aufladen möchte. „Ueberdieß ist zu bedenken, daß ihre gänzliche Unwissenheit über die Lage und Verhältnisse anderer Länder es sehr schwierig machen würde, ihnen die Gründe begreiflich zu machen, auf die man sich bei solcher Gelegenheit berufen müßte.“

Wenn wirklich chinesische Officiere in Nepal sich aufhalten, so haben deren Berichte höchst wahrscheinlich eher dahin gewirkt, die Befürchtungen der Regierung zu Peking zu beschwichtigen, als sie aufzuregen; und dieß noch um so mehr, wenn die chinesischen Streitkräfte bereits mit denen des Radschah von Nepal vereinigt worden wären. Ew. Herrlichkeit wird es wahrscheinlich nicht unbekannt seyn, mit welcher redseligen Breite die Chinesen die Heldenthaten ihrer Armee bis in die kleinlichsten Umstände auseinander setzen: eine Niederlage oder sonst ein Unfall wird beinahe gar nicht eingestanden. Nun sind aber die brittischen Heere aus allen ihren Kämpfen bisher siegreich hervorgegangen. Der chinesische Befehlshaber wird daher Alles aufbieten, um ferner nicht mehr mit ihnen feindlich zusammenzutreffen, sondern er wird im Gegentheil jegliche China befriedigende Verfügung von Seiten Ew. Herrlichkeit benützen, um einen günstigen Bericht an seine Regierung abzustatten, und zwar einen solchen, der es ihm möglich machen würde, alle bestehenden Streitigkeiten auszugleichen.

Es würde uns sehr leid thun, wenn die Furcht, es könnten die Interessen der ostindischen Compagnie darunter leiden, die Wirkung hätte, daß irgend eine Kriegsunternehmung, welche zur Aufrechthaltung der brittischen Rechte nach Nepal oder sonst wohin unternommen werden sollte, dadurch einen Aufschub erlitte. So weit unsere Kenntniß des Charakters und Betragens der chinesischen Regierung uns zu urtheilen befähigt, so sind wir weit davon entfernt zu befürchten, es könnte ein wirklicher Nachtheil oder Schade daraus entstehen, wenn die Macht der brittischen Nation gegen Nepal oder auch gegen China selbst aufgeboten würde. Wir sind fest überzeugt, daß gerade das Bewußtseyn, die Compagnie habe alle Mittel in Händen, jegliche ungerechte oder beleidigende Maßregel wieder zu vergelten, die beste, wenn nicht die einzige Sicherheit ist für den Fortbestand ihres Handels mit dem Lande der Mitte.

Da die Bestrebungen der Compagnie in China rein commercieller Natur sind, so beschränkt sich Alles, was von der chinesischen Regierung gefordert werden kann, darauf, daß die zum Besten des englischen Handels getroffenen Anordnungen von den Regierungsbeamten zu Canton nicht verletzt, und daß, wenn dieß wirklich geschähe, unsere Vorstellungen nach Peking gesendet werden dürften.

Eine so billige Forderung würde die kaiserliche Regierung ohne Zweifel auf der Stelle genehmigen.*) Denn wir glauben, daß die von den Cantoner Beamten eingeführte Sitte, unsere schriftlichen Mittheilungen zurückzuweisen, weder allgemein bekannt noch von der kaiserlichen Regierung sanctionirt ist. Wenn die Cantoner Beamten wüßten, daß die Engländer die Mittel in Händen haben, die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung auf sich zu ziehen, so würden sie in ihrem Betragen sicherlich behutsamer und umsichtiger werden. Vielleicht würden sie dadurch gar von ihren ungerechten Maaßregeln abgehalten werden, welche von Zeit zu Zeit dem Handel solche Störungen und Unterbrechungen verursachen.

So wie jetzt unsere Angelegenheiten stehen, haben wir kein anderes Mittel, einer drückenden oder ungerechten Maaßregel zu widerstehen, als die Weigerung, unsern Handel fortzusetzen, bis die Regierung sich bereitwillig erklärt, ihre ungerechten Maaßregeln aufzugeben. Wir nehmen aber unsere Zuflucht zu dieser Maaßregel, aus der Ueberzeugung, daß der englische Handel zu Canton für China ebenso wichtig, ebenso nothwendig ist, als für England. Trotz des hochmüthigen Tones, der in dieser Beziehung in ihren officiellen Urkunden herrscht, müssen wir annehmen, daß die chinesische Regierung fern davon ist, ein gänzliches Handelsverbot oder auch nur eine Unterbrechung des Verkehrs mit Fremden zu wünschen oder zu beabsichtigen; im Gegentheile glauben wir, daß die Cantoner Beamten sich schwer rechtfertigen könnten, wenn durch ihre Schuld eine gänzliche Aufhebung aller unsrer Handelsverbindungen herbei geführt werden sollte.

*) Diese beiden Punkte sind bekanntlich falsch.

Das Fest Siin bei den Tataren im russischen Gouvernement Wiätka.

Die Ureinwohner dieses Gouvernements sind Finnen (Wotjäken und Tscheremissen). Die Russen kamen als Colonisten dahin, die Tataren aber als Eroberer und Nomaden. Dieß Verhältniß hat bis auf unsere Zeit fortgewirkt, und die letztern sind noch immer die schlechtesten Ackerbauer: sie sind klüger und einsichtsvoller als die Tscheremissen und Wotjäken, haben einen kräftigen Körperbau, und könnten, wenn sie arbeiten wollten, leicht zu Wohlstand gelangen, aber sie sind dem Landbau abgeneigt und mögen sich nicht sonderlich anstrengen; der Ackerbau ist bei ihnen immer im schlechtesten Zustande, und sie machen sich immer zuletzt an die Feldarbeiten. Wenn die Russen, Wotjäken und Tscheremissen im Frühjahre pflügen und im Laufe eines Monats die Frühlingsaussaat besorgen, dann feiern die Tataren den Siin, und kümmern sich verzweifelt wenig um den Ackerbau. Dieß Fest ist kein religiöses, und schreibt sich schon aus sehr alter Zeit, also wahrscheinlich aus der heidnischen Zeit her. Fast jedes Dorf hat seinen Tag, an welchem die Tataren der umliegenden Dörfer zum Feste zusammenkommen. Nach der Bewirthung in den Häusern geht es hinaus aufs Feld, wo Pferderennen und Wettkämpfe gehalten werden. Der Sieger erhält zur Belohnung hübsche Halstücher, Leinwand, Leibbinden u. dgl. Am folgenden Tage geht es in ein anderes Dorf zu demselben Feste und so fort. Der Siin beginnt in der Mitte Aprils und dauert bis Ende Mai, dann erst machen sie sich mit ihren abgetriebenen Pferden an die Ackerarbeit. Das Fest ist offenbar das eines wandernden Hirtenvolkes. (Journal des russ. Ministeriums des Innern. Nov. 1839.)

Die protestantische Mission in China.

(Fortsetzung.)

So wie in Europa, so hat auch in China jeder die Erlaubniß, auf seine Gefahr hin, über die regierende Dynastie, über die allgemeinen Begebenheiten des Reiches, wie über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens zu schreiben, was ihm beliebt. Die officiellen, d. h. die von den angestellten Reichshistoriographen nach authentischen Urkunden und Nachrichten verfaßten Annalen, werden aber erst nach dem Untergange einer jeden Dynastie öffentlich bekannt gemacht. Es werden zu diesem Endzwecke die gleichzeitigen Denkwürdigkeiten der Staatsgeschichtschreiber, die Berichte der Civil- und Militärbeamten, so wie alle andern öffentlichen Actenstücke in den Staatsarchiven, bis zu dem Aussterben oder der Vernichtung der Herrscherfamilie, mit großer Sorgfalt aufbewahrt. Es ist gewöhnlich einer der ersten Befehle des Begründers einer jeden neuen Dynastie, daß die Annalen seiner Vorfahren im Reiche ausgearbeitet und der Oeffentlichkeit übergeben werden. Diese officiellen Annalen geben uns, neben den ausführlichen Kaisergeschichten, sichere und ins Einzelne eingehende Berichte über alle Personen und Sachen; sie enthalten zugleich die Staats-, Sitten- und Literaturgeschichte während der Regierung der untergegangenen Dynastie. Am Ende dieser Reichsannalen werden dann die fremden Länder aufgeführt, die man unter dieser Dynastie kennen lernte, und die Nachrichten mitgetheilt, die sowohl über sie, als über die früher bekannten fremden Staaten durch Reisende oder Abgesandte im Mittelreiche bekannt geworden sind. Die Dynastie der Ming oder des Glanzes begann mit der Periode Hong wu oder des glücklichen Kriegers (1368 u. Z.), und endete im Jahre 1644. Die officiellen Annalen dieser Herrscherfamilie erschienen aber erst im Jahre 1712 in dreihundert zwei und dreißig Büchern, die zusammen hundert chinesische Hefte oder Bücher füllen; sie befinden sich vollständig in der chinesischen Büchersammlung zu München. Unter dieser Dynastie kamen bekanntlich in neuerer Zeit — es gab schon Missionäre in China während der Regierung der Juen oder Mongolen, und noch früher — zuerst wiederum christliche Missionäre nach China, und man findet über sie unter der Ueberschrift: „Fremde Reiche,"*) ausführliche Nachrichten, die wir hier ihrem wesentlichen Inhalte nach als einen in seiner Art einzigen Beitrag zur Kirchengeschichte mittheilen wollen. Wir haben uns dabei bloß hie und da die Freiheit genommen, die durch die Eigen-

*) Wei kue XII. 15.

thümlichkeiten des chinesischen Idioms bedingten Verstümmlungen fremder Namen mit den richtigen europäischen Benennungen zu vertauschen.

„Italia,*) so heißt es in dem angeführten Buche der Reichsannalen, liegt in dem großen westlichen Ocean, so wird gemeinhin Europa von den Chinesen genannt, und war aus frühern Zeiten unbekannt. Während der Periode Wen li (1575 bis 1620) kam ein Mann dieses Reiches, Li ma teou oder Matthäus Ricci geheißen, nach der Hauptstadt und verfertigte eine Generalkarte über alle Reiche. Er gab vor, daß die ganze Erde aus fünf großen Continenten bestände; der erste heiße Asia, der ungefähr hundert Reiche enthielte, wovon das Mittelreich das vorzüglichste; der zweite Europa, der ungefähr siebzig Reiche umfasse, wovon das vornehmste Italia; der dritte sey Libya und der vierte Amerika, der sehr groß sey und in Nord- und Südamerika getheilt werde, die beide vermittelst einer Erdzunge verbunden seyen. Sehr spät erst wäre der fünfte Continent, Magellania,**) entdeckt worden. Dieß sey nun alles Land der Welt — und was dergleichen abenteuerliches, unkritisches Geschwätz mehr ist. Daß aber das Land Italia in der That vorhanden ist, das kann man nicht bezweifeln, denn Leute dieses Reiches kommen in großer Anzahl nach dem Mittellande.

„Alle Reiche Europa's haben insgesammt die Lehre des Herrn des Himmels, Jesu, angenommen. Jesu ward in Judäa geboren — ein Reich, das in Asien läge, und seine Lehre wanderte gen Westen nach Europa. Seine Geburt fällt in das zweite Jahr der Periode Juen scheou des Kaisers Ngai ti der Han-Dynastie,†) und es sind demnach, wenn man alle Cyklen von 60 Jahren zusammenrechnet, bis zum neunten Jahre der Periode Wen li, tausend fünfhundert und ein und achtzig Jahre verflossen. Matthäus Ricci hielt sich zuerst, nachdem er 90,000 Li oder chinesische Meilen zur See zurückgelegt hatte (1583), in den Oertern Hiang schan und Gao (Macao), zur Districtshauptstadt Kuang tscheou gehörig, auf und verpflanzte von hier aus mit seiner Lehre ungehindert das Mittelland. In dem neunundzwanzigsten Jahre kam er nach der Hauptstadt in die Halle Kuan ma, um Gegenstände seines Landes als Tribut darzubringen. Diese Italiener nannten sich selbst Leute des großen westlichen Oceans. Im Sittenministerium (zu dessen Geschäftskreis die auswärtigen Angelegenheiten gehören) durchforschte man die gesammelten Satzungen des Reiches, und fand, daß es wohl ein Reich So lo oder Cholo im westlichen Ocean ††) gebe, daß sich aber von dem großen westlichen Ocean keine Spuren vorfänden. Man wußte demnach nicht, ob seine Angabe gegründet sey oder nicht. Auch kann man nicht begreifen, warum Matthäus so lange im Lande sich aufhält und dann erst sich aufmacht, den Tribut zu überbringen. Noch viel weniger ist es denkbar, daß er einzig und allein aus guten Absichten von so fernen Gegenden hieher gekommen sey, um nämlich kostbare Gegenstände als Tribut darzubringen. Der Tribut, den er brachte, bestand nämlich in einer Abbildung des Herrn des Himmels, der Mutter des Herrn des Himmels und dergleichen Gegenständen, die sich durchaus nicht geziemten und dessen ungeachtet angenommen wurden. Dann brachte er auch Knochen von Geistern und Unsterblichen und andere Sachen dieser Art, als wenn die Geister und Unsterblichen ihre Knochen zurücklassen und nichtsdestoweniger von dannen schweben könnten. Zu den Zeiten der Tang-Dynastie erklärte Han ju dergleichen für ein böses Zeichen und sagte, es wäre unpassend, Knochen an den Hof zu bringen.*) Das Sittentribunal bat deßhalb, daß man Ricci beschenken und ihn dann in sein Land zurücksenden möge. Man sollte ihm nicht erlauben, in den beiden Hauptstädten, zu Nanking und Peking, frei mit den Chinesen zu verkehren; es könnten Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Man handelte aber nicht, wie es sich geziemt hätte. Es wiederholte deßhalb am achten Monat das Tribunal seine Bitte, Ricci eiligst zurückzusenden; es ward aber ebenfalls nicht darauf geachtet. Der Kaiser hatte im Gegentheil seine Freude an dem von ferne Hergekommenen; er gab ihm Wohnung und Kost und beschenkte ihn reichlich. Ricci blieb demnach im Lande; er starb im vierten Monate des achtunddreißigsten Jahres (10 März 1610). Er ward außerhalb der westlichen Mauer der Hauptstadt zu Grabe bestattet. Nach Matthäus Ricci kamen viele andere Bewohner des großen westlichen Oceans. Sie hielten sich theils zu Nanking, theils an andern Orten auf und verbreiteten daselbst das Christenthum; sie machten angesehene Beamten wankend und verführten das Volk, welches auf sie hörte; auch gaben sie prahlerisch vor, daß ihre Gebräuche in allen Beziehungen die der Chinesen überträfen." Es wird dann erzählt, wie die Jesuiten die Astronomie und den Kalender verbesserten, daß sie ein eigenes Werk darüber ausarbeiteten und zu Präsidenten des mathematischen Collegiums erhoben wurden. Gegen das Ende dieses denkwürdigen Abschnittes lesen wir dann folgende Worte: Die Leute dieses Landes, welche gen Osten gekommen sind, waren sämmtlich erleuchtete, einsichtsvolle Gelehrte, es war einzig und allein ihr Bestreben, ihre Religion zu verbreiten, ohne auf äußere Vortheile zu sehen. Sie haben viele Schriften herausgegeben, wodurch eine Masse Volkes verführt ward.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man erinnere sich, daß die ersten Nachrichten über Europa den Chinesen durch Missionäre zugekommen sind, die sämmtlich Italiener waren; daher die italienische, oder richtiger lateinische Endung der europäischen Namen.

**) Mercator nannte Australasien nach seinem ersten Entdecker und Weltumsegler Magellanica.

†) Nach der gewöhnlich angenommenen Chronologie fällt sie ein Jahr später, in das erste Jahr der Periode Juen schi.

††) Ein Königreich auf der Koromandelküste.

*) Han ju, ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, behauptete in einer deßfalls Eingabe an den Kaiser Hien tsong, daß es sehr unschicklich sey, eine angeblich Reliquie von Buddha an den Hof zu bringen. Siehe Histoire générale de la Chine VI. 423. Tschao kong, der Minister des Wu wang, sagte: wenn ein Fürst die Tugend liebt, so bringen ihm alle Völker Tribut; doch seyen es bloß nützliche Gegenstände, wie Kinder und Lebensmittel. Schu king IV. 6.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 49 u. 50** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Proben aus neuen französischen Lyrikern. — Der jüngste Tag.** (Fortsetzung.) — **Gedichte von Robert Burns.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49 u. 50.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

25 April 1840.

Proben aus neuen französischen Lyrikern.

I. Die Waise.

Von Alexander Soumet.

„Geflohen habe ich den Schlaf,
Den mir kein süßer Traum begleitet;
Der Nebel lag noch ausgebreitet
Als mich die Sonn' hier oben traf.
Des jungen Vogels treue Mutter
Bracht', während er im Strauche sang,
Ihm eil'gen Flugs das Lieblingsfutter;
Da weint' ich still und seufzte bang:
Das Vöglein sitzt in Blüthenzweigen,
Und eine Mutter pfleget sein,
Warum muß ich nur so allein
Und ohne Mutter traurig schweigen?
Mich fand man einst auf einem Stein
Vor jener Kirchenthüre liegen;
Nie schlief an Mutterbrust ich ein,
Und Niemand kam mich einzuwiegen.
Verbannt aus meiner Eltern Arm,
Schleich' ich mich nur durch's Dörfchen leise:
Wer nähme Theil an meinem Harm
Hier in dem fremden Menschenkreise,
Wer dächte wohl der armen Waise?
Auf mich fiel liebend nie der Blick,
Und Niemand klagt um mein Geschick!
In der Geschwister munteren Reihn,
Im Schooß der Eltern froh zu seyn, —
Von fern nur sah ich dieses Glück! —
Wenn Abends Alle froh versammelt,
Und's Feuer knistert im Kamin,
Die Mutter horcht wie's Kindchen stammelt,
Das lächelnd spielt auf ihren Knie'n;
Da geh' ich weinend von der Stelle,
Und wende mich nach der Capelle,
Dem einz'gen mir nicht fremden Orte,
Wo man mir nicht verschließt die Pforte.
Und auf dem Stein, wo man mich fand,
Such' ich mit abgezehrter Hand,
Und mit des Herzens vollstem Sehnen,
Nach einer Spur von Mutterthränen.
Oft irr' ich durch der Gräber Mitte,
Die fremd mir, wie die Menschen sind:
Denn, wo ich wende meine Schritte,
Ich bleib' ein elternloses Kind!
O Gott, erhör' mein heißes Flehen,
Laß endlich mich zur Mutter gehen!"

Und bei dem nächsten Morgenroth
Starb sie den oft gewünschten Tod.
O Mutter! war ihr letztes Wort.

Die Sage geht, daß in dem Ort
Sich eine Fremde nach dem Grabe
Geheimnißvoll erkundigt habe.
Jedoch das Grab war unterdessen
Versunken spurlos und vergessen.

II. Der Fall der Blätter.

Von Millevoye.

Es fiel im Herbst, mit sanftem Schall,
Erstorb'nes Laub schon von den Bäumen,
Und in des Waldes öden Räumen
Schwieg längst das Lied der Nachtigall.
Da wandelte, mit matten Schritten,
Ein bleicher Jüngling durch den Hain,
Die wunde Brust von Schmerz zerschnitten:
Es sollt' zum letztenmale seyn!

„Geliebter Wald, sprach er, dein Trauern
Verkündet mir mein bittres Loos;
Wie deine Blätter niederschauern,
Sink' ich auch in des Grabes Schooß.
Erfüllt gehn die prophet'schen Worte:
„Wenn in dem Herbste fällt das Laub,
„Erschließt sich dir die Todespforte,
„Wird deine Jugend ihr zum Raub.
„Cypresse hält dich eng umfangen,
„Beschattet deine bleichen Wangen,
„Schon neigst du dich dem Grabe zu;
„Und ist der Wiesen Schmuck vergangen,
„Dahin der Trauben Glühn und Prangen,
„So gehst du ein zur ew'gen Ruh." —
Zur ew'gen Ruh! — Im Jugendlenze
Von eis'gem Todeshauch erfaßt,
Drückt, statt der heitern duft'gen Kränze,
Mein Haar des Todtenkranzes Last!
So rauschet denn, ihr Blätter, nieder,
Verhüllet d'esen Trauersteg;
Deckt auch mein Grab aus Mitleid wieder,
Zeigt meiner Mutter nicht den Weg.
Doch nahet sich, die Händ' gerungen,
Das Aug' in Thränen, grambezwungen,
Mein armes Mädchen diesem Wald,
Dann säuselt sanft und weckt mich bald,
Und bringt ihr meine Huldigungen.

Er spricht's und geht; kehrt nicht zurück! —
Es rauscht das letzte Blatt hernieder,
Es bricht sein irdisch Lebensglück;
Den lieben Wald sieht er nicht wieder.
Doch die Geliebte lenkte zu
Dem stillen Grabe nicht die Schritte;
Umsonst war seine letzte Bitte:
Nichts störte seine tiefe Ruh
Als manchmal noch des Hirten Tritte. —

Dr. Adler-Mesnard.

Der jüngste Tag.

(Fortsetzung.)

Der erste Gesang beginnt mit einer Anrufung an den Engel der Zerstörung, er möchte das Lied des Dichters fortleben lassen:

Erzengel, der mit mörderischer Hand
Städte in Trümmer und in Staub du wandelst,
Tyrus', Sidons Paläste löschtest aus,
Daß man auf ihrer Stätte Netze trocknet;
Du, dessen glühender Hauch wie Stroh verzehrte
Die Marmorsäulen Sodoms und Gomorrha's,
Der du, den Nil von Memphis bis Luxor
Durcheilend, mit der großen Wüste gleich
Aegypten machtest; der du Babylons
Der starken Buhl'rin, glänzend wilde Feste
Im Tod erstickest, ihre prächt'gen Mauern
Zum Ysop an der Erde niederdrücktest, —
Der Schakal haust in ihrer Kön'ge Schloß! —
Der du mit Flammen überwölbst die Berge;
Und Napels Meeresfluth und Land und Himmel
Erleuchtend mit röthlichen Feuers Glanz,
Drei Städte unterm Lavastrom verschlangst;
Und um Salems zerstörte heil'ge Wälle
Noch, nach zweitausend Jahren, Thränen weckst,
Und ihre Kinder, wie es ihr gedroht ward
Vor Zeiten, hältst zerstreut nach den vier Winden;
Der mitten unter Festen Lissabon
Du überrascht hast, noch die Castagnetten
An ihren Händen, Blumen in den Haaren,
Und, unterm Tanz den Boden unterhöhlend
Sie lachend stürztest in die Nacht des Sarge,
Und über den hinabgeschlungnen Mauern
Das Meer ausdehntest wie ein Leichentuch;
Du unsühnbarer Feind der Menschenwerke,
Der du verschlingst, was unsre Hand erschafft,
Und, nicht begnügt mit diesem furchtbarn Raub,
An Gottes Werke dich verwüstend wagst;
Der du die wilden Meere aufgeboten,
Damit das Land der Riesen zu begraben,
Und Wogen zu der Berge Gipfel führend
Der Strafen Größe machtest gleich der Schuld;
Der du die Erde, als du sie gerettet
Sahst aus dem nassen Element, sie wie
Ein altes Kleid zerrissest, dessen Fetzen,
Die riesenhaften, die zwei Welten bilden,
Die jetzt das weite Reich der Wellen scheidet:
Laß, Tödtlicher, laß leben du mein Lied,
Vernommen von Jahrhunderten der Zukunft,
Falls nicht bald aller Sang verstummen muß,
Falls ein'ge Hoffnung noch der Erde bleibt,
Falls eine Zukunft dem Jahrhundert übrigt,
Dem sündenraubten, welches seinen Vater
Verachtet, läugnend die Vergangenheit;
Wo jeder neue Tag sich rühmt, ein Gott,
Und auf den gestrigen häuft Hohn und Spott!

Aber warum den Genius der Zerstörung anrufen? fährt der Dichter fort; ist er ja doch mitten unter uns! Und jetzt folgt ein Blick auf den moralischen Zustand der Welt, welcher nichts Tröstliches darbietet; Alles ist voll Thorheit, Wahnsinn, Laster, Blindheit:

Alles erschlafft und stirbt, die Götter selbst,
Die Throne liegen, die Tribune wanken,
Das Volk, zerbrechend seiner Kön'ge Scepter,
Sieht darum doch nicht mehr sein Recht geachtet,
Sein Arm, allmächtig gegen den Bedrücker,

Ist schwach und lahm, wenn's aufzubauen gilt.
Fort brennt der Krieg der Großen und der Kleinen;
Der Diener übt Verrath, der Herr ist grausam.
In unsern Städten hält der Hunger Werbung
Und zwingt Wohlthaten ab der reichen Habsucht.
Die Obrigkeit, die mit der gestrigen
Empörung Blut getaufte, unterdrückt
Neuer Empörung Stifter mit dem Tod.
Gerechtigkeit verhüllt vor Gram ihr Antlitz;
Richter und Schuld'ger tauschten ihre Rollen;
Bang, fehl zu greifen, zögert beim Verbrechen
Dein Schwert, Gesetz! und scheut sich es zu strafen;
Der Richter zittert vor dem Angeklagten,
So sehr, o Jammer! gleicht dem Recht das Unrecht!

Es folgt ein Abschnitt: Vision überschrieben. Der Dichter wird in einer Nacht, nachdem er den Tag über viel über das Verderben der Welt nachgedacht, im Traum von einem Engel mit eiserner Hand bei den Haaren ergriffen und in die Luft geführt. Es ist ganz Nacht; der Himmel ist trüb wie ein überhauchter Spiegel und die Sterne flimmern nur schwach durch den Nebel. Der Dichter schaut auf die Erde hinab und sieht unten, im dunkeln Schatten auf einem hohen Vorgebirg beim Licht von Feuern Gruppen unruhig sich bewegen. Angst spiegelt sich in ihrem Antlitz. Endlich hört er von unten die Worte: „Zehn Uhr und noch glänzt die Sonne nicht am Himmel, die schon das Drittheil ihrer Bahn sollte zurückgelegt haben!“....

Doch sieh da! plötzlich eine Feuerlinie,
Ein Haar breit, tritt hervor am schwarzen Himmel;
Es wächst ihr traur'ges Licht allmählich an
Und säumt mit Blut eine seltsame Wolke,
Die meinen Blick mit jähem Schreck betäubte,
Wie das Gewand eines Gemordeten.
Doch hat selbst dieß trübsel'ge Morgenroth
Die Hoffnung der Elenden neu belebt,
So hatte mit Entsetzen und mit Grausen
Die ew'ge Nacht zuvor ihr Herz erfüllt:
„Neu kommt das Glanzgestirn,“ so jubeln sie,
Um die geliebte Erde zu beleben!
Nicht nahm auf ewig Abschied es von uns;
Sein Nahen hat den Himmel schon beruhigt.
Sey Lob und Preis den hohen Händen, die
Nicht seiner glühnden Scheibe Zügel ließen!“
So lassen eines Fischers bange Kinder,
Der ausbleibt wenn schon Nacht einbricht und Sturm,
Um zu erspähn das Schiff, das schon verloren
Sie glauben, ihre thränenvollen Augen
Hinschweifen in die gränzenlose Ferne;
Sehn dann den Mast sie aus den Wellen ragen,
So lebt die Hoffnung auf, das Schluchzen schweigt,
Zum Himmel heben dankend sie die Hände.

Losmachend sich von diesen blut'gen Dünsten
Zeigt jetzt die Sonne sich am Horizont,
Doch wie ein König trüb, den aus dem Kerker
Man führt, und der, die Leiter des Schaffots
Ersteigend, muß mit seinem Tod eröffnen
Ein ungeheures Opfer, einen Abgrund
Austhun, des nimmersatter Hunger wird
Verschlingen das verfluchte Königreich.
Nicht mehr der Ries' ist's in der Rüstung Glanz,
Der flehn das Chaos macht, tritt er vors Zelt;
Nicht der beglückte Gatte, dessen Antlitz
In der Erinnrung an die Brautnacht glänzt,
Den einst des Morgenlandes Harfe grüßte
Als er entstieg dem hochzeitlichen Lager;
Es ist nicht mehr der Helden große Gottheit,
Der Jugend Bild in ihrer Ewigkeit,
Der, seine flammenmähn'gen Rosse treibend,
Das Weltall mit Lichtwellen übergoß;
Dem, im Triumphzug, Kaiserglanz verdunkelnd
Das Morgenroth, ein Sklave, lief voran;
Es ist nicht mehr das fruchtbar goldne Bild,
Das der getäuschten Welt Huld'gung erzwang,
Und, durch der Sinne Thor das Herz erobernd,
Des wahren Gotts Altar den Weihrauch stahl.
Der ew'gen Jugend nahen jetzt die Falten;
Gedämpft von fahlen Flecken ist ihr Glanz;
Gleichwie ein greiser Schädel ohne Haare
So ist sie jetzt, entkleidet ihrer Strahlen.
Sie schauend schlägt sich Jeder an die Brust,
Daß nah die Welt dem Untergang, erkennend.
Die Mütter preßten an die Brust die Kinder;
Der Wüstenthiere grauenvoller Schwarm
Erfüllte mit Geheul die nackten Ebnen,
Die, sandig, in die Wolken sich verlieren.
Der unheilschwangre Glanz im Blick des Löwen
Verrieth zum erstenmal jetzt Angst und Zagen.
Als ob in Brand gesteckt die Wälder wären,
Senkt, ziellos, der erschrockne Vogel seine Schwingen.
Aus ihrem Felsverstreck taucht vor die Schlange
Wie um des heiß'sten Sommertages Mitte.
In Sätzen wirft das Pferd zurück den Staub,
Aus seinem Auge sprühen gelbe Blitze.
Des Sumpfes Büffel, himmelwärts gereckt
Die Nase, schlürft die Luft ein wie vorm Sturm.
Der Leviathan hebt das Meer empor
Und sprengt das Eis der nördlichen Gewässer;
Die Bahn durchrennt vom Pol er zum Aequator,
Und fät' auf seinem ganzen Laufe Sturm;
Er drängt die Wellen auf die Hemisphären
Und jagt den Ocean weit ins Land hinein.
Schauend den Tod auf ihrer Kön'gin Antlitz,
Stößt die Natur aus des Entsetzens Schrei.

Der zweite Gesang versetzt uns in die Region der Leere:

Einförm'ge Oede, wo nur Nacht und Schweigen schwimmt,
Wo nichts das Auge sieht, und nichts das Ohr vernimmt;

wo die in ihrer Thätigkeit gelähmten, entsetzten Sinne, um sich

zu beruhigen, die innere Heimlichkeit des Ichs ſuchen, wie Reiſende in einer Schneenacht an ein hülfreiches Kloſter pochen. Hierauf gelangt der von dem ſtummen Engel emporgetragene Dichter an die Stätte, wo die vergangenen Jahrhunderte, die Geſpenſter der Städte und Nationen weilen. Wie der Dichter das Auge auf dieſe geſpenſtiſchen Geſtalten heften will, entfliehen ſie alle; nur eine bleibt:

Doch Eine ſah ich, rieſenhaft von Wuchs,
Die, keck, ſich durch mein Nahen nicht ließ irren,
Sey's, daß ſie mich erkannte als ihr Kind,
Oder, noch treu der Ahnmeszeit Inſtinct,
Ihre muthvolle Seele noch im Tod
Furcht oder Flucht für ſchmählich achtete.
Ihr nebliges Gewand, dem Mantel ähnlich,
Womit die Nacht des Abends Schultern deckt,
In [illegible]ngen Falten zu den Füßen reichend,
Zeigte ein bunt Gemiſch von Wappentrümmern,
Bienen und Lilien, Adler und die Wage,
Und des hochmüth'gen Galliers wachen Vogel,
Au[illegible] andre Zeichen, die mir unbekannt
Und halb verſteckt vom faltigen Gewand.

Der Dichter bittet den Engel, die Geſtalt anreden zu dürfen; es wird gewährt; er befragt ſie um ihren Namen und erfährt, daß es das Geſpenſt Frankreichs iſt. Der Dichter bricht in Wehklagen aus und bittet ſie, ihm die Geſchichte ihres Untergangs zu erzählen, was ſie thut:

„Nicht hat der Fremdling mich ins Herz getroffen;
Welch Schwert beſiegte wohl das meinige?
Ach! nichts hatt' ich zu fürchten als mich ſelbſt;
In meinem Glanze fand ich meine Klippe;
Denn Gott hat jedem ſtolzen Volk, mein Sohn!
Ein groß Elend nach großem Glanz beſchieden.
Welch prächt'gen Gipfel auch der Stolz erklimme,
Es iſt die Höh' nur die zum Sturz uns bringt;
Auf Erden immer nach dem ſchönſten Spiel
Nur auf ein Grab der Vorhang niederfiel!

Das Geſpenſt erzählt ſeine Schickſale und Leiden, wie es im Leben ſo kräftig und glücklich geweſen, wie aber endlich ein neues Evangelium der Selbſtſucht ſich Eingang verſchafft, das geſellſchaftliche Band ſich gelöst, wie es nur Franzoſen, aber kein Frankreich mehr gegeben habe:

Die Selbſtſucht zeigte ihre ſchnöden Blößen;
Schmachvoller Golddurſt brannte in den Seelen;
Gold zu erwerben ward zum Marktplatz Alles:
Tempel und Forum, Lager und Parnaß;
Dem Prieſter, theilend die gemeine Habgier,
Genügten nicht die heil'gen Schätze mehr;
Tribune, Völkern oder Kön'gen ſchmeichelnd
Machten Geſetz' um Gold, Gold mit Geſetzen.
Schlagend an ſeinen Schild, ſchrie der Soldat
In trunknem Wahnſinn: wer begehrt die Herrſchaft?
Der Dichter ſelbſt ſchmachvollen Handel treibend,
Verkaufte, was im Himmel nur hat Werth;
Die Muſen, Sklavinnen auf dem Bazar,
Sahn ſich dem Gold der Mächtigen gropfert,
Und lebten, ihres heil'gen Amts vergeſſend,
Von Tag zu Tag ein Buhlerleben fort;
Um zu beſchön'gen ihrer Herren Laſter
Wuchs eine neue Sprache bald empor;
In höll'ſchem Sinn verkehrten ſich die Worte,
Bös hieß das Gute und das Böſe gut.
. . . . . .
Bald ward das Bild ich von dem alten Babel,
Das kleinſte Mädchen ſummte ſein Syſtem;
Und jedes Kind von mir, ein ſchlimmer Arzt,
Gab eine tödtliche Arznei der Schwachen,
Doch keines kam in bittrem Schmerz zu mir,
Mir liebend zuzurufen: meine Mutter!
Bei ſolchem Ruf hätt' ich mich aufgerichtet...
Doch kalt blieb jedes Herz... aus war's mit mir."

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Fortſetzung.)

Volkspoeſie kann zunächſt haben, und hat auch öfters wirklich die Bedeutung von Nationalpoeſie. Wo ein Volk eine an Bildung, Intereſſen und an Rechten im Ganzen ziemlich gleichartige Maſſe bildet, da nimmt eine und dieſelbe Poeſie, beſonders ſofern ſie die nächſten, realen oder idealen, Gegenſtände, Intereſſen, Traditionen und Sitten behandelt, die Theilnahme Aller in Anſpruch; und aus dieſer Gleichartigkeit der Bildung und der Empfänglichkeit auch in Bezug auf Poeſie hat man wohl gar ſchon die, freilich unmögliche, Vorſtellung gebildet: als ob ganze Völker oder Stämme ihre Nationalpoeſie gemeinſchaftlich gedichtet hätten. Hieran dürfte indeſſen ſo viel richtig ſeyn, daß der Laune und Willkür des Individuums, welches die Gefühle der Maſſe poetiſch ausſprach, weniger überlaſſen war, daß es ſich mehr von der allgemeinen Stimme mußte beherrſchen laſſen, während ſein Talent immerhin Anerkennung und Achtung finden mußte, ja die lebendigſte und ſtolzeſte Aufmunterung an dem Bewußtſeyn hatte, die Stimme eines allgemeinen, tiefen und mächtigen Gefühls zu ſeyn. In dieſem Sinn kann der Name Volkspoeſie auch auf die Entſtehungsweiſe, nicht bloß auf die Gegenſtände und den Wirkungskreis der damit bezeichneten Dichtungen bezogen werden. So ſind z. B. die ſerbiſchen Dichtungen Volkspoeſie, ſo auch die Homeriſchen Geſänge, ja gewiſſermaßen kann die ganze ältere griechiſche Poeſie Volks- oder Nationalpoeſie heißen. Verſiegen oder doch ſehr in den Hintergrund treten muß die Nationalpoeſie da, wo abgeſchloſſene Kaſten ſich bilden, oder wo, ohne eigentliche Sanctionirung durch Geſetze und Inſtitutionen, im Verlauf der Zeit durch Ungleichheit des Beſitzes und der Bildung eine auffallende Abſtufung der Stände in der Geſellſchaft,

eine Kluft zwischen verschiednen Gesellschaftsclassen entsteht. So bildete sich in Deutschland im Mittelalter eine adelige, eine Ritter- und Hof-Poesie, an welcher zwar wohl auch noch Mitglieder anderer Stände genießend, auch wohl schaffend, Theil nehmen konnten, deren Interessen aber doch dem gesammten Volke ferner standen und ihm nur etwa im Licht von ergötzlichen Mährchen sich darstellten. Mit der Blüthe des Adels und Ritterthums sank auch seine Poesie, und das bürgerliche Element gewann Raum, aber als ein gegensätzliches, nicht als ein universelles, nationales; und in dem am Ende so prosaischen, philisterhaften Meistergesang gegen Ende des Mittelalters können wir unmöglich die deutsche National- oder Volkspoesie im höhern Sinn würdig vertreten finden. Vielmehr war die Poesie im Allgemeinen zu einer so prosaischen und gemeinen Trivialität herabgesunken, daß eine Regeneration derselben unter dem Einfluß höherer, gelehrter Bildung durchaus wünschenswerth und nothwendig war, und so wurde die moderne Poesie mit ihrem überwiegenden Kunstcharakter vorbereitet, welche durch die neuern großen Dichter repräsentirt ist. Die, wohl zum Theil, aber nicht vollständig gelöste Aufgabe der modernen deutschen Poesie dürfte nun die seyn: ihre Erzeugnisse von allem äußerlich sichtbaren Apparat gelehrter Studien und weithergeholter Bildung möglichst zu befreien (ohne daß jedoch die Dichter selbst von jenen unerläßlichen Studien sich dispensirten), damit dieselben für die durchschnittliche Bildung der gesammten Nation zugänglich und verständlich wären; dann würde die Kunstpoesie gewissermaßen wieder zur Nationalpoesie oder Volkspoesie werden. Aber theils wollten und wollen sich die Dichter hiezu nicht verstehen (oder konnten sie es auch ihrer Individualität nach nicht), sie verzichteten großentheils im voraus darauf, die Nation, das Volk zu ergreifen und zu rühren; sie waren mehr darauf bedacht, den Kritikern oder sich selbst zu genügen, und rechneten es sich wohl gar zur Ehre an, wenn man ihren Producten das Zeugniß gab, daß sie nur für eine Elite kunstverständiger, poetischer Adepten geeignet und genußreich seyen; theils ist auch die Kluft der Stände und der Bildungen so groß in Deutschland, daß eine, den größern Theil der Nation in sich begreifende Gleichförmigkeit und Einheit der Fassungskraft, des Geschmacks und der Begeisterungsfähigkeit zu den unmöglichen Träumen gehört. Von der Gesammtmasse des deutschen Volkes hat sich der unendlich größere Theil — was Poesie und Aesthetik betrifft — als Hefe niedergeschlagen, und ein Minimum der Zahl nach bildet das Publicum, welches in Sachen des Geschmacks und der Literatur im Namen der Nation urtheilt und entscheidet. Ohne Absicht und Bewußtseyn wird somit in Deutschland, und auch in andern auf gleicher oder ähnlicher Stufe der Bildung stehenden Ländern, die Poesie zur Standespoesie und vergißt immer mehr die Anforderung: volksthümlich, national zu seyn; das nicht zu den „gebildeten Ständen“ gehörige Volk aber ist durch so gut als gar keine Poesie repräsentirt und befriedigt, denn die Talente, welche etwa unter ihm erstehen, gehen dann meist in die gebildeten Stände über, was bei den dermaligen Verhältnissen keine so große Schwierigkeiten hat, statt eine tüchtige Volkspoesie, im Gegensatz zur Standespoesie, zu stiften und zu hegen. Was von Poesie unter dem Volk (im aristokratischen Sinne des Worts) cursirt, sind einige wenige, ächt poetische alte Balladen und Lieder, oft arg entstellt, ein paar Lieder von Claudius, Schubart, Schiller, Uhland, und außerdem und hauptsächlich eine Menge unsinniger, trivialer und zotenhafter Reimereien. Nur die religiöse, geistliche Poesie, das Kirchenlied, erhält in Deutschland noch eine gewisse Gemeinschaft in der Poesie unter den verschiedensten Ständen, und ist daher auch gewiß aller Aufmerksamkeit werth; indeß zeigt sich in neuesten Zeiten auch hierin, wie schwer die verschiedenen Ansprüche und Geschmacksrichtungen zu befriedigen sind.

Noch ist der Gegensatz der Dialektspoesie und derjenigen Poesie zu besprechen, welche sich der allgemein gültigen Schriftsprache eines Landes bedient. In Griechenland waren die verschiedenen Hauptdialekte, der attische, jonische, äolische und dorische ebenbürtig und wohl auch ziemlich allgemein verständlich; nur die überwiegende Bildung und literarische Fruchtbarkeit Athens bewirkte, daß den spätern Zeiten der attische Dialekt als der dominirende, als die eigentliche griechische Sprache erschien und in den gelehrten Schulen vorzugsweise den Schülern gelehrt wird. Auch in den ältern Zeiten Deutschlands behaupteten die verschiedenen Dialekte in Deutschland, je nach der Zahl ihrer Angehörigen, ungefähr gleichen Werth und konnten die gleichen Ansprüche machen, als deutsche Sprache zu gelten; seit der Erfindung der Buchdruckerkunst jedoch und besonders seit den Zeiten der Reformation, machte sich als allgemein anerkannte Schriftsprache das sogenannte Hochdeutsche geltend, welches man gleichbedeutend mit Reindeutsch nimmt, welches alle Deutsche gleicherweise schreiben, wenn sie auch in der Aussprache sehr differiren und darüber streiten. Auch der gemeine Mann lernt in der Schule hochdeutsch lesen und schreiben, und gewöhnt sich, seinen Dialekt nur als eine Ausartung und Corruption des reinen Deutsch anzusehen, was doch, die Sache historisch angesehen, schwerlich richtig ist, was aber für ihn den Nachtheil hat, daß er, wenn er einen emporstrebenden Geist hat, sich seines Dialekts, wie eines zerrissenen oder geflickten Kleides, schämt, und in einem mühsamen und sonderbaren Hochdeutsch sich wie in einem neuen, nicht auf den Leib passenden, theils zu engen, theils zu weiten Rocke, ängstlich, verlegen und peinlich bewegt. Daß nun dem gemeinen Manne sein provinzielles Idiom, falls er darüber reflectirt, nur als eine Unvollkommenheit zum Bewußtseyn kommt, als Gegenstand des Spottes und Gelächters für Bewohner andrer Provinzen, ohne daß er sich doch leicht das Vollkommene aneignen kann, ist ein bedeutendes Hinderniß für Dialektpoesie in Deutschland, wofür, unter andern Verhältnissen, vielleicht manches Talent geeignet wäre, und deren Cultivirung eine Volkspoesie, gegenüber der Standespoesie, begründen und befestigen könnte. Der ausgebildeten und reichen hochdeutschen poetischen Literatur gegenüber hatte die Poesie in provinciellen Idiomen freilich eine schwierig zu behauptende Stellung; aber wenn sie in verschiednen Provinzen cultivirt würde und gediehe, könnte sich zwischen diesen ein hübscher Wettstreit entspinnen.

Sehen wir uns um, was in Deutschland in der Dialektpoesie geleistet wurde, so ist es sehr Weniges und nicht eben Hoffnungerweckendes. Beinahe alles nämlich, was von dieser Art in neuern Zeiten hervortrat, ging nicht aus den Wurzeln des Volkes hervor, sondern wurde von Gebildeten und Gelehrten in die Seele und in den Mund des Volkes gedichtet; hier sind zu nennen Waizmann, Sailer, Hebel, Seidel. Moriz Rapp in seiner Pragerschlacht und in den Gegenkaisern hat ebenfalls, und zwar mit ausgezeichnetem Talent, die Dialektspoesie angewendet, so jedoch, daß das Hochdeutsche der höhern Poesie zum Organ dient und zugeeignet wird, und die Dialekte nur der lebendigeren Individualisirung und manchmal komischen Effecten dienen. Waizmann und Sailer benützen ebenfalls den (schwäbischen) Dialekt zu komischen Wirkungen, oft auch zu gemeinen Zoten; und wenn die Poesie den Menschen in irgend einer Weise heben soll, so muß man wünschen, sie hätten ihre Productionen dem Volke lieber vorenthalten. Oft kleiden sie nur die Frivolität und Corruption der höhern Stände in das Gewand eines zum Extrem getriebnen Dialekts, der durch einen solchen Gebrauch eigentlich beschimpft und unehrlich gemacht wird. Anders ist es bei den zwei letztgenannten Dichtern, von welchen wir namentlich Hebel noch weiter mit Burns zu vergleichen haben werden; aber immerhin scheint uns eine solche Poesie, aus willkürlicher Hineinversetzung in einen Dialekt entstanden und dem Volk als volksmäßig dargeboten, wenig fruchten und befruchten, keine Wurzeln schlagen und Blüthen tragen zu können; sie scheint uns mehr oder weniger den gemachten Blumen zu gleichen, wenn schon manchmal ein Naturhauch durchweht.

In weit günstigerer Lage, als es in Deutschland möglich wäre, befand sich in dieser Beziehung, in Rücksicht auf die Sprache, der Schottländer Burns. Zwar gilt in ganz Großbritannien Eine Sprache so zu sagen als officielle, — das in der gesammten Literatur herrschende Englische, das auch die schottischen Schriftsteller schreiben. Nicht nur aber ist die schottische Aussprache des Englischen eine andere (und zwar nach der Ansicht der den Ton angebenden Engländer viel schlechtere, breitere und plumpere), sondern es existirt auch ein in der Schreibung der Worte und in den grammatischen Formen, so wie im Gebrauche mancher provinciellen Ausdrücke vom Englischen nicht unbedeutend abweichender, doch aber, geschrieben und gesprochen, für den Engländer noch wohl verständlicher, schottischer Dialekt, dessen sich der tüchtige Schotte nicht schämt, auf den er im Gegentheil, vermöge einer achtungswerthen Anhänglichkeit an seine nächste Heimath und an die Traditionen und Eigenthümlichkeiten eines in frühern Zeiten politisch selbstständigen Vaterlands, stolz ist, ohne sich darum gegen die Geltung und Herrschaft der Englischen im politischen Gesammtvaterlande, dessen Größe und Ruhm er auch zu schätzen weiß, aufzulehnen. Der schottische Dialekt (der, beiläufig bemerkt, der deutschen Sprache in Manchem noch näher steht, als das Englische), noch nicht abgeschrieben und abgeschliffen durch den beständigen Strom einer geschäftigen Literatur, welche zwar die Sprache einestheils bereichert und ausbildet, aber anderntheils auch das schärfere Gepräge verwischt und die Ausdrucksweise so weit stereotypirt, daß nur ein kräftigerer Geist sich der traditionellen Phrasen und Wendungen entschlägt und seine eigene Sprache redet, bot sich einem Dichter wie Burns als ein höchst empfänglicher und willkommener Stoff dar, dem er die Gefühle und Conceptionen seiner Begeisterung einprägen und vermählen konnte; dabei aber war er gar nicht völlig an seinen Dialekt gebunden; wenn er sich das einemal mit Vorliebe und Behagen recht darin ergeht und versenkt, stimmt er das anderemal den Ton eines fast ganz reinen Englisch an, so daß er nicht bloß der provinciellen, schottischen, sondern der englischen Literatur eben so gut angehört. Der schottische Dialekt, in seiner bequemen Natürlichkeit, verleiht den Gedichten von Burns noch einen ganz eigenthümlichen Reiz heimischer Vertraulichkeit und stimmt vortrefflich zusammen mit der Beschaffenheit der Gegenstände, welche meist aus der Geschichte, der Natur, der Scenerie, den Sitten und Traditionen Schottlands, aus den Umgebungen und den nächsten und lebendigsten Interessen des Dichters selbst genommen sind.

So ist die Poesie von Burns Dialektpoesie, aber sie ist es in unabsichtlicher, ungesuchter Weise; sie schließt sich dadurch nicht von allen höhern und allgemeinern Interessen aus, sie huldigt dadurch nicht einer engherzigen oder gar gemeinen Bornirtheit, sondern gewinnt nur an Bestimmtheit und Charakter; der Dialekt, in dem sie sich vernehmen läßt, war einst die Sprache einer Nation; er nähert sich auch in verschiedenen Abstufungen der herrschenden Sprache, und so geht die Dialektspoesie bei Burns gewissermaßen in die Nationalpoesie über, der sie wenigstens in keiner Weise schroff und feindlich gegenübersteht. Und in ähnlicher Weise sind in seiner Poesie auch die andern oben besprochenen Gegensätze mehr oder weniger ausgeglichen und versöhnt. Es ist Naturpoesie — denn der innere Drang und Trieb des Genius machte ihm das Dichten zu einer Nothwendigkeit, er mußte singen, wie die Lerche, die er so oft feiert, — aber es fehlt ihr doch keineswegs die Unterlage und Zügelung einer, freilich nicht schulgerechten, aber darum auch nicht pedantischen und vorurtheilsvollen Bildung durch Muster der besten Art; es ist Volkspoesie, im Gegensatz zur Standespoesie, oder richtiger: es ist selbst Standespoesie, zunächst der Anschauungsweise, dem Kreise des schottischen Landvolks, dem der Dichter angehört, gemäß; aber es begegnet ihm nicht, daß er, wie Goethe von Hebel, wiewohl lobend und anerkennend, sagt, daß er „das Universum durchaus verbauert;“ nicht mit willkürlicher Laune, nicht aus „Bauernstolz“ versetzt er sich in die Anschauungsweise und Zustände des Landmanns, sondern er greift mit seiner poetischen Kraft in die unmittelbare, nächste Wirklichkeit, wie sie ihn in Freuden und Schmerzen, in Entzückungen und Entbehrungen, umgab, ohne Bedenken hinein, gewiß, daß es ihm gelingen müsse, ächte Poesie ihr abzugewinnen, sie mit dem Zauberstab seines Genius in ein goldenes, tönendes Reich des Gesanges und der Glorie zu verwandeln. Sein Stand, seine Beschäftigung, seine nächsten Lebenserfahrungen und Interessen sind für ihn nur der Ausgangspunkt, die Basis seiner Poesie, aber diese selbst erhebt sich, auf-

steigend vom schottischen Moorgrund, von dem Ackerfeld, der Strohhütte des Landmanns, in den reinen blauen Aether des allgemein Menschlichen.

Wir theilen hier die von Goethe übersetzten Worte eines Landsmannes von Burns mit, als die Hauptpunkte seiner dichterischen Eigenthümlichkeit liebevoll hervorhebend und gerecht würdigend.

„Solch eine freundliche, warme Seele, so voll von eingeborenen Reichthümern, solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das späte Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seiner Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er bei diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme des Windes wird ein Psalm in seinem Ohr; wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahin wandern; denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden, und ihr Klang ist Musik.

„Welch ein warmes, allumfassendes Gleichheitsgefühl, welche vertrauensvolle, gränzenlose Liebe! welch edelmüthiges Ueberschätzen des geliebten Gegenstandes! Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht mehr gering und dörfisch; Held vielmehr und Königin; er rühmt sie als gleich würdig des Höchsten auf der Erde. Die rauhen Scenen des schottischen Lebens sieht er nicht im arkadischen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer solchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Ueber die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseyns ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüths, und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken. Dieser poetische Landmann beträgt sich, möchten wir sagen, wie ein König in der Verbannung; er ist unter die Niedrigsten gedrängt, und fühlt sich gleich den Höchsten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen streitig mache — eine Seele wie eine Aeolsharfe, deren Saiten, vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu gesetzlicher Melodie verwandelten."

Das poetische Talent, kann man sagen, beruht auf einem Ueberschuß geistiger Lebendigkeit und Lebenskraft, welche vom Individuum nicht selbst verzehrt, sondern zu Schöpfungen nach außen verwendet wird. Was dem Unpoetischen als leblos erscheint, in dem ahnt und erkennt das poetische Gemüth Leben und Seele, und wo Andre nur ein gewöhnliches Maaß von Lebendigkeit und Beseelung erblicken, da findet er, unter dem Einfluß eines gesteigerten Interesse, ein Unendliches von Schönheit, Geist und Werth. Das scheinbar Unlebendige zu beseelen, das Gleichgültige zu individualisiren, den abstracten Begriff zu personificiren und das Geliebte zu idealisiren — das ist das natürliche Bestreben des Dichters, und diese Eigenschaften besaß Burns in außerordentlichem Maaße, und diesen äußerlich sich offenbarenden Eigenschaften entsprachen natürlich, oder waren vielmehr damit, als ihre Keime und Wurzeln, identisch die Eigenschaften der empfänglichsten, regsten Receptivität, ein Auge voll Licht und Schärfe, ein Ohr, lauschend jedem, für das profane Ohr unvernehmlichen, Ton, einen Sinn, dem sich die geheimen, gleichsam verborgenen Schätze der Poesie wie dem mit der Wünschelruthe bewaffneten Magier verriethen, und eine Seele voll Sehnsucht nach liebevoller Mittheilung und Verkehr, und wie Zunder empfänglich für die Funken der Leidenschaft. Und für jede Empfindung bot sich seinem glücklich organisirten Geist auch sogleich der treffendste Ausdruck im Worte dar.

Ein Hauptzug von Burns ist seine innige Sympathie mit der Natur, die ihm nicht nur in ihrer Lenzes- und Sommerpracht, nein, auch in der Herbst- und Wintertrauer lebt. Wie nicht leicht ein Dichter hat er, der in so beständigem Verkehr mit der Natur stand, sie beobachtet und belauscht, ihr eine Menge der feinsten Züge abgesehen, aber das Alles ohne Studium und Absicht. Als einen Beweis der Gesundheit seiner Naturanschauung aber sind wir geneigt das anzusehen, daß er nichts von einem förmlichen Cultus, von einer Vergötterung der Natur weiß; wenn er die Natur und ihre einzelnen Gegenstände schildert oder feiert, so ist es meist nur gelegentlich; sie dient ihm mehr nur als Hintergrund oder er knüpft an ihre Phänomene seine Empfindungen und Erinnerungen an. Bekanntlich hatten auch die Griechen keine poetischen Naturschilderungen als selbstständige poetische Gattung, so genau sie die Natur in ihren einzelnen Zügen belauschten und daraus Stoff zu den schönsten Bildern und Vergleichungen entnahmen. Lieder, worin sich die liebevollste Beobachtung der Natur und ihrer Wesen, der beseelten und unbeseelten, ausspricht, haben wir früher schon öfters mitgetheilt, und verweisen hier der Kürze wegen auf das so bekannte und berühmte Gedicht: Auf ein Tausendschönchen, das er mit dem Pflug umkehrte, im Jahrgang 1839, Nr. 45 dieser Blätter, wo er an das Schicksal des anspruchslosen, von ihm mit malerischer Treue geschilderten Blümchens Betrachtungen über das Schicksal von Menschen, namentlich auch über sein eigenes, anknüpft; auf das Gedicht: Afton, ebendaselbst, wo die Scenerie des geliebten Flusses lebendig veranschaulicht und des Sängers Liebe zu Marie damit in Verbindung gesetzt wird. In Nr. 121 ebendaselbst findet man eine entzückende, höchst lebensvolle Schilderung der Herbstzeit, ebenfalls mit Empfindungen der Liebessehnsucht verwoben. Aus der uns vorliegenden Uebersetzung lassen wir zwei kleine Lieder ähnlicher Art folgen:

Des Winters Weh ringsher durchnäßt
Mit Regen Thal und Höh',
Des Winters Nord braust stürmend fort,
Und Hagel glänzt und Schnee.
Trüb ist und braun der Bach zu schaun,
Der stürzt durch Feld und Hag.
Das Vöglein setzt sich duckt im Nest,
Und herzlos ist der Tag.

Der Sturm umher, die Wolken schwer —
Die öde Winternacht
Sey Andern trüb', — mir ist sie lieb
Mehr als des Maitags Pracht;
Des Winds Gebraus, es löscht mir aus
Den Gram, es wiegt ihn ein. —
Entlaubter Zweig, zu mir dich neig'!
Dein Schicksal ist ja mein.

Du höchster Hort, des Allmachtwort
Auf mich dieß Leid verhängt:
Ich baue fest, es ist das Best',
Weil du es so gelenkt.
Nur Eins thut noth, ich fleh, o Gott,
Dieß Eine nur gewähr',
Entzieht jed' Glück mir dein Geschick,
Mich's auch entbehren lehr'.

Kalt entfloh der Winterwind
Und der West weht sanft und lind,
Dort, wo Stanley's Birken sind,
Die Drossel in den Zweigen o!

Süße Frühlingsglöckchen blau,
Auf Glennisters Au im Thau,
Blühend wie mein Lieb, o schau!
Mein Liebchen ohne Gleichen o!

Komm' mein Kind, du süße Maid!
Auf Kenkillocks sonn'ger Haid'
Leben wir in Lust und Freud',
Die nimmer wird erbleichen o!

Schwebend auf dem Newtonwald,
Lerchenlied in Lüften schallt,
Silberweid' am Bächlein kalt,
Knöspchen an den Zweigen o!

Hoch vom Felsenbett der Feen
Farrenfedern stattlich wehn,
Und das Bächlein murmelt schön,
Wenn sie sich hold ihm neigen o!

Bäume blüht und Vöglein singt,
Grün aus Knosp' und Wiese dringt,
Freuden, ach! ihr mir nicht bringt,
Könnt ihr nicht sie mir zeigen o!

Beinahe noch schöner ist das in der Sammlung des Uebersetzers unmittelbar folgende: Nun tragen die Fluren ihr festliches Kleid, dessen letzte Strophe so lautet:

Komm, sinniger Herbst, grau und gelb auf die Flur,
Und heile mein Herz durch den Tod der Natur;
Der Winter so trübe, der stürmet und schneit,
Nur er kann mich freuen seit Nancy so weit.

Wie schön ist hier die leise Andeutung der Personification durch das einzige Wort: sinniger Herbst! Ueberhaupt, so lebendig und beseelt sich für Burns Alles darstellt, so wenig überschreitet er in seiner Idealisirung das Maaß. Die eigentliche, streng durchgeführte Personification unbeseelter Gegenstände spart er für das scherzhafte, lustige Lied auf, dergleichen sein „Hans Gerstenkorn" ist. Von diesem sagt Goethe: „dieß allerliebste Gedicht war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche, unserer Sprache es anzueignen. In diesem heitern, genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter." Hans Gerstenkorn ist in diesen Blättern, Jahrg. 1838, Nr. 21, übersetzt, bei Kaufmann S. 87. Es wird darin das Schicksal der Gerste, von der Aussaat an, bis sie, in Bier verwandelt, den Kreis der Zecher belebt und begeistert, in anschaulichen Metaphern beschrieben. Die letzten Verse lauten so:

Hans Gerstenkorn der war ein Held,
Gar tapfer, stolz und gut,
Drum wenn sein Blut ihr trinkt, sogleich
Hebt kühn sich Euer Muth.

Es macht, daß man sein Leid vergißt,
Es würzt uns jedes Glück,
Es macht, daß eine Wittwe singt,
Perlt auch die Thräne im Blick.*)

Drum lebe hoch, Hans Gerstenkorn!
Nimm Jeders Glas zur Hand,
Nie fehlen tausend Enkel, ihm
Im alten Schottenland!

---

*) So läßt auch Schiller den Nestor zur Helena sprechen:

Nimm ihn an den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz;
Wundervoll ist Bacchus Gabe,
Balsam für zerriss'ne Herz.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1840.

Die Korngesetze in England.

Nichts zeigt so deutlich den künstlichen und geschraubten Zustand Englands, als seine eigenthümlichen Korngesetze, auf welche durch die am Anfang dieses Monats vorgefallenen und auf eine so seltsame Weise abgebrochenen Debatten die Aufmerksamkeit neuerdings wieder hingelenkt worden ist. Noch im vorigen Jahrhundert führte England lange Zeit Korn aus, jetzt kann es seinem Bedarf nur noch mit Hülfe Irlands genügen, und auch dieß nur in sehr günstigen Jahren. Von 1832 bis 1837 wurde beinahe gar kein Korn aus fremden Ländern in England eingeführt, wohl aber aus Irland jährlich zwischen 6 und 700,000 Quarter Weizen, und überhaupt 4 bis 5 Proc. des Gesammtverbrauchs von Korn in England. Was man in allen Parlamentsreden und Schriften über diesen Gegenstand zwar nicht umgangen, doch selten oder nie scharf hervorgehoben findet, das ist die Einwirkung, welche Irland auf das ganze ökonomische System Englands ausübt, und es scheint, als ob man eigentlich die nähere Erörterung dieses Gegenstandes vermeiden wollte, denn außerdem lassen sich manche Erscheinungen, wie z. B. der Widerspruch gegen die von Seite der Regierung unterstützte Anlegung von Eisenbahnen und Canälen in Irland gar nicht erklären. Irland ist, mit Ausnahme seiner Gutsbesitzer, die großentheils außer Landes leben, zu arm, um große industrielle Unternehmungen ausführen zu können. Würden bedeutende englische Capitalien dazu angewendet, so würden Tausende hungriger irischer Arbeiter, die jetzt nach England herüberströmen, und durch ihre furchtbare Concurrenz das Loos der englischen Arbeiter erschweren, in Irland bleiben; es würde dort mehr Korn verzehrt, und es ginge weniger nach England hinüber, wo es den Preis des Korns auf eine ungewöhnliche und dem eigentlichen Landmann, dem Pächter, nachtheilige Weise herunterdrückt. Man sollte demnach meinen, es sey das Interesse der Grundbesitzer in England und Irland, auf alle Weise solche industrielle Unternehmungen im letztern Lande zu begünstigen, denn Alles, was Irlands Reichthum und Wohlstand hebt, ist ein reiner Vortheil für Englands ökonomischen Zustand, der nothwendig immer tiefer sinken muß, bis er mit dem Zustand Irlands auf ziemlich gleicher Stufe steht, denn zwei so nah gelegene und durch einen so unermeßlichen Verkehr verbundene Länder müssen nothwendig nach und nach zu einem gewissen Niveau gelangen. Wenn also die großen Grundbesitzer Englands und Irlands nicht die Industrie des letzten Landes nach Kräften zu heben suchen, so ist einestheils die Verkennung des eigenen Vortheils, anderntheils eine sehr engherzige Befürchtung schuld: es herrscht in England eine gewisse Abneigung, in den Iren dereinst ein wohlhabendes und reiches Volk zu sehen; diese Abneigung entspringt bei den einen aus puritanischem Haß gegen den Katholicismus, bei den andern aus Handelseifersucht, denn wäre Irland ein so reiches Land, wie es dieß seyn könnte, so würde es einen sehr bedeutenden Theil des Handels mit Amerika an sich ziehen. Solche Resultate wünscht man in England nicht, und darum läßt man die Sache ihren alten Gang gehen.

Die vier Jahre von 1832 bis 1836 waren in England dem Gedeihen des Weizens ungemein förderlich, und England hätte in dieser Zeit seinen Verbrauch selbst befriedigen können, wie sich aus dem Umstand ergibt, daß der Preis der Gerste dem Preis des Weizens näher kam als je zuvor, — im J. 1835 kostete der Quarter Weizen 39 Sh.*), der Quarter Gerste 29, während sonst die Gerste nur halb so theuer als Weizen ist. Trotz dem, daß England seinen Bedarf selbst hätte befriedigen können, wurden von 1832 bis 1837 jährlich über 600,000 Quarter aus dem armen, und daher wohlfeil erzeugenden Irland eingeführt, und so der Preis des Weizens auf eine Weise herabgedrückt, die den Landmann oder vielmehr den Pächter der adeligen Güter nicht mehr lohnte. Dieß geschah zu einer Zeit, wo eine höchst unbedeutende Menge fremden Korns in England eingeführt wurde, woraus sich klar ergibt, daß die Einfuhr fremden Korns in gewöhnlich guten Jahren die Preise in England nicht afficirt, denn neben den 2,500,000 Quarter Weizen, die in den Jahren 1833 bis 1836 aus Irland in England eingeführt wurden, konnten die 142,000 Quarter, welche aus andern Ländern nach England kamen, gar nicht in Betracht kommen.

*) Das heißt, nach dem Jahresdurchschnitt, in einzelnen Zeitpunkten stand er noch tiefer.

Während dieser vier Jahre klagten die Pächter Englands ungemein, daß sie bei diesen Preisen, die zwischen 39 und 52 Schilling der Quarter schwankten, nicht bestehen könnten, aber sie konnten die Schuld nicht der Einfuhr des fremden, sondern nur der des irischen Getreides zuschreiben; gegen diese letztere gab es aber kein Mittel. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde in England, sobald der Quarter Weizen auf einen bestimmten, niedrigen Preis sank, eine Prämie für die Ausfuhr bezahlt, sobald aber der Preis eine gewisse Höhe erreichte, wurde die Ausfuhr verboten. Von dieser Einrichtung her schreibt sich in England die Idee einer Scala der Einfuhrzölle, die mit dem verschiedenen Stande der Preise wechseln, wobei ein gewisser Normalpreis angenommen ist, der, einer freilich sehr willkürlichen Berechnung nach, dem Landmann einen genügenden Ertrag für seine Mühe und Kosten abwerfen soll. Während des Krieges waren die Preise, namentlich wegen des vermehrten Papiergelds, sehr hoch gestanden, und als nach dem Frieden die Continentalhäfen sich England wieder öffneten, strömte mit einem Mal eine solche Menge Getreide nach England, daß der Preis plötzlich bedeutend sank. Nun drangen die Gutsbesitzer auf ein neues Korngesetz, und es wurde bestimmt, daß fremdes Getreide nur dann eingeführt werden solle, wenn der Quarter Weizen in England 80 Schilling koste. Dieß war der oben bezeichnete Normalpreis. Bald zeigte es sich, daß dieß Gesetz so gut wie gar nie in Ausführung kam, denn das Getreide erreichte diesen Preis nur in den Hungerjahren 1816, 1817 und 1818, wo es auf 82, 116 und 98 Shill. stieg;*) im J. 1822 dagegen sank der Preis auf 53 Sch., und nun dachte man abermals an eine Veränderung der Korngesetze. Diese erfolgte: Weizen sollte nur bei einem Preise von 70 Schilling und darüber eingeführt werden, und noch einen ziemlich hohen Zoll bezahlen, bis er auf 85 Schilling der Quarter stieg. Sonach war der Normalpreis etwa 74 oder 75. Allein auch jetzt wieder täuschte der Erfolg die Erwartung, daß der Preis sich ziemlich gleichförmig auf diese Höhe stellen werde, er sank vielmehr gewöhnlich zwischen 50 und 60, also nahezu 20 Schilling unter den selbstbeliebig festgesetzten Normalpreis, nach welchem zugleich die Pachtschillinge berechnet waren. Im Jahre 1828 verfiel man auf folgende Auskunft: wenn der Preis des Quarters Weizen auf 73 Sch. oder darüber stände, sollte der fremde Weizen nur den nominellen Zoll von 1 Sch. der Quarter bezahlen; bei einem Preis von 69 Sh. soll der Zoll 16⅔ Sh., und bei einem Preis von 64 Sh. 23⅔ Sh. betragen. Dieß ist das jetzige Gesetz.

Man erwartete von diesem wie von den früheren eine größere Stätigkeit der Preise, und glaubte — darauf deutet wenigstens die ganze Abfassung hin — sie auf etwa 65 erhalten zu können. Die Weizenpreise auf dem Continent sind etwa zwei Drittheile oder drei Fünftheile des englischen Preises; konnte also der Quarter Weizen zu 42 Schilling eingeführt werden, so machte dieser Preis mit dem Zollaufschlage von 23⅓ Sh. 65⅓ Sh. War der Preis in England 69 bis 70 Sh., auf dem Continent 46 bis 47, so machte ein Zuschlag von 16⅔ Sh. wieder einen Preis von 65 bis 66 Sh. aus. Dieß sah man also jetzt als den Normalpreis an, war daher seit 1815, also im Laufe von 13 Jahren, mit den Anforderungen schon allmählich von 80 auf 65, also um 15 Shill. oder 18 Procent heruntergegangen. Diese Preise wurden auch in den Jahren 1828 bis 1831 erzielt, von da an aber bis zum Jahre 1837 blieben sie bedeutend unter diesem Anschlag, und zwar, wie wir oben bemerkt haben, ohne irgend eine nennenswerthe Einfuhr, als von Irland her. Erprobt also wurde dieß Gesetz bis zum Jahre 1837 eigentlich gar nicht. Die Ernte des letzten Jahres war so schlecht ausgefallen, daß vor der Ernte des Jahres 1838 alle alten Vorräthe aufgezehrt waren; man war indeß die niedern Preise so gewöhnt, und dachte so wenig daran, daß im folgenden Jahre ein Mangel eintreten könne, daß in den nächsten Monaten nach der Ernte der Preis von 60 Shill. wieder auf 51 herunterfank. Im folgenden Jahre aber ließ sich der Ausfall nicht mehr verkennen. Nach der Ernte des Jahres 1838 stieg der Preis des Weizens in wenigen Wochen auf 77 Shill., und nun wurden im Laufe einer einzigen Woche über anderthalb Millionen Quarter Weizen eingeführt, welche den Preis eben so schnell wieder auf 61 Shill. herunterdrückten.

Die Erklärung dieses auffallenden Vorgangs liegt in dem jetzigen Zoll, der mit dem Steigen der Getreidepreise fällt und mit dem Fallen derselben steigt. Ein Hr. David Salomons, ein Mann von ausgebreiteten mercantilischen Kenntnissen und zugleich ein bedeutender Güterbesitzer, hat eine Schrift über die Wirkungen des jetzigen wechselnden Zolls herausgegeben, und den Stand der Dinge mit einer Klarheit entwickelt, die nichts zu wünschen übrig läßt. „Nimmt man an, sagt derselbe, „ein Kornhändler habe in der Voraussicht, daß eine Zufuhr nöthig werde, Ankäufe von Weizen auf dem Continent gemacht, der ihm zu 40 Sch. der Quarter nach London geliefert wird, während dort vielleicht der Preis auf 66 Sh. steht — bei diesem Preise ist der Einfuhrzoll 20⅔ Sh. — er würde also bei dem Verkauf einen mäßigen Gewinn machen. Aber in der Voraussicht, daß eine Zufuhr nöthig wird, hält er damit zurück, denn wenn der Preis auf 70 Sch. steigt, so hat er nicht nur durch das Steigen des Marktpreises 4 Sch. gewonnen, sondern noch 10 weitere durch die Verminderung des Zolls; er gewinnt also jetzt 14 Sh. mehr. Steigen die Durchschnittspreise auf 73, so kann der Weizen gegen den Nominalzoll von einem Schilling eingeführt werden, und er gewinnt also nicht bloß die 7 Sh. über den Preis von 66, sondern auch 19⅔ Sh. durch die Verminderung des Zolls, also im Ganzen 26⅔ Sh. Kann man sich nun wundern, daß in Zeiten gefürchteter Theuerung der Preis des Korns die höchste vom Gesetz bestimmte Stufe erreicht, wenn die wechselnde Zollscala die Wirkung hat, nicht die Zufuhr zu befördern, sondern sie zurückzuhalten, bis jener höchste Preis erreicht ist, bei welchem nur noch ein nomineller Zoll bezahlt wird? Darf man sich dann über das darauf folgende Sinken der Getreidepreise wundern? Der Kornhändler, der seine Waare zu einem niedern Zolle eingeführt, hat keinen Grund mehr, seine Waare vom Markt zurückzuhalten: er wirft sie auf denselben, der Preis

*) Auch herrschte in diesen Jahren noch das Papiergeld.

fällt wieder, und in demselben Augenblick steigt der Zoll, und verhindert also andere, unter gleich vortheilhaften Bedingungen Korn einzuführen."

Aus diesen Thatsachen und Argumentationen geht unwidersprechlich hervor, daß das Korngesetz, wie es im Jahre 1828 erlassen wurde, die Kornpreise nicht auf der gewünschten Höhe erhielt, daß es bei einem eintretenden Mangel die Preise künstlich hinauftrieb, bis der Zoll sein Minimum erreicht hatte, und daß dann die Preise ebenso rasch wieder fielen, — alles dieß zum Nachtheil einerseits des Consumenten, andererseits der Pächter selbst, mit Ausnahme der größeren, die mit ihrer Waare bis zu dem rechten Zeitpunkt zurückhalten konnten, endlich auch zum Nachtheil des handeltreibenden Publicums überhaupt, dessen Geschäfte durch die plötzliche Einfuhr von anderthalb Millionen Quarter Getreide (welche Masse im Jahre 1839 auf drittehalb Millionen stieg) bedeutend gestört wurden. Zwei Folgerungen gehen hieraus mit Deutlichkeit hervor: die Klagen der Manufakturisten, daß die Korngesetze nothwendig ihren Arbeitern das Brod, und ihnen somit die Erzeugungskosten ihrer Fabricate vertheuern, sind größtentheils unrichtig, denn sie haben in den Jahren 1832 bis 1837 ohne fremde Einfuhr nahezu so wohlfeiles Brod gegessen, als sie mit fremder Einfuhr immer hätten thun können; und zweitens, die Erwartungen der Landeigenthümer sind nicht befriedigt worden, denn sie haben gleichfalls ohne fremde Einfuhr so niedere Preise erfahren, daß sie in die Länge nicht dabei bestehen können.

(Fortsetzung folgt.)

Das Land zwischen dem Glommen- und dem Wener-See.

Das Land vom Glommen bis zum Wener-See, eine Entfernung von 98 bis 100 englischen Meilen, scheint eine Kette von Seen gewesen zu seyn, von denen die frühern Inseln jetzt die einzelnen Erhebungen von Urfelsen, Granit, Gneiß oder Porphyr, und der Seeboden jene bebauten Thäler waren, aus denen sich die zahlreichen einzelnen mit Nadelholz bewachsenen Höhen kühn erheben, wenn auch zu keiner bedeutenden Höhe, selten über 200 Fuß von ihrem Fuße. Die ganze Strecke vom Glommen bis zum Wener-See ist nur wenig über das Meer erhoben. Der Glommen bei Langvinger, wo er gegen seinen bisherigen Lauf einen scharfen Winkel bildet und gegen 16 Meilen weit nordwestnördlich läuft, ehe er seine südliche Richtung wieder einnimmt, liegt nur 455 Fuß über dem Meeresspiegel und nur 303 Fuß über dem Wener-See. Hier ist ein Gebirgsrücken, der die Wasser des Glommen und Wener theilt. Die zusammenhängenden Berge oder das Hochland in dieser Gegend scheint mir nicht nach dem Laufe der Flüsse oder nach der Wasserscheide des Landes, sondern nach großen Wasserbecken geformt, die zu einer Zeit große Süßwasserseen enthielten. Dieß schließe ich aus den großen Massen Kies, Sand und loser Steine an den Seiten, und selbst auf den Spitzen bedeutender Höhen. Die zusammenhängenden Bergketten zwischen diesen Höhen von Urfelsen sind oft aus solchem angeschwemmten Boden zusammengesetzt. Die muthmaßliche Erhebung des skandinavischen Landes kann vielleicht genügender aus einer Untersuchung der alten Ufer des Wener und der andern großen Wasserbecken der Halbinsel, als denen des baltischen Meeres entnommen werden. Wenn die kleine Oeffnung bei Trolhätta, durch welche der Götha-Elf aus diesem See ausströmt, durch eine Naturerschütterung verschlossen wurde, so würden die verschiedenen Kessel, die jetzt trockenes Land sind, von neuem bis zum Thale des Glommen mit Wasser gefüllt und die Ostseite Skandinaviens ein Archipelagus von unzähligen Felsen und Inseln seyn, mit langen Landstreifen, die sich da und dort aus dem jetzigen Rückgrat der Halbinsel erheben. Ungefähr ein Drittel Schwedens, $^{9}/_{30}$, ist, wie man annimmt, weniger als 500 Fuß über dem Meere, d. h. weniger als 153 Fuß über dem Spiegel des Wener, der 187 Fuß über dem Meere liegt. Vom Wener weiß man jetzt, daß zwischen seinem höchsten und niedrigsten Wasserstand 10 Fuß Unterschied ist. Diese Differenz überschreitet nie von einem Jahr zum andern 4½ Fuß; aber die Anhäufung des Wassers, das durch die jetzige Oeffnung, den Göthafluß, nicht auslaufen kann, erhebt sie in einer Reihe von Jahren, in denen die Ausdünstung gehemmt ist, zu dieser großen bekannten Differenz. Die großen Anschwemmungen oder alten Ufer daher, welche an den Höhen des Grundfelsens in diesem Striche zwischen dem Glommen und dem Wener liegen bleiben, sind keine Erscheinungen, welche ganz außerordentliche Umwälzungen oder Veränderungen des Landes nothwendig machen, um ihr Daseyn zu erklären. (Aus Laings Tour in Sweden.)

Die protestantische Mission in China.

(Fortsetzung.)

Was Verstand, Ordnung, Thätigkeit und Geschicklichkeit betrifft, überragt das chinesische Volk, überragt die chinesische Regierung alle andern Asiens und Afrika's. Auch kann man ihnen bis zu einem gewissen Grade Humanität und Billigkeit nicht absprechen. Aber eine schmachvolle, alle diese guten Eigenschaften untergrabende böse Gewohnheit, Lug und Trug, durchzieht das Land von dem untersten seiner Bewohner bis hinauf zum Himmelssohne. Ueber diese schändliche Eigenthümlichkeit dieses Volkes beklagte sich noch jeder, welcher in irgend eine Verbindung mit den Chinesen gekommen ist; auch Morrison kam hiedurch, so wie der Schreiber dieses häufig zu Schaden. Mehrmals kaufte ich heute eine Anzahl Bücher um eine Summe, die ich morgen um die Hälfte haben konnte — Betrügereien, denen gar nicht abzuhelfen war, weil Niemand in Canton den Marktpreis dieser Waare anzugeben wußte. Das erste Buch der heiligen Schrift, welches Morrison zum Drucke beförderte, war die Apostelgeschichte, nach der Uebersetzung der katholischen Missionäre. Sein Lehrer Ko besorgte diese Ausgabe. Es wurden anfangs bloß tausend Exemplare abgezogen, und der treue Ko, auf welchen Morrison bis jetzt Alles hielt, betrog ihn bei diesem kleinen Geschäfte um 30 Pfd. St. „Er hat mir es später selbst gestanden," schreibt der christliche Sendbote, „und sein Vergehen eingesehen; es thut mir sehr leid, nicht des Geldes wegen, sondern weil ich von jetzt an auch diesem Chinesen nicht mehr trauen kann." Bei einer andern Gelegenheit ward Morrison von seinen Bedienten ganz ausgeraubt; ja es ward ihm einmal, während er daß und eifrig studirte, das Kleid vom Leibe gerissen, und wäre nicht schnell Hülfe herbeigeeilt, so wäre er von den Chinesen seiner Umgebung thätlich mißhandelt worden.

Alle diese Mühseligkeiten, alles dieses Widerwärtige ertrug Morrison mit Geduld; er war unermüdlich in seinem begonnenen Werke, beförderte in den Jahren 1809, 1810 und 1811 mehrere mit Hülfe seiner Lehrer verfertigte chinesische Tractätlein religiösen Inhaltes zum Drucke, so wie einen Katechismus nach der Weise der schottischen Kirche. Er ließ sich durch die kaiserlichen Edicte, die von Zeit zu Zeit gegen die Verbreitung des Christenthums in China erschienen, nicht abschrecken. Wir wollen eines dieser denkwürdigen, öffentlichen Ausschreiben, weil man daraus am besten ersieht, in welchem Lichte die chinesische Staatsregierung das Christenthum betrachtet, seinem vollen Inhalte nach hieher setzen.

„Die Europäer," so lautet der Erlaß des Justizministeriums (Hing pu) vom Jahre 1812, „die Europäer verehren den Herrn des Himmels *) in ihrem Lande, wahrscheinlich weil sie es einmal so gewohnt sind; es ist übrigens ganz unnütz, nach der Ursache dieser Sitte zu forschen. Warum wollen sie aber das Volk unseres Landes damit behelligen? Warum nun Priestern und andern Leuten im Lande einen Zutritt gestatten, welche gegen das ausdrückliche Verbot diese Religion im Lande verbreiten und das gemeine Volk verführen? Sie folgen aufeinander, Geschlecht auf Geschlecht, ohne von ihrer Widersetzlichkeit zu lassen. Es könnte dieß wohl in der Folge eine Empörung veranlassen. Diese Religion hält weder die Geister in Ehren, noch verehrt sie die Vorfahren; sie ist also der gesunden Lehre ganz entgegen. Das gemeine Volk, welches solchen Abenteuerlichkeiten nachhängt und sie verbreitet, muß als verrätherischer, aufrührerischer Pöbel betrachtet und strenge behandelt werden. Würde wohl ohne Strafen diesem Uebel gesteuert und das menschliche Herz erneuert werden können?

„Von jetzt an soll heimlicherweise kein Europäer weder Bücher drucken, noch sollen Geistliche Zutritt im Reiche erhalten, die das gemeine Volk verführen; es sollen auch die Mandschu und Chinesen, welche im Lande herumreisen, den Leuten fremde Namen geben und diese Religion verbreiten, in Zukunft dieß unterlassen. Die Vorsteher werden enthauptet, sobald man sie ergreift, und die andern gemeinen Leute bis zum bestimmten Tage der Hinrichtung im Herbst eingesperrt werden. Diejenigen, welche ohne Proselyten zu machen im Stillen dem Glauben des Himmelsherrn nachleben, sollen nach der Markgrafschaft des schwarzen Drachenflusses (Amur) in Verbannung gesendet werden; die Mandschu sollen aber bloß ihren Sold verlieren. Die Europäer, welche in Peking leben, mögen, wenn sie als Mathematiker im Dienste sind, auch in Zukunft hier verweilen; **) was thun aber die andern Müßiggänger in der Hauptstadt des Reiches? Diese sollen nach Kuang tong gebracht und in ihr Vaterland zurückgesandt werden. Aber auch die als Mathematiker im Dienste stehenden Europäer sollen weder mit den Mandschu, noch mit den Chinesen verkehren, damit endlich die albernen Mährchen, welche sie verbreiteten, von Grund aus vertilgt würden. Die Statthalter und andere Beamten der Kreise mögen aber genau zusehen, um alle Europäer, die sich heimlich einschleichen, zu ergreifen und mit ihnen Rechtens zu verfahren. Auf diese Weise möge der Baum mit der Wurzel ausgerottet werden. Man gehorche pünktlich diesem Erlasse des Justizministeriums."

Morrison sah bald ein, daß alle seine Arbeiten für die Zukunft erfolglos bleiben würden, wenn er nicht eine Anstalt zu begründen vermöchte, worin Leute aller Nationen zu Missionären des östlichen Asiens erzogen werden könnten. Es sollte hier mit gleicher Sorgfalt der Unterricht in den Sprachen des Ostens, der Chinesen, Malayen, Javaner, Japanesen und der Bewohner der zahlreichen Inselgruppen Oceaniens, wie der classischen Studien und europäischen Wissenschaften betrieben werden. Diese Anstalt sollte den Vermittlungspunkt zwischen dem Orient und Occident bilden; der Orientale sollte hier mit allem Großen und Schönen, das Europa darbietet, bekannt gemacht, und der Europäer in die Idiome und Literaturen Asiens eingeweiht werden. Die nothdürftigsten Mittel zur Begründung dieses nach dem Sinne des edeln Begründers so großartigen Institutes waren bei den großen Hülfsmitteln der verschiedenen Missionsgesellschaften, mit denen Morrison in Verbindung stand, und die ein unbedingtes Vertrauen hegten zur Redlichkeit und Einsicht des vielfach erprobten Mannes, so wie der reichen Privaten in China und Indien bald beisammen. Es fragte sich nun: welcher Ort am füglichsten zur Begründung dieser Anstalt ausgewählt werden und wo sie die meisten Früchte tragen könnte? In Canton und Macao war dieß sowohl wegen der Eifersucht der Chinesen und Portugiesen, als der katholischen Missionäre durchaus unmöglich. Morrison dachte gleich anfangs, als er im Jahre 1812 den Plan zu solch einem Institute faßte, an Malacca, welches damals, wie es jetzt wiederum ist — in der Zwischenzeit war es einige Jahre unter der Herrschaft der Holländer — in den Händen der Engländer sich befunden hatte. „Ich wünsche," heißt es in dieser Beziehung in einem ausführlichen Schreiben an die Londoner Missionsgesellschaft vom 22 December 1812, „ich wünsche, wir hätten eine Anstalt zu Malacca zur Bildung christlicher Sendboten, Europäer sowohl als Einheimische, für alle Länder jenseits des Ganges. Hier mögen für die verschiedenen Sprachen Pressen errichtet werden — es ist dieß der mächtigste Hebel der Civilisation. Es verzögerte sich aber die Ausführung dieses Planes noch einige Zeit. Erst im Jahre 1818 war Morrison im Stande, diese Idee seines Lebens ausführen zu können. Von der Londoner Missionsgesellschaft und von mehrern andern seiner zahlreichen Freunde, namentlich von dem trefflichen Sir George Staunton, unterstützt, gründete nun Morrison in diesem Jahre das anglo-chinesische Collegium zu Malacca, wozu er selbst, außer einem jährlichen Beitrage von 100 Pfd., 1000 Pfd. St. als Stiftungscapital gegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Tien tschu kiao, die Lehre oder Religion des Herrn des Himmels. Diesen Namen führt das Christenthum in den chinesischen Originalschriften, weil die katholischen Missionäre nach vielen Streitigkeiten darüber übereinkamen, in ihren Werken Gott mit Tien tschu zu übersetzen. Die Mohammedaner sagen bloß Tschu, Herr, oder auch Tien schin, Geist des Himmels. So lesen wir in den Annalen der Tang, Abtheilung „Fremde Nationen," wo von den Arabern die Rede ist: „Sie beten täglich fünfmal den Geist des Himmels (Tien schin) an."

**) Im Jahre 1826 wurden auch die Mathematiker aus dem Reiche verbannt, mit Ausnahme eines einzigen hochbetagten portugiesischen Geistlichen, der im Jahre 1838 gestorben ist. Annales de la Propagation de la Foi. Janvier 1839. 462. Die Russen ausgenommen, befindet sich jetzt kein Europäer mehr in Peking, dem von Staatswegen der Aufenthalt daselbst gestattet wäre. Einige katholische Missionäre haben sich aber heimlicherweise daselbst eingeschlichen. Sobald man ihrer habhaft wird, werden sie enthauptet.

Erdbeben. In der Nacht des 16 März fühlte man einen Erdstoß in Messina, und am 22 um 4 Uhr 17 Minuten Nachmittags zwei Stöße zu Nantes und in den meisten umliegenden Districten von Angers bis Rennes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1840.

Die Esthen.

10. Beschäftigungen. — Ackerbau. — Gewerbe.

Es erscheint vielleicht kaum glaublich, und doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Deutschen während ihrer fünfhundertjährigen Herrschaft über die Esthen diesen noch fast keinen einzigen nützlichen Industriezweig eingeimpft, und bei ihnen noch keine einzige wesentliche Verbesserung ihrer alten landwirthschaftlichen und häuslichen Gewerbe eingeführt haben, daß vielmehr die Esthen nicht nur ihren eigenen Acker, sondern auch ihrer Herren Feld noch immer nach uralter esthnischer Weise bestellen. Diese Weise unterscheidet sich in vielen Stücken von der der Russen wie der Letten, und es lohnt daher der Mühe, zur Charakteristik der Verhältnisse dieses Volks jene Stücke hervorzuheben. Zunächst sind fast alle esthnischen Ackergeräthschaften ganz eigenthümliche Instrumente, die sich in Form und Construction von den deutschen, russischen und lettischen wesentlich unterscheiden. Ihre Wagen, ihre Schlitten, ihre Aexte, ihre Pflüge sind alle abweichend construirt, doch könnten wir ohne Zeichnung diese Besonderheiten nicht deutlich machen. Anders als die Letten und Großrussen, die sich bloß der Pferde als Zugthiere bedienen, benutzen die Esthen auch die Kräfte ihrer kleinen Ochsen. Sie spannen dieselben sogar des Winters auf dem Eise vor den Schlitten, und es ist zu bewundern, wie diese Thierchen auf der glatten Schneebahn, selbst unbeschlagen, fortkommen. Die Ochsen scheinen bei den Esthen den fußschleppenden Gang verlernt zu haben, und sie laufen ebenso wie die Pferde bei allen ihren Verrichtungen gewöhnlich im Trabe.

Die Hauptgegenstände ihres Ackerbaues sind Roggen, Gerste und Hafer, Weizen wird nur so viel von ihnen gebaut, als sie zum Festtagsbrode nöthig haben. Wie die Letten halten sie ein Trocknen oder Darren des Getreides in geheizten Trockengebäuden noch vor dem Dreschen nöthig, und zur besseren Conservirung der Körner heilsam. Weil ihr Sommer nur drei Monate dauert, so folgen sich alle landwirthschaftlichen Arbeiten sehr rasch auf einander. Die Heuernte, das Kornmähen und das Pflügen und Düngen liegen nur wenige Wochen aus einander, und in der ununterbrochen hellen Sommerszeit geht die Arbeit Tag und Nacht fort.

Die bei ihnen gewöhnliche Art des Düngens ist das sogenannte „Küttisbrennen.“ Es gibt nämlich in ihrem Lande oft große Flächen nicht unfruchtbaren Erdreichs, die mit vielen dichten Sträuchern bewachsen sind; diese Sträucher hacken sie um, fügen auch noch andern Holzabfall hinzu, verbreiten Alles gleichmäßig auf dem Acker, zünden es an und pflügen darnach die Asche unter, die den Boden auf einige Jahre düngt. Nachdem sie die düngende Kraft gehörig benutzt haben, lassen sie den Acker dann wieder einige Jahre ruhen und mit Sträuchern bewachsen, wonach das „Küttisbrennen“ ihn von neuem befruchtet; man kann sich denken, wie viele unangenehme Uebelstände im Gefolge dieses Küttisbrennens eintreten. Ebenso kennen sie kein anderes Verbesserungsmittel ihrer Wiesen und Heuschläge, als das periodische Abbrennen des Schilfes und der Gräser.

Der Gartenbau liegt bei diesen Bewohnern eines so hohen Breitengrades natürlich noch mehr im Argen; sie kennen weder Blumen-, noch Obst-, noch Gemüsegärten, nur höchst selten erblickt man bei einem Bauerngehöft einige kümmerliche Apfelbäume. Ihre Hauptnahrung ist Gerstengrütze, und sie bauen daher außer etwas Kohl kaum irgend eine Art von Gemüse, selbst die nützliche Kartoffel hat unter ihnen noch wenig Eingang gefunden, sie sind gegen dieselbe eingenommen, als gegen eine neue und deutsche Frucht.

Sehr bedeutend aber ist bei ihnen noch die Zucht der Bienen; sie wissen diese fleißigen Thierchen in dicken Baumstämmen, die sie absägen und aushöhlen, selbst in ihrem kalten Lande den rauhen Winter ertragen zu machen. Man findet fast auf jedem esthnischen Bauerngehöfte zehn und mehr solcher mit Bienen gefüllten Baumstämme. Zu Kuchen, zum Methbrauen und auch als Festtagsspeise verbrauchen die Esthen, wie alle finnischen Völker, viel Honig.

Als Jäger und Fischer sind die Esthen weit kühner, als die Letten. Ein Esthe wagt es ohne Bedenken, den Bären allein und nur mit einläufiger Flinte in seinem Lager aufzusuchen, wo jeder Fehlschuß seinen Tod zur Folge haben würde.

Ein Product ihrer Fischereien, die delicaten kleinen „Killo-Strömlinge," die sie an ihren Küsten fangen, ist im Norden weit und breit berühmt.

Gewerbe und Industriezweige, wie bei den Russen, gibt es bei den Esthen gar nicht. Die Arbeiten, mit denen sie auf ihren Gehöften — außer den genannten landwirthschaftlichen Arbeiten — gewöhnlich beschäftigt sind, sind aber dennoch sehr mannichfaltig, weil sie in allen Beziehungen ihre eigenen Handwerker sind. Die Männer findet man immer mit dem Krümmen und Bähen der Schlittenkufen aus Birkenholz, mit dem Spalten der Faßdauben und Tonnenreife, mit dem Verfertigen von kleinen, runden Gefäßen aus Birkenrinde, von hölzernen Tellern, Schaufeln, Löffeln, oder mit dem Zubereiten der Schafspelze beschäftigt; die Weiber mit Weben, Spinnen, Bleichen, mit Schnitzeln der Lichtspäne aus Birkenholz und mit dem Flechten der Schuhe aus Lindenbast. Alle diese Sachen haben sie so seit tausend Jahren getrieben, ohne eine Aenderung oder Besserung dabei sich gefallen zu lassen. Interessant wäre es, wenn man nach tausend Jahren wieder einmal anfragen könnte, ob es mit den Esthen noch nicht anders geworden sey?

Die Korngesetze in England.

(Fortsetzung.)

Das nothwendige Ergebniß aus dem obengesagten ist, daß in dem Streit über die Korngesetze zwei wesentlich verschiedene Gegenstände zur Sprache kommen, erstens der Schutz, den die Grundbesitzer ansprechen, und zweitens die Handelsfrage. Die Verwirrung, welche aus dem Zusammenwerfen dieser beiden Gegenstände in der Argumentation entsteht, macht die eigentliche Schwäche der Gegner der Korngesetze aus. Die Handelsfrage dreht sich namentlich um die Zollscala, welche den Kornhandel, der ohnehin immer eine mißliche Sache ist, vollends zu einem wahren Spiel macht. Man will berechnet haben, daß in den fünf Jahren von 1832 bis 1837 der Verlust der Kornhändler gegen 1,200,000 Pf. St. betrug, weil wegen des niedern Preises kein Getreide eingeführt werden konnte, sondern unter Königs Schloß liegen bleiben mußte. Diese Kornhändler mögen sich aber wohl für ihren Verlust entschädigt haben, als sie im J. 1838 im September über anderthalb Millionen Quarter gegen den nominellen Zoll von 1 Sh. einführten; der Verlust fiel also am Ende immer auf den Consumenten, so wie auf den kleinen Landbesitzer oder kleinen Pächter, der jedesmal im Herbst seinen Vorrath losschlagen muß. Der Beweis, daß das Steigen und Fallen des Zolls die großen Schwankungen der Preise herbeiführe, ist so vollständig, daß kein Vernünftiger ihn wird widerlegen wollen, und alle einsichtsvollern Vertheidiger der Korngesetze, namentlich auch Peel selbst, haben schon stillschweigend zugestanden, daß sie sich einer Abschaffung der Zollscala keineswegs widersetzen würden, vorausgesetzt daß ein bestimmter Zoll erhoben würde, der ihren Anforderungen entspräche. Dieß ist die Frage, um welche es sich handelt. Der Grund, weßhalb die Discussion dießmal auf eine so seltsame Weise ohne Entscheidung abgebrochen wurde, wohl in Folge einer gemeinsamen Uebereinkunft der Führer beider Parteien, läßt sich vielleicht nicht schwer errathen. In den Jahren 1832 bis 1836, wo die Manufacturen in großer Thätigkeit und die Brodpreise niedrig waren, hatte Niemand auf Abschaffung der Korngesetze angetragen: die Manufacturisten hatten, was sie wollten, wohlfeiles Brod, und die Grundeigenthümer hatten ja das Gesetz selbst gemacht, konnten sich also mit Fug nicht beklagen, wenn es ihnen nicht zum Vortheil ausschlug. Als aber die Ernte des Jahres 1837 mangelhaft und die des Jahres 1838 ziemlich schlecht ausfiel, während zu gleicher Zeit eine Stockung in die Fabriken kam, hauptsächlich in Folge der amerikanischen Geldwirren, so ertönte von Seiten der Manufacturisten ein Nothschrei um den andern. Unter dieser Aufregung, wo nicht bloß das Interesse der Gutsbesitzer, sondern vielleicht noch höhere staatsökonomische Rücksichten geopfert worden wären, wollte man die Sache nicht entscheiden.

Man beschuldigt oft die englischen Grundeigenthümer, daß sie ihrer Selbstsucht das Wohl der Gesammtheit opfern, und behauptet, die Regierung des Landes müsse wegen ihrer Uebermacht im Parlament ihnen nachgeben: dieß ist aber nur mit großer Einschränkung wahr; Getreide, das erste und bedeutendste Lebensbedürfniß, ist der große Werthmesser, nach dem sich Alles richtet. Man hat diese wichtige Wahrheit dahin ausdehnen wollen, daß mit dem Steigen und Fallen der Getreidepreise auch die Preise anderer Dinge steigen und fallen müßten, allein dieß gilt nur von längern Perioden, nicht von einem oder zwei Jahren, wie denn überhaupt diese große, allgemeine Wahrheit in ihrer Anwendung auf specielle Gegenstände viel Scharfsinn und Unterscheidungsgabe voraussetzt. Die jetzigen staatsökonomischen Verhältnisse Englands bildeten sich während des Krieges von 1792 bis 1815, und namentlich von 1800 bis 1815 aus, während welcher Zeit die Schulden des Staats von 250 Millionen auf 800 Millionen stiegen, und zugleich der Handel eine vorher nie gekannte Ausdehnung erhielt. Schon hierin liegt eine ungeheure Vermehrung des Geldes und somit eine Steigerung aller Preise. Dieß ist aber noch nicht Alles; im Jahre 1797 wurden die Baarzahlungen der Bank eingestellt, und das baare Geld stieg in der zweiten Hälfte des Krieges, d. h. von 1803 bis 1815 gegen Papier um 42 Proc.*) Vom Jahre 1800 bis 1820 war der Durchschnittspreis des Weizens 90 Sh. Als durch das Korngesetz des Jahres 1815 der Normalpreis des Weizens auf 80 Sh. angenommen wurde, glaubten die Grundbesitzer noch ein Opfer zu bringen, und vergleicht man die Papier- und Geldpreise, so hatten sie auch nicht ganz Unrecht. Aber im J. 1819, noch während der Wirksamkeit der Korngesetze von 1815, trat durch die sogenannte Peels-Bill, welche die Baarzahlungen der Bank wiederherstellte, eine gänzliche Veränderung ein: der Preis aller Erzeugnisse mußte, da er jetzt nach Gold und nicht nach Papier regulirt wurde, nothwendig fallen. Der Normalpreis von 80 Sh. in Papier betrug in baarem Gelde nur 56 Sh., und vergleicht man damit die

*) Die Unze Gold galt damals 5¼ Pfd. St. Papier, während sie nur zu 3 Pfd. 17½ Sh. ausgeprägt wird.

Durchschnittspreise von je fünf Jahren seit dem Jahre 1820, so waren die Kornpreise nur Einmal unter diesem Normalpreis.

Durchschnittspreis	von	1820—24	57 Sh.	2	D.
—	—	1825—29	62 —	1	—
—	—	1830—35	57 —	9½	—
—	—	1835—39	55 —	10½	—
Durchschnittspreis von 20 Jahren			58 Sh.		

Aus dem letzten zwanzigjährigen Durchschnittspreis ersieht man, daß allerdings der Normalpreis, nach Papier berechnet, zu 80 Sh. nicht zu hoch angesetzt, daß es aber ein Unding war, den Papierpreis noch aufrecht halten zu wollen, nachdem die Baarzahlungen wieder eingeführt waren. Das Mittel, welches man zur Erreichung dieses Zweckes anwandte, war ungeschickt, und konnte nur den Handel stören und die Consumenten benachtheiligen. Am meisten litten freilich die armen Pächter, deren Pachtschillinge nach dem willkürlich angenommenen Normalpreise der Jahre 1815, 1822 und 1828, nämlich 80, 73 und 64 Sh., geregelt worden waren. Sie erfuhren jetzt im Einzelnen, was die Nation im Großen durch die sogenannte Peels-Bill, d. h. die Wiedereinführung der Baarzahlungen, erfuhr. Während des Krieges waren die Anlehen gewöhnlich zu 60 Procent in Papier abgeschlossen worden, was aber nur 40½ in Geldwerth war; diese Schuld, für welche die Nation 40½ vom Hundert erhielt, steht jetzt auf 91; die Staatsgläubiger haben also 125 Procent gewonnen, und die Nation hat in diesem Verhältniß an sie verloren. Ebenso haben die Pächter, indem ihre Pachtschillinge nach den willkürlichen Normalpreisen von 80, 73 und 64 Sh. in den J. 1815, 1822 und 1828 geregelt wurden, gerade um so viel verloren, als die wirklichen, nach Geld berechneten Getreidepreise von den willkürlich festgesetzten durch die Veränderung des Geldcurses sich unterschieden. Die Klage über niedrige Kornpreise ist also gewissermaßen eine Klage über das veränderte Geldwesen.

Wir sind in diese Ausführung eingegangen, um zu zeigen, wie verwickelt und schwierig dieser Gegenstand ist, und wie mancherlei Ungehöriges und Unpassendes sich darüber sagen läßt, das, einzeln betrachtet, recht vernünftig seyn mag, im Ganzen genommen aber die Schwierigkeiten keineswegs löst. Darauf machte auch Peel in seiner Rede, der besten, die bei dieser Verhandlung gehalten wurde, vorzugsweise aufmerksam. Indeß sind seine Bemerkungen über den wechselnden Zoll keineswegs überzeugend, und er gibt auch ganz deutlich zu verstehen, daß er diesen gern fallen lassen würde, indem er erklärt, „wenn ein Mitglied den Vorschlag gemacht hätte, einen festen Zoll an die Stelle des wechselnden zu setzen, so würde dieß das Parlament veranlassen, den Gegenstand in nähere Erwägung zu ziehen; allein der Antragsteller beabsichtige augenscheinlich eine gänzliche Aufhebung des Getreidezolls, welche, wie einmal der künstliche Stand der Dinge in England sey, kein Vernünftiger wollen könne.“ Seine Rede war die letzte. In der Abstimmung ward die Vertagung der Discussion verworfen, aber die Vertagung der Sitzung angenommen so daß die Discussion ohne alles Resultat blieb.

(Schluß folgt.)

Gewinnung des Acajouholzes.

In England ist der Verbrauch des Acajouholzes am verbreitetsten, und es wurden im Jahre 1837 nicht weniger als 28.659 Tonnen eingeführt, wovon 21.967 in den innern Verbrauch übergingen; in Frankreich betrug die Einfuhr im Jahre 1826 nur 3265 englische Tonnen. Neun Zehntheile des in Frankreich verbrauchten Acajouholzes kommen aus Haiti. Das aus Jamaica ist das geschätzteste; der in Honduras wachsende Baum soll nach Decandolle eine andere Art seyn. In Honduras nimmt man an, daß das Acajouholz 200 Jahre alt seyn muß, ehe man es benutzen kann; die Operation beginnt im August, wo Schaaren von Arbeitern zu 20 bis 50 Mann ausziehen unter Leitung eines Anführers, der der Jäger heißt, und den Auftrag hat, die Bäume im Walde aufzusuchen und sich ihrer zu versichern, ehe die andern Abtheilungen herbeikommen können. Man haut den Baum gewöhnlich 10 bis 12 Fuß vom Boden ab und entkleidet ihn seiner Aeste, deren Holz wegen der reichern und mannichfacher nuancirten Adern mehr geschätzt ist. Ist eine hinreichende Menge Bäume umgehauen, so müssen Wege zum Herausschaffen des Holzes geöffnet werden, und dieß ist die schwierigste Operation, welche allein zwei Drittheile der Kosten des Unternehmens ausmacht. Man behaut die Bäume so glatt wie möglich, und läßt den untern Theil der Stämme als unnütz liegen oder braucht sie nur zum Brückenbau. Die Arbeit des Transports und Wegemachens dauert bis ins Frühjahr, wo man die Blöcke bis ans Ufer der Flüsse gebracht hat, und sie, mit dem Zeichen des Eigenthümers, der die Arbeiterschaar ausgerüstet, versehen, hinabschwimmen läßt. An der Mündung fängt man sie auf, jeder Unternehmer eignet sich diejenigen Blöcke zu, die ihm nach dem eingehauenen Zeichen angehören, sägt die Enden ab, die oft durch das Anprallen gegen die Felsen zerrissen oder gespalten sind, und beladet dann die Schiffe damit. (Botanical Miscellanies von Jackson Hooker.)

Die protestantische Mission in China.

(Fortsetzung.)

Das anglo-chinesische Collegium fand bald sowohl von Individuen als von Corporationen, namentlich von der ostindischen Compagnie, welche jährlich 1200 Dollars dazu beisteuert, bedeutende Unterstützung, und erfreute sich eines guten Fortganges. Eine große Anzahl Chinesen erhielt hier jährlich unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache und in den Anfangsgründen der europäischen Wissenschaften, namentlich der Geographie, Geschichte, Moral und christlichen Theologie. Auch werden hier, in der zum Collegium gehörigen englisch-chinesischen Druckerei, Werke zu Tage gefördert, wodurch unsere Kenntniß des östlichen Asiens vielfach erweitert wurde. Wir bemerken bloß Milne's heiliges Edict; seine Geschichte der ersten zehn Jahre der protestantischen Mission im östlichen Asien; Prémares ausführliches Lehrgebäude der chinesischen Sprache, und die Zeitschrift: der indo-chinesische Sammler genannt. Ueberdieß gingen aus der Missionspresse zu Malacca mehrere chinesische Werke, namentlich die vollständigen Uebersetzungen der heiligen Schriften, Broschüren und Flugblätter christlichen Inhaltes hervor, welche nach allen Seiten im Lande der Mitte und auf den Inseln des östlichen Asiens verbreitet wurden. Allein in dem Jahre 1835 erschienen hier vierundfünfzigtausend siebenhundert und acht und

zwanzig Tractate geistlichen und andern Inhalts; hiebei sind eilftausend neunhundert und siebzig Bände der heiligen Schrift alten und neuen Testaments in chinesischer Sprache nicht mitgerechnet. Der ehrwürdige Begründer dieser Anstalt besuchte sie mehrmals von Macao aus, und gab von Jahr zu Jahr in einem eigenen Berichte Rechenschaft über die Verwendung der eingegangenen Gelder und über das ganze Gedeihen der Anstalt. Gewöhnlich ward diesem Berichte eine auf China bezügliche wissenschaftliche Untersuchung oder Abhandlung beigefügt, worin der gelehrte Missionär seine Kenntniß der verschiedenen chinesischen Zustände bewährte. Der Auszug aus den gesammelten Satzungen der regierenden Dynastie, der sich hinter dem siebenten Berichte über das englisch-chinesische Collegium vom Jahre 1829 befindet, ist wohl die lehrreichste dieser Gelegenheitsschriften.

Im Jahre 1822 machte Morrison eine Inspectionsreise nach Malacca, landete zu Singapur und trat mit Raffles in Verbindung, um hier ein neues Collegium ähnlicher Art wie das indo-chinesische zu begründen. Diese Anstalt sollte aber, nach dem Wunsche Sir Stamfords, auf einer breitern Basis errichtet werden. Raffles wünschte, daß in seiner Niederlassung in den vorzüglichsten europäischen Sprachen und Wissenschaften, daß in dem Chinesischen, Arabischen, Malayischen, Javanischen, Balinesischen, so wie in allen andern Idiomen Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges Unterricht ertheilt werden möchte. Am 1 April 1825 ward zu diesem Endzweck zu Singapur eine Versammlung zusammengerufen, wobei Raffles präsidirte; es wurden dem neuen Institute 100 Acker Landes, das Eigenthum der englischen Nation, angewiesen, so wie 50 Acker für Dr. Morrison selbst, wenn es ihm genehm seyn sollte, in Zukunft seinen Wohnsitz nach Singapur zu verlegen. Morrison dachte nämlich daran, in Bälde die Anstalt zu Malacca mit der zu Singapur zu vereinigen und dann selbst in eigener Person die Oberleitung derselben zu übernehmen. Eine Privatsubscription ward eröffnet, und es wurden bedeutende Summen unterzeichnet. Morrison selbst unterzeichnete wiederum 1000 Pfd. — und so ward am 4 August 1825 von Raffles selbst der Grundstein zu dem großartigen Gebäude der Singapur-Anstalt gelegt. Dieses im italienischen Geschmacke errichtete Gebäude war schon ziemlich weit vorgerückt, als Raffles abgerufen wurde und Hr. Crawford als Gouverneur in Singapur erschien, um jeden Samen des Edeln, den die hochherzige Seele des Gründers in reichlichem Maaße hier ausgestreut hatte, in der Geburt zu ersticken. Der Bau der Singapur-Anstalt ward alsbald eingestellt; man ließ die Gebäude absichtlich in Ruinen zerfallen, die jetzt, vom Meere her gesehen, an dessen Ufer das Gebäude errichtet ward, die Aufmerksamkeit eines jeden nach dem Freihafen segelnden Fremden auf sich ziehen und einen melancholischen Anblick gewähren. Der Unkundige begreift nicht, wie und warum man in einer solchen neuen Niederlassung ein steinernes, großartig gedachtes und in einem so schönen Styl aufgeführtes Gebäude hat in Schutt und Trümmer zerfallen lassen können. Crawfords Name wird, wovon sich Schreiber dieses mehrmals überzeugen konnte, von Niemanden in Singapur mit Liebe und Achtung erwähnt, während Raffles hoch und unvergeßlich dasteht im Andenken der Bewohner dieser blühenden Colonie. Bereits im Jahre 1834 traten die Kaufleute Singapurs zusammen, um dem Begründer ihres Handels und Reichthums ein würdiges Monument zu setzen. Welch ein anderes, herrlicheres Monument könnte wohl dem edeln Manne gesetzt werden, als die Verwirklichung seiner großartigen Idee, als die Vollendung der Singapur-Anstalt zur Verbreitung der europäischen Civilisation und des Christenthums unter der Bevölkerung Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges! Es würde diese Anstalt sicherlich für beide Zwecke erfolgreich wirken, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Bevölkerung Oceaniens, deren Geist und Gemüth noch nicht in einer seit Jahrtausenden bestehenden religiösen und bürgerlichen Verfassung ein besonderes Gepräge erhalten hat, leichter der europäischen Bildung und dem Christenthum entgegengeführt werden kann, als der in seiner Denk- und Fühlweise versteinerte Hindu und Chinese. Denn wie unbedeutend sind die Früchte aller der Bestrebungen der protestantischen Missionäre bis jetzt in Indien, in China und unter den Malayen gewesen! Man höre, was hierüber der amerikanische Geistliche Malcom sagt, welcher in den letzten Jahren alle die protestantischen Missionsanstalten des östlichen Asiens besucht hat.

„Mehr als 250,000 Schüler," sagt Malcom, „empfangen heutzutage Unterricht in den Schulen der Missionäre, und die Zahl derer, welche bis jetzt hier Unterricht in den Lehren des Christenthums genossen haben, mag sich wohl auf eine Million belaufen. Der verstorbene Missionär Reichardt in Calcutta, der lange Zeit hindurch das Lehramt in diesen Schulen ausgeübt hatte, hat versichert, daß unter so vielen Tausenden junger Leute bloß fünf oder sechs sich zum Christenthume gewendet hätten. Ein eben so unerfreuliches Resultat hat die Anstalt zu Vepery, einer Vorstadt von Madras, geliefert, welche bereits volle hundert Jahre von der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß auf das thätigste unterstützt wird; eben so die zu Tranquebar, wo die dänischen Missionäre schon seit 150 Jahren Schulen unterhalten. In ganz Madras, wo die Schulen doch von so vielen Tausenden Eingebornen besucht werden, zählt man nicht mehr als ein halbes Dutzend solcher, die das Christenthum angenommen. Das anglo-chinesische Collegium zu Malacca, dessen Unterhaltung so bedeutende Summen kostet, hat während seines zwanzigjährigen Bestandes kaum einige zwanzig Personen zur Erkenntniß der Wahrheit geführt. Die von der schottischen Generalassociation zu Calcutta gegründete Schule, in der seit 6 Jahren gegen 400 Schüler christlichen Unterricht genießen, zählt bis jetzt bloß 5 bis 6 Neophyten; die Schule zu Dschittagong, welche seit 16 Jahren besteht und stets von mehr als 200 Schülern besucht wird, hat bis jetzt bloß zwei ihrer Zöglinge für die Lehre des Heilands gewinnen können, und zu Arrakan haben die Schulen noch gar keine Bekehrung bewirkt. Eben so ist auch im ganzen Birmanenreiche kein einziger durch den Schulunterricht aus der Finsterniß zum Lichte des Glaubens geführt worden. An den Orten, wo die Schulen am besten gedeihen, hat zwar ein großer Theil ihrer Zöglinge dem Heidenthume entsagt, ohne jedoch dem Christenthume sich zuzuwenden, sondern sie sind jetzt verstockte Ungläubige (conceited infidels) geworden, schlimmer noch in ihrer Aufführung, als die Heiden; mehrere von ihnen haben sogar, Dank ihrer genossenen Erziehung, Aemter bekommen und einen Einfluß erlangt, den sie aber leider nur dazu anwenden, der Verbreitung der Religion entgegenzuwirken.

(Schluß folgt.)

Filztuch. Die Litterary Gazette vom 4 April erwähnt, daß in einer der Soireen des Marquis von Northampton unter andern Merkwürdigkeiten auch Proben von dem neuen Filztuche vorgelegt worden seyen. Es scheine sehr stark und fähig, dem Wetter zu widerstehen. Es war von verschiedenen Farben vom glänzenden Scharlach bis zum einfachen Braun, auch gestreifte Muster fanden sich vor.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1840.

Die Franzosen in der Provinz Constantine.

Seit dem November vorigen Jahrs sind die Franzosen hinsichtlich ihrer afrikanischen Besitzungen in ein neues Stadium eingetreten: der arabische Fürst, den sie durch ihr eigenes, unklinges Verfahren großgezogen, ist nun feindlich gegen sie aufgetreten, und der Urheber des Tractats an der Tafna hat selbst öffentlich ausgesprochen, daß er sich bei Abfassung desselben gröblich geirrt und einen großen Fehler begangen. Damit ist diesem Tractat, wenn je vorher noch ein Zweifel dagegen obwalten konnte, das Urtheil gesprochen. Was seitdem geschehen, namentlich seit der Einnahme von Constantine, das zu beurtheilen und in seinen einzelnen Beziehungen als fehlerhaft nachzuweisen, möchte ein langes und ein sehr undankbares Geschäft seyn. Die öffentliche Stimme spricht sich sehr gegen den Marschall Valée aus, allein der größte Fehler lastet immer auf der Regierung, die kein bestimmtes System verfolgte, weder die Colonisation eifrig betrieb, noch sich entschieden auf die Besetzung der Küstenpunkte beschränkte. Diese Unentschlossenheit rächte sich, und ihr sind namentlich die Unfälle zuzuschreiben, welche den Colonisten der Ebene Metidscha im Monat November v. J. zustießen, und allem Anbau derselben vorerst so ziemlich ein Ende machten.

Abdel-Kader hat selbst den Handschuh hingeworfen und die Feindseligkeiten begonnen, zunächst nicht ohne Vorwissen und Gutheißen des Kaisers von Marocco, wahrscheinlich mit geheimer Zustimmung des Bey's von Tunis, und vermuthlich auf Antrieb Englands. So wenig sich letzteres beweisen läßt, so sehr ist es unter den Officieren der französischen Armee in Algier herrschende Ansicht, und sie wissen, daß sie in dem bevorstehenden Kriege harten Kämpfen und noch größeren Beschwerden entgegengehen. Abdel-Kaders Macht beruht auf der Religion und dem Hasse gegen die Fremden: er hat seit Jahren sich dem Kalifen des Westens, dem Kaiser von Marocco, angeschlossen, und in seinem Namen das Kirchengebet verrichten lassen, während es in dem alten Gebiet der Regentschaft Algier auf des Sultans Namen verrichtet wurde. Der Gedanke ist großartig und besagt nichts mehr und nichts weniger, als alle Araber Nordafrika's bis zur großen Syrte und wo möglich alle Muselmänner dieses Landstrichs unter Ein gemeinsames Haupt zu vereinigen; mag dieß nun Muley Abderrhaman oder Abdel-Kader seyn

Ins Innere des Landes hinein erstreckt sich die französische Herrschaft nur in der Provinz Constantine; in der Provinz Algier sind Belidah und Coleah die einzigen Punkte von Bedeutung im Innern, die sie besetzt haben; dagegen haben sie nach und nach alle Küstenpunkte besetzt. Das offene Land läßt sich nirgends gegen die Araber halten, welche im November bis in die Nähe von Algier vordrangen. Um so eigenthümlicher erscheint die Stellung der Franzosen in der Provinz Constantine, welche bis jetzt, einen leichten Versuch der Unteranführer Abdel-Kaders ausgenommen, ruhig geblieben ist. Die Franzosen haben hier mehr erreicht, als man erwartete: leicht wäre es gewesen, Achmed Bey's Einfluß dem Abdel-Kaders, den Kuluglí dem Araber, entgegenzusetzen, aber diese nahe liegende Politik wurde nicht befolgt, wie es scheint mehr aus Verkennung der weitgehenden Plane Abdel-Kaders und aus Haß gegen den trotzigen Achmed Bey, als aus weitergehender Berechnung. Constantine fiel, Achmed Bey wurde verjagt, und jetzt erst thaten die Franzosen, was man vorher schon von ihnen erwartet hatte: sie verbanden sich mit den Kuluglis, welche von nun an die Hauptstärke ihrer eingebornen Truppen ausmachten, und durch ihre Landeskenntniß wie durch ihre Tapferkeit bedeutende Dienste leisteten. Ben Gana, Achmed Bey's Schwiegervater, ist unter französischer Herrschaft geblieben, wozu ihn Achmed ernannt hatte, nämlich Scheikh-el-Arab, d. h. Gouverneur der arabischen Stämme, von denen er Tribut zu erheben und nöthigenfalls ein Contingent an Mannschaft zu stellen hat, wenn die Franzosen dieß verlangen, was sie aber wohl unterlassen werden, denn man hat ihn wahrscheinlich nur dort gelassen, weil der bekannte Farhad-den-Said auf dieselbe Stelle Anspruch macht, und nach dem alten Spruch: divide et impera, beide am besten beschäftigt sind, wenn sie sich mit einander raufen, was denn auch in der letzten Zeit ziemlich oft geschehen zu seyn scheint. Doch dieß betrifft nur den Südosten der Provinz, wohin die Franzosen selbst nie den Fuß gesetzt haben; im Norden herrscht so ziemlich Ruhe, und bisher wenigstens haben alle Bemühungen Abdel-Kaders, diese Pro-

vinz gleichfalls gegen die Franzosen in die Waffen zu bringen, nichts gefruchtet. Ihre Stellung in dieser Provinz ist somit bei dem bevorstehenden, ziemlich weitaussehenden Kampfe in Nordafrika von mehrfachem Interesse, und da jetzt die Franzosen auf keinen Fall mehr in Afrika zurückgehen können, sondern vorwärts müssen, so ist diese Stellung auch von äußerster Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Korngesetze in England.

(Schluß.)

Noch sind, wie bemerkt, in der Frage über die Korngesetze die zwei Punkte, nämlich der Grad des Schutzes, welcher den Grundeigenthümern gebühre, und der Streit über die Störung des Handels durch die wechselnde Zollscala allzu verwickelt, als daß sich eine bestimmte Ansicht aussprechen ließe. Das erste, was entschieden werden muß, ist die Frage: soll ein fixer Zoll, oder ein mit dem Getreidepreis in England wechselnder Zoll angenommen werden. Wird die Frage so gestellt, so wird die Antwort gewiß für einen fixen Zoll ausfallen, wenigstens gewiß dann, wenn man die Stimmen mehr wägt als zählt. Ist diese Frage gelöst, dann folgt erst die zweite: wie groß soll dieser Schutzzoll seyn; in der ganzen Verhandlung am 1, 2 und 3 April ist darüber nur Eine Aeußerung gefallen, die des Handelsministers Labouchère, welcher 7 bis 8 Sh. für den Quarter als einen hinreichend hohen Zoll angesehen wissen will; die Grundeigenthümer möchten wohl von 10 Sh. kaum ablassen wollen. Uebersieht man die Weizenpreise des J. 1838 und 1839 in Tooke's History of Prices in 1838 and 1839, so würde mit einem Zoll von 10 Sh. selbst der geringste und wohlfeilste Weizen noch auf mehr als 45 Sh. kommen, also höher, wie im Jahre 1835 der Preis in England bei gar keiner fremden Einfuhr stand.

Nachstehende Bemerkung kann einem beim Durchlesen der Debatten über diesen Gegenstand nicht entgehen. Es ist darin viel von dem deutschen Zollverbande die Rede, welcher gern wieder seine Gränzen den englischen Manufacturen öffnen würde, wenn die Korngesetze abgeschafft wären. Da nun an eine Abschaffung nicht zu denken, vielmehr ein ziemlich hoher Zoll immer bleiben wird, so kann von einem bedeutenden Absatz von deutschem Getreide nach England keine Rede seyn, wenn man auch auf Concessionen eingehen wollte. Deutsches Getreide kann in England nur dann in größerer Masse Eingang finden, wenn man desselben plötzlich bedarf. Solche Fälle erzeugt die jetzige Zollscala zuweilen: man kann voraussehen, daß in acht bis zehn Wochen das Getreide in England auf 77 Sh. steigen wird, und läßt schnell eine Masse kommen, um sie gegen den Zoll von 1 Sh. einführen zu können; aber man kann auf diese Berechnung hin kein Getreide aus Amerika und aus dem schwarzen Meere kommen lassen. Tritt ein fester Zoll und somit eine sicherere Berechnung des Handels ein, so kommt dieß den entferntern Kornländern, nicht den nähern zu Gute.

Unter den entferntern Ländern ist namentlich Amerika zu nennen: es wurde im Laufe der Debatten wiederholt aufmerksam gemacht, daß, wie in Deutschland, so auch in Amerika eine neue Bestimmung über die Zollgesetze in den nächsten Jahren bevorstehe, und es somit die höchste Zeit sey, Unterhandlungen anzuknüpfen, um durch gegenseitige Concessionen dem brittischen Handel neue Vortheile zu verschaffen. In Amerika betrifft dieser Punkt eine Lebensfrage, bei der England sehr betheiligt ist. Letzteres hat in England ungeheure Schulden zu bezahlen, deren Zinsen sich wohl auf acht Millionen Dollars belaufen mögen. Dieß läßt sich nur durch möglichst starke Ausfuhr von Producten nach England bewerkstelligen, und unter diesen würde nach der Baumwolle Getreide wohl den ersten Rang einnehmen, wenn der Handel mehr Sicherheit und Stätigkeit darböte, die ihm nur ein fester Zoll geben kann.

Ein großer Vortheil eines solchen festen Zolles wäre der Umstand, daß mit einemmal alle die mühsamen Berechnungen von Durchschnittspreisen, die ohnehin zu manchen Betrügereien und falschen Angaben Anlaß geben, wegfielen. Man hätte nicht mehr nöthig, zur Erreichung bestimmter Zwecke die Preise auf den Hauptmarktplätzen bald künstlich zu steigern, bald fallen zu machen. Alle diese Künsteleien fielen weg, und der Kornhandel, auf einer sicherern Basis ruhend, würde wahrscheinlich in England, vielleicht zum Nachtheil Hollands, bedeutend zunehmen. Seit dem Jahre 1829 sind nach einer Angabe in Tooke's bereits erwähntem Werke, so wie in Peels Rede, 9,297,000 Quarter Weizen eingeführt worden, welche im Durchschnitt 5 Sh. 5 D. Zoll zahlten. Man hat demnach die Durchschnittsberechnungen benützt, und die Preise auf den einzelnen Plätzen künstlich gesteigert, um den Weizen zu 1 Sh. einführen zu können, sonst ließe sich der niedere Durchschnittszoll gar nicht erklären. Wenn Labouchère 7 bis 8 Sh. vorschlägt als ständigen Zoll, so hätte die Regierung von derselben Masse Weizen eine Million Pfd. St. mehr eingenommen. Außer jenen neun Millionen Quartern kamen in derselben Zeit etwa 7 Millionen unter Königs Schloß, und wurden wieder ausgeführt; wäre die Sicherheit des Handels größer gewesen, so hätte man gewiß größere Unternehmungen gewagt, und statt 16 Mill. Quarter wären in diesem Zeitraum vielleicht doppelt so viel eingeführt und unter Königs Schloß gelegt worden. Tooke bemerkt hierüber: „wären unsere Häfen stets offen, wenn auch mit einem fixen Zoll von 8 Sh. für das zur Consumtion eingeführte Getreide, so würde England, namentlich aber der Hafen von London, das Emporium für den Kornhandel mit Europa und Amerika werden, und wir würden, abgesehen von der großen Vermehrung des Handels, eine hinreichende Masse Getreide im Fall einer mangelhaften Ernte zur Verfügung haben."

Man kann aus allen diesen Gründen nicht läugnen, daß ein fester Zoll große Vortheile vor dem jetzigen System voraus hätte, aber er hat den fatalen Umstand gegen sich, daß er stets als eine Prämie betrachtet würde, welche das Land im Allgemeinen den Grundeigenthümern zahlt, eine Prämie, die in so weit den Manufacturisten verderblich ist, als der Taglohn dadurch in die Höhe getrieben und somit ihre Fabricate ver-

theuert werden. Diese Vertheuerung schließt ihre Waaren von manchen Märkten aus, und die gestiegene Concurrenz anderer Länder bedroht somit wesentlich die Manufacturinteressen Englands. Dieß ist der ewige Refrain, den man anführen hört, und der auch sehr speciös, aber nur zum Theil wahr, und gerade in diesem Theile, wo er wahr ist, auch nicht zu ändern seyn möchte. In England ist bei der ungemein zahlreichen Bevölkerung, bei der großen Anzahl von Arbeitern, der Taglohn schon sehr herabgedrückt, trotz der Brodpreise; diese Arbeiterzahl wird unaufhörlich von Irland recrutirt, und dieß Irland liefert zugleich eine Getreidemasse nach England, welche in gewöhnlichen Jahren die fremde Einfuhr weit übersteigt. Also der Taglohn regelt sich noch nach etwas anderem, als den Kornpreisen, nämlich durch die Anzahl der sich bietenden Arbeiter, und nicht das fremde Getreide, sondern das irländische ist es, welches die Preise hauptsächlich drückt. Dieß ist der eine Punkt, den andern hat Peel mit großer Schärfe hervorgehoben, wenn er am Ende seiner Rede sagt: „es ist gewiß ein großartiger Plan, in unserm Verkehr mit fremden Nationen den Grundsatz einzuführen, der den Verkehr im Innern unsers Reichs leitet. Aber ich bezweifle die Möglichkeit, diesen Grundsatz auf den äußern Handel dieses Landes anzuwenden bei einem so künstlichen Zustand der Gesellschaft, bei so verwickelten Verhältnissen und so ungeheuren, auf dem Spiele stehenden Interessen, die unter einem ganz andern Grundsatze, nämlich dem des Schutzes in gewissen Fällen emporgewachsen sind. Ist der Grundsatz für den Kornhandel richtig, so ist er es auch für jeden andern Handel; jeder Schutzzoll für die Manufacturen muß abgeschafft und unser ganzes Colonialsystem geändert werden. Wer möchte dieß wagen, um einen noch unerprobten theoretischen Grundsatz durchzuführen?"

Herschels altes Teleskop.

Am 1 Januar 1840 übergab Sir John Herschel das alte und berühmte Teleskop, das sein Vater in Slough gebaut hatte, ewiger Ruhe. Es geschah mit einiger Ceremonie, wovon selbst der Litterary Gazette die Kunde erst über Nantes zukam, da der große Astronom mit diesem Orte in Verbindung steht und einer seiner Freunde von einem Gliede seiner Familie davon unterrichtet wurde, welche Nachricht im „Breton" abgedruckt war. Man hatte beschlossen, die metallene Röhre des Instruments mit ihrem Metallspiegel aufzubewahren und aus dem Ganzen eine Art Denkmal zu Ehren des alten Teleskops zu machen. Alles Holzwerk, und Alles, was schneller Zerstörung unterworfen war, wurde entfernt, und der Tubus in horizontaler Richtung und in der Meridianlinie auf Pfeilern aus Backsteinen mitten in dem runden Gebäude befestigt, auf welchem das Gerüst zur Handhabung des Teleskops früher errichtet war, und in welchem der Boden jetzt mit Gesträuchen bepflanzt ist. Der Reflector des Teleskops war für diese Feier glänzend polirt, und genau um 12 Uhr am 1 Januar, beim Anfange des astronomischen Jahres, gingen Sir John Herschel, seine Frau, ihre sieben Kinder, deren Gouvernante und einige Personen, die bei dem Etablissement seines Vaters beschäftigt waren, einigemale in Procession um das Monument, traten darauf in den Tubus und setzten sich auf Bänke, die in dieser Absicht geordnet waren. Hierauf sangen sie einige Verse, die einer der Söhne Sir John Herschels componirt hatte, gingen dann wieder um den Teleskop herum, der Eingang des Tubus wurde verschlossen und der Tag mit einem Familienfeste beendigt. (Litterary Gazette vom 11 April.)

Die protestantische Mission in China.

(Schluß.)

„Nicht viel glücklichere Resultate, als durch die Gründung von Schulen', hat man erzielt durch die Vertheilung von Büchern religiösen Inhalts. Man hat nicht weniger als sieben verschiedene Uebersetzungen der heiligen Schriften in malayischer Sprache gedruckt; überdieß hatte man schon im Jahre 1820, wie aus einem Berichte des Dr. Milne hervorzugehen scheint, zwei und vierzig andere Abhandlungen religiös christlichen Inhalts in derselben Sprache verfaßt; alle diese Schriften sind in vielen tausend Exemplaren unter den Malayen verbreitet worden: ich habe aber nicht gehört, daß nur ein einziger Malaye dadurch bekehrt worden wäre.

„Was insbesondere die Vertheilung der Bibel und andere religiöse Tractate betrifft, so muß man in Betracht ziehen die geringe Anzahl der dadurch Bekehrten in Vergleich mit den erstaunlichen Summen, die zu diesem Endzweck verausgabt wurden. In der That darf die Begierde, mit welcher Heiden und Mohammedaner nach unsern religiösen Abhandlungen streben, nicht etwa dem Wunsche, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, zugeschrieben werden; das ihnen fremdartige Papier, der ihnen unbekannte Schriftdruck, die Gestalt und Farbe der Bücher, dieß alles ist für sie eben so sehr Gegenstand der Neugierde, als für uns ein Manuscript auf ihrem Schreibmaterial, den Palmblättern, es seyn würde. Würde denn nicht auch ein Sendbote des Heidenthums, wenn er in den Straßen unserer großen Städte Manuscripte auf Palmblättern, diesem uns unbekannten Schreibmaterial, gratis vertheilte, mehr Liebhaber und Abnehmer finden, als er zu befriedigen im Stande wäre; würde nicht Tag für Tag die begehrliche Menge sich um ihn herumdrängen, bis endlich das neugierige Verlangen Aller durch ein genugsames Antheilen befriedigt wäre? Gerade so erging es den christlichen Sendboten in Arrakan, wo die Einwohner die in reichlicher Menge unter sie vertheilten religiösen Tractate und Bibeltheile am Ende gleichgültig wegwarfen, ohne daß sich ein ernsthaftes Verlangen nach der Erkenntniß der Wahrheit unter dieser unzähligen Menschenmenge kundgegeben hätte. Am gleichgültigsten aber zeigten sich die Birmanen; bei den meisten von diesen war das Begehren von Büchern nur ein Vorwand, um genugsame Gelegenheit zu haben, die Fremden zu begaffen und die Kleidung unserer Frauen bewundern zu können. Die Bücher, die wir ihnen gaben, schauten sie jedesmal mit großem Staunen an; am meisten nahm der Einband ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, und oft zerrissen sie die Bücher vor unsern Augen, um nur den Einband genau untersuchen zu können. Das sind Thatsachen, würdig der Aufmerksamkeit der Missionsfreunde in Europa, und es wäre sehr wünschenswerth, daß diese sich durch die oberflächlichen Berichte der Missionäre nicht verführen ließen.

„Ich selbst habe, den Irrawadi stromaufwärts bis nach Ava, der Hauptstadt der Birmanen, schiffend, in zwei und achtzig Städten und

Dörfern religiöse Tractate ausgetheilt, und überdieß 657 Fahrzeuge, von denen mehrere 15 bis 50 Passagiere enthielten, damit versehen, diejenigen Exemplare gar nicht gerechnet, die ich den Leuten am Ufer verabfolgte. Im Allgemeinen wurden diese Bücher mit großer Begierde begehrt, und viele, welche schon eines hatten, verlangten noch ein zweites; viele von denen, die keines erhalten hatten, sprangen ins Wasser und schwammen unserem Fahrzeuge nach, und oftmals, wenn wir gelandet hatten, waren wir von einer so großen Menge Bittender umringt, daß wir kaum Ruhe zum Essen und Schlafen hatten. Man glaube aber ja nicht, daß deßhalb ein Verlangen vorhanden gewesen sey, mit den Lehren des Christenthums vertraut zu werden; unsere Bücher waren für sie weiter nichts, als etwas Seltsames, ein Gegenstand der Neugierde.

Zu Singapur, wo man für die Vertheilung von Büchern und die Errichtung von Schulen unglaubliche Summen aufgeopfert hat, hat nicht eine einzige Bekehrung so viele Anstrengungen, so große Kosten belohnt. Und doch ist im ganzen Orient kein Ort, wo die religiösen Bücher in eben so großer Fülle verbreitet worden wären; man hat sie zu Tausenden und Zehntausenden weggeschenkt; man hat nicht nur die Malayen im größten Ueberflusse damit versehen, sondern auch unter die Araber, Muselmanen, Telingas u. s. w. Exemplare vertheilt. Seit langer Zeit sieht man die Büchervertheiler von Haus zu Haus gehen und jedem ihre Waare anbieten, der sich herabläßt, sie anzunehmen. Nicht geringere Summen als auf die Vertheilung von Büchern hat man gewendet auf die Gründung und Unterhaltung von Schulanstalten, aber Alles ist erfolglos geblieben.

„Ein Umstand ist es, der eine leicht verständliche Uebersetzung unserer heiligen Bücher ins Malayische äußerst schwierig, wenn nicht gar ganz unmöglich macht: es ist dieß der Bau dieser Sprache. Zwar ist das Malayische sehr leicht zu erlernen, denn es hat keine für einen Europäer schwer aussprechbare Laute, die Construction ist äußerst einfach und die Anzahl der Worte sehr gering; der nämliche Ausdruck bezeichnet die Zahl, das Geschlecht, den Modus und die Zeit; ein und dasselbe Wort ist Substantiv, Adjectiv, Verbum und Adverbium zugleich; selbst für die verschiedenen Zeiten des Verbums hat man keine verschiedenen Formen, so daß man das, was für die gewöhnliche Unterhaltung vonnöthen ist, sehr schnell erlernen kann. Dagegen ist aber diese Sprache so arm an abstracten Ausdrücken, daß man, bei der mündlichen oder schriftlichen Besprechung von Fragen aus dem Gebiete der Religion, es unmöglich vermeiden kann, neuer, fremden Sprachen entlehnter Ausdrücke sich zu bedienen, die nur durch eine lange Gewohnheit dem Ausgesprochenen verständlich werden können. Man hat daher bei der Uebersetzung der Religionsbücher neue Wörter aus dem Englischen, Griechischen, Portugiesischen und hauptsächlich aus dem Arabischen borgen müssen. Unter hundert Worten eines ins Malayische übersetzten Gebetbuches, so berichtet uns Walter Hamilton in seiner Zeitschrift, der East-India-Gazetteer, befanden sich dreißig polynesische, sechzehn Sanskrit und sieben arabische Ausdrücke, so daß bloß ungefähr die Hälfte der Worte rein malayische waren.

„Noch schlimmer sieht es bei den Chinesen aus; die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Schrift, die keine alphabetische ist, wie die unsrigen, sondern eine Art von Hieroglyphenschrift, wo jedes Wort durch einen besondern Charakter bezeichnet wird, bringt es mit sich, daß für eine große Anzahl von Worten unserer europäischen Sprachen, wodurch den Chinesen fremde Ideen ausgedrückt werden, keine Charaktere vorhanden sind. Es wäre demnach ganz unmöglich, die heiligen Schriften schriftlich in die Sprache des Volkes zu übertragen, wiewohl es vielleicht nicht ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit läge, sie durch eine mündliche Erklärung verständlich zu machen. Zudem kann kaum der vierzigste Theil der Bevölkerung lesen, und selbst von denen, die dieser Kunst mächtig sind, verstehen die wenigsten die Gelehrtensprache, welche gänzlich verschieden ist von den vielen untereinander sehr abweichenden Dialekten. Man könnte nun vielleicht fragen: warum übersetzt man die heiligen Bücher denn nicht in die einzelnen Dialekte? Der Grund davon ist einfach der, daß die Mehrzahl dieser Dialekte keine besondern Charaktere hat; überdieß gibt es, so sonderbar und parador dieß auch klingen mag, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens eine Menge Worte, die man schriftlich gar nicht auszudrücken vermag. Es erregt ein peinliches Gefühl, wenn man erwägt, daß, trotz der Unwirksamkeit und Nutzlosigkeit dieser Uebersetzungen, schon die Uebersetzung der Bibel ins Chinesische allein mehr als 100,000 Dollars gekostet hat."

Miscellen.

Assam-Thee. Gegen Ende März bestätigte in London die Gesellschaft der Künste den Bericht ihrer Committee für Colonien und Handel über den Thee von Assam. Aus allen Angaben geht hervor, daß in der Bereitung und im Geschmack des Thees von Assam eine fortschreitende Verbesserung sich bemerken läßt. Das Experiment, die chinesische Theepflanze in Assam anzubauen, ist gelungen, und hat einen sehr aromatischen und feinen Thee ergeben, wogegen der ursprüngliche Assam-Thee den Nachtheil hatte, daß die Pflanzen zu alt waren und ohne gehörige Auswahl eingesammelt wurden. Man kann aus dem Erfolge der chinesischen Pflanze abnehmen, daß Boden und Klima von Assam völlig geeignet sind, Thee von der besten Qualität zu erzeugen. (Athenäum vom 28 März.)

•

Schwefelsäure als Düngungsmittel. Bis jetzt hat man im südlichen Frankreich drei Substanzen angewendet, die unmittelbar die Vegetation der Futterkräuter und Hülsenfrüchte befördern, Asche, Nuß und Gyps, allein ihre Seltenheit und Kostspieligkeit haben eine allgemeinere Anwendung verhindert. Jetzt ist man auf eine Substanz gekommen, deren Transport leichter und minder kostspielig ist, nämlich Schwefelsäure, die, tausendfach verdünnt, die Vegetation der Futterpflanzen aus der Familie der Leguminosen ungemein befördert. Mit einem Litre Schwefelsäure, der, in größerer Menge angekauft, anderthalb Franken kostet, kann man einen halben Hectar besprengen, während man, um nur einige Wirkung auf dieselbe Fläche hervorzubringen, drei Centner Gyps nöthig hätte, der etwa dritthalb Franken der Centner kostet. Die Besprengung mit diesem säuerlichen Wasser ist ganz leicht, und kann bei trockenem und regnichtem Wetter mit gleichem Erfolge vorgenommen werden. (Delord. Journ. d'agric. du Midi. Febr. 1840.)

•

Polygonum tinctorium in Frankreich. Die Gesellschaft der Pharmaceuten in Paris hat dieses Jahr unter Anderem einen Preis ausgesetzt über die Frage: was sind die Bestandtheile des Polygonum tinctorium und die besten Mittel, den Farbstoff aus dieser Pflanze auszuziehen. Es handelt sich nämlich darum, ob die Pflanze sich in Frankreich anbauen lasse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1840.

Aus den Reiseerinnerungen an Südfrankreich.

(Von A. Freihrn. v. Oefele.)

Die hesperischen Gärten von Hyères.

Kaum in Hyères, dem Zenith des französischen Südens, angelangt, eilte ich nach seinem vorzüglichsten Zauber, den wahrhaft hesperischen Gärten, wo Flora die Kinder aller Zonen im Prachtgewand mit Früchten, Blüthen und Blumen um sich versammelt.

Da der Garten des Maires zu den ausgezeichnetsten gehört, so machte ich mit ihm den Anfang. Sein herrliches Gitterthor steht einladend jedem Fremden geöffnet, und man sieht sich in einem hübschen Hofraum, in dessen Hintergrund die Villa niedlich, doch in seltsamem Styl, und daran die Gärtnerwohnung ist. Ich suche nach Jemand, der mich einführt, und alsobald schaut ein raphael'scher Engelskopf von einem Gartenmädchen herab, die meine Begleiterin wird. Wahrlich, wenn solche Mädchen in diesem Orangenland wohnen, dann begreife ich, daß die Fremden sich gerne hier ansiedeln, und nicht mehr fortwollen! — Höchst liebliche Rosenhecken, die bis zu großen Rosenlauben und Gängen sich erheben, brachten mich zuerst durch die Blumengärtenparterre, die geschmackvoll angelegt waren, und wodurch sich die reinlichen Wege schlängelten, bis sich die langen Alleen von Orangen- und Citronenbäumen hindehnten. Hier konnte ich umherwandeln, wie ich wollte, indem mir meine Begleiterin gleichsam den Garten vertrauensvoll überließ. Diese Orangen- und Citronengärten sind gleich unsern Baumgärten angelegt, so daß die Bäume in langen, oft unabsehbaren Reihen stehen, von geraden, breiten Gängen felderweise durchschnitten; jedoch hie und da durch andere überraschende Partien mit exotischen Ziergewächsen ausgestattet, und durch anmuthige Gebüschgruppen untermischt, welches dem Ganzen eben den romantisch südlichen Charakter gibt. Da tauchen an den Seiten oft riesige Cactus mit prachtvollen Blüthenbüscheln in glühenden Farben und furchtbar große Aloën zwischen Oleander und Feigen empor, und zwischen ihnen durch blinken die weißen mit Epheu und blumichten Schlinggewächsen umstrickten Gartenhäuser und Oekonomien.

Bei weitem einer der schönsten dieser Gärten gehört dem Grafen Beauregard, der daran ein stattliches Villagebäude hat, zu welchem man, durch weite Anlagen und Pflanzungen von Citronen-, Mandel-, Feigen-, Orangen-, Pinien-, Oel- und Granatenbäumen auf Stufen aufwärts die herrlichen Terrassen steigend, und zu einer überraschenden Höhenpartie gelangt. Hier haben sich in köstlicher Einfassung der lieblichsten Parterre aller Formen zwischen Granaten, Lorbeern und Cedern die seltensten afrikanischen Erzeugnisse gelagert, und unter wohlriechenden Blumenpartien und Bosquetgruppen hebt sich aus ihrer Mitte der schönste der zwei berühmten Palmbäume von Hyères gigantisch mit seinem riesigen Fächerbüschel, oben einen Dom bildend, über Alles hinaus.

Da stand und saß ich lange im Entzücken befriedigter Reiselust vor diesem majestätischen Prachtexemplar von Afrika's feuriger Zone, in seiner zauberischen Genossenschaft von nie gesehenen Bäumen, Sträuchern, Pflanzen, Blumen, die sich auf dem grünen Sammetteppich des Bodens wiegten, und trug das Gemälde zum ewigen Andenken mit schwachen Umrissen in mein Album ein. Aber längst war es fertig, und doch konnte ich mich immer nicht von diesem Patriarchen der Bäume trennen, der leider an seinem unten schon ausgehöhlten Stamm sein hohes Alter verräth und für seine Zukunft besorgt macht. Es ist ein eigener, religiöser Zauber um eine mächtige Palme! wie erst wenn sie in ganzen Gruppen und Wäldern die Gegenden bedeckt, und ich begreife, daß sie ihn auf die Araber ausübt und ihnen selbst ihre Wüsten so heimathlich wonniglich macht.

Ein freundlicher Gärtner der Villa führte mich überall gegen eine Kleinigkeit herum, nannte mir alle exotischen und tropischen Kinder seiner Pflege, deren ungewöhnliche Namen ich als Nichtbotaniker eben so schnell vergaß, beschenkte mich mit Granatäpfeln und überließ mich ebenfalls nach meinem Gefallen dem ungestörten Genuß, in diesen köstlichen Villa-Anlagen herumzuwandeln. Sie sind von bedeutendem Umfang und ländliche Arbeitergruppen, mit verschiedenen Ernten beschäftigt, bildeten darin eine belebte, anmuthige Staffage. Sie gewährten mir unter freundlicher Begegnung eine Einsicht über die Einträglichkeit solcher Besitzungen, besonders durch Verwerthung

der Citronen und Orangen, die in ganzen Ladungen zu Schiffe versendet werden. Es gibt hier sehr reiche Eigenthümer von großen Grundstücken mit solchen Pflanzungen, deren Anlagen aber freilich mehr commerciell als ästhetisch sind, indeß dennoch einen ewig grünenden, blühenden, duftenden und goldene Früchte tragenden Gürtel um die Stadt bilden, die selbst in ihren hohen und niedern Regionen mit gartenmäßigen Terrassen, Steingeländern und Anlagen mit jungen Stechpalmen und andern Gewächsen geschmückt ist. Von den reizenden Höhen aus, wo ich mich befand, konnte ich weitbin diese Gartenpflanzungen überschauen, und hatte in göttlichen Stunden, die ich hier verlebte, einen himmlischen Hochgenuß. Ihn verdanke ich besonders einem kleinen, artigen Mädchen, das mir, der ich zwischen öden, hochummauerten engen Gassen, welche diese Orangenpflanzungen umziehen, darnach suchte, gar freundlich voranhüpfend einen Eingang zeigte und, eine Zeit lang durch Rosenhecken mich begleitend, mit einer für mich abgepflückten Rose, die noch jetzt vertrocknet einen herrlichen Duft von sich gibt, endlich von mir Abschied nahm.

Die Franzosen in der Provinz Constantine.

(Fortsetzung.)

Betrachtet man die Karte Nordafrika's, so sieht man sogleich, daß das Hügelland zwischen dem Meere und der Wüste im Osten viel breiter, als im Westen ist. Wo die von Oasen unterbrochene Wüste sich ausdehnt, sind die Araber Herr geworden, im Hügel- und Gebirgslande haben sich die Ureinwohner, die man jetzt gewöhnlich mit dem arabischen Worte Kabylen bezeichnet, erhalten. Darum findet man in der Provinz Oran fast keine, in Algier wenig Kabylenstämme; in der Provinz Constantine aber machen sie höchst wahrscheinlich die bedeutendste Masse aus, und bilden eine Nationalität, die nicht nur der arabischen widerstand, sondern ihr auch vielfach feindlich gegenüber trat; im ganzen Norden und Nordwesten der Provinz sind die Kabylenstämme herrschend, und über die meisten scheint der Bey von Constantine nie eine mehr als nominelle Macht ausgeübt zu haben. Die Araber hausen hauptsächlich im Süden und Südosten. Außer diesen beiden reinen Stämmen findet sich aber noch eine schwer zu bestimmende Mittelclasse, die wahrscheinlich, wie die Wlachen in Macedonien und Thracien, Abkömmlinge der Bevölkerung sind, die aus den Ureinwohnern und den allmählich im Lande sich ansiedelnden Völkern, Puniern und Römern, entsprang, und in Folge der Vandalen- und Arabereroberung wieder verwilderte. Gewiß ist, daß sie eine den Arabern und Kabylen unverständliche Sprache reden, über welche jedoch die Franzosen, so viel uns bekannt, bisher keine Aufschlüsse gegeben haben. Blanqui in seinen oberflächlichen Berichten über die nordafrikanischen Besitzungen erwähnt gar nichts davon; in den Briefen aus Constantine nennt man sie Schowiahs (Chaouiah), allein damit ist man um kein Haar weiter. Denn Schawiah oder Schowiah ist ein rein arabisches Wort, welches Hirte *) bedeutet; Ibn Khaldun schon nennt die Zenatah (oder Uled Zenati, wie die Franzosen sagen) Schowiah. Daß die Aractas und Annenses dazu gehören, ist gewiß; ob auch die Telaghmas, Semuls, Ulad Abd-en-nur und Serawia, **) ist ungewiß, doch nicht unwahrscheinlich.

Ein beachtenswerther, doch noch keineswegs hinreichend aufgehellter Umstand ist, daß die Bey's von Constantine außer den eigentlichen Türken und Kuluglis hauptsächlich diese Stämme für sich bewaffneten, und daß man sie überhaupt zu den Maghsen oder Regierungstruppen zählte. Man bediente sich ihrer gegen die störrischen Kabylen und die unstäten Araber. Hierin liegt wohl auch der Grund, weßhalb Achmed Bey nach der Einnahme von Constantine zu ihnen sich zurückzog. Die Franzosen zogen ihm nach, und machten einige ziemlich unblutige Züge unter diesen Stämmen, die sich bald unterwarfen, und mit den Franzosen vereinigten: sie waren an gewisse Vergünstigungen und Bewilligungen gewöhnt, die ihnen als den Soldtruppen der Regierung zu Theil wurden, und wie die Smelas und Duairs in Oran an die Franzosen sich anschlossen, so thaten es auch diese Stämme, unter denen wir freilich noch nicht unterscheiden können, welche zu den sogenannten Schowiahs gehören, und ob die Bey's diese Stämme überhaupt oder nur einzelne derselben an sich gezogen hatten.

Die ersten Züge der Franzosen erklären sich nur durch diese Verhältnisse. Einer der ersten, welcher sich an die Franzosen anschloß, war Ali, Scheik der Semuls, die jedenfalls zu den Maghsen gehörten. Ohne die Intriguen eines verschmitzten Arabers, Namens Hamuda, welcher hauptsächlich die Verhältnisse der Stämme zu den Franzosen leitete und der von den einzelnen Scheikhs unter dem Vorwande, sie mit den Franzosen auszusöhnen, Geld erpreßte, wären wahrscheinlich diese Stämme kurz nach der Einnahme von Constantine zu den Franzosen übergetreten. Als im Frühjahre 1838 General Negrier eine Recognoscirung gegen Stora vornahm, und auf diesem Wege nach Milah kam, stellte sich ihm Ben Hamelawi vor, der unter Achmed Bey die Würde eines Aga bekleidet hatte. Der General fragte ihn, warum er so lange nicht gekommen sey, seine Unterwerfung zu bezeugen. Ben Hamelawi antwortete kalt: „ich brauchte so lange, um das große Lösegeld zusammenzubringen, das der Hakem (der Oberrichter Hamuda) von mir verlangte." Diese Erpressungen führten später den Sturz dieses Mannes herbei. Ben Hamelawi aber trat von nun an in die Dienste der Franzosen, und hat ihnen wesentlich genützt. Seine militärische Unterstützung auf dem Zuge gegen Stora ist von keinem Belang, desto mehr aber leistete er auf dem Zuge gegen die Schowiahs (wenn wir die ehemals im Dienste des Bey's befindlichen Stämme mit diesem Namen belegen dürfen).

Eine verunglückte Recognoscirung des Landes der Aractas durch den Oberst Dauriac führte den General Negrier selbst in

*) Siehe im Journal des Savans, Julius 1838, den Artikel Quatremère's: Observations sur les Numides.

**) Wenn diese mit den anderwo Sellawas genannten eines und dasselbe sind, so gehören sie zu den Schowiahs.

dieß Land, noch im Frühling des Jahres 1838, und durch die Bemühungen Ben Hamelawis stellte sich die Mehrzahl der benachbarten Scheikhs. Ihre Unterwerfung wollte freilich nicht viel besagen, indeß hatten sie doch die Franzosen nicht feindlich empfangen. Kaum war indeß Negrier in Constantine zurück, so erfuhr er, daß Achmed, der sich nach El Cantara (östlich von Constantine auf dem rechten Ufer des Wed Zenati am Rande der Wüste) zurückgezogen hatte, und von da am leichtesten auf die zum alten Maghsen gehörigen Stämme einwirken konnte, mit 1000 bis 1500 Saharis (Reiter aus der Sahara) sich aufgemacht habe. Negrier durchzog schnell das Land des Uled Abdennur, der Telermas (Telaghmas?) und der Semuls, welche alle bereits auf französische Seite getreten waren, und lagerte sich 12 Lieues vom Lager Achmeds in einer großen Ebene. Hier ging die Trennung Farhad den Saids von den Franzosen vor sich. Farhad, der geschworne Feind Achmeds, war in der Nähe, und hätte den ehemaligen Bey den Franzosen entgegen treiben können, aber die Verbindung der letzteren mit den ehemaligen Maghsen störte die bisherige Freundschaft Farhads. „Du umgibst dich," schrieb er an Negrier, „mit allen alten Freunden Achmeds, wie könnte ich, der ich ihr alter Feind bin, künftig in deinem Bunde bleiben? ich verlasse ihn, und gehe zu Abdel-Kader." Dieß Benehmen ist ganz folgerichtig, und wenn Farhad später mit Abdel-Kader zerfiel, so lag der Grund darin, daß dieser keine mächtigen und unabhängigen Häuptlinge neben sich dulden wollte.

Der General kam in Verlegenheit: er konnte Achmed Bey nicht verfolgen, weil der Wind der Wüste mit Heftigkeit wehte, die Hitze unerträglich und die Märsche fast unmöglich machte; übrigens mußte es, sobald er vorrückte, bald an Holz und Wasser fehlen. Ben Hamelawi verlangte acht Tage, um alle Saharis von Achmed abwendig zu machen, und so den letzten Rest seiner Macht aufzulösen. Die Saharis sammeln die Datteln am Saume der Wüste, ihre Heerden liefern ihnen Wolle in Menge, und sie fabriciren einige Stoffe, allein Korn mangelt ihrem von der Sonne verbrannten Lande, und gleich nach der Ernte kommen sie nach Constantine, um solches gegen ihre Landeserzeugnisse einzutauschen. Ben Hamelawi benutzte dieß, und bald erklärten die Saharis ihrem ehemaligen Bey, sie könnten ihre Existenz nicht seinen Interessen und Entwürfen aufopfern. Mit Mühe brachte er sie noch dahin, ihn zu den Annenschs, gleichfalls einem Schawiahstamm zu begleiten, dann verließen sie ihn. Achmed Bey blieb bis in die neueste Zeit bei diesem Stamm oder bei den verwandten Aractas, denen er vorspiegelte, der Sultan der Türkei werde ihn mit einem Heere unterstützen und ihn wieder einsetzen in sein Beylik. Wie weit dieß mit den türkischen Intriguen und Unternehmungen in Tunis und Tripolis zusammenhing, müssen wir hier dahin gestellt seyn lassen, gewiß aber ist, daß er keine türkischen Truppen erhielt, und daß die Aractas und Annenschs, bei denen er bis in den Anfang dieses Jahres blieb, ihn endlich gleichfalls verließen: sie waren durch ihre Anhänglichkeit an ihn nach der Gränze von Tunis zu gedrängt und so gut wie gänzlich abgeschlossen worden, so daß sie ihre Producte nicht mehr verkaufen konnten. Dieser Lage wurden sie müde, und schlossen sich endlich im Januar d. J. gleichfalls den Franzosen an.

Ben Hamelawi hat zu diesem Erfolg durch seine Kenntniß der Menschen und des Landes am meisten beigetragen: er gilt für einen äußerst schlauen, gewandten Mann, schon mehreren Beys hatte er gedient, und man glaubt, daß er aus klarer Einsicht seines eigenen Interesses jetzt den Franzosen treu sey; schon seit mehr als anderthalb Jahren dient er als Aga, und unterrichtete Officiere behaupten geradezu, erst seit er Aga geworden, habe man mehrere Scheikhs von Bedeutung sich im Ernste unterwerfen sehen. Dazu mag wohl auch der Boden beitragen, auf dem er hauptsächlich thätig war, nämlich der östliche Theil von Constantine, wo eben die mit der alten Regierung so eng verbundenen und als Hülfstruppen organisirten Stämme hausen. Im Anfang waren die Franzosen immer dort beschäftigt, jetzt sind diese Stämme mit ihnen eng durch ihre Interessen verbunden, und somit haben die erstern, da diese Stämme sehr zahlreich sind, jetzt eine mächtige Partei für sich. Die Kuluglis und diese zum alten Maghsen gehörigen Stämme bilden die Streitmacht, die den Franzosen namentlich bei den fliegenden Colonnen die wesentlichsten Dienste leisten, und ohne diese Truppen hätten sie die spätern Züge gegen Stora, gegen Dschimmilah, gegen Setif und endlich gegen die eisernen Thore selbst nicht wohl unternehmen können.

(Schluß folgt.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Paros.

Diese Insel liegt westlich von Naxos, und ist von demselben durch einen nicht sehr breiten, aber gewöhnlich ziemlich stürmischen Canal getrennt. Sie hat eine Oberfläche von etwa 4½ Quadratmeilen und eine sehr unregelmäßige Form. Obgleich man auf Paros Spuren vulcanischen Ursprungs findet, ist der Boden dennoch ziemlich fruchtbar, und würde dieses noch mehr seyn, wenn es reicher an natürlichen Quellen wäre und einen größern Antheil genösse von den periodischen Regengüssen, welche von dem benachbarten viel höhern Naxos angezogen werden. Diesem Fehler sucht man durch gegrabene Brunnen, die fast auf allen Grundstücken gefunden werden und womit man eine künstliche Bewässerung bewerkstelligt, abzuhelfen. Indessen ist dieses, so wie der Mangel an Händen, die Ursache, daß nur etwa der fünfte Theil des culturfähigen Bodens bebaut wird.

Die vornehmsten Producte von Paros sind die folgenden: an Weizen rechnet man im Durchschnitt jährlich auf 30,000 Pinakis zu 9 Okas, und auf den zweifachen Ertrag an Gerste. Beide sind von mittelmäßiger Qualität. Von der Gerste wird ein wenig nach den andern Inseln ausgeführt; das übrige dient nebst dem Weizen zu eigener Consumtion. Von Roggen und Bohnen erntet man 12,000 Pinakis, wovon ein Drittheil nach Santorin und Syphanto abgesetzt wird; an Oel 5000 Okas für eigenen Bedarf; an Zwiebeln mehr als 2000 Kantaros, wovon die Hälfte nach Santorin, Syra, Nauplia und Athen geht; an Käse 10,000 Okas, wovon 2000 eben dahin ausgeführt werden. 5000 Okas Honig und 500 Okas Wachs dienen zur eigenen

Consumtion, so wie auch die wenige Baumwolle, welche gebaut wird. An Wein gewinnt man durchschnittlich 16 bis 20,000 Barils, rothen und weißen, beide von keiner ausgezeichneten Sorte, wovon gewöhnlich drei Viertheile nach der Küste des griechischen Continents verkauft werden. — Die Zehnten wurden im letzten Jahre für 50,000 Drachmen verpachtet. Die Zölle tragen jährlich etwa 10,000 Drachmen ein, die Viehabgabe 4000 Drachmen.

Die Einfuhrartikel auf Paros beschränken sich auf die fehlenden Lebensmittel und andere Bedürfnisse, als Oel, Reis, harte Seife, welche größtentheils von Syra hergebracht werden, so wie Eisen, einige Manufacturen u. s. w.

Die Bevölkerung von Paros, welche eher im Zu- als im Abnehmen ist, beträgt stark 6000 Seelen, welche, mit Ausnahme einer einzigen katholischen Familie, alle der rechtgläubigen Kirche angehören, und größtentheils Ackerbau treiben. Sie sind vertheilt in sechs Dörfern und einem Marktflecken, Parchia genannt, welches der Hauptort ist und an dem gleichnamigen Hafen liegt. Dieser Hafen wird von einer tief ins Land eingeschnittenen Bucht gebildet und darf nicht als sicher betrachtet werden. Mehr zu empfehlen ist in dieser Hinsicht der von Naussa im Norden nach Naxos hin, an welchem eine Ortschaft liegt, wo die Russen früher eine Niederlassung hatten. Auf der südöstlichen Küste liegt noch ein dritter Hafen, Trios genannt, wo große Schiffe einen sichern Ankerplatz finden. Die Marine von Paros besteht aus einer Brigg von 250 Tonnen, womit der Eigenthümer auf dem schwarzen Meere in Fracht fährt, und daher selten zu Hause kommt, und aus 52 kleinern Fahrzeugen, welche keine weiten Reisen machen.

Besondere Industriezweige bestehen auf Paros nicht, außer der Verfertigung von baumwollenen Strümpfen, wovon eine geringe Quantität in die Türkei ausgeführt wird, und dem Bereiten von groben Decken und Tüchern aus der Wolle der Schafe, deren Paros an 12,000 Stück (mit Inbegriff einer gewissen Anzahl Ziegen) besitzt. Von Rindvieh und Eseln hat man nur das durchaus Nothwendige für den Landbau; Pferde oder Maulesel gibt es fast gar nicht. Obgleich die Gutsbesitzer hier seit der Revolution durchgehends verarmen, scheint der Wohlstand der geringern Classen zu wachsen. Ueberhaupt haben die Einwohner kein sehr gesundes Aeußere, und ihre Sitten sind eben nicht lobenswerth. Die Luft auf Paros ist sehr gesund, mit Ausnahme von Parchia, wo im Sommer Fieber herrschen, verursacht durch die Nordwinde, welche die Miasmen aus einem an dem gegenüberliegenden Ufer befindlichen Sumpf herübertragen. Dieser Sumpf, so wie mancher andere in Griechenland, wäre ohne große Mühe und Kosten auszutrocknen, allein dieses scheint bis jetzt der Aufmerksamkeit der Regierung noch entgangen zu seyn. Eben so ist es mit den Salzpfannen von Paros und Antiparos, wovon die erstere bestimmt an 5000 Centner und die zweite nicht viel weniger liefern könnten, aber welche durchaus vernachlässigt werden, obgleich die Regierung jene auf Paros für Staatseigenthum erklärt hat.

Die vor Alters berühmten Marmorgruben im nordöstlichen Theil der Insel, nicht weit vom Kloster Talmina, werden seit langer Zeit nicht mehr ausgebeutet. Wir sind bis in den tiefsten Theil derselben heruntergestiegen. Es wäre jedoch überflüssig, hier eine Beschreibung davon und von dem vortrefflichen Marmor, der sich hier findet, zu geben. Bei Strabo findet man alles Merkwürdige davon beschrieben, und so wie die Alten es verlassen haben, liegt es noch. Ein reicher Schatz für ein betriebsames Volk und für eine Regierung, welche die Industrie zu beleben und zu ermuntern wüßte.

Der Flecken Parchia ist auf den Grundmauern der alten Stadt Paros erbaut. In der Nähe desselben zeigt man die Stelle, wo der Tempel des Aeskulap gestanden hat, von welchem nur eine Wasserleitung übrig geblieben ist. Mitten in diesem Flecken steht eine Art von Thurm, aus aufeinandergelegten Trümmern jenes Tempels bestehend, welche Ueberbleibsel ein beredtes Zeugniß geben von der Schönheit und Erhabenheit jenes Kunstwerks sowohl, als von dem barbarischen Fanatismus der ersten Christen, welche ein so herrliches Denkmal zertrümmert und in ein abgeschmacktes lächerliches Ding umgebildet haben. Es ist ein kolossaler Haufen von zerschlagenen Säulen, Capitälen u. s. w. aus dem schönsten Marmor, auf dessen Gipfel eine Art Capelle, ebenfalls aus Trümmern zusammengesetzt und irgend einem unbekannten Heiligen geweiht, diese Entweihung der Kunst in ihren Schutz nimmt. Die bei dem Flecken gelegene Kirche der Panagia, größtentheils aus Ueberbleibseln desselben Tempels zusammengeflickt, enthält nichts Sehenswürdiges als vier Porphyrsäulen, die jedoch gleichfalls sehr viel gelitten haben.

Obgleich es auf Paros zwei Lancasterschulen und eine hellenische Schule gibt, wird doch der Unterricht wenig gesucht; die drei Schulen hatten, als wir sie besuchten, zusammen kaum 160 Schüler.

Miscellen.

Umzugießende Münzen in Frankreich. Die zu dem Ende niedergesetzte Commission hat sich im Anfange dieses Monats mehreremale versammelt, und es wurde derselben ein genauer Etat der umzuschmelzenden Münzen vorgelegt.

Alte Sous aus der königlichen Zeit (sous tournois)	10,000,000 Fr.	2,400,000 L.
Sous von Glockenspeise	19,000,000 —	4,560,000 —
Sous aus den Zeiten der Republik	21,000,000 —	4,200,000 —
Silbermünzen von 15 und 30 Sous	20,000,000 —	100,000 —
Sechs Liardstücke	4,000,000 —	100,000 —
Zwei Sousstücke	2,840,000 —	88,000 —
	76,840,000 Fr.	11,448,000 L.

Gletscherwälle in den Vogesen. Im XI. Band des Bulletin de la Société géologique steht eine Abhandlung von einem Hrn. Renoir, welcher nachweist, daß sich in mehrern der bedeutendsten Thäler, namentlich in dem von Giromagny, alte Gletscherwälle finden, und sonach in alter Zeit Gletscher in demselben gewesen seyn müssen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 51** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Der jüngste Tag. (Fortsetzung.) — Gedichte von Robert Burns. (Fortsetzung.)

Zu den Blättern dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, aus welchem wöchentlich 6—8 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslands jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 April 1840.

Der jüngste Tag.

(Fortsetzung.)

Im dritten Gesang wird der Dichter in den Himmel emporgehoben, welchen zu schildern ihm jedoch, wie er klagt, die menschliche Sprache ihren Dienst versagt. Er erblickt die Jungfrauen, die Märtyrer, die Seraphim und vernimmt die Gesänge von mehreren Seligen. Lob- und Dankgesänge stimmen an die Seelen einer Gattin, eines Kindes, eines Weisen, eines Wahnsinnigen, eines Armen, eines vergessenen Dichters, eines Königs, eines Kriegers, eines Priesters. Manches in diesen Hymnen ist recht schön. So singt z. B. die Seele einer Gattin:

Dank sey dir, Herr, gesagt; ins Dunkel meines Lebens
Warf ihrer Feste Glanz die eitle Welt vergebens;
Trotz bot ich ihrem Schein und Schaum;
Schamhaftigkeit und Zucht niemals von mir sich wandte;
Nimm dafür meinen Dank, Herr! meinen Namen kannte
Selbst meine Hochzeitkammer kaum.

Dank sey dir, Herr! gesagt; ich hab' vom Kelch der Ehe
Getrunken, gleichen Sinns, die Lust und auch das Wehe,
Wermuth und Honig, wie es kam;
Und ward mein Herz einmal betrübt durch meinen Gatten:
So lächelt' ich vor ihm und weinte nur im Schatten,
Und ab nie meine Liebe nahm.

Jetzt aber bin ich ganz versunken
In Lust, von Seligkeit wie trunken...
Ein Augenblick das Erdenleid vergilt....
Die Welt, wie hoch sie ihre Wünsche spende,
Wohl schwer die Wonne, die jetzt mein, verstände,
Ein Hoffen ist es ohne Ende,
Dem ewig doch Befried'gung quillt.

Die Seele eines vergessenen Dichters singt:

Als auf mein Haupt der Geist des Sanges sich wollt' senken,
Da bat ich dich, mein Gott, du wollst ihn heißen gehn,
Denn nirgends wollte man ein Ohr dem Dichter schenken,
Und nur die Wüste war bereit mich zu verstehn.

Der Schönheit Bilder all, die du hast eingeboren
In meine Seel', — umsonst führt' ich zur Welt sie ein;
Die Flamme meines Geists war an der Nacht verloren;
Und meines Zweifels Schmerz um sie stieg bis zur Pein.

O wie so oft hab' ich der Leyer Fluch gesprochen,
Die stets in meine Hand zog ein gewalt'ger Zug;
Ich ließ von ihrer Macht mich immer unterjochen
Und schalt mich selbst, daß ich der Thorheit Ketten trug.

Einst, in der Stumpfheit, die folgt, wenn der Rausch sich kühlte,
Sehnt' ich mich nach dem Tod, vom heißen Wunsch entflammt
Zu wissen ob die Gluth, die ich im Busen fühlte,
Sey meiner Eitelkeit oder dem Himmel entstammt?

Doch das Geheimniß hat mir deine Huld entschleiert;
Aufrichtend mich hast du mir, Gnädiger! gezeigt,
Daß jeglichem Gesang, welcher dich einsam feiert,
Vom Firmament herab dein Ohr sich freundlich neigt.

Oh! wie mein Leiden jetzt, das lange, mich erfreuet!
Den Glauben hätte mir befleckt der Erde Gunst;
So wie den Weihrauch, den man in die Urne streuet,
Hobst du zu dir mein Herz, geläutert durch Inbrunst.

Und der, der in der Welt verachtet ist gewesen,
Und dem vor Jammer fast die Lippe wurde stumm:
Er ist zu singen jetzt dein Lob von dir erlesen,
Zum Seraph schufst du den vergess'nen Dichter um!

Die Seele eines Königs, „dem die Krone verderblich geworden," ist ohne Zweifel die Seele Louis' XVI, welchem der Priester auf dem Schaffot die Verheißung zugerufen, daß seine Seele in den Himmel steige. Die Seele eines Kriegers scheint die Napoleons seyn zu sollen; wenigstens paßt auf ihn der Inhalt des Gesanges am besten: die Welt sey versunken gewesen in Verbrechen und habe einer Geißel bedurft; er sey aus dem Dunkel hervorgegangen; von Gott zum Messias des Zorns gesalbt, habe er die Erde mit der Todessense durchzogen. Noch sey sein Name der Schrecken der Menschheit; man wäge ihn in der Wage,

welche die Ungerechtigkeit oder Unwiſſenheit in ſchwacher Hand halte. Aber die Wage Gottes ſey anders, ſeine Gewichte ſeyen einſichtsvoller, und der, auf den die Welt den Fluch ſchleudre, habe ſeinen Platz im Himmel gefunden. Wenn hier wirklich, was ganz wahrſcheinlich iſt, Napoleon gemeint iſt, ſo muß man geſtehen, daß Reboul, neben dem daß er Katholik und Legitimiſt, auch ein ſehr poetiſcher, auf den Nationalruhm haltender Franzoſe iſt, und dem nationalen Vorurtheil für den großen Krieger und Helden eine, bei ſeinen ſonſtigen religiöſen Anſichten ſehr bedenkliche Conceſſion gemacht hat. In der That, eine ſolche Toleranz ſcheint uns mit den andern ſtrengen Anſichten des Dichters unverträglich, und wenn er ſich damit hilft, in ſeinem Krieger eine Offenbarung des göttlichen Zorns, der göttlichen Gerechtigkeit zu ſehen, ſo läßt ſich dieſe Betrachtungsweiſe gar leicht auch auf die Beurtheilung des Handelns andrer Menſchen ausdehnen und fällt am Ende die ſittliche Freiheit, wenn man conſequent ſeyn will, ganz weg.

In dem Hymnus der Seele eines Prieſters wird die hohe Bedeutung und Würde des prieſterlichen Amts im Sinn der katholiſchen Kirche gefeiert. Niemand wird beſtreiten, daß die katholiſche Idee des Prieſterthums der poetiſchen Behandlung ſehr empfänglich und günſtig ſey; auch Reboul's Bild des Prieſters, wie er ſeiner Idee nach ſeyn ſoll, hat ſchöne Züge; aber das ſcheint uns doch etwas ſtark, wenn er den Prieſter dadurch verherrlicht, daß er ihn von ſich rühmen läßt: „er gebiete Gott ſelbſt wie ſeinem Diener und mache ihn mit einem Wort auf den Altar vom Himmel niederſteigen.“ Die Vergleichung: „wie ſeinen Diener,“ dürfte dogmatiſch kaum zu rechtfertigen ſeyn.

Seine eignen Empfindungen bei der Anhörung der Geſänge dieſer Seligen ſchildert der Dichter ſo:

Bei ihres Glücks Berührung fühlte ſich
Mein Geiſt erlöst von allem Ueberdruß;
Die Sorgen all der Welt ſtarben in ihm,
Um Raum zu machen der unſagbar'n Liebe,
Wie eine Well' in minder ſtellem Flußbett'
Läßt ſinken ihren Schlamm und klarer wird, —
Ein ſel'ger Spiegel der glorreichen Sonne,
Als ſolcher theilhaft ſelbſt der Himmelswonne.

Vierter Geſang. Die unzählbaren Schutzengel der Welten kommen. Sie ſtehen Jehovah an mit ihrer Zerſtörung noch zu warten. Aber gegen ſie tritt der Engel der Rache auf, Jehovah beſchwörend, nicht mehr zu ſäumen, weil die Verblendung und das Verbrechen auf Erden ärger geworden ſeyen als je. Krieg, Hunger, Peſt bieten bereitwillig ihre Dienſte an zum Zerſtörungswerke. Aber ihr Herr, der Engel der Rache, erklärt ihnen, daß Jehovah ihrer nicht mehr bedürfe; daß ſein Wille ſeinem Zorn genüge. Das göttliche Dreieck, das auf einem Lichtthron erglänzte, hörte auf zu ſchimmern, und während ſein Glanz erloſch, hörte man die Worte: „ſo ſoll es ſeyn!“ Der Kreis der Geiſter hatte ſich ſchweigend niedergeworfen und ſo den unwiderruflichen Spruch angehört; alle ſtießen einen Schrei aus und eilten zu ihrer verurtheilten Welt zurück. Den Fliehenden begegnet am Eingang des Himmels der herrliche Erzengel Michael, welcher dem Engel, der den Dichter trug, Vorwürfe macht wegen ſeines Entſetzens über den ausgeſprochenen Willen Gottes. Die menſchliche Schwachheit habe ihn angeſteckt; er ſolle ſich ſtärken dadurch, daß er dem Herrn diene; er ſoll auf ſeinem Rückweg auf die Erde durch die Hölle gehen und den böſen Engeln befehlen, ihre ſündigen Schaaren zum Gericht auf die Erde zu führen.

Fünfter Geſang. Der Engel belehrt den Dichter, daß der Untergang und das Gericht der Welt bevorſtehe und zeigt ihm den Aufenthaltsort der Kinderſeelen, die ungetauft geſtorben:

Was du in dieſem Raume ſchweben ſiehſt,
In dieſes düſtern, grauen Himmels Tiefe,
Das ſind die Kinder, welche ſtarben ohne
Der Taufe Waſſer, ſündhaft von Natur
Nicht durch den eignen Willen; ihre Väter
Haben auf ſie vererbt das ſünd'ge Weſen,
Und, der unnennbarn Gnade nicht theilhaftig,
Sind dieſe Seelen nicht mit Gott im Einklang;
Ruinen, welche Chriſt nicht wieder baut,
Bleiben ſie fern dem Ziele der Erkornen;
Ihr Auge taugt nicht für des Himmels Schauen;
Weil ihnen fremd das Evangelium blieb,
Sind ſie gerichtet ohne ſein Geſetz
Und ſind gerecht gerichtet; ohne Qual
Büßen ſie für die Sünde ohne Luſt.
Hier ſind der Schmerz, die Freude unbekannt;
Das Daſeyn lebt begnügt hier mit des Daſeyns
Vergünſtigung; doch dieſes Daſeyn iſt
Halb, unvollſtändig, nur als Gegenſatz
Soll dienen es neben dem reinen Nichts,
In einer Ruh, die keine Wonnen kennt
Und deren Glück nur iſt Schmerzloſigkeit.
„Ha!“ rief ich aus, „der Schwarm da kommt und geht,
Ewig nichts wiſſend von Jehovahs Namen?...“
Doch auf den Mund legt mir die Hand mein Engel,
Und beinah grimmig ward ſein Freundesblick:
„Unſel'ger, ſprach er, welchen Namen nennſt du?
Der Name, überall ſonſt Wonn' und Kraft,
Wär' hier ein elendmachender Gedanke,
Wenn dieſes Orts Bewohner ihn beſäßen;
Brennend in Sehnſucht nach dem Gegenſtand,
Den ſie doch niemals ſchauen dürfen, fänden
Die Hölle ſie im hoffnungsloſen Wunſche.
O flehn wir, ſtören ihre glückliche
Unwiſſenheit wir nicht; es iſt der Mund
Der Sterblichen voll Unvorſichtigkeit;
Wenn jener Nam' dir noch einmal entſchlüpfte,
Ein Blitz des Himmels träfe dich vernichtend!“

Vor dem Eintritt ins Fegfeuer ruft der Dichter die katholiſche Muſe an, und dann berichtet er von jenem:

Als wir verlaſſen nun den einz'gen Ort
Wo Leben möglich iſt, vergeſſend Gottes,
Nahm wahr mein Auge wie ein Meer von Flammen
Deß Wogen ſchaukelten unzähl'ge Seelen;

Auf tauchten Gruppen, deren Antlitz ähnlich
War dem Krystall, vom Sonnenstrahl durchdrungen;
Palmzweig und Krone tragend in der Hand
Priesen sie Gott, der züchtigt und verzeiht;
Und während sie zum sel'gen Himmel schwebten,
Erschienen andre, welche auch, um sich
Wie sie zur ew'gen Glorie zu erheben,
Sich rein'gen sollten in der Läut'rungsfluth.
Und ob den Schmerzen, die an ihnen zehrten,
Sah ich zwei Geister sich im Fluge kreuzen —
Es war des Leidens und der Hoffnung Engel,
In seinen blassen Händen hielt der eine
Von ungeheurem Umfang eine Urne,
Und ließ daraus träufeln einen flüssgen Saft,
Der dieses Oceanes Feuer nährte,
So daß die Qual darin nie hörte auf;
Der andre aber, mit dem Flügel fächelnd,
Rief ihnen zu: o murrt nicht wider Gott!
Segnet die Qualen, die er euch läßt dulden,
Um bald euch seines heil'gen Lichts zu freuen;
Selbst eure Klage gleiche dem Gebet;
Die Gegenwart, wie grausam auch, muß enden,
Und ew'ge Freuden bringt euch eure Zukunft!

Aus dem Fegfeuer hört der Dichter herzzerreißende Qualen emporddringen; namentlich von zwei Seelen, deren eine der Buhlerei des Geistes (mit dem weltlichen Wissen und dem Ehrgeiz), die andre der Buhlerei des Geistes sich schuldig gemacht hat. Die erstere Seele, welche wir zu deuten uns nicht getrauen, büßt schon viertausend Jahre, und hätte sich, wie sie selbst sagt, längst aufgelöst, wenn nicht Gott sie für die Ewigkeit geschaffen hätte. Eine Mutter erlangt durch ihre flehentlichen Bitten bei ihrer eigenen Erlösung aus den Flammen des Fegfeuers auch die Freilassung ihres Sohns, ohne welchen ihr das Glück des Himmels keines wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Fortsetzung.)

Der Bewohner von Weinländern darf nicht vergessen, daß in Ländern, wo der Wein, wenigstens für den gemeinen Mann, fehlt, das aus „Gerstenkorns" Säften bereitete Bier viel höher geachtet wird und auch in der populären Poesie das Surrogat der Gabe des Bacchus ist. Wir können nicht umhin, hier an Hebels „Habermuß" zu erinnern, sofern der Stoff und die Idee verwandter Art sind. Wir haben auch über dieß Gedicht ein kurzes Urtheil von Goethe: „das Wachsthum des Habers, bei Gelegenheit eines Habermußes von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt." Es gehört dieß Gedicht ohne Zweifel zu den schönsten in Hebels Ton und Manier, was sich von Hans Gerstenkorn, unsers Erachtens, in Bezug auf den Rang, den er unter Burns' Liedern einnimmt, nicht behaupten läßt; dennoch aber darf man vielleicht diese beiden, in Betreff des Thema's so verwandten Gedichte als typisch für den Charakter der beiden Dichter überhaupt ansehen. Aus Hebels Haber wird am Ende eine bescheidene Hausmannskost, ein Habermuß, von einer friedlichen, frommen Familie unter erbaulichen Gesprächen und Belehrungen verzehrt; aber aus Hans Gerstenkorn wird ein begeisternder Trank gewonnen:

Sie zapfen ihm sein Herzblut ab,
Und trinken's in die Rund',
Und mehr, je mehr sie trinken, fließt
Von Freude jeder Mund.

Hebels gemüthliche und sinnige, aber doch immer etwas erkünstelte und gesucht naive Poesie bleibt beim Bedürfniß, bei dem was nährt und frommt, stehen, und verfolgt einen allerdings löblichen und ansprechenden didaktischen Zweck; Burns kühnere, freiere, natürliche Poesie feiert den Hans Gerstenkorn nicht als Nährer der Hungernden, sondern als Geber der Freude, des Jubels, der Begeisterung, unbekümmert darum, daß der Held in den Köpfen oft großes Unheil anrichtet, wie im Tam o' Shanter zu lesen.

Am glühendsten, wahrsten, innigsten und größten ist Burns in seinen Liebesgedichten. Er ist gleich weit entfernt von einer überzarten, platonischen, seelenhaften Liebe, wie von einer rohen oder raffinirten Sinnlichkeit; seine Liebe ist ganz gesunde Einheit, und es kommt ihm gar nicht in den Sinn, mit Reflexion ihre Elemente sondern und trennen zu wollen; die Geliebte ist ihm kein körperloser Engel, aber ebensowenig tragen seine süßen Lieder den Stempel bloß sinnlicher Leidenschaft. Burns sang nur von Liebe, wo er sie wirklich und innig empfand, und so oft er diese tiefen Brusttöne anstimmt, zwingt er uns, die Innigkeit, Tiefe, Wahrheit und Gluth dieser Liebe zu bewundern und aufs wärmste mit dem Dichter zu fühlen, ohne daß wir daran denken, Nachforschungen anzustellen, ob der Gegenstand dieser Liebe solcher Huldigung und Feier vollkommen werth, oder ob die Leidenschaft des Dichters den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft und der Sitte ganz gemäß gewesen; denn wenn der Dichter selbst einer solchen Collision nicht erwähnt, so darf der Leser auch nicht, sie erst hineintragend, daran ein Aergerniß nehmen. Burns zeichnet sich überhaupt aus durch eine, wir möchten sagen ritterlich galante Verehrung des schönen Geschlechts, die aber, frei von aller Affectation, das natürliche Gefühl seines Herzens ist. Sie spricht sich namentlich aus in dem Lied, dessen Chorus die Strophe bildet:

Grün sind die Auen, o!
Grün sind die Auen, o!
Die schönsten Stunden in der Welt
Sind Stunden doch bei Frauen, o!

und welches mit dem Trumpfe schließt:

Schwur doch selbst Zeus: der Schönheit Preis
In ihren wär' zu schauen, o!
Der Lehrling sann, und schuf den Mann,
Der Meister dann die Frauen, o!

(b. Kaufmann, S. 117.)

Unter den manchen Liedern, eingegeben von der Begeisterung glücklicher Liebe, wählen wir hier das von Kaufmann S. 53 übersetzte zur Mittheilung aus:

In einer lauen Sommernacht,
Wo hoch die Aehren stehen,
Und hell der Mond am Himmel lacht,
Thät ich zu Anne gehen;
Die Stunden flohn, im Dämmerschein
Sich Früh zum Spät gesellte,
Ich bitte sie, und sie stimmt ein,
Sie kam zum Gerstenfelde.

Die Luft war lau, der Wind war still,
Der Mond die Flur erhellte,
Da setzt sie, weil sie ruhen will,
Sich hin im Gerstenfelde.
Ich wußt', ihr süßes Herz wär' mein,
Und Lieb' mit Lieb vergelte,
Und küß' und küß' ihr Mündchen klein
Im bunten Gerstenfelde.

Ich schloß sie fest in meinen Arm,
Ihr Herz mein Herz erhellte,
O Segen ihm, es schlug so warm
Im hohen Gerstenfelde!
Beim Mond- und Sternenlicht, das hier
Die Nacht zum Tag erhellte,
Sie sey gesegnet immerdar,
Die Nacht im Gerstenfelde.

Wohl war ich froh bei Sang und Klang
Im lust'gen Zechgezelte,
Und wenn nach Arbeit, Noth und Drang
Sich Geld gesellt zum Gelde.
Doch jeder Freude hellster Strahl,
Wie ihn auch Lust erhellte,
Sie überstrahlt die Nacht zumal,
Die Nacht im Gerstenfelde.

Und Korn und Gerst' ist eingebracht,
Das Bier schäumt in der Kanne,
Doch ich vergesse nie die Nacht
Im Gerstenfeld mit Anne.

Dieselbe Anna, vermuthlich, ist gefeiert in einem nicht minder von seliger Lust geschwellten und triumphirenden Liede, wo der Dichter glücklich und sicher mit dem Namen seiner Geliebten in schweren Reimen spielt, von Kaufmann, S. 55 und in diesen Blättern Jahrgang 1836, Nr. 49 übersetzt.

Wahrscheinlich aber werden die Meisten andern, ernsteren oder auch sehnsüchtigen und schwermuthsvollen Liedern den Vorzug geben vor den angeführten. Dahin gehört z. B. das schöne Lied auf sein Hochland-Kind, bei Kaufmann, S. 115, mit dem Refrain:

Dort in der Büsche Schatten, o!
Dort auf den grünen Matten, o!
Mein Herz mir glüht,
Ich sing mein Lied.
Mein Lied von meinem Hochland-Kind.

Dieß Hochland-Kind ist Mary Campbell, welcher Burns vielleicht seine schönsten und tiefsten Lieder gewidmet hat, deren Todestag er lange mit schmerzlicher Trauer beging. Vier Lieder auf sie findet man in diesen Blättern, 1839. Nr. 25, 26.

O Stern du, dessen schwindender Strahl
Den jungen Morgen gern begrüßt,
Du bringst den Tag mir noch einmal
Wo sie des Lebens Schuld gebüßt.

Wo weilest du in sel'ger Hut,
Mariens theures Schattenbild?
Siehst du, wie von der Seufzer Fluth
Der Busen deines Treuen schwillt?

Kann ich vergessen jenen Hain,
Wo an des Ayr gekrümmtem Strand
Uns einst in seligem Verein
Der Liebe Trennungsstunde fand?

Ja! Ewigkeit selbst ist zu schwach
Zu tilgen das Gefühl der Lust,
Als du, zum letztenmale, ach!
Gelegen hast an meiner Brust.

Sein Ufer küßte der rieselnde Born
Von dichtem Grün umschattet rund;
Die Birke und der Hagedorn
Schlang liebend sich um unsern Bund.

Sein Blumenbeet der Rasen bot,
Der Vögel Lied war Liebesglück,
Als uns zu bald das Abendroth
Mahnt' an den flücht'gen Augenblick.

So schwelgt in schmerzlichem Genuß
Mein Herz, und immer tiefer fühlt
Es seine Qual, so wie der Fluß
Sich tiefer stets sein Bette wühlt.

Wo weilest du in sel'ger Hut,
Mariens theures Schattenbild?
Siehst du, wie von der Seufzer Fluth
Der Busen deines Treuen schwillt?

Nicht minder schön ist das Gedicht bei Kaufmann S. 14, dessen erste und letzte Strophen folgende sind:

Weh ist mein Herz und im Auge die Thrän';
Lang, lang hab' ich keine Freude gesehn;
Verlassen und einsam trag' ich meinen Schmerz,
Und die Stimme des Mitleids fühlt nimmer mein Herz.

Lieb', du hast Freud'; und tief hab' ich geliebt;
Lieb', du hast Leid; und tief war ich betrübt.
Doch dieß wunde Herz, das so blutet mir nun,
O es sagt mir sein Pochen, bald, bald wird es ruhn.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1840.

Mäßigkeitsgesellschaften in Irland.

(Nach Tatts Edinburgh Magazine. April.)

Wer vor zwei Jahren behauptet hätte, daß irgend etwas Anderes, als eine übernatürliche Gewalt die niedern Stände Irlands bewegen könne, plötzlich nüchtern und mäßig zu werden, hätte für einen kopflosen Schwärmer gegolten; wer aber hätte voraussagen wollen, daß in der Provinz Munster Tausende und aber Tausende von Whiskeytrinkern ohne andern Grund als die Ueberzeugung von den schlimmen Folgen der Trunkenheit bereit und eifrig seyn würden, nach dem Tempel der Mäßigkeit zu wallfahrten, um sich in eine Gesellschaft gänzlicher Enthaltung von geistigen Getränken einzureihen, den hätte man geradezu für einen Narren erklärt. Doch ist diese scheinbare Unmöglichkeit durch einen Mann in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Monaten bewerkstelligt worden, einen Mann, dem weder Reichthum noch Macht zu Gebot steht, und der eine in den Annalen der Geschichte beispiellose moralische und gesellschaftliche Revolution herbeiführen wird. Dieser Mann ist Hr. Matthew, Geistlicher in Cork, der im Anfange des Jahres 1838 in dieser Stadt eine Enthaltsamkeitsgesellschaft gründete, die am 20 Januar 1840 nicht weniger als 500,000 Mitglieder zählte. Dieß rasche Wachsthum ist schon an und für sich merkwürdig, verdient aber die größte Aufmerksamkeit, wenn man nachweisen kann, daß es aus einer großen Nationalbewegung hervorgeht, einer freiwilligen Anstrengung des Volks, welche einen der eigenthümlichsten Charakterzüge desselben zu Tage legt.

Die ersten Versuche einer Gesellschaft zu gänzlicher Enthaltung wurden im südlichen Irland zu Cork von einigen Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde (Quäker) gemacht, aber mit wenig oder gar keinem Erfolg, weßhalb sie an Hrn. Matthew sich wandten, in der richtigen Ansicht, daß eine zwanzigjährige treue Erfüllung seines Amtes, welche ihm den verdienten Ruf eines Freundes der Armen verschafft hatte, ihn am besten zu einem Mäßigkeitsapostel befähige. Der ehrwürdige Mann versprach sich nicht sonderlich viel von dem Erfolg seiner Unternehmung, und er äußerte sich anfangs selbst, daß er eine Anzahl von 500 Mitgliedern schon für ein großes Glück halten würde. Eine öffentliche Versammlung ward indeß gehalten, und am 10 April 1838 eine Gesellschaft auf den breitesten Grundlagen gebildet; die einzige zur Aufnahme nöthige Form bestand in der Wiederholung der Worte: „ich verspreche, so lange ich ein Mitglied der Mäßigkeitsgesellschaft bin, mich aller geistigen Getränke, es sey denn als Arznei, zu enthalten, und nach allen Kräften auch andere von der Trunkenheit abzubringen." Hr. Matthew setzte sodann hinzu: „Gott segne Euch, und mache Euch stark, Euer Versprechen zu halten." Anfangs wurden nur wenige Convertiten gemacht, und diese nur durch Hrn. Matthews früher erworbenen Einfluß auf die untern Stände, als aber die, welche den Gebrauch der berauschenden Getränke ganz aufgegeben hatten, bald in ihrer Gesundheit sich wesentlich verbesserten, so wurde in kurzem der Glaube herrschend, der ehrwürdige Mann, der den Segen über das neue Mäßigkeitsmitglied ausspreche, besitze eine heilende Kraft. Dieß gab der Gesellschaft einen großen Aufschwung, und die Blinden, die Lahmen und die Hinkenden zogen nach Cork, um das Versprechen der Mäßigkeit abzulegen und geheilt zu werden. Matthew that, was er konnte, um diese Täuschung zu zerstören, aber immer noch herrscht die Ansicht vor, daß das Versprechen wirksamer sey, wenn Hr. Matthew es abnehme, als bei einem andern. Mag man dieß Aberglauben nennen, jedenfalls aber muß man zugeben, daß es Jedermann freisteht, sich seinen Seelen- wie seinen Körperarzt zu wählen, und man sieht nicht ein, warum nicht der arme Ire so gut seine Schuhe an seinem Shillelah (Prügel) auf dem Rücken tragen und nach Cork wandern soll, als ein reicher Engländer vier Pferde an seinen Wagen hängt, und einen bewährten Arzt aufsucht.

Die rasche Vermehrung der Gesellschaft begann bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und mehrmals wandte man sich an Hrn. Matthews, daß er diese oder jene Stadt besuchen möchte. Dieß schlug er ab, indem er erklärte, alle, denen es ernst sey, würden selbst zu ihm kommen, und die Ermüdung und die Entbehrungen einer langen Reise, namentlich wenn sie zu Fuß gemacht werde, würde einen langen und tiefen Eindruck in den Gemüthern zurücklassen. Die erste Ausnahme von dieser Regel trat ein, als er um einer andern Ursache

willen Limerick besuchte: die Menge drängte so entsetzlich, daß Truppen ausrücken mußten, um Unglück zu verhindern. Später forderten ihn seine kirchlichen Obern auf, Waterford und Clonnel zu besuchen, da das in Schaaren nach Cork strömende Landvolk vielfach auf dem Wege betrogen und ausgezogen wurde. Seine Bemühungen hatten den glänzendsten Fortgang, und es fehlte natürlich nicht an eifrigen Beförderern der Sache, welche die Berichte, wie gut es denen ergehe, die sich der geistigen Getränke enthielten, weit verbreiteten. Eine Frage erhebt sich freilich: wird dieß auch dauern? Der Verfasser des Aufsatzes, dem wir diese Mittheilungen entheben, geht hier in eine Auseinandersetzung ein, in welche wir ihm nicht folgen können, spricht indeß seine entschiedene Ansicht aus, daß allerdings manche wieder in ihren alten Fehler zurückfallen würden, daß die Mehrzahl aber doch fest bleiben werde; den Hauptgrund für diese letztere Ansicht findet er in dem Umstand, daß jetzt selbst in kleinen Localitäten Gesellschaften von Mäßigkeitsfreunden beständen, welche die Schwachen ermunterten, auszuharren und ihr Gelübde nicht zu verletzen.

Der Umstand, daß eine halbe Million Trunkenbolde sich mit einemmale der geistigen Getränke enthält, muß natürlich einen sehr entscheidenden Einfluß auf die statistischen Verhältnisse des Landes ausüben, und so fand denn im vorigen Jahre ein sehr bedeutender Ausfall in den Abgaben auf geistige Getränke und eine Vermehrung der Abgaben von Thee und andern ähnlichen Gegenständen statt. Die Berichte der Polizei und die Reden der Magistrate bei der Eröffnung der Gerichtssitzungen lauten gleichfalls günstig; viele aber schreiben die große Abnahme von Verbrechen im südlichen Irland während des vorigen Jahres dem Nichtvorhandenseyn einer politischen Aufregung zu, nachfolgende Angaben jedoch haben ihren Grund allein in der Mäßigkeitsgesellschaft. Ein Doctor Bullen von dem Nordspital in Cork, einem der größten in Irland, das in den letzten eilf Monaten 1258 Kranke aufnahm, und 14,500 außer dem Hause zu versorgen hatte, gibt an, daß Verletzungen, die im Trunke Samstag Abends nach Empfang des Lohnes beigebracht wurden, in den letzten neun Monaten des vorigen Jahres sich um ein Drittheil verminderten. Die Fälle, daß Weiber in Folge bedeutender Mißhandlungen von Seite ihrer Ehemänner ins Spital gebracht wurden, wovon man in der Woche gewöhnlich zwei rechnen konnte, haben fast ganz aufgehört; die Unfälle von Arbeitern, z. B. Herabstürzen von Gerüsten, Beschädigung durch Maschinen, haben sich um die Hälfte vermindert. Bei der letzten Erneuerung der Schenkgerechtigkeiten in Limerick haben achtzig Wirthe und Branntweinhändler ihre Gerechtigkeit nicht erneuern lassen. In der kleinen Stadt Killarney haben vierzehn Personen den Verkauf geistiger Getränke aufgegeben, und meistens Suppen- und Kaffeebuden dafür errichtet, oder ähnliche Anstalten, welche wesentlich dazu beitragen werden, die Versuchung zum Rückfall in die alte Trunksucht zu vermeiden. Zu Cork haben, abgesehen von der großen Verminderung der Schenkgerechtigkeiten, sechzehn Wirthe sich zahlungsunfähig erklärt, und alle die Schuld davon auf Hrn. Matthews Erfolge geschoben. Aehnliche Resultate könnte man ist aus allen Städten des südlichen Irlands berichten. Dabei ist noch zu bemerken, daß im ersten Jahre der Fortschritt der Gesellschaft vergleichungsweise langsam war, — am Ende der ersten zwölf Monate fanden sich nur 7000 Mitglieder — daß also die Wirkungen einer so wohlthätigen Veränderung in den Sitten des Volks sich erst in den statistischen Angaben am Ende dieses Jahres erzeigen müssen.

Unter den Einwürfen, die man gegen die Mäßigkeitsvereine gemacht hat, gibt es keinen, der sich nicht leicht widerlegen ließe durch die Hinweisung auf die günstigen Folgen für die Gesundheit und den Wohlstand so vieler tausend Familien. Da man aber häufig behauptet hat, Hr. Matthew mache sich durch die Ausbreitung der Gesellschaft ein großes Einkommen, so muß bemerkt werden, daß für die Ablegung des Mäßigkeitsversprechens durchaus nichts gefordert wird. Wenn das neu aufgenommene Mitglied eine Karte oder eine Medaille wünscht, um dadurch in seinem Landdistrict oder seinem Wohnort Mitglied einer Tochtergesellschaft zu werden, so muß er dafür 13 Pence bezahlen, was, wenn man den Preis der zu Birmingham geschlagenen Medaille, den Transport, die gedruckten Karten, die Bezahlung der Schreiber und die Unterhaltung der Register berechnet, keineswegs zu viel gefordert ist. Hr. Matthew ist kein reicher Mann, und kann nicht mehr thun, als seine Zeit ohne Entschädigung der Beförderung seines großen Zweckes zu widmen; die Forderung von 13 Pence ist nach der möglichst niedern Berechnung angesetzt, wenn die Gesellschaft ihre eigenen Ausgaben bestreiten soll.

Die Franzosen in der Provinz Constantine.

(Schluß.)

Nach solcher Sicherung ihres Rückens konnten nun die Franzosen weiter gehen. Das erste war, Milah zu besetzen, das den Weg gegen Norden und gegen Westen bahnte, und um so nothwendiger war, als schon im J. 1838 ein Unterbefehlshaber Abdel-Kaders von Westen her in die Provinz drang, jedoch von den Kabylen zurückgeschlagen wurde: in die Gebirge des Dschurdschura scheint der mohammedanische Fanatismus nicht so eingedrungen zu seyn, daß ihre Bewohner darum sich den Befehlen des Emirs hätten fügen sollen. Von Milah wollten die Franzosen nach Dschidschell nordwärts vordringen, aber als man das Gebirgsland näher in Augenschein nahm, fand man dieß nicht gerathen, kehrte um, und ging nach Dschimmilah, welches südwestlich von Milah und fast westlich von Constantine liegt; 800 Mann wurden dort gelassen, die aber aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln fast umkamen, und nach Constantine zurückgeführt werden mußten. Es war nothwendig, sich zuvor an der Küste mehr festzusetzen, ehe man von Constantine aus tiefer ins Land eindrang, denn der Weg von Bona nach Constantine ist zu weit, und es wurde noch im Julius des Jahres 1838 ein Convoi, das von Oran nach Constantine geschickt wurde, unterwegs aufgehoben.

Man fand die Straße auf, welche die Römer von Con-

stantine nach Stora angelegt hatten, Marschall Valée kam selbst nach Constantine, verkündigte dort die definitive Organisation dieser Provinz, *) und brach dann nach Stora auf, das nebst den Ruinen des alten Rusicada am 7 October 1838 besetzt wurde. Die umwohnende Kabylen machten keine feindseligen Demonstrationen, sondern ließen die Besetzung ruhig geschehen; auf den Trümmern von Rusicada wurde das sogenannte Fort de France errichtet, und bald darauf der Grund zu einer neuen Stadt gelegt, welche den Namen Philippeville erhielt, und gegenwärtig schon 200 Häuser zählen soll. Nachdem man sich Stora's versichert, und dadurch eine kurze Straße vom Meere nach Constantine gewonnen hatte, rüstete man sich, auch Dschidscheli und Collo, zwei benachbarte Häfen, zu besetzen; jedoch geschah dieß erst im Frühjahr 1839.

Dagegen wurde noch im Spätjahre 1838 die Expedition nach Setif wieder aufgenommen, und am 15 Dec. dieser freilich höchst unbedeutende Ort ohne Widerstand besetzt. Dieß war die Einleitung zur Ausführung des Plans, die Provinz Algier mit Constantine auf dem Landweg in Verbindung zu setzen durch den Engpaß der eisernen Thore, eine Unternehmung, die freilich erst im Spätjahre 1839 unternommen, und auch dann noch als zu voreilig betrachtet wurde. Dieß ist der bekannte, noch im frischen Gedächtniß stehende Zug des Herzogs von Orleans mit Marschall Valée im verflossenen October. Einhundertzwanzig Lieues wurden auf einem von Europäern seit Jahrhunderten nicht betretenen Gebiete zurückgelegt, und gegen die allgemeine Erwartung blieben die mächtigsten Kabylenstämme des durchzogenen Landes ruhig, wogegen ein benachbarter, Abdel-Kadern ergebener Araberhäuptling einige Hundert Mann zusammenraffte, um sich dem Weiterzug der französischen Colonne zu widersetzen, was er jedoch bald wieder aufgeben mußte. Bald darauf brach der Krieg mit Abdel-Kadern aus, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die immer weiter um sich greifende Herrschaft der Franzosen in der Provinz Constantine den letztern bewog, schnell loszuschlagen, um nicht diese Herrschaft eine tiefere Wurzel greifen zu lassen. Schon hat nämlich diese Herrschaft die Folge gehabt, Tunis fast gänzlich abzuschneiden, und wenn nicht Marokko Abdel-Kadern Waffen und Munition liefert, kann er sie nur noch auf eine höchst mühsame Weise im tiefen Süden von Constantine durch den Golf von Cabes und die Oase von Tuggurt erhalten, auf welchem Wege auch Abdel-Kader im vorigen Herbst Munition bezogen haben soll.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Franzosen seit der Einnahme von Constantine, trotz mehrerer einzelnen Mißgriffe, ein sehr consequentes System befolgt haben, daß dieß System ihr Uebergewicht — denn Herrschaft kann man es eigentlich noch nicht nennen — in derselben sicherte, daß die Schowiah-Stämme ihnen ergeben sind, daß Ben Hamelawi, Ben Aissa, Ben Gana ihnen sehr wesentliche Dienste geleistet haben und noch leisten, daß die Kabylenbevölkerung bis jetzt einer Verbindung mit Abdel-Kadern sich entschieden abgeneigt bezeigt hat, wenn sie gleich an manchen Orten, namentlich um Budschia, noch immer den Franzosen feindselig gegenüber steht, und daß somit diese letztern Abdel-Kadern zugleich von Osten her bedrohen können, während sie ihm vom Norden her entgegenrücken. Wie die frühern Beys, bedienen sie sich der Schowiahs, um den Kabylen im Norden und den Arabern im Süden zu imponiren, und sie haben somit nun eine heimische Macht errungen, die ihnen in der Provinz Algier fast ganz fehlt, und in der Provinz Oran nur schwach ist, da hier die Smelas und Duairs die einzigen sind, die zu ihnen halten. Constantine ist auch die einzige Provinz, in der man durch die Anlegung einer französischen Stadt der französischen Obergewalt Nachdruck zu geben versucht hat, und wenn es in der nächsten Zukunft in Algier, Titteri und Oran nur Kämpfe und mühselige Märsche zu berichten geben wird, kann man in Constantine von den Fortschritten der Colonisation erzählen.

*) Derjenige Theil der Provinz, dessen Verwaltung sich Frankreich nicht direct vorbehalten wollte, wurde eingebornen Häuptlingen mit dem Titel Khalifas anvertraut, mit Ausnahme der Arachtas, Henauschas (Anenesches) und Ammar Scheragas (wie es scheint lauter Schowiahstämme), welche unter besondern Kaids stehen und direct mit dem Obercommandanten von Constantine communiciren; offenbar eine Erneuerung des alten Maghsenspstems. Khalifa über einige Kabylenstämme war der bekannte Ben Aissa, der ehemalige Vertheidiger Constantines, und Scheikh el Arab der oft erwähnte Ben Gana, der neulich wieder die in die Provinz eingedrungenen Truppen Abdel-Kaders geschlagen haben soll. Mehrere Kaids der Schowiahs, so wie Ben Gana und Ben Aissa, erhielten bei dem Besuch des Herzogs von Orleans im October vorigen Jahrs den Orden der Ehrenlegion. Das System, die Leute, welche früher schon im Dienste des Bey's gestanden, zu führen, scheint wohl zu gelingen.

Temperatur der Erde und des Wassers in Brunnen.

Hr. White, Secretär der meteorologischen Gesellschaft in London, hat eben Tabellen herausgegeben, welche die mittlern monatlichen Resultate von 18jährigen Beobachtungen über das Wasser in zwei Brunnen enthalten, deren einer 15, der andere 20 Fuß tief ist; dabei ist die mittlere Temperatur der Luft im Schatten und 5 Fuß über der Erde angegeben. Die mittlere Temperatur des Wassers im 20 Fuß tiefen Brunnen hat eine überraschende Aehnlichkeit mit der eines 24 Fuß tiefen Brunnens, die Hr. Quételet gegeben, indem die Zunahme 0°,74 Cent. und 0°,69 Cent. je nach der verschiedenen Tiefe betrug.

Wenn wir zugeben, daß die Temperatur der Erde dieselbe, wie die des Brunnenwassers in einer Tiefe von 20 Fuß ist, was sich nur wenig von der Wahrheit entfernt, so durchdränge die Wärme vom Frühlings- zum Herbst-Aequinoxium ungefähr in Zeit von 9 Tagen einen Fuß, und dieselbe Erdschichte würde sich während des Winters in gleichem Maaße erkälten.

Obgleich die Sonne ihren höchsten Stand gegen den 20 oder 22 Junius erreicht, so zeigt sich doch das mittlere Maximum der äußern Lufttemperatur nicht vor der ersten oder zweiten Woche im Julius, und in einigen Sommern sogar später; das Maximum der Temperatur des Brunnenwassers von 20 Fuß Tiefe kommt erst drei Monate danach. Die mittlere Temperatur der Luft entspricht hier dem 13 Mai. Die mittlere Temperatur des Brunnenwassers zeigt sich bei 20 Fuß Tiefe gegen den 17 Julius, bei 15 Fuß Tiefe gegen den 10 Julius. (Echo du Monde Savant vom 18 April.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Antiparos,

im Alterthum und auch jetzt wieder Oleares genannt, und berühmt als Geburtsland des Phidias und Praxiteles, liegt westlich von Paros, von welchem es nur durch einen engen Canal getrennt ist. Es hat nur eine halbe Quadratmeile im Umfange, besteht größtentheils aus Kalkfelsen, und ist bei weitem nicht so fruchtbar als die Nachbarinsel Paros. Die seit Jahrhunderten von Seeräubern beunruhigte Bevölkerung ist jetzt bis auf etwas mehr als 500 Seelen eingeschmolzen, wovon die meisten in einem elenden Dörfchen, eine Viertelstunde von der Südostküste entfernt, zusammenwohnen und in dem Landbau und Fischfang einen dürftigen Erwerb finden.

Die 5000 Kilos Gerste und 2000 Kilos Weizen, welche man hier jährlich erntet, dienen zur eigenen Nahrung. Von den 500 Barils Wein, die man gewinnt, und welcher, wenn man ihn ohne hinzugegossenes Wasser haltbar werden kann, besser ist als der von Paros, werden 500 Barils nach dem Continent geschickt, so wie auch etwa 2000 Okas Schafkäse, welches, mit ungefähr 500 Ziegen als Schlachtvieh, die ganze Ausfuhr bildet.

Etwa 50 Cantaros Baumwolle von geringer Sorte, welche hier gewonnen werden, werden für eigenen Bedarf verarbeitet, so wie auch die Wolle einer Heerde von 2000 Schafen, welche, nebst etwa hundert Stück Rindvieh und einigen Eseln, den ganzen Viehstand von Oleares ausmachen. Das wenige, was man von auswärts bedarf, wird von Paros herübergeholt; jedoch gibt es zu Antiparos noch drei kleine Fahrzeuge, womit man auch nach Syra fährt, und das obenerwähnte Schlachtvieh, Wein und Käse dorthin ausführt. Früher wurde viel Brennholz von Antiparos nach Santorin ausgeführt. Die örtliche Behörde hat jedoch diese Ausfuhr mit einem Zoll belegt, welchem zufolge Santorin sich jetzt auf Amorgos und andern Inseln, wo dieser Zoll nicht besteht, versieht, und ein großer Erwerbszweig für die Bewohner von Antiparos verloren gegangen ist. Die Fischerei ist dort gleichfalls ein Erwerbszweig, wozu die umliegenden Buchten die schönste Gelegenheit darbieten.

Die Zehnten waren 1836 verpachtet für 1250 Drachmen, die Zölle trugen jährlich 250 Drachmen und die Abgabe vom Vieh 700 Drachmen ein — ein Beweis von der drückenden Last dieser früher unbekannten Steuer.

Das Klima ist sehr gesund, und eine Bevölkerung von 2000 Seelen würde durch Ackerbau und Fischerei sehr leicht ihren Unterhalt finden können. Bekannt ist die merkwürdige Stalaktitenhöhle von Antiparos, welche Choiseul de Gouffier ziemlich genau gemessen und abgezeichnet hat, wogegen die Beschreibung von Tournefort Manches zu wünschen übrig läßt. So fanden wir die Tiefe der Höhle statt von 500 Toisen kaum 300 Schuh. Das Hinuntersteigen in diese wundervolle Höhle ist und bleibt übrigens sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahr, weßhalb auch die Führer sich theuer bezahlen lassen.

Unter den umliegenden kleinen Inseln, welche ohne Ausnahme unbewohnte Felsen sind, hat Phyra eine Salzpfanne. Auf Despotika und Strongylo lassen die Bewohner von Oleares von Zeit zu Zeit ihre Schafe und Ziegen weiden. Gegenüber Despotika liegt der einzige Hafen von Antiparos, Hagios Georgios genannt, welcher einen nicht unsichern Ankerplatz darbietet.

Scherschel.

Das alte Cäsarea, in dessen Nähe das heutige Scherschel liegt, war sehr vortheilhaft gelegen, um Centralmauritanien zu beherrschen. Im Rücken von Bergen umgeben, konnten seine Verbindungen von Zeit zu Zeit durch die Unbeständigkeit der Eingebornen unterbrochen werden und wurden es auch; aber das konnte nur vorübergehend geschehen, denn die Römer besetzten zugleich auch das Binnenland. Der Besitz von Cäsarea machte sie zu Herren eines trefflichen Hafens, und öffnete ihnen den Zugang zu den Ebenen und Thälern zwischen dem Schelif und Mazafran. Von hier drangen sie ohne Mühe bis nach Medeah und Miliana, und führten die Erzeugnisse des Landes aus; auch ist noch das ganze Land mit den Ruinen ihrer Colonien bedeckt.

Von der Seeseite beherrschte Cäsarea eine von 35 bis 40 hohen Mauern, die noch bestehen und alle Einbuchten des Ufers umfassen, zusammengehaltene Hochfläche. In einiger Entfernung oberhalb dieser Esplanade war die Stadt zur Hälfte auf einer Ebene gebaut, die andere Hälfte erhebt sich im Amphitheater auf einem ziemlich schroffen Abhange und breitet sich gegen Süden auf der Rückseite eines Hügels aus. Es war eine beträchtliche Stadt; ihre Mauern umgaben sie überall, allen Unebenheiten des Bodens folgend; sie sind gut gemauert und haben mehr als eine Stunde im Umfange. Eines der Thore auf der Landseite führt in die Gebirge der Beni-Manasser, das westliche, das am Seeufer liegt, führt in das gebirgige Gebiet der Ben-Ifra, das östliche geht nach den hohen Hügeln der Schenana.

Die Pracht dieser Ruinen und diejenigen, die man in ihrer Umgebung sieht, beweist, daß die Römer aus Julia Cäsarea den Hauptsitz ihrer Macht in diesem Lande gemacht hatten. Das Wasser des Flusses El-Haschem wurde mehrere Stunden weit durch eine große und kostbare Wasserleitung hergeführt, deren Ueberreste man noch zwischen den Hügeln im Südosten sieht. Noch 1732 bestand sie, und es scheint, daß noch heute zu Julia Cäsarea eine Anzahl Wasserbecken und Cisternen vorhanden sind, in denen man vor Alters das Regenwasser sammelte. Die größte, von ovaler Form, war sehr zerfallen, nach der Ausdehnung ihres Umfanges berechnet man, daß sie mehrere tausend Tonnen Wasser enthalten konnte. (Echo du Monde Savant vom 18 April.)

Die amerikanische Entdeckungs-Expedition. Das Bulletin de la Société de géogr. vom Februar d. J. theilt hierüber Nachfolgendes mit: Die Expedition verließ Madeira am 18 September und erreichte Rio-Janeiro am 25 November. Hierauf ging L. Wilkes seiner Instruction gemäß zur Recognoscirung des Rio-Negro und der umliegenden Küsten ab, begab sich von da nach dem Feuerland, wo er einen Theil seiner Division zur Fortsetzung der wissenschaftlichen Forschungen zurückließ, und mit dem andern Theile den antarktischen Ocean zwischen dem 105° O. L. und dem Lande Palmer beschiffte. Nachdem er bis zum 70° S. B. vorgedrungen, fand er sich von ungeheuren Eismassen umgeben, und entging nur mit Mühe der Gefahr vom Eise eingeschlossen zu werden. Da die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten war, stieß er wieder zu den beim Feuerlande zurückgelassenen Schiffen, und kam am 15 Mai 1839 nach einem furchtbaren Sturme nach Valparaiso. Von da ging er nach Callao, wo er am 6 Junius ankam, und bald darauf nach den Sandwich-Inseln aufbrach. Seit dieser Zeit hat man keine Nachricht mehr von ihm.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat April.)

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1840.

Die Bukowina.

(Von J. G. Kohl.)

Dieses hübsche Ländchen von 24 Meilen größter Länge, 15 Meilen größter Breite und etwa 180 Quadratmeilen Flächeninhalt, bildet nach Norden die äußerste Spitze der großen von den Dako-Romanen (Wallachen) bewohnten Ländermasse, die sich von hier aus 100 Meilen weit nach Süden bis über die Donau hinaus und tief in die griechische Halbinsel hinabzieht. Wie alle Gränzländchen hat sie in den heftigen politischen Stürmen und Strudeln, welche diese jetzt so friedlichen Gegenden bewegten, häufig ihren Herrn gewechselt, und wurde bald von den Polen in Besitz genommen, bald von den Moldauern revindicirt. Ursprünglich aber gehörte sie entschieden den letzteren an; denn nicht nur ist die Grundbevölkerung des Landes moldauisch, was sie auch wahrscheinlich seit uralten Zeiten war, da mit äußerst wenigen Ausnahmen die Benennungen aller kleinen und großen Flüsse und Berge des Landes nicht slavisch, sondern moldauisch sind,*) sondern auch neben den geselligen Verhältnissen des Landes sind alle seine physikalischen Zustände ganz dieselben, wie in der übrigen Moldau. In der Bukowina, wie in der Moldau und Bessarabien, der Anbau des „Popescho" oder „Kukurus," hier, wie dort, noch Weinbau, Buchen- und Eichenwälder, Wassermelonen, die ebenso wie der Mais dann über die Gränzen der Bukowina nicht weiter nach Norden hin vorschreiten.

In der Bukowina, wie in der Moldau, arbeitet der Bauer nach dem alten „Shikaschen Chrysov" (Gesetzbuch) des Jahres zwölf Tage seinem Herrn; hier, wie dort, ist eine Herbsttagsarbeit zum Ausdreschen von 60 Mandeln Getreide, die Mandel zu 15 Garben, und die Garbe so dick, als sie ein Mensch umspannen kann, angenommen und festgesetzt, und ebenso hier, wie dort, gleichmäßig der Frühlings- und der Sommertag bestimmt. Hier, wie dort, arbeiten die Herren daran, die Masse der Tagesarbeit zu vergrößern, und die Garben dicker zu machen, als sie ein Mensch umspannen kann.

*) Die höchsten Spitzen der Karpathen machen davon eine Ausnahme, sie sind von Slaven bewohnt und benannt.

Die Familien und Familiennamen dieser Herren sind in der Bukowina ganz dieselben, wie in der ganzen Moldau und Wallachei. Es sind lauter alte wallachische Familien, die von uralten Zeiten her, und griechische, die seit dem byzantinischen und türkischen Kaiserthum im Besitze der Güter seyn mögen, Mustacza, Mikultscha, Tudora, Logotheti, Gokar, Formosati, Wlachowitz gehören zu berühmtesten Namen. Die Familien sind von frühern Zeiten her graecisirt und der Adel verkehrt unter sich vermittelst der griechischen Sprache. Durch von Wien ausgehende Einflüsse fangen sie jetzt an, sich zu germanisiren, lernen Deutsch und Französisch, nennen sich Barone und Grafen, und kleiden sich fast ohne Ausnahme deutsch. Viele von ihnen, so z. B. die Mikultschas, sind in der Moldau, Bessarabien und Bukowina zugleich ansässig und somit drei Kaisern zugleich unterthan, ebenso wie auch manche polnische Große ihre Besitzungen unter drei verschiedenen Sceptern haben.

Charakteristisch für die geographische Lage des Ländchens ist es, daß sein jetziger Name Bukowina, welches so viel als Buchenland oder Buchenwald heißt, aus den Kämpfen der Polen mit den Moldauern hervorging. „Gegen Ende des 15ten Jahrhunderts, zur Zeit des polnischen Königs Albrecht," sagt Kantemir, der bekannte Geschichtschreiber der Moldau, „war hier am Pruth ein großes, offenes Feld. Als die Polen mit einer großen Armee auf demselben ihr Lager aufschlugen, griff sie Stephan der Große, Fürst von der Moldau, an, schlug sie, eroberte ihr Lager, jagte die Polen in die Flucht, erlegte die meisten und machte über 20,000, die meistentheils Edelleute waren, zu Gefangenen. Als ihm hernach der König von Polen für die Auslösung derselben eine große Summe Geldes anbot, schlug Stephan dieselbe aus, weil er sich ein solches Siegeszeichen errichten wollte, welches seine Siege auch noch in den künftigen Jahrhunderten verkünden sollte. Zu dem Ende spannte er alle 20,000 Polaken, Gemeine und Edelleute, an den Pflug, und ließ das ganze Schlachtfeld, welches zwei Meilen lang und eine Meile breit ist, umpflügen und mit Buchensamen besäen, welcher darnach dann zu weitläuftigen und schönen Wäldern aufwuchs, welche die Polaken nun „Bukowina" nennen, indem sie niemals ohne Thränen von diesem Orte Meldung thun."

Das erwähnte Schlachtfeld und der darauf angebaute Blut-Buchenwald (Dumbreville Rosche nannten ihn die Moldauer, mit Bezugnahme auf das hier vergossene Polenblut) lag auf der Landenge zwischen Pruth und Dniestr bei Chotim und Tschernowize, in welcher Gegend noch jetzt viele Gräber, Ueberreste von Schanzen und Circumvallationen von den vielen Kämpfen zeugen, die auf diesen schönen ebenen Gränzfeldern die Türken, Polen, Ungarn, Moldauer, Russen und Tataren von jeher sich lieferten.

Ein Theil der Bukowina, etwa 31 Ortschaften jenseits des Pruths, ist russisch geworden, das ganze übrige aber, wie bekannt, seit 1775 österreichisch. Daß das Land im Ganzen genommen unter seiner jetzigen deutschen Regierung außerordentlich gewonnen hat, dafür lassen sich eine Menge Zeugnisse aufführen, unter andern auch die außerordentliche Vermehrung der Einwohnerzahl. Nach einer Zählung, die nicht lange nach der österreichischen Besitznahme im Jahre 1788 vorgenommen wurde, fanden sich in dem Lande nur 120,000 Einwohner, wogegen man im Jahre 1838 nicht weniger als 280,000 zählte. In einem Zeitraume von 50 Jahren hat sich also die Einwohnerzahl fast verdreifacht, ein Verhältniß, welches wohl weder in der russischen, noch in der türkischen Moldau statt gehabt haben möchte. Diese außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung mag zum Theil durch Einwanderung bewirkt seyn von Deutschen, welche sich in den Städten als Bürger, Kaufleute und Handwerker niederließen, und von Rusniaken, welche als tüchtigere Arbeiter den eingebornen Moldauern vorgezogen werden, zum Theil aber gewiß auch und zwar wohl vorzugsweise durch die bessere politische Ordnung, welche die Deutschen in allen geselligen Zuständen einführten, und insbesondere durch Verbesserung des Zustandes der geringeren Volksclassen, deren sich die österreichische Regierung energisch annahm, und die daher im Schatten der österreichischen Gerechtigkeitspflege sich mehrten und gediehen. Die geringe Auswanderung des Adels, dem natürlich die neue Ordnung der Dinge wenig gefiel, und der sich aus der Bukowina, wie aus Bessarabien, lieber jenseits des Pruths in die türkische Moldau, das Land, wo seine angestammten Brüder noch mit dem alten Glanze regieren, zurückzieht, kam dagegen wenig in Betracht.

Die Einwohner sind, wie gesagt, durchweg Wallachen oder Dako-Romanen, und mit ihnen sind die fremdartigen Elemente ganz eben so gemischt, wie in der ganzen übrigen Moldau. Armenier, ungefähr der hundertste Theil der Stadtbewohner, als Kaufleute, Wirthe u. s. w.; Juden, ungefähr der zehnte Theil der Stadtbewohner, als Krämer, Handwerker u. s. w. Ebenso besteht die wallachische Grundbevölkerung, wie überall in der Moldau, aus „Bauern," „Masil," „Resesch,"*) „Bojaren" und „Kaluger" (Priester). Auch blieben noch aus türkischer Zeit manche andere Benennungen von Aemtern und Ständen, so z. B. die „Barams" und „Banziers" oder Gerichtsdiener, die „Arnauten" als Schaarwächter, die „Umblatoren" oder Briefträger, die „Kalaraschi" oder reitende Boten. — Zu dieser alten Stammbevölkerung kommen nun aber noch als bukowinische Besonderheiten die Deutschen, welche sich als Beamte und Handwerker in den Städten ausgebreitet haben, der Art, daß die Hauptstadt des Landes, Tschernowitze, eigentlich ganz deutsch ist, ferner einige magyarische Ansiedlungen, an der siebenbürgischen Gränze und einige russische Colonien am Pruth, die von schismatisch-religiösen Auswanderern gestiftet wurden; und endlich dann in den Bergen, von denen aber die höchsten Spitzen nicht mehr zur Bukowina, sondern schon zu Siebenbürgen gehören, die Huzzulen, ein slavisches Bergvolk, das sich in allen Stücken von der wlachischen Bevölkerung unterscheidet und auch noch tief in Siebenbürgen hineingeht. Der Name Huzzulen ist wohl nur in der Bukowina und Moldau gebräuchlich. Er wird von dem alten dacischen Worte „Huzz," welches so viel als Räuber bedeutet, hergeleitet, und mochte daher ursprünglich, wie so viele andere Volksnamen, mit denen sich die verschiedenen Völker belegten, mehr ein Scheltwort und Nomen appellativum, als ein Volksname und Nomen proprium seyn. Die Huzzulen bewohnen die Gruppe der „schwarzen Berge," die der höchste südliche Theil der Karpathenkette sind, und gränzen im Norden an die „Goralen," welche dann die weiterhin folgenden Berge bewohnen. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Viehzucht und der Waldwirthschaft. Ihr Vieh ist eine kleine Race von schwarzer Farbe, während das Vieh der Ebenen groß und silbergrau von Farbe ist. Sie brennen Kohlen, fällen Holz, verfertigen allerlei Holzwaaren, und verführen diese, wie ihr Brenn- und Bauholz, einerseits durch die Bukowina auf dem Dniestr, Pruth, Sereth und der Moldawa auf Flößen in die Ebenen der Moldau und Bessarabiens, andrerseits durch die Theiß, Samos und Bistriza nach Ungarn und Siebenbürgen hinab. Man erkennt diese Bergbewohner in der ganzen Bukowina leicht an ihrer reichern Kleidung, ihrem festen, eigenthümlichen Gange und ihrem guten, tüchtigen Beile, das sie so wenig entbehren können, wie ihren Arm, und das ihnen immer zur Seite im Gürtel steckt.

Die Bukowina wird von Westen nach Osten von zwei einander parallelen Flüssen durchflossen, dem Pruth, dem Sereth, der Sutschowa und Moldawa (der Dniestr berührt das Land nur im Norden), durch die es in eben so viele parallele große Thäler getheilt wird, und man kann das Land in Bezug auf seine physikalischen Gränzen am besten als das Land der obern Quellengebiete dieser vier Flüsse bezeichnen. Man könnte es die Schweiz der Moldau nennen, denn es ist im Gegensatz der übrigen Moldau und Wallachei durchweg, mit Ausnahme der Ebenen am Pruth, hügelich und gebirgig; auch ist es das Paradies der Moldau, denn es ist durchweg reizend, hübsch bewaldet und stark bebaut. Die Geschichte lehrt auch, daß es die Wiege der Moldau sey, denn nicht nur entspringt hier der Fluß Moldawa, der dem ganzen Lande den Namen gab, sondern es liegt in seinen Gränzen auch die ehemalige alte Hauptstadt der ganzen Moldau, Sutschawa, von wo aus erst später die Residenz nach Jassy verlegt wurde.

Die Fruchtbarkeit der Bukowina ist so groß, daß sie deßwegen bei allen Nachbarn berühmt ist. Die Galizier reden immer von ihr, wie von einem gelobten Lande, und die Oesterreicher sprechen von ihren mit türkischem Mais gemästeten

*) Kleine Edelleute.

Hähndeln und Truthühnern als von dem Delicatesten, was in dieser Art die österreichische Monarchie aufzuweisen hätte. Der Boden gibt durchweg zwölffältige Ernte, die Weiden in den Bergthälern sind einzig schön; ja was noch mehr ist, der Honig rieselt hier zu Zeiten vom Himmel, und die Butter regnet fix und fertig aus den Wolken herab. Letzteres erzählen der Fürst Kantemir und Sulzer. — Sulzer sagt: „es regne oder rieselе oft zur Sommerszeit klarer Honig vom Himmel herab, welches die Einwohner mit Unrecht Manna nennen.“ Der Fürst Kantemir sagt vom Butterregen, den er „ein sonderbares Schauspiel“ nennt, Folgendes: „vor Sonnenaufgang falle in den Bergen der Bukowina ein Thau auf die Blätter der Kräuter und Bäume, den die Einwohner in ein Gefäß sammelten; nach einiger Zeit fänden sie aber über dem Wasser die schönste Butter schwimmen, welche weder an Geruch, noch Farbe, noch Geschmack von der gemeinen Butter verschieden wäre. In dieser Butter stecke so viel Nahrungsstoff, daß, wenn die Schafe zu der Zeit (im März, April und Mai, wo der Butterregen besonders häufig statt habe) auf die Berge zur Weide getrieben würden, sie nach wenigen Tagen wegen allzugroßer Fettigkeit ersticken müßten, daher die Hirten in denselben Monaten ihre Heerden am Fuße der Berge bleiben ließen.“ — Selbst hinter den Fabeln und Mährchen steckt immer einige Wahrheit, wie auch in der unschmackhaftesten Frucht ein Kern, und wir mögen daher des Fürsten Kantemir Berichte immer als Beweise der außerordentlichen Fettigkeit der bukowinischen Weiden nehmen, wenn wir auch nicht wissen, was wir aus seinen „Schafen mit steifem Halse machen sollen, die sich nicht zum Grase hinabbücken könnten, dafür aber so lange Unterlippen hätten, daß sie sich mit diesen das Futter abrupften, wie der Elephant mit seinem Rüssel.“ Ebenso mag es auch eine Fabel seyn, was noch bis auf diese Stunde einige Leute in der Bukowina behaupten, daß noch in einigen sehr wilden Gegenden Auerochsen vorkommen sollen. Bären aber gibt es in den Gebirgen noch in Menge, während die Wölfe in der Ebene zahlreicher zu seyn scheinen. Daß die österreichische Regierung mancherlei zu Ausrottung dieser wilden Thiere thut und Prämien auf ihre Erlegung aussetzt, kann, so lange sie noch keinen Cordon gegen die aus Polen, Rußland und Türkei immer von neuem ohne Paß sich hereinstehlenden Raubthiere gezogen hat, wenig helfen. Die Huzzulen sollen außerordentlich kühn auf der Bärenjagd seyn; sie gehen diesen Thieren gewöhnlich nur mit ihrem Beile bewaffnet zu Leibe, wie der Kosak den Wolf mit dem Kantschu tödtet. Ja es soll bei ihnen sogar ein gewöhnliches Experiment seyn, den Bären ihren bloß mit Kleidern umwickelten Arm in den Rachen zu rennen, und ihn so zu ersticken. Die Huzzulen wie die Wallachen sind sehr geschickte Bärenzieher (oder „Ursaren“ in ihrer Sprache von dem Lateinischen ursus); der glaubwürdige Sulzer erzählt, daß er einem Feste beigewohnt habe, welches der wallachische Fürst zu Ehren seiner Schwägerin gegeben und bei welchem 40 Bären einen großen Tanz aufführten, wobei ihre Ursaren sie mit Tambourins, Tambours und wallachischen Gesängen begleiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Schomburgks Reise auf dem Orinoco und Rio-Negro.

In der geographischen Gesellschaft vom 23 März wurden folgende Bemerkungen auf einer Reise von Esmeralda auf dem Orinoco nach San Carlos und Moura, auf dem Rio-Negro in Brasilien und von da über das Fort San Joaquim nach Demerara vorgelesen, welche Hr. Schomburg vom März bis Junius 1839 machte.

Wir verließen Esmeralda am 25 Februar, erzählt Hr. Schomburg, fuhren den Orinoco in westnordwestlicher Richtung 15 Meilen weit hinab, und kamen an die merkwürdige Theilung dieses Flusses, die Baron Humboldt so gut und ausführlich beschreibt. Als wir den südlichen Arm oder natürlichen Canal des Cassiquiare betraten, der hier gegen 100 Yards breit und $^{1}/_{10}$ einer Meile in einer Stunde zurücklegt, fanden wir ihn seicht und mit Granitblöcken bedeckt; seine Ufer sind hoch, und mit dichten, doch nicht hohen Bäumen bewachsen, unter Anderem bemerkte ich den Sirabally, eine Art Lorbeerbaum, und die Sawarai-Palme. Im Hinunterfahren sah ich auf einigen Granitblöcken mehrere Kreise und Linien, nach Art der indianischen Bilderschrift, und die erste, die ich seit Essequibo gesehen hatte. In einiger Entfernung weiter unten landeten wir bei Mandavaca, dem ersten bewohnten Ort am Cassiquiare. Die Bevölkerung besteht ungefähr aus 80 Creolen und Indianern, deren Hauptbeschäftigung ist, Seile aus der Chiquechique-Palme (Attalea funifera) zu machen, die zur Zeit des hohen Wasserstandes nach Angostura am Orinoco, 600 Meilen davon, zum Verkauf gebracht werden. Fünf Meilen unter Buenavista erhebt sich ein merkwürdig dahin versetzter Granitblock, den man Piedra de Culimacari nennt, 150 Fuß hoch über den Strom; an seinem Fuß ist ein undurchdringliches Dickicht von Bambus, Palmen, Lianen u. s. w., und etwas weiter rechts drei andere Granitmassen, eine 40 Fuß hoch, deren Form einem Obelisk gleicht, die einen andern Felsen auf ihrer Spitze trägt; gegen ihn lehnt sich ein anderer Stein, und das Ganze bildet eine malerische und sonderbare Gruppe. Die Länge des Cassiquiare, seine Windungen mit eingeschlossen, beträgt 116 Meilen, seine Breite an der Mündung 550 Yards, die des Guainai, der von Nordwest kommt und in den er sich ergießt, 600 Yards. Die vereinigten Ströme nehmen ihren Lauf südöstlich, unter dem Namen des Rio-Negro oder schwarzen Flusses, nach der Farbe des Wassers. San Carlos, ein Dorf am Zusammenflusse, enthält gegen 400 Menschen.

Früh am Morgen des 7 März gingen wir über den Granitberg Cerni, der 850 Fuß über die Ebene sich erhebt; er ist nackt und steil gegen Süden, doch auf seiner West- und Ostseite hat er Bäume, und bietet einen besonders malerischen Anblick dar. Hier war der Aufenthaltsort des Häuptlings Cocui, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts seiner Grausamkeit und ausschweifenden Lebens wegen bekannt war. Dr. Natterer aus Wien erstieg vor ungefähr sechs Jahren den Gipfel des Cocui. Beim Dorfe Mabe sahen wir ein großes Canot mit einem Verdeck, welches das Steigen des Wassers erwartete, um den Strom befahren zu können, der, obgleich sehr seicht, doch hier 900 Yards breit war. Nur in dieser Jahreszeit können die Erzeugnisse des Waldes, wie Zarzas, Pucheri, Jalap, Copaiva-Balsam u. s. w., nach Para gebracht werden, ein Weg, der stromabwärts in zwei, aufwärts aber in sechs Monaten gemacht wird. Gerade unterhalb vereinigt sich von Westen der Fluß Isenna mit ihm. Die obern Gegenden sind dicht

mit indianischen Stämmen bewohnt, gegen welche vor kurzem eine Expedition ausgeschickt worden war unter dem Vorwande, sie für die brasilische Flotte zu pressen; doch in Wahrheit, um sie als Sklaven in die Bergwerke im Innern des Landes zu schicken, und der dadurch verursachte Schrecken war so groß, daß wir viele der Dörfer verlassen oder nur von Frauen und Kindern bewohnt fanden. Die Dörfer an den Ufern des Rio-Negro sind weit vernachlässigter, als die spanischen Niederlassungen am Cassiquiare und zu San Carlos. Mehr als sieben Jahre sind vergangen, seitdem ein Priester sie besucht hatte, und die jetzige Hirtenreise des Padre Felipe war das Gespräch des ganzen Landes. Gerade oberhalb der Vereinigung des Flusses Uapes wendet sich der Rio-Negro ostsüdöstlich, welche Richtung er 250 Meilen weit bis San Thomar behält. Die Gegend ist hier sehr angenehm; in der Entfernung gegen Südsüdost liegen die Gruppen der steilen Wanari Mapan-Berge; näher erheben einige einzelne Berge ihre Häupter aus der Ebene, während der Vordergrund von mehrern kleinen Hütten belebt wird, die auf den Inseln und Ufern des Flusses liegen, umgeben von Platanen und Bananen, über welche die schöne Pariye-Palme ihre gefiederten Blätter erhebt. Der Fluß Carobiri mündet sich hier von Südwest her ein, während fast ihm gegenüber auf einer hervorspringenden Spitze des östlichen Ufers die einsame Capelle der heiligen Barbara steht, die selbst in diesen verlassenen Wildnissen das friedliche Zeichen des Christenthums über den breiten Fluß erhebt, der zu ihren Füßen fließt und schäumt. Dieß die Gegend an dem Orte, wo der Rio-Negro den Aequator überschreitet. Mehr als 14 Monate waren verstrichen, seit ich diese Parallele 500 Meilen weiter gegen Osten durchschritten hatte, und obgleich es nur eine eingebildete Linie ist, so kann man doch nicht umhin, einiges Interesse an den großen Cirkel zu knüpfen, mit dem wir gewöhnt sind unsere bedeutendsten geographischen Messungen zu machen. Ein niedriger Berg, ungefähr zwei Meilen südlich von der Capelle der heiligen Barbara, auf dem westlichen Ufer, wäre nach meiner Rechnung genau auf der Aequinoctiallinie, und in Mangel eines andern Namens mag es vielleicht erlaubt seyn, ihn Cerro de Equador zu nennen. Unterhalb Carmo dehnt sich der Fluß zu einer Breite von drei Meilen aus; seine Tiefe variirt von 10 Fuß zu wenigen Zoll; die Küsten sind flach und dicht bewachsen, Palmen sind zahlreich, doch die Höhe der Waldbäume überschreitet selten 70 Fuß; der majestätische Mora von Essequibo fehlt ganz.

Barcarra, früher San Thomar, liegt auf einer Anhöhe auf dem südlichen Ufer des Flusses, der hier eine Breite von 10 Meilen hat. Hier ist eine Kirche und die Ruinen von 20 Häusern; die einzigen Einwohner, die wir fanden, waren ein altes Negerweib und ein indianisches Mädchen; die Lianen, die über die Dächer ihre Ranken ausbreiteten, und die hohen Büsche und das Gras vor den Thüren zeigten den Zustand gänzlicher Verlassenheit. Mit Ausnahme von zwei Palmenarten, war das Grün wegen der langanhaltenden Dürre sehr kümmerlich; wohin wir blickten, sahen wir Feuer und Rauch, und des Nachts hatten wir das herrliche Schauspiel, ganze Inseln in Flammen zu sehen, und mehrere andere Feuer in der Ferne. Der Pirarucu, oder Subis Gigas, ein Süßwasserfisch von 12 Fuß Länge, wird sehr häufig hier gefunden. Er wird mit Harpunen gefangen. Seine Schuppen sind von schöner Carmoisinfarbe, woher sein Name Pira Rucu, rother Fisch. Zu Barcellos, einem Orte, der zu Anfang dieses Jahrhunderts 1000 Einwohner hatte, fanden wir 20 Häuser bewohnt; das ist die Folge der politischen Kämpfe. Der Rio-Negro ist hier 15 Meilen breit, doch durch Inseln in zahlreiche Canäle getrennt. Nachdem wir die Mündung des Rio-Branco überschritten hatten, besuchten wir die Ilha de Pedra, so genannt, weil sie mehrere Granitblöcke enthält, welche eine große Menge sogenannter indianischer Bilderschriften tragen, die aus Darstellungen von Menschen, Vögeln, Thieren bestehen. Auf einem großen Steine sind 15 Figuren von Menschen in einer Linie gereiht, als wenn sie tanzten; am merkwürdigsten jedoch sind die Zeichnungen von zwei Schiffen, das größere mit drei Masten, gleich den Galeeren jener Tage. Es bleibt also kein Zweifel, daß diese Bilder in einer spätern Zeit und nach der Entdeckung des Amazonenstroms gemacht sind, als die Fahrzeuge der Conquistadores schon auf dem mächtigsten Strome der Welt schwammen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gruppe der Figuren sich auf ein sehr erfreuliches Ereigniß, vielleicht die erste Ankunft von Europäern auf dem Amazonenstrome, bezieht.

Als wir den Rio-Branco 500 Meilen weit meist in nördlicher Richtung aufwärts fuhren, brachten uns 20 Tage in unsere alten Quartiere, das Fort San Joaquim. Fast sieben Monate waren seit unserer Abreise vom Fort verstrichen, in welchen wir einen Umkreis von 2200 Meilen gemacht hatten, eine Strecke, die die Quellen der nördlichen Nebenflüsse des Takatu, die westlichen des Mazarimi, die Quellen des Caroni, die nördlichen Nebenflüsse des Parima, die Quellen des Paragua, des eigentlichen Parima, Merewari, Orinoco, Cassiquiare und den Rio-Negro bis zum Zusammenflusse mit dem Rio-Branco umfaßt. Nach einem kurzen Aufenthalt hier gingen wir über die kurze Strecke, welche das Becken des Amazonenstroms von dem des Essequibo trennt, und setzten unser leichtes Boot auf die hohen Gewässer eines Nebenflusses des Rupununi, erreichten den Punkt seiner Vereinigung mit dem Essequibo, fuhren den reißenden Strom hinab und kamen am 20 Junius 1839 nach einer Abwesenheit von mehr als 22 Monaten zu George-Town in Demerara an, nachdem ich, außer jenem kurz angedeuteten Wege, den Essequibo bis zu seiner Quelle unter dem 0° 40′ N. B. verfolgt hatte.

Aus dieser kurzen Skizze kann man sich einen Begriff von der ungeheuren Wasserverbindung dieses schönen Landes machen, welche mit geringer Mühe bis nach Santa Fé de Bogota, ja selbst bis zum stillen Meere im Westen und Buenos-Ayres im Süden ausgedehnt werden könnte. Besäße das brittische Guiana nicht die Fruchtbarkeit, die sein unterscheidendes Merkmal ist, diese Binnenschifffahrt allein würde es von großer Wichtigkeit machen; aber bei diesem Segen glänzender Fruchtbarkeit erhöht diese ausgedehnte Wasserverbindung seinen Werth als brittische Colonie, und wenn man hinreichende Colonisten hieher schickte, die diese Hülfsquellen nutzbar machten, so würde der Hafen von Demerara mit jedem andern auf dem weiten Festlande Südamerika's wetteifern können.

Verschiedener Taglohn. Ein englisches Blatt stellt den Taglohn in mehrern Ländern folgendermaßen zusammen: In Bengalen beträgt er zwei Pence täglich, oder ein wenig Reis, in Irland sechs Pence, oder genug, um mit Kartoffeln das Leben zu fristen, in England ungefähr zwei Schilling, oder so viel, als hinreichend ist, um Brod, Gemüse und etwas Speck zu bezahlen; in den Vereinigten Staaten vier Schilling, wofür man Brod, Fleisch, Bier, Branntwein und noch mehreres Andere kaufen kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1840.

Die Instructionen der neuen Commission in England für Colonisation.

London, den 29 Februar.

Die Commission für Colonisation, welche Lord J. Russell niedergesetzt hat, und welche aus Elliot, dem frühern Commissär für Emigration, Oberst Torrens, dem frühern Präsidenten der südaustralischen Landcommission, und aus E. Villiers besteht, hatte bei der ersten Nachricht, die von ihrer Errichtung ins Publicum kam, große Erwartungen erregt. Man hoffte, daß das Wakefield'sche System von Landverkauf, das sich in Südaustralien so gut ausgewiesen hat, auf alle Colonien ausgedehnt werden würde, mit der einzigen Ausnahme des Preises, der nach den Umständen verschieden festgesetzt werden müßte. Die Instructionen, welche der Colonialminister ganz kürzlich den Commissären gegeben hat, haben die Hoffnungen auf die Wirksamkeit der Commission sehr herabgesetzt und großen Widerspruch erfahren. Sie enthalten einundvierzig sehr weitläufige Paragraphen, aber es ist leicht, die Hauptpunkte anzugeben. Der Minister selbst gibt sie an in §. 5, nach dem die Pflichten der Commission bestehen: 1) in Sammlung und Verbreitung genauer statistischer Kenntnisse, 2) Verkauf der Kronländereien in den Colonien, 3) Verwendung des Ertrags auf Ausschicken von Emigranten, 4) Erstattung periodischer Rechnungen und Berichte. Die Instructionen über den ersten Punkt sind vortrefflich. Alle Papiere des Ministeriums der Colonien, welche Ackerbau, Handel, Producte, physische Constitution und politische Institutionen der Colonien betreffen, sollen bei der Commission niedergelegt werden, und diese soll durch öffentliche und Privatcorrespondenz, und auf jede Art sich die möglichste Summe der möglichst genauen Daten verschaffen, den Zugang dazu mündlich, schriftlich und durch Druck jedem Nachfragenden auf alle Art erleichtern, aber die Emigranten auf alle Art warnen, sich nicht blind darauf zu verlassen, da die Regierung die Genauigkeit der Data nicht immer garantiren könne. Was den Verkauf betrifft, so sollen nach den Instructionen die daraus entspringenden Gelder auf Beförderung der Auswanderung in jede Colonie im Verhältniß des von ihr gelieferten Ertrags verwendet werden, so weit diese Gelder nicht zu den localen Ausgaben der Colonien nothwendig seyen, was in jeder Colonie bis auf einen gewissen Grad der Fall seyn werde. Diese Clausel, welche den Administrationen der Colonien den Ertrag des Landverkaufs als ein Supplement ihres ordentlichen Budgets zugänglich macht, ist der große Fehler der Instructionen von Lord Russell, und in ihr liegt der Keim und die gerechte Ursache aller Opposition, welche seine Commission findet. In den Vereinigten Staaten gehört freilich der Ertrag der Staatsländereien der Centralregierung, und wird von ihr auf allgemeine Staatszwecke verwendet: aber dieses Beispiel ist nicht auf Colonien anwendbar, welche von einem entlegenen Land wie England bevölkert werden sollen. Der amerikanische Colonist reist leicht und ohne große Kosten mit seiner Familie an den Ohio oder den Missouri, aber der Transport eines Colonisten von England nach Australien ist zu theuer, als daß ihn ein armer Colonist, dessen ganzes Capital in seiner Arbeit besteht, unternehmen könnte, und da es in neuen Colonien vor allem an Handarbeit fehlt, so muß der Staat nothwendig den Transport bezahlen. Das ganze Gelingen der Colonisation von Südaustralien beruht darauf, daß der ganze Ertrag des Landverkaufs auf Emigration verwendet werde, und nichts ist einfacher, denn nur so könnte der Käufer eines Landstrichs gewiß seyn, daß er Arbeiter zu seiner Bearbeitung finde, weil für jede 20 Morgen ein Colonist eingeführt würde, welcher seine Arme vermiethen muß. Wenn aber der Ertrag des Länderverkaufs für die locale Administration ausgegeben wird, so hört in demselben Maaße der Zufluß von Arbeitern, und somit die Möglichkeit der Ausdehnung der Colonie auf. Der Minister hat ohne Zweifel diesen Mißbrauch nur darum in seinen Instructionen erlaubt, weil er seit einigen Jahren in Neu-Südwallis begangen wird, wo gegenwärtig fast der ganze Ertrag des Verkaufs von Land auf die gewöhnlichen Bedürfnisse der Colonie verwendet wird, theils weil England einen Theil der Ausgaben, welche die Colonie als Strafcolonie erfordert, und welche früher von der Staatscasse bestritten wurden, auf die Colonie abgeschüttelt hat, theils weil man den Gouverneurs erlaubt hat, die Ausgaben der Colonie jährlich zu steigern. Aber die Ge-

fahr, welche dem ganzen System der Colonisation, welches gegenwärtig in Theorie und Erfahrung als das beste anerkannt ist, durch diese kleine Clausel in dem §. 9 der Instructionen droht, ist so groß, daß sie durchaus abgeändert werden muß. Die Ausdehnung und das schnelle Gedeihen der Colonien ist für England eine Lebensfrage geworden, sie ist aber nur durch das absolute Festhalten an dem Princip der Verwendung aller Gelder vom Länderverkauf auf Emigration möglich, und es ist unumgänglich nothwendig, daß die Colonien in ihren Localausgaben auf ihre localen Steuern angewiesen werden. Dieß muß freilich die Ausdehnung des parlamentarischen Systems auf die Kroncolonien zur Folge haben, weil repräsentative Corps leichter Steuern erheben, als die Gouverneure, und dieß bringt Aenderungen in dem ganzen bisher befolgten System mit sich, für welche der Minister noch nicht vorbereitet ist. Allein es ist schon viel gewonnen, daß die ganze Sache auf eine bestimmte Frage reducirt worden ist, über deren endliche Lösung kein Zweifel seyn kann. Ein anderer, aber bei weitem nicht so wichtiger Punkt, welcher heftige Opposition erregt hat, ist, daß die Instructionen den Commissars erlauben, das in einigen Colonien, wie in Neu-Südwallis, gebräuchliche System von Verkauf der Ländereien im Aufstreich beizubehalten. Der Minister erkennt an, daß ein fixer Preis besser wäre, er wagt aber noch nicht, dieses System überall einzuführen. Es wäre zu lang auseinanderzusetzen, warum der Aufstreich ein großes Hinderniß für die Colonisation ist, aber die ganze Frage ist eine Sache von Detail, welche sich nach einiger Erfahrung von selbst geben wird. Der Minister bestimmt dann in den §§. 13 — 18 die Colonien, auf welche sich die Wirksamkeit der Commissäre besonders auszudehnen habe, und schließt dabei die europäischen ganz, die nordamerikanischen, westindischen und afrikanischen so ziemlich aus, und weist die Commission vor allem auf Australien und Neuseeland an. Daß das letztere ausdrücklich genannt ist, ist ein Punkt von großer Wichtigkeit, da es das erste officielle Document ist, in welchem England das Recht von Länderverkauf auf diesen Inseln anspricht, das es bisher nicht ausgeübt hat; es ist im Grunde die Erklärung von Neuseeland zu einer englischen Colonie, was in der gegenwärtigen Lage der politischen Verhältnisse zu einem bittern Streit mit Frankreich führen wird. England hat in der ganzen neuseeländischen Angelegenheit mit großer Lauigkeit gehandelt, und wird vielleicht Ursache finden, es zu bereuen. Uebrigens hat die Beschränkung der Thätigkeit der Commission auf die Südseecolonien zu großen Klagen geführt, und die Capcolonisten, die Association für Colonisation von Port Natal, und die Agenten für Guiana und Trinidad protestiren schon dagegen. Aber die Colonien, welche jetzt ausgeschlossen sind, werden leicht Mittel finden, die Operationen der Commission auf sich ausdehnen zu lassen, wenn das rechte System dabei befolgt wird. Der dritte Theil der Instructionen handelt von der Wahl der Emigranten und der Art ihrer Verschiffung, und es ist um so unnöthiger, ihn zu commentiren, als fast Alles dabei den Commissären anheim gestellt ist. Der vierte Theil, §§. 37 — 41, handelt von der abzulegenden Rechenschaft, welche alle pecuniären und statistischen Resultate der Wirksamkeit der Commission, die Bemerkungen, welche die Erfahrung ihr eingeben wird, und die Vorschläge zur Verbesserung des Systems, welche sie dem Minister machen wollen, umfaßt; diese Berichte sollen halbjährlich erstattet werden.

Diese Instructionen sind das Werk nicht des Ministers, sondern Elliots, daher in ihnen auch das System von Neusüdwallis über das von Südaustralien prädominirt, aber die Colonialangelegenheiten werden gegenwärtig von dem Publikum auf eine Art controlirt, welche den alten Gewohnheiten absoluter Regierung des Ministeriums der Colonien enge Schranken setzt. Die Zahl der Journale, welche in London ausschließlich Colonialangelegenheiten gewidmet sind, hat sich unbegreiflich vermehrt, und es erscheinen gegenwärtig theils monatlich, theils wöchentlich, zwei über die Colonien im Allgemeinen, eine über Indien, eines über die ehemaligen Sklaveninseln in Westindien, eines über das Cap, zwei über Australien, und zwei über Neuseeland. Ferner bestehen in fast allen großen Städten in England, Schottland und Irland theils Land-, theils Emigrationscompagnien für die verschiedenen Colonien, auf deren Interessen die Operationen der Colonisations-Commission einen so großen Einfluß haben, daß sie nothwendig ein scharfes Auge auf diese haben werden, während ihre Verbindungen mit den Colonien sie in den Besitz aller Nachrichten setzen, welche nöthig sind, die neue Commission zu controliren; endlich haben die in London ansäßigen Landbesitzer in Südaustralien und die ehemaligen Mitglieder der frühern parlamentarischen Commission für diese Colonie eine Gesellschaft gebildet, unter dem Titel: „South Australian Society," deren einziger Zweck ist, die neue Commission zu beobachten und sie durch öffentliche Debatte zu zwingen, das Wakefieldische Princip der Emigration in seiner ganzen Reinheit durchzuführen. Diese vielfache Controle ist in einem Land, wie England, wo die öffentliche Meinung unbeschränkt regiert, mehr als hinreichend, die Commission vor dem falschen Wege zu bewahren, den ihnen die Instructionen von Lord Russell offen lassen. Es ist überdieß wahrscheinlich, daß Ch. Buller Minister der Colonien werden wird, der in Canada gelernt hat, der Weisheit der Commis zu mißtrauen, welche bisher die Colonialangelegenheiten unter nominalen Ministern, die nichts von dem Geschäft verstanden, regiert haben. Die Bewegung von England nach außen nimmt in steigender Progression zu, die Anhäufung der Capitalien und die unermeßliche Concurrenz der Arbeit in allen Zweigen üben einen Druck aus, der einen beständigen und zunehmenden Strom von Colonisation in alle Theile der Welt drängt; es läßt sich mit nichts vergleichen, als mit dem, was man zur Zeit der Königin Elisabeth gesehen hatte.

Die Bukowina.

(Fortsetzung.)

Von den zahmen Thieren des Landes sind besonders zahlreich wie in der Wallachei und dabei von ausgezeichneter Güte

— die Schweine. Jede Wohnung in der Bukowina ist immer von einer Menge dieser unsaubern aber delicaten Thiere umgrunzt, und jedes Dorf von ganzen großen Heerden. Sie sind freilich auch in allen benachbarten Ländern, und namentlich in ganz Kleinrußland, wo man sie in allen Städten auf den Straßen sehr häufig sieht, recht zahlreich. Indeß wird in den Buchen- und Eichenwäldern der Bukowina ihre Mast so leicht, daß ihre Nachkommenschaft sich hier wie Sand am Meere vermehrt hat. Ebenso außerordentlich bedeutend ist in der Bukowina, wie auch gleichfalls in der Moldau und Bessarabien, die Zucht der Puter oder Truthühner, hier „Kurkanen" genannt (bei den Deutschen in den Ostseeprovinzen heißen sie „Kalkunen"). Bei jedem Bauer sieht man eine ganze Heerde, hier gewöhnlich schwarzer Truthühner; wir trafen schon früher dasselbe in Bessarabien, in Kleinrußland und Polen aber hört diese Menge von Putern auf. Hier erscheinen sie nur noch auf den Edelhöfen; als allgemein gepflegtes Hausthier zeigen sie sich nur so weit, als ehemals der türkische Scepter reichte. Es wäre interessant auszumachen, ob hier ethnographische Verhältnisse eine besondere Vorliebe des wallachischen Volksstammes für die Puter, eine Abneigung der malorussianischen und polnischen Völker oder naturhistorische Verhältnisse, Verbreitung gewisser Kräuter oder Culturpflanzen, etwa des türkischen Weizens, als Ursachen zum Grunde liegen.

Eigentliche Städte hat das Ländchen nur drei: Tschernowitze, Sereth und Sutschawa, also auf 60 Quadratmeilen nur eine Stadt, eben so drei Marktflecken; alles übrige sind bloße Dörfer und einzeln stehende Gehöfte. In den Dörfern scheint noch wenig an dem alten Zustande geändert, und sie erscheinen ganz von derselben Bauart und Zusammenstellung, wie alle moldauischen Dörfer. Anders aber ist es mit den Landsitzen der Edelleute und mit den Städten, namentlich mit den letztern. Sie haben sich in ihrer äußeren Erscheinung und ebenso auch ohne Zweifel in ihrem inneren Wesen und ihrer Organisation während der österreichischen Herrschaft ganz auffallend germanisirt, so daß ihre Physiognomien ganz die der kleinen deutschen Städte sind, während die moldauischen Ortschaften, welche unter russischen Scepter fielen, noch ganz und gar ihren moldauisch-türkischen Charakter und ihr orientalisches Gepräge fast in allen einzelnen Zügen beibehalten haben. Die drei Städte des Landes, Tschernowitze, Sereth und Sutschawa liegen jede in einem der drei Haupttheile des Landes, da wo dieselben ihren Gebirgscharakter verlieren und die Ebene beginnt, so Tschernowitze am Pruth, Sereth am Sereth, Sutschawa an der Sutschawa.

Die alte Residenz Sutschawa soll früher, nach dem Fürsten Kantemir, nicht weniger als 16,000 Häuser gehabt haben. Jetzt, nach dem Verfall ehemaliger Macht, ist sie unbedeutend geworden, und die jetzige Hauptstadt Tschernowitze ist die größte und volkreichste Stadt des Landes, man gibt ihr nahe an 15,000 Einwohner. Sie hat erst seit der österreichischen Besitznahme diese Bedeutung erlangt, denn selbst noch Sulzer sagt, daß nichts Merkwürdiges an ihr zu finden sey, als ein Paar schöne Judenweiber. Tschernowitze ist ihr slavischer Name, die Moldauer nennen sie „Tschernauz" (so Radowitza — Radauz); die Stadt liegt auf dem hohen rechten Ufer des Pruth, ist nach Art der deutschen Städte eng gebaut, hat schmale Gassen, hohe, spitze Häuser, noch höhere Kirchen und Kirchthürme, und so präsentirt sie sich denn aus den Pruthebenen von weitem angeschaut recht stattlich und städtisch; die moldauischen Hütten und Schilfhäuser sind rund umher verschwunden, Alles ist deutsch steinern geworden; Chausseen, Pappeln- und Lindenalleen führen zu den Vorstädten hin, die aus freundlich angestrichenen Häusern bestehen. Wir glaubten, aus den Niederungen Bessarabiens und von den gestalt- und ordnungslosen Ortschaften Podoliens kommend, bei diesem Anblick uns in eine andere Welt versetzt, und allerdings war es denn auch wirklich. Mit dem Ueberschreiten der österreichischen Gränze und der Kosakenlinie waren wir wie mit einem Zauberschlage Deutschland, Wien, Berlin, ja Paris, Spanien und Italien näher gerückt, als vorher bei Hunderten von Werften. Bei dem Anblick von Tschernowitze schien uns der ganze europäische Westen nahe vor die Augen gestellt, und wir glaubten Deutschland deutlich durchzufühlen, ja wir glaubten uns nun Italien, Wien und den Alpen ganz nahe, denn so groß auch die österreichische Monarchie von den kleinen deutschen Staaten aus angesehen erscheinen mag, so klein und manierlich kommt sie einem vor, wenn man aus dem unbegränzten russischen Reich, wo alle Wege so ins Endlose hineinschweifen, herannaht. Wenn man gewohnt war, ein paar tausend Werst hieher und ein paar tausend Werst dahin hinauszugreifen, was sind denn nachher ein Hundert Meilchen? Von einem Ende der österreichischen Monarchie zum andern ist noch nicht einmal so weit, als in Rußland von einer bedeutenden Stadt zur andern, wie z. B. von Moskau nach Odessa, oder von Tobolsk nach Irkutzk. Man glaubt nun Alles in wenigen Tagen erreichen zu können.

Doch hatten wir uns noch durch mancherlei Kummer und Noth auf der österreichischen Gränze hindurchzukämpfen, ehe wir uns jenen angenehmen Gefühlen hingeben konnten. Die Oesterreicher sind sehr mißtrauisch und wenig gastfreundlich gegen alles, was von der russischen Seite in der Bukowina ankommt. Ihre General-Consuln und Gesandten geben das Visum nach Oesterreich nur sehr sparsam und nur den ihnen besonders Empfohlenen; die Empfehlung der russischen Behörden allein ist hiezu nicht hinreichend, und wer das Visum des General-Consuls nicht hat, dessen Paß wird erst nach Lemberg oder gar nach Wien geschickt, und er muß so lange innerhalb der Kosakenlinie wie ein Gefangener warten, bis ihm vielleicht nach acht oder vierzehn Tagen die Thore des österreichischen Paradieses geöffnet werden. Die Gränze der Bukowina ist mit einem dreifachen Cordon umzogen, und wir mußten in so viele Paßbureaux, Zollhäuser und Inspectionszimmer wandern, daß ich mich kaum mehr alle der Stempel, Unterschriften, Siegel und Plomben erinnere, die man uns, unsern Päßen und Sachen gab. Das Aergerlichste für uns war, daß man sich aller unsrer Papiere und lieben Bücher bemächtigte, die man nach Tschernowitze zum Hofrath schickte, der sie uns auch nicht herausgab, sondern alle der hohen Censurbehörde nach Lemberg zusandte, die sie uns später ebenfalls nicht verabfolgen, sondern

dern der höchsten Behörde in Wien zusenden wollte. Es häckelte an dieser Gränze überall etwas an unsern Kleidern, und wir mußten uns alle Augenblicke mit ein Paar „Zwanzigern" lösen; „Um Gottes willen, da haben Sie ja noch 2½ Cigarren! Schweigen Sie nur, hier ist ein „Zwanziger." — „Was sind denn das für Papiere, die müssen ja auch noch zu den andern." Lassen Sie sie, hier sind zwei Zwanziger." — „Und dieser Kasten? Ist der schon untersucht?" „Ja, es liegen drei Zwanziger darauf!" — Ich möchte wissen, was die Russen bei diesem an ihrer Gränze aufgestellten Tableau der bei ihnen so gelobten deutschen Redlichkeit und Unbestechlichkeit denken. Alle Beamten an der Gränze sind Deutsche. Es ist kein Wunder, daß man im alten Erzherzogthum an der Donau so reich und prächtig lebt, wenn ein so kleines Ländchen eine so weite Gränze zur Versorgung aller seiner jüngern erbschaftslosen Söhne hat. Das Verhältniß des kleinen, deutschen Erbkerns der österreichischen Monarchie zu allen seinen weitläuftigen Gliedern fremdartiger Nationalitäten ist eines der merkwürdigsten in Europa, und es findet sich bei keinem Staate etwas Gleiches. Bloß für die Bukowina und Galizien mag man leicht 100,000 deutsch-österreichische Familien, als durch dieses Verhältniß angesiedelt und in ihrer Existenz und ihrem Glück begründet, annehmen. Wie würde das kleine Erzherzogthum weinen und bluten, wenn einmal einst alle diese Riesenglieder von seinem Rumpfe sich trennen sollten.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Nachrichten vom Capitän Roß. Es sind Briefe über die antarktische Expedition vom Anfang Februars aus St. Helena eingelaufen. L. Lefroy, der das magnetische Observatorium auf dieser Insel leiten soll, wurde mit seinen Instrumenten und Gehülfen ans Land gesetzt, und nahm Napoleons Haus in Longwood ein, das ihm zum Aufenthaltsort angewiesen worden war, und in dessen Nachbarschaft sein Observatorium gebaut werden soll. Von St. Helena geht Capitän Roß nach dem Cap der guten Hoffnung, um L. Eardley Wilmot dort abzusetzen, der ein ähnliches Observatorium errichten wird, in welchem correspondirende Beobachtungen während der drei Jahre, welche die Expedition in der südlichen Hemisphäre bleiben wird, angestellt werden sollen. Durch angemessene Vorsichtsmaaßregeln soll es den Officieren gelungen seyn, zur See mit gleicher Genauigkeit wie auf dem Lande Beobachtungen anzustellen, indem sie die Inclination einander durch den Telegraphen mittheilten. Die Wichtigkeit dieses Erfolges für die Erreichung der Zwecke der Reise lernt man erst schätzen, wenn man erwägt, welch großer Theil der südlichen Hemisphäre mit Wasser bedeckt ist. Capitän Roß stellte Sondirungen in der Mitte des atlantischen Oceans weit entfernt von jedem Lande an mit einer Leine von 2500 Faden, wahrscheinlich die größte Tiefe, die man bis jetzt je erreicht hat. (Literary Gazette vom 18 April.)

•

Torfgruben in Frankreich. Die Zahl der Torfgruben in Frankreich beträgt 2292, wovon 454 Eigenthum von Gemeinden und 1838 Eigenthum von Privaten sind. In der ganzen Zahl sind 2018 wirklich bearbeitet, und beschäftigen 26 bis 27,000 Arbeiter. Der Gesammtertrag beträgt ungefähr 4,322,000 metrische Centner. Der Preis des Torfes wechselt in den 28 Departements, wo er ausgestochen wird, ungemein: in den Landes kostet der metrische Centner gewöhnlich 18 bis 20 Centimes, während man in Calvados 2 Franken dafür zahlt. Eben so wechselt auch die Dichtigkeit und somit das Gewicht des Torfes ungemein: im Departement Haute Vienne und Landes wiegt der Stère nur 250 Kilogr., im Eure-Departement fast das Doppelte, nämlich 498 Kilogr. Der Torf in den Landes ist der leichteste; er ist schwammig, sehr brennbar und gibt eine große Flamme, so daß man ihn mit Fichtenholz in den Puddelöfen anwendet. Der Torf im Eure-Departement dagegen ist fest, sehr erdig, und könnte in den Hochöfen nur nach einer guten Verkohlung gebraucht werden. (Echo du Monde Savant vom 22 April.)

•

Alterthümer in Malta. Briefe aus La Valetta theilen die Nachricht mit, daß sechs englische Meilen von der Stadt in der Gegend von Crenda nahe bei Maculba mehrere Erdschlipfe erfolgt sind, die einige große, aller Wahrscheinlichkeit nach von Menschenhand gebildete Steinhaufen mit sich rissen, und den Eingang zweier ungeheuren Höhlen bloß legten, in deren jeder sich ein in drei Abtheilungen getheiltes und auf cyklopischen Grundlagen ruhendes Gebäude befindet. In diesen fand man eine große Anzahl Skelette von Menschen und Thieren, mehrere Ackerwerkzeuge, Gefäße und andere Utensilien von Stein, so wie neun groteske Idole, wovon acht aus Sandstein und vollkommen erhalten, das neunte aber aus Terra Cotta und verstümmelt ist. Diese Figuren sind zwar von sehr kleiner Dimension und von mehr oder minder roher Arbeit, gleichen aber doch der bronzenen Statue des Bacchus, welche kürzlich zu Pompeji gefunden wurde, und sich gegenwärtig im bourbonischen Museum zu Neapel befindet. Alle Alterthumsforscher, welche die Gebäude der beiden Höhlen sahen, halten sie einstimmig für Gräber. — Der Gouverneur von Malta hat befohlen, den Boden in der Nähe zu untersuchen, und man erwartet interessante Entdeckungen.

•

Der Isthmus von Panama. Das Echo du Monde Savant vom 22 April will erfahren haben, daß die Arbeiten, um den Isthmus von Panama zu durchstechen, mit nächstem beginnen sollen. Bereits seyen mehrere französische Ingenieure zu Pointe-à-Pitre angekommen, und hätten eine Anzahl Fahrzeuge gemiethet, um Werkzeuge und Materialien jeder Art nach dem Isthmus von Panama zu schaffen, wo eine Compagnie mit nächstem die zur Anlegung des Canals nöthigen Arbeiten beginnen soll.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 52 u. 53** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Die Marquisin L——d und Lady Jane Urquhart.** Aus den Erinnerungen einer Wochenwärterin. — **Der jüngste Tag.** (Fortsetzung.) — **Gedichte von Robert Burns.** (Schluß.) — **Der Köhler und die Nachtigall.** Fragment von Shelley.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes halbjährlich 4 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 52 u. 53.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 Mai 1840.

Die Marquiſin L— — d und Lady Jane Urquhart.

Aus den Erinnerungen einer Wochenwärterin.

(Die Erzählungen aus dem Tagebuch eines Arztes, welche auch in Deutſchland bekannt geworden ſind, haben in England viel Glück gemacht, was ſie ohne Zweifel, neben dem Talent des Erzählers, auch der Fiction verdanken, die ſo zu ſagen den Rahmen derſelben bildet und den Erzählungen das Intereſſe wirklich erlebter Thatſachen verleiht. Wir irren ſchwerlich, wenn wir die Reihe von Erzählungen, aus welcher wir hier eine mittheilen, als eine Art Nachahmung jener Fiction betrachten, wodurch indeſſen der Originalität des [nicht genannten] Autors kein weſentlicher Abbruch geſchieht, da es ſich ja nur um eine äußere Form, um eine Introduction handelt. Das Eigenthümliche des Genres, das durch das Tagebuch des Arztes wo nicht aufgebracht, doch aufs neue populär wurde, und das vielfacher Modificationen empfänglich iſt, beſteht darin, daß Begebenheiten oder Perſönlichkeiten, welche irgend ein Intereſſe zu erwecken geeignet ſind, ſey nun dieß Intereſſe ein romantiſches, novelliſtiſches, tragiſches, komiſches oder mehr nur ein pſychologiſches, in ſolchen Erzählungen und Schilderungen von einem ganz ſpeciellen und individuellen Standpunkt aufgefaßt und betrachtet werden, welchen die Eigenthümlichkeit des fingirten Erzählers beſtimmt; und ſo kann gerade durch Steigerung und Potenzirung der Fiction der Schein der Wahrheit und Natürlichkeit verſtärkt werden, wenn der Verfaſſer ſeine Rolle gut zu ſpielen, ſich recht in die Perſönlichkeit und in die unmittelbarſten Intereſſen deſſen hineinzuverſetzen weiß, dem er die Geſchichten in den Mund legt. Zunächſt ſoll allerdings durch die als Introduction dienende Fiction wahrſcheinlich gemacht werden, daß und wie die erzählende Perſon mit den erzählten Begebenheiten und Thatſachen bekannt geworden ſey, ſofern dieſer und jener Beruf vorzugsweiſe Gelegenheit geben kann, allerlei intereſſante Erfahrungen zu machen und mit Umſtänden bekannt zu werden, welche der Schleier des Geheimniſſes der übrigen Welt entzieht, oder um welche man ſich doch in der Regel nicht zu kümmern pflegt; und ſo mag der Seelſorger, der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Militär, oder in niedrigeren Sphären der Krankenwärter, der Kerkermeiſter u. ſ. w., wenn gerade die Verhältniſſe günſtig ſind, und beſonders wenn er ein Auge zum Sehen und Beobachten, ein Herz zum Fühlen hat, einen reichen Schatz von intereſſanten Beobachtungen und Erfahrungen ſammeln; neben dieſem aber iſt auch nicht außer Acht zu laſſen, daß jeder derartige Beruf den der ihn treibt die Perſonen und die Sachen auf ſeine eigene Art anſehen und beurtheilen lehrt; und wenn der gebildete und menſchenfreundliche Arzt ſein Hauptaugenmerk auf die Störungen des Normalzuſtandes von Körper und Geiſt, auf die Möglichkeit, Leiden des einen oder des andern zu heben oder zu lindern, auf die Urſachen der phyſiſchen und pſychiſchen Krankheiten, welche dem Menſchen das Daſeyn abkürzen und verbittern, auf die Wechſelwirkung der phyſiſchen und geiſtigen Potenzen richtet; ſo wird dagegen eine „Kindbettwärterin“ weit beſchränktere Intereſſen haben, ſich zu einem weit minder univerſellen Standpunkt erheben, aber vielleicht dafür durch ſeine Beobachtung in ihrer Sphäre, durch treue Zeichnung des innern Familienlebens in verſchiedenen Kreiſen, in welche ſie durch ihren nomadiſchen Beruf geführt wird, und wo ſie nicht ſelten Zeugin von Vorfällen ſeyn mag, die der Welt ein Geheimniß bleiben, einigermaßen entſchädigen. Der Geſchmack in England ſcheint ſich überhaupt in neueſten Zeiten in der Literatur vom Heroiſchen und Hiſtoriſchen wieder mehr aufs Häusliche und Genremäßige zu lenken, wie der große Beifall welchen Dickens findet, bezeugen dürfte. Doch wir laſſen jetzt die Erzählung ſelbſt folgen.)

Es iſt ziemlich gleichgültig, wer mich dingte; es genügt zu ſagen, daß ich mich, nachdem die Präliminarien ins Reine gebracht waren, in einem der prachtvollſten Häuſer befand, in das ich je den Fuß ſetzte. Ob es in einer Stadt oder auf dem Land war, werde ich nicht ſagen; wie bei den Orakeln in Delphi ſoll ein Schleier des Geheimniſſes und der Dunkelheit über dieſer Erzählung ruhen; nichts ſoll keck hervortreten, viel wird der

Einbildungskraft überlassen bleiben, und doch wird auch viel erzählt werden; ja noch mehr, es soll nicht Nagelsgroß Fiction vorkommen, nicht so viel um ein leergeblasenes, an einem seidnen Faden aufgereihtes Meisenei aufzuwägen.

Ich bin von Natur eine Freundin der Pracht; die meisten Frauen sind es ja; und da ich eine längere Zeit nach meiner Ankunft in dem fraglichen Hause noch nichts zu thun hatte, unterhielt ich mich damit, all die schönen Sachen zu besehen und zu bewundern, welche haufenweise um mich herum lagen. Ich spazierte ganz nach meinem Belieben von Zimmer zu Zimmer; ich trieb mich in der Gemäldegalerie um, und betrachtete mir die Bilder einer langen Reihe von Ahnen, gemalt die einen von Lely, die andern von Vandyke, bis herunter auf die vom Pinsel Sir Joshua's und Lawrence's. Und dann die Bibliothek! welche Schätze von Gelehrsamkeit und Unterhaltung waren aufgestellt auf diesen schönverzierten Bücherständern! und dann das zum Fenster Hinaussehen! aber wenn ich noch ein Wort weiter sage, so verrathe ich das Local des prächtigen Hauses, in welchem ich mich damals aufhielt, ganz behaglich und vergnüglich abwartend, bis es der Gebieterin der edeln Residenz und all des dazugehörenden Reichthums beliebe, meiner Dienste zu bedürfen.

Ich halte es immer für ein schlimmes Zeichen, wenn Jemand übermäßig artig gegen mich ist, so lange wir noch nicht näher mit einander bekannt sind. Es erscheint als unnatürlich, als eine moralische Liederlichkeit, mehr als Höflichkeit an solche zu verschwenden, von denen wir weiter nichts wissen; statt daß ich solche übermäßige Artigkeit als ein Compliment aufnehme, macht sie mich vielmehr vorsichtig und argwöhnisch; es muß, bilde ich mir immer ein, irgend eine geheime Absicht hinter solcher plötzlichen, unerklärlichen Aufmerksamkeit gegen eine Person, die sie noch nicht verdient hat, stecken. Das Benehmen der Marquisin L——d, meiner damaligen hochgebornen Herrin und Wirthin, gegen mich war von dieser Art, und in ihrem Auge lag ein ganz besondrer Ausdruck, der mir nur halb gefiel. Das Auge selbst aber war bezaubernd im höchsten Grade. Nur wenn ich es nicht um mich sah, konnte ich über seinen Charakter nachdenken, und in die Bedeutung desselben einzudringen suchen. Indessen war sie ein ganz prächtiges Wesen, nie schuf die Natur ein Weib nach einem schönern Modell. Ach! warum blieb sie nicht ihrer Schöpferin treu? Warum drängte sich Kunst und List ein, um das Meisterstück der göttlichen Isis zu beflecken?

Lady L——d war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, sah aber viel jünger aus, weil sie so außerordentlich hübsch war, und wegen der jugendlichen Art ihre Haare zu tragen; diese wallten nämlich in sehr langen und glänzenden Locken um ihre Schultern, und waren nur auf der schöngewölbten Stirne gescheitelt mittelst zweier leichten goldnen Kämme von durchbrochner venetianischer Arbeit, welche aneinander befestigt waren mittelst feiner Kettchen von gleichem Stoff und gleicher Façon; ihre Wange war ganz ohne Farbe, aber so fein geformt, daß Niemand wünschen konnte, sie anders zu sehen als sie war. Ich habe auf meinem Weg durchs Leben auch die Beobachtung gemacht, daß blasse Personen mehr Leidenschaft und tiefere Reflexion besitzen, als solche, welchen die kunstreiche Hand der Natur die lustigen Farben des Morgens auf die Wangen gemalt hat. Alle Heldinnen müssen, nach meinen Begriffen, aussehen wie Alabaster, zum Leben erwärmt; und so sah auch die schöne Marquisin aus; aber sie machte meine Theorie zu Schanden.

Der Marquis von L——d war zur Zeit, von welcher ich rede, Gesandter am Hof von ——, aber seine Gemahlin hatte ihn wegen ihrer Schonung verlangenden Umstände nicht begleitet; er wurde jeden Tag in seinem Hause erwartet, da er in Folge eines Wechsels der Regierung zurückberufen worden war. Ich erfuhr, daß er einige wenige Jahre älter sey, als seine Gattin, und daß er mit unendlichem Entzücken der Zeit entgegen sehe, wo er Vater werden sollte; zumal da der nächste Erbe, im Fall der Marquis kinderlos blieb, ein liederlicher junger Mann war, der sich seinem Oheim sehr verhaßt gemacht hatte durch sein ausschweifendes Leben und seine radicalen Grundsätze, so wie er sich auch durch persönliche Grobheit zu wiederholtenmalen das Mißfallen seiner schönen Tante und ihres Gemahls zugezogen. Es ward sogar von einigen jungen Damen, welche damals im Hause waren, und welche gern ihre Zünglein seltsame Geschichten ausprägen hörten, geflüstert: dieser dissolute junge Verwandte habe, vermuthlich aus Verdruß über seines Oheims unerwartete Heirath, bei der Vorstellung der schönen jungen Frau im königlichen Schlosse, beide öffentlich insultirt, indem er einem jungen Patricier, der in der Nähe des wilden Cameraden stand, hörbar zugeflüstert: „seine neue Verwandte wäre wohl auch um einen viel geringern Preis als eine Adelskrone zu gewinnen gewesen; aber es sey Hundert gegen Eins zu wetten, daß sie die kostbaren Erdbeerblätter dieser Tage an einem gewissen Ort, genannt Doctors' Commons, verloren habe." Diese plumpe und gemeine Insinuation sey von dem gütigen Monarchen, der damals auf dem brittischen Thron saß, gehört worden; und er habe, voll Mitleid mit der Bestürzung und Verwirrung der beschimpften jungen Frau und mit dem heftigem Zorn des Peers von diesem Augenblick an sie mit Beweisen seiner Gnade, öffentlich und privatim, überhäuft, und sich bald darauf mit seiner erhabenen Gemahlin zu Taufzeugen des ersten Kindes erboten.

All dieß Geschwätz hörte ich von Zeit zu Zeit, wenn die besagten jungen Damen miteinander plauderten; auch, daß der erbitterte Edelmann, ihr Wirth, in der Heftigkeit seines Zorns, zu wiederholten Malen geschworen habe: „sein übermüthiger Neffe solle nimmermehr seinen Titel und seine Güter erben, selbst wenn er nicht mit einem Erben gesegnet würde; denn er werde kein Mittel, auch das verwegenste und abenteuerlichste nicht, scheuen, um ihn von der Erbfolge auszuschließen."

„Welchen Unsinn Sie doch schwatzen, Miß Calvert," sagte Lady Jane Urquhart, die liebste Freundin der Marquisin, als sie diese letzte Bemerkung hörte. „Sie sollten nie nachsagen, was in einem Augenblick der Aufregung gesprochen wurde. Wie wäre es denn möglich, daß der Marquis seinen Neffen und gesetzlichen Erben von der Erbfolge ausschlösse, im Fall er keinen männlichen Sprößling hinterließe?"

„Oh, ich weiß das ganz und gar nicht," versetzte die hübsche Miß Calvert; „ich verstehe die juristischen Sachen ganz und gar nicht; wie sollt' ich auch? aber ich versichre Sie, unsre liebe Lady L——d selbst sagte mir, daß dieß die Drohung des Marquis gewesen, als er an jenem Tag von Hof heimgekommen. Ich will nicht hoffen, daß er im Sinn hatte, den Mr. Desborough zu meuchelmorden, denn das ist das einzige Mittel, das heißt das einzige sichere Mittel, seines Neffen und seiner Ansprüche los zu werden," — und die hübsche Schwätzerin lachte.

„Sie sollten wahrhaftig nicht so sprechen, Lucy," versetzte Lady Jane Urquhart mit Ernst; „Sie setzen ja den Leuten so seltsame Vorstellungen in den Kopf;" und das Gespräch beruhte für den Augenblick.

Die Lady Jane Urquhart war eine sehr liebenswürdige junge Dame, aber ihre schönen Züge trugen den Stempel tiefer Schwermuth; sie schien die innigste Anhänglichkeit an die Marquisin zu haben; sie waren beinahe immer beisammen; und oft bemerkte ich, daß Lady Jane, wenn sie ihrer Freundin Boudoir verließ, die Spuren von Thränen an ihren schönen ausdrucksvollen Augen hatte.

Nach einem etwa vierzehntägigen Aufenthalt in diesem prächtigen Hause hörte ich, daß der Marquis jede Stunde zurückerwartet werde; und alle Gäste, mit Ausnahme der Lady Jane Urquhart, reisten ab; denn man flüsterte, der Marquis sehe es immer gern, daß es ruhig in seinem Hause sey, wenn er nach einer längern Abwesenheit zurückkomme, und das that der Miß Calvert und den andern Mädchen sehr leid. Sie sagten zu mir: „sie hätten so gern den kleinen Grafen gesehen, gleich nachdem er in seinem künftigen Erbe das Licht erblickt haben werde."

„Sie scheinen über die Sache ganz mit sich zur Gewißheit gekommen zu seyn, Lucy," bemerkte Lady Jane, in Gegenwart der Marquisin, als Miß Calvert darauf bestand, daß das Kind ein Knabe seyn müsse; „Sie vergessen, daß die Möglichkeit des Zufalls gleich groß ist, ob wir einen kleinen Grafen oder ein junges Fräulein bekommen werden."

„Nicht so ganz Zufall, als die Welt glauben sollte," murmelte Miß Calvert in einem ganz eigenen Ton; dieser machte mich aufblicken von der prächtigen Spitzenkinderhaube, welche ich für die Kopfform des jeden Tag erwarteten kleinen menschlichen Wesens zurecht machte. Diese Haube, nebst einem eben so kostbaren und schönen Röckchen, war als Geschenk von der höchsten Dame des Königreichs an die Marquisin geschickt worden, für das künftige Pathchen.

„Nicht so ganz Zufall, als die Welt glauben sollte!" so lauteten genau die Worte aus dem hübschen Munde der Miß Calvert. Ich bemerkte, als ich aufschaute, den Blick, der wie ein Blitz von der Lady Jane Urquhart zu ihrer Freundin, der Marquisin, hinüber flog! er war merkwürdiger als selbst jene Worte; er war voll eines seltsamen und unaussprechlichen Sinnes! Ich konnte, wie er rasch von einem schönen Augenpaar zum andern hinüberschoß, die Mischung von Verdruß, Unruhe und Scham in diesem Einen Blick genau wahrnehmen; so wie auch ein gewisses Anfragen, ein Auffordern, ein Warnen in Bezug auf die Art, wie diese sonderbare Bemerkung beantwortet werden solle. Ich bemerkte auch, daß die zwei andern jungen Frauenzimmer von ihrer Arbeit aufblickten, als erwarteten sie gespannt irgend eine Antwort. Was mich betrifft, so sah ich sogleich wieder auf meine Arbeit nieder; ich fühlte, daß es gewissermaßen unschicklich, daß es plump und pöbelhaft von mir gewesen wäre, wenn ich noch weiter den unwillkürlichen Ausdruck der Augen der Lady Jane Urquhart hätte in diesem Augenblick beobachten wollen; ihre Seele schien ganz unbewacht, — die Thüre des innern Heiligthums stand weit offen. Ich hatte keine Lust, den Augenblick der Ueberraschung zu benützen, und unverschämt hineinzuschauen in das verborgene Gemach, welches jeder Mensch, wie einfältig und rein er immer sey, für sich hat, und gegen die Blicke Andrer zu verwahren wünscht. Je kleiner dieß Gemach ist, je weniger dunkle Schätze, unbekannte, nie ans Licht gezogene, in einem solchen Schatzhaus enthalten sind, um so besser sind wir; ein rein engelhafter Geist besitzt gar kein solches geheimes Magazin, und wir werden auch keines mehr haben, wenn wir wiedergeboren sind. Der ganze Tempel wird dann offen stehen. Bis dahin aber laßt uns nicht suchen, bei Andern in diese „blaue Kammer" spähende Blicke zu werfen, worin Kobolde tanzen; vielmehr wollen wir uns bestreben, die unsrige zu säubern und rein zu halten.

Es kann uns einen Begriff geben von der umfassenden Kraft des Geistes, wenn wir bedenken, wie viel kann erschlossen, wie viel mehr kann vermuthet werden aus einer augenblicklichen, magnetischen, immateriellen Wirkung eines unsterblichen Geistes auf den andern mittelst eines Blicks, trotz aller Hemmungen und Verkleidungen und Gewichte unsers jetzigen Zustands und Wesens, wo wir, wie Bücher in Kalbs- oder Esels-Haut oder in Menschenleder gebunden sind.

Ich kehre zurück zu der Bemerkung der muntern und scharfen Miß Lucy Calvert, die ich, wie den Text einer Predigt, zum drittenmal wiederhole, damit sie nicht dem Gedächtniß meiner scharfsinnigen Leser entfalle: „Nicht so ganz Zufall, als die Welt glauben sollte;" welche besagte außerordentliche Bemerkung der Lady Jane Urquhart einen noch außerordentlichern Augenfunken entlockte; doch nein! das Auge war nur die Batterie die ihn entlud, — der Blick war ein Geistesfunke, und wie er rasch an mir vorbeiflog, goß er Licht und Klarheit auch auf meinen Geist aus; wie mußte er erst wirken auf den Geist, mit dem er in Correspondenz, oder wie die Anhänger des thierischen Magnetismus sagen, im Rapport stand? ganz gewiß wurde er von ihm vollständig verstanden.

Nach dieser beredten Augensprache (oder vielmehr war es eine Geistessprache), trat eine Pause von beinahe einer halben Minute ein, und ich muß gestehen, ich hielt den Athem an, um keinen Ton von der Antwort der Marquisin zu verlieren. Diese Antwort war freundlich, gefaßt, sogar munter; aber ich konnte deutlich ein gewisses Zittern der Stimme, einen gewissen ermahnenden, warnenden Ton in dem letzten Theil derselben bemerken, und ich glaubte den Sinn davon beinahe so gut zu verstehen, als ohne Zweifel die Dame ihn verstand, an welche

In Rich and Poor, par. 2, under sec. 2 of Art. 2 of Const.

Rich and poor, as used in the constitutional provision that the rich and poor shall stand equal before the law, are not to be taken literally, but are to be understood as meaning classes of persons, and the provision is not violated by a statute which applies to all persons of the class to which it is applicable.

Ex parte Dickey, 85 Ala. 344, 5 So. 163.
Ex parte Jackson, 86 Ala. 29, 5 So. 430.
Ex parte Boyett, 92 Ala. 70, 9 So. 391.
Ex parte Kelly, 94 Ala. 9, 10 So. 657.
Ex parte Burton, 94 Ala. 39, 10 So. 657.
Ex parte Burton, 94 Ala. 41, 10 So. 657.
Ex parte Burton, 94 Ala. 42, 10 So. 657.
Ex parte Burton, 94 Ala. 43, 10 So. 657.
Ex parte Burton, 94 Ala. 44, 10 So. 657.
Ex parte Burton, 94 Ala.

So leiht en'r Ohr mir, ihr Verdammten alle,
Opfer, wie ich, seines grausamen Zorns,
Ihr, frei erschaffne Geister, und bestraft dann,
Weil ihr gefolgt der Leitung des Instinkts;
Denen Er, der ein Henker ist der Sinne,
Die er doch selbst entzündet, ein Verbrechen
Daraus macht, daß ihr geliebt wart, daß ihr liebtet;
Ihr, deren Gier gelüstet nach der Erbschaft,
Welche der Zufall ungerecht vertheilt;
Ihr, deren blut'ge Hand, dem Delch vermählt,
That, was der Tod doch hätt' gethan in Bälde;
Die Zeit ist um, die Ewigkeit beginnt;
Um zu bestätigen den ersten Spruch,
Verlangt von neuem Euch das Tribunal,
Das göttliche, zu sehn; der gute Gott
Will sich an euerer Verzweiflung weiden!
Und ihr, die feig, verzichtend auf euch selbst,
Gelebt habt in der Furcht der letzten Strafen,
Sklaven die, weil ihr kroch vor ihm auf Erden,
Heute den Lohn dafür empfangen sollt:
Auch Eure Luft mag ihre Wolken haben!
Euch winkt ein Hafen der nicht frei von Stürmen!
Konnte versucht der Sohn des Morgens werden,
Ward ich, der Zweit' im Himmel, selbst gestürzt wer;
Glaubt dann ihr Geister, gestern erst geboren,
Armselige Geschöpfe, eure Flügel
So sicher, daß ihr strauchelt nicht im Glücke,
Das selbst dem ersten Seraph gieng in Stücke?"

Doch während Satan solche Lästrung sprach,
Drang seinem Geist der unausweichliche
Glanz der erhabensten Wahrheit sich auf,
Ihm zeigend, daß er Falsches nur geredet;
Und wie die Schlange die sich selber sticht,
Kehrt' er jetzt gegen sich den schwarzen Haß,
Er schleppte sich vor seinen eignen Richtstuhl,
Und Satan ward von Satan selbst verdammt;
Mit zweifelloser Sicherheit erkannt' er
Jehovahs wahre, einz'ge Vorsehung,
Daß ganz Gerechtigkeit ist seine Allmacht,
Daß er mit Seel' und Freiheit uns begabt,
Und, wenn er mit der Macht, zu thun das Böse,
Verbunden das Gebot, zu thun das Gute,
Er mit sich selbst nicht sey im Widerspruch;
Daß, wenn nicht der Verdammte zu der Zahl
Gehörte der Erlesenen, dieß nur
Das Werk sey seiner freigewollten Wahl.
Auf seine letzte Lästerung als Antwort
Vernimmt er, wie bei sich der Höchste schwört:
Furchtlos in Ewigkeit soll'n alle Frommen
Im Himmel wohnen, die drein aufgenommen.

Wie ein Tiger, der eine Beute zwar sieht, aber sie nicht erreichen kann, in unmächtigem Hunger sich selbst zerfleischt und sein eignes Blut leckt, so wüthet der gefallne Engel, wie er die Auserwählten im Genuß der ewigen Seligkeit sieht, gegen sich selbst:

Welch unbarmherz'ges Licht geht in mir auf?
Sein rächerischer Glanz hat mich betäubt!
Oh! sey verflucht die unglückselige Stunde
Wo ich mich mit dem ew'gen Glanze maß,
Die Stunde, wo mein stolzes Herz gewähnt
Zu eng sey ihm der gränzenlose Himmel!
Doch ha! sollt' ich der Reue geben Raum!
Dem Satan sollte Satan selber fluchen!
Nein, nein! was ich gethan, ich thät's noch heut!
O Haß! komm, hilf mir tragen mein Geschick!
Jehovah! streckte deine Hand sich aus
Nach mir, dem Tiefgestürzten — ich nähm' sie
Nicht an, als um den Kampf neu zu beginnen!
Ha! wenn der Tod vermöchte, mich von deinem
Gesetze zu befreien! wenn das Nichts....
Ach, daher kann mir keine Hülfe kommen!
Als du mich schufst aus einem Stoffe, der
Nicht sterben kann, grausamer Gott, erkannte
Dein Geist im voraus deine Rache schon!"...

Und Satan wälzte auf dem Feuersand sich
Wie eine Schlange, mitten entzwei gebrochen;
Und starren Auge, den Mund weit aufgerissen
Lag stumm er da, in ungeheurer Qual;
Sein glühend Röcheln aber, in den Lüften
Sich überall vertheilend, steigerte
Noch ums Dreifache der Verdammten Qualen.

Jetzt beginnen auch die Verdammten alle zu wehklagen und zu schreien:

„Haß unsrem Schöpfer! leiden, immer leiden!
Nicht sterben können an dem Wunsch nach Glück! —
— So büßen müssen und nicht hoffen dürfen!
Märtyrer seyn und kein Verdienst doch haben!
Stets geben, geben und die Schuld nie zahlen! —
— Nach langen Martern wieder lange Martern,
Bei stets erneutem Sterben doch nie todt! —
— In grausamem und falschem Todeskampf
Durchwandern eine gränzenlose Sphäre! —
— Sonst, wohl erinn' ich mich, ward Traurigkeit
Gemildert durch die Zeit, doch schärfer wird,
Gift'ger durch diese Ewigkeit ihr Stachel!
Vergebens ach, möcht' ich mein Loos bezweifeln;
Die Uhr, an dieser schauerlichen Wölbung
Hängend, weist mit dem starren Zeiger meinem
Entsetzten Auge ohne Unterlaß
Des Schmerzens Stunde und der Ewigkeit!
— Reizvolle Bilder einer frühern Welt,
Du Himmelblau, ihr farbenreichen Wolken,
Des Morgens und des Abends prachtvoll Schauspiel,
O seyd verflucht! mein Aug' sieht euch nicht mehr!
Und sey verflucht auch, tausendmal verflucht
Du Traum vom Himmel, der mich nie verläßt,

Der meinem Leos sich gegenüber stellt,
Daß grimmiger noch meine Schmerzen brennen!"
(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Schluß.)

Unübertrefflich an Tiefe des Gefühls und rührender Einfachheit scheint uns vor allen das Lied: (Kaufmann 137.)

Himmelsbote, Strahl der Sterne,
Der ob schöner Unschuld wacht,
Wenn ich irr' in weiter Ferne,
Schütz' Maria deine Macht.

Hold voll Huld und ohne Fehle,
Hold und rein und klar wie du,
Auf Maria's reiner Seele
Mit dem hellsten Scheine ruh.

Laue Lüfte, mild ihr lächelt,
Leise weht ihr Kühlung zu;
Linder Hauch, der sie umfächelt,
Wiege sanft ihr Herz zur Ruh.

Und ein Engel auf sie blicke,
Wenn ich irr' am fernen Strand;
Fern von ihr verbannt vom Glücke,
Sey ihr Herz mein Heimathland.

Die letzte Strophe ist in Nr. 25, 1839, im Reim weniger treu, aber vielleicht fließender und rührender so gegeben:

Schützet sie, ihr guten Engel,
Wenn ich schweif' im fremden Land;
Macht ihr Herz zu meiner Heimath,
Wenn das Schicksal mich verbannt.

In den einfachen Worten dieser letzten Zeilen liegt eine Tiefe der Empfindung, eine Unendlichkeit von Poesie, wie nur den Lieblingen der Muse auszusprechen möglich ist. Trefflich sind auch: Von dir, mein Lieb, ich scheiden muß, S. 125. Der Rose deiner Wangen gleicht, S. 128. Ihr Ströme, Ufer, Thäler, Höhn, S. 155. Zu den vielbewunderten Liedern gehört auch das Abschiedsgedicht: Einen Kuß u. s. w. bei Kaufmann, S. 59. Dieß Gedicht ist auch übersetzt von Gerhard, dessen Sammlung uns nun auch vorliegt, und in Nr. 37, 1836, dieser Blätter. W. Scott und Byron stimmten im Preise dieses Liedes überein, aus welchem der letztere das Motto für seine Braut von Abydos genommen hat. Für die der englischen Sprache Kundigen dürfte es nicht uninteressant seyn, an einer kleinen Probe zu sehen, wie verschieden die Verdeutscher von Burns ihre Aufgabe lösen, zumal da, wo die prägnante Kürze des Originals große Schwierigkeiten in den Weg stellt. Das Original lautet so:

Had we never loved so kindly,
Had we never loved so blindly,
Never met or never parted,
We had ne'er been broken-hearted.

Dieß übersetzt Kaufmann:

Hätten nie geliebt so herzlich,
Nie wir uns getrennt so schmerzlich,
Nie gesehen — nie verlassen,
Müßten nicht vor Gram erblassen.

Gerhard:

Liebten wir uns nicht so innig,
Herzten wir uns nicht so minnig,
Hätten wir uns nie gesehen:
Fühlten wir nicht Herzenswehen.

Notter:

Wär' so süß nicht solch ein Finden,
Wär' so süß nicht solch Erblinden,
Hätten so wir nie gesprochen:
Wär' das Herz uns nicht gebrochen.

Gegen alle diese Uebersetzungen lassen sich Ausstellungen machen. Die erste ist, während das Original in der Construction vollkommen einfach und klar ist, dieß nicht eben so; sie verschiebt die Ordnung der Sätze, indem sie das getrennt mit dem noch nicht hiehergehörenden Beisatz: so schmerzlich schon in die zweite Zeile hinaufnimmt, wodurch die volksliedsartige Repetition verloren geht, und dafür eine störende Tautologie: getrennt — verlassen gewonnen wird; sie läßt in der dritten Zeile das so wichtige oder aus, und setzt an die Stelle des im Englischen zumal so natürlichen und einfachen Ausdrucks vom gebrochnen Herzen das Erblassen. Die zweite drückt das Plusquamperfectum Conjunktiv nicht aus, was wenigstens für die Deutlichkeit nicht förderlich ist; minnig herzen für blind lieben heißt den Ton nicht eben ganz glücklich getroffen; in der dritten Zeile bleibt die halbe Disjunction weg, wodurch der Sinn sehr geschwächt und verstümmelt wird, und an die Stelle des gebrochenen Herzens treten die viel schwächeren und gesuchteren: Herzenswehen. Die dritte gibt die Repetition der zwei Anfangszeilen treuer, setzt aber statt des einfachen Ausdrucks lieben: finden, und statt blind lieben: Erblinden, und läßt die Beziehung auf die Personen (das we) weg, und dem richtigen Bestreben, den Ausdruck der vierten Zeile treu wiederzugeben, wird leider die dritte ganz aufgeopfert, und das dafür Eingeschobene scheint uns nicht nur matt, sondern auch nicht verständlich. Und in der That, es dürfte unmöglich seyn, in einer deutschen Uebersetzung dieser Zeilen allen Anforderungen der Treue im Sinn, im Ausdruck und in der Form zugleich zu genügen, und besonders ist die Kürze der dritten Zeile für das Deutsche unerreichbar. Wenn der nachstehende Versuch einer Uebersetzung dem Original vielleicht in Sinn und Ausdruck ziemlich treu ist, so überschreitet er dafür die Zahl — zwar nicht der Füße, wohl aber der Sylben, und wäre schwerlich nach der Melodie des Originals sangbar:

Hätt'n wir so treu gesinnt nicht geliebt,
Hätten wir uns so blind nicht geliebt,
Sahn wir uns nie, oder trennten uns nicht:
Blieb uns erspart was das Herz uns bricht.

Die Schwierigkeiten der Uebertragung sind indeß nicht überall so groß, und das Gedicht: Hans Gerstenkorn ist von den verschiedenen Bearbeitern zwar auch abweichend, im Ganzen aber von Allen gelungen und treu wiedergegeben.

Um wieder auf Burns' Poesie zurückzukommen: mit gleicher Innigkeit wie den Gegenständen seiner Liebe ist er seiner Heimath, den vertrauten Scenen und Umgebungen, wo er längere Zeit gelebt hat, ist er seinem Vaterland überhaupt und dessen liebsten und stolzesten Erinnerungen zugethan. Wir verweisen auf die schönen Lieder: Mein Herz ist im Hochland, Kaufmann S. 5, und: die schwarze Nacht bricht schnell herein, S. 129, wo er den Abschied vom „süßen Strand des Ayr" bejammert. Er sympathisirt mit den geringsten Geschöpfen; mit dem verunglückten Schaf, der Feldmaus, deren Nest er umgepflügt, den angeschossenen Hasen, der geknickten Blume; aber seine Seele verliert sich nicht in solchen beschränkten Gefühlen, zieht sich nicht zurück vor höhern und gewaltigeren Empfindungen und Ideen. Er feiert die Traditionen und Großthaten Schottlands aus alter und neuerer Zeit; einen Bruce und Wallace, und selbst den kecken Freibeuter Macpherson, der:

pfiff und sang
Und tanzt' und sprang
Noch unterm Galgenholz.

Er besingt in jakobitischer Gesinnung und Begeisterung die Thaten des Chevaliers, des Prinzen Charlie, und legt der gefangenen Maria Stuart als einer Gefangenen ein rührendes Lied in den Mund. Er preist die Siege Schottlands über England, S. 72, und beklagt Schottlands Fall, S. 73, veranlaßt „durch ein paar Buben im Lande." Ein verliebtes Abenteuer des „Prinzen Charlie" schildert ein von Gerhard übersetztes, gar lebendiges aber auch etwas kecks Lied: die Maid, die mir das Bett gemacht. Als englischer Patriot dagegen, der alten Unterschiede vergessend, zeigt sich Burns in dem Gedicht: droht stolz der Franzmann Ueberfall, wo es heißt:

O laßt uns mit einander nicht
Wie biss'ge Hunde streiten,
Sonst legt sich drein ein fremder Wicht,
Zur Schmach uns zu entscheiden.

Britannia sey, Britannia treu!
Eintracht sey unser Dichten;
Und nur durch Britenhände frei
Soll Britenstreit sich schlichten.

Vermöge jenes geheimnißvollen Naturgesetzes, welches oft das tiefste und innigste Gefühl mit dem kühnsten Humor in einer und derselben Individualität vermählt, findet sich auch bei Burns neben der tiefgemüthlichen Poesie ein reicher Born humoristischer und sarkastischer Laune. Es fehlt uns für dießmal der Raum, uns auf dieß Element weitläuftiger einzulassen; wir sind geneigt in dieser Doppelseitigkeit seiner Poesie auch einen Beweis mehr seines eminenten Talents oder Genius zu erblicken, indem nur Dichter ersten Rangs nach den entgegengesetzten Polen hin mit gleicher Energie ihre Kraft kundzugeben vermögen. Für das deutsche Publicum wird das Humoristische von Burns weniger ansprechend seyn wegen der häufigeren individuellen und localen Beziehungen und Anspielungen, und wohl auch in der, nothwendig noch schwierigeren Uebersetzung weniger verständlich. Die Inspirationen, welche hier den Dichter beherrschen, stammen mitunter aus einer etwas niedern Sphäre, wie z. B. in dem Gedicht, das Gebhard übersetzt: Willie Wastle's Weib, wo der letzte Vers so lautet:

Die alte Katz' am Herde sitzt
Und wäscht die Schnauze mit der Pfote;
Doch Willie's Weib ist nicht so rein,
Die Lippen starren ihr vom Kothe,
Die Tatz' ist wie ein Düngerkorb,
Ihr Antlitz trübte Bäch' und Gräben;
Für so ein Weib, wie Willie hat,
Möcht' ich nicht einen Heller geben.

Nicht mit Schweigen übergehen dürfen wir endlich Burns' phantastische Poesien, wie Hallowe'en (Kaufmann S. 139), worin verschiedene Arten schottischen Aberglaubens veranschaulicht werden, und das komische Mährchen Tam o' Shanter, welches Kaufmann sowohl als Gebhard übersetzt haben. Der letztere gibt in einer Anmerkung die Notizen, daß Alloway-Kirk eine alte Ruine in Ayrshire, und daß auf dem dortigen Kirchhof der Vater des Dichters begraben ist. Dieser Kirchhof ist durch die Poesie von Burns einer der berühmtesten Plätze in Schottland geworden und dem Dichter ist daselbst ein schönes Monument errichtet. Der Inhalt des Mährchens ist, daß Tam o' Shanter (dessen Modell ein gewisser Douglas Graham gewesen seyn soll) auf dem Jahrmarkt in Ayr mit dem Schuster Johnny bis tief in die Nacht getrunken, in stürmischem, schauerlichem Wetter endlich, tüchtig begeistert, auf seinem Klepper weggeritten; in dem Kirchlein von Alloway wird er Zeuge eines höllischen Spuks, eines Hexen- und Gespensterballes, zu welchem der Teufel selbst aufspielt — als er endlich entsetzt flieht, stürzt ihm der höllische Schwarm nach und ein Hexlein reißt dem armen Gaul noch auf der Brücke, der Gränze ihrer Macht, den Schwanz aus. Das Gedicht schließt mit einer Warnung an die Männer vor langem und vielem Trinken.

Das Komische, das Humoristische, das Schauerlichphantastische und das Aechtpoetische sind in diesem berühmten Gedicht wunderbar verschlungen und gemischt. Wie schön ist zum Beispiel die Stelle:

Doch ähnlich ist die Lust dem Mohn;
Rührst du die Blüthe, fällt sie schon;
Dem Schnee im Wasser, dessen Helle
Hinschmilzt im Bett der feuchten Welle;
Dem Sturme, der von dannen weht,
Eh' du noch siehst wo er entsteht;
Des Regenbogens Farbenpracht,
Erloschen in Gewitternacht.
(Gerhard, S. 81)

Im Phantastisch-Schauerlichen zeigt er sich hierin auch als Meister; diese Abschnitte sind jedoch, wie auch die humoristischen, minder glücklich übersetzt; auch geht mit den Localitäten viel verloren.

Bürger und Heine in ihren gelungenſten Poeſien dieſer Art erinnern einigermaßen an Burns, doch ohne ihn zu erreichen. —

Wir wünſchen und hoffen, daß die beiden Ueberſetzer aufmunternden Beifall genug finden mögen, um ſich zu weiterer Bearbeitung des ſchottiſchen Dichters veranlaßt zu finden, welchen der deutſchen Sprache und Literatur anzueignen ſie ſo dankenswerthe Anfänge gemacht haben.

Der Köhler und die Nachtigall.

Fragment von Shelley.

I.

Ein Köhler, deſſen Herz war unbetont, *)
(Und ſolche Herzen bleiben ewig kalt)
Vernahm mit Unmuth wie, belauſcht vom Mond,

Die Nachtigall im bachdurchrauſchten Wald
Mit Wohllaut tränkte rings des Dunkels Kluft;
Und wie ein Strom durch Blüthenthäler wallt,

Wie Mondlicht ausſtrömt in die milde Luft
Mit Nachtduft kämpfend — wie die Tuberoſe
In eine Grotte Indiens haucht den Duft,

Der, Wolken gleich, ſchwankt über ihrem Schooße:
So wogten dieſe wonneſel'gen Laute
Wann aufbrach in dem Weſt des Abends Roſe,

Bis um den Morgenſtern die Dämm'rung graute,
Durchs tiefe Schweigen in den dunkeln Bäumen,
Und wo aus Thau ein bleiches Veilchen ſchaute,

Vernahm's die Melodie in ſeinen Träumen;
Und ſie vernahm der Himmel und die ſchwere
Von Nacht gewiegte Erde, und im Schäumen

Kam ſie des Baches Wirbeln zum Gehöre,
Und jede Blume trank die ſüße Labe
Und jeder Wind der ſtummen Atmoſphäre,

Und jedes Höhlenthier ward froh der Gabe,
Und jeder Vogel in dem wanken Laube,
Und jede Motte, friſch her aus dem Grabe

Das ihre Wieg' iſt — (ſchwebend auf vom Staube
Gleich einer heil'gen Liebe ohne Schmerzen,
Die ſeinem Flammenkreiſe wird zum Raube

Wie bei dem Kuß der erdenahen Kerzen,
Denn keine Sterne ſind's, die ob ihr ſtehen,
Und ſie weiß nicht — gleich manchem Menſchenherzen —

Wie tief ſie ſelbſt, wie hoch ob allen Höhen
Der Gott ſey, der ſie tödten würd'); — und jedes Leben
Deß Schritte durch der Nächte Tempel gehen,

Ward zauberhaft im ſtillen Hain umgeben
Mit eines Wonnekreiſes lichtem Saum,
Wenn Philomele ließ im Sturme ſchweben

Die Töne in der Seelen dunkeln Traum;
In ihnen allen ward ihr Wohllaut Liebe
Und nur in Einer fand er keinen Raum.

— — — — — —

II.

Der Mann kam wieder als die Dämm'rung webte,
Und hatt' im Hain die Stämme umgehauen,
In deren jedem eine Nymphe lebte

Als Seele, eingeſenkt von der Natur, zu bauen
Vom Grund zum Dach des Waldes wildes Haus,
Durch deſſen Laub beſonnte Himmel blauen.

Oft hatten dieſe Wipfel das Gebraus
Des Winds in Schlaf geſäuſelt; oft gefüllt
Mit dichten Schauern luftgebornen Thaus

Der Erde Buſen — (Thränen ſüß und mild
In deren Reinheit keine bittren Reſte); —
Oft ſich verſchlungen in das zarte Bild

Von flügelgleichen Blättern vor dem Neſte
Der jungen Vögel; oft ob naſſen Matten
Wie feucht Gewölb geſchwebt; im Kuß der Aeſte

Oft hoch umwölbt des Dickichts off'ne Platten,
Gleich einer ſtolzgeſchwung'nen Kathedrale,
Wo Säulen ſich mit Säulen endlos gatten

Und Laubwerk rings ſich windet in dem Saale,
Ein Haus der Andacht und der ſtummen Feier,
Die gläubig ſpricht aus wogendem Chorale,

Aus Düften, Tönen, Hauchen, die die Leier
Des Geiſts der Lüfte weckt an dieſem Ort
Wenn ſie herein rauſcht, dumpfer jetzt, jetzt freier,

Vereinend Wald und Welle zum Accord,
Der leiſe ſteigt ins Herz des Hörers nieder
Und ſpricht dort ein geheimnißvolles Wort,

Ein heiliges, das niemals kehret wieder — —
— — — — — — —

Fr. Notter.

*) Der Ueberſetzer muß hier abermals bitten, die Ineinander-Schlingung der Sätze und die vielen Parenthesen, von welchen die eine ſich durch drei Terzinen hinzieht, nicht ihm, ſondern dem Original anzurechnen.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1840.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Von Capitän Harris.)

Zweite Abtheilung.*)

Alles war zu unſerer Abreiſe vorbereitet, als am Morgen des 26 Octobers der König mit ſeinem Hofe kam, uns einen Abſchiedsbeſuch zu machen. Da die Stühle ſchon eingepackt waren, führten wir ihn zu Richardſons Bett; doch im Begriff, dieſen Ehrenſitz zu beſteigen, ſah er eine Kiſte, die meine Kleider enthielt; ſie öffnen, ſeine Hand hineinſtrecken und ein Paar dicke Jagdſchuhe herausnehmen, war das Werk eines Augenblicks, und ich mußte, auf die Gefahr hin, barfuß in die Colonie zurückzukehren, ſie ihm abtreten, da ſie ihm unglücklicherweiſe vollkommen paßten. Dafür verehrte er mir einen Mantel von Wieſelfell, den er mir ſelbſt mit den Worten einhändigte, „ich ſehe ſehr erfroren aus.“ Wir dagegen ſchenkten ihm noch einen perſiſchen Teppich, und während er vom Wagen herabſtieg, um ihn näher zu beſehen, wurden ſchnell die Ochſen vorgelegt, und darauf fing eine große Abſchiedsſcene an, indem der König ſeine Hand ausſtreckte, und er, wie alle ſeine Begleiter, uns zuriefen: „Fellow! Fellow! Fellow!“ und die Umſtehenden ihr gewöhnliches „Heijah!“ ſchrien. Als Führer gab uns Moſelekatzi ſeinen Pagen Mohanycom mit, der zu unſerm Beiſtand noch den Häuptling 'Lingap an der äußerſten Gränze des Gebiets aufrufen ſollte.

Und ſo hatten wir in einer Zeit, wo er die ausgewanderten Boers vernichten ließ, und alſo gegen jeden Weißen Verdacht hegen mußte, durch ein kluges, feſtes Betragen das Wohlwollen dieſes Mannes errungen, deſſen gewaltthätiges, tyranniſches Verfahren ſelbſt gegen mehrere Angehörige der Colonie ihn zum Gegenſtand des Abſcheues gemacht hatte. Hier muß ich aber zugleich hinzufügen, daß in den wenigen Fällen, wo er gegen Europäer tyranniſch verfahren, dieſe ſeinen Zorn zuerſt gereizt hatten. Seine Unterthanen ſind ihm mit Enthuſiasmus ergeben, und verehren ihn faſt wie einen Gott. Auch wagt kein Soldat, der ſeine Pflicht nicht gethan, oder in einen unedlen Theil des Körpers verwundet worden, ſich dem König zu zeigen. Greift ein Löwe ſeine Heerde an, ſo iſt ſein Tod oder der der Hüter der Heerden die nothwendige Folge. Nur mit Aſſagaien und Schild bewaffnet ſtürzen ſie auf den Räuber, und laſſen nicht eher ab vom Gefecht, bis ſie ſeinen Kopf und ſeine Füße ihrem königlichen Herrn überbringen können; wie viel Menſchen in dieſem ungleichen Kampf umkommen, das kümmert ſie nicht. Die Attribute der königlichen Würde ſind die Benennung „der edle Elephant“ — Niemand darf in Gegenwart des Königs dieſes Thiers erwähnen, — und das Recht, allein fett ſeyn zu dürfen. Die Matabili beſitzen keine Pferde; alle die von Zeit zu Zeit von den Griquas und andern Stämmen genommen worden ſind, erlagen bald der Seuche, die ſelbſt die Ochſen zuweilen in allen Theilen Südafrika's in den erſten Monaten des Jahres ergreift. Sie ſoll durch das junge Gras entſtehen, das nach dem erſten Regen aufſprießt, und deſſen Genuß die Lungen der Thiere afficirt. Wer es kann, ſchickt daher auch in dieſer Zeit ſein Vieh in die höhern Diſtricte, um es zu erhalten.

Wir gelangten ohne bedeutende Hinderniſſe, ausgenommen daß ich bei der Verfolgung des erſten Giraffen, den ich ſah, mit meinem Pferde ſtürzte, und meine gute Büchſe zum zweitenmal im Schafte zerbrach, an den Fluß Tolaak, wo wir den Sohn Moſolekatzi's trafen, einen Knaben von 14 bis 15 Jahren, und an den Fluß Simalakate, wo das Zuſammentreffen mit dem Kriegerhaufen, welcher unter Kalipi's Führung die Boers vernichtet hatte, uns in eine ziemlich drohende Gefahr brachte.

Wir hatten uns zum Frühſtück in einem herrlichen Mimoſahain gelagert, und ſetzten unſere Reiſe gegen Mittag fort auf einem Wege, der durch eine Gebirgsſchlucht uns durch ein ausgezeichnet reiches und fruchtbares Land führte, dicht mit grünen Savannen und Dörfchen beſäet, um welche große Heerden von Rindvieh weideten. Dieſe waren mit bewaffneten Hirten umgeben, und wir erſtaunten anfangs, als wir die Ochſen mit allen Zeichen der Freude um unſere Wagen ſich verſammeln ſahen, als wenn ihr Erſcheinen ihnen vertraute Gegenſtände ins Gedächtniß riefe. Bald erklärte ſich das Räthſel, als einige

*) Siehe erſte Abtheilung Nro. 103—108.

Hundert Matabilikrieger erschienen, und wir wußten jetzt, daß diese Heerden von den unglücklichen Auswanderern genommen seyn mußten. Unser Führer Mohanyeom hatte uns kurz vorher verlassen, um in einem etwas entfernten Kraal dem Häuptling 'Lingap des Königs Befehle zu bringen, und so entbehrten wir seines Beistandes gerade in einem Augenblick, wo wir seiner am meisten bedurften. Denn die Krieger, die keinen ihres Stammes bei unsern Wagen sahen, und eben von einem Kampfe zurückkehrten, versammelten sich in der sichtbaren Hoffnung, eine sichere Beute zu finden, um unsere Wagen. Unsere Hottentotten waren in Todesangst, und Andries, der allein mit seiner Kenntniß der Sprache uns hätte helfen können und sollen, zeigte nicht die mindeste Lust dazu. Unsere Lage wurde immer kritischer; schon stiegen einige in die Wagen und durchsuchten ihren Inhalt, während andere mit verlangenden Blicken nach den Schafen und Rindern sahen, als glücklicherweise einer der schwarzbraunen Wilden Andries ergriff und ihn in seiner Ruhe störte. Die Todesangst brachte ihm die Sprache, und kaum hatte er in abgebrochenen Worten uns für die vom König geehrten Gäste erklärt, als die ungestümen Haufen ebenso demüthig und unterworfen wurden, als sie vorher drohend und wild gewesen waren. Sie baten demüthig um Tabak und Glaskugeln und ließen uns ruhig unseres Weges ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bukowina.

(Schluß.)

Zuletzt hat doch Alles sein Ende, und so auch die Untersuchungen an der österreichischen Gränze. Wir rollten froh und rasch beim heitersten Wetter in die üppigen Felder und Wälder der Bukowina hinein, üb die steinerne Pruthbrücke, welche drei Jahre vom Kaiser von Oesterreich und drei andere Jahre vom Kaiser von Rußland unterhalten und ausgebessert werden muß, und die Stadt Tschernowize, der Sitz des „Hofraths" lag vor uns. Ein „Hofrath" ist hier nämlich der Gouverneur der Provinz. In Rußland würde man einen Hofrath kaum zum Gouverneur eines Dorfs machen. Hier nannten alle Völker den „Hofrath" mit dem größtem Respekte: der „Hofrath" hat dieß befohlen, der „Hofrath" hat das gethan. Besonders dem Adel macht der „Hofrath" viel zu schaffen; denn Gott sey Dank, die Regierung macht hier eine sehr vernünftige Opposition gegen den Adel.

In der Stadt fanden wir ein fröhliches und bewegtes Leben, und so wenig sich das übrige Europa darum kümmern mag, so erfreut sich doch Tschernowize seiner guten Küchen, seiner guten Waaren, seiner frohen Feste und eines großen Ruhmes weit und breit, und alle russischen Beamten aus Chotin, Kamenjez und dem benachbarten Bessarabien, wenn sie sich einmal gütlich thun wollen, suchen einen kurzen Urlaub zu erhalten und kommen auf ein Paar Tage nach Tschernowize, trinken guten Ungarwein und kaufen ihren Frauen hübsche Wiener Waaren. Nirgends so schroff wie hier schien uns russisches und deutsches Wesen gegeneinander über zu stehen; die Stadt kam uns nicht anders als eine Vorstadt von Wien vor, freilich 150 Meilen von der Hauptstadt entfernt. Alle Läden waren mit guten Wiener Waaren gefüllt, alle Häuser mit großen, bunten Inschriften versehen, durch welche die Kaufleute ihre Weine, ihre Bijouterien, ihre Tücher und Manufacturen empfahlen. Obgleich es nicht Markttag war, schien es doch hier überall Messe zu seyn, und von den Karpathen herabgestiegene Huzzulen drängten sich in den Straßen, um ihre Einkäufe für die Berge zu machen.

In den Wirthshäusern war ein reges Leben und Treiben, eine lange Table d'Hote, Deutsche, Ungarn, Polen, Armenier, Juden und Wallachen in unruhigem Gemisch; Billardspiel und Orgelklang, Marqueure mit weißen Schürzen, und sogar zwei hübsche Wiener „Stubenmädel," lauter seit langer Zeit unerhörte Dinge. Wir kehrten bei einem Ungar ein, der hier ein großes Hotel hielt. Aus der Küche kamen uns die duftigsten Bratengerüche entgegen, und was wir nun schon lange gesehen hatten, bekamen wir nun auch zu riechen, nämlich daß wir ins Land der Phäjaken eingetreten waren, mit glänzenden Auge, wo es immer Sonntag ist,

„und sich dreht ohn' Ende der Bratspieß."

Es ist zum Erstaunen, wie weit sich diese gute, österreichische Küche, dieß lustige Wiener Sonntags-Leben über all die Landschaften hin verbreitet hat, die der kaiserliche Adler beschattet. Alle österreichischen Provinzen haben einen Anstrich von diesem Leben erhalten. Durch ganz Galizien hin findet man österreichische Tafeln gedeckt, und die erzherzogthümliche Orgel und die Tyroler Cither klingt in der Bukowina wie in Italien durch. „Bassa manelka! Teremteta! und anders unverständliche Gesuche polterte ein ungarischer Edelmann an der Wirthstafel laut hervor, an welcher wir uns niederließen, um ein Hähndel zu verzehren, das so delicat mit Kukurus gemästet, so vollkommen schön und zart gebraten war, daß wir nicht unterlassen konnten, die ethnographischen Geheimnisse und Wunder, welche uns dieses Huhn enthüllte, zu bewundern. So groß das russische Reich auch ist, so ist es doch nach allen unsern vielfältigen Erfahrungen ausgemacht, daß weder in Petersburg an irgend einer reich besetzten Tafel, noch auch sonst in irgend einem Theile der Monarchie ein so zartes und delicates Hähndel mit so bräunlicher krosser Kruste, mit so welchem Fleische, mit so kräftig duftender Sauce je zubereitet und je gegessen wurde, wie es uns hier die österreichische Monarchie gleich an der Gränze darbot. Es sind durchaus Wiener Küchenmadels, österreichische Hände, österreichische Mastung dazu nöthig, um ein solches Product erscheinen zu lassen. Ad Exemplum von diesem Huhn sind viele Dinge unter den Völkern. „Meine Herren! ich bin der Edle von Hagymas Pentel!" rief uns der etwas stark betrunkene Ungar zu, fluchte auf Ungarisch und kramte uns dann in ziemlich gutem Deutsch seine Grundsätze über gebratene Hähndel, über Religionsunterschiede und über die tschernowitzischen Hufschmiede aus, bei denen er seine Wagen repariren und seine Pferde beschlagen zu lassen pflege, wenn er aus Siebenbürgen über die abscheulichen Gebirgswege hieher

komme, was er alle Jahre einmal zu thun gewohnt sey. Ungarischer Wein, als erlaubter Handelsartikel, und ungarischer Tabak als Schmugglerwaare sind es vorzüglich, was die Bukowina und Galizien mit Ungarn in Verbindung setzt; außerdem aber wandert auch noch manche andere Waare über die Karpathen hin und her. Galizisches Zwetschenmus und ungarisches Leder, galizischer Talg und ungarischer Hanf, galizischer Honig und ungarischer Hopfen, galizisches Salz und ungarisches Gold und Silber sind lauter Dinge und Bedürfnisse, durch welche die Länder an einander gekettet werden. Mehr noch werden sie aber durch gemeinsame Bevölkerung mit einander verwebt und verbunden. Nicht nur die bukowinischen Wallachen greifen tief in Siebenbürgen und Ungarn hinein, sondern auch und noch mehr treten die galizischen Rußnaken nach Ungarn hin über die Karpathen hinüber, so wie denn die ungarischen Slowaken wieder ihrerseits mit manchem Arm in Galizien hineinragen, und wiederum auf der bukowino-galizischen Seite sogar hie und da magyarische Colonisten siedeln. Auf diese Weise sind die Interessen beider Länder vielfach in einander verflochten, und es begreifen sich die Sympathien, welche in ihnen immer bei vielen Gelegenheiten rege werden.

Weit mehr noch als unser ungarischer Mittagsgast interessirte uns unsere Tschernowizer Abendgesellschaft. Es waren ein Paar junge gebildete Moldauer, enthusiastische Patrioten in österreichischen Diensten. Sie erzählten uns viel von der großen Vorzeit ihres Vaterlandes, von der moldauischen, oder wie sie sich immer ausdrückten, von der „dako-romanischen" Mythologie, von Stephan dem Großen und den andern großen Männern und Fürsten ihres Vaterlandes. — Wir hatten bisher noch nie moldauische Patrioten gesehen, und, wie wohl alle übrigen Europäer, noch gar nicht gewußt, daß überhaupt ein solches Wesen von moldauischem Patriotismus existire. Zu unserer Verwunderung fanden wir diesen Patriotismus weit verbreitet und überall viele Herzen, selbst später noch in Lemberg, für das ehemals unter Decebalus so große und dereinst einmal wieder vielleicht große dacische Reich mit Enthusiasmus erglühen. Dacien ist jetzt von so vielen, starken und mächtigen Nachbarn umgeben, die wenige Stimmen aus diesem Reiche zu uns gelangen lassen. Das Land ist ebenso zerrissen und zertheilt, wie Polen, aber Niemand nimmt Theil daran, weil wenige sein Verhältniß kennen, und doch sind die Moldauer, Wallachen, Bessarabier, Bukowiner auch Menschen, ja sogar auch Bürger, Landsleute und Compatrioten.

Die große Grotte im Parnassus.

(Von Brönsted. Aus der Prage und Idun. 2tes Heft. 1839.)

Die Korycische Grotte (το αντρον το κωρυκιον, auch schlechthin το κωρυκιον), unter einer der untersten Bergköhen des Parnassus, ist das schönste Nymphäon, welches ich in Griechenland gesehen habe, und da alte, besonders griechische Schriftsteller so oft diese merkwürdige Localität erwähnen, ihre Naturbeschaffenheit so eigenthümlich und sonderbar ist, und sehr wenige Reisende sie in neuern Zeiten besucht haben (ich glaube nur fünf oder sechs, nämlich die Engländer Hr. Raikes und Sir William Gell, Hr. Gropius, der jetzt österreichischer Consul in Athen ist, Baron Otto v. Stackelberg und ich), so habe ich geglaubt, daß der genaue Bericht eines Augenzeugen Manche interessiren könnte. Ich will deßhalb das Wichtigste, was ich in meinem Tagebuche und andern Papieren darüber gesammelt, ausziehen, so, daß ich zuerst das anführe, was ich als das Beste und Zuverlässigste bei alten Schriftstellern ansehe; darauf berühren, was ich von den verschiedenen Versuchen der modernen Zeit, zur Korycischen Grotte hinauf zu steigen, weiß, und letztere endlich so beschreiben, wie wir sie bei unserem Aufenthalt in Griechenland nach einer ziemlich beschwerlichen Bergwanderung von Delphi (Kastri) aus sahen.

I. Die Vorstellungen der Griechen selbst von dieser Grotte und ihre Aeußerungen über deren Benennung und Beschaffenheit schließen sich, wie gewöhnlich, an Mythen und Localsagen. Die Mythe sagt, daß die Nymphe Koryeia (Κωρυκια), Tochter des Flußgottes Pleistos (Πλειστος), die Personification des muntern Flusses, der am Parnassus selbst entspringt, sich nördlich und östlich am Fuße der Delphi-Terrasse hinschlängelt, seinen Lauf südlich über die Krisäische Ebene fortsetzt und sich in den Krisäischen Meerbusen ergießt — durch Apollo Mutter des Lykorus wurde, eines Helden, der auf einer der höchsten Terrassen des Parnaß die uralte Stadt Lykoria (Λυκωρια) anlegte, welche später von einem seiner Nachkommen, Delphos, verlassen wurde, nach welchem das so berühmte Delphi, auf einer niederern und bequemern Terrasse des Berges gebaut, benannt ist. Nach Lykoros Mutter also, und Tochter des Flußgottes Pleistos, der Nymphe Koryeia, erhielt die merkwürdige Gebirgsgrotte ihren Namen. Im Vorbeigehen ist bemerkenswerth, daß obgleich die uralte Stadt Lykoria selbst vor Griechenlands eigentlicher historischer Zeit vom Parnassus verschwunden war, ihr Name doch noch im gemeinen Volke in Benennungen dieser Gegend bis auf diese Stunde fortlebt. Denn es kann kein Zweifel darüber seyn, daß des Parnassus jetziger Name unter dem Volke nämlich Lyakora, eine Verdrehung des alten Lykoria ist.

Da die Grotte früher der Koryeia und ihrem Gefolge geweiht war, welches letztere die „Korycischen Nymphen" genannt wird, denn alle großen Nymphen haben andere derselben Art nach der religiösen Vorstellung der Griechen in ihrem Gefolge, und da der Volksglaube diese unter die Begleiterinnen manchmal Apollo's, gewöhnlich Bacchus oder Pans*) gehörend annahm, so versteht es sich von selbst, daß sowohl diese mystischen Personen als ihre merkwürdige Umgebung oft von den Dichtern erwähnt wird. Aber da dergleichen Stellen, so schön sie auch in mythischer und poetischer Hinsicht seyn können, uns zu keiner klarern Einsicht in die reelle Beschaffenheit der Sache leiten, um die es uns hier zu thun ist, so will ich nur ein paar Aeußerungen

*) Welches selbst die alte Inschrift, die in ein Felsenstück, rechts von dem in die Grotte Tretenden eingehauen, beweist:

ΕΥΚΡΑΤΙΣ
ΑΛΚΙΑΔΑΜΟΥ
ΑΜΒΡΥΣΙΟΣ
ΣΥΜΠΕΡΙΠΟΛΟΙ(Σ)
ΠΑΝΝΥΜΦΑΙΣ

d. i.: Eukratis, Alkidamos Sohn von Ambryssos (hat diese Grotte geweiht), den mit Pan herumwankenden Nymphen

der Dichter anführen. So hat zum Beispiel Aeschylos den Ausdruck „das Korycische hohle Gebirge“ von dieser Grotte (*Κωρυκις πετρα κοιλη*) in Pythias Prolog zu den Eumeniden V. 22, und so singt z. B. der Chor in Euripides Bachä V. 556 u. f.: „Wo schwingst du jetzt deinen Thyrsus, o Bacchus, und führst deine Schaar hin, entweder nach Nissa, dem wildreichen, oder in die Korycischen Gebirge?“

Wichtiger für uns sind die Aufklärungen, die wir bei den Geographen finden, besonders bei Strabo und Pausanias.

Strabo sagt darüber Folgendes (im 9ten Buch seines geographischen Werkes S. 17 von Casaubonus Ausgabe): „Der ganze Parnassus ist ein heiliger Berg, der viele Grotten und andere Stellen einschließt, die dem Götterdienst geweiht und in Ehren gehalten sind. Die bekannteste und schönste von ihnen allen ist die Nymphengrotte, welche Korykion heißt, wie jene in Cilicien.“

Diese Stelle bedarf keiner weitern Erklärung, aber ehe ich sie verlasse, bemerke ich nur, daß Strabo selbst die andere den Korycischen Nymphen geweihte Grotte in Cilicien (welche er hier bloß nennt) beschrieben hat im XIV. Buche seiner Geographie S. 670 — 671, wo er unter andern Merkwürdigkeiten von dem cilicischen Koryeien auch die anführt, daß der beste Saffran darin wüchse. Strabo's Worte hierüber sind schön und malerisch, aber eine weit pompösere Beschreibung dieses Nymphäons haben wir von Pomponius Mela (de situ orbis l. 1. cap. 13 § 5), welche zu der Vermuthung führt, daß die große cilicische Grotte ein in der fernen Urzeit ausgebrannter Vulcan ist, wie z. B. der Albaner-See, der Nemi-See und Vallericia in den Albaner-Bergen bei Rom, welches alles in der Vorzeit Vulcane waren, aber lange vor Roms Anlage erloschen. Es ist mir nicht bekannt, ob ein neuer Reisender diese merkwürdige Stelle in Cilicien besucht hat, aber alle darauf bezüglichen Aeußerungen bei antiken Schriftstellern hat C. H. Tschucke mit großer Belesenheit und Fleiß in seinen notis exegeticis ad Melam gesammelt. — So viel im Vorbeigehen vom cilicischen Koryeion.

Was nun weiter die antiken Beschreibungen der großen Grotte am Parnassus angeht, so ist die von Pausanias die merkwürdigste, die wir noch übrig haben, und ich sehe es für zweckmäßig an, hier die Stelle mitzutheilen, wo er ausführlich davon spricht, doch mit Abkürzung der Seitensprünge und Gleichnisse in Pausanias desultorischem Style: „Wenn man von Delphi aus — sagt er im X. Buch. 32. Cap. 2. § seines Reisewerks — die höhern Regionen des Parnassus besteigt, so kommt man, ungefähr 60 Stadien über Delphi hinaus, zu einer Bildsäule von Erz. Von dieser an ist das Aufsteigen zur Korycischen Grotte weniger beschwerlich für einen guten Fußgänger, als für Maulesel und Pferde. Daß diese Grotte nach der Nymphe Koryeia benannt ist, habe ich schon kurz vorher angedeutet. Von allen, die ich gesehen habe scheint sie mir die merkwürdigste. Von Gebirgsgrotten am Meere und andern Höhlungen an den Küsten gibt es zwar unzählige, nur einige der ausgezeichnetsten will ich hier nennen: nun führt Pausanias zuerst die an, welche die Phrygier, die am Fluß Penkella, von ihnen Σταυρος genannt, wohnten, der Cybele oder *Μητηρ Θεων* geweiht hatten; darauf eine zweite in Phrygien, 30 Stadien von der Stadt Themisonion, in welche die Bevölkerung dieser Stadt geflüchtet war, als die Gallier Jonien und Phrygien verwüsteten. — Endlich die dem Apoll geweihte beim Flecken Hylä im magnesischen Gebiete in Jonien. Er kehrt dann zu seinem Gegenstand zurück und sagt: „Die Korycische Grotte übertrifft die obengenannten alle an Größe; man kann seinen Weg durch sie fast ganz ohne Fackeln finden, und ihre Wölbung erhebt sich bedeutend über den Boden. Das Wasser in ihr kommt nicht allein aus Quellen, sondern noch mehr aus der Wölbung herabgesickert, so daß sich überall, auch auf dem Boden, Tropfsteinformationen zeigen. Die Stämme, welche die Gegend des Parnaß bewohnen, betrachten sie als den Korycischen Nymphen und dem Pan geheiligt. (Man erinnere sich der Inschrift.) Von der Korycischen Grotte aus wird es selbst einem guten Fußgänger beschwerlich, den Gipfel des Parnaß zu besteigen, der hoch über die Wolken ragt, und Thyaden schwärmen dort oft herum, Bacchus und Apollo in wilder Begeisterung huldigend.“

Diese Stelle ist nicht die einzige, aus der wir sehen, daß diese Grotte und ihre Umgebung einst die Scene für die wilden Orgien der Thyaden und Mänaden abgab, eine Art religiöser Frenesie, deren Quelle und Grund wir kältern Nordbewohner uns schwer denken können, die aber tief in dem phantastischen und glühenden Gemüthe der Hellenen lag. — Man könnte in dieser Hinsicht wahrhaftig sagen, der Grieche mußte einmal im Jahre die Freiheit haben, toll zu seyn. Seine Nachkommen, die Neugriechen, desgleichen, ungeachtet der Religionsverschiedenheit. — Das unanständige und wunderliche Abschießen von Pistolen in der Kirche am ersten Ostertage, wenn die Liturgie mit den Worten endet: Christus ist erstanden! und alles Volk darauf aus den Kirchthüren zu den Fleischtöpfen nach dem langen Fasten stürzt, ist ein Beweis dafür.

Obiges war nun, so weit ich darüber urtheilen kann, das Wichtigste, was wir in der griechischen Literatur, die wir noch besitzen, über diese Sache finden. Ich gehe nun zu dem andern Zweck dieser Mittheilung über, nämlich die Versuche in neuerer Zeit anzugeben, die mir bekannt geworden sind, das parnassische Koryeion zu ersteigen, und endlich dieses zu beschreiben, wie Baron Stackelberg und ich es gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Reisende Schrenk. Der Akademiker Bär in Petersburg meldete der geographischen Gesellschaft unter Anderem, daß ein Hr. Schrenk, ein eifriger junger Botaniker und Geologe, vor kurzem im Dienste des botanischen Gartens in Petersburg von dort abgereist sey, um die südlichen Theile Sibiriens zu durchreisen, Kamtschatka und Californien zu erforschen, und wahrscheinlich über Mexico zurückzukehren. Pflanzengeographie ist sein Hauptangenmerk, doch soll er auch der Ethnographie seine Aufmerksamkeit widmen. (Verhandl. der geogr. Ges.)

Major Rawlinson. Dieser Reisende, dessen wir in unsern Blättern wiederholt gedachten, verließ am Ende vorigen Jahres Persien, fuhr von Bagdad nach Basra auf dem Tigris hinab, und bemerkt über das ostwärts liegende Land: „Der untere Theil des Kerkhah (Choaspes) ist noch immer so unbekannt wie je. Der Fluß, welcher gerade unterhalb Korna in den Euphrat (Schat-el-Arab) fällt, ist nicht ein Zehntheil so groß, als der Strom bei Sus, und selbst der Hab, welcher aus dem Tigris nach dem Kerkhah strömt, ist noch größer. Alle Umstände und Nachrichten deuten darauf hin, daß ein ungeheurer Landsee oder Khor zwischen Hawizah und Korna liegt, in welche die Gewässer des Hab und neun Zehntheile der Gewässer des Kerkhah sich verlieren oder vielmehr verdunsten. Diese merkwürdige physische Gestaltung des Landes ist noch auf keiner Karte angegeben.“ (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1840.

Deaſe's und Simpſons Reiſe zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt.

Die engliſchen Blätter haben die Nachricht von der Unternehmung der beiden genannten Herren alsbald als die Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt ausposaunt, unterſucht man aber den Bericht derſelben genauer, ſo behaupten ſie ſelbſt nicht, daß ſie die Durchfahrt bereits gefunden hätten, und es laſſen ſich auch in der That noch einige erhebliche Zweifel dagegen aufwerfen. Wir können unſern Leſern den Bericht nicht ſelbſt mittheilen, denn er iſt nicht nur etwas lang, ſondern auch ohne Vergleichung mehrerer Karten, wobei aber die auf dem Continent bekannteſte von Roß gar keine Dienſte leiſtet,*) ſo gut wie unverſtändlich. Die HH. Deaſe und Simpſon fuhren am Ende Junius den Kupferminenfluß hinab, und erreichten die See am 3 Julius: ſie ſetzten ſodann ihre Fahrt auf dem Polarmeere oſtwärts fort, ſtießen unter 104° 15′ W. L. (v. G.) auf die Mündung eines Fluſſes, doppelt ſo groß als der Kupferminenfluß, und hatten bald Gelegenheit, die etwas weit gehende Zuverſichtlichkeit der Karte von Roß zu erfahren. Dieſer hängt keck das Cap Felix (unter 98° W. L. v. G und faſt 70° N. B.) mit dem feſten Lande zuſammen, was Back und diejenigen, welche ihm folgten, **) weislich vermieden haben. Zu ihrem eigenen Erſtaunen fanden ſie bedeutend ſüdweſtwärts von dem Kap Felix eine Einfahrt, und eine ſtarke Strömung führte ſie durch eine Bay, die an beiden Eingängen etwa zehn (engl.) Meilen weit war, in der Mitte aber ſich auf drei Meilen verengerte. Sie kamen nun oſtwärts hinaus über die Mündung des Großen-Fiſchfluſſes, und gelangten unter 94° 35′ W. L. v. G. zu einem ſchroff vorſpringenden Vorgebirge, das ſie Cap Britannia nannten, und auf dem ſie einen kegelförmigen Steinhaufen, 14 Fuß hoch, errichteten; ſie legten in denſelben eine verſiegelte Flaſche mit einer Nachricht über ihre Entdeckungen nieder. Wir können nicht umhin, hier eine Bemerkung anzuhängen. Es heißt in dem Berichte: „nachdem wir die Scheidung Boothia's von dem amerikaniſchen Continent auf der Weſtſeite des Großen-Fiſchfluſſes ausgemittelt, beſchloſſen wir, nicht abzuſtehen, bis wir auch dasſelbe auf der Oſtſeite nachgewieſen hätten.“ Auf der Weſtſeite des Großen-Fiſchfluſſes ſcheint man aber in den letzten Jahren keineswegs mehr einen Zuſammenhang des neulich entdeckten Landes mit dem Continent vermuthet zu haben, denn außerdem, daß Commandeur Roß bis hieher vordrang, und auf der Karte ſeines Oheims zuverſichtlich hier ein offenes Meer ſteht, ſo hatte auch ſchon Back am Ausfluſſe des großen Fiſchfluſſes (Thlew-ee-cho-dezeth) eine ſo ſtarke Strömung des Meeres von Weſten nach Oſten gefunden, daß er nicht nur ein Offenſeyn des Meeres gegen Weſten als eine gewiſſe Sache annahm, ſondern auch das Offenſeyn des Meeres gegen Oſten daraus ſchloß. Inſofern iſt die Entdeckung, daß das Meer zwiſchen dem Kupferminen- und Großen-Fiſchfluß nicht durch eine Landzunge geſperrt iſt, keine neue Entdeckung, wiewohl die HH. Deaſe und Simpſon zur genauen Beſtimmung mancher Punkte Vieles beitrugen.

Die Hauptfrage aber: haben ſie den Streit über die nordweſtliche Durchfahrt ganz gelöst, muß man bis jetzt noch mit Nein beantworten. Sie fuhren von dem oben genannten Punkt, dem Cap Britannia unter 94° 35 W. L. v. G. noch weiter gegen Oſten; es iſt nicht genau angegeben,*) wie weit, doch mag es in gerader, öſtlicher Richtung nicht viel über einen halben Grad betragen haben, ſo daß man ungefähr annehmen kann, ſie ſeyen bis 94° W. L. vorgerückt. Hier iſt aber die Frage noch nicht gelöst, namentlich nicht nach der Karte von Roß, der zufolge der Iſthmus, welcher die beiden Meere von einander trennen ſoll, zwiſchen 94° und 93°, ja ein zweiter Iſthmus

*) Backs Karte iſt die zuverläſſigſte, ſo weit ſie überhaupt reicht, bei der von Roß iſt um einen Grad der Breite gefehlt, wenigſtens in der, welche der deutſchen Ueberſetzung angehängt iſt; ob auch in der Originalkarte, können wir nicht entſcheiden, da wir ſie im Augenblick nicht zur Hand haben.

**) Dazu gehören namentlich die Redactoren des Journal of the geographical Society ſ. Vol. VI. Part 1.

*) Es iſt an einer Stelle geſagt: der äußerſte Punkt, den ſie erreicht hätten, ſey unter 68° 28′ 27″ N. B. und unter 92° 3′ W. L. gelegen geweſen. Dieß iſt aber offenbar falſch, denn die Mündung des Großen-Fiſchfluſſes liegt unter 95° L. v. G., und über dieſen Punkt ſind ſie hinaus nach Oſten vorgerückt.

noch jenseits 93° W. L. von Gr. liegt. Sie erstiegen an dem östlichsten Punkt, den sie erreichten, ein Vorgebirge, und sahen außer einigen Inseln nur in weiter Ferne gegen Nordosten Land; dabei ist bemerkt: „unser Ueberblick des niedern Ufers des Festlandes erstreckte sich nur fünf Meilen weit in östlicher Richtung, worauf es sich bedeutend rechts (also südwärts) zu wenden schien. Wir konnten demnach nicht zweifeln, daß wir in dem großen Golf angelangt seyen, der nach der gleichförmigen Aussage der Eskimos viele Inseln enthält, und mit zahlreichen Einschnitten sich südwärts erstreckt, bis er sich auf 40 Meilen der Repulse- und Wagerbay nähert." Damit ist aber nicht gesagt, ob das Meer bis zur Fury- und Hecla-Straße frei ist, und hier, wenn irgendwo, muß der Ausgang sich finden. Die genannten Herren haben die Frage der Lösung um ein Gutes näher gebracht, aber ganz ist sie noch nicht gelöst. Die Untersuchung dieses Golfes war Capitän Backs Hauptauftrag gewesen, als er mit dem Schiff Terror nach der Hudsonsbay abging, aber bekanntlich hat er ihn nicht ausführen können. — Die Rückreise der HH. Dease und Simpson kann uns hier trotz aller Mühseligkeiten derselben nicht wesentlich interessiren.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Bald kamen wir in ein schönes Thal, in welchem neun von Mosolekatzis Hauptkraals lagen, um die herum zahllose Rinderheerden weideten. Aus einem dieser Dörfer, der letzten Matabili-Station auf dieser Seite, kam uns Mohanyeom entgegen, mit ihm der Häuptling 'Lingap und ein ganzes Heer von Frauen, die uns alle mit den Worten begrüßten: „Dakha bono, Qui!" „Ich sehe euch, gebt uns Schnupftabak!" Nachdem wir eine kleine Anhöhe hinangestiegen, kamen wir in einen großen, ausgedehnten Wald, der von einer ungeheuren Menge von Hartebeests, Sassaybys, Gnus und Quaggas belebt war; auch bemerkten wir hier die ersten Spuren von Elephanten, nämlich Mimosabäume mit den Wurzeln herausgerissen, starke Aeste, die, von ihren Stämmen abgebrochen, über dem Wege lagen und Hunderte von tiefen Löchern, von den Füßen dieser riesigen Thiere dem vom Regen erweichten Boden eingedrückt, waren überall zu sehen. Am Flusse Bagobone, in einer wild romantischen Gegend, schlugen wir für die Nacht unser Lager auf; die Cashan-Gebirge stiegen zu beiden Seiten in kühnen, majestätischen Massen auf, ein üppiges Grün bedeckte sie und den Boden rings um uns her, und während ich meiner Jagdleidenschaft nachging, störte ich mehrere Löwen auf: fast wäre ich in dem hohen Grase über einen weggefallen; betroffen über den neuen Anblick zogen sie sich tiefer in den Wald zurück.

Als wir uns später zum Abendessen versammelt hatten, gab uns 'Lingap einen Bericht seiner Heldenthaten zum Besten, die er bei der Vernichtung des Holländers Erasmus verrichtet hatte, und genoß in der Erinnerung noch einmal das Vergnügen, das er empfunden hatte, als sein Speer in das weiße Fleisch eingedrungen sey. Er ward so vergnügt, besonders als er nach Herzenslust hatte schnupfen dürfen, daß er uns ein Liebeslied vorbrüllte, wobei sein Gesicht sich zum Entsetzlichen umgestaltete. Als später noch mehrere seiner Freunde dazu kamen, begannen sie einen Kriegsgesang, und tanzten und heulten, bis sie ganz erschöpft waren. Der Tanz bestand anfangs nur in einer langsamen Bewegung der Füße, die den Tact zum Gesang angaben, doch je wärmer die Tänzer wurden, desto schneller und heftiger wurden ihre Bewegungen und das Springen. Stampfen, Laufen und Biegen des Körpers folgten sich so schnell, daß das Auge nicht mehr das Einzelne unterscheiden konnte.

Während wir die Wagen nach dem Orte vorausgehen ließen, wo wir die Elephanten zu finden hofften, ging ich mit 'Lingap auf die Jagd nach Wasserböcken (waterbuck) von denen ich drei Stück schoß. Diese Antilopenart ist von der Größe eines Esels, hat borstiges Haar, das fast gespaltenem Fischbein gleicht, ist von stattlichem Ansehen, mit glänzenden, großen Augen, gewichtigen, drei Fuß langen, geringelten weißen Hörnern, die fast senkrecht auf dem Kopfe stehen, während nur die Spitzen sich nach der Stirn zuneigen, und einer Mähne am Halse. Das Weibchen ist kleiner und hornlos. Am Flußufer bemerkte ich das Skelett eines Elephanten, als 'Lingap plötzlich stehen blieb und mit seinem Assegai einige Schritte vor sich zeigend, mir das Wort „Sao" zuflüsterte, und sogleich sah ich vor mir drei schlafende Löwinnen. Sich hinter sein Schild bergend, gab er durch Zeichen mir zu verstehen, daß ich schießen sollte; ich that es und sprang sogleich hinter einen Baum, der mich völlig deckte. Aufgeschreckt durch dieses ungestüme Wecken, brüllten die drei Damen laut auf und eilten in die dichtern Gebüsche, während wir so schnell als möglich nach der entgegengesetzten Richtung forteilten. Wenige Minuten darauf hörten wir einige Flintenschüsse, und ein wüthendes Rhinoceros, von dem das Blut in Strömen herabfloß, stürzte die Anhöhe herab, die wir eben erstiegen. Rings um uns war kein Busch oder Baum, hinter dem wir uns hätten verbergen können, so warf ich ihm meine Mütze entgegen, während 'Lingap an seinen Schild schlug und mit seiner Stentorstimme aufschrie, so daß das erboste Thier davon eilte. Ich schickte ihm einige Kugeln nach, und unsre Hottentotten gaben ihm eine andere Ladung, die es zu Boden streckte. Doch schalt ich jene derb, daß sie unsre Wagen verlassen hatten, und drohte ihnen keine Munition mehr zu reichen.

Nach einem dreistündigen Marsche zwischen den Cashangebirgen kamen wir an den Fluß Uli, wo wir übernachteten, und am folgenden Morgen durchzogen wir ein ausgebreitetes Thal, voll Ruinen verlassener Kraals, die vor den verheerenden Kriegen Mosolekatzi's einem friedlichen, glücklichen Volke zum Aufenthalte dienten. Ueberall sahen wir Spuren der Elephanten, doch, obgleich ein riesenhafter Wilder vom Stamme der Baquaina, der uns begegnete, sich erbot, uns ihnen entgegen zu führen, so war doch auch sein Bemühen vergeblich, und nachdem wir den ganzen Tag in den Gebirgen umhergelaufen waren, und uns mit einigen Büffeln und Rhinocerossen begnügt hatten, suchten wir am Abend unsere Wagen wieder auf, zu

denen Myriaden von Geyern uns den Weg zeigten. Man kann sich nichts Ekelhafteres denken, als den Anblick, den die Wilden uns jetzt darboten. Vollgestopft, daß sie kaum athmen konnten, und mit Blut, Fett und Koth aus den Eingeweiden beschmiert, saßen sie regungslos um die Reste der Thiere herum, und sogen das Mark aus den Knochen, während ihre ausgehungerten Hunde sich vom Abfall nährten und aufgeschwollene Geyer auf den umstehenden Bäumen hockten. Die Sonne ging in Regenwolken unter, und in der Nacht, die mit undurchdringlicher Finsterniß uns umgab, weckte uns ein heftiges Gewitter, das aber seine größte Wuth in den Bergen austobte. Am folgenden Morgen fanden wir, daß die Ochsen aus ihrem Zwinger gebrochen waren, und während einige unserer Hottentotten ihnen nachgeschickt wurden, gingen wir in die Berge auf die Büffeljagd, setzten aber, als am Nachmittag die Ochsen zurückgebracht wurden, unsere Reise weiter fort. Doch noch waren wir nicht weit gekommen, als die schwüle Hitze des Tages, die durch keinen Lufthauch gemildert wurde, und schwere, schwarze Wolken, die am Horizont heraufzogen, uns nöthigten, einen Schuz gegen ein herannahendes Unwetter zu suchen. Wir schlugen daher unser Lager auf einer Anhöhe im Schuz einer steinernen Einzäunung auf, deren Eingang wir nur zu verschließen brauchten, um unseres Viehstandes sicher zu seyn. Kaum waren wir damit fertig, als auch eines der fürchterlichsten Gewitter losbrach, das ich erlebt habe; die betäubenden Donnerschläge, bald näher, bald ferner, doch niemals ganz aufhörend, der Regen, der in Strömen herabgoß und bald das weite Land unter uns in einen See verwandelte, die mächtigen Feuer, die vom Himmel fielen, und nur auf Augenblicke das tiefe Dunkel erhellten — Alles vereinigte sich, die Nacht zur schrecklichsten zu machen, die ich erlebte. Unsere Ochsen und Pferde standen bis an die Knie im Wasser, und unsere Leute, deren Wagen, nicht so fest wie der unsrige, dem Regen freien Eingang bot, machten am Morgen nach der im kalten Bad durchwachten Nacht sehr verdrießliche Gesichter. Eine Stunde vor Tagesanbruch ließ die Wuth des Ungewitters nach, und mit dem Aufgang der Sonne heiterte sich der Himmel wieder auf. Ich ging mit einigen meiner Hottentotten aus, um den Weg durchs Gebirge zu untersuchen, fand ihn aber für die Wagen ganz unfahrbar, da es nur ein enger, von senkrechten Felsen eingeschlossener Durchgang war, zwischen denen der Santfluß durchströmt, um den Lingfling zu erreichen.

Von der höchsten Spize sahen wir mehrere Büffelheerden, und beim Herabsteigen fanden wir auch die Fährte eines ungeheuren Elephanten, der eine Stunde zuvor hier gegangen war. Es ist bekannt, daß man aus dem Maße der Fußstapfen die Größe dieses Thieres errathen kann, indem man ihren Umfang doppelt nimmt, und so fand ich, daß dieser 12 Fuß gemessen hatte — das größte Maß wohl, welches der Elephant in Afrika erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Grotte im Parnassus.

(Fortsetzung.)

II. Angeregt durch die Merkwürdigkeit des Gegenstandes und die Angaben alter Schriftsteller über die Beschaffenheit dieser Grotte, besonders über die wunderbaren Stalaktit-Krystallisationen, versuchten moderne Reisende schon im 17ten Jahrhundert den Parnaß zu besteigen und die berühmte Höhlung zu finden, aber fast immer vergebens. Wheler und Spon (die zusammen in den Jahren 1675 — 1676 reisten und deren Bücher trotz aller Mängel, die ihre Zeit mitbrachte, von großer Wichtigkeit für alle spätern Untersuchungen in Griechenland sind) verfehlten den Weg in den höhern Berggegenden und kamen endlich auf der entgegengesetzten Seite des Berges bei Arakova herunter, einem ansehnlichen Dorfe, das ohne Zweifel die Lage des alten Ambryssos einnimmt. Chandler (in den Jahren 1776 bis 1779) hatte diese Bergfahrt beschlossen, wurde aber davon durch einen Zufall abgeschreckt, ehe er noch mit seinen Untersuchungen in Delphi fertig war. Es kam nämlich eine Patrouille oder Bande von 17 Albanesen ins Kloster Panagia bei Kastri. Diese wilden Leute, die sich ganz gewiß der zu machenden Bergtour angeschlossen hätten, erschreckten Chandler in solchem Grade, daß er sein Vorhaben aufgab und sich in den Hafen bei Salona retirirte. Chandler war überhaupt von sehr furchtsamem Gemüth, und diese, vorzüglich für einen in der Türkei Reisenden, unglückliche Disposition hinderte den sonst ausgezeichneten Mann, manches in Griechenland auszuführen. Ein paar andere Beispiele davon: er war in Alexandria Troas (dessen prächtige Ruinen die Türken wie bekannt Eski Stambul nennen, kam aber aus Aengstlichkeit nicht einmal bis zu dem alten Troja, bei Burnabaschi, was doch nur drei Meilen davon ist; er war in Argos, und nahm von da den gewöhnlichen Weg nach Korinth, besuchte aber Mycenä's merkwürdige Ruinen bei dem Dorfe Karvatki, was kaum zwei Büchsenschüsse rechts vom Wege liegt, nicht. — Fauvel und Bonaparte, die zusammen reisten (ungefähr 1790 und die folgenden Jahre), und von denen der verdiente und bejahrte Fauvel noch als französischer Consul in Smyrna lebt, verirrten sich auch in den Bergen (wie es scheint aus Mangel an guten Führern) und verfehlten die Korycische Grotte gänzlich. Fauvel, der nicht leicht einen Ausflug unternimmt, ohne irgend eine Ausbeute mit heimzubringen, fand blos auf einer der nächsten Bergterrassen über den Phädriadischen Klippen bei Delphi eine Excavation oder eine Art Höhle (von denen es einige Hundert im Parnassus gibt), welche er dreist für das Koryceum, das er suchte, annahm, und über dieses Ding der Akademie in Paris schrieb; aber er hat später seinen Irrthum eingesehen, und da er aufrichtig und gutmüthig ist, oft mit uns und andern darüber gescherzt. „Sans doute," sagte er einmal zu Stackelberg und mir, „sans doute, vous avez trouvé la Grotte Corycium des Anciens; moi, j'ai l'avantage d'avoir une Nymphe Corycienne à moi tout seul." — Hobhouse und Holland konnten sie auch nicht finden; da ich aber ihre Bücher nicht zur Hand habe, erinnere ich mich nicht genau, wie es ihnen gegangen ist. — Durch einen starken und plötzlichen Schneefall auf dem Parnassus (welchen die Dichter, z. B. Homer und Euripides, nicht ohne Grund νιφοεις und νιφοβολος nennen) den 4 März 1802 wurde Dodwell verhindert seinen Vorsatz von Kastri her auszuführen, wo er sich damals befand, um die Grotte und die höhern Regionen des Berges zu besuchen. — Der Engländer Raikes ist der erste, der sie in unserer

Zeit gefunden hat; er bestieg den Berg von Arakova aus, und hat einen Bericht über seine Wanderung zum Korycum in Robert Walpoles Memoirs relating to European and Asiatic Turkey p. 511 u. f. geliefert. Kaiſes Notiz iſt recht gut, aber ſein Maaß von der Größe der Grotte ſcheint mir ungenau, und die Inſchrift hat er falſch geleſen. — Sir William Gell beſtieg auch von Arakova die höhern Gegenden des Parnaß. Sein Bericht ſteht in ſeinem kleinen nützlichen Buche: „The Itinerary of Greece," London 1819. 8. S. 191 — 192.

Baron von Stackelbergs und meine Bergwanderung zum Korycum und der Stelle der alten Stadt Lykoria unternahmen wir von Kaſtri aus auf folgende Weiſe: nach vielem Hin- und Herſprechen, vielem Zureden und Abwarnen, wie gewöhnlich, wenn man Hülfe von Menſchen aus dem gemeinen Volke bedarf, um etwas auszuführen, was nicht ganz alltäglich iſt, beſonders nach vielem Bitten von unſerem furchtſamen Papas, unſerem Wirth in Kaſtri, der uns ſehr von dieſem, in ſeinen Gedanken vermeſſenen Vorhaben abrieth (er wußte unter Anderem eine Fabel von 40 Prieſtern, die einſt in der großen Höhle umgekommen); nach vieler Mühe und Verdruß hatte endlich unſer Führer (ein raſcher Pallikari, den wir in Kaſtri fanden, und der uns verſicherte, er kenne den Weg zur Grotte ſo genau wie ſeinen eigenen Geburtsort) drei andere Kerls, die nicht Beſcheid wußten, aber großen Appetit hatten, ſich ein paar Piaſter zu verdienen, bewogen, uns Geleit zu geben. Mit dieſen vier Männern, wie wir ſelbſt mit Flinten und Piſtolen gut bewaffnet, und mit zwei großen Hunden, die den einen begleiteten, begaben wir uns früh vor Tages Grauen den 15 Januar auf den Weg. Wir folgten zuerſt dem alten Bergpfade, der ſogleich ſüdweſtlich von den Ruinen der Stadt aufſteigt, und kamen an die Seite des Gebirges, welches die ganze Weſtſeite der Delphi-Terraſſe umgibt und in dem die Grotte der Kaſtaliſchen Quelle liegt. Etwas höher begann ein ſchöner antiker Stufenweg, im Zickzack ins Geſtein ausgehauen. Wir brauchten etwas über eine Stunde, um die Spitze dieſer Gebirgstreppe zu erreichen, und es kann kein Zweifel ſeyn, daß die „Statue von Erz," die Pauſanias (der wie wir ſeinen Ausflug zum Korycum von Delphi aus vernahm) etwa 60 Stadien höher als die Delphi-Terraſſe geſehen hat, auf der oberſten Stufe dieſer antiken Gebirgstreppe geſtanden hat, von welcher letztern wir übrigens vorher nicht das Mindeſte gehört oder geleſen haben. Die Entfernung iſt auch ziemlich übereinſtimmend mit 60 Stadien von Delphi aus. Denn 42 Stadien kommen einer geographiſchen Meile nahe, und wir brauchten über eine Stunde zum Beſteigen der Treppe. Gleich an ihrer oberſten Stufe kamen wir in einen ziemlich großen Fichtenwald, deſſen öſtlichſte Kante wir in 24 bis 25 Minuten durchſchritten, worauf eine ausgedehnte und angebaute Bergebene ſich vor uns ausbreitete. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Ebene, unzweifelhaft früher die Stelle der uralten Stadt Lykoria, im 12ten Jahrhundert von einigen hundert Juden angebaut ward, die vorher in Kriſſa wohnten, aber von den Griechen verfolgt, auf dieſe hochgelegene Ebene auswanderten, wo ſie ein Dorf bauten und es Jeruſalem nannten. Dieß erzählt der alte Benjamin von Tudela in ſeiner Reiſe. Jetzt ließen wir zur Rechten, über einen Theil dieſer Fläche gehend, ein hübſches kleines Dorf oder Colonie liegen, Ausflucht häuſer aus Kaſtri, beſtimmt zur Wohnung und zum Aufenthalt Kaſtriotiſcher Hirten, wenn ſie im Sommer ihr Vieh höher auf den Berg zur Weide treiben, oder im Winter oben Fichtenbretter und Stangen ſchneiden. Darum iſt die Benennung dieſer Colonie καλύβια κωρυκ. Von hier war die Ausſicht und der Rückblick nach Süden über die ganze Delphi-Gegend, Kriſſa's Ebene und Golf, den Korinthiſchen Meerbuſen, Korinth und Sikyon unvergleichlich ſchön. Etwa eine Stunde Weges weiter oben, in nordweſtlicher Richtung, erhob ſich das fünfhügelige Xaranthavli, denn ſo ſprach es unſer Führer aus, eigentlich muß es τσαρανια αυλια (die 40 Kammern) geſchrieben werden, eine eigene Berggruppe von gothiſcher Form, die ſich ganz von den übrigen Höhen des Parnaß iſolirt. Ungefähr eine halbe Stunde, ehe wir dieſen Berg erreichten, kamen wir zu einem See von bedeutendem Umfange (ohne Zweifel der, welcher durch natürliche Canäle oder Spalten im Gebirge die Kaſtaliſche Grotte bei Delphi mit ſeinem kryſtallklaren und immer eiskalten Strome verſorgt); in ſeiner Nähe lag ſchön und maleriſch eine andere Colonie von derſelben Art, wie Kalypia Kaſtri, Ausflucht häuſer Arakova's und darum Kalypia Arakova benannt. Wir verließen dieſes Dörfchen und den See, und kamen ein ſtarkes Viertel Weges weiter hin, dem Berge Xaranthavli näher, zu einem Sumpfe, deſſen Waſſer faſt blutroth war, vermuthlich von einem eiſenhaltigen Felſengrunde auf dieſer Stelle des Gebirges.

Wir näherten uns zuletzt dem Fuße des fünfhügeligen Xaranthavli und begannen die ſteile Berggruppe zu beſteigen, die theilweiſe mit Buſch- und Eichengeſträuch bedeckt war. Dieſer letzte Theil unſerer Wanderung war der beſchwerlichſte. Ungefähr auf der Mitte des ſüdöſtlichen Berges führte der muntere Pallikari, den ich oben nannte, uns zu einer ziemlich großen Oeffnung, etwa 9 Ellen im Umkreis und maleriſch von Gebüſch umwachſen. Wir konnten ohne Schwierigkeit hineingehen, und die wunderſame Grotte, im Halbdunkel von der Oeffnung aus beleuchtet, breitete ſich jetzt in aller ihrer Herrlichkeit vor uns aus.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein neuer Simſon. Der Voleur vom 20 April citirt aus dem Eco de Aragon Folgendes: es befindet ſich gegenwärtig zu Saragoſſa ein Mann von unglaublicher Stärke, den das Volk deßhalb den neuen Simſon nennt. Sein wirklicher Name iſt Gregorio Adam. Er hebt unglaubliche Laſten, ſchlägt ohne Mühe einen Ochſen mit einem Fauſtſchlage nieder, und wirft alle Ringer, die ſich mit ihm meſſen wollen, zu Boden. Sein Körper zeigt indeß nichts Beſonderes, er iſt eher klein als groß, und ſeine Arme und ſeine Beine zeugen von keiner beſondern Stärke.

Künſtliche Vergoldung. In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie vom 5 April wurde eine Mittheilung von Hrn. Delarive aus Genf vorgeleſen über eine Methode metalliſche Gegenſtände vermittelſt der Voltaiſchen Säule zu vergolden; er war zu einigen merkwürdigen Reſultaten gelangt, und die Methode ſoll ſehr ökonomiſch ſeyn, indem er zur Vergoldung von zehn ſilbernen Theelöffeln eine Auflöſung anwandte, die nur 800 Milligramme Gold enthielt.

Maſchine zur Reducirung von Statuen. Hr. Seguier las kürzlich in der franzöſiſchen Akademie einen Bericht über eine von Sauvage erfundene Maſchine zur Reducirung von Statuen, Basreliefs u. ſ. w. vor. Dieſe Maſchine beſteht in einer einfachen Anwendung des Pantographs, und eine Art künſtlicher Finger, der daran angebracht iſt, bearbeitet den naſſen Thon mit großer Leichtigkeit.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1840.

Sitten und Gewohnheiten der Neuseeländer.

1. Einleitung. — Herkunft.

Polack, der bekannte Reisende, der sich Jahre lang in Neuseeland aufgehalten und schon im Jahre 1838 eine Schilderung seiner Reise herausgab, hat nun ein neues Werk: „Sitten und Gewohnheiten der Neuseeländer" erscheinen lassen. Zwar fehlt es demselben augenscheinlich an den nöthigen philosophischen und ethnographischen Kenntnissen, um diese Sitten in das gehörige Licht zu stellen, allein immerhin hat er den Vortheil viel gesehen zu haben und das Verdienst, — so weit wir dieß beurtheilen können, — das Gesehene treu zu berichten. Er ist durch seine Reisebeschreibung, worin er die Colonisation Neuseelands durch Privatgesellschaften mißbilligte, in Streitigkeiten verwickelt worden, worüber er sich in einer etwas langen Einleitung auslaßt; allein diese Gegenstände können uns hier gar nicht berühren, da die Colonisation Neuseelands unter Aufsicht der englischen Regierung schon eine entschiedene Sache ist, und seine Persönlichkeit hier nicht in Betracht kommen kann. — Er gibt gleich im Eingang seines Werks die Gründe an, weßhalb er diese doch immer nur fragmentarische Schilderung jetzt herausgebe, nämlich, weil die alten Sitten, Gewohnheiten und Ansichten der Eingebornen Neuseelands bald nur noch der Geschichte angehören werden, indem dieselben durch den Contact mit Europäern mehr und mehr verschwinden. Den Auswanderern, die jetzt im Begriffe stehen, die Ufer Großbritanniens zu verlassen, gingen eine Menge Ansiedler aus Westaustralien (vom Schwanenfluß und König-Georgs-Sund) voran, weil ihnen das feuchtere Klima Neuseelands mehr zusagte, als die großentheils dürre und ziemlich unfruchtbare Küste Westaustraliens. Auch sind, seit der Plan einer Colonisation Neuseelands unter den Auspicien der Regierung in den Ländern des australischen Oceans bekannt wurde, eine Menge Kaufleute aus den benachbarten Colonien von Neu-Südwales, Südaustralien und Vandiemensland herübergezogen, und haben von den Eingebornen viele Landstriche angekauft, so daß beide, Neuseeländer und europäische Ansiedler, bald verschmelzen müssen.

Bei der ersten Bekanntschaft der Europäer mit den Neuseeländern waren diese letztern ein barbarisches Volk, das nur an Krieg und Mord, an Grimassen und Körperverdrehungen, durch die man dem Feinde Schrecken einzujagen hoffte, Gefallen fand; aber ein vierzigjähriger Verkehr hat diese anscheinend unbezähmbare Wildheit sehr gemildert, und sie finden jetzt am friedlichen Handel, Ackerbau und dem Erntetanz (Hakari) so viel Geschmack, als an wildem Kampf und Kriegestanz. Doch hängt der größere Theil der Eingebornen noch immer an den alten Sitten und an dem Aberglauben der Väter. Die Nation besteht aus zwei grundverschiedenen Racen, deren eigenthümlichen Stempel eine seit Jahrhunderten fortdauernde Vermischung noch keineswegs verwischt hat. Die erste erkennt man an der dunkelbraunen Farbe, an wohlgebildeten, hervorstehenden Zügen, starker Muskelausbildung, straffem Haar, und an dem kecken, kriegerischen Gange, während die zweite, niedrigere Race durch schwarzbraune Farbe, fast wolliges Haar wie die östlichen Afrikaner, kleine Statur und eine ausnehmend weiche Haut sich auszeichnet. Wahrscheinlich war der Unterschied ursprünglich so stark, wie zwischen einem Europäer und einem Neger der westlichen Welt. Die erstern gehören dem Malaien-, die zweiten dem Harafura- oder Papua-*) Stamme an. Die erstere Classe ist von Asien ausgegangen und hat sich bis zu den Ländern des gelben Meeres, ja bis zu den Sandwichinseln in der Nähe der Nordwestküste Amerika's verbreitet. Bei der Nähe Australiens sollte man glauben, wenigstens ein Theil der Einwohner dieses Landes gehöre zu derselben Race,**) aber diese Meinung ist alsbald beseitigt, sobald man sich mit der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten beider Völker bekannt macht, die so wesentlich von einander abweichen, daß man gar keine Vergleichung anstellen kann. — Alle Reisenden, von den ersten holländischen Seefahrern an bis auf die des heutigen Tages sprechen übereinstimmend von der Erniedrigung und dem Elend der Australier. Der auffallende

*) Papua kommt von Pua-pua, der Neger; so nennen die Malaien die Harafuras oder Eingebornen von Neuguinea.

**) Dieß soll auch nach neuern Forschungen von Grey und Lushington mit einigen Bewohnern der Nordwestküste der Fall seyn. A. d. U.

Racenunterſchied unter den Neuſeeländern gibt ſich in allen Ländern kund, wo Malaien und Papuas denſelben Boden bewohnen, auf den Molukken und in Madagascar, wie auf den Andamans und Nikobars im bengaliſchen Golf. Der Kopf der braunen oder Malaienrace iſt mit einer Fülle von Haaren geziert, die, wenn man ſie nicht auf den Kopf hinaufbindet, in Ringellocken auf die Schulter fallen; bei der tieferſtehenden Race formt ſich das Haar in ſpiralförmige Flechten, die hart am Kopfe dunkel, weiter weg braun ſind, und endlich ins Rothbraune übergehen. Ein voller, fließender Bart, wie er dem Europäer wächst, ziert ſelten das Geſicht des Neuſeeländers.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortſetzung.)

Wir folgten der Spur über den Santfluß, der ſich jetzt bedeutend geſenkt hatte, und als wir ſahen, daß ſie öſtlich längs der Gebirgskette hinging, holten wir aus unſerm Lager Pferde und Schießbedarf, ließen die Wagen nach einem beſtimmten Punkte vorausgehen, und verfolgten von neuem jene Spur. Nachdem ſie uns acht Meilen weit über ſteinichte Hügel, ſchattige, doch zerſtörte, Waldungen und wehende Grasfelder geführt hatte, kamen wir endlich zu einer Anzahl grasreicher Hügel, von Bächen durchſchnitten und mit kleinen Baumgruppen beſetzt, wo wir außer den Verheerungen der Elephanten auch eine große Heerde dieſer langgeſuchten Thiere fanden. Unſere Hottentotten waren hoch erfreut über dieſen Anblick, und Andries ſo aufgeregt, daß er mit aufgeriſſenen Augen und bebenden Lippen daſtand, und kaum die Worte zu ſtottern vermochte: „Daar ſtand de olifant.“ Mohanvcom und 'Lingap wurden ſogleich abgeſchickt, die Heerde in das Thal zurückzutreiben, welches wir langſam, geräuſchlos und gegen den Wind hinaufritten, und als wir ungefähr 150 Schritte weit von ihnen unbemerkt gekommen waren, banden wir unſere Pferde an, und nahmen in einem alten ſteinernen Kraal eine gute Stellung ein. Das Geſchrei der Wilden, die jetzt auf der Höhe ankamen, und das Raſſeln mit ihren Schildern, brachten die ungeheuren Thiere uns entgegen bis auf zehn Schritt von unſerm Hinterhalte. Die Heerde beſtand aus neun Weibchen mit großen Zähnen. Wir wählten das ſchönſte und feuerten fünf Kugeln auf dasſelbe ab. Es ſtrauchelte, kam zu ſich, ſtieß einen durchdringenden Klageton aus, und eilte mit den übrigen den nahen Berg mit unglaublicher Geſchwindigkeit hinauf, die ungeheuren, fächergleichen Ohren in Maßgabe der Schnelligkeit bewegend. Wir beſtiegen ſogleich unſere Pferde, und da die ſcharfen, loſen Steine den Füßen der verwundeten Dame nicht zuſagten, hatten wir ſie bald eingeholt. Das Blut floß in Strömen von ihr fort, mit aufgehobenem Rüſſel ſtürzte ſie wüthend auf uns los, und erſt nach wiederholten Schüſſen ſtreckte eine Kugel ins Gehirn ſie todt zu Boden, der von ihrem Fall erdröhnte.

Als wir uns von dieſer eben beſchriebenen, aufregenden Scene abwandten, fanden wir, daß ſich ein zweites von nackten, ſteinichten Hügeln umgebenes und von einer dünn bewachſenen Schlucht durchſchnittenes Thal vor uns öffne. Hier lag ein großartiges, herrliches Panorama vor uns, das jeder Beſchreibung Hohn ſprach. Die ganze Landſchaft war im eigentlichen Sinne des Worts mit wilden Elephanten bedeckt. Es konnten kaum weniger als 300 in unſerem Geſichtskreiſe ſeyn. Jede Höhe, jeder grüne Hügel war mit Gruppen von ihnen beſäet, während in dem Thale unten eine dichte, graue Maſſe ſich hin und herbewegte, und ihre koloſſalen Geſtalten auf Augenblicke lang durch Bäume verdeckt wurden, die ſie mit Rieſenkraft verſtümmelten; dann traten ſie wieder majeſtätiſch in die offenen Flächen heraus, in ihren Rüſſeln Baumzweige tragend, mit denen ſie ſich träge vor den Fliegen beſchützten. Der Hintergrund war mit einer beſchränkten Ausſicht auf die blaue Gebirgskette begränzt, die hier einen ſehr klippenreichen Anblick bot, und vollendete auf dieſe Art ein eben ſo entzückendes als erhabenes Gemälde.

Unſere Annäherung geſchah immer noch gegen den Wind und alſo unbemerkt, bis die Heerde, die wir hinter uns gelaſſen, plötzlich erſchien und den Berg hinabeilte, um ſich der Hauptheerde anzuſchließen, und ſo dicht an uns vorbeikam, daß wir der Verſuchung zum Schießen nicht widerſtehen konnten — freilich ohne Erfolg. Wir ließen unſere Pferde auf der Höhe, ſtellten uns dann an einem Orte auf, von dem wir das bewaldete Defilé gut überſahen, und ſchickten Andries fort, die Elephanten ſo nahe als möglich an uns vorbei zu treiben, damit wir ſehen könnten, ob kein männliches Thier dabei ſey. Im trägen Schritt kamen ſie heran, blieben von Zeit zu Zeit unter einem ſchattigen Baume, 15 Yards von uns, ſtehen, fächelten ſich langſam mit ihren ungeheuren Ohren, und bliſen mit ihrem Rüſſel die Fliegen von ſich, wobei ſie jenen ſchwachen und eigenthümlichen Laut hören ließen, der dem indiſchen ſo gewöhnlich iſt. Es waren lauter Weibchen, die meiſten von ihnen Mütter, denen ihre kleinen, ſeltſam geſtalteten Jungen folgten, jedes dicht hinter der Mutter und alle ihre Handlungen nachahmend. Aus unſerer Stellung hätten wir ſo viele ſchießen können, als wir gewollt hätten, da ihre Köpfe häufig uns zugewandt waren, ſo nahe und in ſolcher Stellung, daß eine einzige Kugel ins Gehirn für jedes hingereicht hätte. Doch während wir noch zögerten, pfiff plötzlich eine Kugel dicht bei Richardſons Ohr vorbei, und brachte die ganze Heerde zur Flucht. Wir hatten kaum Zeit, hinter einen Baum zu flüchten, ſo war ſchon eine Geſellſchaft von zwanzig Thieren, mit verſchiedenen Kleinen in ihrer Mitte, dicht bei uns, laut trompetend mit aufgereckten Rüſſeln und im eiligſten Schritt. Ich lehnte meine Büchſe gegen den Baum, zielte über die Schulter des erſten Thieres, und es fiel ſogleich zu Boden. Eine andere ſtarke Abtheilung kam jetzt in unſern Rücken, und wir wurden genöthigt, uns von Baum zu Baum zu retten, häufig über die ſcharfen Steine ſtolpernd, denn immer neue Abtheilungen des Feindes kamen heran. Dieſe Scene komiſcher Verwirrung dauerte nicht lange; wir näherten uns dem zu Boden geſtreckten Thiere, und machten ſeinem Todeskampf durch einen Schuß in die Stirn ein Ende. Andries kam jetzt ſehr fröhlicher Laune

über sein treffliches Werk heran, und schoß sein Gewehr mit großer Seelenruhe auf den Leichnam ab, unter dem Vorwande, das Thier habe mit den Schenkeln gezuckt. Sein Zweck war augenscheinlich, die Schüsse zu verwirren; denn indem er seinen Finger in die Oeffnung steckte, die meine vierlöthige Kugel gemacht hatte, erklärte er sich mit der bescheidensten Zuversicht als den Urheber der That, übersah aber dabei, daß das Thier die Todeswunde von der Seite erhalten, die ihm gerade abgewendet war.

Auf unserem Weg nach dem Lager, dessen Lage wir, wegen der kürzlichen Ueberschwemmung, nicht sicher angeben konnten, kamen wir wieder bei drei andern großen Heerden Elephanten vorüber. Eine derselben stand gerade in unserm Weg; wir griffen sie also an und verfolgten die flüchtige wohl eine Meile weit über lose Steine. Man hat viel von der Anhänglichkeit der Elephanten an ihre Jungen gesprochen, doch weder hier noch bei einer andern Gelegenheit sahen wir sie die geringste Fürsorge für sie tragen; im Gegentheil ließen sie sie für sich selbst sorgen und Mohanvcom und 'Lingap stachen eines mit ihren Assagaien nieder und brachten uns seinen Schwanz. Einen andern alten weiblichen Elephanten erlegten wir, als wir eine Anhöhe erstiegen, und bemerkten jetzt 500 Yards von uns unser Lager. Die ganze Heerde brach durch unser Lager und richtete große Verwirrung unter unsern Dienern und den Ochsen an, doch ereignete sich kein weiterer Unfall, und wir waren nicht böse, uns zu Hause zu finden.

Während der Nacht entlud sich ein neues Gewitter, nicht weniger heftig als das vorige, und das Geschrei der wilden Elephanten, die dicht an unser Lager kamen, und das Brüllen des Donners erregten die Ochsen so gewaltig, daß sie aus dem Kraal brachen und Sicherheit in der Wüste suchten. Ich schlief, ermüdet von der Jagd, trotz Sturm und Regen bis zum Morgen.

Es regnete immer noch heftig, als der Tag graute, doch bald nach Sonnenaufgang heiterte sich der Himmel auf, und begleitet von Leuten, mit Aexten bewaffnet, gingen wir aus, den getödteten Elephanten die Zähne auszubrechen. Der Boden war außerordentlich aufgeweicht und nur mit Mühe konnten wir vorwärts schreiten, da unsere Füße bis an die Knöchel im Morast versanken. Das benutzte ein aufgestörtes Rhinoceros, das hinter einer alten Steinwand auf uns losstürzte, und da drei Flinten wegen der Feuchtigkeit versagten, war es fast mitten unter uns, ehe es mir gelang, es durch einen Schuß ins Auge zu Boden zu strecken.

Nicht Ein Elephant war da zu sehen, wo wir gestern Hunderte getroffen; doch als wir uns dem Orte näherten, wo der getödtete Elephant lag, bemerkten wir ein Junges, das, kaum 3½ Fuß hoch, mit klaglichem Geschrei um das gefallene Thier herum lief. Es erkannte uns mit Freuden wieder, legte seinen kleinen Rüssel um unsere Füße und suchte durch tausend Sprünge, die ihm bei seiner Schwerfälligkeit gar seltsam standen, sein Vergnügen zu erkennen zu geben, uns wieder zu sehen. Es folgte uns zu seiner Mutter, die zu einer unförmlichen Größe aufgeschwollen, und von einer Schaar Geyer umringt war, die mit gezwungener Geduld seine Auflösung abwarteten, da sie das Fell nicht durchdringen konnten und alle weichern Theile schon verzehrt hatten. Das Trauern des Kleinen um seine Mutter wurde wirklich schmerzlich, und ich gestehe, daß mich meine That reute. Es folgte uns, da seine Mutter kein Lebenszeichen mehr gab, in das Lager, starb aber, aller Sorge ungeachtet, nach wenigen Tagen, ebenso wie zwei andere, die wir später fingen.

Der Tag schloß sich wieder mit einem Gewitter, das zweimal ging und zweimal in der Nacht wiederkehrte. Die Flüsse, die den Tag über sich gesenkt hatten, schwollen wieder an, und statt des Trompetens der Elephanten hörten wir das Geheul einer Legion Schakals zur Nachtmusik. Ein lauter Schrei eines dieser Thiere, der sich durch den Aufruhr der Elemente in den Bergen hören ließ, gab das Zeichen zum allgemeinen Chorus, und die hundert Stimmen dieser Sänger brachten unsere Schafe so sehr aus aller Fassung, daß sie durch die Verzäunung brachen, wir mochten machen, was wir wollten.

Trotz des schlechten Weges verlegten wir unser Lager einige Meilen weiter östlich, um den Elephanten näher zu seyn. Alle Bergwasser waren angeschwollen, doch konnten sie unsre Wagen nicht aufhalten. Als wir hingingen, bemerkten wir einige Elephanten mit der Behendigkeit von Gemsen bis zum Gipfel der Gebirgskette aufklettern, an der wir hinzogen. So wie wir hielten, ging ich allein aus, und stieg einen engen von Thieren ausgetretenen Pfad aufwärts in einen Waldstrich, der eine breite Schlucht füllte. Außerhalb derselben stand ein mächtiger männlicher Elephant, seinen Rüssel um seine Zähne gewickelt, und außer dem Bewegen seiner ungeheuren Ohren regungslos wie eine Statue. Ich band mein Pferd an einen Baum, kroch still hinter einen Steinblock, und zielte nach seiner Stirn. Die Erde bebte unter der Last des ungeheuren Thieres, als es schwerfällig niedersank, und mit einem tiefen Stöhnen sein Leben ausathmete. Seine Höhe betrug 11½ Fuß, und seine Zähne maßen mehr als 7 Fuß in der Länge. Der Widerhall meines Schusses, wie er durch Berg und Thal sich wiederholte, machte, daß mein Pferd sich losriß und davon lief, und brachte einen ganzen Schwarm schweinsköpfiger Affen aus ihrer Waldeinsamkeit, die mit ihren lächerlichen Gebärden mich zum Lachen gestimmt hätten, wäre auch meine Laune noch so düster gewesen. Es dauerte lange, ehe ich mein Pferd wieder fand, und als ich mein Lager erreichte, war die Nacht schon angebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bonis in Guiana.

Die Bonis sind ein Negerstamm, der sich in die tiefsten und unzugänglichsten Wälder Guiana's zurückgezogen hat, um nicht von seinen weißen Nachbarn belästigt zu werden. Ihren Namen haben sie wahrscheinlich von einem Europäer, der ihnen eine gewisse Organisation gab. Dieß war ein französischer Soldat, der, um einer verdienten Züchtigung zu entgehen, mit Waffen und Gepäck desertirte, und unter einem Negerstamm im Innern eine Zuflucht suchte. Er heurathete

eine Negerin, und gewann die Zuneigung dieser Völker in einem solchen Grade, daß sie ihn zum König wählten. Sobald dieß geschehen war, organisirte er die 7 oder 8000 Neger, bewaffnete sie so gut wie möglich, übte sie ein, und machte sie zu furchtbaren Kriegern. Frankreich und Holland, von dieser Umwandlung in Kenntniß gesetzt, beeilten sich, mit dem König-Deserteur einen Bund zu schließen. Leider starb derselbe, ehe er die Organisation des Stammes verhindern konnte. Dankbar für den Dienst, den er ihnen geleistet, ertheilten sie seiner Wittwe die königliche Gewalt, und man muß ihr zum Ruhme nachsagen, daß sie dieser Ehre würdig war. Reisende, welche kürzlich diesen Stamm besuchten, erzählen folgende Details:

„Nachdem wir die 800 bis 1000 Meires hohen Gebirge überstiegen, gelangten wir auf ein ungeheures Plateau, wo der Wald minder dicht und wild war. Bald entdeckten wir eine lange Linie von Hütten, die eine Art Lager bildeten. Alle diese Hütten bestanden aus vier starken in die Erde geschlagenen Pfählen mit Mauern und Dächern von Stroh. Eine derselben, die sich von den andern durch Größe, Form und Eleganz auszeichnete, war der Palast der schwarzen Majestät. Wir näherten uns demselben, begleitet von einer Masse Neger, die von allen Seiten herbeigelaufen waren, um uns zu sehen. Die Königin empfing uns auf einem Teppich von Blättern mit vieler Anmuth und mit gewissen europäischen Manieren, die sie sich vermuthlich von dem Franzosen, ihrem Gemahl, angeeignet hatte. Sie lud uns zum Essen ein, und ich ließ mir namentlich das frische Wasser, das ich seit vier Monaten entbehrt hatte, recht wohl schmecken.

„Nach dem Essen besuchte ich die Colonie, und als ich hier mehrere Tausend kräftige Neger bemerkte, erkannte ich wohl, daß Frankreich Grund habe, mit Vorsicht und Klugheit dabei zu Werke zu gehen. Die Bonis könnten, wenn sie wollten, alle unsere Etablissemente verheeren, ohne Hindernisse zu finden. Sie in ihren Bergen und unermeßlichen Wäldern zu überraschen, ist rein unmöglich. Sie haben Feuergewehre, ziehen aber ihre vergifteten Pfeile vor, die sie mit unglaublicher Geschicklichkeit abschießen. Jeder Neger hat seine Hütte und arbeitet für sich selbst; er ist vollkommen Herr, und kann nach Cayenne gehen, so oft er will, um seine Producte zu verkaufen. Die Königin übt nur eine gemäßigte Herrschaft aus, und begnügt sich, einen leichten Tribut zu erheben, und ihre Unterthanen bei wichtigen Gelegenheiten zu versammeln. Erhebt sich ein Streit, so wird er von den Greisen, die man Popos oder Papas (Väter) nennt, entschieden. Wenn einer derselben erklärt: zu meiner Zeit war es so; so hat aller Streit ein Ende, und man unterwirft sich der Entscheidung. Ihre Religion ist eine Mischung von Fetischismus und Christenthum; sie schneiden kleine Figuren aus Holz, die sie am Halse tragen. Beim Aufgang der Sonne werfen sie sich nieder und beten sie an.“ (Annales des Voyages. Januar 1840.)

Die große Grotte im Parnassus.

(Schluß.)

III. Die Koryciſche Berggrotte ist die schönste, die ich je gesehen habe. Unsere Führer hatten uns von 40 Papades erzählt, die sich einst, Gott weiß wenn, mit Lampen tief in diese Gebirgshöhlen wagten und dort verschwanden. Der Glaube an diese Geschichte machte sie sehr bange vor Zauberei u. dgl., und nur mit Noth vermochten wir sie, uns durch die zweite bis in die dritte Kammer zu folgen. Die Grotte hat das Eigenthümliche vor andern Berghöhlen derselben Art, die ich bisher in Deutschland, z. B. die Baumannshöhle, und in andern Ländern gesehen habe, daß ihre verschiedenen Abtheilungen oder Kammern beständig in dem Felsen bergauf gehen oder höher liegen als die nächst vorhergehende. Die erste davon ist im Umfange die größte, eine herrliche Wölbung von länglich runder Form. Ich maß ihre Länge von 110 und ihren Umkreis von 290 Schritten; die Höhe, die wir nur mit dem Auge schätzen konnten, kam uns wie ein gothisches Kirchengewölbe von vielleicht 50 Fuß oder etwas höher vor. In dieser größten Kammer (der Vorhöhle) sind fünf große Blöcke von Krystallisationen, von dem aus der Decke träufelndem Wasser gebildet. Zwei von diesen sind vorzüglich mächtig. Ein kleiner sechster befindet sich am Eingange in die zweite Kammer. Die sonderbaren Formen dieser Blöcke geben der Phantasie, die schon durch das Halbdunkel der Höhle gehoben ist, Gelegenheit, sich die wunderlichsten Gestalten vorzustellen. Ich kostete das herabtröpfelnde Bergwasser; es war klar und von gutem Geschmack, ohne daß es mir weder eisenhaltig, noch in anderer Hinsicht mineralisch vorkam.

Wir bestiegen mit Mühe die zweite und dritte Kammer, die jede für sich von einer eigenen wunderbaren und wellenartigen Form waren. In der dritten war auf der linken Seite für den Eintretenden eine kolossale Krystallfigur, vollkommen dem Typus eines antiken Pans gleichend. Unsere Führer kreuzten sich, dachten an das Schicksal der 40 Papades und wollten nicht weiter steigen; nur mit großer Noth brachten wir sie dahin, uns mit Licht noch bis in die vierte Kammer zu folgen, welche größer als die beiden zuletzt vorangehenden war. Von hier aus wurde der Abfall der Grotte so steil, daß, ohne uns mit Aexten Fußstapfen in den Felsen zu hauen, es uns gänzlich unmöglich wurde, höher zu steigen. Wir kehrten nun um; ich nahm mir ein Stück von dem mächtigen Pan in der dritten Kammer mit, und wir kamen wieder ans Tageslicht. In der vordersten Abtheilung schoß ich meine Pistolen und unsere Führer ihre Flinten los; wie ein heftiger Donner dröhnte es durch den Felsen. Die Höhle soll ein Aufenthalt für die Klephten in diesem Hochlande seyn, die hier eine Zuflucht suchen, wohin sie die Soldaten schwerlich verfolgen.

Von Karanthavli nimmt sich die westlichste, oberste, schneebedeckte Höhe des Parnaß besonders majestätisch aus. Seine höchste Kuppe, so in frisch gefallenen Schnee gehüllt, und so von der kräftigen Wintersonne des 39sten Breitegrades beleuchtet, ist eines der grandiosesten Schauspiele, die ich gesehen habe. In der Schweiz sah ich vieles Aehnliche, aber keine Winterlandschaft in so blendendem Lichte.

Auf dem Rückwege zeichnete mein Freund Stackelberg eine herrliche Skizze von Karanthavli und dem obersten Schneegipfel des Parnaß. Es war der schönste freundlichste Tag. Unsere Führer jagten nach Wachteln und schossen ein Paar dieser Vögel. Einer davon, der in seiner Jugend Klephtis gewesen, war besonders ein behender Bursche und vortrefflicher Schütze. Die Sonne ging in unbeschreiblicher Pracht hinter den peloponnesischen Bergen unter. Wir kamen spät am Abend nach Kastri zurück, und fanden die ganze Jugend des Dorfes zu Tanz und Festlichkeit an diesem Heiligendreikönigstage der Griechen versammelt. Für uns war er reich gewesen an edlem Genusse und merkwürdiger Erfahrung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1840.

Mammuthknochen und skandinavische Steinarten in Kleinrußland.

Bekanntlich finden sich im nördlichen Rußland, wie im nördlichen Deutschland und in Polen und Preußen Steine und Felsbrocken, deren ursprüngliche Heimath ohne allen Zweifel Skandinavien war. Bis jetzt nahm man an, daß diese Brocken nicht weiter gehen, als bis ins Gouvernement Moskau, aus dem einfachen Grunde, weil dieselben, auf dem Eise fortgeschafft, wenigstens auf dem höchsten Theil des nur gewölbartig sich erhebenden russischen Landes aufstoßen und liegen bleiben mußten. Südrußland betrachtete man ohnehin als ehemaligen Meeresboden. Um so auffallender muß es erscheinen, daß sich nicht nur solche aus Skandinavien stammende Felsbrocken und Gesteine, sondern auch Knochen vorweltlicher Thiere in Südrußland finden. Ein Dr. Kalenitschenko aus Charkow gibt davon in der Nordischen Biene (s. Nr. vom 3/15 April) Meldung, und wir entheben aus seinem Briefe diejenigen Stellen, welche die Lage und die nähern Umstände des Funds am genauesten schildern.

An der Gränze der Gouvernements Charkow und Poltawa in der Nähe der Stadt Nedrigailow, drei Werste von dem Flecken Konstantinow, der sich durch seine reizende Lage auszeichnet, fand man in dem Dorfe Kuleschewka an dem Bache Chust Knochen vorweltlicher Thiere in bedeutender Menge, und zwar nicht in versteinertem Zustande. Man hat zwar sonst in Kleinrußland ähnliche Knochen gefunden, aber nur höchst selten irgend einen bedeutenden Theil eines Skeletts auf Einem Punkte, sondern meist zerstreut. Die Knochen, die sich hier fanden, und zwar zwischen Thon und Sand, *) waren Mammuthknochen, Zähne und Schulterblatt des vorweltlichen Pferdes (Hippotherium gracile Kaup.) so wie die Zähne einer besondern Elephantenart. Es war eine wahre Knochengrube. Dabei befanden sich noch zerschlagene Rippen, Schienbeine, Hüftknochen, Schulterblätter, Kinnbacken mit Zähnen von Mammuth, Elephanten und Pferden, dazwischen auch ganze Stücke Knochenbreccie aus Bruchstücken von Schneidezähnen, die in einen verglasten Zustand übergegangen, durch plastischen Thon verbunden und mit grobem, quarzartigem Meersand, so wie mit Krystallen von Kochsalz bedeckt waren.

Weitere Nachforschungen wurden verhindert, weil Wasser aus unterirdischen Quellen in die Grube drang, man hat aber, außer mehrern Knochen von Urelephanten und dem vorweltlichen Pferde hinreichend Knochen herausgeschafft, um mehr als zwei Mammuth daraus herzustellen. Leider sind viele Knochen zerschlagen, doch sind die wichtigsten Stücke ganz erhalten. Nach den Knochen zu schließen, müssen die Mammuths eine Größe von mehr als 2 Saschenen (über 14 Fuß) gehabt haben; sie wurden zur nähern Untersuchung und Beschreibung nach Charkow gesendet. Das hohe Ufer der Sula, welche südlich von dem Terrain, wo die Knochen gefunden wurden, hinfließt, besteht aus Diluvial- und Alluvialschichten von verschiedenfarbigem Thon, buntem Sand und halb zerstörtem Thon- und Kalkmergel, zwischen welchen mächtige Brocken von skandinavischem Granit, finnländischem Syenit, Stücke von Gneiß und Kalkstein vorkommen, welche theils in groben Staub zerfallen, theils in bunten Sand übergehen. Wie sie so weit fortkamen, möchte schwer zu erklären seyn. Die Rinnsale der Worskla, der Sula, des Psiol und der darein fallenden Bäche sind nach diesen Angaben in geognostischer, wie in paläontologischer Hinsicht merkwürdig.

*) Im Original heißt es „im sandigen subplastischen Thon."

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Der Neumond brachte, wo möglich, noch mehr Regen, und die Löwen wollten das Unwetter benutzen und in unsere Gehäge eindringen. Als wir um 9 Uhr des Morgens die Vorhänge unsers Wagens zurückschoben, um zu sehen, ob das Wetter nicht heller werden wollte, bemerkten wir drei Löwen, die sich hundert Schritte davon in der Ebene hingelegt hatten, und unsre Ochsen erwarteten. Wir griffen schnell nach unsern Büchsen, aber sie versagten; unsere Hottentotten sprangen einer nach dem andern aus dem Packwagen und legten die Flinten

auf die unwillkommenen Besucher an, und so zogen sie ab, doch setzten sie sich in geringer Entfernung wieder fest. Das Pulver wurde erneuert und bei dem ersten Feuer stürzte einer der größten zu Boden, dem zwei Kugeln zugleich die Hirnschale zerschmettert hatten. Die andern legten ihren Schweif auf den Rücken und sprangen in das Dickicht. Eine halbe Stunde darauf ließ sich eine andere Löwenstimme am Fuße des Gebirgs hören und vom Wagen konnten wir bemerken, daß ein Löwe, in wüthender Bewegung seinen Schwanz hin und herschlagend, längs dem Gebirge hineilte, gerade auf John April los, der dort die Schafe hütete. Alles griff nach den Waffen und eilte zur Hülfe, indem wir dem Manne zuriefen, auf seiner Hut zu seyn; aber ohne Notiz von ihm zu nehmen, verschwand das Ungeheuer brüllend und seinen Schweif schlagend, im Nebel.

Je weiter wir auf unsern Jagdzügen vordrangen, desto mehr bedauerten wir, daß wir uns hatten überreden lassen, keine Hufeisen und kein Korn für unsere Pferde mitzunehmen, da unsere Existenz und die unserer Begleiter fast einzig von dem Erfolg unsrer Jagden abhing und dieser Erfolg nur durch gute Pferde zu erreichen war. Die 16 Pferde aber, die wir mitgenommen, waren, weil sie täglich und auch von den Hottentotten gebraucht wurden, um das entlaufene Vieh hereinzubringen, und von diesen selten anders als aufgeritten heimgebracht wurden, jetzt in einem so jämmerlichen Zustande, daß wir sie nur durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Pflege einigermaßen bei leidlichen Kräften erhalten konnten. Uebrigens waren sie sehr gutartig, gewöhnten sich bald an die Wagen, daß wir sie ruhig des Nachts weiden lassen konnten, und blieben meist fest auf dem Platze stehen, wo wir sie verlassen, wenn wir auf der Jagd zuweilen abstiegen.

Unser nächstes Ziel brachte uns zu den Quellen des Uri oder Limpoposlusses, dem Gariep in Mosolekazis Besitzungen, der, von vielen Zuströmungen aus den Catban-Gebirgen genährt, wie durch Zauberei als mächtiger Strom hervortritt, und nachdem er seine tiefen, ruhigen Wasser durch das Gebirge gerollt hat, sich nach Norden wendet. Hier ergötzte uns besonders die Jagd auf Flußpferde, die im Limpopo in ausnehmend großer Anzahl zu finden sind, und die Herrschaft des Flusses mit dem Krokodil theilen. Während der Nacht hörten wir sie häufig schnaubend und wiehernd ihre Spiele im Wasser treiben, und sahen sie nicht selten im Mondenschein aus ihren Schilfen hervorsteigen und in der Ebene weiden; doch nie entfernen sie sich weit vom Flusse, zu dem sie bei dem geringsten Geräusch ihre Zuflucht nahmen. Zu tödten sind sie nur durch einen Schuß hinter das Ohr oder ins Auge, das etwas hervorsteht wie das Dachfester an einem holländischen Hause, denn die Haut von 1½ Zoll Dicke ist für Kugeln undurchdringlich. Ihr Fleisch wird von den Colonisten mit Recht zu den Leckerbissen gezählt, es gleicht im Geschmack dem Schweinefleisch und ist sehr fett. Aus der Haut werden die Sjambods, elastischen Peitschen, dieses nothwendigste aller Hausgeräthe eines holländischen Pflanzers gemacht, und ihre Zähne sind dem Elfenbein an Werth gleich.

Jetzt nahm das Land wirklich das Aussehen einer großen Menagerie an, und namentlich überstieg die unendliche Menge von Rhinocerossen allen Glauben. Fast aus jedem Busche schaute ein Kopf hervor, sobald wir das Lager aufschlagen wollten, und oft machten sie uns hartnäckig das Land streitig. Im Freien verlor dieses Thier keine Gelegenheit, uns zu belästigen, — oft stießen sie mich am Ellenbogen, wenn ich eben auf ein anderes Thier schießen wollte, und verfolgten unsere Pferde mit unermüdlichem und komischem Eifer, indem sie, die Nase dicht am Boden, einen zimperlichen Gang annahmen, der einem so unförmlichen und gewichtigen Thiere gar seltsam ließ, und dabei einen Laut von sich gaben, der zwischen Grunzen und unterdrücktem Pfeifen die Mitte hält. Sein Gehirn liegt hinter seinem Horn in einer Vertiefung, daher wohl seine geringe Intelligenz; und obgleich leicht zu heftigem Zorn gereizt, sind seine Angriffe bald zu vermeiden, da der Kreis seines Gesichts sehr beschränkt ist. — Auch wilde Büffel waren häufig vom Wagen aus zu sehen, und als ich eines Morgens einen engen Hohlweg hinaufritt, sah ich mich plötzlich einer großen Heerde dieser furchtbaren Thiere gegenüber. Da ich mich nicht wenden konnte, würden sie über mich weggegangen seyn, hätte mein Pferd nicht versucht, die steilen Seitenwände des Wegs hinaufzuklettern, von dessen Spitze ich auf den Führer des Trupps, einen ungeheuren Bullen, feuerte, und als er fiel, marschirte die ganze Heerde über ihn in ihrer wilden Flucht hinweg. — Die Pflanzenwelt schmückte mit vielen neuen und interessanten Formen die Ufer des Limpopo, doch immer noch war die hohe Akazie die hervorragendste Zierde, die sich aus den dichtbewachsenen Gebüschen erhebt, mit denen beide Ufer hie und da besetzt sind. Die anmuthigsten Sänger und mancherlei Antilopenarten bewohnen diese Waldeinsamkeiten: das zierliche Pallah mit seinen verwickelten und nach außen gebogenen Hörnern, dessen Füße mit einem starkhaarigen Kissen versehen sind, die ihnen das Ansehen eines beflügelten Merkurs geben; der majestätische Wasserbock; die rothgraue Antilope oder Bastard-Gemsbock, der die höhern Berggegenden von Limpopo bewohnt, und die Größe eines großen Pferdes hat, mit aufrecht stehender Mähne, langen Eselsohren und starken, einem krummen Säbel ähnlichen, rückwärts gebogenen Hörnern, mit denen es seinen Gegner anfällt, wenn es nicht mehr entfliehen kann; und das königliche, die Einsamkeit suchende Kudu, traten uns hier mit den gewöhnlichen Thieren, Gnu, Quagga, Hartebeest u. s. w. zum erstenmal in Masse entgegen, und ließen uns immer neues Vergnügen in der Jagd finden.

Da die Gegend immer rauher und unzugänglicher für die Wagen wurde, mußten wir uns entschließen, bei der Verfolgung einer Elephantenheerde weiter östlich vom Limpopo, unsere Wagen zurückzulassen, und zu Pferde den Weg zu unternehmen. Dieß war auch deßhalb nöthig, da unsere Führer uns nicht weiter gegen Osten vordringen lassen wollten, aus Furcht, wie sie sagten, vor Dingaans Feindseligkeiten. Wir setzten also über den Fluß, gingen zu Pferde um das Gebirg und langten am Ende des zweiten Tages am Fuße der höchsten Spitze an, wo die Quellen des Bekane und Umpeban den Ort der letzten großen Schlacht zwischen Mosolekazi und Dingaan bezeichnen,

in welcher jener völlig geschlagen wurde. Die Flüsse vereinigen sich bald mit einander, und fallen weit gegen Norden vom Gebirge in den Limpopo, wo das Land immer rauher wird. Gegen Süden ist es offen und eben, mit einzelnen Waldstrichen besetzt, doch trotz der schwarzen Erde schwindet mehr und mehr die Vegetation. Uebrigens sind die Caffanberge, wenn auch die höchsten in Südafrika, nicht so hoch, als man glauben sollte, da der Boden sich stufenweise erhebt. Weiter nach Delagoa zu bemerkten wir ein anderes hohes Gebirge, das die Eroberungen Mosolekatzi's auf dieser Seite beschränken soll. Hier war es, wo der Führer der ersten Auswanderer aus der Colonie, Louis Triechard, sich lange aufhielt, an den Ufern eines Flusses, den die Eingebornen zu einem Nebenflusse des Limpopo machen, dessen Ursprung und Lauf aber bis jetzt nicht bestimmt ist; andere Reisende, namentlich Brookhorst, der vom Vaalfluß hieher kam, geben Bestimmungen an, die auf einen Binnensee schließen lassen.

Nach einigen Tagen, die ausschließlich der Jagd gewidmet waren, und wo der Himmel unser Zelt, und das Wasser des Stroms unsere Stärkung war, kehrten wir zu unsern Wagen zurück, und setzten unsern Weg gegen Norden in das Land der Bakone oder Baquaina fort, wohin wir am 15 November kamen. Der Weg war äußerst ungünstig für die Wagen, denn das Land erhob sich nach und nach zu dem Gebirge, das die Eingebornen Mural nennen, und welches, besonders zur Regenzeit, von einer Bremse besucht wird, deren Stich dem Rindvieh sehr gefährlich ist. Wir verloren zwei unserer Ochsen, und mußten uns aus dem Bereich des Flusses ziehen. Mehreremal wurde unser Packwagen umgeworfen, und das einemal nicht ohne unsern Sextanten und den Thermometer fast unbrauchbar zu machen. Am vierten Tage nach dem Uebergange über die Gebirge lagerten wir am Flusse Machachochan, in dessen Nähe 1831 Barend Barends' Griquas die große Niederlage erlitten hatten. Ein kegelförmiger Berg, den man von allen Seiten her in großer Entfernung sehen kann, bezeichnet den Fleck, und ringsum ist das Land dicht mit Menschen- und Pferdeknochen besäet.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

(Nach Cyrlès.)

Afrika.

Wenn man an die westlichen Küsten des arabischen Meerbusens gelangt, so ist man ganz nahe bei Abyssinien, einem Lande, das bei der Abreise Bruce's sehr ernsthaften Unruhen preisgegeben war, und seit der Zeit alle Schrecknisse der Anarchie erfahren hat. Kühne Häuptlinge haben das alte Reich unter sich getheilt, und die Gallas haben sich zu Herren eines Theils seiner Provinzen aufgeworfen. Inzwischen sind auch Europäer dahin gelangt, und haben daselbst mancherlei Materialien für die Geographie gesammelt. Unter Andern hat Hr. Rüppell, gleich wie in andern Ländern, so auch hier, einen scharfsinnigen und unermüdlichen Eifer gezeigt; und seine Nachforschungen sind von vielem Werthe. Auch einem Franzosen, Hrn. d'Abbadie, der sich hauptsächlich mit der Sprache dieser afrikanischen Gegenden beschäftigt, und nach der Rückkehr von seiner ersten Reise das interessante Resultat seiner ersten Forschungen bekannt gemacht hat, verdanken wir in dieser Beziehung Vieles.

Als Burkhardt, dessen Reisen erst im Jahre 1819 erschienen, Nubien besuchte, stand es unter der Herrschaft eingeborner Häuptlinge, die, sehr häufig im Kriege miteinander begriffen, es den Europäern beinahe unmöglich machten, Nachforschungen anzustellen. Burkhardt gelangte nur bis Schendy, von wo er sich an die Küste des arabischen Meerbusens begab und sich nach Arabien einschiffte. Er war der erste, der jene Gegenden erblickte, die seit dem Alterthum kein Forscher betreten hatte.

Der Krieg, der trotz seiner Verheerungen häufig das Fortschreiten der Geographie begünstigt hat, leistete ihr auch hier diesen Dienst. Im Jahre 1821 schickte Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, seinen Sohn Ismael nach Nubien ab, bei welcher Gelegenheit jene kleinen Könige besiegt wurden; das ganze Land erkennt heutzutage die Herrschaft des Beherrschers des alten Reichs der Pharaonen an. Unsere Landsleute, Hr. Cailliaud von Nantes, Hr. Le Torzec und Hr. Linant begleiteten Ismael, und gelangten an den Gränzen Abyssiniens bis zum 10ten Grad nördlicher Breite. Hr. Cailliaud konnte mit Bequemlichkeit die Denkmäler jener entfernten Gegenden, die heutzutage sich in der Gewalt von Barbaren befinden, aufnehmen. Aus diesen Arbeiten ist zu ersehen, daß in frühern Zeiten daselbst die Künste blühten, und daß sie denselben Charakter zeigen, wie in Aegypten. Diese Bemerkung führte natürlich zu der Frage: welches dieser beiden Länder dem andern in der Laufbahn der Civilisation und mehrerer ihrer Resultate vorangeschritten sey? Sie wurde der Gegenstand einer Streitfrage unter den Gelehrten, und von beiden Seiten mit Gewandtheit geführt; obgleich sie sehr interessant ist, steht es dennoch uns nicht zu, ein Urtheil darüber abzugeben.

Ueber die eigentliche Lage des in den frühesten Zeiten so berühmten Meroe war man in Ungewißheit. Den Nachforschungen des Hrn. Cailliaud zufolge hat d'Anville mit seinem gewohnten Scharfsinne die Lage dieser alten durch ihren Handel, ihre Denkmäler und ihr Orakel berühmten Hauptstadt Aethiopiens errathen; sie befindet sich auf dem rechten Ufer des Nils etwas südlich von 17° N. B. Die Alten bezeichneten das, was eigentlich bloß eine Art Halbinsel östlich zwischen dem Atbarah (Astaboras) und dem Nil im Westen bildet, mit dem Namen der Insel Meroe. Hr. Hoskins und Hr. Rüppell haben dieselben Orte später untersucht.

Der letztere Reisende drang im Jahre 1825 bis in das westlich von Nubien gelegene Gebiet von Kordofan, das man bloß aus den Berichten arabischer Geographen kannte, die wegen ihres Mangels an Genauigkeit bei Feststellung von örtlichen Lagen immer nur unvollständig aufgefaßt wurden. Gegenwärtig aber weiß man mit Bestimmtheit, wo die Hauptdörfer dieses Landes liegen, auch ist man über seine geologische Constitution, die für die physikalische Geographie von so großer Wichtigkeit ist, unterrichtet.

Im Jahre 1837 kam Hr. Rußegger auf seiner Reise auch nach Kordofan; er hat bestätigt, daß der Dschebel-el-Kordofan, einer der höchsten Granitgipfel, eine Höhe von 611 Metres hat, und nur um 235 Metres höher liegt als Obeid, die Hauptstadt des Landes. Hr. Rußegger begab sich von da in das Land der Nubas, eines unabhängigen

und wilden Negervolkes. Der Reisende befand sich hier in einer Gegend, welche vor ihm noch kein Europäer hatte besuchen können; er zog mit einer Bedeckung von 500 Fußgängern und 140 Reitern, lauter Neger- oder maurischen Soldaten des Pascha's von Aegypten, dahin. Nordöstlich lag Darfur, das Brown im Jahre 1795 zuerst sah. In den von Hrn. Rußegger gesammelten Angaben findet man keine Erwähnung des Misselad. Dieser Fluß, von dem der englische Reisende sagte, er fließe westlich von Darfur, in der Richtung von Süden nach Norden, und dessen Daseyn die Geographen lange Zeit in Verlegenheit setzte, scheint noch einer bestimmtern Angabe zu bedürfen.

Das Land der Nubas ist bei weitem gebirgiger, als Kordofan; man trifft daselbst auch ungeheure, mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckte Ebenen, die überragt sind von zahlreichen Gruppen isolirter Berge, die nicht so hoch, aber umfangreicher sind, als die vorerwähnten; die meisten dieser einzelnen Gebirgsglieder vereinigen sich zu einer Art von Knoten, der den Namen Teghelei führt. Die höchsten Gipfel desselben sind der Dschebel-Abul (766 M.) und der Dschebel-Gheibun (651 M.).

Hr. Rußegger drang bis unter 10° 54' N. B. vor. Seiner Berechnung nach konnte er höchstens noch 50 Meilen von der Gegend entfernt seyn, welche die Geographen auf den Karten den seit so langer Zeit berühmten Mondsgebirgen, in denen sich die Quellen des Nils oder Bahr-el-Abiad befinden sollen, angewiesen haben. Allein kein Eingeborner, den er befragte, konnte ihm irgend eine Auskunft über eine Kette sehr hoher und mehr südlich gelegener Gebirge geben; Niemand sprach von Bergen, die mit Schnee bedeckt wären; den Namen Dschebel-el-Kamar kannte kein Mensch. Es liegt daher wenig daran, ob jene mehr oder weniger correcte Benennung und deren Uebertragung die Monds- oder die weißen Gebirge bezeichnen; sie scheinen viel weiter entfernt zu liegen, wenn sie nicht gar bloß willkürlich angenommen sind. Alle unter den Negern jener Gegend verbreiteten Sagen geben die Quelle des Nil als sehr weit westlich gelegen an. Ein Engländer, Hr. Holroyd, war im Jahre 1857 in Kordofan; derselbe bestätigt die Angaben Hrn. Ruppeggers.

Hr. Caillaud hatte vor dem Jahre 1819 zwischen dem Nil und dem arabischen Meerbusen die unter den Alten bekannten, in den neuern Zeiten aber in Vergessenheit gerathenen Smaragdminen wieder aufgefunden; auch hatte er die beiden Oasen Oberägyptens gesehen. Hr. Edmonstone gelangte im Jahre 1819 ebenfalls dahin; die mehr nördlich gelegenen Oasen, die sich mit verschiedenen Zwischenräumen bis zu denen von Siwah, wo sich der Tempel des Jupiter-Ammon erhob, hin ausdehnen, sind von Hrn. Caillaud und Hrn. Hoskins beschrieben worden.

Die Oasen von Audschelah und Marabeh wurden von Pacho, der sich von Aegypten aus über Marmarika, wohin der preußische General Minutoli auch eine Reise gemacht hat, nach dem Plateau von Barkah begab, untersucht; derselbe setzte von dort seine Reise nach Siwah und nach Aegypten fort.

Man könnte sagen, das ganze Gebiet von Barkah sey von dem Zeitpunkt an, wo es seinen alten Namen Cyrenaika verlor, unbekannt geblieben; die Europäer, denen dasselbe verschlossen war, hörten von den unwissenden Küstenbewohnern nur in fabelhaften Angaben davon sprechen. Della Cella durchzog es im Jahre 1817; der Capitän Beechey und sein Bruder im Jahre 1821 und 1822; Pacho im Jahre 1824 und 1825. Die Ueberreste der alten Denkmäler wurden aufgenommen, und man begreift jetzt, welche Veranlassungen die lächerlichen Berichte der Eingeborenen hatten.

Die Eroberung von Algier zerstörte einen gefährlichen Schlupfwinkel der Seeräuber, und eröffnete zugleich den Forschungen der Geographen ein neues Feld. Die Officiere des Generalstabs haben bereits Ausflüge in das Innere des Landes gemacht, und die Höhe mehrerer Punkte, den Lauf der Gewässer und die Richtung verschiedener Nebenverzweigungen des Atlasgebirges angegeben. Hr. Boblaye, der die erste Karte von Morea nach trigonometrischen Messungen geliefert hat, ist gegenwärtig in den westlichen Zweigen des Atlas beschäftigt. Hr. Bérard, Marineofficier, hat die Küsten dieses Landes mit großer Genauigkeit beschrieben.

Die höchsten Gipfel und der Hauptknoten dieses berühmten Gebirges liegen in Marocco; dieses wurde im Jahre 1830 von Hrn. Washington, einem englischen Marineofficier, nachgewiesen: derselbe bestimmte auch im Monat Januar die Höhe des Gipfels des Miltsin auf 11,400 englische Fuß; nach Angabe der Einwohner sah man im Verlaufe von zwanzig Jahren denselben nur ein einziges Mal frei von Schnee.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdige Steinsärge in England. Am 17 April fand man an dem nördlichen Flügel der Kathedrale von Hereford in einer Tiefe von 4 Fuß zwei Steinsärge mit Skeletten. Das eine war in einen seidenen, mit Gold gestickten Rock gehüllt, hatte Schuhe an den Füßen, und auf dem Kopfe war noch ein tüchtiger, wohlerhaltener Haarwuchs. Das andere Skelett war leicht in ein Seidenkleid gehüllt, hatte eine Perrücke und unter dem Kopf ein Kissen mit Federn. Man hat nicht die geringste Anzeige, wer diese sicherlich vornehmen Personen gewesen seyn können. (Hereford Journal.)

Erdbeben in Schottland. Am 14 April fand zu Crieff und Comrie in Stirlingshire ein Erdbeben statt. Die Bewegung ging von Westen nach Osten, starke donnerähnliche Detonationen waren vorangegangen. Zu Comrie war der Stoß ziemlich stark, und in der Nachbarschaft erklangen einige Glocken. Den Tag vor dem Erdbeben hatte ein eisiger Nordostwind geweht, im Augenblick des Stoßes aber herrschte völlige Windstille. (Echo du Monde Savant vom 25 April.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 54 u. 55** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Amerikanische Anthologie. — Die Marquisin L——b und Lady Jane Urquhart. (Fortsetzung.) — Der jüngste Tag. (Fortsetzung.)**

In das Abonnement dieses dem Ausland beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54 u. 55.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 Mai 1840.

Amerikanische Anthologie.

So etwa glauben wir den Titel eines im vorigen Jahr in New-York bei Colman erschienenen Buchs übersetzen zu dürfen, der im Original lautet: The Poets of America illustrated by one of her painters, edited by John Keese, d. h. die amerikanischen Dichter, illustrirt von einem Maler Amerika's. Dieser Titel könnte indeß leicht irre führen, man könnte eine Ausgabe der gesammelten Werke der amerikanischen Dichter erwarten, dem ist aber nicht so; es ist nur eine Blumenlese aus den Poeten Amerika's, eine Anthologie oder Mustersammlung, eine Nachahmung vielleicht von dem freilich weit prächtiger ausgestatteten Book of Gems, welches in England in drei starken Bänden erschien, worin jedem der englischen Dichter, von welchen Poesien aufgenommen sind, ein kleiner aber feiner Stahlstich gewidmet ist, so daß die drei Bände wohl hundert und fünfzig Illustrationen enthalten. Einem solchen Prachtwerk waren wohl die literarischen und künstlerischen Kräfte Nordamerika's noch nicht gewachsen; die Musterstücke aus amerikanischen Dichtern füllen nur einen mäßigen, weitläuftig gedruckten Band; die Illustrationen, bei welchen mancher Dichter ganz leer ausgeht, sind meist nur Skizzen oder geschmack- und sinnvolle Arabesken; immerhin aber nimmt sich das Buch, mit dem splendiden, schönen Druck, den zum Theil gar artigen Arabesken, dem Titel in Golddruck und in dem geschmackvollen Einband von grünem gepreßten Leder mit reichen und eleganten Goldverzierungen, hübsch genug aus; nur wollen wir nicht hoffen, daß, wie dieß in England beinahe der Fall zu seyn scheint, dieser beginnende Luxus der Ausstattung ein Vorbote sey von dem Nachlassen und der Armuth der productiven Kräfte; wir wollen nicht hoffen, daß die junge Poesie Nordamerika's schon ihren Culminationspunkt erreicht habe. Betreffend den Charakter der amerikanischen Poesie, verweisen wir auf Jahrgang 1837 dieser Blätter, S. 177 ff., wo „Amerikanische Dichterproben" mitgetheilt sind nebst dem Urtheil eines englischen Kritikers, dem wir in allem Wesentlichen beistimmen müssen, und welches im Allgemeinen besagt: die Poesie jenes Landes habe es noch zu keiner großen und tiefen Originalität gebracht, wozu ihr auch der historische Boden und die ergiebigen Minen der Tradition abgehen; die amerikanischen Dichter seyen im Allgemeinen den englischen auffallend ähnlich, und nur durch gewisse Localanschauungen und Eindrücke von ihnen verschieden. Weiter wollen wir das dort Gesagte nicht wiederholen, und wenden uns sofort zu dem vorliegenden Büchlein, um zunächst zu vernehmen, wie sich der Herausgeber über sein Unternehmen ausspricht.

„Die amerikanische Poesie, sagt er, bescheiden genug, „ist bisher wenig mehr als ein glücklicher Zufall gewesen, und scheint sich erhoben zu haben, den praktischen Tendenzen unsers Landes und dem prosaischen Charakter unsrer Zeit zum Trotz. Sie wurde meist producirt von Geistern, welche ernstern Studien sich widmeten, in den kurzen Mußestunden, welche den sie in Anspruch nehmenden schwerern Arbeiten abgewonnen wurden. Die intellectuelle Energie unsers Landes hat sich bis jetzt, vielleicht gar zu ausschließlich, der gewaltigen Aufgabe gewidmet, eine geräumige Heimath zu schaffen für die sich drängenden Massen unsrer Bevölkerung, und zu ihrem Schutz eine große nationale Politik zu gründen. Daher ist der größte Theil unsrer poetischen Literatur nur gelegenheitlicher und flüchtiger Art gewesen. Gewöhnlich kam sie vor das Auge des Publicums in kleinen, abgerissenen Theilen, der Form ihrer Veröffentlichung nach, zu wenig Ansprüchen berechtigt auf eine längere Dauer, und wurde nur durch ihre eigne Schönheit und Kraft vor früher Vergessenheit bewahrt. Der Genius des Künstlers und die Liberalität des Publicums haben viel zu wenig gethan, um die schönsten Erzeugnisse unsrer Dichter in anziehender Gestalt und mit den gebührenden äußern Vorzügen ins Leben treten zu lassen. Wir haben unsre Perlen ungereiht gelassen. Wir haben wenig Versuche gemacht, den Glanz unserer Edelsteine durch die Schönheit der Fassung zu erhöhen. Dieß ist zu bedauern, und der Zweck dieses Bandes ist, diesen Mangel einigermaßen gut zu machen. — — Vom literarischen Charak-

ter dieſes Buchs braucht der Herausgeber nicht zu ſprechen. Er hat in angemeſſener Form einige der ſchönſten Proben — den ächten Geiſt der amerikaniſchen Poeſie vorzulegen geſucht; und wenn ihm ſein Verſuch nicht mißlungen iſt, ſo iſt dieſer Band gewiß der Lecture und der Aufbewahrung würdig. So empfiehlt er ihn denn den Bibliotheken und den Boudoirs. Er hofft, das glänzende Auge der Gebildeten und Schönen werde immer mit Vergnügen auf ſeinen Blättern ruhen, und ſelbſt der nüchterne Gelehrte und der ernſte Kritiker ſich manchmal zu enthuſiaſtiſchem Lob begeiſtert fühlen."

Die Gedichte ſind von etwa fünfzig Dichtern und Dichterinnen geſammelt, von welchen jedoch viele nur mit Einem Gedicht repräſentirt ſind. Nachrichten über die Lebensumſtände oder über ſonſtige Productionen der aufgeführten Dichter ſind keine gegeben, auch ſind die Gedichte nicht nach Gattungen zuſammengeordnet, ſondern bunt durcheinander gemiſcht. Eine Charakteriſirung der einzelnen Poeten, nach den meiſt ſo ſparſamen Proben, welche wir in dem Buche finden, würde ſowohl unzuverläſſig und ſchwierig, als auch für unſre Leſer unintereſſant ſeyn, da ſie nicht ſelbſt das Urtheil mit den Stücken, auf die es ſich gründet, vergleichen können; wir wollen daher uns darauf beſchränken, eine Anzahl, einen Cyklus von Gedichten zu überſetzen, in welchen ſich die Eigenthümlichkeit der amerikaniſchen Lebensanſchauung und Verhältniſſe noch am eigenthümlichſten abſpiegeln dürfte. Im Allgemeinen aber bemerken wir, daß unter den vorliegenden Gedichten ſich ſo gut wie gar keine Romanzen oder Balladen, keine Gedichte hiſtoriſchen Inhalts finden; das epiſch-lyriſche Element iſt nur repräſentirt durch das einzige größere, phantaſtiſche Gedicht: der ſchuldige Elfe, von Drake, offenbar eine, nicht unglückliche, Nachahmung von Th. Moore's: das Paradies und die Peri. Dagegen herrſchen diejenigen Gedichte vor, welche ſich auf die Natur beziehen; alle Jahreszeiten, Tageszeiten, meteoriſchen Phänomene, die Urwälder, Bäume, Blumen, Vögel und vierfüßige Thiere und Inſecten, Meere, Flüſſe, Waſſerfälle werden beſungen, in einer Weiſe, welche allerdings eine lebendige Anſchauung verräth, doch ohne eine originelle, überraſchende Auffaſſung. Ob dieß Verhältniß ſeinen Grund hat in der Vorliebe des Sammlers für dieſe Gattung von Gedichten, oder in dem Charakter der amerikaniſchen Poeſie ſelbſt, können wir nicht angeben, doch iſt uns letzteres wahrſcheinlicher.

Wir beginnen die Proben mit dem Gedicht:

Der Anſiedler.

Von A. B. Street.

Der Siedler ſchwang ſein Beil ſo blank
In Wüſten, wo kein Laut iſt wach;
Des Walds Titanenſchaar — ſie ſank
Mit donnerndem Gekrach;
Der Adler mit Gekreiſch entflog
Dem Neſt, das ſich zum Sturze bog
Mit ſeines Laubdachs Pracht,
Und ein der erſte Sonnſtrahl zog
In Wolfes Höhlennacht.

Rauh war die Tracht und ſtark der Leib
Deß, der ſich mühte hier ſo ſchwer;
Es ſchaffte des Waldwerks Zeitvertreib,
Die rohe Kleidung her.
Die Seel' in dieſem Leib ſprach Hohn
Dem Putz, der dort hat ſeinen Thron,
Wo Menſch und Menſch ſich drängt;
Die Haut des friſchen Wildes ſchon
Des Waldes Herrn umhängt.

Die Pfade durch des Urwalds Pracht,
Der Fluß, der Blumen küßt am Saum,
Der Wind, deß Hauch Muſik oft macht
In dem ſonnloſen Raum, —
Die Tempel — Baumarkadenreihn,
Das grüne Thal im Sonnenſchein,
Das Moor, die dunkle Schlucht —
In ſolchen Scenen, groß und rein,
Er ſein Ergötzen ſucht.

Sein Dach hebt ſich an heiterm Ort;
Am dunkeln Forſt das Korn er ſtreut;
Gewächs, das nicht im Wald kommt fort,
In Sonn' und Regen gedeiht.
Der Rauch, ſich kräuſelnd, über'm Thal,
Gebrüll, Geblök und Glockenhall
Die Landſchaft wie verjüngt,
Die, ein lebendiges Denkmal,
Von der Verwandlung ſingt.

Das Veilchen weckte, Lenz, dein Gruß!
Roth wuchs die Roſe in die Höh';
Der Mais gelbt' in des Herbſtſtrahls Kuß,
Der Winter brachte Schnee;
Der Einſame noch dort ſich müht,
Die Luft durchtönt ſein Pfiff, ſein Lied;
Er ſchwingt in raſchem Zug
Das Grabſcheit, oder hin er zieht
Am Hügel mit dem Pflug.

Er ſieht Gewitters wilde Gluth
Tobend auf ſelbſtgebrochnem Pfad,
Sengend das Land, den Wald, voll Wuth
Wo es verheerend naht;
Sieht zu der Windsbraut Ungeſtüm
Die Föhren niederreißt im Grimm,
Das Licht des Tages ſtört,
Wenn ſie, ein ſegend Ungethüm,
Heulend vorüberfährt.

Sein Wolfhund bellt, die Büchſe knallt,
Des Bären Brummen nicht mehr droht;
Voll Blut und Schweiß die Klauen krallt
Der Panther und knirſcht im Tod.

Die Bibel nach Luthers Übersetzung
mit Erläuterungen für Schule und Haus.
Herausgegeben von Otto Schmeil.
Mit 4 Karten und 4 Bildern.
Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer.
Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Die Bibel nach Luthers Übersetzung mit Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Otto Schmeil. Mit 4 Karten und 4 Bildern. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Die Bibel ist ein Buch, das jeder Deutsche kennen muß, wenn er nicht ein Fremdling in seinem Vaterlande sein will. Sie

ſtarrend, prangend in den prächtigſten Farben, den ſie von ihrem Arm abwickelte, „dieſer Shawl iſt viel zu ſchön für eine Frau meines Standes, er paßt für eine Herzogin, nicht für die beſcheidene Mrs. Griffiths.“

„Und doch war Mrs. Griffiths ſchon gewohnt, indiſche Shawls zu tragen,“ verſetzte Lady Jane mit der ſanfteſten Stimme von der Welt; „und ich laſſe es mir nicht abſchlagen,“ und damit legte ſie den prächtigen Caſhmir in meine Hände.

Lady Jane Urquhart hatte meine ſchwache Seite angegriffen; ſie hatte meiner Eigenliebe geſchmeichelt. Sie hatte meine Vermummung durchſchaut, und die Frau von guter Herkunft in der Wochenwärterin entdeckt. Wie ſchwach ſind doch auch die Beſten unter uns! Wie konnte ich eine liebenswürdige, vornehme, ſcharfſichtige, junge Dame, die mir ſo ſchöne Sachen ſagte, unhöflich abweiſen! Und dann der Shawl — der elegante Caſhmirſhawl, mit den kunſtreich gewobenen Enden und Borduren! ſo leicht und ſo groß! Lag es in der Natur eines Weibes, unempfindlich zu bleiben bei einer ſolchen doppelten Artillerieſalve, einem ſolchen Kettenſchuß auf ihre Grundſätze? Ich fühlte die Schlingen der Bezauberung mich umweben und umwinden. Ich wußte zum voraus, daß man etwas von mir verlangen werde, das ich eigentlich nicht thun ſollte, und doch wartete ich, ſchwach, die Entwicklung des Anſchlags, worin er nun beſtehen mochte, ab, mit einem ſeltſamen Gemiſch von Neugier, Unruhe und Intereſſe. Ich hätte mich retten können, wenn ich vor der Verſuchung geflohen wäre; aber als eine ächte Tochter Eva's glaubte ich mich ſtark genug, ſie zu überwinden, wenn ſie mir offen und entſchieden entgegentrete.

„Sie haben ſehr ſchöne Spitzen an Ihrer Haube und um Ihre Schürze, Mrs. Griffiths,“ ſagte die Marquiſin am Abend desſelben Tages zu mir, als ich in ihrem Boudoir ſaß, und mich ein wenig nach ihrem Zuſtand erkundigte — eine Art von Berufsviſite, die ich zu machen pflegte, und die man täglich von mir erwartete. „Sie ſind ausnehmend gewählt, wie ich ſehe, in Ihrer Art ſich zu kleiden,“ fuhr ſie fort, „Alles vom Feinſten und Beſten. Ich habe das früher ſchon bemerkt, als Sie der Gräfin M—— abwarteten; in der That, Sie ſind deßhalb auch ganz berühmt; nicht wahr, das iſt ſie, Jane?“

Die gefragte Lady bejahte die Frage aufs wärmſte. Ich fühlte den Zauber wirken und das machte mich ſehr nachdenklich, vielleicht ſogar etwas fremd und kalt. „Jetzt,“ ſagte ich bei mir ſelbſt, „kommt Alles zum Vorſchein; aber ſie ſollen mich nicht zu ihrem Willen herumkriegen, da ſteht mein Entſchluß feſt, falls es ſo kommt, wie ich vermuthe.“

„Jane, meine Liebſte!“ ſagte die Marquiſin, auf ihrer hellblauen, ſeidenen Ottomane liegend, mit den Kiſſen von aromatiſchen Knoſpen und Blüthen, im Oſten geſammelt, und beſonders mit den Kakathanblättern von den Bergen von Chineſiſch-Tritan und den ſcharlachrothen Dwewar-Blumen, mit größter Sorgſamkeit gepflückt an den Ufern des Bhur-on-pootah; „Jane, meine Liebſte, du biſt näher bei dem Schrank als ich; gib mir das Paket Brüſſeler Spitzen, die allerſchönſten, glaube ich, die man ſehen kann, denn der Marquis beſtellte ſie, wie du weißt, für uns von Madame Antoine ſelbſt. Es ſind genug, Mrs. Griffiths, um eine Haube, eine Pelerine und eine Schürze für Sie zu beſetzen; ſo müſſen Sie mir den Gefallen thun, und ſie an meines Sohnes Taufe tragen, das heißt, wenn nicht anders ein unwillkommenes kleines Mädchen alle unſere Hoffnungen täuſcht.“

„Es würde unſerm guten Marquis das Herz brechen, glaube ich,“ warf Lady Jane dazwiſchen, ihrer Freundin das Paket prächtiger Spitzen hinreichend; „er hat ſo lange auf einen Erben gehofft, um ſeinen verhaßten Neffen, Mr. des Borough, auszuſchließen, und denkt ſo viel an ſeine jetzigen Ausſichten, daß ich wahrhaftig nicht das Herz hätte, es ihm anzukündigen, wenn du eine Tochter bekämeſt.“

„Ja,“ ſagte die Marquiſin mit einem Seufzer, „es würde uns allen das Herz brechen; denn ich werde ihn nie mehr mit einem Kinde beſchenken. Gefällt Ihnen das Muſter dieſer Spitzen, Mrs. Griffiths? Ich ſehe, ja; ſie ſollen Ihnen auf Ihr Zimmer geſchickt werden,“ und ſie klingelte nach ihrer erſten Kammerjungfer, einer ehrbarlichen, einflußreichen Perſon; „tragt das zu dem Arbeitskorb der Mrs. Griffiths, und legt es auf den Deckel.“ Ich konnte nur mit Verbeugungen meinen Dank an den Tag legen, denn mein Herz war voll von vielerlei Gedanken. Ich hatte mich, während Lady Jane Urquhart die Spitzen aus dem Schrank holte, vergewiſſert, daß ein Theil meiner Vermuthungen begründet war.

„Warum legſt du dich nicht auf die andre Ottomane, meine Liebe?“ fragte die Frau vom Hauſe ihre Freundin; „in der That, liebe Jane, du nimmſt dich nicht genug in Acht; du verhätſchelſt mich und machſt ganz eine Puppe aus mir, ſcheinſt aber nie daran zu denken, daß an deinem Leben ſo viel liegt als am meinigen,“ und dabei ſah ſie mich an.

„Du biſt zu beſorgt um mich, theuerſte Georgiana,“ verſetzte Lady Jane mit einem tief erröthenden Antlitz und einem Seitenblick auf mich. „Mrs. Griffiths, meine Anhänglichkeit an dieſe meine älteſte, ja meine einzige Freundin, iſt ſo groß, daß es mir keinen Augenblick wohl ſeyn wird, den ich von ihr getrennt zubringen muß, wenn ſie einmal das Bette hütet.“

Ich blieb ſtumm, denn in der That, ich war durch nichts zu einer beſtimmten Aeußerung veranlaßt; aber ich fühlte bei dieſer letzten Rede ein heftiges Pochen und Zucken in meinem Herzen, und eine Art von Schauer vor dem, was nun folgen würde. Ich ſtand ſogar auf, um wegzugehen, ward aber von beiden Frauen in Einem Athem von meinem Vorſatz abgehalten, indem ſie erklärten: „ſie befänden ſich nicht ganz gut, und würden mir Dank wiſſen, wenn ich ein paar Stunden bei ihnen bliebe.“ Die Marquiſin insbeſondere klagte über ſtärkeres Uebelbefinden, worüber ihre Freundin blaß wurde wie der Tod und in einen Strom von Thränen ausbrach.

„Sie ſehen ihre Zärtlichkeit für mich,“ ſagte die liebenswürdige Marquiſin, ihre Locken zurückſchüttelnd und ſich halb von ihrem Lager erhebend. „Sie wird ſich zu Tod ängſtigen und bekümmern, wenn ſie von mir aus übergroßer Sorglichkeit getrennt wird, ſo lange ich meine Wochen aushalte; in der That, ich werde mich auch ſelbſt ganz unglücklich fühlen. Wäre

etwas dagegen einzuwenden, Mrs. Griffiths, daß man ein kleines türkisches Bett für meine Freundin in meinem Schlafzimmer aufschlüge, wo ich dann die Beruhigung hätte, daß sie Tag und Nacht ganz in meiner nächsten Nähe ist?"

„Es ist immer der Brauch, Mylady," sagte ich, ziemlich trocken, „in den Gemächern von Damen in den Umständen, worin Sie, Mylady, sich befinden, die größte Ruhe zu halten; jede Aufregung hält man für schädlich und daher —"

„Und daher muß ich wünschen, daß Lady Jane Urquhart in meinem Zimmer schlafe," sagte die Marquisin mit einem leisen Unmuth und Verdruß. „Wenn sie bei mir ist, bin ich immer ruhig, zufrieden, glücklich; von ihr getrennt bin ich unbehaglich, verdrießlich und reizbar. Was das Ruhigseyn betrifft, so ist das Lady Jane immer; sie soll nicht einmal mit mir sprechen, wenn Sie, meine gute Frau, es verbieten; was aber das türkische Bett betrifft, so werde ich Befehl geben, daß es ohne Verzug aufgeschlagen werde; das Zimmer ist gewiß groß genug, und je eher es geschieht, desto besser;" und der Befehl wurde sogleich durch ihre Kammerfrau gegeben.

Ich stand jetzt auf, um im Ernst zu gehen; und ich zweifle nicht, daß mein Gesicht einen Schatten von Mißvergnügen zeigte; denn ich bin eine Person, die etwas auf sich und ihr Ansehen hält, und hier war mein Urtheil, mein Urtheil in meinem Beruf sogar, ohne Bedenken und ohne Entschuldigung mißachtet.

Lady Jane Urquhart merkte, daß ihre Freundin zu weit gegangen war, und sie legte sich ins Mittel um zu versöhnen. Sie schien auch so aufgeregt, daß ich von Grund meiner Seele Mitleid mit ihr hatte. Ich setzte mich wieder, um zu hören, was sie mir zu sagen hätte.

„Meine liebe Mrs. Griffiths," redete mir die schöne Lady ans Herz, „Sie sind keine gewöhnliche Person. Sie besitzen Scharfblick, Klugheit, Menschlichkeit." —

Wie sie dieß letzte Wort: Menschlichkeit aussprach, wurde ihre Stimme zitternd, ihre Lippen zuckten und sie wurde außerordentlich schwach.

Im Augenblick fuhr die Marquisin von ihrem Lager auf und eilte ihrer Freundin zu Hülfe; auch ich leistete nach Kräften Beistand. Lady Jane kam sehr bald wieder zum Bewußtseyn, sie richtete ihre Augen auf die meinigen; sie waren voll von Thränen, und ihr Ausdruck war so um Hülfe flehend, so voll Todesangst, daß ich ihren stummen Bestürmungen nicht widerstehen konnte. „Madame," sagte ich, „fassen Sie Muth; wenn ich irgend etwas thun kann, um eine Beschämung zu ersparen, werde ich mich glücklich schätzen. Bis jetzt weiß ich noch nicht, was Ihre Plane sind; aber wenn ich mit Ehren etwas dafür thun kann, so seyen Sie meiner Bereitwilligkeit versichert."

„Gütige und großmüthige Frau!" schluchzte Lady Jane Urquhart an meiner Brust.

„Reichlich sollen Sie belohnt werden für dieß edle Benehmen," rief die Marquisin, einen kostbaren Ring vom Finger nehmend und ihn an den meinigen steckend. „Retten Sie nur den Ruf meiner geliebten Freundin und —"

„Reichlich," sagte ich, „werde ich mich belohnt fühlen in meinem eignen Bewußtseyn. Erlauben Sie mir, Madame, ehrfurchtsvoll diesen Ring zurückzugeben; ich kann ihn nicht annehmen für die einfache Ausübung der heiligen Liebespflicht, welche jede Frau auf der Welt einer andern schuldet, in den Umständen, in welchen ich zu meinem Leidwesen die junge Lady hier erblicke."

„So argwohnten Sie es also schon früher?" rief Lady Jane in athemloser Spannung aus. „Ich hatte geglaubt, dieses orientalische Costume, Georgiana, werde alles vollkommen verbergen! Die Falten dieses Cashmirshawls, wenn ich ihn so trüge! Oh! sollte Jemand — sollten die Domestiken — sollte Lucy Calvert es errathen haben? Was glauben Sie, Mrs. Griffiths? Ich beschwöre Sie, mir Ihre Ansicht zu sagen?"

„Sprechen Sie ganz ohne Furcht und Rückhalt," sagte die Marquisin, meine Hand ergreifend und wieder den Ring daran steckend. „Sie wissen nicht, wie wichtig es ist, daß dieß Alles ein tiefes Geheimniß zwischen uns bleibe. Der Marquis würde wahnsinnig werden wenn er dächte, es könne je herauskommen."

„So kennt also der Marquis ganz genau den jetzigen Zustand seiner Verwandten?" fragte ich mit der Miene der äußersten Ueberraschung. „Ich habe gehört, daß Lady Jane Urquhart seine Cousine ist, und ich würde fürchten —"

Ich bemerkte deutlich, wie auf diese meine Worte hinwieder ein Blick von ganz besondrer Bedeutung zwischen den beiden Damen gewechselt wurde, der mich mitten in meinen Worten stocken machte — der Blick war mir ganz unerklärlich — ich suchte mir das Räthsel zu lösen, vermochte es aber nicht, und eine scheue Zurückhaltung, eine peinliche Ahnung von Schlimmem beschlich mich wieder, welche weder die Schmeicheleien der Marquisin noch die tiefe Nachdenklichkeit ihrer Freundin zu überwinden vermochten. Es war mir, wie wenn eine Schlinge vor meinen Füßen gelegt würde; und ich bereute die warme Aufwallung weiblichen Gefühls, welcher ich so eben Raum gegeben hatte.

„Es ist das Silberhorn seines Couriers!" rief Lady Jane Urquhart aus, von ihrem Sitz aufspringend, und wie außer sich mit den Händen klatschend. „Theuerste Georgiana! er ist zurück, zurück! in einem Augenblick werden wir ihn sehen!"

Kaum waren diese Worte von Lady Jane gesprochen, als die Thüre des Zimmers sich plötzlich aufthat, und, ehe ich noch durch die andre Thüre entfliehen konnte, ein großer und ausnehmend schöner Mann, in reicher Reisekleidung, mit kostbarem Pelzwerk besetzt, ins Zimmer stürzte, und die Marquisin in die Arme schloß, die ihn, wie mir vorkam, sehr kalt empfing, ja ihn halb und halb zurückstieß, während ein Ausdruck wie von Schmerz oder Angst über ihr tadelloses Antlitz flog. Der Gatte wandte sich, wie ich sah, mit einer gewissen Erbitterung und Kränkung in seinem Wesen von ihr weg, und begegnete den schmelzenden Augen der Lady Jane Urquhart, und umarmte die sich nicht dagegen Sträubende zärtlich.

„Theuerste Cousine!" hörte ich ihn sagen, als ich das Zimmer verließ, „warum ist nicht meine Georgiana eben so zärtlich und liebevoll wie du?"

„Das Alles ist sehr seltsam!“ sagte ich bei mir selbst, als ich mich in meinem Zimmer hinsetzte. „Welch ein bildschöner Mann ist doch der Marquis! Ganz wie ein Prinz in seiner ganzen Erscheinung! Und was für eine schöne Gesichtsbildung! welch schöner Wuchs! Welch edles Profil! schwarzer Schnurrbart! krauses Haar! ein wahres Modell für einen Maler! und doch ist es augenscheinlich, daß seine Gemahlin ihn nicht liebt. Was war das für ein Empfang nach einer Abwesenheit von sechs Monaten! Wie kalt! beinahe beleidigend! Wie viel zärtlicher ist sie doch gegen ihre Freundin als gegen ihren Gatten! und dazu gegen einen solchen Gatten!“

So dachte ich wenigstens ein paar Stunden lang nach der Ankunft des Herrn vom Hause, und dann lenkten sich meine Gedanken auf den eleganten Cashmir, das Paket mit köstlichen Brüsseler Spitzen und den kostbaren Smaragdring, der mir heute verehrt worden war. — „Und wofür?“ fragte ich die mich berathende Stimme in meiner Brust. Sie antwortete: „Nur dafür, daß du hilfst die Schande einer jungen und vornehmen Dame verheimlichen, welche auf dem Punkt ist Mutter zu werden, ohne Frau zu seyn! Nun, daran sehe ich kein großes Unrecht; und ohne Zweifel wird für den Sprößling dieser unsanctionirten liaison gesorgt werden — es soll und wird,“ sagte ich laut, als die beiden Diener mir einige Schnitten von der Brust eines Guinea-Huhns und ein Glas Negus von weißem Wein zum Nachtessen brachten. Sie fuhren zurück, als sie meine Apostrophe hörten und meine entschlossene Haltung wahrnahmen; aber ich änderte sogleich den Ausdruck meines Gesichts zur Freundlichkeit, aß ein paar von den Schnitten, schlürfte meinen Negus, verlangte noch etwas mehr Zucker, und schlürfte wieder; dann nahm ich meinen vergoldeten Leuchter, zündete das aromatische Wachs an einer der Argandlampen an, und schritt, den Shawl über den Arm hängend, das Paket mit den Brüsseler Spitzen in der andern Hand, und den Smaragdring am Finger, die Treppen hinauf zu meinem eleganten Ankleidezimmer, legte meine Schätze in eine der Schiebladen, und setzte mich dann hin, um alles nocheinmal an meinem Kaminfeuer durchzudenken, als Mrs. Cottrell, die Lieblingskammerfrau der Marquisin, Einlaß begehrte.

„Kommen Sie doch herein,“ sagte ich, erwartend sie wolle mich in das Zimmer ihrer Gebieterin rufen.

„Alles ist bis jetzt ruhig, Mrs. Griffiths,“ flüsterte die Kammerfrau; „aber ich glaube, wir werden noch vor dem Morgen aufgestört werden, denn Lady Jane Urquhart hat sich sehr übel befunden; so dachte ich, ich wolle hereinkommen und ein wenig mit Ihnen plaudern.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mrs. Cottrell,“ versetzte ich, etwas fremd, „aber ich war gerade im Begriff, mich für heute zur Ruhe zu begeben; ich muß mir alle Ruhe gönnen, die ich kann, wissen Sie, so lange es noch in meiner Macht steht.“

„Ich bitte Sie um Entschuldigung,“ fuhr die Kammerfrau fort, „aber die Marquisin selbst wünschte, daß ich mit Ihnen spreche, um Ihnen mitzutheilen“ —

„Ich weiß schon ganz genug, Mrs. Cottrell,“ sagte ich, etwas unwillig; „meine Pflicht an diesem Ort ist, Sorge zu tragen für Ihre Gebieterin und deren Kind, sobald es geboren ist. Ich werde diese Pflicht nach meinem besten Wissen und mit allen Kräften erfüllen; aber ich habe nicht nöthig, daß man mir Geheimnisse anvertraut; ich habe schon zu viel darüber gelitten.“

„Soll ich diese Antwort der Marquisin bringen?“ fragte Mrs. Cottrell mit einem spöttischen Lächeln. „Es hilft nichts,“ fuhr sie fort, „hier die Heldin spielen zu wollen; wir sind alle in der Noth, und wir müssen, so gut wir können, herauszukommen suchen.“

„Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen, wir seyen in der Noth,“ sagte ich, und versuchte ernsthaft zu bleiben, mußte aber doch ein wenig über den Ausdruck lächeln; „die Marquisin ist in der Noth, wie Sie sich ausdrücken, gewiß, und so ist auch —“

„Die arme Lady Jane Urquhart,“ unterbrach mich die ehrbare Abigail. „Was das Ende vom Lied seyn wird, das ist mehr als ich zu sagen vermag; aber das arme Geschöpf ist sehr zu beklagen!“

„Ohne Zweifel,“ versetzte ich, und mein Interesse stieg mit jedem Augenblick; „wer ist denn der Bösewicht, der ein so schönes Wesen treulos verlassen hat? Mich wundert, daß der Marquis ihn nicht herausfordert und darauf besteht, daß er seine Pflicht gegen sie erfülle! ist sie ja doch die Busenfreundin der Marquisin und überdieß noch seine nahe Verwandte! Ich will doch nicht hoffen, daß sie sich von einem verheiratheten Mann hat hintergehen lassen, denn in diesem Fall kann nichts Gutes bei der Sache herauskommen.“

„Gutes!“ wiederholte Mrs. Cottrell; „nun, einerlei, Sie werden seiner Zeit Alles einsehen. Ich will nicht mehr sagen; somit gute Nacht, Mrs. Griffiths,“ und abmarschirte die nüchterndenkende Kammerfrau.

(Fortsetzung folgt.)

Der jüngste Tag.

(Fortsetzung.)

Siebenter Gesang. Lucifer gibt den Verdammten Befehl, aus der Hölle auszuziehen. Es geschieht, und nun sieht der Dichter die verschiednen Gattungen der Höllenbewohner an sich vorüberziehen, jedes Verbrechen mit seinem eigenthümlichen Charakter gestempelt; zuerst kam die Schaar der Habsüchtigen und Geizigen:

Die, vollgestopft mit Gold, bedeckt mit Lumpen,
Die Hölle durch Entbehrungen gewannen;
Von jedem Endchen ihrer schmutz'gen Fetzen
Träufelten Schweiß und Thränen der Familien.

Das Blut Unglücklicher, Verzweifelnder,
Durch ihre Habgier ihnen ausgepreßt.
Dann kommt die Habſucht mit den feinern Kniffen,
Die Kaufherrn, reich durch Wucher und Betrug,
Die bis zu Broſamen das Brod beſchnitten
Armen Arbeitern, Sklaven durch den Hunger;
In Orgien noch berechnende Sultane,
Die, Wolluſt ein'gend mit der Induſtrie,
Die Sittſamkeit mit Arbeitslohn beſtachen
Und ihre Werkſtatt ſchufen zum Serail.

Dann kamen die Selbſtmörder:

Jetzt folgen Andre, ſchauriger zu ſchauen,
Bedeckt ſind ſie mit Wunden ohne Zahl,
Die ſie noch mit den Händen zu erweitern
Beſtrebt ſind, als ob ſie zum zweitenmal
Den Tod ſich geben wollten; und mein Engel
Begann von neuem: „Sieh hier die Selbſtmörder,
Erſtaunt, daß ſie dieß fahle Reich bewohnen.
Denn der unſel'ge Dolch in ihrer Hand
Gab ihnen nur den Tod, nicht die Vernichtung.
Getheilt iſt in zwei Theile ihre Rotte;
Hier ſiehſt du die, deren erſchlaffter Geiſt,
Genährt mit allen Laſten bis zum Ekel,
Nur noch den Tod fand ſeines Wunſches werth;
Dort ſind geſchaart die grauſen Komödianten,
Die, in der heißen Sucht berühmt zu werden,
Im Tode ſich drapirt, am Sarge noch
In theatral'ſcher Haltung ſich gebärdet,
Und Opfer ihres frechen Stolzes ſanken.
In ihrer jämmerlichen Eitelkeit
Horchen und lauſchen ſie, welch einen Lärm
Ihr Tod mög' in der Welt veranlaßt haben;
Jedoch ihr Haupt ſinkt auf die Bruſt beſchämt;
Sie hörten nichts als Schweigen und Verachtung;
So gar alltäglich iſt auf Erden jetzt
Die Todesart, die Gottes Wort ſpricht Hohn!

Dann kommen die abtrünnigen Prieſter, welche der Dämon des Judas vor ſich her treibt mit einer Peitſche, geflochten aus den Eingeweiden des Verräthers, der für dreißig Silberlinge ſeinen göttlichen Meiſter verkaufte. (Dieſe aus Judas' Eingeweiden geflochtene Peitſche — freilich ein ziemlich graſſes Bild — ſcheint uns einer der wenigen Züge zu ſeyn, worin dieß Gedicht einige Verwandtſchaft mit der prägnanten und kräftigen Anſchauungsweiſe der göttlichen Komödie verräth.)

Noch trägt das Zeichen ihre Stirn, das Gott
Ihr aufgeprägt mit ſeinem mächt'gen Finger
Als ihr Gelübd' er nahm aus ihrem Mund;
Vergebens hatten unterm Koth der Welt
Dieß Maal, das tiefe, heil'ge, zu verſtecken
Sich ihre Hände abgemüht; es folgte
Der unauslöſchliche Stempel ſelbſt hieher,
Und der Verruchteſte mied ſie voll Abſcheu.

Nun folgen die Betrüger, welche mit dem Heiligen Mißbrauch getrieben und viele Seelen verführt haben; Schurken, die gegen die Schurkerei predigten und declamirten. Dann die gefallenen Geiſter des neuen Evangeliums.

Doch welch Gelärm tönt von der nächſten Schaar?
Der Eine fordert aus, der Andre wehrt ſich,
Und Jeder, eine Bibel in der Hand,
Zeigt, ſtreitend, ſeinem Nachbar einen Vers.
Ich ſah in dem ſeltſamen Schwarm ſich drängen
Mönche mit Bürgern und mit Königen;
Zu meinem Engel ſprach ich: warum ſtreiten
Dieſe Verdammten denn ſo bitterlich?
Ward ihnen klar nicht Alles in der Hölle? —
— Mein Sohn, all dieſe Lehrer mit fruchtloſer
Beredſamkeit, ſind abgefallne Geiſter
Des neuen Evangeliums, die für
Die einz'ge, heil'ge Wahrheit gaben aus
Eines rebell'ſchen Hochmuths froſt'ge Träume;
Prieſter ohne Berufung, deren Hand,
Meineidig, des Erlöſers ungenähten
Leibrock zerriß, und um die traurigen
Fetzen ſich ſtreitend, mit viel tauſend Gräbern
Den Boden hat der Chriſtenheit bedeckt.
Denn, dem Betrüger gleich, der Aſien
Hat unterjocht, vergaß ihr blinder Irrwahn,
Erfaßt von einem unheilbaren Schwindel,
Zum Feuer greifend und zum Schwert, daß nur
Das Wort die Waff' iſt, welche Gott gefällt.

Die Atheiſten werden ſo geſchildert:

Vernahmſt vielleicht du in der andern Welt,
Wie man zum Himmel hob das tiefe Wiſſen
Der Geiſter, welchen graut vor allem Geiſt,
Die nirgends Gottes Namen konnten leſen;
Die läugnend, Angeſichts des Werks, den Schöpfer,
Nur der Materie Huldigung erwieſen,
Mit einem Eifer, den die Hölle rühmte,
Das Seyn abſprachen dem, der Alles ſchuf,
Oder, ſein göttlich Weſen ſelbſt entſtellend,
Die Liebe ſeiner Creatur ihm wehrten,
Und, während er im öden Himmel ſchlummre,
Den Zufall ſtellten auf als Weltregenten.
Sie ziehn vorbei dir. Durch Gewalt bekehrt
Bekennen jetzt den Gott ſie, der ſie züchtigt!
Wenn je der Wahnſinn ſich dem Stolz vermählte,
So war es in dem Geiſt dieſer Verdammten!
Zitternd vorm Tag, den ſie gemacht ſo düſter,
Wollten ſie, daß die Nacht die Schatten ſcheuche,
Und daß die Leidenſchaften, draus das Elend
Der Menſchheit quillt, in ihrem eignen Schooß
Sollten ihr Ende, ihre Heilung finden.
Nach neuem Plan wollten ſie Alles baun,
Verkündend des befreiten Fleiſches Reich.

Und, seine Herrschaft sichrer zu begründen,
Streuten sie allwärts aus der Unzucht Lehren,
Als ob das Fleisch, wenn es will Ruhe haben,
Sich nicht dem Geiste unterwerfen müßte!
Auch wies solch schmachvoll Evangelium
Die Welt, so tief gesunken sonst, zurück.

Die gewissenlosen Schriftsteller:

Schriftsteller sieh hier, nur die Kunst vergötternd!
Theater-Apostel, Gaukler von Propheten,
Den übersättigten Jahrhunderten
Vorführend die Religion, geschmückt
Mit eitlen Reizen, mit unheiligen,
Ließen sie sie, wie Bajaderen, singen,
Deren verbuhltes Lied bei Festen tönt;
Die ihre Feder fremdem Haß verkauften,
Wie einen Dolch, der Nachts sein Werk verrichtet;
Dank ihrer Büberei, vor Schmerz wahnsinnig
Starb das Genie vergessen im Spital;
Der Ehrenmann, von ihrer Hand gebrandmarkt,
Zog nur des Forums Haß und Wuth auf sich;
Und Barnabas, der greise Räuber, sah
Aus der Wahlurne kommen seinen Namen!

Dann kommen die falschen Tribune, die Ehrgeizigen und Treulosen, die Kronenräuber, welche die Herzen vergiftet und bestochen hatten, um sie leichter zu unterjochen, die schlechten Fürsten:

Gestraft wie sie, als schuldig gleicher Frevel,
Ihnen gesellt rechtmäß'ge Könige,
Welche, mit sünd'ger Lust den Purpur schändend,
Für sich regiert, nicht für die Unterthanen,
Welche der Frechheit der Rebellion
Entschuld'gung liehen, und die Läst'rung Gottes,
Deß Platz sie nahmen ein, muthwillig reizten,
Welche niemals, zum Kreuz aufschau'nd, bedacht:
Daß dieser Preis zu Kön'gen sie gemacht!

Endlich ist die Hölle leer; ihre weiten rothen Räume zeigen dem Blick nur noch müßige Flammen, die, ohne Nahrung und Hunger verspürend, bis zu dem schwebenden Dichter und dem ihn tragenden Engel hinauflecken:

Doch plötzlich — eine hell'ge Atmosphäre
Beschützte uns als sichrer Schild — sahn wir
Vom gierigen Versuch sie rückwärts sinken;
Die Flamme will jetzt von der Flamme leben
Und häuft, dem Sturm gleich, Wellen über Wellen.
Doch nach und nach ermattet ihre Wuth.
So wie bei Leu'n, die, langen Kampfes müde,
Sich niederstrecken, leckend ihre Wunden.
Der Hölle Ruh macht ihre Nacht noch dunkler.
Mein Engel sprach: dieß ist die einz'ge Stunde,
Wo dieser Ort von Qualen frei sich findet!
Ohne Verdammte löscht der Hölle Gluth,
Denn Sünde nur nährt dieses Feuers Wuth!

Achter Gesang. Sie verlassen nunmehr die Hölle und sehen sich im Weltall um, welches einen düstern, traurigen Anblick darbietet. Sie kehren auf die Erde zurück und der Engel nimmt Abschied von seinem immer noch geliebten Planeten. Er kehrt in den Himmel zurück und läßt den Dichter allein in den Lüften schwebend zurück. Der letztere erblickt seine in Trümmern liegende, verödete, geliebte Vaterstadt Nimes und beklagt ihr Schicksal. Sein Blick richtet sich auf Europa, dessen Völker, Leichenidole ausgrabend, im Schatten des Todes sitzen, und vergebens durch Menschenopfer den Zorn des Himmels zu sühnen suchen. Endlich haftet sein Auge auf dem neuen Babylon:

Dann sah ich eine gränzenlose Stadt,
Ein Meer von Häusern, Thürmen und Palästen;
Anheimgegeben ihrer Vormundschaft
Waren der Erde Völker, und Gott selbst
Schien beugen sich zu müssen ihrer Macht.
Ueber die Erde war ihr Netz gespannt
Von Straßen, theils aus Eisen, theils von Wasser,
Und wie die Spinne, mit habgier'ger Freude,
Ergriff sie, was vorüber kam, als Beute.

Vom Himmel plötzlich schwang ein Engel sich,
Der in der Hand trug eine ehrne Leyer;
Mit zorngekrümmtem Finger ließ den Blitz,
Den Donner er aus ihren Saiten brechen,
Und seine Stimme, wiederhall'nd im Himmel,
Goß diese Worte auf die Riesenstadt;

und hier folgt eine schwere Anklage aller ihrer Sünden und Verbrechen, ihrer Ueppigkeit und Wollust, der verbrecherischen Vernunft, der zügellosen Corruption, der Gottlosigkeit, und schließt mit der Androhung der nahen Rache. Aus der schuldbelasteten Stadt erhebt sich jetzt ein tausendstimmiges Wehgeschrei. Thürme, Kirchen und Giebel, ihr Schicksal ahnend, wanken wie Trunkene, und das Pflaster der Straßen thut sich auf. Alles beeilt sich diesen Ort zu verlassen, Angst auf der Stirne und den Tod im Auge, als ob es noch irgend ein Asyl auf Erden gäbe!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1840.

Ein seltsamer Proceß aus Cuba.

Gegen Ende vorigen Jahrs kam in Cuba eine so seltsame Streitsache vor Gericht, daß sie die Aufmerksamkeit des gesammten Publicums auf sich zog. Eine Frau verklagte nämlich ihren Mann, daß er sie durch angebliche Briefe ihres verstorbenen Mannes zu einer Heurath bewogen und gewissermaßen gezwungen habe, und daß sie deßhalb und wegen der Mißhandlung, die sie von ihm erfahren, von ihm geschieden seyn wolle. In Cuba glaubt fast Jedermann, daß die Todten zu gewissen Zeiten die Gräber verlassen, um im Mondlicht auf den Savannen zu tanzen. Den Leuten beweisen wollen, daß dieß nicht wahr sey, hieße mit dem Kopf gegen die Mauer rennen. Die Ursachen der großen Leichtgläubigkeit liegen in der Art, wie die Bevölkerung zusammengesetzt ist. Sie beträgt etwa 900,000— eine Zahl, die man nur dann bedeutend finden kann, wenn man sie mit der Bevölkerung des übrigen Amerika's vergleicht. Hier besteht der vierte Theil der Bewohner aus Weißen und nur ein Drittheil aus Sklaven; der Rest, also fünf Zwölftel, sind eingeborne Indianer oder freie Farbige, die sich zur Feldarbeit neben den Sklaven vermiethen. Eine Folge dieser Mischung ist, daß in Cuba zwischen Weißen und Farbigen, zwischen Freien und Sklaven keine so scharfe Scheidungslinie gezogen ist, wie in den andern Colonien; aber eine Folge dieses Contacts unter den verschiedenen Classen ist auch, daß die im Allgemeinen wenig unterrichteten Weißen einen Theil der abergläubischen Meinungen der Indianer und Neger angenommen haben. Als Mexico und Peru sich unabhängig erklärten, wanderten viele Menschen, die durch engere Bande an das Mutterland geknüpft waren, aus diesen Ländern aus, aber gewöhnt an die tropische Sonne, gingen sie nach Cuba; viele brachten ihre Reichthümer dahin, aber auch ihre Unwissenheit und ihren groben Aberglauben. Doch zum Proceß.

Eine der schönsten Frauen Havana's war Tecla Yacupi; man sagte, sie habe caraibisches und selbst Negerblut in den Adern, aber sie war darum nicht minder schön, und da ihre Eltern ihr einiges Vermögen hinterlassen hatten, so heurathete sie bald einen gewissen Jose Vasquez, der in der Nähe der Stadt eine kleine Besitzung hatte. Diese Ehe war sehr glücklich, nach zwei Jahren aber wurde Jose Vasquez durch das gelbe Fieber weggerafft, und ließ Tecla als Wittwe ohne Kinder und im Besitz eines artigen Vermögens zurück. Vasquez, der bis zum letzten Augenblick seiner Frau die zärtlichste Liebe gezeigt hatte, verlangte mit den zwei Ringen, die er von ihr erhalten, begraben zu werden; der eine war ein einfacher Goldring, auf dem ihr Name stand, der andere ein Carneol, auf welchem eine von einem Pfeil durchschossene Taube eingegraben war. Mit letzterem hatte er gewöhnlich seine Briefe gesiegelt. Tecla vollzog gewissenhaft seinen Willen, ließ ihm ein schönes Grabmal errichten, und gelobte sich, untröstlich zu seyn, ein Gelübde, das aber gewöhnlich nur die häßlichen, die alten und die mittellosen Wittwen halten, und unserer Wittwe, die weder häßlich, noch arm, noch alt war, fehlte es nicht an Tröstern.

Unter diesen befand sich einer ihrer Nachbarn, Namens Pedro Fortell, ein Mann von 40 Jahren, dessen Aeußeres wenig Anziehendes hatte, und in dessen Zügen Tecla Falschheit und Grausamkeit zu entdecken glaubte. Anfangs wies sie ihn zurück, bald aber änderte sie ihr Benehmen, und gab ihm, ohne daß man errathen konnte weßhalb, ihre Hand. Indeß war der Friede in dieser Ehe nicht von langer Dauer: Tecla war gut, und wollte ihre Sklaven mit Menschlichkeit behandeln, Fortell aber, der die Leitung des Geschäfts übernommen hatte, fand, daß die Schwarzen nicht genug arbeiteten, und fing an sie zu züchtigen auf eine Art, wie sie dieß nicht gewohnt waren. Tecla sprach für sie anfangs mit Milde, dann mit Ernst; hieraus entsprangen Streitigkeiten, die mit jedem Tage ernster wurden, und in Folge eines solchen Streites begab sich Tecla zum Alcaden, und erklärte ihre Absicht, die Ehe aufzuheben, welche nur eine Frucht der List und des Betrugs sey. Die Erzählung, die sie machte, war in Kürze folgende.

Eines Abends, als Tecla sich zur Ruhe begeben wollte und ihre Muskitonetz aufhob, fand sie auf ihrem Bette einen Blumenstrauß. Es war dieß ein kleiner Citronenzweig, Granadarosen, rother Jasmin und jene artige blaue Blume, die in mehrern Theilen der neuen Welt als ein Emblem der Trauer galt, die Cineraria ameloides. Dabei befand sich ein

Brief mit den Schriftzügen ihres verstorbenen Gemahls und gesiegelt mit seinem gewöhnlichen Siegel, einer von einem Pfeil durchbohrten Taube. Der Brief enthielt eine Ermahnung, wieder zu heurathen, indem der Selige nur in ihrem Glück sein Glück finde, und er selbst werde sie in ihrer Wahl leiten. Der Brief beunruhigte die schöne Wittwe nicht wenig, um so mehr, als ihm bald andere folgten. Der verstorbene Gemahl schien mit allem, was auf dieser Welt vorging, sehr auf dem Laufenden, und tadelte wiederholt den Vorzug, den sie dem oder jenem Bewerber gab. Endlich erschien ein Brief, der in sie drang, den zu heurathen, den ihr Gott selbst zeigen werde; der sey es, der ihr am folgenden Tag bei der Messe an der Urne des großen Colombo erscheinen werde. Havana besitzt nämlich jetzt die sterblichen Reste dieses Mannes. Als im J. 1795 der spanische Antheil von St. Domingo an die Franzosen abgetreten wurde, baten der Herzog von Veraguas und andere seiner Nachkommen um die Erlaubniß, seinen bronzenen Sarg nach Havana bringen zu dürfen. Jetzt ruhen seine Gebeine in einer silbernen Urne links vom Hauptaltar der Kathedrale zu Havana. Mochte es nun Folgsamkeit, oder Neugier oder beides seyn, Tecla fand sich bei dem Rendezvous ein, und an der Urne lehnte Hr. Pedro Fortell. Trotz dieser göttlichen Weisung hatte die schöne Wittwe keine sonderliche Lust, denselben zu heurathen, nun aber wurden die Briefe häufiger und drohender, und Tecla gab endlich nach.

Wie die Ehe ausfiel, haben wir schon gehört. Tecla's Lieblingssklavin war von Fortell bestochen worden, und als auch sie endlich wegen eines geringen Fehlers hart gezüchtigt wurde, gestand sie ihrer Gebieterin Alles ein. Tecla klagte ihren Gemahl an, und die Sache machte bald ungemeines Aufsehen. Die Frauen, stets zum Wunderbaren geneigt, nahmen Fortells Partei, der alles läugnete; auch die jungen Männer treten vielfach auf seine Seite, und behaupteten, dieß sey eine vortreffliche List, um eine grausame Schöne zu bezwingen. Aber die Richter sahen die Sache anders an: sie fanden hier eine Fälschung, eine Verletzung des Grabes und einen Diebstahl heiliger Gegenstände, denn man hatte das Grab von Vasquez aufgegraben und geplündert gefunden, so wie man auch bei näherer Untersuchung den geschnittenen Carneol in Fortells Hause fand. Dieser wurde schuldig erkannt, jedoch mit mildernden Umständen, und zu 200 Piastern Geldstrafe und einem Jahre Galeeren verurtheilt.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Viele Tage waren verflossen, seit wir Giraffen und noch dazu nur in geringer Anzahl und unter den ungünstigsten Umständen gesehen hatten. Das Blut lief mir also gleich Quecksilber durch die Adern, als ich am Morgen des 19 an einem Mimosawalde zweiunddreißig dieser Thiere vor mir sah. Sie waren nur hundert Schritte von mir, doch enthielt ich mich des Feuerns, um sie in der Nähe zu sehen und zu erlegen. Die Hottentotten, die ich mit mir auf meinen Pferden mitgenommen hatte, waren, wie gewöhnlich, bis auf Piet fortgegangen, um Kudus aufzusuchen, und als sich ein Rhinoceros mir in den Weg stellte, ließ ich auch diesen zurück, um das Thier zu beschäftigen, und jagte in vollem Galopp den beim Knall des Gewehrs in grotesker Flucht davon eilenden Thieren nach, deren froschähnliches Hüpfen mein Pferd bald weit dahinten ließ. Nach einiger Zeit entdeckte ich sie am Ufer eines kleinen Flusses außer Athem, und fand mich bald in ihrer Nähe. Ich schoß nach dem Männchen, doch es achtete meiner Kugeln wenig, und erst nach dem siebenzehnten Schuß neigte es seinen zierlichen Kopf, und sank zu Boden. Es maß von den Vorderhufen bis zum Kopfe 18 Fuß, und ich verwandte zwei Stunden, es gehörig zu zeichnen. Während dem war mein Pferd davon gelaufen, und ehe ich es mit Hülfe Mohanpeoms und Piets, die ich traf, wiederfand, war es spät geworden, und da wir uns auf dem Rückwege verirrten, war es Nacht, ehe wir zu den Wagen kamen.

Die Giraffe ist kein gewöhnliches Thier, selbst in seinem Vaterlande ist es nicht zahlreich. Wir fanden sie selten, ohne sie mühsam zu suchen, und nie mehr als höchstens 35 an einem Tage. Ihr Gesicht, Gehör, Geruch sind scharf und fein, und die Augen sind so eingerichtet, daß sie zugleich vor und hinter sich sehen kann; auch die Zunge hat eine außergewöhnliche Beweglichkeit und Ausdehnbarkeit, so daß sie fast wie ein Rüssel sich brauchen läßt. Dieß ist besonders nöthig, da der lange Hals nur 7 Gelenke hat, und sich nicht nach Belieben bewegen kann. Die Giraffe gibt keinen Ton von sich; beide Geschlechter haben behaarte Hörner, die Farbe der Haut wird mit dem Alter bei dem Männchen dunkler, bleibt aber bei dem Weibchen hell, fast dem Gelben sich nähernd. Ihr Aufenthalt scheint nur auf die Gegenden beschränkt, wo der Mimosabaum (Species Mokaala, Kameel-doorn) wächst, dessen Blätter, junge Schößlinge und Blüthen ihre gewöhnliche Nahrung sind.

So immer weiter gegen Norden steuernd, näherten wir uns dem Zusammenflusse des Limpopo und Mariqua, wo die Gegend immer öder, die Bäume immer weniger und das Wild immer seltener wurde. Da unsere Erkundigungen über das Land nur schwierig zu einiger Befriedigung führten, entschlossen wir uns zur Rückkehr. Sobald dieser Entschluß unsern Führern bekannt ward, suchten sie uns auf alle Weise davon abzubringen und uns zu überreden, bis zu dem großen See vorzudringen, dessen Daseyn zuerst von Dr. Smith außer Zweifel gestellt worden. Zwei Eingeborne, die sich zu Führern anboten, versicherten, es sey nur noch ein Weg von zwei Monden; doch wir trauten ihren Bestimmungen nicht, fürchteten unsern Urlaub zu überschreiten und wandten uns südlich. Dieß schien ein Zeichen für unsere Führer, uns auf alle Weise mit Beschwerden und Hindernissen lästig zu werden, indem sie meinten, wir müßten nach den Caffandergen zurückkehren. Endlich kamen noch vier Matabili-Krieger von Kapain, die uns vom König den Befehl brachten, sogleich nach den Caffandergen zurückzukehren, wo sein Minister Um Nombate uns seine weitern Befehle eröffnen würde. Widerstrebend gehorchten wir, und wirklich frühzeitig schon am nächsten Morgen näherte sich

dieſe wichtige Perſon mit einem großen Gefolge und drei elenden Ochſen. Wir waren ſehr begierig, die Befehle des Königs zu hören, doch unſre Neugier ward erſt dann befriedigt, als er mit ſeinen Leuten geſättigt war. Jetzt eröffnete er uns, daß der König ein Percuſſionsgewehr von uns wünſche. Wir verſprachen es ihm zu ſchicken, wenn wir am Vaal-Fluſſe unſere Führer entlaſſen hätten, und nach gegenſeitigem Schnupftabaknehmen und Geſchenken trennten wir uns wieder, indem wir unſern Weg weiter nach Süden fortſetzten, doch nicht ganz ohne Schwierigkeiten. Bald riß das große Tau, an dem die Ochſen zogen, und mußte durch ein aus Büffelhaut ſchnell gefertigtes erſetzt werden; ein andermal verwundete ſich Piet aus Unvorſichtigkeit mit ſeiner eigenen Flinte, und die Elephanten wurden ſo zahlreich, daß ſie oft uns den Boden ſtreitig machten und wir in fortwährendem Kampfe mit ihnen unſere Reiſe fortſetzten.

Doch eine Freude war mir noch vorbehalten. Am 13 Dec. war ich mit einer ſchwerfälligen, altmodiſchen Flinte, die ich als Aushülfe von Hrn. Moffat erhalten hatte, auf die Jagd gegangen, da meine Büchſe durch einen abermaligen Fall wieder zerbrochen war. Wir ſetzten einem verwundeten Elephanten nach, als meine Aufmerkſamkeit auf dunkelfarbige Antilopen gelenkt wurde, die in ziemlicher Anzahl in einem Seitenthale weideten. Ich hatte ſie noch nie geſehen und muthmaßte, es könne wohl eine beſondere Species ſeyn; doch meine Flinte verſagte dreimal, und ehe ich wieder von den Wagen meine Büchſe holte, war jede Spur von ihnen verloren. Drei Tage lang ſuchte ich ſie auf und hatte faſt ſchon die Hoffnung aufgegeben, als ich ſie in einem ſteinichten Thale wieder erblickte und einen ſchönen Bock erlegte. Dieſe Art iſt wirklich noch nicht von Naturforſchern beſchrieben. Sie hat flache, gegen drei Fuß lange Hörner, die halbmondförmig nach hinten gebogen ſind, eine buſchichte, ſchwarze Mähne reicht von den kaſtanienbraunen Ohren bis auf die Mitte des Rückens, der Schwanz iſt lang und voll, die glänzend ſchwarze Farbe des größern Theils des Körpers contraſtirt anmuthig mit einem ſchneeweißen Geſicht und Unterleib; ſeine Größe iſt die eines mittlern Pferdes. Sorgfältig brachte ich das Exemplar in die Capſtadt, ließ es von Hrn. Verreaux, einem franzöſiſchen Naturforſcher, ausſtopfen, und ſchickte es nach England.

Da unſere Begleiter des Königs mit jedem Tage unwilliger wurden, uns weiter zu begleiten, entſchloſſen wir uns, da der größere Theil unſrer Wünſche erreicht war, auf dem Weg über den Vaal in die Colonie zurückzukehren. Dieſer Entſchluß erregte allerſeits große Freude, namentlich bei den Hottentotten, die ſich nach ihren Frauen und Trinkhäuſern ſehnten.

Am Mittag des 16 Dec. alſo ſagten wir den bezaubernden Wäldern von Caſhan Lebewohl und überſchritten, nach Süden gewendet, eine kleine Bergreihe, die einzige, die uns von den ungeheuren Ebenen des Vaal trennte. Ein ganz anderes Land empfing uns, als wir bisher geſehen, und namentlich büßten wir die Nachläſſigkeit, unſere Waſſerkrüge nicht gefüllt zu haben, da die reichen Gewäſſer des Berglandes uns deſſen enthoben hatten, bitter durch einen Tag und eine Nacht voll heftigen Durſtes, und wir begrüßten mit herzlicher Freude den ſchönen Chonapas, deſſen voller, tiefer Strom ſich zwiſchen dichtem Geröhricht hinſchlängelt und von Flußpferden häufig beſucht wird. Von hier aus, ſagten unſere Führer, ſeyen es nur noch zwei Tagreiſen bis an den Vaal-Fluß, den wir recht gut ohne ſie erreichen könnten; ſie verlangten ſodann die Geſchenke für den König und für ſich, und wollten uns verlaſſen. Nachdem wir Bitten und Drohungen vergeblich verſucht hatten, ſie von ihrem Entſchluſſe abzubringen, mußten wir ihnen den Willen laſſen, legten aber keine Flinte für den König bei, da wir noch nicht am Vaal ſeyen, und ziemlich unzufrieden und murrend über unſre Unfreigebigkeit zogen ſie ab.

(Schluß folgt.)

Einſammlung und Gebrauch des Harzes in Siam.

Wenn die Tſchongs in der Provinz Tſchantaburi Harz einſammeln wollen, ſo verfahren ſie dabei auf folgende Weiſe: ſie machen mit Axthieben am Fuße eines großen harzigen Baumes von 100 bis 150 Fuß Höhe einen tiefen Einſchnitt in Form eines kleinen Ofens, machen dann einen Augenblick Feuer an, und bald fließt das Harz heraus und ſammelt ſich in dem kleinen Ofen an, wo ſie es alle zwei oder drei Tage herausſchöpfen. Dieſes Harz heißt bei ihnen Tſchang, und iſt ſtark im Gebrauche; man bedient ſich deſſelben, um Barken zu betheeren und Fackeln zu machen; es iſt ſogar zur Malerei tauglich, wenn es vollkommen rein und durchſichtig geworden iſt. Um Barken zu kalfatern, muß man Pechſtaub darunter miſchen, um es conſiſtenter zu machen. Wenn ſie Fackeln machen wollen, graben ſie ein Loch in den Boden und werfen Stücke faules Holz hinein, das ſie klein ſtoßen dann gießen ſie Harz darauf, und miſchen es mit dem faulen Holze ſo, daß es eine dicke Paſte gibt, die ſich in der Hand ballen läßt; man rollt ſie und wickelt ſie dann in lange Blätter, die daran feſt kleben. (Echo du Monde Savant vom 25 April.)

Ueberſicht der neuern geographiſchen Entdeckungen.

Afrika.

(Fortſetzung.)

Im Jahre 1799 und 1800 war Hornemann nach Fezzan gezogen, und kam bei einem Verſuche, noch tiefer in das Innere von Afrika vorzudringen, um. Er war ſeit Herodot der erſte Europäer, der einen Bericht über das Land der Garamanten geliefert hat. Der von ihm eröffnete Weg wurde in den Jahren 1818 bis 1820 von zwei Engländern, Ritchie und G. F. Lyon, einem Marineofficier, wiederum eingeſchlagen. Der Erſtere unterlag dem ungünſtigen Klima. Lyon war glücklicher, und ſah ſein Vaterland wieder; die werthvollen Berichte, die er zurückbrachte, verbreiteten ein ganz neues Licht über den nördlich von der Sahara gelegenen Theil Afrika's, und gaben der Hoffnung Raum, dieſes Sandmeer zu durchdringen und bis in das Land der Neger zu gelangen.

Der in den Jahren 1822 bis 1824 gemachte Verſuch gelang vollſtändig. Denham, Clapperton und Oudney zogen von Tripoli aus

durch das Gebiet von Fezzan. Von der Gränze dieses Landes an ward ihr Weg gegen Süden durch eine Reihe von Erdhügeln oder Felsen, die in Zwischenräumen einander folgten, bezeichnet; manchmal öffneten sich die Thäler auf jeder Seite in eine Art von Oasen, die von den zu der großen Familie der Berbern gehörigen Tibbus bewohnt werden. Am 10 Februar 1825 befanden sie sich zu Lari, dessen Einwohner Neger sind. Von den nahe gelegenen Anhöhen aus erblickten die Engländer eine große, breite Wasserstrecke; es war dieß der See Tschad, den man nur aus den Berichten arabischer Geographen kannte; sie nannten denselben Bahr-Sudan (Meer von Nigritien). Vergebens verwandten die gewandtesten europäischen Geographen ihre Zeit darauf, demselben mit Genauigkeit einen Platz auf ihren Karten anzuweisen. Gegenwärtig ist seine Lage mit der genauesten Bestimmtheit angegeben. Sein Umfang ist, die Ostseite ausgenommen, untersucht worden. Seine Ufer sind sumpfig und in der Regenzeit überschwemmt. Die Krokodile und Nilpferde, die sich darin aufhalten, beweisen, daß sein Wasser süß ist. Seinen Ausfluß hat man noch nicht entdeckt. Ein eingeborner Häuptling sagte Hrn. Denham, der Tschad habe sich in frühern Zeiten in östlicher Richtung gegen den Bahr-el-Abiad durch einen Fluß, dessen gegenwärtig ausgetrocknetes Bette noch kennbar, mit Weideplätzen bedeckt und von großen Bäumen beschattet sey, ergossen. *) Er nimmt von Süden her den Schary, von Westen her den Yeu auf, der in einer Hügelkette entspringt, an deren entgegengesetztem Abhange die Bäche in das Bassin des Kuarra fließen. Die Lage des Tschad in Beziehung auf seine Höhe im Verhältniß zum mittelländischen Meere beträgt 1200 englische Fuß. Der Beweis seiner Ausmündung bleibt noch zu führen übrig; es wurden hierüber bereits Systeme aufgestellt, von denen einige mit vollem Rechte bizarr genannt zu werden verdienen.

Die Angabe der Oertlichkeit des Tschad auf der Karte hat die aller um ihn herliegenden Länder berichtigt, was zur Folge hatte, daß man die Bücher der arabischen Geographen, die davon handelten, jetzt weit besser versteht. Sie sprachen viel von Tombuctu, einer Stadt im Innern von Afrika, und sagen unter Anderem, dieselbe enthalte eine erstaunlich zahlreiche Bevölkerung; andern Berichten zufolge aber ist die Anzahl ihrer Bevölkerung nicht so bedeutend. Inmitten so entgegengesetzter Meinungen war es schwierig, die Wahrheit herauszubringen, wodurch der Drang, in diese geheimnißvolle Stadt in der Mitte Afrika's zu gelangen, bei den europäischen Reisenden noch mehr angespornt wurde. Bekanntlich war Paul Imbert, geb. zu Sables d'Olonne, im 17ten Jahrhundert von den Marocanern zum Sklaven gemacht und nach Tombuctu gebracht worden; mehrere seiner Landsleute, die ihn zu verschiedenen Zeiten zu Marocco sahen, hörten oft aus seinem eigenen Munde die Erzählung seiner Abenteuer; allein keiner von ihnen hinterließ uns auch nur einen kleinen Bericht hierüber, und so starb dieser Unglückliche weit entfernt von seinem Vaterlande, ohne das, was er gesehen, niederschreiben zu können.

In neuerer Zeit machten viele Europäer den vergeblichen Versuch, in das Innere von Afrika bis Tombuctu zu dringen. Endlich gelangte Major Laing, von dem wir noch anderwärts sprechen werden, nach dieser Stadt, allein von den Tuariks der Wüste, welche die Karawane, mit der er von Tripoli abgegangen war, anhielten, mißhandelt, verwundet und beraubt; sein Bedienter wurde von diesen barbarischen Nomaden getödtet. Die bei der Karawane befindlichen Mauren hoben Laing auf, und durch ihre Sorge kam er wieder zum Leben. Während seines Aufenthalts zu Tombuctu wurde er nicht beunruhigt; er konnte frei spazierengehen, sogar bis zu den Ufern des Dialiba, der in geringer Entfernung in südlicher Richtung vorbeifließt. Er reiste hierauf mit einer Karawane, die nach Sansanding zog, ab, wurde aber fünf Tage darauf von den Dienern eines fanatischen Scheikhs, der ihn zur Annahme des muselmännischen Glaubens zwingen wollte, erwürgt. Seine Instrumente, seine Papiere und Effecten wurden gestohlen und zerstreut.

René Caillié, geboren zu Mauzé, Departement der Vendée, war glücklicher als Laing. Nach verschiedenen Ausflügen durch Senegambien gelangte er im Januar 1828 nach Dschenné, einer Stadt Nigritiens auf einer Insel des Dialiba; er schiffte sich am 25 Mai auf diesem Flusse, welcher durch den See Debo oder Dibbin, und von diesem aus in nordöstlicher, dann in östlicher Richtung fließt, ein; ein kleiner Canal führt nach Cabra, dem Hafen von Tombuctu. Am 22 April kam Caillié in diese Stadt, dem Ziel der Forschungen des civilisirten Europa's. Er hielt sich vierzehn Tage in derselben auf, schloß sich dann an die Karawane von Tafilelt an und kam nach unerhörten Strapazen nach Frankreich zurück. Seiner Angabe nach ist Tombuctu keine Stadt von großer Ausdehnung und zählt höchstens 12,000 Einwohner; allein zu der Zeit, wo die aus den verschiedenen Punkten Nigritiens und der Berberei angekommenen Karawanen daselbst zusammentreffen und sich aufhalten, ist für den Augenblick eine bedeutende Anzahl von Menschen daselbst versammelt. Da die Reisenden, welche den arabischen Geographen ihre Mittheilungen machten, Tombuctu gerade zu der Zeit dieses ungeheuren Zusammenflusses von Menschen gesehen hatten, so ist es kein Wunder, daß sie dieser Stadt eine sehr bedeutende Bevölkerung zuschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist bekanntlich eine Fabel, denn der Tschadsee liegt nur etwa 1200, die Halbinsel Sennaar gegen 4000' über dem Meere. A. d. U.

Miscellen.

Eine Alcadessa. Das Eco de Aragon erzählt folgende komische Thatsache, die sich im Dorfe Las Cuevas de Castelote ereignete. Als die Truppen der Königin einzogen, fanden sie nicht einen einzigen Mann: alle hatten die Flucht ergriffen oder waren schon früher den Carlisten gefolgt. Der General kam nun auf den Einfall, einen bloß aus Frauen zusammengesetzten Ayuntamiento und eine Alcadessa zu ernennen. Diese nahm das Amt an und bekleidete es zur großen Zufriedenheit ihrer Untergeordneten. Als die Männer nach Las Cuevas zurückkamen, mußten sie sich dem weiblichen Oberhaupte unterwerfen.

Vermehrung der französischen Dampfflotte im Mittelmeere. Man baut gegenwärtig zu Rochefort ein großes Paketboot von 320 Pferdekraft, das alsbald nach Toulon abgehen soll. Außerdem sind in Rochefort noch zwei andere Dampfboote im Bau, eines von 528 und ein anderes von 440 Pferdekraft. Letzteres soll 18 Achtzigpfünder auf dem Verdeck haben. (Franz. Bl.)

Eine kostbare Cigarrenbüchse. Die Königin Regentin hat dem General Espartero eine Cassette zur Aufbewahrung seiner Cigarren geschickt. Auf der einen Seite sind die mit Brillanten eingefaßten Bildnisse der Königin Regentin und Isabella II, auf der andern sind die letzten Waffenthaten des Herzogs von Victoria abgebildet. Das Ganze soll 15,000 Piaster gekostet haben. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1840.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Schluß.)

Langsam und stets auf unserer Hut fuhren wir den Chonapas entlang, bei jeder fernen zweideutigen Erscheinung eines Angriffs gewärtig. Doch die Eingebornen flohen vor unserm Anblick schon von weitem, und wir erreichten ohne Unfall am 20 die Gränze der Besitzungen Mosolekazi's, den Vaal, der, fast der Delagoabay gegenüber (ungefähr drei Grade westlich von dem Hafen) entspringt, und seinen Hauptstrom, den Gariep oder Großen-Orangefluß 250 geographische Meilen unterhalb seines Zusammenflusses mit dem Chonapas erreicht. Wir folgten seinem Lauf nach Süden, als wir aber den Nama-Hari überschritten hatten, einen seiner Nebenflüsse, blieb uns zur Richtung unsers Wegs nichts als der Compaß, und wie am Anfang unsrer Reise wurde die Spärlichkeit des Wassers unsre größte Plage. Ein Zufall wäre mir bald sehr verderblich geworden. Am Weihnachtstage war wie gewöhnlich unsere peinliche Sorge, Wasser aufzusuchen, und wir waren glücklich genug, nach einiger Zeit eine schilfbewachsene Quelle zu finden, deren Wasser jedoch durch einen Kalkniederschlag sehr bitter war; zugleich erkannten die Hottentotten aus einer hier liegenden zerbrochenen Achse, daß die Wagenspuren von Holländern herrührten, und wir ihnen folgen könnten; — um unsere Zufriedenheit vollkommen zu machen, ging ich, einige Bleesbocks (weißköpfige Antilopen) zu schießen, die, unweit von uns, an mehreren natürlichen Salzlaken sich erfreuten. Ein Hügel von der Form eines Tannenzapfens sollte mir behülflich seyn, die Wagen wiederzufinden. Schon hatte ich eine Menge geschossen, und mehreren ihr schönes Fell abgezogen, als ich an die Rückkehr dachte. Aber ich kannte das Land nicht mehr; die Einförmigkeit der Gegend hinderte jede Specialität, ich hatte meine Richtung verloren. Meine Schritte zurückzufinden, war nicht möglich, da sie sich unter der Masse der Antilopen verloren. Zuweilen, wie zum Hohn, erschien mir ein einsames Quagga, durch die Luftspiegelung, tausendmal vergrößert, wie das weiße Zelt eines Wagens; doch die bitterste Täuschung folgte meiner Freude über diese unverhoffte Entdeckung. Ein anderes Mal erschien eine Gruppe zwerghafter Buschweiber, die unter einer Heerde Bleesböcken wandelten, durch denselben Spiegel, als unsere Diener mit dem Rindvieh. Ich eilte hinzu — und sie flohen und schnatterten wie Affen. Immer heftiger suchte ich, gefoltert von Durst und Ermattung, immer unendlicher dehnte sich die Ebene vor mir aus; endlich gegen Ende des Tages wurden drei tafelförmige Berge wieder sichtbar, die ich vor meiner Irrfahrt schon gesehen; ich erhielt dadurch wenigstens die tröstende Gewißheit, daß ich in derselben Richtung mich befände; ich eilte weiter, und stärkte mich vor Eindruch der Nacht mit einem Schluck des klarsten Wassers aus einem kleinen, westlich sich hinwindenden Flusse, dessen Ufer mit Schilf und Zwergweiden bedeckt und mit den Fußstapfen mehrerer Löwen bezeichnet waren.

Die Ermattung des Körpers nimmt den Empfindungen ihre Kraft; ich sah diese Spuren ohne besondere Besorgniß. Da ich die Tafelberge weit südwestlich sah, so mußte ich den Weg unserer Wagen schon überschritten haben, und ich eilte so viel als möglich dem Laufe des Flusses nach; doch da die Nacht einfiel, bereitete ich mich, unter freiem Himmel zu übernachten. Der Himmel war wolkig und in der Ferne zuckten Blitze und rollte der Donner. Plötzlich, wie ich eifrig horche, ob keine Peitsche knallt oder ein Flintenschuß mir ein Signal gibt, steigt zu meiner unaussprechlichen Freude ein lebhaftes Feuer am Flusse auf. Wohl schien es mir seltsam, daß die Wagen dort seyn sollten, wo ich erst kurz vorher gewesen, doch die schmeichelnde Hoffnung trieb mich auf und nach dem Fleck, wo ich zu meinem nicht geringen Leidwesen einen Trupp Buschmänner fand, die ein gefallenes Thier zerrissen und speisten. Leise zog ich mich wieder zurück, um mich ihnen nicht zu verrathen. Erst gegen Mitternacht wagte ich ein Feuer anzuzünden, um meinen Hunger mit einem Koorhaan zu stillen, dann legte ich mich nieder. Am andern Morgen strömte der Regen vom Himmel, und durchnäßt, kalt und krampfhaft erhob ich mich aus meinem Wasserbett. Alle Hoffnung, die Spur der Wagen zu finden, war jetzt verloren, denn in dem rothen Lehmboden hatte der Regen sie gänzlich verwischt. So verfolgte ich den Fluß weiter gegen Westen, und nachdem ich im Laufe dieses

zweiten Tages meiner Trübsal bei Aufsuchen eines Wasserbeckens in eine 6 Fuß tiefe Fallgrube gerathen war, und mich nur mit Mühe aus ihr herausgearbeitet hatte, kam ich endlich bei Sonnenuntergang an einen Hügel, wo ich zur Nachtruhe eine trockene Höhle fand. Die Nacht war sternhell und klar, und ich dachte schlaflos mit Ernst daran, wie ich allein die Gränzen der Colonie mit meinem Pferde erreichen möchte. Mit Schießbedarf war ich hinreichend versehen, und so glaubte ich, wenn kein Mangel an Wild einträte, die 200 (engl.) Meilen glücklich zurückzulegen, die mich von Neu-Hantam trennen konnten.

Dessenungeachtet unternahm ich es am andern Morgen noch einmal, die Wagen zu suchen, indem ich einen Kreis gegen Nord und West durchstreifen wollte. Um mein Pferd zu schonen, ging ich meist zu Fuß, und siehe, gegen Mittag erkannte ich die schilfbewachsene Quelle, an der wir am Weihnachtstag gefrühstückt hatten. Ich warf mich in den Sattel und eilte hin — auch die Wagenspuren waren deutlich sichtbar, und ich folgte ihnen sorgsam. Bald begegnete ich einer Horde Betschuanas, die ich durch eine zerbrochene Cigarre und die abgeschnittenen Metallknöpfe meines Rocks gewann, und von denen ich durch Zeichen erfuhr, daß ich auf der rechten Spur wäre. Begleitet von ihnen erreichte ich auch nach Verlauf einer Stunde die Wagen und meine Gefährten, die mich schon verloren gegeben hatten.

Dieser unangenehme Zufall und der fortdauernde Mangel an Wasser und Feuerung waren nicht die einzigen Unannehmlichkeiten, die uns jetzt heimsuchten. Ueberfälle von Hyänen, beschwerliche Durchfahrten durch die kleinen Flüsse, die den Weg durchkreuzten, heiße Winde und Ungewitter mit heftigem Hagelschlag waren fast unsere täglichen Begleiter. Nach und nach hörte das Flachland auf, und Thal und Hügel wechselten anmuthig ab, als wir uns den Wittebergen näherten. Hier traf uns aber der härteste Schlag, den wir auf unserm abenteuerlichen Wege zu erdulden hatten.

Wir waren in dem Lande der Buschmänner, und ungewiß über ihre Gesinnung gegen uns, gingen wir nur vorsichtig weiter. Schon hatten wir mehrere dieser Höhlenbewohner getroffen und versucht, uns durch Geschenke in gutes Vernehmen mit ihnen zu setzen. Am 3 Januar hielten wir unter einem Berge, von welchem sogleich eine Menge Buschweiber auf uns zukamen, unter denen namentlich ein Mädchen von sehr niedlichen Verhältnissen (ihre nackten Füße maßen nicht mehr als 4 Zoll in der Länge) den Augen der Hottentotten wohlgefiel, und, da sie geläufig holländisch sprach, der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeiten wurde. Sie sagte, daß einige Tagereisen weiter ein holländischer Ansiedler sich aufhielte, sonst erlangten wir keine wichtige Nachricht von ihr. In der Nacht entstand ein Getümmel, als wenn Löwen in der Nähe seyen, und Andries erhielt die Wache bei unsern Stieren; doch er schlief, und am andern Morgen waren unsere Thiere nirgends zu sehen. Das hübsche Buschmädchen hielt die Hottentotten von schneller Verfolgung ab, und als ich mich endlich, nachdem mehrere mit leeren Händen wieder zurückgekommen waren, auf den Weg machte, erfahre ich zu meinem Schrecken von Andries und Esbus, die mir entgegenkommen, daß die Ochsen sich in den Händen der Buschmänner befänden, die sie höhnend aufgefordert, sie vom Berge herabzuholen, wenn sie das Herz hätten. Vergeblich war meine Aufforderung, mit mir, bewaffnet wie wir waren, die Räuber zu überfallen, — sie wagten es nicht, und wider meinen Willen mußte ich zu unserm Lager zurück; doch entschlossen wir uns, sie noch in der Nacht aufzusuchen. Wohl schlichen wir uns, mein Reisegefährte, ich und fünf unserer Hottentotten, leise an ihr Lager; aber der anbrechende Tag zeigte uns das Nest leer und neunzehn unserer stämmigsten Ochsen schändlich ermordet. Vergebens durchsuchten wir jeden Winkel, jede Höhle, nur halbverhungerte Hunde irrten umher, oder nagten an den vom Gift der Buschmannspfeile hoch aufgeschwollenen Cadavern, und als wir nun unsere noch übrig gebliebenen Zugthiere musterten, blieben uns nur noch sechs.

Glücklicherweise erinnerten wir uns, daß das Buschmädchen, die Ursache unseres Verlustes, von einem Boer gesprochen, der zwei Tagereisen von uns entfernt seyn sollte. Zwar durften wir gerade kein besonderes Vertrauen in ihre Aussage haben, doch machte ich mich mit zwei unserer Diener auf, ihn aufzusuchen, oder, wenn diese Nachricht sich als trügerisch erweisen sollte, bis zur Colonie zu gehen, und von dort frische Zugthiere zu besorgen. Es war schwer, unter unsern Pferden drei einigermaßen für diese Expedition taugliche herauszufinden. Ich wählte die besten und begann meine Untersuchungsreise. Mehreremale getäuscht durch Quaggas und Elendthiere, die ich für Schafe und Rinder hielt, stieg ich endlich auf eine der Höhen, an deren Fuß wir hinritten, und entdeckte mit Hülfe meines Fernglases endlich zu meiner nicht geringen Freude wirkliche Schafe. Vierzig holländische Colonisten lagerten mit allen ihren Freunden und Vettern am Ufer des Calf-Flusses; ihr Anführer war Christian Breck. Meine erste Frage, als er aus seinem Zelte, die Pfeife im Munde, mir entgegentrat, war, wie viel Tagreisen es noch bis zum großen Flusse sey. Doch ehe er mir antwortete, mußte ich ein strenges Examen über mein Alter, Name, Wohnort, Beruf, Bestimmung und Familiengeschichte bestehen. Damit zufrieden gestellt, führte er mich zu seiner Frau, die mich demselben Examen unterwarf und erst dann eine Schüssel Hammelknochen, in Essig schwimmend, vorsetzen ließ. Mein Antrag, unsere Wagen mit einigem Gespann ihrer Ochsen herbeibringen zu lassen, fand nur erst dann geneigtes Gehör, als ich von einem Geschenk von Thee und Schnupftabak sprach. Sein Sohn erhielt den Auftrag, mit zwei Gespannen, denen sich noch andere anschlossen, unsern Wagen zu Hülfe zu kommen, und groß, wie sich jeder einbilden kann, war Richardsons Freude, als ich so schnell wiederkehrte.

Hier blieben wir einige Tage, denn unsre Absicht, unsern Verlust an Ochsen zu ersetzen und die Last unsrer Wagen so viel möglich zu erleichtern, durch Kauf oder Tausch, war nicht leicht auszuführen. Auf Tausch ließen sie sich gar nicht ein, und wir mußten endlich mit baarem Gelde die Ochsen bezahlen, die wir brauchten — glücklicherweise hatten wir noch 250 Rit-

dollars — und so viel zu verkaufen suchen, als möglich, was aber freilich nur sehr langsam von Statten ging. Mit seltsamen Augen aber betrachteten sie uns, als wir ihnen unsern Besuch in dem Gebiete Mosolekazi's erzählten und durch unsre mitgebrachten Trophäen bestätigten. Denn wenn sie ihn auch öffentlich herzlich verachteten, so war doch ihr Interesse nicht weniger groß, Näheres durch unseren Besuch von seinem Leben und Staate zu hören, da sie eben die Rückkunft eines Commando's unter Gert Maritz aus seinem Gebiete zurückerwarteten.

Am 11 Januar setzten wir mit leichtem Beutel (es blieben uns gerade noch 10 Shilling) unsere Reise weiter fort. Noch immer hatten wir einen weiten Weg bis zur Colonialgränze, doch wir waren jetzt auf einem betretenen Fahrweg, was uns seit Monden nicht geschehen war. Noch am selben Vormittage begegneten wir einem Boer von Beaufort, der sehen wollte, wie es den Auswanderern ergehen würde, ehe er sich ihnen anschlöße. Als wir ihm sagten, wo wir herkämen, rief er verwundert aus: „Wie habt ihr es angefangen, daß euch die Kaffern mit heiler Haut davongelassen haben?“ Und wohl war es ein Gegenstand der Verwunderung für Alle, die nicht einsahen, daß ein Unterschied ist zwischen einem Jagdzug, der die Wilden mit Geschenken sich befreundet und einer Colonie, die sich uneingeladen neue Wohnsitze sucht. Noch verloren wir auf unserm Wege unsere Schafe, die scheu geworden und von den Buschmännern aufgefangen waren.

Endlich nach manchen Fährlichkeiten erreichten wir den großen Fluß, dessen hoher Wasserstand uns einige Tage vom Uebergang in die Colonie abhielt, da Andries, im Schooße seiner Familie, die Nothwendigkeit nicht einsah, uns das Daseyn einer Fähre zu melden, bis ihm selbst die Langeweile kam. Dieser Uebergang dauerte einen ganzen Tag, da die Wagen auseinander genommen und jedes Schaf einzeln auf die Fähre gebracht werden mußte, und hier verloren wir noch den letzten Ochsen, der uns auf unserm Zuge begleitet hatte: er ertrank im Flusse.

Groß war das Staunen unsrer Kapfreunde, als wir wohlbehalten wieder anlangten, denn man hatte uns Alle unter den Händen der Matabili sterben lassen. Weniger groß die Freude der Frauen unsrer Hottentotten, daß die Todten wieder erstanden, denn gar bald gelangweilt vom Wittwenschleier, hatten sie sich schnell wieder in den heiligen Ehestand begeben.

Die Colonie der Samojeden im Gouvernement Archangel.

(Aus der Nordischen Biene Nr. 251, 272 vom vor. und Nr. 11 v. d. J.)

Der Mensch in seiner moralischen Kraft kann jede Unannehmlichkeit, jedes Klima ertragen, unter der glühenden Sonne der Tropenländer, wie unter dem ewigen Eis der Pole finden wir die Spuren seiner Thätigkeit, und wenn auch die Natur in diesen unwirthlichen Gegenden selbst die Gränze des Lebens gesetzt zu haben scheint, die nomadischen Stämme der Samojeden haben sich mitten in jenen Sümpfen und Einöden niedergelassen, und wandern mit ihren Heerden von Ort zu Ort, zwar roh und ungebildet, doch friedlich und sanft wie die Thiere, die sich ihnen als Gesellen des einsamen Lebens dargeboten haben. Ihre Heerden sind weder zahlreich, noch haben sie die bunte Mannichfaltigkeit der südlichen Stämme, sie bestehen nur aus Einer Thiergattung, dem Rennthier. Nicht immer bewohnten die Stämme der Samojeden die Ufer des weißen Meeres; wenn man den Untersuchungen der Gelehrten trauen darf, war ihr früheres Vaterland Asien, und zwar Sibirien. Die ersten eingewanderten Sibirier waren wohlhabend und besaßen zahlreiche Rennthierheerden. Die Eingeborenen, größtentheils Sürjänen, ermunterten die neuen Ankömmlinge, in der Hoffnung, einen großen Gewinn von ihnen zu ziehen, und versorgten sie mit Getreide, Branntwein und Tabak. Die Samojeden kannten noch nicht den hohen Preis ihrer Rennthiere und Pelze, und waren froh, als die Sürjänen ihnen für ihre besten Zobel oder Rennthiere Kleider, Branntwein und Tabaksblätter gaben. Wie alle wilden Völker, überließen sich auch die Samojeden, sorglos dahinlebend, dem Trunke, und fielen dadurch nach und nach in die Hände der habsüchtigen Sürjänen, und sehr viele Samojeden waren am Ende nicht mehr im Stande, ihren Tribut zu bezahlen, so daß sie ganz in den Dienst der erstern kamen. Dieses unglückliche Schicksal würde eine immer größere Anzahl erreicht haben, wenn die Regierung nicht aufmerksam darauf geworden wäre. In der neuern Zeit hat die unbeschränkte Gewalt der Sürjänen und Russen über die Samojeden ein Ende genommen, und jeder Samojede lebt für sich, der Vermehrung seiner Heerden wartend, so daß die Armen selbst jetzt bis zu 15 Rennthiere besitzen, von denen sie einen geringen Tribut entrichten, der 5 Rubel 30 bis 40 Kopeken nicht übersteigt.

Außerdem hat der Kaiser im Jahre 1835 ein Gesetz über die Verwaltung der Samojeden erlassen, die sich im mezenischen Kreise niedergelassen haben, in welchem unter manchen andern trefflichen Einrichtungen verordnet wird, daß bei jeder Revision 60 Desätinen Tundra Landes, die dem Amte und Dorfe am nächsten liegen, dem Kopfe zugemessen werden.

Diese Austheilung des Landes ist den Samojeden vom größten Nutzen. Denn die reichern Samojeden haben jetzt sicher nicht mehr zu fürchten, daß sie von den Sürjänen oder russischen Bauern in die nackten Tundras hinausgetrieben und des Futters für ihre Rennthiere beraubt werden, und selbst die Aermern haben die Hoffnung, durch die zeitweilige Abtretung ihres Weidentheils an die Reichern eine gewisse Summe zu erhalten.

Der Hauptcharakterzug der Samojeden ist Tiefsinn und Niedergeschlagenheit, wozu die Düsterheit ihrer Natur sie stimmen mag. Ihre Gesänge sind traurig und trübselig; doch gegen die Russen zeigen sie sich sanft und friedfertig, zuweilen auch fröhlich. Streit herrscht nie unter ihnen, und Diebstahl zu strafen haben sie nie Ursache, denn jeder vertraut dem andern unbedingt. Ohne Aufsicht lassen sie ihre Lebensmittel am Ufer des Meeres und entfernen sich zwei oder drei Monate, d. h. bis sie solche bequem in ihre Standlager führen können. Wenn unter ihnen irgend einmal ein Mord vorfiele, so könnte das nur aus Unbedachtsamkeit oder in der Trunkenheit geschehen.

Der größte Theil der Samojeden bekennt sich jetzt zur griechisch-russischen Kirche, in der neuern Zeit findet man fast auf jeder Tundra eine Kirche, und allmählich wird sich ihre Zahl noch vermehren. Ohne Zweifel hält das Nomadenleben sie ab, an jedem Sonn- und Feiertag dem Gottesdienste beizuwohnen, doch erfüllen sie gewissenhaft alle Vorschriften der Kirche.

Sie sprechen ihren eigenen Dialekt, doch ist ihre Sprache zu völliger Bezeichnung der Gedanken und Benennung der Gegenstände nicht ausreichend, daher haben sie viele russische Wörter aufgenommen, und verstehen das Russische recht gut. Die samojedische Sprache hat keine geschriebenen Buchstaben, aber in dringenden Fällen gebrauchen sie zur Unterschrift irgend ein Zeichen. Jede Familie hat ihr besonderes, und wenn der Staroste (Ortsvorsteher) Rennthiere zum Vorspann für sich braucht, so schneidet er zuerst auf einem Brettchen dieses Zeichen aus, und bemerkt dann am Rande die Zahl der erforderlichen Rennthiere.

Der Reichthum der Samojeden ist nicht mit Sicherheit anzugeben, da sie bis zum Jahre 1836 sorgsam die Zahl ihrer Rennthiere verläugneten, aus Furcht, die Polizei möchte die genauen Angaben zu größern Abgaben mißbrauchen. Die Angesehensten unter ihnen sind diejenigen, welche 2 bis 3000 Rennthiere besitzen; eben so diejenigen, welche die schönsten Fuchspelze haben. Von diesen trennen sie sich um keinen Preis, sondern heben sie im Verborgenen auf, wie ererbte Schätze, ja es hält schon schwer, sie dahin zu bringen, diese schönen Thiere sehen und bewundern zu lassen, deren Pelz, wenn er in der Dunkelheit geschüttelt wird, Millionen leuchtender Funken ausstreut.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Afrika.

(Fortsetzung.)

Hr. Mollien verließ im Jahre 1819 die Insel St. Louis am Senegal, um nach Tombuctu zu gelangen; allein er konnte diesen Plan nicht durchführen. Er durchreiste mehrere Staaten Senegambiens, gelangte bis zu dem Gebirgsknoten, in welchem der Senegal, der Falemé und Gambia entspringen, und kam nach Timbu, einer Stadt südlich vom 10ten Grad der Breite. Unter den merkwürdigen Nachrichten, die er über die Länder im Innern, wo er nicht hinkam, sammelte, befindet sich der Name einiger zuvor noch nicht erwähnten, so wie auch die Angabe der Quelle des Dialiba, der im Jahre 1796 von Mungo Park entdeckt wurde.

Nach den von diesen Reisenden gelieferten Angaben hatte der englische Geograph Rennel diese Quelle unter dem 11ten Grad nördlicher Breite, 250 Lieues vom Ocean, angegeben. Die Neger von Timbu geben sie mehr südlich und besonders der Meeresküste näher gelegen an. Diese Angabe wurde von Laing, der im Jahre 1822 von Sierra Leone ausging und zuerst den Fluß dieses Namens aufwärts fuhr, bestätigt; oberhalb seiner Erweiterung an der Küste heißt er la Rokelle. Er setzte seine Reise bis zur Quelle desselben fort, erstieg dann ein Gebirge, von dessen Gipfel aus er auf eine Entfernung von 25 Meilen in südöstlicher Richtung den Berg Loma, den höchsten der Kette, zu der er gehört, unterscheiden konnte. Die Neger zeigten Hrn. Laing den Punkt, welchem der Dialiba entströmt; derselbe schien ihm in derselben Höhe zu liegen, wie der, auf dem er sich befand, und dessen Höhe er auf 1600 Fuß schätzte. Bei seinem Entstehen trägt der Fluß den Namen Tembié, was in der Landessprache Wasser bedeutet. Der Berg Loma liegt bloß 75 Lieues von der Küste.

Man kannte also damals die Quelle des fälschlicherweise Niger genannten Dialiba und einen beträchtlichen Theil seines Laufes durch Nigritien; allein das traurige Ende Mungo Parks im Jahre 1805, gerade in dem Augenblick, wo er, auf den Wellen des Stromes dahingleitend, sich mit der Hoffnung schmeichelte, dessen Mündung zu entdecken, schob dieses Ereigniß um mehrere Jahre hinaus, und in diesem Zwischenraume bemühten sich die Geographen, diese Frage zu lösen. Jeder erfand eine Hypothese; da es aber nicht in unserem Plane liegt, sie sämmtlich zu analysiren, so werden wir bloß die des Hrn. C. G. Reichard in Weimar anführen. In einer im Jahre 1802 gedruckten Denkschrift, die im Jahre 1819 in den Annales des Voyages wieder erschien, wobei er die Nachrichten aufzählte, welche man von der innern Structur Afrika's gegen den Meerbusen von Benin, von den atmosphärischen Erscheinungen in dieser Gegend und den Berichten verschiedener Reisenden hatte, erklärte er am Ende, der Niger Mungo Parks müsse sich in diesen Meerbusen ergießen; diese Meinung fand jedoch in Deutschland, auch andern Orts, besonders aber in England, Widerspruch.

Denham und Clapperton versuchten während ihres Aufenthalts in Nigritien einige bestimmte Notizen über den Lauf des Dialiba, der von den Eingebornen, die sie befragten, Kuarra genannt wurde, zu sammeln. Clapperton befragte bei seinem Aufenthalt zu Sackatu, im Lande Haussah, im Jahre 1824 den Sultan dieses Landes, Bello. Er erfuhr wenig Genügendes von diesem Fürsten; übrigens beschloß er, als er im Jahre 1825 nach Afrika zurückkam, von dem Meerbusen von Guinea aus in dieses Land einzudringen. Er kam an die Ufer des Kuarra, der gegen Osten floß, ein Jahr darauf. Bei seiner Rückkehr nach Sackatu, an welchem ein Fluß, den jener aufnimmt, vorbeifließt, starb er. Richard Lander, sein treuer Diener, der allein von allen Engländern der Expedition übrig geblieben war, machte den Versuch, auf einem andern Wege, als auf dem er hergekommen war, die Küste wieder zu erreichen; er war bereits in der Nähe des Kuarra, als er gezwungen wurde, seinen frühern Weg wieder einzuschlagen.

Die Entschlossenheit und der Scharfsinn, den er bewiesen hatte, veranlaßten die englische Regierung, ihn mit der Erforschung des Laufes des Kuarra zu beauftragen. Lander nahm seinen jüngern Bruder Johann mit, und im Jahre 1830 reisten diese beiden jungen Leute, von denen der älteste 26 Jahre alt war, zur Lösung einer Frage ab, worüber die Veteranen der Geographie uneinig waren; ihr Versuch gelang. Schon bei der vorigen Reise mit Clapperton hatte es sich bestätigt, daß Mungo Park zu Bussa, einer Stadt am Kuarra, auf eine unglückliche Weise ums Leben kam. Die beiden Brüder schifften sich am 30 September auf diesem Flusse ein; eine große von Negern geführte Pirogue trug sie; am 24 October erreichten sie den Zusammenfluß des Tschadda, eines von Nordosten herkommenden Stromes, und bald nahm der Niger seinen Lauf zwischen Gebirgen hin. Beim Austritt aus diesem Defilé theilt er sich in mehrere Arme, die ein großes Delta bilden; die Gebrüder Lander verfolgten denjenigen, der bei seinem Eintritt in die Bay von Benin Nun heißt; von da schifften sich die jungen Reisenden zur Rückkehr in ihr Vaterland ein. Richard, der von einer Handelsgesellschaft dazu aufgefordert wurde, entschloß sich, eine den Nun aufwärts gehende Expedition, die mit den Negern an den Ufern des Kuarra Handel treiben sollte, zu leiten; allein dieselbe fiel unglücklich aus. Sie ging im Jahre 1832 ab: nach vielen Unfällen und Anstrengungen fuhr Lander zum zweitenmal den Fluß aufwärts; hier wurden seine Pirogen von Negern aus einem Hinterhalte angegriffen, er selbst von einer Kugel getroffen und auf die Insel Fernando Po zurückgebracht, wo er am 6 Februar 1834 starb.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ob. Widenmann.

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1840.

Ausflug von Petersburg nach Kleinrußland.

(Aus der nordischen Biene. Nr. 68—70.)

Mit gemischten Gefühlen verließ ich Petersburg, wo ich meine Jugend verlebt hatte, und mannichfache Erinnerungen zogen durch meine Brust, als ich auf dem Wege nach Gatschina dahin rollte, demselben, auf dem ich einst in den Reihen der Krieger voll Hoffnungen und hochfliegender Phantasien nach den Ufern der Donau gezogen war. Wie viele meiner damaligen Cameraden waren nicht mehr. Die Erinnerung an meine Kriegslaufbahn weckte in mir auch die Erinnerungen an historische Ereignisse. Ehe ich nach Porchow kam, hielt ich an einem hohen Kurgan und ergötzte mich an den malerischen Ufern der Schelon, die neben der großen Straße hinläuft. An den Ufern dieses Flusses wurde das Schicksal der Nowgoroder entschieden: hier schlugen 10,000 Krieger Johanns III unter Anführung des Fürsten Cholmski 40,000 Nowgoroder. Ungeheure Kurgane, die man auf den Seiten des Weges sieht, decken wahrscheinlich die Gebeine der Vertheidiger der alten Republik. Die Ufer der Schelon wurden auch in der Folge mehr als einmal mit dem Blute der Russen und ihrer Feinde getränkt. Hier hauste De la Gardie, einst der Freund und Gefährte des Helden Skopin Schuiski, *) später der schlimmste Feind der Russen, oft mit den schwedischen Heerhaufen, um das Land dem Scepter Gustav Adolphs zu unterwerfen, weil die Russen in den Vorschlag Gustavs, den schwedischen Prinzen Philipp auf den Thron zu berufen, nicht eingewilligt hatten. Der Friede von Kardis machte dem Blutvergießen in der Provinz Nowgorod ein Ende.

Ich will nicht erzählen, welches Mahl ich in Porchow einnahm, und wie ich in Weliki Luki geschlafen. Diese Details sind für den Reisenden, aber nicht für den Leser wichtig, und ich bemerke bloß, daß Porchow eine sehr alte russische Stadt ist. Malerische Trümmer ihrer steinernen Mauern mit Thürmen und Contreforts, welche die Hand der Zeit verschont hatte, waren die einzigen stummen Denkmäler lang vergangener Zeit, die Ueberlieferungen hohen Alterthums. Unter diesen Mauern wurden mehr als einmal blutige Kämpfe geliefert; endlich in einer für Rußland schweren Prüfungszeit, während der innern Unruhen und des Kampfes Michael Feodorowitschs mit den Schweden und Polen, wurde Porchow durch den schwedischen Heerführer De la Gardie von dem Heimathlande abgerissen, und erst im Frieden von Stolbowa wieder an Rußland zurückgegeben.

Die Stadt Weliki Luki, gleichfalls durch ihr hohes Alter bekannt, war einst die Gränze Rußlands gegen Polen. Diese Stadt war mehrmals der Schauplatz bedeutender Kämpfe, namentlich zur Zeit des Kampfes Johanns des Schrecklichen mit dem polnischen König Stephan Bathori. Weliki Luki ist auch in neuerer Zeit in der russischen Diplomatie genannt worden bei Gelegenheit des Freundschaftstractats, den Kaiser Alexander I im J. 1812 mit Spanien abschloß. — In dem Maaße, als ich mich Witebsk näherte, weckte Alles in mir die Erinnerung an die Ereignisse des Kriegs im J. 1812. In Witebsk zeigte man mir das Haus, wo Napoleon während seines Aufenthalts gewohnt hatte, und ich sah den Saal, wo Napoleon beim Hineintreten Hut und Degen hinwarf, und zu den Umstehenden sagte: „Hier wollen wir den Winter über bleiben." Gott weiß, welche Wendung die Sache genommen hätte, wäre Napoleon auf diesem Beschluß geblieben!

Weißrußland erholt sich nur allmählich von den Wunden, die ihm der Krieg von 1812 geschlagen, während man ihn in andern Gegenden Rußlands bereits vergessen hat. Außer der Unfruchtbarkeit des Bodens in vielen Theilen Weißrußlands ist

*) Wasili Schuiski, welcher nach dem Tode des ersten falschen Dimitri den russischen Thron bestieg, hatte noch lange mit falschen Dimitris zu kämpfen, die von Polen aufgestellt wurden, um Unruhen auszustreuen, und die Eroberung Rußlands vorzubereiten. Wasili wandte sich an Schweden um Hülfe, und dieses, selbst dabei interessirt, daß Polen durch den Fall Rußlands nicht übermächtig im Norden werde, sandte ihm unter De la Gardie einige tausend Deutsche und Schweden zu Hülfe. De la Gardie schloß sich an Skopin Schuiski, den Neffen Wasili's, an, und vertheidigte mit ihm die Unabhängigkeit Rußlands gegen Polen. Als Wladislaus, der Sohn des polnischen Königs Sigismund, seine Hoffnungen auf die russische Krone aufgeben mußte, suchte Gustav Adolph solche seinem Bruder Philipp zu verschaffen.
A. d. U.

auch der Verfall des Handels und die schlechte Verwaltung der Privatgüter Ursache an der Armuth des Landes. Unwillkürlich dachte ich an den Roman Th. Bulgarins: Iwan Wyschigin, in welchem das Verfahren der Juden mit den armen Bauern nach der Natur geschildert ist. Uebrigens wird es nicht bloß dem Bauer, es ward auch mir schwer, mich von diesen Blutegeln loszumachen. Ehe ich nach Schklow, diesem weißrussischen, vorchristlichen Jerusalem, gekommen war, umgab mich eine ganze Schaar von Juden. Die einen boten mir Bernsteinspitzen, Scheermesser, Seife u. dgl. an; andere drangen in mich, etwas von ihren Galanteriewaaren auszuwählen; diejenigen, welche wegen des engen Raums nicht in mein Zimmer kommen konnten, boten mir ihre Waaren durchs Fenster herein. Da ich mein Geld nicht für unnütze Dinge ausgeben, und doch mich von diesen lästigen Verkäufern losmachen wollte, warf ich ihnen einige Rubel Papiergeld zum Fenster hinaus; sobald dieß die Judenschaar bemerkte, stürzte sie mit einemmal auf die Straße, und ich gewann Zeit die Thüre meines Zimmers zu schließen, wo ich dann ruhig zu Mittag aß, hierauf die Pferde anspannen ließ und weiter fuhr, und dabei ich nur noch eine kleine Contribution an einen Juden bezahlen mußte, der mir ohne mein Wissen zwei Duzend Aepfel in den Wagen gelegt hatte.

Schklow erinnerte mich an seinen frühern Besitzer Soritsch.*) Das Andenken an die Feste und Lustbarkeiten dieses Großen hat sich bei einigen alten Leuten dieses Landes noch erhalten. Einen trüben Anblick bot das ungeheure Gebäude, das einst vom Klang der Musik und von dem Jubelgeschrei der Gäste widergehallt hatte, jetzt aber verödet dastand und den Raben und Raubvögeln zur Zuflucht diente. Sic transit gloria mundi! Ein besseres Denkmal setzte sich Soritsch durch seine Errichtung des Schklowischen Cadettencorps, das später nach Grodno, von da nach Smolensk, nach Kostroma und endlich nach Moskau verlegt wurde. In diesem Corps wurden viele erzogen, die sich später im Kriegs- und Civildienste rühmlich bekannt machten.

Am meisten im Andenken steht in Weißrußland der Name des Grafen Tschernyschew. Er unterwarf das in den trüben Zeiten Rußlands durch Polen abgerissene Land der Kaiserin Katharina: er führte in ganz Weißrußland die Regierungsweise und Gerichtsverwaltung des Reichs ein, wie sie die kluge Katharina festgestellt hatte. Mit Einem Wort, Graf Tschernyschew war der Eroberer und Reformator dieses Landes, der sich auch dadurch ein bleibendes Denkmal erschuf, daß er durch das ganze Land Wege anlegte. Man denke sich eine gerade, breite, schattige Allee von mehr als 500 Werst Länge, und man hat einen Begriff von der großen Straße in Weißrußland. Solche Straßen verbinden nicht bloß die Gouvernements-, sondern auch die Kreisstädte dieses Landes.

In Mohilew am Dnepr kam ich Abends an; es war noch nicht spät, in der Stadt herrschte tiefe Stille, und nur selten erschienen da und dort auf den Straßen die unermüdlichen jüdischen Factoren. Welcher scharfe Contrast gegen die früher hier herrschende kriegerische Thätigkeit. Hier war lange das Hauptquartier der ersten Armee. Das Andenken an diese goldene Zeit war für die hiesigen Juden unvergeßlich. Mein Factor erzählte mir mit Entzücken, wie er sich täglich zwanzig und mehr Gulden verdient habe als Factor bei den vielen Generalen, und jetzt, setzte er seufzend hinzu, diene ich hier im Gasthof ums trockene Brod. Es ist etwas Seltsames um diese Juden! Wohin bringen sie das Geld? Ungeheure Summen kamen in die Hände der Juden, während hier das Hauptquartier der ersten Armee war, und doch brachten sie dem Lande keinen sonderlichen Vortheil. Sie leben, wie ich aus Erfahrung weiß, in ihren schmutzigen Kneipen, auch wenn sie Millionen besitzen, und schachern fort, ohne eigentlich sich oder andere zu bereichern. Mit Einem Wort, Millionen sind hier wie in einem Sumpfe versenkt; wären sie in einer nicht von Juden bewohnten Stadt in Umlauf gesetzt worden, sie hätten den Zustand der Landesbewohner verbessert, und wären von wohlthätigen Folgen für dasselbe gewesen. Dieses Judengeschlecht ist nur für den Reisenden nützlich; für einen oder zwei Gulden läuft der Factor den ganzen Tag lang in der Stadt herum, und ohne aus dem Zimmer zu gehen, kann man Alles nach Wunsch haben.

Doch warum gebe ich mich so lange mit den Juden ab; ich trennte mich bald von ihnen, da ich mich dem Gouvernement Tschernigow näherte. Obwohl dieß zum kleinrussischen Lande gehört, so fängt doch hier noch nicht das eigentliche Kleinrußland an, das Vaterland der Chmielnizki, Sagaidatschny, Doroschenko, Palei, Polubotok und andrer poetischer Helden der alten Hetmanei. Tschernigow war seit den ältesten Zeiten ein Besitzthum Rußlands; nach Nestor hatte es schon seit dem neunten Jahrhundert seine Großfürsten. In den trüben Zeiten Rußlands, in der Periode des Kampfes mit innern Unruhen und fremden Feinden, kam Tschernigow mehreremal in die Gewalt der Fremden, namentlich der Litthauer, welche an den südlichen Gränzen Rußlands, wie die Schweden an den nördlichen, hausten, und erst bei dem Frieden von Andrussow (1687) kehrte Tschernigow in den Schooß des gemeinsamen Vaterlandes zurück. Die lange Dauer der litthauischen Herrschaft hat noch jetzt Spuren in der Sprache und Kleidung der Einwohner zurückgelassen. Die Tschernigower werden deßhalb von den ächten Kleinrussen Litthauer genannt. Die alte Stadt Tschernigow hat manches schwere Prüfungsjahr erduldet. Aber wo sind die Reste seines frühern Ruhms? Wo die stummen, aber beredten Zeugen seines Alterthums? Vergebens suchte ich sie. Vergebens fragte ich die Einwohner um die Denkwürdigkeiten der alten Hauptstadt der Fürsten von Tschernigow. Nur hohe Kurgane und von der Zeit halb zerstörte Feldbefestigungen bezeugen noch, daß hier einst Schlachtfelder waren. Ich konnte beim Anblick der schwachen Ueberreste des alten Tschernigow nicht umhin, zu bedauern, daß wir keine kurze Beschreibung sämmtlicher Alterthümer und Merkwürdigkeiten der russischen Städte besitzen, die einem Reisenden als Leitfaden dienen könnte.*) In Tschernigow zeigte man mir die Kathedrale

*) Soritsch, ein gebornter Serbe, stand eine Zeit lang bei der Kaiserin Katharina II sehr in Gunst.

*) In den neuern Zeiten ist in dieser Beziehung viel geschehen, namentlich von Giagelew. A. d. U.

zur Verklärung Christi, welche, wie man glaubt, noch von dem Sohne des Großfürsten Wladimir des Großen, Mstislaw dem Kühnen, im Anfange des 11ten Jahrhunderts erbaut wurde.

Ich stand nun auf dem Punkte, den vaterländischen Boden zu betreten, den ich seit neun Jahren nicht mehr gesehen hatte, und hätte den ersten Kleinrussen in rothen Stiefeln und mit dem langen Schopfe hinterm Ohr als Bruder umarmen mögen. Meine Freude stieg noch, als ich mich dem ersten kleinrussischen Dorfe näherte, und der heimische Geruch, der Geruch der Kisil,*) vermischt mit den balsamischen Düften der Blumen, mir entgegenwehte.

Meine Equipage hielt an einem kleinen, außen weiß angestrichenen, innen reinlichen Häuschen. Dieß war die Station. Sie stieß ganz nahe an ein Dorf, das so zu sagen in Kirschengärten begraben war. Kaum deutete der Rauch, der da und dort aus einem Rauchfang hervordrang, das Daseyn einer menschlichen Wohnung an. Ich trat in das helle und reinliche Zimmer des Stationshauses, und athmete hier zum erstenmal frei nach den unreinlichen, weißrussischen Wohnungen. Das kleinrussische reinliche Häuschen (chata) bildet einen scharfen Gegensatz gegen die schmierige Stube (isba) des weißrussischen Muschiks.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Afrika.

(Schluß.)

Verschiedene Versuche, auf dem Kalabar, an der äußersten Spitze des Golfes von Guinea, in Nigritien einzudringen, haben den kühnen Männern, die ihn machten, das Leben gekostet. Wahrscheinlich werden wir noch lange Zeit über alles, was die Geographie des Innern jenes Festlandes zwischen dem See Tschad und dem Lande Congo betrifft, in Ungewißheit bleiben. Dieses letztere von den Portugiesen, die einen Theil davon inne haben, seit so langer Zeit besuchte Land war nur theilweise bekannt; Hr. Teo Cardoso hat im Jahre 1825 den Bericht seiner Züge in Angola und Benguela herausgegeben; sein Buch enthält manche neue Angaben über die Geographie und die Völker des Innern. In der Reise von J. B. Douville, der in den Jahren 1828 bis 1830 Congo durchreiste, fand man diese Angaben mehr auseinandergesetzt. Seinem Berichte nach bestimmte er die Lage eines feuerspeienden Berges, von dem schon frühere Reisende gesprochen hatten; er gab die Höhe anderer Gebirge, so wie auch die verschiedener Hochebenen an; er merkte unter dem 25° O. L. von Paris und in 5° S. B. den See Kassna an, der Schwefeldämpfe ausdünstet, und einige Flüsse in entgegengesetzten Richtungen entsendet. Er berichtigte, was man über den Lauf der Flüsse Congo's wußte; er ging in nördlicher Richtung bis zu 3° jenseits des Aequators; auch besuchte er mehrere Völker, deren Sitten und Gebräuche er beschreibt. Er brachte zwei Karten des Landes mit zurück, in denen er den Inhalt von acht andern ausführlichern zusammengefaßt hatte, und die sehr gut gezeichnet waren: sie wurden von sehr gewandten Männern geprüft, und erhielten das Zeugniß, daß sie den Stempel der Wahrheit an sich trügen. Allein Douville hatte sie nicht entworfen, er war es nicht im Stande. Uebrigens wollte er nie gestehen, wie er zu denselben gekommen sey. Ihren eigentlichen Verfasser kennt man deßhalb nicht: es ist aber ohne Zweifel derselbe Portugiese, welchem Douville die interessanten, in seinem Berichte enthaltenen Mittheilungen verdankte. Verhöhnt als ein Betrüger, obgleich er bloß ein Lügner war, hat er die Strafe erlitten, die seine dünkelhafte Unwissenheit verdiente. Spätere Reisende werden entscheiden, was an seinen Berichten genau ist.

Zwischen Congo und dem Lande der Capcolonie dehnt sich ein weiter Raum aus, welcher nur zufällig an einem einzigen Punkte von Schiffern aus verschiedenen Ländern besucht wird: es ist dieß die Wallfischbay. Hr. Alexander, ein englischer Infanterieofficier, begab sich im Jahre 1836 vom Cap aus nach dieser Bay, indem er häufig sehr dürre Gegenden passirte; er fand ziemlich hohe Gebirge und Wüstereien, in denen er beinahe verdurstete; von da setzte er seinen Weg in östlicher Richtung fort, und kehrte, nachdem er sich 210 Meilen von der Küste entfernt hatte, nach dem Cap zurück. Er überschritt den 25° S. B., und war der erste, der das Land der Damaras sah: man sagte ihm, daß er weiter östlich auf eine unzugängliche Wüste stoßen würde.

Andere Forscher haben ebenfalls neue Nachrichten über die nördlich von den Gränzen der Capcolonie gelegenen Gegenden geliefert. Im Jahre 1858 drang ein Arzt, Hr. A. Smith, mitten durch verschiedene Völkerschaften von Kaffern bis zu 24° S. B. unter 25° O. L. von Paris vor. Weiterhin schien ihm das Land nur schwach bevölkert, doch erhielt er von den Einwohnern verschiedene bemerkenswerthe Nachrichten: sie sagten unter Anderem, nördlich in großer Entfernung liege ein ungeheurer See; auch sprachen sie von den Bala-Bergen, die auf derselben Seite liegen, und wo man nur zur Zeit des Regens reisen könne. Hr. Smith, der wegen allzu großer Mattigkeit seiner Ochsen jeden Versuch, weiter zu gehen, aufgeben mußte, machte sich zu Fuß auf den Weg, und gelangte bis über den Wendekreis des Krebses hinaus; von einem der höchsten Bäume aus konnte er den Gipfel der Bala-Gebirge leicht unterscheiden; in gerader nördlicher Richtung lag eine beinahe flache und mit dichtem Gesträuch bewachsene Ebene, die sich nach allen Seiten hin, so weit das Auge reichte, erstreckte. Den Angaben der Eingebornen zufolge bietet das besonders in nördlicher und nordöstlicher Richtung jenseits derselben gelegene Land meistens denselben Anblick.

Die in Südafrika ansässigen französischen Missionäre, Hr. Arbousset und Daumas, durchritten im Jahre 1836 einen Theil der von Hrn. Smith besuchten Gegenden, und machten daselbst wichtige Entdeckungen; sie haben bestätigt, daß die Maluti-Berge, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen Südafrika's bilden, sich der östlichen Küste dieses Continents sehr nähern, und zwischen ihrem Gipfel und der Küste an ihrem schmalsten Theil nur einen Raum von 10 Lieues lassen. Es ist dieß eine sonderbare Aehnlichkeit mit der Lage der Anden in Südamerika, nur erstrecken sich hier die Gebirge an der westlichen Küste hin.

In demselben Jahre drang Hr. W. C. Harris, Hauptmann im

*) In Kleinrußland heizt das Volk aus Mangel an Holz seine Oefen im Sommer mit einer in Backsteinform gebrachten besondern Composition, Kisik, genannt, im Winter dagegen mit Stroh oder Schilf, das sie mit einem im Großrussischen nicht gebräuchlichen Worte Otscheret nennen.

Ingenieurcorps der indischen Compagnie, in die unter dem Wendekreis des Steinbocks gelegenen Gegenden, von denen man bisher bloß aus dem Munde der Eingebornen Nachrichten erhalten hatte. Die Ländereien scheinen hier weit fruchtbarer zu seyn, als die meisten von denen in der Capcolonie und im Kafferlande, so weit man sie bis jetzt kennt.

Der am indischen Meere gelegene Theil des afrikanischen Continents wurde nur an der Küste hin untersucht; der Capitän Owen hat diese Küsten von dem Cap Guardafui an in südlicher Richtung aufgenommen; dann kam er vom Cap aus in nördlicher Richtung bis nach Guinea zurück; andere Officiere der englischen Marine setzten ihre Arbeiten bis Sierra Leone fort. Derselbe Seefahrer hat ebenfalls die Küsten von Madagascar untersucht. Diese große Insel war das Ziel mehrerer Reisenden; einige wurden das Opfer des Klima's; ein Franzose, Hr. Leguevel, hat sie in ihrer ganzen Richtung durchzogen und sich lange Zeit auf derselben aufgehalten. Er hat uns kostbare Nachrichten über ein Land geliefert, das seit langer Zeit von Franzosen besucht ist, und über welches verschiedene in unserer Sprache geschriebene Werke zuerst genaue Berichte veröffentlicht haben; seit einigen Jahren scheint dasselbe von Träumern ausgebeutet zu werden, um Fabeln auszustreuen, die selbst von sehr ernsten Geographen mit unglaublichem und bedauernswerthem Eifer als baare Münze genommen werden.

Die Colonie der Samojeden im Gouvernement Archangel.

(Schluß.)

Der Glaube der heidnischen Samojeden beruht auf mündlichen Ueberlieferungen. Ihre Hauptgottheit ist bekannt unter dem Namen Numai oder Lenmbarte, der sie die Erschaffung des Himmels, der Erde und alles Sichtbaren zuschreiben. Außer Numai gibt es, nach ihrer Meinung, noch eine Menge Geister, die Tadebzi oder Klenmbarti heißen, und, wenn auch dem Willen Numais unterworfen, doch nicht ganz ihm gehorchen, weil sie den Menschen viel Böses zufügen, was ihnen Numai nicht zu thun erlaubt. Nach der Meinung der Samojeden hat Numai allein, ohne Hülfe der Tadebzi, Himmel und Erde erschaffen, und beherrscht allein die Menschen, den Tadebzi ist nur über die Bösen Macht gegeben. Die Hauptgottheit der Samojeden, d. h. Numai, wird nicht unter einem sinnlichen Bilde dargestellt; die Tadebzi allein bilden sie in hölzernen, den Menschen ähnlichen Bildsäulen nach, die sie Chae nennen. Ihre Bilder in dieser Art machen sie nach der Anweisung der Tatibei, d. i. der Zauberer und Religionslehrer, denen die Tadebzi zur Zeit der Kudeß und an einsamen Orten in menschlicher Gestalt erscheinen, und das Geheimniß der Prophezeyung künftiger Begebenheiten der Samojeden offenbaren. Diese Bildsäulen setzen die Samojeden auf Befehl der Tatibei nicht nur in Wälder und an andere Orte, sondern tragen sie auch von Ort zu Ort, wo sie nur darauf sehen, daß die Götzenbilder mit dem Gesichte stets nach Osten stehen. — Keine Samojedenfamilie verrichtet vor einer Versammlung Gebete oder Opfer weder dem Numai, noch dem Tadebzi, sondern jede einzelne hat besondere Altäre, denen sie zu bestimmten Zeiten und an besondern Orten Opfer bringt. Ihre Versammlungsorte für gemeinsame Opfer befinden sich auf der Insel Waigatsch. Der Samojede, welcher daselbst ein Rennthier zum Opfer bringen will, erwürgt es vor dem Bilde, durchsticht darauf seine Brust mit einem Messer und bestreicht mit dem herauslaufenden Blute die Lippen des Götzen, schneidet das Fleisch in Stücke und verzehrt es mit allen dort Anwesenden. Den abgenagten Kopf und die Hufe steckt er auf einen Baum über den Kopf des Götzen, das Gesicht nach Osten gewendet. — Die Kudeß, d. h. das Errathen oder Vorherverkündigen künftiger Schicksale, geschieht durch Tatibeis oder Zauberer und Religionslehrer. Der Tatibei, der sich für eine Beschwörung vorbereitet, zieht ein für ihn ausdrücklich dazu genähtes Kleid an, ergreift dann eine Trommel und schlägt mit einem mit Leder umwickelten Schlägel darauf. Die Samojeden versammeln sich, wenn sie den Trommelschlag hören, um den Tatibei und setzen sich ihm zu beiden Seiten nieder. Der Tatibei fängt zuerst die Beschwörung mit leichten Schlägen an, endlich trommelt er aus allen Kräften. Die Samojeden begleiten die Schläge des Tatibei anfangs nur mit leisen, doch immer stärker und wilder werdenden Rufen: Goi, goi, goi! Dazwischen ruft der Tatibei die Tadebzi flüsternd an, spricht mit ihnen und erfährt von ihnen ihren geheimnißvollen Willen, peinigt sich zuweilen mit seinen eigenen Händen, oder befiehlt seinen Freunden, ihn mit ihren verschiedenen Werkzeugen zu schlagen, zuweilen durchsticht er auch seinen Körper durch und durch mit spitzigen, scharfen Choreen, oder langen, spitzigen Stangen, die man zum Antreiben der Rennthiere braucht, zuweilen mit Messern und andern Werkzeugen. Alles das geschieht, um die ehrlichen Samojeden zu verführen, daß die Tatibei den Zauber oder die Geister vernichten, welche ihnen verschiedene Krankheiten und Leiden zuschicken.

Wenn einer der heidnischen Samojeden einen Eid ablegen soll, so macht er im Winter von Schnee, im Sommer aber aus Erde einen dreieckigen pyramidenförmigen Haufen, von welchem er einen Theil mit einem Messer abschneidet, indem er ausruft, daß, wenn er den Eid bräche, er so zerspalten werden solle, wie dieser Schnee oder diese Erde zerschnitten sey.

Miscellen.

Naturforscher-Versammlung in Gothenburg. Nordische Blätter (s. Constitutionellen vom 16 April) enthalten die Statuten des nordischen Naturforschervereins. Die nächste Versammlung soll in der Mitte Julius zusammenkommen, sonst aber nur jedes andere Jahr stattfinden.

Neue Gerbmethode. Ein Mann in der Nähe von Bristol soll eine neue Methode zu gerben erfunden haben: die Häute werden dabei auf Walzen aufgespannt, wodurch der Proceß beschleunigt und vollständiger als bisher durch langes Eintauchen in Gruben bewerkstelligt werden soll. (Litt. Gaz. vom 25 April.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 56** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Amerikanische Anthologie.** (Fortsetzung.) — **Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.** (Fortsetzung.) — **Der jüngste Tag.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Mai 1840.

Amerikaniſche Anthologie.

(Fortſetzung.)

Während der europäiſche Anſiedler ſich freiwillig dem Zuſtande eines rauhen und wilden Naturlebens nähert, um nach und nach wieder zur Geſittung und Behaglichkeit einer wohlgeordneten Geſellſchaft ſich zu erheben, ſieht ſich das Geſchlecht der Indianer dem traurigen Schickſal des Untergangs geweiht. Ihrem Loos iſt das folgende Gedicht gewidmet.

Der indianiſche Jäger.

Von H. W. Longfellow.

Als geſammelt ward des Herbſtes Ertrag,
Hier und da eine einſame Aehre noch lag,
Und in den Furchen ſtand der Pflug.
Wo Stoppeln allein das Feld noch trug:
Ein Indianerjäger, den Bogen entſpannt,
Sah hinab vom Fels in das tiefe Land.

Fremd war er; geſtreift die Berge entlang
Hatt' den Tag er, auf gefährlichem Gang.
Doch des Hirſches Fuß war flüchtig und leicht,
Und der Wolf ward nie vom Jäger erreicht,
Und Bitterkeit ein die Seele ihm nahm,
Als nah er dem Menſchengewimmel kam.

Die Herbſtwinde zogen im Walde ein,
Und den Einſamen floh der Sonne Schein,
Weißes Moos den Stamm des Ahorns umfing,
Todt von ſeinen Armen die Rebe hing;
Gereift war die ſaftige Frucht; und todt
Lag umher des Baumes Laub dürr und roth.

Langſam rückte voran des Sammlers Schritt,
Und das gelbe Korn ab die Sichel ſchnitt;
Der Mäher ſang laut auf den Wieſenmatten,
Und es nahten des Abends Nebel und Schatten;
Fern das Horn ließ ſchallen der Schäfersmann,
Und um den Baum her der Tanz begann.

Ab wandte der Jäger ſich von dem Ort;
Seiner Väter Haus war geweſen dort;
Er errieth aus dem Tacte der fernen Streiche,
Daß der Waldmann fällte die Rieſeneiche;
Seine Seele ſchwoll von Gefühlen, von heißen,
Ob dem Glauben, der grauſamen Liebe der Weißen.

Der herbſtliche Mond ſtand am Himmel ſo hold,
Durchs weiße Gewölk drang die Sichel von Gold;
Ein Schritt ward gehört im kniſternden Rohr,
Wo über den See ragt die Buche hervor —
Ein klagender Ton — und ein Sprung vom Land —
Auf den Bergen nie mehr man den Jäger fand.

Nach Jahren am See, der im Frieden ruht,
Schaut der Fiſcher hinab durch die ſilberne Fluth;
Ausgeſtreckt auf dem weichen, gelblichen Sand,
Ein verzehrtes, weißes Gerippe er fand,
Und man ſah in des Waſſers leiſem Wogen,
Daß die Hand noch hielt feſt einen Jägerbogen.

Die Natur Amerika's wird in vielen Liedern beſungen; dahin gehören:

Die Fälle des Paſſaic.

Von W. Irving.

Im friedlichen Thal, grün von Wäldern umhegt,
Wo ein heimliches Plätzchen Natur angelegt,
Wo der Hirſch hat ſein Lager, die Ringtaub' ihre Brut,
Rollte ſchweigend der Paſſaic die klare Fluth.

Keine mächtige Ausſicht erſtaunte den Blick,
Nicht bebt' er vor Wundern ſchauernd zurück,
Stolz ſchwankte die Ulme, das Waldblümlein glänzte,
Grün den reinen Fluß das Ufer umkränzte.

Doch der Geiſt, der da herrſchend im ſchwarzen Wald
Hatt' im finſtern Dickicht ſeinen Aufenthalt,
Der an Scenen ſich freut, wo der Wirbelwind ſauſt,
Wo Donner und Blitz und der Sturm erbrauſt:

Ganz glühend kam er vom feurigen Streite,
Wo die Söhne des Lichts ſtritten und die Rothhäute,
Ans Ohr ihm der Krieger Hurrah noch ſchlug,
Den friſchblutigen Skalp als Trophä' er trug.

Unmuthig ſein Blick ob der Landſchaft hingleitet,
Mit dem duftenden Flor, ſanft die Schatten gebreitet,
Wo der Paſſaic durchs Grün ſeinen Schlangenlauf hat
Mit durchſichtigem Waſſer, ſein Spiegel ſo glatt.

Er ſpaltet den Berg, drückt nieder den Wald,
Zwingt in rauhe Canäle den Fluß mit Gewalt;
Er zerriß den Felsblock, den Abgrund er ſchuf,
Warf die Welle hinab mit verzweifelntem Ruf.

Monden ſind ſeitdem verfloſſen zahlloſe;
Cultur hat geſänftigt das Wilde, das Große;
Der Weißen Art hat den Urwald gelichtet,
Und den Zauber der düſtern Schatten vernichtet.

Doch die Fremden mit ſtaunenden Augen noch ſehn
Den geborſtenen Fels, den Wald auf den Höhn,
Und es faßt an der Klippe ſie ſchwindliger Traum,
Wo kopfüber der Fluß ſtürzt begraben in Schaum.

Das Sumpfland.

Von W. G. Simms.

Ein wilder Fleck iſt's und von düſterem Anſehn;
Der Vogel ſingt nie fröhlich auf dem Baum,
Verſengt ſcheint ſchon das junge Laub. Es wuchern
Giftige Pflanzen rings, ausſätzig machend
Mit böſer Feuchtigkeit die Hand, die ſich
Wagt unbedacht in ihre Nähe. Cypreſſen
Entwachſen naſſem Grund, und ausgeſtreckt
Der Länge nach — ein würdiger Bewohner
Solch eines Ortes, ſchlummert, halbbegraben
Im ſchilf'gen Gras der Kaiman, neben grünem
Schlamm, unter dem er ſeine Wohnung hat.
Ein heiſ'rer Krauich mit der Beingeſtalt
Richtet ſich auf und flüchtet mit Gekreiſch.
Zwei Sommereulen, hörend ſein Geſchrei,
Und angeſteckt von Angſt, flattern empor
Mit wunderbarer Haſt aus dem Gewäſſer
Und folgen ihm. Gewarnt durch ihr Geräuſch
Und aufgeſchreckt durch unſer haſt'ges Nahn,
Kriecht aus dem graſ'gen Bett das Ungeheuer
Mit den Stahlkiefern langſam nach dem ſchlamm'gen,
Grünen Revier, das ihn aufnimmt ſofort.
Man ſieht es wie es ſeinen hohen Rücken
Emporhebt, ſchweigend nach des Waſſers Mitte
Hinſtrebend, wo ſein Kopf allein hervorlugt.
Ein Schmetterling, der, ſeit dem' Morgen reifend,
Des Klima's Wechſel nur nach Blumen zählte,
Setzt, um zu ruhn ein Veilchen auf das Haupt
Des Ungeheuers ſich. Die ſtumme Beſtie
Taucht alsbald unter, und ſo plötzlich, daß
Der Sommerblumen und der Wälder Leichtfuß
Die luft'gen Schwingen netzt und ſich das Goldkleid
Beſchmutzt mit dieſes trüben Pfuhles Waſſer.
Verwundert und mißmuthig fliegt mit Eile
Und Anſtrengung der Flatterer ans Land,
Die ihm verwandten Blumen ſuchend, doch
Umſonſt! hier iſt von holden, ſchönen Pflanzen
Zu ſchauen nichts! nur wilde, knorr'ge Bäume,
Schlimmen Geſpenſtern gleich — ſtinkende Sträuche,
Die ſchwere Luft vergiftend — graue Nebel,
Die, Wolken halb, halb Teufel von Geſtalt,
Sich ſammeln überm Rand des wüſten Sumpfes,
Machen mit ihrer Düſterheit und Schwärze
Unhold die ganze Anſicht. Seine Flügel
Schwingt der betrübte Falter und ſchwebt fort,
Und mahnt mit ſeinem Flug auch uns zur Eile
Nach beſſerem Quartier und ſchönrer Scene,
Als dieß Revier uns bietet für die Nacht.

(Fortſetzung folgt.)

Die Marquiſin L — — d und Lady Jane Urquhart.

(Fortſetzung.)

Die Nacht verging ohne eine Störung. Am Morgen fuhr der Marquis mit Poſtpferden weg, um dem König im Geheimenrath aufzuwarten und Rechenſchaft abzulegen über die ſehr delicate Staatsangelegenheit, mit der er an einen fremden Hof beauftragt geweſen war, obwohl die Politik des damaligen Miniſteriums überflügelt worden war durch den Scharfblick des großen Diplomaten, der an der Spitze des fremden Cabinets ſtand. Der Marquis hatte jedoch den geſtellten Antrag mit ſolchem Tact und mit ſolcher Gewandtheit behandelt, und die Ablehnung des Anerbietens ſo geſchickt aufgenommen, daß, ſtatt daß zwiſchen den beiden Nationen feindſelige Geſinnungen geweckt worden wären, der brittiſche Botſchafter mit koſtbaren Geſchenken für ſeinen König von dem fremden Monarchen, und

mit Briefen, welche die wärmſte Freundſchaft verſicherten, zurückgekehrt war.

Se. Majeſtät, unſer König, war ſo zufrieden mit dem ganzen Benehmen des Marquis bei dieſer Unterhandlung, daß er darauf beſtand, er müſſe ein ſehr fein gearbeitetes und koſtbares mechaniſches Kunſtſtück behalten, das einzige Wunder in ſeiner Art in ganz Europa, welches eines der wichtigſten Stücke der Geſchenke des auswärtigen Monarchen an ihn war. Es macht vielleicht dem Leſer eine Unterhaltung, wenn ich dieß wunderbare Kunſtſtück beſchreibe, das ich in L——d-Houſe auspacken ſah; der Marquis ſelbſt zog es mit einem kleinen goldnen Schlüſſel auf, und ich war mit Staunen Zeugin von ſeiner außerordentlichen Mechanik, die, wie ich gehört, noch durch nichts übertroffen worden ſeyn ſoll, was menſchlicher Scharfſinn erfand.

Der Leſer denke ſich ein reiches Kryſtallbecken, oder eine niedere Schale, zwölf Fuß im Umfang und ungefähr ſechs Zoll tief, auf einem goldnen Dreifuß ſtehend.

Mitten in dieſem prächtigen Gefäß war eine Erhöhung, welche, wenn die Schale mit Roſenwaſſer gefüllt war (was zuerſt geſchah), ausſah wie eine kleine verzauberte Inſel, aus koſtbaren Steinen gefertigt, in deren Mitte ein Schwanenneſt voll Eier war, wenigſtens ſechzehn, und dieſe waren dargeſtellt durch große, länglichte Perlen; das Neſt ſelbſt war von durchbrochenem, ſchön gearbeitetem Silber.

Nachdem das gläſerne Becken gehörig gefüllt war, nahm der Marquis aus einem elfenbeinernen, mit Gold verzierten Kiſtchen den magiſchen Schwan, das erwähnte mechaniſche Meiſterwerk, der vom Kopf bis zum Schwanz nicht über ſechs Zoll maß; die Augen waren Rubinen; der Schnabel und die Füße Perlen; die Federn waren von durchbrochenem Silber, und ſahen ſo leicht und fein aus, daß man ſich hätte einbilden können, ſie bewegten ſich beim Anhauchen.

Nachdem der magiſche Schwan aufgezogen war, ſetzte ihn der Marquis auf das Neſt von Perlen, und er begann ſich zu bewegen wie ein lebendiges Weſen. Zuerſt ſchien der Schwan ein Gefallen daran zu haben, ſeine Federn mit dem Schnabel zu putzen und über den Eiern zu brüten; bald aber erhob er ſich, drehte einige der Eier mit dem Schnabel um, und ſtieg dann langſam in das Waſſer hinab, wo er majeſtätiſch herumſchwamm, und ſich dann dem Rand des Beckens näherte, wo an den Hauptpunkten vier ſilberne Körbchen gefüllt mit Gerſtenkörnern von Gold, hingen. Der magiſche Schwan kam an jeden dieſer Körbchen heran, und verzehrte wirklich die goldnen Körner, von welchen nur wenige zurückblieben; und dann, nachdem er ſie dem Anſchein nach genugſam hinuntergeſpühlt mit dem Roſenwaſſer des kleinen Sees, kehrte er, wie es ſchien, con amore zu ſeinem Neſt zurück, und fuhr fort, ganz zufrieden, über ſeinen künftigen Jungen zu brüten. So endete der erſte Act des wunderbaren Thuns des magiſchen Schwans.

Alle bezeugten laut ihren Beifall über dieß Wunderwerk von Mechanik; und die Marquiſin und ihre Freundin waren vor Entzücken ganz außer ſich, als ſie erfuhren, daß die Darſtellung noch nicht zu Ende ſey. Der Schwan ſchien ſich nachgerade unbehaglich zu fühlen, erhob ſich von ſeinem Neſt, ſträubte die Federn und ſpannte die Schwingen aus, ſtieß einen Schrei aus, wie im Todeskampfe, und ergoß ſich dann in die köſtlichſte, ſüßeſte, aber ſehr traurige Harmonie, während ſein Leib in den Qualen des Todes zu zucken ſchien. Nachdem dieſe rührende Muſik, die aus Mozarts Requiem genommen war, etwa fünf Minuten gewährt hatte, ſah man den Schwan wirklich verſcheiden; er fiel nieder, ſchloß die Augen, und Alles war ſtill; dann kam eine ſchwache Bewegung in die Flügel und in den Kopf; er ſtand wieder auf ſeine Füße, ſtürzte ins Waſſer, trank zu wiederholten Malen, kehrte dann in ſein Neſt zurück, ſetzte ſich auf den Eiern zurecht, nickte dreimal mit dem Kopf und Alles war vorüber.

Was auch die Zweifler einwenden mögen, ich habe mit eigenen Augen den magiſchen Schwan all dieſe wunderbaren Dinge thun ſehen; und ich habe auch den Marquis flüſtern hören, wie er zwiſchen ſeiner Gemahlin und ihrer Freundin, der Lady Jane Urquhart ſtand, welche beide voll Entzücken über das elegante Spielzeug waren, ja ganz deutlich habe ich ihn ſagen hören: „dieſer magiſche Schwan ſoll das Eigenthum von derjenigen werden, die mir einen Sohn ſchenkt.“ Die Damen wechſelten Blicke und lächelten in vollkommener Freundſchaft einander an; aber es lag ein Geheimniß unter dieſem Lächeln verborgen, das binnen wenigen Tagen mir wenigſtens vollkommen gelöst wurde.

Ich hatte ſpäter nicht mehr Gelegenheit, während der nächſten paar Tage den Marquis in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin und deren Freundin zu ſehen. Keine Beſuche wurden angenommen, aber der Thürſteher muß genug zu thun gehabt haben, alle Anfragen zu beantworten, und alle Karten in Empfang zu nehmen von den vornehmen Leuten, welche ſich nach dem Befinden der ſchönen Marquiſin erkundigten und ihre innige Theilnahme ausdrückten.

(Fortſetzung folgt.)

Der jüngſte Tag.

(Fortſetzung.)

Neunter Geſang. Noch immer ſchwebt der Dichter in ſeiner Viſion über der Erde und ſieht ihre Völker vor ſich vorüberziehen; die Einen erheben flehend die Hände zum Himmel, die Andern feierten den letzten Tag mit einer letzten Orgie.

Ich ſah zu einem koloſſalen Feſt
Die Vorbereitungen, ſah den Porphyr,
Das Gold aufſtellen, das Kryſtallgefäß,
In einem Dampf von Wohlgerüchen, der
Die Luft durchwallt, heben die ſchönſten Weiber
Mit nacktem Buſen Krug empor und Becher.
Andre mit Leyertönen, ſchmachtenden,

Auf Blumenpfühlen, schmeichelten den Sinnen;
Die Trunkenheit, mit heißen Flügeln, deckte
Den Schwindelnden die dunst'ge Ferne zu,
Und um zu täuschen ihrer Herzen Angst,
Sangen im Chor sie diese Lästerungen:

Mit seinem Donner dämpft der Himmel,
Mit seinem Feu'r nicht unsern Muth;
Höher als seines Zornes Wuth
Reicht unser kühnes Lustgetümmel.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nich finstere Propheten — frohe Gäste
Woll'n wir! nicht mischt zum Wein bei unsrem Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Es bleibt die Seele angezündet
Nur von der Wiege bis zum Grab;
Und wenn die Fackel brannte ab,
Sogar des Rauches Spur verschwindet.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finstere Propheten — frohe Gäste
Woll'n wir! nicht mischt zum Wein bei unsrem Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Der Geist, erfüllt von dem Genügen
Der heitern Sinne, mit Verdruß,
Um zu erschrecken den Genuß,
Machte des Grabes Stimme lügen.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finstere Propheten — frohe Gäste
Woll'n wir! nicht mischt zum Wein bei unsrem Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Denkt euch den Tod nicht graß und hager!
Er ist ein Buhle, der gar treu
Zu nie gestörter Schwelgerei
Uns hinzieht auf sein weiches Lager.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finstere Propheten — frohe Gäste
Woll'n wir! nicht mischt zum Wein bei unsrem Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Die alte Sonne, die das gleiche
Licht immer auf uns niedergoß,
Anekelnd endlich uns verdroß;
Ruh' tödtet auch, wie Wetterstreiche.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finstere Propheten — frohe Gäste
Woll'n wir; nicht mischt zum Wein bei unsrem Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Und ob die Welt in Trümmer krache,
So lassen wir den Zaum der Lust;
Schwelgend des Todes unbewußt
Täusche das Fleisch des Himmels Rache!

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finstere Propheten — frohe Gäste
Woll'n wir; nicht mischt zum Wein bei unsrem Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Jetzt geht der Dichter auf ein ganz verschiednes Thema, auf die Schilderung reiner, heiliger Liebe, über:

Müd ist von Todesworten meine Lippe;
Komm du, o Geist jetzt, unaussprechlicher
Der reinen Liebe ohne Reu' und Schuld,
Wenn anders aus dem schönen Himmelblau,
Wo sich versucht ihr Flügelpaar, die Taube
Auf des Fischadlers Ruf herab sich senkt!
Du, der du in des guten Jünglings Herzen
In träumrisch Glück wandelst den Knabenfrohsinn;
Der über der entschlafnen Jungfrau Sehnen,
Ihr selbst verborgen, milden Einfluß übst,
Und ihr am Tage der schamhaften Strahlen
Zeigst ihrer Träume räthselhaften Strahlen
Und, wenn sie mit dem Morgenroth erwacht,
Noch lang sie hinterm Vorhang träumen läß'st:
O meines Frühlings Engel, eil' dich! komm!
Du bist mir, ach! nur durch Erinnrung nah.
Das Bild schuldloser Liebe will ich malen;
Leih meinem rauhen Vers du süße Sprache,
Wenn anders nicht dein holdes, stummes Schmachten
Beredter ist, das Herz zu unterjochen,
Wenn du nicht glaubst, daß deine Lauterkeit
Das Wort befleckt, daß sie der Blick entweiht!

(Schluß folgt.)

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare, W., select plays. Adapted for the use of Youth. 15⅙ Bog. 12. Velinpap. in Umschlag geh. 1 fl. 48 kr.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1840.

Ein Besuch des Wener- und des Wetter-Sees.

(Aus Hammerichs Reise in Schweden.)

1. Kinnekulla am Wener-See.

Kinnekulla ist ein einzeln liegender Bergrücken, der auf der Ostseite des Wenern sich über Westgothlands weite Ebenen erhebt und etwa eine doppelt so große Höhe erreicht, als der Felsen auf der Insel Möen. Ich hatte schon ein paar Tage nichts Anderes gesehen, als Fläche auf Fläche, erfüllt mit Dörfern, die aus ordentlichen Steinhäusern bestanden, wie zu Hause in Dänemark, mit steinernen Mauern, anstatt den hier zu Lande gewöhnlichen Holzzäunen umhegt, mit einem Pfuhl im Mittelpunkte des Dorfes, auf dem Enten und Gänse herumschwammen. Alles mahnte mich an mein Vaterland, wenn nicht die häufig vorkommenden ebenen Steinstrecken, die von Erde- und Pflanzenleben entblößt, auf Feld und Weg mich angrinsten, mich erinnert hätten, daß ich über Felsboden reiste, und daß, wie flächenartig auch Alles aussah, es doch nur eine schwedische Ausgabe von Seelands Feldern und Wiesen war. Aber merkwürdig bleibt immer diese Uebereinstimmung zwischen Westgothlands und Seelands Natur, die ohne Zweifel dem Volk des Nordens dunkel vorgeschwebt hat, als die schöne Mythe von Gefion, der holdseligen Jettemaid entstand, die mit ihren Riesenochsen Seeland aus Schweden, wo jetzt der Wenern braust, herauspflügte und es in den Oeresund setzte. Wie sehr auch jetzt solche Gedankenverbindungen zu mir redeten, zuletzt wurde ich doch durch das einförmige Blachfeld ermüdet, und sehnte mich nach Dalarnes und Norwegens malerischem Auf und Nieder zurück. Froh war ich also, als ich von Lidköping, einer kleinen Stadt am Wenern, den Bergrücken in der Ferne erblickte.

Es war einer der heißen Tage, an denen der Sommer 1834 so reich war, wo ich die Stadt verließ, um im Boot über den See zu setzen. Ein leichter Flor hüllte das Gebirg ein, nicht ein Lüftchen rührte sich, und meine Bootsknechte griffen zu den Rudern, um das Fahrzeug vorwärts zu bringen. Ein milder Tag und leichte Arbeit, die keine Gedankenanstrengung fordert, macht gesprächig, und sie wollten sich eben so gerne mit mir einlassen, wie ich mit ihnen. Ich konnte jetzt auch recht gut für einen Landsmann von ihnen gelten, da ein halbes Jahr Studium des Schwedischen, und dieß im Lande selbst, mich mit dessen Eigenheiten ziemlich vertraut gemacht hatte. Nach verschiedenen einleitenden Gesprächen über ihre Fischerei u. s. w. brachte ich den Gegenstand vor, über den ich stets beim Volke selbst Aufklärung suchte, nämlich die Volkssagen. Indem ich erzählte, was ich andern Orts gehört, erweckte ich ihre Lust und brachte ihren Mund in Gang. Während die Ruder das Wasser leicht bewegten und die Fische an der Oberfläche gingen, erzählten die Schiffer.

„Der Herr sprach eben vom Nixen, ja, von dem wissen sie hier im ganzen Striche viel zu erzählen. Er hat zwar seine eigene Gestalt, er kann aber auch in jede andere fahren, in die er Lust hat, und bald verwandelt er sich in einen Fuchs, bald in einen Ochsen, bald in einen Wolf. Zum mehrsten kommt er jedoch als Pferd zum Vorschein. So war es an einem Sonntag im Dunkelwerden, als ein ganzer Haufen Bauerkinder unten am Ufer an der Elf standen, nicht weit von hier, und sich über das kleine Pferd freuten, das am Rande des Baches graste, und so recht herzlich feist und rund aussah. Da war Einer darunter, der Lust bekam, sich aufzusetzen, und es meiner Treu auch that. Als die andern sahen, daß es ganz gut ging, kletterten sie hinter ihm auf, und wunderlich war es: für jeden, der herauf kam, wurde der Rücken des Pferdes länger und länger. Zuletzt saßen ihrer ganze acht oben, und waren seelenvergnügt. Aber da kam ein kleines Mädchen, welches auch hinauf wollte, doch ehe sie sich daran machte, sagte sie: „In Jesus Namen! so ein langes Pferd habe ich noch nie gesehen.“ Da ging es ganz wunderlich zu, das Pferd verschwand mit einemmal, aber die Kinder standen gesund auf dem bloßen Felde da. Unten in der Elf sahen sie dagegen die Wellen brausen und schäumen, sich hoch in die Höhe heben und sich wieder brechen, als wenn ein großes Gebäude darunter hin und her geschoben würde, und dabei hörten sie ein Dröhnen und Getöse, das ganz absonderlich war.

„Einst traf es sich auch spät in der Abendstunde, daß zwei Bauernknaben am Strom gingen. Wie sie so ruhig hingingen,

erblickten sie auf einmal den Nixen, der saß als ein hübscher Knabe mitten im Wasser auf einem Stein und war so innerlich vergnügt, und spielte auf seiner goldenen Harfe so unendlich schön. Aber der Eine rief ihm zu: „was sitzt Du dort und spielst, Nix! Du wirst doch niemals selig;“ da fing der Nix an zu weinen, daß es Gott hätte erbarmen mögen.

„Bei den Müllern trifft man oft einen kleinen, grämlichen, alten Mann, mit eisgrauem Bart und eisgrauem Rocke; er sitzt da und spielt, und sie heißen ihn den Stromkarl. Wenn es zur Winterzeit recht kalt ist, so daß die Mühle zufriert, geschieht es wohl auch, daß er am Abend in die Stube kommt, um sich zu wärmen. So wohnte einst ein solcher Stromkarl in einer Elf nicht weit von hier, der manchmal zum Müller und seiner hübschen Frau hineinsah. Aber mein guter Müller bekam zuletzt seinen Besuch satt, und so einst im Dunkelwerden, als der Stromkarl kam, fuhr er ihm mit einem Stück glühenden Eisen entgegen. Es kam indeß dem Müller theuer zu stehen, daß er sich so gegen den Gewaltigen verwogen hatte, denn bald darauf stürzte die Mühle mit einem Mal zusammen und erdrückte alles, was darin war.“

Das waren die Sagen, welche die Bootsleute mir bieten konnten. Sie waren schon an und für sich recht hübsch und wurden es noch mehr durch die Harmonie, in der sie zu der Natur standen, die mich umgab. Die wunderbaren Bewohner der Tiefe stiegen vor meiner Einbildungskraft aus dem dunkelhellen Seeboden, über welchem ich schwebte, herauf und offenbarten sich vor mir. Und wie es mir ging, glaube ich, ging es auch meinen Erzählern; das unmittelbare Pontische ergriff sie und bewies seinen Einfluß über die rohen Seelen. Darum habe ich nirgends, weder wie die Mönche des Mittelalters, noch wie die Helden der neuen Aufklärung, den Volksglauben an solche übernatürliche Wesen angegriffen; denn wagen wir uns gegen ihn, so stehen wir in Gefahr, den letzten Funken Poesie beim Volke auszulöschen. Und wahrlich, es ist nur zu Weniges noch davon da!

Daß übrigens der Wahn an solche Geister in manchem gemeinen Mann sich noch von einer andern Seite zeigt, ja, wenn man ihm nicht entgegenwirkt, und mit andern Mitteln entgegenarbeitet, als dem gewöhnlichen faden Aufklärungsgeschwätz, er wie eine Macht der Finsterniß auftritt, der seine Ruhe zerstören und sein Leben bedrohen kann, alles das weiß ich recht wohl. Doch anstatt mich in das Verhältniß des Aberglaubens sowohl zum Glauben als der Poesie zu vertiefen, will ich lieber einen wirklichen Vorfall erzählen, der die Furchtbarkeit von jenem ins Licht setzen mag. Die Wahrheit des Ereignisses ist so viel als nur möglich bestätigt, da ich es von einem akademischen Docenten in Upsala gehört habe, einem Sohn des Predigers, in dessen Pfarre es stattgefunden hat.

„Ein armer Schuhmacher im Uplande hatte einen Sohn, der schon als kleines Kind eine unglaubliche Lust äußerte, auf der Violine zu spielen. Aber der Vater war zu bestimmt dawider und zwang den Knaben durch alle möglichen Mittel, bei seinem Leisten zu bleiben. Am Tage bekam er nie Erlaubniß den Bogen zu rühren, nur die Nacht war sein. Da schlich er sich, wenn die Andern schliefen, in die Wälder hinaus und lernte in kurzer Zeit meisterhaft spielen. Als er nun heranwuchs, verdiente er sich manchen Schilling auf Bauernhochzeiten, und da nun der Vater erst sah, daß sein Spiel ihm etwas eindrachte, war ers auch zufrieden. Aber immer war der Sohn wunderlich düster gestimmt, ging ganze Tage in sich selbst vertieft, ohne mit Jemand zu reden, ja, er floh zu Zeiten alle menschliche Gesellschaft, und lebte Tag und Nacht allein in den Wäldern. Das Gerücht ging, er hätte dem Nixen das gewöhnliche Opfer gebracht, ein weißes, kleines Ziegenböckchen, welches in einen Strom geworfen wird, der nach Norden fließt, und der Nix hätte ihn dafür so lange über die Finger gestrichen, bis das Blut herausgesprungen, und er bis zur Vollkommenheit spielen gelernt hätte. Fragte ihn Jemand darum, so lächelte er wunderlich und antwortete nichts. — Nun kam es eines Abends, daß sie bei einem Tanzfeste, wo er zugegen war, ihn spielen hören wollten, aber er hatte seine Geige nicht. Ein Bursche versprach, nach ihr zu springen. Es dauerte lange, eh' er zurückkam, endlich trat er in die Thüre, bleich wie der Tod, und warf das Instrument auf den Tisch. „Der Teufel mag dir deine Hexengeige ein andermal holen,“ rief er; „da ich über den Bach im Walde mußte, kam der Nixe und griff nach mir. Ich stand wie versteinert, von des Bösen Macht auf einen Fleck gebannt, so daß ich fast nimmermehr von der Stelle hätte weichen können.“ — Der Schustersohn lächelte dazu, wie gewöhnlich, aber er sagte kein Wort und machte sich nun ans Spielen. Als jetzt die Nacht kam und die Gesellschaft sich trennen sollte, fuhr er mit einem Haufen Gäste weg. Kaum kamen sie an den Bach, da fing er an, über den ganzen Leib zu schwitzen, die Haare standen ihm am Kopfe zu Berge, die Augen funkelten, und stierten bald hier hin, bald dort: „Seht ihr denn nicht?“ flüsterte er; „er streckt seine kalte, weiße Hand nach mir aus, jetzt faßt er mich, wehe! das war, weil ich mich in seine Gewalt gegeben! Gnade Gott meiner armen Seele! Fort, fort, zum Pfarrhofe, zu geweihter Erde, daß ich Frieden habe.“ Sein leises Aechzen stieg zuletzt zum wilden Schrei der Verzweiflung, er warf sich hin und her, und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger. Die Andern wurden auch ganz erschreckt, peitschten auf die Pferde los, und fort ging es, als wenn der Tod ihnen auf den Nacken wäre. Als sie am Zaune des Pfarrers vorbeikamen, fuhr des Schuhmachers Sohn aus dem Wagen heraus, sprang hinüber, ballte die Fäuste und drohte wild: „Ja, spring du nur rechts und links, hier kommst du nicht herein! sieht ihn denn keiner, seine Augen glühen wie rothes Eisen und rollen ihm im Kopfe herum! jetzt ist er am Weiher, jetzt am Baume, er will hinüberkriechen, aber das vermag er nicht, und für dießmal bin ich gerettet. Darauf lief er wie ein Rasender gerade zum Prediger hinein, der ein alter schwächlicher Mann war, weckte ihn, und klagte ihm seine Noth; aber nun, da er bei einem Gottesmanne war, ging es besser.

„Der Prediger tröstete ihn und ließ ihn bei einem seiner Knechte liegen; er schloß nicht ein Auge die ganze Nacht, sondern lag und wand sich in Eins weg. Da der nächste Tag ein

Sonntag war, ging er mit den Andern zur Kirche, doch erdreistete er sich nicht, sich unter sie zu setzen. Für sich allein saß er mit niedergeschlagenen Augen und düstern Mienen. Nach dem Gottesdienste, als Alle die Kirche verlassen hatten, ging er vor den Altar hin, warf sich auf die Knie und betete innerlich; doch hatten noch immer die finstern, menschenscheuen Gedanken über ihn Macht, bis der Prediger, um seinen Sinn zu erleichtern, ihn zur Communion nahm, und ihm hier feierlich die Vergebung der Sünden versicherte. Von dem Augenblick an wurde er ruhiger, aber er hat keine Violine mehr angerührt."

Doch es ist Zeit, zu meiner Bootfahrt auf dem Meere zurückzukehren. Sie war bald zu Ende, das Land lag ganz nahe, aber ehe wir daran anlangten, hatte die Sirene des Sees noch so viel Macht über mich, daß sie mich aus dem Boote in ihre süßen Arme hinabzog, und mich in ihnen durch die klaren Wellen über den reinen, warmen Ufersand zwischen den Riffen an die Küste schaukelte.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug von Petersburg nach Kleinrußland.

(Fortsetzung.)

Während die Pferde an meiner Chaise gewechselt wurden, ging ich in die nächste Chata, um dort zu Mittag zu essen, da mich der Gedanke erfreute, nach den üppigen Gastmählern der Hauptstadt einmal wieder einen einfachen kleinrussischen Borschtsch,*) zerriebene Hirse mit Fett, ächte Quargpastetchen und Buchweizenklöße (Galuschkas) zu essen. Ich fand meine Erwartung getäuscht; es war zwar erst ein Uhr Nachmittags, aber die Bewohner dieses gelobten Landes hatten längst zu Mittag gegessen, und zu meinem Kummer alles aufgezehrt; in dem einen Hause wie im andern, überall waren die Schüsseln leer, und standen blank gescheuert auf den Gestellen, in Erwartung des Abendessens. In Kleinrußland ißt nämlich das gemeine Volk sehr früh zu Mittag und zu Abend, und beides, das Mittag- und das Abendessen wird immer frisch bereitet, selbst bei den ärmsten Bauern. Was übrig bleibt, wird gewöhnlich den Bettlern gegeben.

Meine gastronomischen Hoffnungen mußte ich also auf den Abend verschieben, und kehrte zur Station zurück in der sichern Ueberzeugung, daß die Pferde längst bereit seyen. Aber auch hierin betrog mich meine Hoffnung: es waren noch kaum drei Pferde angespannt, und um diese drehten sich über zehn Menschen herum, das vierte zogen zwei bärtige Kleinrussen nur mit Mühe aus dem Stall hervor, und schalten es aus wegen seiner Faulheit, während sie selbst als Muster von Faulheit hätten dienen können. In dieser Beziehung muß man der Gewandtheit und Thätigkeit eines weißrussischen Muschiks volle Gerechtigkeit widerfahren lassen: ihnen geht die Arbeit rasch von der Hand, während meine guten, aber ungewandten Landsleute durch ihre Langsamkeit die Geduld der Reisenden auf eine harte Probe setzen.

Nach meiner unglücklichen gastronomischen Morgenexpedition verlangte ich, als ich Abends um zehn Uhr wieder an eine Station kam, zu Abend zu essen, aber es war nichts mehr da. Jetzt besann ich mich erst, daß man nach dem Sprüchwort nicht mit seiner Regel in ein fremdes Kloster gehen darf, und beschloß, nicht mehr nach petersburgischer, sondern nach Landessitte mich zu richten. Mein Magen brummte nach einem vierundzwanzigstündigen Fasten nicht wenig, und um am andern Tage nicht abermals ohne Mittagsmahl zu bleiben, verlangte ich schon um 11 Uhr Speise für meinen erschöpften Magen; wie groß war aber nicht mein Staunen und Schrecken, als ich wieder die furchtbaren Worte hörte: niema, pane, nitschego, (ich habe nichts, Herr). Haben sie denn, dachte ich, in Kleinrußland das Mittag- und Abendessen verlernt, und soll ich in dem gelobten Lande, wo, wie im alten Palästina, Milch und Honig fleußt, vor Hunger umkommen. „Habt ihr denn nichts für euch gekocht?" fragte ich endlich ungeduldig über das ewige „niema nitschego" der Hausfrau. „Für uns wohl, für Bauern haben wir gekocht," sagte sie in ihrem kleinrussischen Dialekt, „aber ich wage es nicht, euch von unserer Speise zu geben."

„Wenn es nichts ist als das," versetzte ich voll Freude über die Erfüllung meines Wunsches, „so gib mir nur alles, was du hast. Heute ist gerade Festtag, und du hast gewiß Quargpasteten und Brandnudeln."

„Ja wohl, Herr! Auch Galuschkas haben wir für die Schnitter gekocht," erwiederte die Hausfrau, und machte sich am Ofen zu thun.

Der Tisch wurde mit einem reinen Tuche bedeckt und mit den verschiedenen Nationalgerichten besetzt. Die Frau war augenscheinlich wohlhabend. Mit dem Borschtsch und den Quargpasteten war ich bald fertig, aber von den Galuschkas zwang ich nur zwei. Wer meine lieben Landsleute beim Essen sieht, wird über ihren heroischen Appetit erstaunen. Stellt euch so ein zehn Duzend Bauern vor, alte und junge, bärtige und unbärtige, wie sie mitten im Hofe um einen ungeheuren Topf auf dem Boden sitzen, und mit langen spitzen hölzernen Gabeln die Galuschkas herausholen, und ihr werdet gestehen, daß dem Appetit eines kleinrussischen Bauern, namentlich eines Schnitters, nichts in der Welt sich vergleichen läßt. Die Kleinrussen essen langsam, gemüthlich und mit Unterbrechungen, darum dauert ihre Mahlzeit manchmal auch anderthalb Stunden und darüber.

Nach meinen unglücklichen Eßplanen wundere ich mich nun nicht mehr über die Klagen mancher Reisenden, daß sie in den kleinrussischen Stationen Hunger leiden müßten; wer seinen Tisch der Landessitte gemäß einrichtet, der wird gewiß immer satt werden, so wie ich nach dem von mir selbst verursachten Verzuge. — Ich setzte dann meinen Weg ohne besondere Vorfälle fort, bis ich am 26 August Morgens Früh Poltawa erreichte.

Poltawa! Poltawa! welche Erinnerungen weckt nicht dieser

*) Eine Art Kräutersuppe aus den verschiedenen Kräutern der Steppe.

Name in der Brust jedes Kleinrussen, jedes Russen überhaupt. Hier endete der Zweikampf Peters mit Karln, auf den Feldern von Poltawa wurde die Frage über Seyn und Nichtseyn für Petern und Rußland entschieden. Karl hatte eine wenig zahlreiche, aber vortrefflich geübte Armee, wohl die erste damals in Europa. Peter stand ihm mit seinen kaum formirten Truppen gegenüber. Man zeigte mir die Stelle, wo Karl zwei Tage vor der Hauptschlacht während einer nächtlichen Recognoscirung verwundet wurde. Ein kleinrussischer Kosak, Namens Krylo, der unter andern auf einem Piket stand neben einem am Fuße des Berges aufgeführten Einlaßthore des äußern Stadtwalles, war es, der die verhängnißvolle Kugel abschoß, die den nordischen Helden, den Feind Rußlands, verwundete. Zum Andenken hieß dieß Thor lange Zeit das Krylow'sche, jetzt ist aber dasselbe vom Boden weg verschwunden.

In Poltawa besah ich unter andern die hölzerne Heilandskirche, in welcher Peter für den ihm über den Unbesiegten verliehenen Sieg dem Himmel dankte. Die Kirche ist ärmlich und hält kaum mehr zusammen. Neben derselben stand einst ein kleines hölzernes Haus, in welchem Peter nach dem Siege ausruhte. Schade, daß man dieß Häuschen nicht erhalten hat. In Poltawa ist eine steinerne Säule mit einer Inschrift zum Andenken des Siegs errichtet worden; früher befand sich eine Kupferplatte mit einer Abbildung der Schlacht daran, diese wird aber jetzt in der Auferstehungskirche aufbewahrt.

In der Nähe der Heilandskirche befand sich einst in einem hölzernen Hause ein Seminar, in welchem die Söhne des Adels, der Geistlichkeit und der Bürgerlichen mit einander erzogen wurden. Die angesehensten Geistlichen der Kirche waren die Vorstände. In dem Kloster der Kreuzerhöhung wohnte seiner Zeit der Erzbischof von Taurien und dem Cherſones, der Freund und Tischgenosse Katharinens, Eugen Bulgar, der für einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit galt. Dieß Kloster ist auch darum bemerkenswerth, weil hier während der Schlacht von Poltawa die feindlichen Batterien errichtet waren, welche die Mauern Poltawa's beschossen. In dem Seminar der Stadt erhielt auch Kotlarewski seine Erziehung, und endete auch seine Tage in dieser Stadt, wo er ein unvergeßliches Andenken zurückließ. Am Abhange des Berges, auf dem die Kathedrale steht, lebte in einem kleinen hölzernen Häuschen der Barde von Kleinrußland. Unter einem ärmlichen Dache verfaßte er seine zahlreichen Gedichte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Dr. Grant über die nestorianischen Christen.

Ein Dr. Grant hat am Ende vorigen Jahres einen Ausflug in das Land derselben gemacht, und ein kurzer Auszug seiner Beobachtungen ist bereits der geographischen Gesellschaft in London mitgetheilt worden; er fand allenthalben, sowohl bei den eigentlichen Kurden als bei den Christen, die freundschaftlichste Aufnahme, da er im ganzen Lande als Arzt bekannt war. Interessant ist namentlich folgende Stelle: „Ich fand das Land der nestorianischen Christen so wild und so schwer zugänglich, als ich mir nur immer es vorstellen konnte, doch bald konnte ich über die langen schmalen Balken, die an den meisten Orten als Brücken dienen, mit gleicher Gewandtheit wie ein Eingeborner schreiten. Das Volk von Tiyari ist ein stolzes Geschlecht, so wild und unabhängig wie ihre Berge. Sie haben keine Sage, daß ihr Land je angegriffen worden sey, und behaupten, die Heere Mohammeds und Omars hätten nicht zu ihnen kommen können. Ihr Dialekt weicht bedeutend von dem des Volkes um den Urumiyah-See ab, namentlich ist die Intonation der Stimme viel tiefer und stärker. Zugleich ist in ihrem ganzen Wesen eine Unabhängigkeit, wie ich es nie bei eingebornen Christen des Orients gesehen habe. Ihr Hauptreichthum besteht in ihren Heerden, doch bauen sie auch Reis, Hirse, und pflanzen Reben in Menge; in ihrem Lande fließt fast wörtlich Milch und Honig, was ich mehr als einen Monat lang, so lange ich beim Patriarchen war, zweimal des Tages aß. Politische und andere Veränderungen werden wahrscheinlich bald das Land den Reisenden öffnen. Die Besorgniß einer Veränderung macht gegenwärtig die Kurden sehr regsam, während die Christen wünschen, daß das ganze Land unter eine christliche Regierung kommen möchte, wozu sie bereitwillig mitwirken würden.

Miscellen.

Ankunft der Fregatte Artemise in Europa. Dieses von Capitän Laplace befehligte Schiff hat am 21 April auf der Rhede von Lorient Anker geworfen. Nach einer Reise von 4 Jahren, die großentheils der Aufnahme von Küsten gewidmet war, nach mannichfachen Gefahren und Verlusten darf man in der That erstaunt seyn, daß das Schiff noch in so gutem Stande angelangt ist. Die Officiere bringen große Sammlungen von Muscheln, Vögeln und andern seltenen und merkwürdigen Gegenständen aus Cochinchina mit. Mehrere Kisten mit Vegetabilien und jungen Theepflanzen sind provisorisch in den Glashäusern der Marinepräfectur niedergelegt worden. (Echo du Monde Savant vom 29 April.)

Richtung der congrevischen Raketen. In Frankreich ist ein Memoire erschienen, welches die Mittel anzeigen soll, die congrevischen Raketen mit mathematischer Genauigkeit zu richten. Das Buch ist um so merkwürdiger, als der Verfasser niemand anders ist, als Emin Pascha, Brigadegeneral in türkischen Diensten, der nach England und Frankreich geschickt wurde, um dort sich auszubilden. Das Memoire unterliegt gegenwärtig der Prüfung des französischen Instituts, das demnächst sein Urtheil über diese wichtige Entdeckung aussprechen soll. (ibid.)

Bandfabrication in St. Etienne und der Umgegend. Im Arrondissement St. Etienne und auf einem Umkreis von fünf Stunden in der Runde sind 27,800 Arbeiter beiderlei Geschlechts mit der Bandfabrication beschäftigt. Diese verbrauchen 5750 Ballen Seide à 70 Kilogr. (140 Pfd.), was, das Kilogramm zu 58 Fr. gerechnet, ein Capital von 23,585,600 Fr. gibt. Arbeit, Capitalinteressen und Gewinn der Fabricanten machen etwa ½ dieser Summe aus, so daß der Gesammtwerth der Bänder auf 57,411,960 Fr. kommt. Man rechnet täglich etwa 350,000 Ellen Band. 200 Fabricanten und 600 Commis leiten das Geschäft. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1840.

Wissenschaftliches Leben in Spanien.

Das Athenäum vom 18 April enthält abermals einen Brief von seinem Correspondenten aus Madrid, der sehr interessante Nachrichten über das geistige Leben Spaniens enthält. Wir lassen ihn hier wörtlich folgen.

Madrid am 8 März. In meinem letzten Briefe schrieb ich Ihnen, daß die auf Befehl und Kosten der Regierung begonnenen Ausgrabungen in dem alten Italica aus Mangel an Geld ausgesetzt wurden; seitdem sind sie wieder angefangen worden und werden jetzt ziemlich thätig betrieben: doch nach der Richtung, in der die Ruinen liegen, hat man jeden Gedanken an die Möglichkeit aufgegeben, irgend einen Theil der alten römischen Stadt ganz aufzugraben. Unter den neulich gefundenen Schätzen ist eine Marmorstatue des Kaisers Trajan, der in dem botanischen Garten in Sevilla auf ein Piedestal aus Marmor und Jaspis gestellt worden, das ebenfalls aus den Ruinen genommen ist. Die Figur ist kolossaler Größe, von trefflicher Arbeit und scheint das Werk eines bedeutenden Künstlers. Münzen, Vasen, Hausgeräthe, Waffen, Fragmente von Statuen und Basreliefs sind gleichfalls in großer Menge ausgegraben und zur öffentlichen Betrachtung nach den untern Gemächern des maurischen Alcazars geschickt worden, von wo sie, wie man sagt, in ein Gebäude gebracht werden sollen, das zu ihrer Aufnahme, und der der Gemälde und Sculpturen der berühmten Meister der sevillischen Schule, die in den aufgehobenen Klöstern der Provinz sich befanden, besonders bestimmt ist.

Vor einigen Tagen fand ein Ereigniß statt, das Epoche in der Geschichte dieses Landes bilden wird: ich meine die Grundlegung für ein Gebäude, das ein Muster-Correctionshaus werden soll. Bei der Ceremonie waren mehrere Mitglieder des Congresses und das Personal des Ayuntamiento gegenwärtig. Es ist die erste Unternehmung der philanthropischen Gesellschaft, die sich hier vor kurzem zur Verbesserung der Gefängnisse gebildet, und schon Nachahmer in Barcelona und andern großen Städten gefunden hat. Nirgends war eine solche Reform nöthiger, nirgends in Europa ist diese wichtige Pflicht, die Gerechtigkeit in der Verwaltung, so völlig vernachlässigt worden, als in Spanien, wo selbst in der neuesten Zeit Verbrecher ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter oder die Art ihrer Vergehen in Gebäude eingeschlossen worden, die größtentheils sehr unzulänglich waren. Die Folgen waren nur zu oft ihr Hinsterben an epidemischen Krankheiten, die durch die schlechte Luft und Mangel an gehöriger Nahrung entstanden.

Wir haben nur wenig literarische Neuigkeiten: die eine ist eine Sammlung der Gedichte zweier junger Männer von Sevilla, Namens Bueno und Amador da los Rios. Auch Jose Augusto Ochoa hat eine Novelle unter dem Titel „El Huerfano de Almoguer," (die Waise von Almoguer) herausgegeben; eine andere, „La Proteccion de un Sastre" (die Protection eines Schneiders) von Don Miguel Santos Alvarez, hat eben die Presse verlassen, doch beide verdienen nur eine vorbeigehende Erwähnung. Zwei Magazine, von denen das eine, „La España Maritima" monatlich, das andere, „La Mariposa" (der Schmetterling) wöchentlich erscheint, sind auch neue Erscheinungen. Erwähnenswerth ist ferner ein interessantes Drama von Zorilla, „El Zapatero y el Rey" (der Schuhmacher und der König); ein anderes ist von dem unermüdlichen Breton de los Herreros versprochen. Geschichte und Wissenschaften scheinen ganz vergessen. Doch hat Don Victoriano de Encina y Piedra, ein Exminister der Finanzen, vor kurzem sich mit einer Uebersetzung von Sir Henry Parnells Werk, „Ueber Finanzreformen" beschäftigt, und der Marques di Valleſantoro, bekannt durch seine staatswirthschaftlichen Schriften, hat eine treffliche Abhandlung über Staatswirthschaft in Bezug auf die Halbinsel herausgegeben.

Ein Bericht über die Fortschritte der literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaft, „El Ateneo Cientifico," während des letzten Jahres hat eben die Presse verlassen. Die Gesellschaft wurde 1822 von wenigen Personen gegründet, die zusammenkamen, um über literarische Gegenstände sich zu unterhalten, und Gedichte und Abhandlungen einander vorzulesen. So blieb sie bis 1823, wo sie mit andern, während der kurzen Periode der constitutionellen Regierung gegründeten Gesellschaften aufgehoben wurde. Die folgenden politischen Ereignisse gaben ihr wie

andern Gesellschaften neues Leben, die unter dem jetzigen liberalen System Bildung unter alle Classen des Staates verbreiten, und die Spuren verwischen, welche Inquisition und Despotie des Staats im Geist und Charakter des Volks zurückgelassen. Jetzt zählt das Ateneo nicht weniger als 495 unterzeichnete Mitglieder, eine Zahl, die bei der geringen Bevölkerung der Hauptstadt — die nicht 200,000 Seelen übersteigt — und den zerrütteten Vermögensumständen Aller in einem vom Bürgerkriege verwüsteten Lande, ganz außerordentlich erscheinen muß. Alle Wochen werden öffentliche Vorlesungen über Civil- und Criminalrecht, sociale und politische Oekonomie, Mathematik, Physik, Geologie, Geschichte, Geographie, Numismatik, Archäologie, spanische und ausländische Literatur, und über griechische, lateinische, arabische, hebräische, englische, deutsche, italienische und französische Sprache gehalten, und die Zahl der Schüler, welche sich für diese verschiedenen unentgeltlichen Lectionen unterzeichnen, beläuft sich auf 2000. Ebenso ist die Gesellschaft bemüht gewesen, eine Bibliothek, ein Medaillencabinet, eine Sammlung von Mineralien und andern Gegenständen der Naturgeschichte zu gründen, die alle durch die Geschenke von Seite der Mitglieder immer zunehmen. Aus den Vorträgen, die in den verschiedenen Sectionen der Gesellschaft im Laufe des letzten Jahres gelesen wurden, können Sie auf die Beschäftigungen der Gesellschaft schließen, z. B. in der Section der Naturwissenschaften unter dem Präsidenten Conde de Vigo, eine statistische Uebersicht aller Bleigruben der Halbinsel, ihrer Zahl, Ausdehnung, Erzmasse, die sie geben u. s. w.; — eine gleiche Tabelle über die Kohlengruben hat bewiesen, daß Spanien nicht weniger reich mit diesem kostbarsten der Mineralien bedacht ist; bis jetzt sind nicht weniger als 98 Lager trefflicher Kohlen in verschiedenen Theilen des Landes entdeckt worden; — ein Bericht des Hrn. Cabanilla von einer reichen Kupfergrube im District von La Cruz de Linarez, und eine Kobaltgrube in den Gebirgen von Elsañes, in dem Theil der Pyrenäen, der Aragonien begränzt; — Señor Collado las einige gelehrte Bemerkungen über den Anbau des Mais und den Boden, der sich am besten für die Pflanze eignet; — Señor Aizquivel gab eine kurze Analyse eines Werkes, betitelt Historia natural, agricola y economica del Maiz von Mateo Bonafons, Barcelona 1835. In der Section der mathematischen Wissenschaften las der Präsident Señor Vallejo eine Denkschrift über die beste Art, die Silbertheile, die sich in dem Bleierz der Gruben von Granada finden, auszuziehen, und gab zugleich einen Bericht über die Silbergruben jener Provinz. In der Section der Literatur und schönen Künste sind Aufsätze vorgelesen worden: „Ueber den Einfluß des Christenthums auf die Literatur Europas.“ „Eine Parallele zwischen den alten und neuen dramatischen Schulen,“ und ein „Vergleich zwischen den alten Ritterbüchern und den neuern historischen Novellen.“

Eine andere Gesellschaft, „El Liceo,“ besteht auf gleichen Principien, ist aber ausschließlich den schönen Künsten und der Belletristik gewidmet. Auch Damen werden häufig zu ihren Sitzungen zugelassen.

Ausflug von Petersburg nach Kleinrußland.

(Schluß.)

Nach kurzer Ruhe reiste ich fort von Poltawa nach dem Gute meines Vaters, das an der ukrainischen Linie liegt. Diese ukrainische Linie, welche sich vom Dniepr bis zum Don erstreckt, ist ein Erdauswurf, der zur Abhaltung der Einfälle der krimschen Tataren angelegt wurde und etwa 400 Werste lang ist. Wegen seiner geraden Richtung nennt man ihn in Kleinrußland die Linie. Die Redouten und andere Feldbefestigungen, deren Reste man noch an der Linie sieht, dienten den kleinrussischen Kosaken und den an der Linie angesiedelten Truppen als Stützpunkte. Die Hauptsammelplätze der Truppen waren die kleinen Festungen und Städte, die an der Linie erbaut waren. Aus diesen Vertheidigern Kleinrußlands, die damals unter dem Namen Landmiliz-Regimenter bekannt waren, wurden unter der Kaiserin Anna Iwanowna das Ismailowische Regiment und das Kürassier-Regiment des Feldmarschalls Münnich gebildet. *) Der Landstrich von der Linie gegen Poltawa hin hieß wegen der weiten Steppen die Steppen-, jenseits des Orel aber, der am Fuße der Linie hinfloß, wegen seiner niedern Lage die Wiesenseite.

Welche riesenhafte Fortschritte hat nicht in den darauf folgenden Jahren die Ausbreitung der russischen Gränzen gegen Süden gemacht! Landstriche, die früher das Ziel tatarischer Einfälle waren, und wo unaufhörlich der Klang der Waffen und der Donner der Kanonen erscholl, genießen jetzt einer tiefen Ruhe und großen Wohlstandes. Die Erinnerung an die Schrecken der tatarischen Einfälle hat sich kaum noch in dunkeln Ueberlieferungen alter Leute bewahrt, und dient nur noch, um Kinder zu schrecken. Die aus Stein gehauenen Idole, die noch an einigen Stellen der Linie stehen, erinnern allein noch den Wanderer, daß dieß Land einst unter dem Joche von Götzendienern lag.

Was soll ich von meinem Aufenthalt, von meinem Leben und Treiben in Kleinrußland sagen? unter ländlichen Beschäftigungen, unter Besuchemachen und Besuchempfangen verstrich die Zeit, die ich dort bleiben konnte; eines aber muß ich vor allem bemerken, nämlich die mancherlei, leider noch herrschenden verkehrten Begriffe, die man sich von Kleinrußland macht: noch jetzt beurtheilt man die dortigen Gutsbesitzer nach einigen Romanenhelden, die den polnischen Rock tragen und sich quälen, ein gebrochenes Polnisch zu sprechen. So ist es aber nicht. Wer einen richtigen Begriff von den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner des gesegneten Kleinrußlands haben will, der lese die Werke unsers geehrten Landsmannes Grizko Osnowjanenko; hier sind die Kleinrussen geschildert, wie sie sind, und nicht karrikirt. Originale gibt es allenthalben und wird es allenthalben geben, aber die tollen Bursche glück-

*) Das Corps der Landmiliz bestand ursprünglich unter Peter I. der diese Linie, welche jedoch erst im J. 1752 vollendet wurde, begründete, aus 6000 Mann, denen der Schutz und die Vertheidigung derselben oblag. Die Landmiliz bildete in der Folge etwa 200,000 Familien freier Bauern (odnodworzi, Einhöfler) und dieß Heer galt damals für das beste in Rußland.

lichen Andenkens aus den Zeiten von Otschakow und der Eroberung der Krim sind längst nach jenen Gegenden fortgezogen. In Kleinrußland findet man viele denkende, wohlunterrichtete Leute — Leute, die lesen und schreiben, und denen alles Nützliche und Hohe zugänglich ist. Betrachtet die Wohnungen der Gutsbesitzer auf den Dörfern, — ihr seht gut gebaute Häuser, Gärten, ihr findet Bibliotheken, Journale, russische und fremde Zeitschriften. Auch das gastronomische Gebiet ist in bester Ordnung, und verdient selbst die Aufmerksamkeit eines verfeinerten Petersburger Gutschmeckers. Von Musik ist vollends nicht zu reden: jeder ächte Sohn des russischen Italiens — so kann man das gesegnete Kleinrußland wohl nennen — ist ein geborner Musiker.

Im gerechten Gefühl des Nationalstolzes darf ich wohl auch erwähnen, daß im Staatsdienst wie in der Literatur und der Wissenschaft die Kleinrussen sich mit Ehre und Ruhm hervorthaten: wir dürfen nur den verstorbenen Grafen Miloradowitsch und den Fürsten Paskewitsch nennen. Während meines kurzen Aufenthalts in dem mir liebgewordenen Kleinrußland lernte ich meine Landsleute immer besser kennen, und hätte gern gewünscht, mich nimmermehr von ihnen zu trennen, und das glückliche Patriarchenleben mitten unter dem sorgenlosen Far niente zu genießen, das nach dem Treiben in der Hauptstadt so erquickend ist; aber der Dienst und andere Umstände riefen mich wieder nach dem Norden, und die Stunde des Abschieds schlug nur allzubald.

Ein Besuch des Wener- und des Wetter-Sees.

1. Kinnekulla am Wener-See.

(Fortsetzung.)

Ich kann von der Art, wie wir ans Land stiegen, keine anschaulichere Vorstellung geben, als indem ich sie mit dem Besteigen eines Festungswalls vergleiche. Der Berg besteht nämlich aus sieben treppenweise aufsteigenden Gesteinlagen; jede von diesen Gesteinlagen ist die Peripherie eines Zirkels, und schließt einen Kreis ein, der kleiner wird, je höher man kommt. Der Umfang der untersten Kreise ist indeß so groß, daß fünf Kirchspiele und mehrere Herrschaftshöfe auf ihm Raum haben. Der Name dieser breiten Gesteintreppen ist „Klefva," ein Wort, das mit etwas verschiedener Bedeutung in Norwegen sehr im Gebrauch ist; die erste davon ist eine Sandsteinschichte, darauf folgt eine Kalksteins-, Rothsteins- (Schiefer) Bausteins- (ein schlechter Kalkstein-) Schicht oder Klefva u. s. w. Der Gipfel des Berges wird von grauem Sandstein gebildet, besäet mit riesengroßen Granitstücken, und er heißt deßhalb auch Grauberg. Wir fingen nun endlich an, mit vieler Beschwerde die Riesentreppe am Fuß des Kinnekulla zu erklettern, und gingen durch einen schmalen Busch in das erste Bauerndorf am Berge. Ohne weitere Empfehlung suchte ich den Prediger (Kyrkoherden) auf, denn ich war schon durch meine frühere Reise gewöhnt, Schwedens Gastfreiheit ohne Gleichen zu benutzen. Ich wurde auch auf das beste empfangen und erhielt allen den Nachweis, den ich wünschte, um den nächsten Tag den Berg zu besteigen.

Mit dem Morgengrauen fuhr ich bergan, so weit man zu Wagen fortkommen kann. Wir hielten bei einer einzelnen Wohnung an. Aber wie erstaunte ich, obschon keineswegs unvorbereitet: ich stand mitten in einem Fruchtwalde von Kirschen-, Wallnuß- und Aepfelbäumen, der wild wächst und einen großen Theil der Berglehnen einnimmt. Es ist, als wenn die Natur aus einem lieblichen Irrthum einen Berg aus des Südens Blumenlande mitten in den rauhen Norden zwischen Schnee, Eis und Fichten versetzt hätte. Und wie seltsam muß nicht der Sohn des Nordens sich hier bezaubert fühlen und des Südens Düfte ahnen, wenn der Frühling über den Berg geht und ihn in einen Blüthenflor einhüllt, oder der Herbst kommt und die Bäume hängen voll lachender Früchte! selbst mich, der aus dem Süden nach dem Norden kam, überraschte der liebliche Riesengarten, dessen Gleichen ich niemals in meinem Vaterlande sah.

Ein mittelalterlicher, westgothländischer Bauer mit einem offenen, ehrlichen Gesicht trat aus dem Hause und erbot sich, mich durch den Hain zum Gipfel des Berges zu führen. „Wie heißt du?" fragte ich ihn. „Torstenson; so hieß der Vater vor mir in mehrern Gliedern, wir sind nach dem berühmten Helden im deutschen Kriege benannt, der ein Landsmann von uns war und hier in der Gegend geboren ist." Es freute mich, daß ich das Andenken an ihn noch lebendig fand. Wie ich später erfuhr, trifft man jeden Augenblick „Torstener" in Westergothland. Sein Namensvater war auch ein Westgothe, eben so still, freundlich, anspruchslos, fast von einem dänischen Charakter, wie die Bauern überall in den Landschaften. Mein Führer beschrieb mir die Lebensart des gemeinen Volkes. Ihre meiste Nahrung haben sie vom Korn, obgleich die dünne Erdkruste, welche das Gestein bedeckt, in heißen Sommern, wie der gegenwärtige, leicht ausbrennt; außerdem hauen sie Steine und verkaufen sie, sammeln die Früchte auf dem Berge, trocknen sie und handeln damit. Die Viehzucht dagegen ist geringer, wenn sie auf den Felsweiden des Gebirgsrückens nicht ganz verschwindet. Wald fehlt ihnen, aber sie haben dafür gute Torfmoore. „Und da meint der Herr vielleicht, daß wir mit dem Walde auch vom Wolfe befreit sind. Ach nein! das Unthier ist fast schlimmer auf dem Freien, und oft kommt es vor, daß er uns ganze Schafheerden erwürgt, oder hinter einem Hause auf der Lauer steht, und mit einemmale hervorstürzt, und einer Kuh das Euter fortreißt. Dann müssen wir auf die Klapperjagd hinter ihm drein." Darauf beschrieb er mir die Klapperjagd. Der Busch, in dem die Wölfe hausen, wird in einem Triangel umringt. Die zwei Schenkel bildet ein Wolfgarn, aber damit der „Graubein" nicht ausbrechen soll, richten sie vor dem Garn eine Menge Vogelscheuchen auf, die im Winde flattern, und ihn in steter Furcht halten. Auf der Basis des Triangels sind die Klapperer, die mit Lärmen und Schreien dem oberen Winkel immer näher und näher rücken. Hier in diesem sind auf einem passenden Platz hinter dem Schirme die Schützen aufgestellt, um ihn zu erlegen, wenn er zuletzt dorthin flüchtet.

(Schluß folgt.)

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Amorgo.

Dieſe ziemlich große Inſel liegt ſüdöſtlich von Naxos, und hat einen Flächeninhalt von ungefähr fünf Quadratmeilen.

Amorgo, welches eine ſehr unregelmäßige Form hat, iſt an der Küſte ſehr felſig, und von dem einen Ende zum andern von einem hohen Bergrücken durchzogen, überhaupt ſehr gebirgig und wüſt. Hin und wieder findet man jedoch zum Anbau geſchickte Stellen, welche ziemlich fruchtbar zu ſeyn ſcheinen, und bei mittelmäßigen Ernten das ſiebente Korn liefern. Nicht mehr als der achte Theil der Inſel wird indeſſen für culturfähig gehalten, und iſt auch bis jetzt nicht angebaut.

Eine der Hauptquellen des Erwerbs iſt das Brennholz, welches man auf Amorgo in Ueberfluß findet, und wovon jährlich viele Ladungen nach Santorin und andern Inſeln verſchifft werden. Ferner liefert dieſe Inſel Weizen, Gerſte und Hülſenfrüchte, wovon in guten Jahren 5 bis 6000 Kilos nach Santorin und Syra verkauft werden, obſchon auch in manchen Jahren die Ernte nicht hinreichend iſt für den eigenen Bedarf, und man das Fehlende von andern Inſeln kaufen muß. Der Wein, in verſchiedenen, mitunter ſehr guten Sorten, dient bloß für eigenen Gebrauch, ſo wie die Seide, Feigen und Baumwolle (die beiden letztern in ſehr geringer Quantität), welche hier gewonnen werden. Das Oel iſt hier von ſehr guter Qualität; es werden davon jährlich an 12.000 Okas nach Santorin und Syra ausgeführt, während erſtgenannte Inſel auch viel Zwiebeln, Käſe und Schlachtvieh von hier erhält. Die Ausfuhr iſt alſo gar nicht unbedeutend, vorzüglich im Verhältniß zu der geringen Bevölkerung, welche die Inſel beſitzt.

Deſſen ungeachtet blüht Amorgo nicht; die Bevölkerung iſt, in Folge der Emigration nach der Türkei, im Abnehmen, und beträgt etwa 2700 Seelen in 556 Familien, alle zur griechiſchen Kirche ſich bekennend, ſehr abergläubig, und ſichtlich im Zuſtande der Verarmung ſich befindend.

Außer vier unbedeutenden Dörfern findet man einen größern Flecken, den Hauptort, Kaſtron genannt, auf einem Berge eine Stunde von dem Hafen Hekatondapila gelegen, mit einem alten Fort auf dem Gipfel des Berges, um welches herum die Hütten des Ortes, welche eben nicht ſehr einladend ausſehen, angelegt ſind.

Bis 1815 beſtanden auf Amorgo Spinnereien von Baumwollengarn, wovon vieles ausgeführt wurde. Seitdem aber iſt, zufolge der engliſchen Einfuhr auf Malta und Syra, dieſer Induſtriezweig ganz eingegangen, und daher auch die früher ſehr bedeutende Baumwollencultur in gänzlichen Verfall gerathen.

An Vieh beſitzt Amorgo etwa 8000 Stück Hornvieh, 2000 Pferde, Maulthiere und Eſel, nebſt 7000 Schafen und Ziegen. Die Wolle iſt jedoch nicht von beſonderer Güte, wie dieſes denn auch auf den übrigen griechiſchen Inſeln der Fall iſt, weil man in ganz Griechenland nirgends die gehörige Sorgfalt dafür hegt und die Racen immer mehr ausarten. Die Viehſteuer beträgt hier 10.000 Drachmen; die Zehnten ſind für 8000 Drachmen verpachtet, und der Ertrag der Zölle iſt ebenfalls ungefähr 8000 Drachmen. Unter der frühern Verwaltung bezahlte man in Allem nicht mehr als 2000 Phönix oder circa 1900 Drachmen.

Amorgo hat an ſeiner Weſtküſte einen ziemlich großen, ſichern und tiefen Hafen, Hekatondapila genannt. Ein zweiter, auf der Nordküſte gelegen und Nikuria genannt, iſt untief und unſicher. Früher beſaßen die Einwohner gegen 40 kleine Fahrzeuge, womit die Fahrt nach den umliegenden Inſeln, nach Candia und den türkiſchen Häfen unterhalten wurde. Dieſe Zahl war zuletzt bis auf 17 vermindert. Da ſich jedoch einige 60 Familien von Kaſſos auf Amorgo und zwar größtentheils an dem Hafen von Hekatondapilas niedergelaſſen haben und mit der Schifffahrt beſchäftigen, ſo haben die durch dieſe Einwanderer mitgebrachten Fahrzeuge den Etat der Marine von Amorgo wieder bis auf 49 Schiffe gebracht. Die größten derſelben halten indeß nicht 14 Tonnen. In dem ebenerwähnten Hafen findet man eine Schiffszimmerwerfte, wo wieder ein paar kleine Fahrzeuge gebaut werden.

Die einzigen Inſeln, mit welchen Amorgo gegenwärtig Gemeinſchaft hat, ſind Santorin und Syra. In letztgenanntem Hafen holt man die wenigen Bedürfniſſe und einige Manufacturen.

Das Klima iſt auf dieſer Inſel durch die Seewinde ſehr gemäßigt und der Geſundheit zuträglich, daher man auch keinen Arzt noch Apotheker dort findet. Sie hat Ueberfluß an dem herrlichſten Waſſer, und Jagd und Fiſcherei lohnen reichlich ihre Mühe. Merkwürdig durch ſeine Lage iſt das Kloſter Panagia, eine ſtarke halbe Stunde ſüdöſtlich von dem Hauptorte. Daſſelbe iſt an dem ſteilen Abhange eines hohen Felſens, gleichſam wie ein Schwalbennneſt, angeklebt, 300 Fuß über den Meereswogen, während ein anderer, eben ſo ſteiler, gerade über demſelben gelegener Felſen es gleichſam überwölbt. In dieſem, wie ein faſt unzugänglicher Käfig über dem Meere hängenden Kloſter befinden ſich 25 Kaloyers, und es verſah früher den Schuldienſt auf der Inſel. Seitdem aber die Sorge für das Schulweſen von der neuen Regierung der Gemeinde aufgetragen wurde, Niemand aber etwas dazu beitragen will, geht der Volksunterricht immer mehr zurück. Es gibt wohl noch eine Lancaſter- und eine helleniſche Schule, allein es fehlt an Lehrern.

Als Antiquitäten findet man hier vier Wartthürme, auf vier Berggipfeln gelegen, aus der römiſch-griechiſchen Zeit; ferner: bei dem Hafen von Hekatondapila einige Ueberreſte eines Tempels aus derſelben Zeit, welcher rund geweſen zu ſeyn ſcheint, eine in dieſen Gegenden ungewöhnliche Form. Man behauptet, daß der Tempel dem Hafen ſeinen Namen beigelegt hat.

Amorgo war das Vaterland des Dichters Simonides; gegenwärtig hat es eben keinen Ueberfluß an ſchönen Geiſtern!

Die umliegenden kleinen Inſeln ſind: Krambuſa, Keros, Antikeros, Heraklia, Koſtanſa, Stenonſa, Kinaros, Heliadia und Ikuria. Auf einigen derſelben halten ſich Hirten auf; auf Keros und Antikeros wohnen etwa 30 von Amorgo herübergewanderte Familien, welche Ackerbau treiben. Das im Südoſten gelegene Amorgopaulo iſt, trotz dem Vorgeben einiger modernen Reiſebeſchreiber, ein nackter, unbebauter Felſen. Das in kleiner Entfernung gelegene Stamphalia gehört der Türkei.

Zahl der Cretins in der Schweiz. Ein ſchweizeriſcher Arzt hat die Zahl dieſer Unglücklichen auf 4000 angeſchlagen; er glaubt, die meiſten hätten können gerettet werden, wenn man ſie in ihrer Jugend auf die hohen Alpen gebracht hätte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1840.

Völkerbewegungen in Südafrika.

Die neuesten Nachrichten von den ausgewanderten holländischen Boers in Port Natal gehen dahin, daß die englische Regierung ihre Truppen von diesem Punkte zurückgezogen hat, und damit die Unabhängigkeit der Boers thatsächlich anerkannte. Es ist dieß das erste Beispiel von Seite der Engländer, daß sie eine Colonie freiwillig in Anbetracht der Schwierigkeit, sie in Unterwürfigkeit zu erhalten, aufgeben, und schon in so fern ist diese Thatsache von keiner geringen Wichtigkeit. Noch bedeutender aber erscheint diese, wenn wir auf den Zustand und die Lage der verschiedenen Völker blicken, mit denen die Boers dadurch in Verbindung kommen, und die gänzliche Revolution betrachten, die sie durch die Vernichtung der Macht der Zulas im ganzen südöstlichen Afrika bewirken. Die bedeutenden Folgen, welche dieß für Südafrika haben muß, lassen sich noch gar nicht berechnen, und so seltsam es auch klingen mag, so ist es doch wahr, der Grund zu einem sehr bedeutenden holländischen Reich in diesem Lande ist gelegt.

Von den Nieuweveld-, Sneeuw-, Storm- und Witte[1]bergen zieht sich ein bald mehr, bald minder unzugängliches Gebirge *) anfangs östlich, dann nordöstlich, dann nördlich längs dem Meere fort, und scheidet zwei einander gänzlich fremde Stämme, die sogenannten Kaffern (wozu nicht nur die Ama-Kosas, Ama-Tembu und Ama-Ponda, sondern auch die Zulas gehören, welcher Name erst seit Chakas blutiger Herrschaft, also erst seit 1812 oder 1815 auf einen größern Theil dieser Stämme überging) und die Hottentotten- und Namaqua-Stämme, die unter mannichfach verschiedenen Namen, als Betschuanas, Korannas, Mantatis, Bassutos, Griquas, Ballapis, Baharutzis, Wanlits u., um den Oberlauf des Gariep und seiner Zuflüsse wohnen und in eine noch unbestimmte Ferne gegen Westen und Norden sich erstrecken. Welche Ausdehnung und Bedeutung wir jedem einzelnen dieser Namen geben dürfen, darüber läßt sich bei dem jetzigen Stande unserer Kenntniß noch nicht wohl entscheiden, nur die evangelischen Missionäre in jenen Gegenden, namentlich auch die französischen, wie Moffat, Ardouffet, Casalis und Andere, möchten darüber einen geeigneten Aufschluß geben können; ihre Berichte aber, so weit sie uns bekannt geworden, geben noch keine vollständige Aufklärung darüber. Indeß liegt hieran vergleichungsweise wenig, denn es ist nicht wohl zu zweifeln, daß diese Stämme, wenn auch häufig im Kriege, doch unter einander verwandt sind, und sich gegenseitig ziemlich verstehen. Nur der Zulastamm der Matabilis unter Mosolekatzi (oder Umselegas, wie er auch genannt wird) ist fremd auf diesem Gebiete. Ein Umstand von großer Wichtigkeit ist der bedeutende Einfluß, den die holländischen Boers auf diese Stämme seit sehr langer Zeit ausgeübt haben; mit den Kaffern vermischten sie sich nicht, wohl aber mit den Namaquas- und den Hottentottenstämmen; die sogenannten Bastards, sehr zahlreich in diesem ganzen Lande, sind außereheliche Kinder von holländischen Boers. Die Griquas sollen von diesen und Namaquafrauen abstammen. Durch diese Mischlingsracen, die natürlich mehr von ihren Müttern als ihren Vätern an sich haben, breitete sich der Verkehr und Einfluß der holländischen Boers langsam, aber sicher unter diesen Stämmen aus, und da ihre Wohnsitze meist durch unfruchtbare Landstriche von einander geschieden sind, auch öfters ganze Landstriche durch das Ausbleiben von Wasser unfruchtbar werden, so sind manche Stämme zu Räubern geworden, und der französische Missionär Ambroise Tardieu sagt ausdrücklich, der Name Korannas bedeute zu Philippolis, einer Missionsstation am Nu-Gariep, so viel als Räuberhaufen, obgleich auch viele, die dem Ursprung nach Korannas seyen, sich redlich von Viehzucht und Landbau nähren.**) Die Korannas, die der Colonialgränze sehr nahe wohnen, besaßen Feuerwaffen und Pferde genug, um die entfernteren Stämme durch ihre Raubzüge in Schrecken zu setzen.

Zwischen diesen Hottentotten-, Namaqua- oder Betschuana-Stämmen, wie wir sie immer nennen wollen, und den westwärts jenseits der Quathlamba-Kette wohnenden Kafferstämmen bestand allem Anschein nach wenig oder kein Verkehr, nur eine sehr geringe Anzahl von Pässen verbindet diese beiden einander so nahen Reiche, das innere Land mit dem Küstenland. Wir

*) Man bezeichnet es in neuerer Zeit mit dem einheimischen Namen Quathlamba-Kette.

**) S. Bulletin de la Société de géographie. Mai 1834, p. 334.

kennen deren mit Gewißheit bis jetzt nur drei: unter 30° S. Br. beim Umsinculu- oder Weißen-Ameisenfluß; unter 28° 20′ beim Jnnamte- oder St. Luciafluß, und unter 27° 10′ S. B. beim Elephantenfluß oder Maputa. Durch diese drei Päſſe fand in neuerer Zeit Verkehr ſtatt, und ſie ſind in dieſer Beziehung von Wichtigkeit geworden. Im Jahre 1780 herrſchte ein Häuptling, Namens Tingeswaio, über den Kafferſtamm der Umtetwa's, welcher das Land oſtwärts vom Togala bewohnte: er war ein höchſt einſichtsvoller und kriegeriſcher Mann, der mit den Portugieſen an der Delagoa-Bai in Handelsverkehr trat, und ſeine rohen Krieger bis zu einem gewiſſen Grad diſciplinirte. Er theilte dieſelben nach der Farbe der Schilde in Regimenter, und unterjochte ſämmtliche benachbarte Stämme, unter andern auch die Zulas, einen kleinen, nur zweitauſend Menſchen ſtarken Stamm unter dem Häuptling Senzengakona. Eine Frau dieſes Stammes gebar einen Sohn, Namens Chaka, der bald eine ſolche Charakterſtärke und ſo viele kriegeriſche Eigenſchaften zeigte, daß Tingeswaio ihn in ſeinen beſondern Schutz nahm, und ihm ein Commando anvertraute. Nach einigen Angaben war Chaka der Sohn des Häuptlings ſelbſt: wie dem aber auch ſeyn mag, er bemächtigte ſich nach deſſen Tode der Herrſchaft über den Zulaſtamm, und bald darauf auch der über den alten Umtetwaſtamm. Die Nachrichten ſind uneinig darüber, ob er den alten Tingeswaio ermordete, oder ob dieſer vorher geſtorben war. Sobald Chaka auf dem Throne feſtſaß, wandte er ſeine Aufmerkſamkeit auf ſein Heer, deſſen Fechtart er gänzlich änderte: vorher hatten ſeine Krieger die Aſſagaie (Wurfſpieß) geführt, wie die andern verwandten Stämme, er gab ihnen einen kurzen Speer zum Stoßen, und gewöhnte ſie ans Handgemenge.

Dieß gab ihm ein ungeheures Uebergewicht über die umwohnenden Stämme, und er dehnte ſeine Eroberungen vom Togalafluſſe ſüdwärts bis zum St. John oder Umcumonda (unter 30½° S. B.) und oſtwärts bis über die Delagoabai aus. Seine Grauſamkeit ſtieg über alle Begriffe, und in ſeinen Kriegen, ſo wie durch ſeine anbefohlenen Vernichtungen ganzer Stämme und zahlreicher Familien ſollen über eine Million Menſchen umgekommen ſeyn, was indeß wohl übertrieben iſt, da der ganze Diſtrict, auf dem ſeine Macht und ſeine Herrſchaft ſich ausdehnte, ſeine Bevölkerung wohl ſchwerlich nach Millionen berechnete. Doch dem mag ſeyn, wie ihm wolle, genug die Herrſchaft und die Eroberungen Chaka's brachten ſowohl auf ſeinem eigenen Gebiete am Meere, als jenſeits der Quathlamba-Kette eine gänzliche Revolution hervor.

(Schluß folgt.)

Ein Beſuch des Wener- und des Weiker-Sees.

1. Kinnekulla am Wener-See.

(Schluß.)

Unter ſolchen Geſprächen waren wir durch den Hain gekommen, ſetzten über ein Paar Gebirgsrinnen, kletterten über die Felswände, und näherten uns durch einen ſteil in die Höhe gehenden Nadelwald dem Gipfel. Eine kleine Fläche mit ungeheuren Rieſenſteinen und zwiſchen ihnen einzelne Fichten bildete des Berges höchſte Spitze. Ich ſetzte mich auf eines der Felsſtücke. Es war der lieblichſte Tag und eine Ausſicht, die ich nie vergeſſen werde. Laubwälder, Fruchthaine, dunkle Fichten, reife, goldene Aecker, klare Quellen breiteten ſich an den Lehnen aus; Häuſer und Dörfer, die gleichſam mit den Wäldern Verſteck ſpielten, lagen vor meinem Blick in freundlicher, harmoniſcher Verwirrung, und weiterhin ſchwebte dieſer über die langen Terraſſen nach dem tiefblauen See hinunter und nach ſeinem jenſeitigen Ufer in das duftreiche Dunkel der Ferne eingehüllt. Es war der Norden und der Süden in Eins zuſammengeſchmolzen. Sollte die liebliche Natur ſich hier nicht auch im Menſchengeiſte ſpiegeln, und ihn zu Sagen und Geſang begeiſtern, fragte ich mich ſelbſt, und mußte mich unwillkürlich deßhalb zu meinem Führer hinwenden, obſchon mit einer halbverborgenen Furcht vor einem „Nein.“ Zu meiner frohen Verwunderung hörte ich ein „Ja“ von ihm, und er ſchickte ſich ſogleich an, zu erzählen.

„Gerade hier oben auf der Platte, wo der Herr ſitzt, wohnte in alten Tagen, lange vor meiner und meines Vaters Zeit, ein Jette (ein Rieſe), aber einer von der guten Art. Er hieß Hella, und hatte ſeine Burg hier oben, die unbeſchreiblich groß und ſchön und von prächtigen Gärten umgeben war. Wenn Leute ſich unverſehens im Dickicht verirrten, konnten ſie oft auf ihn ſtoßen, aber ſpürten ſie ihm nach, dann fanden ſie niemals etwas. Nun traf es ſich einſt, daß der Jette an einem ſchönen Frühlingstage hier oben zum Umſchauen ſtand, und wie jetzt der Herr über den See ſah; da erblickte er die Söraae (Seejungfrau), Kiſſa, von der Baurinſel da drüben, die ihr Schiff klar gemacht hatte und über den Fjord ſegelte. Sie ſelber ſtand mitten auf dem Deck, ſo ſchön, ſo ſchön, daß es ſich nicht beſchreiben läßt, und ihr langes, ſchwarzes Haar hatte ſie ausgebreitet, daß der Wind in daſſelbe griff, wie in ein Segel und das Schiff damit vorwärts blies. So wie der Jette das ſah, ward er von Liebe erfaßt und dachte Tag und Nacht nur an die reizende Sirene, die er um jeden Preis zu freien beſchloß. Er nahm ſeine Axt auf den Nacken, ging in den Wald und zimmerte ſich ein Fahrzeug, um darauf über den See zu ſetzen, aber kaum hatte er dieſen beſtiegen, als die Sirene, die entſetzlich jungfräulich und männerſcheu war, und keineswegs einen ſolchen Gaſt wünſchte, einen ſo raſenden Sturm erweckte, daß das Fahrzeug verſank und der Jette mit genauer Noth ſein Leben auf einer Planke rettete. Doch ließ er ſich nicht abſchrecken, ſondern baute ein neues und größeres Fahrzeug, welches bald daſſelbe Schickſal hatte. Zum drittenmal zimmerte er unverdroſſen, ſein Schiff hielt dießmal auf dem See, und er kam glücklich über. Als die Zwei ſich erſt recht zu ſehen bekamen und kennen lernten, ging es wie der Jette wünſchte; die Seejungfrau wurde bald ebenſo liebesentbrannt wie er, denn unendlich ſchön war auch er. Er brachte ſie in ſeine Burg hinüber, und ſie freute ſich über Alles und klatſchte in die Hände, gleich wie ein Kind; nur Eine Sache fehlte ihr, ihre kühlen Badegrotten mit den klaren Quellen.

Aber ehe ich dem Herrn, der sich recht über meine Sage zu erlustigen scheint, weiter erzähle, will ich ihn auf eine andere Stelle hinführen." Ich warf einen Abschiedsblick auf den lieblichen Bergabhang und folgte erwartungsvoll meinem Westgothländer durch des Waldes schattige Hallen. Er hielt bei der Rothsteinlehne, die finstere Lehne genannt, an. Ganz versteckt von Schlingpflanzen und Büschen, bekrönt mit Blumen, die über den Rand herunter hingen, stand hier ein hoher, senkrecht aufsteigender, rother Schieferfelsen; äußerlich war er sonderbar schneckenförmig, fast wie eine Seeschnecke geformt, inwendig spiralförmig ausgehöhlt, und eine Quelle, an der ein Paar Kinder saßen und schöpften, sprudelte aus ihm hervor. — „Betrachten Sie ihn, Herr!" begann mein Westgothländer wieder, „so eine Badegrotte war es, welche der Seejungfrau fehlte. — Da geschah es eine Nacht, daß der Jette weit draußen im Wenersee untertauchte, die ungeheure Schnecke vom Boden heraufholte, und mit ihr ans Land ging. Aber so groß war seine Liebeseile, daß sich die Luft davon bewegte, und seinem scharfen Laufe wie ein Sturm voranheulte, weßhalb wir auch bis auf diesen Tag den Sturm Jettegang nennen. Die Schnecke setzte er dort in den Laubwald, wo der Herr sie jetzt sieht, und ließ die Quellen aus ihr hervorsprudeln, so wurde es eine Badestelle für seine Geliebte. Weiter meldet die Saga, daß sie lange glücklich zusammen lebten, und den Hof Helakis bauten, der nun seit 600 Jahren in der Macht der Berggnomen gewesen ist. Aber als sie starben, wurden sie da begraben, wo der Herr vom Gipfel aus das große von Steinen aufgesetzte Viereck gesehen, das ihnen errichtet wurde."

So endete mein Führer. Noch hatte er einige kleinere Sagen auf dem Heimwege zu erzählen, aber ich hörte ihn nur halb, so tief ergriffen war ich von dem wunderbar schwärmerischen, fast südlichen Geist, der sich in der Erzählung von Hella offenbarte, und von der unvergleichlichen Weise, mit der die Natur des Gebirges sie durchtönte. Ich dankte meinem Führer herzlich, als ich von ihm schied, und süßträumend rollte ich fort aus dem lieblichen Bergwald.

Die Lehne, über die ich jetzt reiste, dehnte sich mehrere Meilen hin bis nach Husaby, hier war ein Anhalt bestimmt; ich wollte die Kirche besuchen, die erste Domkirche in Schweden, von Olof Skotkonung gebaut, zu dessen Königsburg ihre beiden Thürme gehört haben sollen. Der Weg war eben, zwischen fruchtbaren Aeckern; der einzige Gegenstand, der über die Fläche aufragte und mir winkte, war der dreifache Thurm der Kirche. Ich ließ meinen Skuts *) vor der Kirche halten, die unter einer Reparatur begriffen war, und trat hinein, um sie zu besehen. Sogleich kam der Prediger des Orts mir entgegen, empfing mich als Fremden auf die gewöhnliche, herzliche Weise, versprach selbst mir alles Merkwürdige zu zeigen, und zwang mich fast meinen Skuts fahren zu lassen. Ich konnte nun in Muße das alte Gebäude besehen. Da es auf Kinnekullas niedrigster Terrasse der Sandsteinlehne angelegt ist, hat es viel von Erderschütterungen gelitten, die von der vulcanischen Beschaffenheit des Berges verursacht wurden, welche übrigens auch der Grund seiner üppigen Pflanzenwelt ist. Große Sprünge sieht man hie und da in den Riesenpfeilern des Schiffs. — Unter den Merkwürdigkeiten wird dem Reisenden ein rohes Basrelief in Sandstein von St. Sigfried mit drei Köpfen auf dem Fasse, vorgewiesen, und als Erklärung eine recht hübsche Legende erzählt. Der heilige Mann, der Apostel der Westgothländer, hatte nämlich drei seiner Schwestersöhne nach Smaaland geschickt, um das Wort zu predigen; aber die wilden Heiden standen gegen sie auf, mordeten sie und warfen sie in den See. Sigfried wußte nicht, wo seine Verwandten geblieben waren, und kümmerte sich sehr um sie. Eines Nachts ging er am Ufer des Sees und betete innig zu Gott für ihre Seelen, da sah er auf einmal etwas aus der Tiefe hervorfunkeln, wie helle, sanfte Sterne: es näherte sich ihm, der Glanz nahm zu, endlich warfen die Wellen ein Gefäß herauf, und in diesem die Köpfe der drei Schwestersöhne, von welchen eine Glorie ausstrahlte. Eine Reliquie von ganz anderer Art wird auch in den Kasten der Kirche verwahrt. Dieß ist eine Mönchskutte, an die sich folgende Geschichte knüpft. Dicht vor der Stadt lag vor der Reformation ein Kloster, dessen Mönche in ziemlich schlimmem Ruf wegen ihrer Leichtfertigkeit standen, und das Gerücht sagte hier, wie so oft, die Wahrheit. Nun war in der Nachbarschaft eine sehr hübsche Bauersfrau, mit der einer von den Mönchen sehr bald gut Freund wurde. Der Mann hatte Kundschaft davon erhalten und beschloß, den Mönch in der Schlinge zu fangen. Eines Nachts, als er drinnen war, überspannte er den Eingang zum Hause mit einem Fuchsgarn. Als der Mönch darin hangen blieb, und merkte, wie es stünde, war er nicht minder schlau, als der Fuchs; er ließ seine Kutte zurück, arbeitete sich selbst durch, und entfloh. Aber die Kutte wurde zur Kirche gebracht, und hat seit der Zeit manchem ernsten Gesicht ein Lächeln entlockt, unter andern auch dem König Karls des Elften, der, als er sie sah, nach der Erzählung des Predigers vor Lachen platzen wollte.

Dicht bei der Kirche ist eine mit Steinen ausgesetzte, nunmehr vertrocknete Quelle, welche den Namen Siegfriedsquelle trägt, und wo nach der Sage Olof Skotkonung vom Engländer Siegfried getauft seyn soll. Oben vom Kirchthurme, von dem man wegen der Reparaturen rings herum gehen konnte, warf ich einen Abschiedsblick zum Kinnekulla. Es lag romantisch vor mir im Hintergrunde, während der Vorgrund von den malerischen Ruinen der alten Bischofsburg gebildet wurde, die von blühenden Laubbüschen umrandet waren; auf der entgegengesetzten Seite verlor sich das Auge in fruchtbaren Ebenen, ab und zu von sanft abgerundeten Höhen und Waldlinien unterbrochen.

Nachdem ich mich noch eine kurze Zeit bei meinen freundlichen Wirthen im Predigerhofe aufgehalten hatte, rollte ich mit meinem neuen Skuts davon, und vor einer halben Stunde war die letzte Spur des Blüthenberges verschwunden.

*) Das schwedische Postfuhrwerk auf den Dörfern.

Chronik der Reisen.

Ausflug in der kaukasischen Provinz.

(Russisches Journal des Ministeriums des Innern. November 1839.)

Von Pätigorsk reiste ich über Georgiewsk an der Kuma hinab, deren Ufer mit großen Dörfern besetzt sind, die theils der Krone, theils Privaten gehören. Nach dem Aeußern derselben kann man wohl auf ihre Wohlhabenheit schließen — dieß ist der beste und reichste Theil der kaukasischen Provinz, und der Grund davon ist nicht schwer aufzufinden. Der nördliche Theil, größtentheils Steppenboden, leidet nicht selten Mangel an gutem Wasser, und ist fast völlig waldlos; der ganze südliche und westliche Theil, obgleich weder holz- noch wasserarm, aber von unaufhörlichen Einfällen der Bergvölker bedroht, befindet sich im Kriegszustande. Die Bewohner des letztern Theils, größtentheils Kosaken, stehen im Kriegsdienste, der sie nicht selten zu vielen Zügen nöthigt, so daß der Feldbau den Alten, den Kindern und den Weibern überlassen bleibt; deßhalb kann man nicht umhin, sich über den sichern Zustand zu verwundern, worin die Kosakenstanizas am Terek sich befinden. Die Bewohner der Kumaufer erfreuen sich gar nicht eines besondern Wohlstandes, klagen aber doch auch nicht über Armuth, und dieß kann schon als hinreichender Beweis ihrer Zufriedenheit gelten. Ihr Hauptgeschäft ist Ackerbau und Viehzucht. Sie bauen hauptsächlich Weizen, den sie außer dem eigenen Verbrauch an die Nogaier verkaufen, und dann auch zum Unterhalt des Heeres abgeben. Zur Viehzucht werden hauptsächlich die weiten, von Niemand bewohnten Steppen benutzt. Pferde erziehen sie nicht viel, weil sie den Pferdediebstahl scheuen. Ihre Schafe sind meist von russischer Race, Kurdinks (kirgisische Schafe mit Fettschwänzen) dagegen halten sie wenig, weil die Wolle dieser Schafe nicht zur Tuchbereitung taugt, wegegen sie mehr Fett geben. Hinsichtlich der Hut ihrer Heerden müssen die hiesigen Einwohner die nomadischen Völker nachahmen, und ihre Heerden von einem Ort zum andern, selbst bis ins Gouvernement Astrachan, treiben, um sie vor den Insecten zu retten, die das Vieh entsetzlich plagen. Viehsterben ist häufig, namentlich unter den Schafen: nach den Aussagen der Ansiedler kommt dieß daher, weil die Schafe in den wasserleeren Steppen furchtbar durch Durst leiden, dann, wann sie Wasser finden, gierig darüber herfallen, und so erkranken und sterben.

Beinahe von Pätigorsk an sind die Ufer des Podkumok und von Georgiewsk an auch die Ufer der Kuma bis zu den äußersten Gränzen, d. h. bis zur Slobode Wladimirowka, mit Wald bedeckt, der jedoch nur ein kläglicher Rest der frühern prachtvollen Wälder war. Im Allgemeinen leiden die Anwohner der Kuma Mangel an Bauholz, das sie von den Bergstämmen jenseits des Terek kaufen müssen, während bei dem günstigen Klima wenig Mühe und Aufsicht nöthig wäre, um aufs neue die frühern Wälder zu erzielen. Als Beweis kann die Slobode Wladimirowka dienen, wo jetzt auf einem vor kurzem noch kahlen Boden schöne Pappeln, Eschen, Rüstern, Eichen u. dgl. wachsen. Diese letzte bewohnte Stelle an der Kuma gehört einem Hrn. Rebrow, und ist in vielen Beziehungen bemerkenswerth: mitten in der öden, zum Theil von Salzlaken bedeckten Steppe hat dieser thätige Landwirth Wald, Reben und Maulbeerbäume angepflanzt. Nach seiner eigenen Angabe gewinnt er 2000 Wedros Tischwein, und bereitet noch einige tausend Bouteillen nach Art des Champagners. In seinen weiten Kellern lagen zur Zeit meines Besuchs über 12,000 Bouteillen. Champagner bereitet er nicht bloß aus seinem eigenen Wein, sondern auch aus Wein von Kisliär. Indeß hat der hiesige Wein keinen großen Absatz, obwohl die bonischen Weine von geringerer Qualität sich rasch verkaufen. Dieß ist die Macht der Gewohnheit.

Noch bemerkenswerther ist die Seidenzucht, welche Hrn. Rebrow jährlich nicht weniger als 6000 Rubel reinen Gewinn abwirft. In den letzten Jahren war viel von der Vervollkommnung seiner Seidenzucht die Rede, und in der That, seine Seide ist vortrefflich, eine Folge theils der sorgfältigen Behandlung der Würmer, theils des Abhaspelns der Cocons. Im Jahre 1836 erhielt Hr. Rebrow durch das Ministerium der innern Angelegenheiten Samen von chinesischen Seidenwürmern, welche ihm vortreffliche silberhaarige Cocons lieferten. Auch wandte er seine Aufmerksamkeit darauf, die gelben Cocons, die eine immer geringer geschätzte Seide geben, zu vermindern, wenn auch nicht ganz zu beseitigen. Dieß ist ihm so weit gelungen, daß die gelben Cocons jetzt nur noch den zweihundertsten Theil ausmachen. Die Abhaspelung geschieht durch besondere Haspelrinnen, und während dieser Operation erhält die Seide durch eine Composition, welche er geheim hält, eine ausnehmende Weiße und Glanz. Das Gebäude, worin die Würmer gezogen werden, ist zwar nicht gerade schlecht, hat aber doch bedeutende Mängel; es hat wenig Helle, und es fehlen ihm die neuen Mechanismen zur Erneuerung der Luft, eine unerläßliche Bedingung, um eine möglichst große Zahl von Cocons zu erzeugen.

Als ich von dem Besitzer Abschied genommen hatte und Wladimirowka verließ, nahm ich den Weg nach Südwesten durch die Steppen der Nogaier gegen Jekaterinograd, und traf auf dem Wege die Kibitken dieses halbwilden, aber gutmüthigen Volkes. Im Allgemeinen sind diese Nogaier arm; ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, aber diese wird häufig durch die Winterkälte zerstört. Früher machte man an einigen Orten Versuche, den Ackerbau unter ihnen einzuführen jetzt ist aber alles wieder zerstört.

(Schluß folgt.)

Literarische Notizen aus Polen.

Nach dem Vorbilde des Pantheon littéraire soll demnächst auch bei dem Buchhändler Glücksberg ein „Pantheon polnischer Schriftsteller" erscheinen.

•

Von Stanislaw Jaszowski soll mit nächstem eine historische Novelle, Maria oder der polnische Gesandte in Konstantinopel, aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erscheinen.

•

V. Pohl hat einen Theil seiner Geographie Galiziens, welcher die Flüsse behandelt, jetzt vollendet.

•

Jan Dezsliwicz, Bibliothekar der Potozkis in Lancut (Landshut), schreibt gegenwärtig eine vergleichende Grammatik der polnischen Sprache.

•

Zubrzycki bereitet gegenwärtig seine „Alterthümer von Lemberg" zum Druck. Er hat zu dem Ende das sehr alte Archiv des Magistrats vielfach benutzt.

•

Rypinski hat eine kleine Schrift über die Poesie des weißrussischen Volkes, seine Musik, seine Tänze u. dgl. herausgegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1840.

Ein Besuch des Wener- und des Wetter-Sees.

(Aus Hammerichs Reise in Schweden.)

2. Der Omberg am Wetter-See.

Wie Kinnekulla sich einzeln über die Ebene am Wener emporhebt, so ragt der Omberg am Ufer des Wettersees etwas mehr als hundert Faden über den Wasserspiegel, rund umgeben von Ostgothlands niedrigen Strichen. Schon im Winter, als ich hier vorbeireiste, hatte er mich angelockt, jetzt machte mir der Sommer es leichter und angenehmer, ihn zu besteigen. An einem schönen Morgen fuhr ich durch Wadstena's früher volkreiche, jetzt ausgestorbene Gassen. Dicht vor der Stadt liegt am Wetter-See das Schloß, Gustav Wasa's stolzes Werk, aber äußerst verfallen. Die Fenster fehlen oder sind mit Brettern verschlagen, die Mauern an vielen Stellen eingestürzt, besonders an den vier Eckthürmen des Walles; das alte Schloß ist ein Kornmagazin. Das Land rings umher gewährt den stolzen, fichtenbewachsenen Bergen einen freundlichen, fruchtbaren Vordergrund. Ich war wieder mit meinem Skiuts glücklich gewesen; es war ein gutmüthiger, verständiger Bauer, wie man sie häufig im innern Schweden, besonders in Berggegenden, trifft. Und nach meiner Gewohnheit war ich da auch nicht träge, mich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Bald ging die Rede zu dem über, was mir beim gemeinen Volke mit zum Interessantesten gehört, weil es wie in einem Spiegel seinen Geist offenbart, nämlich die Sagen. Auf meine gewöhnliche Weise leitete ich es schlau ein, und bekam ihn auch dazu, mit dem was er hatte, herauszurücken. Dießmal war es eine eigene Sorte, eine Jägersage. — „Wenn der Herr zur Jägerhütte auf dem Omberge kommen wird, wird er einen alten abgelebten Mann sehen; es ist der Vater des jetzigen Jägers, achten Sie auf ihn, es ist ein merkwürdiger Mann! Er war in seinen jungen Tagen Förster bei der gnädigen Herrschaft, aber er war kein Schütze auf ehrliche Art, wie der Herr wohl selbst wird merken, wenn ich ihm erzähle, was ich gehört habe. Einst hatte die Herrschaft ein Stück Wild zu Mittag begehrt. Nun war der Kerl ganz aufs Spiel verfallen, und saß auch dießmal die ganze Nacht hindurch und spielte. Der Morgen kam und der Vormittag auch, er fuhr fort zu spielen, obgleich seine Freunde mehr als einmal ihn gehen und seinen Auftrag auszuführen hießen. Jedesmal, wenn sie ihm zuredeten, lächelte er nur und sagte: „noch nicht." Aber plötzlich fuhr er in die Höhe, als wenn er horchen wollte, griff nach seiner Büchse und lief hinaus. Gleich darauf hörten sie einen Schuß fallen und der Schütz trat munter und guter Dinge mit einem Rehbock über die Achseln herein. Aber seinen Freunden wurde eigen zu Muthe, denn hier war mehrere Meilen weit kein solches Thier zu finden, ja, sie sagen auch, der Herr selbst wollte von dem Braten nicht essen, als er es hörte. — Jedesmal, wenn ihm Einer etwas zuwiderthat, ertrug er es mit großer Geduld, aber er drohte ihm, und bald traf ihn das eine oder das andere Unglück. So neckten ihn einst ein paar Knaben. „Es wird euch verdrießen," sagte er ruhig, und ganz richtig, beim Heimfahren warf der Wagen mit ihnen um, und der eine ward erschlagen. Ein andermal stand er mit den Andern auf der Stelljagd, sie hatten Meister „Graubein" seit einigen Tagen in der Nähe gesehen, und Alle waren auf ihrem Posten, aber er ging ganz sorglos und kümmerte sich gar nicht ums Schießen. Als sie eine lange Zeit vergebens getrieben hatten, sagte er: „nun muß ich wohl mein Bestes thun," ging weit von der Jagd fort auf eine ganz andere Waldecke, und, werden der Herr es wohl glauben, er schoß den Graubein richtig auf den Pelz."

Die Zeit ging mit diesen Erzählungen hin, und eh' ich daran dachte, hielt ich vor der Jägerhütte. Ich sah einen alten, blinden Mann unter den Bäumen im Hofe ins Haus führen; mein Skiuts winkte mir mit einem Seitenblick, ich ging ihm nach, aber der Alte war matt und krank, und verlangte nach dem Bett, in dem er seine meiste Zeit verlebte.

Vom Waldhause begab ich mich auf den Berg. Für den, der so wie ich Höhen zu besteigen gewöhnt ist, war der Omberg bald bestiegen. Durch Nadelwaldung, von kleinen Buchenhainen unterbrochen, hob sich der Weg recht hübsch zu des Berges Gipfel, der sogenannten „Ombergs-Platte. Nicht weit von diesem steht die über ganz Schweden berühmte Apostelbuche, zwölf Stämme aus gemeinschaftlicher Wurzel gewachsen; aber es stehen nur noch eilf, denn den einen hat ein Bauer umgehauen,

der sich damit entschuldigte, es wäre nur Judas, den er gefällt hätte. Vom Gipfel, welcher waldlos ist, hat man eine weite Aussicht über den Wettersee und alle vier Landschaften an seinen Ufern. Zum erstenmal übersah ich mit einem Blick den ganzen See, den einen von Gothlands großen Mittelpunkten, eben so merkwürdig durch seine Naturbeschaffenheit, als durch die wundersamen Sagen, die längs seiner Küste leben. Sein Grund ist so klar, daß ich, als ich über ihn ruderte, auf acht bis zehn Faden Tiefe auf dem Boden unten mit Tang bekleidete Steine, die von grünlichem Wasser umschwemmt waren, sehen konnte. Selten legt er sich im Winter zu, und selbst bei ellendickem Eise kann er in einer einzigen Nacht aufbrechen, so daß am nächsten Morgen auch nicht ein Stumpf zu sehen ist. Doch kommen die Eisstücke oft wieder aus dem Grunde herauf, wohin sie gesunken waren, und führen ganze Felsenstücke mit sich. Seine eigenthümlichen, unstäten Strömungen rühren eben so wie seine schneidende Kälte im Sommer von kalten Quellen in der Tiefe her. Wie von einer Ahnung des Sturms geleitet, kann er, wenn auch nicht ein Blatt, nicht ein Lüftchen sich am Lande rührt, mit schaumweißen Wellengipfeln brausen und dröhnend sich an die Strandfelsen walzen; aber Sturm folgt dann immer nach. Im Sommer zieht er die Wolken in sich, im Winter stößt er sie von sich, so daß es selten an seinen Ufern regnet oder schneit. Doch am seltsamsten von Allem sind die sonderbaren Erscheinungen in der Luft (hägving), die meist bei schlimmem Wetter seine Küsten mit phantastischen Bildern erfüllen, und ohne allen Zweifel die natürliche Quelle von vielen wunderlichen Erzählungen sind. Seine einzige bedeutende Insel ist die Wisingö, und doch sah sie von meinem Standpunkte sehr klein aus. Es waren auch zuerst Geschichten und Sagen, welche sie merkwürdig gemacht haben. In alten Tagen war sie der Begräbnißplatz der Umgegend, und darum wimmelt sie von Erinnerungen der Vorzeit. Mehrere schwedische Könige des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wohnten außerdem hier; unter ihnen Magnus Ladulaas, in dessen Geschichte das Abenteuer von Kjettil Rune verflochten ist. Aber um das erste Merkwürdige von ihm zu hören, müssen wir nach Schonen gehen. „Nicht weit vom Iwösee," erzählt ein schonischer Priester in seiner topographischen Eingabe an Christian IV, „liegt Sönderby. Hier saß einst ein Bauernknabe, Kjettil Rune, und hütete sein Vieh bei der Eschenkluft. Da geschah es mit einem Mal, daß der Berg sich öffnete, und er sah zwei Pferde aus ihm herauskommen, die sich bissen und hieben und schrecklich einander schlugen. Als das eine nahe daran war, zu unterliegen, fuhr es in den Berg zurück. Am nächsten Tage, wo Kjettil wieder auf der Höhe saß, hatte er dieselbe Erscheinung. Am dritten Tage aber, als er sie im vollen Kampfe sah, und das schwächste wieder matt zu werden anfing, schlich sich der Knabe ganz sachte hinzu und warf ein Rad zwischen sie. Dieß stärkte das ermattete Pferd wunderbar, so daß es mit erneuter Kraft seinen Gegner angriff und ihn zuletzt tödtete. Darauf verschwand es in den Berg, kam aber gleich wieder mit einem schönen Runenstabe heraus, den es Kjettil reichte: „Er, der mir so gut am schlimmen Tage half, soll es nicht bereuen, nimm dieß hier an! die Thäler sollen sich für dich füllen, die Berge sich öffnen und alle deine Feinde sinken!" Kjettil dankte, und von diesem Augenblick begann sein Glück. Nicht weit von dort liegt eine Brücke, worüber eines Tages eine festliche Brautschaar ritt, der Spielmann voran, und die Braut in aller Pracht mitten im Gefolge zu Pferde; aber mit einem Mal stürzte sie sich, wie von unsichtbarer Macht getrieben, in die Wellen und verschwand. Es war der Wassermann, der sie in seine Gewalt bekommen hatte und sie auf dem Seegrunde in seinen Armen nach Brattingsburg auf eine kleine Insel in Iwösee trug. Da meldete Kjettil sich und versprach dem entsetzten Bräutigam seine Braut. Mit dem Runenstabe hieb er in einen Berg am Ufer und sogleich senkte sich dieser, wo man auch heute die Vertiefung sieht und öffnete ihm seine Höhlen. Er stieg in ihnen hinab und wanderte von ihnen aus unter dem Wasser hin. Zu Brattingsburg kam er wieder herauf und traf den Seeniren. Der Kampf zwischen ihnen begann sogleich, und bald lag der Nire da, denn bei jedem Schlage fiel eines seiner Glieder ab. Siegreich kam Kjettil mit der geretteten Braut nach Hause. Sein Ruf verbreitete sich über das ganze Land und Viele strömten zu ihm, um die Runenkünste zu lernen. Unter ihnen nennt die Sage besonders Einen, mit Namen Gilbert.

„Zu dieser Zeit bekam der Burgherr zu Borgaschloß auf der Wisinginsel Lust, die Insel mitten durchzugraben und so das Land zu theilen. Er wendete sich deßhalb an den Zauberer Gilbert, der es übernahm. Die Insel fällt überall mit einem niedrigen Felsenrand in den See ab; südöstlich begann er in diesem seine Arbeit mit einem unterirdischen Gange, der noch bis heutigen Tages Gilberts-Loch heißt. Aber König Magnus Ladulaas, dem die Näs-Burg gehörte, war wenig zufrieden mit des Zauberers Künsten und sandte, um ihn zu hindern, ein Fahrzeug nach Westgothland hinüber, wo Kjettil wohnte. Dieser versprach zu kommen, und befahl den Leuten, beim zu segeln. Sie reisten auch ab und Kjettil folgte unsichtbar mit, war aber doch so schwer, daß das Fahrzeug bis an den Bord im Wasser ging. Mit seinem Runenstabe trat er vor den König und versicherte ihn, in acht Tagen sollten Gilberts Arbeiten ein Ende haben. An dem bestimmten Tage ging er auf dem Seegrunde nach der Wisinginsel und mahnte Gilbert aus der Erde herauf, in der er lag und wie ein Maulwurf grub. Zuerst sprach er ruhig zu ihm und ermahnte ihn, von seinem thörichten Unternehmen abzulassen; aber der Lehrling war jetzt so stolz, daß er seinem Meister über den Kopf sah und höhnisch antwortete. Da warf Kjettil, der das Beste für sich behalten hatte, seinen Runenstock mit Gewalt nach Gilberts Hirnschädel, und als dieser die Hände vorhielt, blieben sie an dem Stabe hängen. „Schlag aus nach dem Stocke und beiß hinein, gleich wirst du erlöset seyn," rief Kjettil; aber als der andere seinem Rath folgte, blieben sowohl Hände als Zähne am Zauberstabe hängen. In diesem Zustande versenkte er ihn auf einer Rehhaut in die Erde und sang: „Rechne ein Jahr, für jedes Haar, das von deiner Haut sich löst, ehe du in Freiheit stehst!" darauf sattelte er sein Pferd und ritt über die Wellen fort. Aber

der arme Gilbert liegt noch dort, wo das Volk „Sylta af Gilbert" zeigt, ein bodenloſes Waſſerloch. Seine Wuth haucht er in giftigen Dünſten aus, die dort aufſteigen, und bleibt irgend eine Creatur in dem Loche ſitzen, kann ſie nie mehr gedeihen. Die furchtbar ausſehenden Holzbilder, das eine mit Keule, das andere mit Stab, die auf Wiñgburgs Hofe waren, ſollen eine Erinnerung an den Kampf der Zauberer ſeyn.

(Schluß folgt.)

Völkerbewegungen in Südafrika.

(Schluß.)

Die Eroberungen Chaka's trafen unter andern die Fingos, welche um Port Natal wohnten, und ſüdweſtwärts hinab zu den andern Kafferſtämmen verſprengt wurden, wo ſie in ein Knechtsverhältniß traten, aus dem die Engländer ſeit dem letzten Kafferkriege ſie befreiten; doch ſcheinen dieſelben auf engliſchem Gebiete eben ſo wenig zufrieden. Von Port Natal an bis über den Umſinculu hinaus iſt das Land ſeit jener Zeit faſt eine Einöde; dann beginnen die Sitze der Amapondas, und das Land wird allmählich ſehr ſtark bevölkert bis zum Omtata, der Gränze der Amapondas, die das Land weiter ſüdweſtwärts verwüſteten und zur Einöde machten; denn neuere Reiſende, die längs der Küſte von Natal nach der Colonie zurückgezogen ſind, haben während mehrerer Tage keine Menſchen geſehen, und die ehemaligen Einwohner des Landes, Amatembu oder Tambukis, welche der Wuth der Amapondas entgingen, ſind zu den Kafferſtämmen an der Gränze der Colonie, den Amakoſas geflohen. Alſo kann man ſagen: vom Elephantenfluß oder Maputa bis zum Togala herrſchten und hauſten die Zulas, dann kam eine faſt unbewohnte Strecke vom Togala bis zum Umſinculu, hierauf die Amapondas bis zum Omtata, dann wieder ein öder Landſtrich, und endlich die Gränzſtämme, Amatembu und Amakoſa.

Man kann dieſen Stand der Dinge in dem Lande zwiſchen der Quathlamba-Kette und dem Meere mit Fug und Recht den Kriegen Chaka's zuſchreiben. Dieſe hatten aber noch eine weit folgenreichere Wirkung gegen Weſten. Die Grauſamkeit Chaka's trieb einzelne Stämme und Häuptlinge aus dem Lande über die ſonſt nie von ihnen überſchrittene Quathlamba-Kette. So fanden franzöſiſche Miſſionäre im Jahre 1833 einige kleine Stämme im Lande der Baſſutos, wo ſie ihre Herkunft zu verbergen ſuchten, weil man ſie in dieſem Lande als Fremde verabſcheute.*) Der Lage nach müſſen dieſe durch den Paß des Umſinculu oder Ameiſenfluſſes herausgekommen ſeyn. Wichtiger war die Verſprengung des Zulaſtammes der Matabilis unter Moſolekatzi, die zwiſchen den Jahren 1820 und 1824 erfolgt zu ſeyn ſcheint; allen Umſtänden nach nahmen dieſe ihren Weg drei Grade nördlicher, als die oben erwähnten Zulas, nämlich durch den Paß des Elephantenfluſſes oder Maputa. Anfangs war ihre Zahl ſchwach, und ſie zogen wie Räuber umher, aber ihre entſchloſſene Tapferkeit gab ihnen bald ein Uebergewicht über die umliegenden Stämme, andere flüchtige Zulas ſcheinen zu ihm geſtoßen zu ſeyn, und ſo ward Moſolekatzi bald der Schrecken des ganzen Landes vom 24 bis zum 28° S. B. Im Jahre 1831 zogen die Griquas unter ihrem Anführer Barend Barends gegen ihn, und trieben ihm einen Theil ſeines Viehes weg. Moſolekatzi war wegen der Feuerwaffen der Griquas in großem Schrecken, aber die Unvorſichtigkeit der letztern zog ihnen eine Niederlage zu, von der nur wenige zurückkamen. Schon vorher hatte Moſolekatzi durch einen gewiſſen Jan Bloem, einen notoriſchen Freibeuter, und andere Anführer berittener Griquabanden viel gelitten; jetzt erließ er den Befehl, daß Niemand mehr von Süden oder Südoſten her in ſein Land kommen ſolle; nur den, welcher von Kuruman (d. h. von Südweſten her) komme, werde er als Freund empfangen.

Als im J. 1835 die Emigration der Boers begann, kamen dieſe, unkundig der hier herrſchenden Verhältniſſe, und die Warnungen der Miſſionäre nicht achtend, von Süden her über den Ky-Gariep oder Vaalfluß in ſein Land, und einzelne Abtheilungen derſelben wurden alsbald angefallen und niedergemacht. Natürlich übten dieſe Rache, und im Januar 1837 vernichteten ſie einen Hauptort Moſolekatzi's, Moſega, mit 15 benachbarten Kraals; wären ſie noch 10 oder 12 Meilen weiter nordwärts gezogen und hätten auch Kapain, die Reſidenz Moſolekatzi's, angegriffen, ſo hätten ſie wahrſcheinlich dem Kampfe ein völliges Ende gemacht. Die Stellung der Stämme gegen einander war nun ſchnell gegeben: an die Boers ſchloſſen ſich aus Furcht vor Moſolekatzi und ſeinem tapfern Stamm ſämmtliche Hottentotten- und Namaquaſtämme an, auch Peter David, der Nachfolger von Barend Barends, der in dem oben erwähnten Treffen im Jahre 1831 gefallen war. Im Mai 1837 lagerten 1000 Wagen der Ausgewanderten mit 1600 ſtreitbaren Männern am Vetfluß, nicht weit vom Ky Gariep, ſo ziemlich in der Mitte der Völkerſchaften, mit denen ſie ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen hatten.

Die urſprüngliche Beſtimmung der ausgewanderten Boers war Port Natal geweſen, mehrere der zur Kundſchaft Ausgeſendeten aber waren wegen Unkenntniß des Landes weit über die Breite von Port Natal hinausgekommen, nämlich bis in die Nähe der Delagoa-Bay. Louis Triechard, der ſie führte, gedachte ſich eine Stelle am obern Lauf des Elephanten-Fluſſes (Maputa) zur Anſiedelung auszuleſen. Dieß geſchah nach einer zwiſchen Dingaan und Moſolekatzi vorgefallenen Schlacht. Sobald nämlich der erſtere von dem Unfall hörte, der den letztern bei Moſega getroffen, ſchickte er eine zahlreiche Schaar Krieger gegen ihn, den er immer noch als ſeinen entflohenen Unterthanen betrachtete. Moſolekatzi zog ihm entgegen und eine blutige Schlacht ward geliefert, worin Dingaans Krieger geflohen ſeyn ſollen; ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß ſie ohne Erfolg wieder abziehen mußten. Die Nachricht von dieſer Schlacht ſcheint in den Boers die Hoffnung rege gemacht zu haben, daß ſie Dingaans ſich gegen Moſolekatzi bedienen könnten, und ihr gewähltes Oberhaupt, Peter Retief, machte ſich mit etwa 70 oder 80 Mann und ihren Familien auf den Weg, um in Güte und durch Uebereinkunft das Land um Port Natal, zwiſchen

*) Wahrſcheinlich iſt dieß derſelbe Stamm, den auch Smith in ſeiner Reiſe anführt, und der ſich durch ſein verrätheriſches Benehmen verhaßt machte.

dem Togala und Umsinculu in Besitz zu nehmen. Dingaan nahm ihn freundlich auf, stellte ihm über die Abtretung dieses Landstrichs ein Urkunde aus, ließ dann aber ihn und seine Leute verrätherisch überfallen und ermorden.

So geriethen die Boers mit der Hauptmacht der Zulas in einen Kampf, der noch nicht zu Ende ist, aber mit der Vernichtung der Zulas endigen muß. Inzwischen stehen die Boers, deren Anzahl, wie früher schon erwähnt, sich bis auf 15,000 vermehrt hat, mit etwa einem Drittheil ihrer Macht zwischen der Quathlamba-Kette und dem Meer, zwischen den Zulas und Amapondas. Mit den letztern, den alten Feinden der Zulas, scheinen*) sie sich verbündet zu haben, aber mit den erstern sind sie noch im Kampfe; die übrigen Boers stehen noch jenseits der Quathlamba-Kette; ihr Feind ist dort Mosolekazi, der Häuptling der Matabili-Zula, und ihre Verbündeten sind die Hottentotten- und Namaquastämme. Kaum ist anders zu erwarten, als daß die Matabilis, auf allen Seiten von Feinden umgeben, und wie es scheint, durch die Stellung der Boers von einer directen Verbindung mit den übrigen Zulas abgeschnitten, nach und nach unterliegen werden. Westwärts der Quathlamba-Kette sind die Boers durch die Schwäche der Hottentotten- und Namaquastämme völlig die gebietenden Herren; die holländische Sprache, ohnehin schon in diesem Lande sehr verbreitet, wird die herrschende Sprache und das Bildungsmittel für diese Stämme werden, während östlich der Quathlamba-Kette, gegen Port Natal hin, die Boers bei der größern Kraft und Energie der Kaffernstämme wahrscheinlich nur das Hauptvolk einer Conföderation seyn werden. Das Aufgeben von Port Natal durch die Engländer ist ein entscheidendes Ereigniß, und kann sehr folgenreich werden, denn nichts hindert jetzt, daß Holland eine Verbindung mit ihnen anknüpft und daß holländische Auswanderer sich dorthin wenden. Die bisherige Geschichte der ausgewanderten Boers hat Züge von Heldenmuth gezeigt, die an die Zeit der alten Friesen mahnen, und es ist bei ihrer Energie und Einigkeit nicht zu fürchten, daß sie den Zulas je erliegen werden.

*) Man muß sagen, scheinen, denn die Nachrichten sind sehr ungenau, und man muß mehr aus der ganzen Lage der Dinge schließen, daß der Stamm, mit dem sie sich verbunden haben, die Amapondas sind.

Chronik der Reisen.

Ausflug in der kaukasischen Provinz.

(Schluß.)

Die Steppe zwischen der Kuma und dem Terek ist im Allgemeinen wasserleer. Brunnenwasser jedoch findet sich fast allenthalben in unbedeutender Tiefe. Auch findet man Rinnsale, die zwar nicht tief, aber augenscheinlich geeignet sind, die Feuchtigkeit mehr zusammenzuhalten. Je mehr man sich der Kuma nähert, desto hügelicher wird die Oberfläche des Bodens, und es zeigen sich Senkungen, die mit dichtem Grase, ja selbst mit großen Bäumen bedeckt sind, wie z. B. in der Kurskaja Staniza. Von dieser letztern bis Jekaterinograd läuft eine hohe, aber fruchtbare Steppe fort.

Wenn man hier über die Malka setzt, so betritt man die kabardinische Ebene, und ein schroffer Wechsel der Natur tritt ein. Links fließt der Terek, von Wald umschattet; rechts an der Malka ist der Boden gleichfalls mit abgesonderten Baumgruppen überstet, den Resten ehemaliger großer Wälder. Weiter gegen Süden erhebt sich ein Ausläufer der kaukasischen Gebirge, der kabardinische Rücken, der gegen Norden mit schönen Buchen- und Platanenwäldern bedeckt ist; üppige Weiden, bedeckt mit dichtem, hohem Grase, werden durch zahlreiche Bäche bewässert, die von Westen nach Osten in den Terek fließen. Je weiter nach Süden, desto reicher wird die Natur, namentlich jenseits des kabardinischen Gebirgsrückens, welcher dieß Thal gegen Norden schützt, und es dadurch fähig macht, Reben und andere empfindlichere Pflanzen zu hegen. Gegen Süden bei Wladikaukas erhebt sich schroff die Hauptkette des Kaukasus, die auf der russischen Seite mit den reichsten Waldungen bedeckt ist, welche malerisch den Eingang in die kaukasische Schlucht umschließen. Diese ganze Ebene, welche von Süden nach Norden 100 Werste im Durchmesser hat, blieb nach der Heimsuchung der Kabardiner durch die Pest und die Flucht eines Theils derselben ins Gebirge fast menschenleer, und gewährt nicht den hundertsten Theil des Vortheils, den sie ihrer Natur nach einbringen könnte. Die Kabardiner haben allerdings angefangen Heu zu machen und Hirse zu säen, und die Osseten, welche in der Nähe der Festungen, z. B. bei Wladikaukas, leben, haben sogar angefangen Häuser nach Art der russischen Bauern zu bauen, aber dieß sind schwache Anfänge, deren Folgen, auch nur annähernd, nicht wohl zu berechnen sind. Diese Gegend scheint von der Natur selbst für ein ackerbautreibendes Volk bestimmt, und kann mit der Zeit ein reiches Feld für Auswanderer aus den innern Gouvernements werden. Wenn man nur denjenigen Theil der großen Kabarda nimmt, der im Norden durch die Malka, im Osten durch den Terek, im Süden durch den kaukasischen Gebirgsrücken selbst begränzt wird, und im Westen durch eine gerade Linie, die von der steinernen Brücke (kamennoi most) nach Süden läuft, so bietet dieß schon allein eine Fläche von 8500 Quadratwerften sehr fruchtbaren und fast ganz freien Landes dar. Aber wenn Ansiedlungen gedeihen sollen, ist Ruhe das Hauptbedürfniß in diesen Gegenden; so lange diese nicht hergestellt ist, bleibt das Land brach liegen, und selbst der Wald wird ausgerodet, der den kabardinischen Rücken und den Nordabhang der Hauptkette des Kaukasus deckt, wie man dieß auch jetzt schon an dem untersten Theil der Berge bemerken kann, wo die Gewinnung des Holzes leichter ist. Jetzt sind diese Wälder ohne Schutz, und jeder, der nur kann, schlägt unaufhörlich darin.

Sieben Werste oberhalb Wladikaukas führt der Weg in die Berge, und erhebt sich höher und immer höher bis zum Kreuzberg, von wo an er sich gegen Süden abwärts senkt. Im nördlichen Theile führt der Weg in der Schlucht des Terek, im südlichen in der der Aragwa fort. Mit Staunen sieht man, welche Schwierigkeiten hier schon aus dem Wege geräumt worden sind, aber eine große Handelsstraße kann dieß nie werden. Die furchtbaren steilen Abhänge, die man nicht umgehen kann, das unaufhörliche Herabrollen von Felsenstücken, die im Herabstürzen zertrümmern und die Straße verschütten, der Schnee, der im Winter den obern Theil des Weges versperrt, machen die Benutzung derselben häufig ganz unmöglich, der periodischen Lawinen vom Kasbek herab, welche den Verkehr auf Monate sperren, nicht zu gedenken. Außer den Mühseligkeiten des Weges wird der Transport auch noch durch hohe Preise der Fuhrlohne vertheuert. Innerhalb der Berge kann man nur an den Abhängen Heu machen, der Transport desselben von Wladikaukas an ist aber ungemein beschwerlich und theuer.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57 u. 58.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 Mai 1840.

Scene aus Puschkins Boris.

Vielleicht eine der lebensvollsten Scenen aus Puschkin's Trauerspiele (oder wenn man dieß lieber will: Zusammenstellung historisch-dramatischer Scenen zu einem Trauerspiele) „Boris Godunoff," das wohl den Versuch seiner Einführung auf die deutsche Bühne lohnen würde, zumal dessen Sujet uns nichts weniger als fremd ist: wir finden im Eingange des Gedichts dessen Titelhelden, den allgewaltigen Vormund und Schwager des schwachsinnigen Feodor I, des letzten Zweiges der Rurik's, nach der Ermordung des jungen Thronerben Demetrius (im Jahre 1591) von allen Seiten bestürmt, den erledigten Zarenthron einzunehmen, den er dann von 1598 bis 1606 behauptete. Sein kluges Anschließen an die Nachbarmächte — den Sultan Muhamed III ausgenommen, dessen Geschenk er durch einen Beutel voll Schweinskoth erwiedert haben soll — und seine sehr große Freigebigkeit gegen seine russischen Unterthanen konnten aber, trotz ihrem Gegensatze zu dem noch keineswegs verschmerzten Verfahren Johann's IV, oder des Grausamen — den Prinzenmord nicht in Vergessenheit bringen: das Andenken hieran zeigte sich immer wiederkehrend, indem es mehr als einen angeblichen Demetrius, bald mehr, bald minder begünstigte. So zeigt auch das vorliegende Werk Puschkin's einen jungen feurigen Mönch, Gregor Otrepjeff, der aus seinem Kloster entweicht und, besonders durch Polen unterstützt, den Boris so weit bringt, daß er aus Verzweiflung Gift nimmt (1606). Des so für ihn erledigten Thrones, auf dem wir diesen falschen Demetrius am Ende des Stückes sehn, erfreute sich derselbe indeß nur, um schon nach ganz kurzer Zeit auch seinerseits von ihm herabgestürzt zu werden und ihn (nach eben so ephemerer Regierung des Fürsten Schuiski) im Jahre 1613 endlich dem ersten Romanow zu hinterlassen. Meisterhaft erscheinen hier besonders die hochwürdig gehaltene, bedeutungsschwere Nachtscene zwischen dem Pater Pimen und Gregor, welche den letzteren zur kühnen Usurpation spornt; tiefsinnig und gefühlvoll die zwischen dem Zar und seinen Kindern; unvergleichlich herrlich die zwischen dem liebeglühenden Schwärmer und der heißgeliebten Polenfürstin, die selbst im nächtlichen Stelldichein, als ächte Polin, nur die geborene Fürstin zeigt — und ergreifend zur höchsten Begeisterung: die Rückkehr des von Vaterlandsliebe hochentflammten jungen Fürsten Kurbski an der Seite des (vorgeblichen) Sohnes des Verbannten seines Vaters.

Eine Schenke an der litthauischen Gränze.

Missail und Warlaam, Landstreicher in Mönchskutten; Gregor Otrepjeff, als Bauer; die Wirthin.

Wirthin. Womit kann ich euch bewirthen, ehrwürdige Brüder?

Warlaam. Was Gott beschert, gute Wirthin. Hast du keinen Wein da?

Wirthin. Was sollt' ich nicht, Väterchen! Ich bringe gleich. (Ab.)

Missail. Wie bist du so betrübt, Cam'rad? Hier ist ja nun die litthauische Gränze, bis zu der du dich durchdrücken wolltest.

Gregor. So lang' ich noch nicht in Litthauen bin, werd' ich auch nicht ruhig seyn.

Warlaam. Warum aber in aller Welt sehnst du dich so nach Litthauen? da sieh einmal uns an: der Vater Missail und ich Sündiger, sobald wir nur nicht mehr im Kloster sind, kümmert's uns nicht, ob's Litthauen oder Rußland, ob's eine Fiedel oder eine Gussel...*) Uns alles einerlei, wenn's nur Wein gibt... Oh, da kommt welcher!

Missail. Zierlich gesprochen, Vater Warlaam!

Wirthin (eintretend). Hier, Väterchen. Nun trinkt, und wohl bekomm's euch!

*) Ein klavierartiges Instrument, dessen Saiten, wie die der Harfe mit den Fingern gegriffen werden

Missail. Gott gesegne dir's, Freundliche; Gott segne dich dafür! (singend.)

„Wie's in der Stadt war zu Kasan..."

(Zu Gregor.) Warum du nun aber nicht einmal mit einstimmst und nicht einmal Einen mitnimmst!

Gregor. Ich mag nicht.

Missail. „Dem Freien was er will..."

Warlaam. „Und dem Seligen das Paradies!" Vater Missail, leeren wir das Krügelchen aufs Wohl der schönen Krügerin... Doch, Vater Missail, wenn ich einmal trinke, so habe ich die Nüchternen nicht gerne. Ein ander' Ding ist ein Erzzecher und ein anderes ein Großsprecher (zu Gregor.) Willst du leben wie wir, so sey willkommen! — Nein? So pack' ein, zieh' heim! der hanswurstige Popanz ist keine Gesellschaft für den durstigen Popen.

Gregor. Trink tüchtig, aber halt' an dich, Vater Warlaam! — Siehst du, ich verstehe zuweilen auch ganz zierlich zu sprechen.

Warlaam. Was soll ich denn an mich halten?

Missail. Laß' ihn nur, Vater Warlaam.

Warlaam. Ja, warum ist er auch ein so gewissenhafter Faster? Er hat sich uns ja selbst zum Cam'raden aufgehängt, und nun will er gar den Stolzen spielen! (trinkt und singt.)

„Ein junger Mönch die Kutte nahm..."

Gregor (zur Wirthin). Wohin führt der Weg da?

Wirthin. Nach Litthauen, mein Gönner, zu den Lujeff'schen Bergen.

Gregor. Und ists noch weit bis zu den Bergen?

Wirthin. Nein, nicht mehr weit; bis zum Abende kann man schon hinkommen, wenn nur nicht die Schlagbäume des Zar und die Wachposten wären....

Gregor. Wie, Schlagbäume! Was bedeutet denn das?

Wirthin. J, da ist irgend Einer aus Moskau davon gelaufen, und nun ist befohlen, All und Jeden anzuhalten und ganz genau in Augenschein zu nehmen.

Gregor (für sich). Da haben wir's Elend zum St. Georgs-Tage.*) (Laut). Wen suchen sie denn aber, wer ist aus Moskau weggelaufen?

Wirthin. Ja, Gott mag ihn kennen! Irgend ein Gaudieb ganz gewiß, oder ein Straßenräuber. Nun ist aber auch für rechtschaffene Leute hier kein Durchkommen mehr. Und was wird draus werden? Gar nichts, nicht den kahlen Teufel erwischen sie! Als ob's nach Litthauen keine anderen Wege hätte, als den mit den Meilensteinen! Da seht nur einmal selber. Von hier aus z. B. wendet man sich links, geht dann durch den Wald in den Birken und Fichten auf dem kleinen Stege bis zum Capellchen am tschekanskischen Bache und dort geradenwegs durch einen Moraft nach Chlopino und von da nach Sacharjewo, von dort aber führt euch ja jedes Kind bis in die Lujeffschen Berge. Von den Wachposten hat man nur das, daß sie den Wanderern übel zusetzen und uns arme Leute brandschatzen. (Man hört Geräusch). Na, was ist denn da noch?... Ach, da sind die Verwünschten! Sie machen die Runde.

Gregor. Frau Wirthin, gibt's nicht hier in der Gaststube noch ein Winkelchen?

Wirthin. Nein, Landsmann. Ich versteckte mich am liebsten selber; denn die machen doch nur zum Schein die Runde. Man soll ihnen nur immer Brod und Wein und Gott weiß, was sonst noch Alles geben — daß doch die Bande in ihren Sünden umkäme! daß sie... (die Wache tritt ein.)

(Schluß folgt.)

*) An einem St. Georgs-Tage (im 15ten Jahrhundert) ließ der Knäs von Galizien die ganze zahlreiche Besatzung von Kieff mit dessen Knäs über die Klinge springen.

Amerikanische Anthologie.

(Fortsetzung.)

In dem noch so jungen Lande, wo die Sicherung der materiellen Bedingungen der Existenz noch so viele Mühe und Arbeit in Anspruch nimmt, wo politische Bestrebungen viele Kräfte beschäftigen, scheint die idealere Leidenschaft der Liebe noch keinen recht günstigen Boden finden zu können; vielleicht erfordert sie schon eine raffinirtere Civilisation, ein bunteres und reicheres Leben; wenigstens finden wir in dem vorliegenden Bändchen nur sehr wenige Gedichte, welche sich auf das große Thema der Poeten beziehen — vielleicht aber trägt die Schuld davon die Auswahl und der Geschmack des Herausgebers. An Beweisen, daß es den amerikanischen Dichtern nicht an warmem Gefühl für Familienbande, Verwandtschaft, Freundschaft fehle, mangelt es in dem Bändchen nicht; auf den Tod eines Kindes finden wir zwei Gedichte; wir wollen aber statt dieser traurigen Ergießungen lieber ein Epithalamium übersetzen, aus welchem, wenn darin der Wahrheit die Ehre gegeben ist, erhellt, daß auch amerikanische Ehen nach der Stimme des Herzens und nicht nach kaufmännischer Berechnung geschlossen werden.

Epithalamium.

Von J. G. C. Brainard.

Zwei Wölkchen sah ich Morgens,
Drauf hell die Sonne scheint,
Sie schwammen hin in Tagesglühn
Und haben sich vereint;
Selig die Morgenwolk ich pries,
Die westwärts schwebte sanft und süß.

Zwei Sommerbäche sah ich
Sanft in einander fließend,
In Doppelkraft der Bruderschaft
Friedlich einander grüßend;
Still war durch grüne Trift ihr Lauf,
Die Wellen spielten munter drauf.

So mög' auch euer Lauf seyn
Bis euer Puls still steht,
Wie Sommerglanz, wie Baches Tanz,
Harmlos, bis ein er geht
Zum stillen Meer, vom Sturm verschont,
Zum reinern Blau, wo Friede wohnt.

In den häuslichen Kreis tritt immer auch früher oder später der Tod und fordert seine Opfer und auch in der neuen Welt ruft er nicht bloß diejenigen ab, welche die Aufgabe des Lebens erfüllt haben, sondern ebenso die jugendlichen Blüthen. Dieß ist ausgesprochen in dem Gedicht:

Der Tod der Blumen.

Von W. C. Bryant.

Die Tage, die trübseligsten im Jahr, gekommen sind,
Wo nackt der Wald, die Triften braun und gelb, wo heult der Wind;
Es häuften sich im Gartengang die todten Blätter an,
Sie rascheln bei des Windes Hauch, bei des Kaninchens Nahn,
Rothkehlchen ist, Zaunkönig fort, die Elster von dem Hag,
Von Waldeshöhn die Krähe schreit den ganzen trüben Tag.

Wo sind die Blumen schön und jung, die jüngst geblüht empor
In goldnem Licht, in milder Luft, ein holder Schwesterchor?
Ach! alle sanken in ihr Grab von ihrem grünen Strauch —
In tiefen Betten ruhen sie — und unsre holdste auch!
Der Regen fällt da wo sie ruhn; doch im November rast
Der schaurige die süßen nicht zurück aus traur'ger Gruft.

Die Winde und das Veilchen, ach! die sind schon lang dahin;
Die Orchis starb, die wilde Ros' unter des Sommers Glühn;
Doch die Goldruthe auf dem Berg, im Wald die Aster stand,
Und in des Herbstes Schönheit noch Sonnblum' an Baches Rand,
Bis von dem Himmel klar und kalt der Frost, der Pest gleich, fiel,
Und auf den Höhn, in Thal und Schlucht zerstört' ihr Farbenspiel.

Kommt dann der milde, laue Tag, der niemals doch bleibt aus,
Der Vien' und Eichhorn lockt hervor aus ihrem Winterhaus,
Wo man die Nüsse fallen hört, ob still die Bäum' auch stehn,
Und blinkend in dem dampfenden Licht die Bäche wieder gehn:
Der Südwind sucht die Blumen dann die ihn mit Duft erquickt,
Und seufzt, weil er im Wald nicht mehr, am Bach sie nicht erblickt.

Dann denk' ich Einer, die ich sah in junger Schönheit Zier,
Der zarten Blume, die aufwuchs und welkte neben mir;
In die kalte Erde wir legten sie, als ab das Waldland fiel,
Und meinten, daß so holdem Geschöpf so kurz des Daseyns Ziel!
Und doch war's wie ein halber Trost, daß ein Wesen so zart und schön,
Wie unser Kind, zum Todesschlaf fällt mit den Blumen gehn!

(Schluß folgt.)

Die Marquisin L——d und Lady Jane Urquhart.

(Fortsetzung.)

Es herrschte ein stillschweigendes Einverständniß zwischen Lady Jane Urquhart und mir, nachdem sie sich in dem Schlafzimmer der Marquisin eingerichtet hatte, und sich des türkischen Sopha's als ihrer Ruhestätte bediente. Sie war nebst Mrs. Cottrell und mir bei der Marquisin, als, etwa um zwei Uhr Morgens, der Arzt ankündigte, daß nunmehr der Marquis mit einem Erben gesegnet sey, daß die Marquisin ihn mit einem Sohn beschenkt habe! Lady Jane Urquhart sah, wie mich dünkte, unangenehm überrascht aus; gewiß war sie aufgeregt, mehr als ich je gesehen habe; ihre Lippen wurden blaß vor innerer Bewegung, und das ganze Gesicht verzog sich krampfhaft. Ich glaubte sie würde sterben, und der Arzt glaubte es auch. So übel auf war die arme junge Dame, daß man an die Marquisin, die sich äußerst gut befand, nur wenig dachte; ein paar Tage lang war nichts als Verwirrung und Bestürzung in dem Gemach; da begann mit schwacher Stimme Lady Jane zu ihrer theilnehmenden Freundin so zu sprechen: „Theuerste Georgiana, laß mich mit ihm sprechen, eh' ich sterbe!" —

„Lauf schnell, Cottrell, und bitte den Marquis zu mir zu kommen," sagte Lady L——d, die Hände faltend. „Geliebte Jane! meine theure, theure Freundin! sage doch nicht du müssest sterben! denke an unsern Vertrag! denke an seine bittre Täuschung, und versuche zu leben!"

In diesem Augenblick wollte der Marquis ins Zimmer treten, aber der Arzt flüsterte ihm unter der Thüre etwas ins Ohr, worauf er sich zurückzog; nach wenigen Minuten verkündigte er, daß Lady Jane Urquhart die Mutter eines Mädchens sey; aber gleich darauf befahl er der Mrs. Cottrell den Marquis zu benachrichtigen, daß seine Gemahlin ihm Zwillinge geboren, daß seinem hohen Hause auch eine Tochter geschenkt sey; dann eilte er zu der Marquisin und flüsterte ihr zu, so daß Lady Jane und ich es hörten: „Es ist ein Knabe, Madame; seyen Sie ruhig, es geht Alles nach Ihren Wünschen!"

Ein Krampfanfall, der sie beinahe ohnmächtig gemacht hätte, trat unmittelbar, nachdem Lady Jane diese Bemerkung gehört hatte, ein; nach diesem wurde sie ruhiger und gefaßter, richtete aber noch eine Frage an ihre Freundin, deren Antwort ihr sehr tröstlich und angenehm schien.

„Gilt unser Vertrag noch als heilig?" lautete die Frage. „Ja, selbst nach dem Tode noch!" war die Antwort. Jetzt war ich im Besitz des ganzen Räthsels.

In keinem von beiden Fällen hatte der Arzt die Wahrheit gesprochen; das Kind, welches Lady Jane Urquhart so eben geboren, war ein Knabe; das achtundvierzig Stunden früher von der Marquisin geborne war ein Mädchen!

„Sir!" sagte ich zu dem Arzt im Vorzimmer ein paar Stunden nach der Geburt des schwachen kleinen Mädchens der Marquisin, „ich wäre begierig zu erfahren, was Sie vermögen konnte, die Hand zu einem solchen Betruge zu bieten? Glauben sie ja nicht, daß ich daran Antheil nehmen werde!"

„Das arme kleine Geschöpf!“ sagte der heilkundige Gentleman, sich über das Kind hinbeugend, „es hat nur wenige Tage zu leben. Ich bin ganz erstaunt, daß die Marquisin, bei dem Zustand ihrer Gesundheit, ein lebendes Kind gebären konnte!“

„Warum, Sir, gaben Sie denn dieß Kind für einen Knaben aus?“ sagte ich in eben nicht sehr sanftem Ton.

„Aus demselben Grund, meine liebe Mrs. Griffiths,“ antwortete er, höchst gutmüthig lächelnd über meine hastige Frage, „aus demselben Grund, der auch Sie bewog, meiner Angabe nicht zu widersprechen — das heißt, bis jetzt, was auch immer Ihre Absichten für die Zukunft seyn mögen.“

„Gewiß, ich habe im Sinn, den Marquis zu benachrichtigen, daß Sie ihn getäuscht haben,“ versetzte ich, „und hätte es auch im Augenblick gethan, wenn nicht der beunruhigende Gesundheitszustand der unglücklichen Lady Jane wäre.“

„Ihr Leben hängt an einer Faser, dünn wie der Faden eines Spinngewebes,“ sagte der Arzt mit Bedeutung; „Sie thäten am besten, sich nicht in den Handel zu mischen; er ist schon verwickelt genug, bei meiner Seele.“

„Ihnen ist er klar genug,“ murmelte ich, als er das Zimmer verließ; „Sie werden einen schönen Lohn, als Bestechung, für Ihre Bemühungen bekommen, und das ist Alles, wornach Sie fragen.“ Aber ich that ihm Unrecht; nicht das Interesse allein leitete ihn; er wußte mehr als ich; und er ließ sich vom Mitleid in seinen Grundsätzen wankend machen. Habe ich nicht sein Beispiel befolgt?

Das Töchterchen der Marquisin fand offenbar keinen Geschmack am Leben; die Luft der Erde behagte ihr nicht; mit Mühe ließ sie sich hinhalten, daß sie sie drei oder vier unserer menschlichen Tage lang athmete — sie sehnte sich nach einer weitern Sphäre, nach der Ewigkeit, und eilte ihr entgegen, wie ein Vogel zu seinem Nest. Als man dieß der Marquisin meldete, war ihre einzige Antwort: „dem Himmel sey Dank, daß es nicht der Knabe ist!“

Diese Rede bestimmte mich in meiner Handlungsweise, denn ich sah jetzt klar ein, daß es die Absicht der beiden Frauen, unter der Beihülfe des Arztes, war, das Kind der Lady Jane dem Marquis und der Welt als das seinige unterzuschieben; so ersah ich mir denn meine Gelegenheit, wenn ich wußte, daß er in der Bibliothek war, wo er oft seinen Wein trank, und ging dahin, unter dem Vorwande, das alte Manuscript, das ich von einem der höchsten Bücherbretter genommen, wieder an seinen Ort zu stellen.

„Bitte, kommen Sie herein, Mrs. Griffiths,“ sagte der Marquis mit einem sehr höflich zuvorkommendem Wesen und in einem unbestimmten Ton, den alle Leute haben, wenn sie Gunst, Achtung oder Neigung für sich gewinnen möchten, und den ich mir angewöhnt habe, den Krokodils-Ton zu nennen; „bitte, kommen Sie herein; ich wollte so eben meinen Diener an Sie schicken, mit der Bitte, mir einige Minuten hier zu schenken, das heißt, wenn Sie Zeit hätten, denn Sie haben, glaub' ich, mehr Geschäfte hier gefunden, als Sie wohl vermutheten?“

Ich habe immer als das Klügste bewährt gefunden, wenn ich wußte, daß irgend ein geheimer Plan im Werke sey, wie im jetzigen Fall, um einen Zweck zu erreichen, die Außenposten recht gut und sorgfältig zu bewachen, dem Feind keinen Vortheil durch ermuthigende oder zustimmende Worte oder Gebärden einzuräumen; und so verbeugte ich mich denn bei seiner letzten Bemerkung nur ziemlich kalt und zurückhaltend und sagte dann: „Auch ich hätte den Wunsch, mit Sr. Lordschaft zu sprechen.“

„Dann setzen Sie sich doch,“ sagte der Marquis, mir einen Sitz bietend, „und thun Sie mir den Gefallen, und trinken die Gesundheit der Marquisin und — des noch am Leben befindlichen Kindes in diesem Glas Burgunder; — und damit schenkte er mir ein Glas ein aus einer beinahe leeren Flasche; ich bemerkte auch, daß er schon mehr Wein getrunken hatte, als ihm dienlich war. Ich lehnte den Burgunder ab, nahm aber den Stuhl an, den er mir anbot, und dann saßen wir einander gegenüber, der große Diplomat und die Wochenwärterin, beide entschlossen, ihre Rolle mit Tact und Geschick zu spielen. Aber ich hatte einen Vortheil über den Politiker und Taktiker, den er nicht zu kennen schien; ich hatte nicht ein Paar Flaschen edeln Burgunder getrunken, und daher war mein Kopf kälter als der seinige.

„Wie sonderbar!“ sagte der edle Lord, indem er mir das Pergamentmanuscript aus der Hand nahm, in der ich es noch hatte, „daß Sie hier gerade das Buch bringen, das ich den ganzen Morgen, unter Beihülfe von Jenkinson, gesucht habe. Ich muß sagen, das ist eine der seltsamsten Fügungen, die ich mir denken kann.“

„Gut operirt, Diplomat!“ dachte ich, „daß du so von ferne heanrückst; aber ich werde jede Bewegung genau beobachten.“ Dann mit einer Würde in meinem Benehmen, die jeden hätte in Stein verwandeln müssen, entschuldigte ich mich, daß ich das Buch in Händen gehabt, während Se. Lordschaft desselben benöthigt gewesen, und wollte eben sagen, seine Gemahlin habe mir unbeschränkte Erlaubniß gegeben, nach Willkür in seinen Büchern zu stöbern, als er mir mit der Bemerkung ins Wort fiel: „die ganze Sache hat ganz den Anschein, als ginge es mit Zauberei zu, Mrs. Griffiths; ich hatte das Buch nur gesucht, um es Ihnen zu zeigen!“

„Das ist eine schlechte Feldherrnkunst,“ dachte ich; „wenn Sie Ihre Karten nicht besser ausspielten an dem Hofe von — —, so wundere ich mich, daß Sie mit solchem Glanz davon gekommen sind, und mit dem magischen Schwan noch obenein; ich vermuthe dieß plumpe Manöuvre, das ein Kind vereiteln könnte, aber von welchem Notiz zu nehmen ich verschmähe, ist eine Folge des Burgunders.“ Ich bemerkte nur, daß ich nicht lange könne entbehrt werden, um die Ehre zu haben, mit Sr. Lordschaft mich zu besprechen.

„Sie meinen, es sey mir nicht Ernst,“ sagte der edle Hausherr; „ich will Sie aber bald davon überzeugen; sehen Sie — dieß Buch ward vor mehr als zweihundert Jahren geschrieben von einem römisch-katholischen Priester, dem Beichtvater in der Familie Eines meiner Ahnen — er war ein Mann von tiefen

Bestrebungen, studirte die Planeten und ihre Influenzen; er hat einige Werke hinterlassen, welche von großem Forschergeist und vieler Originalität zeugen; von diesem Band aber, den ich in meiner Hand habe, glaubte mein Vater immer, er trage ein prophetisches Gepräge an sich, und jetzt bin ich hievon ganz überzeugt."

„Ich will nicht hier sitzen, um mich für Narren halten zu lassen!" rief ich im Geist aus; und ich zweifle nicht, mein Gesicht verrieth meine Gedanken, denn der Marquis lächelte, als wollte er sagen: „Mit welch einem unpraktikabeln Weib habe ich es doch hier zu thun!" — „Haben Sie das ganze Manuscript gelesen?" fragte er, indem er das letzte Glas Burgunder, das noch in der Flasche war, hinunterstürzte. „Nein, ich sehe, Sie haben es nicht gethan, sonst wären Ihnen alle Geheimnisse, von welchen Sie in diesem Hause Zeuge waren, aufgeklärt worden."

„Ein klarer Verstand, mein Lord," sagte ich, so trocken wie ein Salamander, „kann sie alle begreifen, ohne daß er zu ihrer Erklärung das Geschreibe eines verstorbenen Mönchs nöthig hat. Ich wollte Euer Lordschaft in Kenntniß setzen —"

„Von etwas, das ich wohl schon besser weiß, als Sie, aber wofür ich Sie nur loben kann, daß Sie es mir entdecken wollten. Ihre Absicht war sehr redlich, und die meinige ist es auch, wenigstens jetzt. Lassen Sie mich das mit dem ausmachen, der die ganze Verwicklung meiner dermaligen Lage kennt, meine verwickelte Lage, sofern meine Grundsätze dabei betheiligt sind; aber doch," und er lächelte gutmüthig launig, „muß ich Ihrer Geduld die starke Zumuthung machen, daß Sie sich bemühen möchten, diese seltsamen Verse in dem Buch des alten Mönchs zu lesen," und er blätterte und las mir folgende Zeilen, welche mit blaßrother Dinte unterstrichen waren; und auf dem Rand gegenüber war eine auf sie deutende Hand gezeichnet von gleicher Farbe:

„Nicht fehlt es! es ward in den Sternen gelesen:
Sohns und Töchterleins sollen zwei Frauen genesen!
Einen Vater, zwei Mütter sollen sie haben;
Des Ehebunds Kind wird bald werden begraben!
Und der Sohn der Geliebten nimmt ein sein Recht,
Herrscht als Lord auf dem Erbe von altem Geschlecht."

„Da!" rief der Marquis, mir das Buch zurückgebend, „sehen Sie, die Sache ist vom Schicksal bestimmt!"

„Und so bekennen also Sie, mein Lord, sich als Vater von der Lady Jane Kind?" fragte ich mit ungeheucheltem Staunen.

Eine brennende Schamröthe und der Ausdruck heftigster Verwirrung überflog, als ich so sprach, das Antlitz des edeln Hausherrn. „Ist es möglich," sagte er endlich in stammelndem Tone, daß Ihnen dieser Umstand unbekannt geblieben wäre! Ich hatte geglaubt, die Marquisin, oder meine arme Cousine hätte Sie mit unsrer ganzen sonderbaren Geschichte bekannt gemacht. Der Ruf (das Wort wollte ihm nicht über den Mund), die Gefühle von uns Allen erheischen es, daß Sie eine Erzählung anhören, welche in milderndem Licht wird erscheinen lassen, was auf den ersten Anblick so gar ungewöhnlich, so gar unmoralisch sich darstellen muß."

„Ich habe kein Recht, mein Lord," bemerkte ich, und zwar, wie ich nicht zweifle, sehr kalt, „Aufklärungen zu erwarten in Betreff eines Vorfalls, der mich allerdings, wie ich gestehe, sehr überraschte; zumal bei der innigen Freundschaft zwischen den beiden Damen. Es scheint so ganz gegen alles Naturgemäße, so ganz eigenthümlich, daß ich ganz verblüfft bin; aber in der That, mein Lord, man wird meiner benöthigt seyn," und ich stand wieder auf; aber der Marquis, der in seinem Wesen große Aufregung verrieth, gab es nicht zu.

„Sie dürfen nicht gehen, bevor Sie nicht eine theilweise Milderung meines Benehmens angehört und die arme Jane Urquhart bemitleiden gelernt haben."

„Ich bemitleide sie schon jetzt," sagte ich unwillkürlich, während mir eine Thräne ins Auge trat; „so jung, so liebenswürdig! so voll Zartlichkeit und Gefühl! so zu Grunde gerichtet werden, und von dem — verzeihen Sie mir, mein Lord, — der sie hätte beschützen sollen — von ihrem nahen Verwandten!"

Ich sprach mit dem Ernst einer römischen Matrone, und staunte über meine eigne Keckheit, noch mehr aber über die Wirkung, welche sie bei dem Marquis hervorbrachte; er wurde weiß wie Asche und sah aus, als wollte er ersticken; endlich, nach einem heftigen innern Kampf, erleichterte er sich durch einen heftigen, aber wohlthätigen Strom von Thränen.

Wenn Frauen weinen, so rieselt das zarte Naß so sanft herunter, daß es ist wie ein Regenschauer im Sommer, und oft folgt auch eben so schnell wieder heller Sonnenschein darauf; anders ist es bei den Männern; da ist es wie ein gewaltiger Sturmregen, wie ein Simum, und macht Einem ganz bange durch den Ungestüm.

„Beruhigen Sie sich, mein Lord," rief ich, sehr bewegt, und das Verbrechen vergessend über dem Anblick seiner Strafe. „Beruhigen Sie sich, mein Lord," wiederholte ich in noch weicherem Ton, „und möge Gott Ihnen allen verzeihen!"

Damit nahm ich dem Marquis das Battisthalstuch ab, da er zu ersticken drohte; er aber schenkte sich aus einem gläsernen Krug, der neben ihm stand, ein volles Glas gebranntes Wasser ein und leerte es bis auf den Grund; „jetzt ist mir besser," sagte er, und faßte meine Hand; „aber ich bin kein so arger Bösewicht, als Sie mich wohl dafür halten, — hören Sie mich nur geduldig an und beurtheilen Sie mich billig."

Ich konnte nicht anders, ich mußte meinen Sitz wieder einnehmen; aber ich faßte innerlich den Entschluß, nachdem ich auf meine Uhr gesehen, er sollte mich unter keinem Vorwand länger als fünf Minuten aufhalten, obgleich ich wußte, daß der Marquisin Lieblingskammerfrau, Mrs. Cottrell, in ihrem Zimmer war, und während meiner Abwesenheit meine Stelle wohl ausfüllen konnte.

„Lady Jane Urquhart ist, wie Sie wissen, meine nahe Verwandte," begann der Marquis L——d; „wir waren von unsrer Kindheit an verlobt, und sie liebte mich, wie wenige

Frauen zu lieben fähig ſind; ich glaubte ſie auch zu lieben und liebte ſie auch, aber doch nicht ſo, wie ſie mich liebte. Wir waren im Begriff uns zu beirathen; die Hochzeitkleider waren bereit, die Brautjungfern erkoren. Eine von dieſen, die Buſenfreundin der Lady Jane Urquhart, hatte ich zufällig noch nie geſehen; hätte ich ſie doch in meinem Leben nicht geſehen, dann wäre all dieß Elend, all dieſe Schande uns erſpart geblieben. Aber ich ſah ſie, und in einem Augenblick, als ob der Prometheiſche Funke jetzt zum erſtenmal mein Weſen durchzuckte, erfuhr ich, was die Dichter mit dem Wort Liebe meinen:

„Allbeherrſchend, allbegeiſternd!
Jegliche Empfindung meiſternd!
Rieſenſtark, wie Wahnſinn wild,
Bald empört, bald harmlos mild,
Jetzt ein Engel — jetzt ein Teufel!
Gut oder bös? — das bleibt im Zweifel!“

(Schluß folgt.)

Der jüngſte Tag.

(Schluß.)

Der Dichter ſieht auf einem reizenden Abhang, unter Palmbäumen, eine Gruppe aus drei Perſonen beſtehend, welche den Untergang der Welt ahnen, ihm aber mit ruhiger Miene entgegenſehen, und deren Geſpräch er belauſcht:

Der Greis.

Preiſt, meine Kinder, Gott, daß er euch abruft,
Eh' eurer Liebe Traum iſt ausgeträumt,
Eh ſie ſich ihrer Schwüre ſelbſt entbunden,
Weil Falten ſie erblickt und graues Haar!
Beglückt wer, wie ihr, ſcheidet von der Erde,
Eh' er erforſcht ihr nächtliches Geheimniß
Und eine Seele, noch von Täuſchungen
Erfüllt, hinaufbringt in die heil'gen Orte.
Denn ach! des Kelches Boden birgt nur Hefen;
Der Menſch, am Ende ſeiner Bahn iſt ſchlechter;
Oft bringt die Reu, mit ihrer Qualen Völle,
Dem Himmel nichts als was verwarf die Hölle!

Der Jüngling.

Im Namen des Allmächt'gen ſprichſt du, Vater,
Und unſre Liebe ſollte ſtumm ſich beugen.
Doch, wenn mein Herz ſich offenbaren darf,
Der Himmel den du unſrer Sehnſucht weiſeſt,
Zeigt mir kein Glück, ſo viel mein Geiſt begreift,
Größer als das hier meine Seele füllte;
Sie fragt ſich ſelbſt vergebens, wie in Zukunft
Verlöſchen könnte, wovon jetzt ſie ſtrahlt?
Oh! ungemiſcht war, ohne Furcht, mein Lieben;
Was ließ mich fürchten eines Engels Wort?
Der Himmel hätt' den ſüßen Bund beſchirmt;
Ich habe nie etwas wie Reu' empfunden;
Und wenn ich glauben darf der innern Stimme:
Sie liebend fühlt' ich, daß ich beſſer ward.
Nie, nie trat mir ins Angeſicht die Röthe
Beim reinen Luſtgenuß den ſie mir bot.
So leiht die Schweſter ſich des Bruders Roſen,
Den Sonnenſtrahlen der Kryſtall ſich hin.
Oh! muß ich ſegnen ihres Scheidens Stunde:
Warum dann gab ſie Gott hienieden mir?
Wenn dieß das Glück nicht, o mein Vater, war:
Wo ſoll ich hoffen dann die Seligkeit?
Find' ich im Himmel das Entzücken wieder,
Das unausſprechliche, des Lebens Quell,
Wie wenn ihr ſüßes Bild den Sinn mir einnahm,
Wenn ſich mein Herz in ihrem Anſchau'n wiegte,
Und wenn ich ſie von Ferne ſah erſcheinen,
Mein halbes Ich, mit mir ſich zu vereinen?

Die Jungfrau.

O ſprich, wenn Alles denn vergeht, o Vater,
Wird unſre Liebe leben überm Grab?
Wenn ſich ihr keuſches Band, den Tod beſiegend
Von neuem ſtärker knüpft an andern Orten,
So macht die Scheideſtunde mir nicht bang.
Mein Himmel wird ſtets ſeyn wo er mir naht;
Selbſt dieſe Welt, ach, die vom Fluch entſtellte,
War mir, mit ihm, faſt ein ätheriſch Reich.
Was die Natur verlor bei ihrem Schiffbruch
An Wonnen, brachte mir ſein Angeſicht.
Fern von ihm kraftlos; konnte meine Seele
Athmen und leben nur bei ſeinem Anblick;
Vermählt mit ſeinem Schickſal war mein Daſeyn,
So wie die Kühle mit den Morgenſtunden,
Das Grün dem Thal, der Purpur mit der Roſe
Und das Geheimniß mit dem Göttlichen.
Ach, unter allen Segnungen, die mir
Verlieh des Himmels Güte, hab' am tiefſten
Ich die empfunden, daß er war der Meine.
Stets miſchte ſich ſein Nam' in mein Gebet,
Wenn ich mich niederwarf vor dem Altare..
Gott, deine Güte lehrt' an dich mich glauben;
Mit meinem Glauben wuchs der Liebe Glück;
Ich ſprach: der Gott, der mir ſo gnadenreich,
Der einzig wahre iſt's von allen Göttern!
Und glücklich pries ich mich, daß hier dein Dienſt
Für immer meiner Ahnen Wahn zerſtört;
Und jetzt verläßt mich deine Hand... doch, oh!
Verzeih, mein Gott, verzeihe meiner Schwachheit!
Wenn, voll des Glückes das du mir gegeben,
Nicht höher ſich mein Wunſch vermag zu heben!

Der Greis.

So glaubt der Menſch, in ſeiner Blindheit Stolz,
Es lang er nicht gelitten, an kein Leiden;
In dieſer traurigen Verbannung lebte

Er unbesorgt, in einer strafbaren
Vergessenheit der Himmelsseligkeiten!
Sich selbst beschränkend seinen Himmelslauf
Nähm' er dieß bleiche Licht schon für den Tag!
Die Creatur allein nähm' ein sein Herz...
Dem Schmerz möcht' einen Lobgesang ich singen,
Mein Gott, weil jede Seele wird so blind,
Wenn nicht getäuschte Träume sie betrübten,
Wenn sie nicht heimgesucht dein hehrer Arm,
Damit sie sich erinnert ihrer Größe!
Mit Blumenketten angeknüpft hienieden,
Hätt' ich gestört nicht eure süßen Träume,
O meine Kinder, hätt' eu'r Herz den Honig
Des Erdenglücks als einen Vorgeschmack
Empfunden von des Himmels Seligkeit.
Doch da eu'r Sehnen haftet an der Erde
Und rückwärts blickt beim Scheiden euer Auge,
Laßt mich eu'r liebewundes Herz belehren:
Ihr hättet, was ihr jetzt beweint, verflucht.
Die Sattheit, deren ungesunder Athem
Das Ende alles Menschlichen vergiftet,
Hätt' andre Wünsche in euch wachgerufen,
Und euch den Kelch der Lust entfallen machen;
Ihr hättet euch auf finstrer Bahn gefunden
Dem Wind nachjagend, einen Schatten küssend,
Zwei Nächten gleich, die sich erhellen wollen,
Zwei Leeren, die sich zu erfüllen streben;
Eu'r Herz, vereinzelt in dem eignen Abgrund,
Hätt' eins das andre insgeheim gelästert;
In Bitterkeit hätt' es verwünscht den Tag,
Wo Menschenwort an Lieb' es glauben machte.
Oh! wendet euren Blick zur ew'gen Flamme,
Deren Unendlichkeit entspricht der euern!
Nicht sag' ich euch, was dieses Glück wird seyn;
Aber geschaffen wird es vom Allmächt'gen;
Der Unerschöpfliche gibt ohne Maaß dort;
So fasse wieder Muth der Sehnsucht Durst,
Und tretet, meine Kinder, hin zum Fuß
Seines Altars, die Liebe aufzugeben
Die stirbt, um als unsterblich aufzuleben!

Nach diesen Worten führt der Greis das junge Paar zu einem Ort, wo sonst Götzentempel gestanden, und jetzt, vor dem Altar des allein wahren Gottes eine unzählbare Menschenmasse sich drängte vor dem h. Sacrament des Kelches und ein Priester sie zur Buße und Reinigkeit ermahnte. Alles Volk betete im Stande an, als hätte es der Tod im Gebet ereilt.

Zehnter Gesang. Der Tod des Todes wird geschildert:

Dem Himmel zu sah ein Gespenst ich schreiten,
Deß Schritte ringsumher den Rasen schwärzten,
Das mit dem Rauschen seines Ganges fallen,
Was noch der Wald von Blättern hatte, machte.
Die Vögel, die sein Hauch in ihrem Flug
Berührte, fielen todt, wie Blei, zu Boden;
Sein garst'ger Schatten, streifend nur die Wellen,
Verwandelte in Leichen deren Volk;
Und eine unermeßlich lange Sense
Sah ich, die vor ihm her von selber mähte;
Und unter ihrem Schnitt sank was da lebte,
Unkraut und Weizen, Böse und Gerechte,
Und Stadt für Stadt, und Reich für Reich warf so
Der grause Schnitter um, wie Stoppelnstroh.

Vollbracht ist sein Geschäft, und einen Berg
Erklimmend, spricht er, während seine Augen
Ueber den weiten Horizont hinschweifen:
Ich sehe nichts mehr in dem weiten Umkreis;
Die Sense hat gemäht von Gränz zu Gränze;
Nur ich bin übrig noch in öder Welt.
Erreicht hat meine Macht heut ihren Gipfel...
Doch wie?... ist meine Wuth noch nicht gestillt?
Mein Sieg entsetzt mich, theuer kommt er mich!
Mein Hunger nagt.. und nur mein Fleisch noch hab' ich...
Grausame Wahl, ich mag nicht dich zu denken!
Nur tödtend fristete der Tod sich's Leben;
Und wenn das Leben, das geopferte,
War meine Nahrung, nun so naht, wenn hier
Kein Opfer mehr, die letzte Stunde mir!

Und jetzt vollzieht an sich er seinen Selbstmord;
Wie jenes Thier, das lebt im feuchten Schatten,
Von einem Feuerkreis umringt, sich trifft
Mit eignem Stachel — stirbt am eignen Gift.

Jetzt hört der Dichter, außer seinen eigenen Pulsschlägen, nichts mehr im Himmel und auf Erden. Alles ist Schweigen und Unbeweglichkeit. Da erscheinen sieben Geister mit Posaunen; beim Tone von diesen wurden die Gräber lebendig, und als sie mit lauter Stimme die Todten auferstehen und zum Gericht kommen hießen, strömten alle Söhne Adams herbei. Christus fällt den großen Richterspruch, der alle zum Gericht Geladenen in zwei Theile, die Seligen und die Verdammten, theilt. Die Erde und der Himmel vergehen, und ein riesenhaftes Gespenst, das Nichts, tritt auf, mit den Worten: lang war ich verbannt; jetzt spreche ich mein Recht wieder an:

So nahm das alte Nichts ein wieder seine Macht;
Und herrschte überall Stillschweigen, Leere, Nacht.

Die Vision hat ein Ende; der Dichter erwacht voll Entsetzen, und bittet Gott, noch Gnade und Erbarmen zu haben mit der Menschheit, ihr eine Frist zu gönnen, wie einst der Stadt Ninive. — —

Nachdem wir unsre Leser durch Mittheilung reichlicher Proben aus dem immerhin merkwürdigen Gedicht, welchen freilich in unsrer Nachbildung die rühmenswerthe Schönheit und Anmuth der französischen Verse mangelt, in Stand gesetzt haben,

selbst über den Gehalt dieser Poesie zu urtheilen, fassen wir uns kurz in unsrer Beurtheilung. J. Reboul bewährt auch hier wieder seine Kunst, schöne und kunstreiche Verse zu machen, und wetteifert hierin mit den Gebildetsten seiner Nation; er hat sich aber nun auch in einer größern Composition versucht; wie ist ihm dieß gelungen? Unsers Erachtens nur mittelmäßig. Zu den epischen Gedichten kann man seinen jüngsten Tag kaum zählen, und doch begründet er auch keine neue Gattung. Doch darüber wollen wir nicht mit ihm rechten; dagegen aber finden wir das Motiv einer Vision und die Erklärungen und Erscheinungen der Engel etwas verbraucht, den Zusammenhang des Ganzen ziemlich locker und lose, und doch nicht die überraschende Keckheit des Traumes — zu viel Logik und zu wenig Phantasie in der gesammten Conception. Man kann schwerlich umhin, diese Poesie mit Dante's Gedicht zu vergleichen, und da drängt sich freilich ein ungeheurer, ein beinahe vernichtender Abstand auf. Bei Dante Alles so individuell, so concret, so anschaulich, so historisch, Alles wie in eherne Tafeln gegraben; bei Reboul Alles so allgemein, so abstract, so reflectirend und verschwommen! Dante individualisirt Fegfeuer und Hölle, Reboul macht aus der Erde und ihren Bewohnern ein Abstractum. Doch, wenn Reboul auch diese Vergleichung nicht aushält, bietet er, für sich betrachtet, im Einzelnen nicht wenige Schönheiten dar, und wenn man die ächt poetische Anschauung im Großen bei ihm vermißt, so muß man bei dem schlichten Handwerksmann dafür oft die metaphysische Ausdrucksweise bewundern.

Was die religiösen und politischen Gesinnungen des Dichters betrifft, so wollen wir darüber uns nicht weitläuftig äußern. Daß er Ansichten in seinem Gedicht niederlegt, welche nur von Wenigen getheilt werden mögen, gereicht seiner Redlichkeit und Aufrichtigkeit zur Ehre und würde an sich auch seiner Poesie keinen Eintrag thun. Reboul hält unsre Zeit für die sittlich und religiös verdorbenste und gesunkenste, er glaubt, daß die Welt reif sey zum Gericht; diese Ansicht, dieser Glaube hat sich zu allen Zeiten gefunden, ohne daß man eine progressive Demoralisation der Menschheit anzunehmen berechtigt wäre; und noch mißtrauischer wird man gegen die Wahrheit der Ansichten des frommen Bürgers von Nimes, wenn man erwägt, einen wie großen Einfluß auf sie seine Trauer über den politischen Zustand seines Vaterlands und über die Vertreibung der ältern Bourbons übt. Interessant aber ist es, aus diesem Gedicht, dessen strafender Ton oft an den Barbiers erinnert, zu ersehen, wie ein Mann aus dem Volke die Corruption unter einem großen Theil der Nation, namentlich in der Hauptstadt, betrachtet, und ebenso ist die Differenz bemerkenswerth, welche zwischen Reboul und Lamartine, dem Gönner und Förderer der Poesie des erstern, immer mehr hervortritt; während Lamartine in seinen religiösen Ansichten immer freier und rationalistischer, immer eklektischer wird, tritt uns Reboul selbst als Dichter, als strenger Katholik und mit einer Ausschließlichkeit entgegen, welche in unsern Tagen doppelte Verwunderung erregt.

Italien.

Von Auguste Barbier.

In deinem Todtenschrein, himmlische Julia,
Wo du nur schläfst und doch dich todt glaubt, wer dich sah,
Italien, göttlich Weib! obschon du jetzt so bleich —
Wenn deine Kräfte noch dem alten Muthe gleich,
Wenn dir noch edles Blut in deinen Adern rinnt;
Wenn, der dein Leben trinkt, mit Netzen dich umspinnt,
Der Tod, der wie verliebt, dich faßt mit kecker Hand,
Noch nicht für immer dich ans Monument gebannt;
Wenn du noch seinem Wink nicht ganz anheimgegeben,
Dann wirst du sicher einst dein stolzes Haupt erheben,
Und, die so lange blind, die großen, schwarzen Augen,
Sie werden dann das Licht mit gier'gen Zügen saugen;
Dein Körper dann, belebt durch warmen Sonnenschein,
Wird recken sich empor von seinem Leichenstein.
Doch, armes Weib, du kannst allein nicht gehen mehr,
Das falt'ge Todtenhemd behindert dich zu sehr;
Du tappst im Dunkeln um, ob nicht ein Arm zu fassen:
Denn, da dein Fuß erst jetzt das Grabgewölb' verlassen,
Willst du für wen'ge Schritt' nur stützendes Geleit:
Dann traue nicht dem Arm, den dir der Fremde beut.
Denn bist du selbst es nicht, ist Griechenland es nicht,
Ist's endlich nicht ein Volk, das deine Sprache spricht,
Dem deine Sonne lacht und deine Luft, so klar,
So ist's barbarisch oft und jeder Schönheit baar.
Auf deinen Lavagrund wird sich der Fremde wagen,
Nur um dich, schöne Magd, als Preis davonzutragen.
Der feile Fremde wird, vertraust du seinen Händen,
Entehren deine Stirn und deinen Busen schänden.
O neugebor'ne Maid, o wunderschöne Braut
Daß auf das Vaterland dann nur dein Auge schaut;
Such dir den Romeo aus deinen eignen Söhnen,
Erles Italien, Heimath des ewig Schönen.

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1840.

Stadt und Umgegend von Nantes.

II.

Als gewissenhafter Reisender habe ich mehrere Tage darauf verwandt, die architektonischen Merkwürdigkeiten von Nantes zu besehen. Die schönsten Stadtviertel sind noch kein halbes Jahrhundert alt; kurz vor der ersten französischen Revolution legte der reiche Bankier Graslin den Grund zu dem nach ihm benannten Platze nebst den angränzenden Straßen, so wie zu der geräumigen Place royale, welche aus neun, nach einem symmetrischen Plane aufgeführten Gebäuden besteht. Ein Glück für Nantes ist, daß eine gewisse Art hübscher dreistöckiger Häuser von Stein Mode geworden, welche eine schöne Regelmäßigkeit hervorbringen. Die garstigen Stadtviertel mit den hölzernen Häusern, deren erster Stock in die Straße hineingebaut ist, säubern und verschönern sich zusehends. An vielen Stellen findet man allerliebste Plätze mit Baumalleen, wie in Nürnberg, welche jedoch von den Einheimischen wenig benutzt werden; auf einigen dieser Plätze wächst das schönste Heu, und die meisten davon sind einsam und verlassen, und machen mit den daranstoßenden Häusern eine traurige Miene. Der heimlichste von diesen Plätzen ist der im Mittelpunkt der Stadt gelegene Cours Henry IV, ganz in der Nähe vom Theater: er ist zu jeder Stunde des Tages menschenleer, allein von zahllosen Singvögeln bevölkert, welche in den hohen Ulmen zwitschern, die hier vortrefflich gedeihen, da sie die zwei unentbehrlichsten Elemente jedes Wachsthums, Sonnenschein und Nässe, haben.

Das Schauspielhaus hat einen Peristyl von acht korinthischen Säulen, welche wie Thierständer aussehen und mit acht armseligen Statuen besetzt sind, acht Musen darstellend; ich erinnere mich nicht, welche von den neun Schwestern das Glück gehabt hat, vergessen zu werden. — Das im J. 1777 gebaute Hotel der Präfectur hat zwei Façaden jonischer Ordnung, welche hier zu Lande für schön gelten. Die Colonnade der Börse besteht aus zehn jonischen Säulen, welche ein Gesimse mit zehn schlechten, allegorischen Statuen tragen. Die entgegengesetzte Façade zeigt angeblich einen Perticus dorischer Säulenstellung und ebenfalls vier erbärmliche Statuen. Man kann sich nichts styl- und geschmackloseres denken, als diese zusammengestümperte Architektur. Der freie, mit Bäumen bepflanzte und mit einem Gitter eingefaßte Platz vor der Börse wird am meisten zum Lustwandeln benutzt und dient zugleich einmal in der Woche als Blumenmarkt.

Das Museum ist ein hübsches, modernes Gebäude am kleinen Markt; es enthält sieben hohe, geräumige Zimmer, welche ihr Licht theils von oben durch in dem Deckengewölbe angebrachte Oeffnungen, theilweise aber auch von beiden Seiten durch gewöhnliche Fenster empfangen, so daß die Beleuchtung nicht immer günstig ist. Am bemerkenswerthesten scheinen mir folgende vier Bilder: 1) Das Bildniß eines Venezianers, mit rothem Bart, halbe Figur, angeblich von Giorgione; 2) Ein ebenfalls daher stammender, dornengekrönter Christus, Bruststück, hier dem Sebastiano del Piombo beigemessen, könnte wohl Original seyn; 3) Eine Kreuztragung, hier Lionardo da Vinci genannt, halbe Figuren, von merkwürdiger Wahrheit des Ausdrucks und Feinheit der Charaktere. Das Bild ist höchst wahrscheinlich Original, und in diesem Falle, bei der ungemeinen Seltenheit der Werke Lionardo's, ein unschätzbarer Besitz. Außerdem finden wir hier auch ein Exemplar von Lionardo's Vierge aux rochers, welches, meinem Gefühl nach, dem Exemplar im Louvre vorzuziehen, wonach Desnoyers seinen bekannten Kupferstich ausgeführt. Die Lichter sind hier nicht von dem gelblichen Metallglanz, die Schatten nicht so dunkel, wie dort; jedoch scheint mir eines wie das andere als Original unzulässig. — Das Museum von Nantes besitzt ebenfalls eine leidliche Copie nach Lionardo's ungläubigem Thomas in der Ambrosiana zu Mailand, und eine abscheuliche Nachbildung von Raphaels Vierge au berceau, welche einheimische Kenner ganz im Ernst für ein Original ausgeben. 4) Das angebliche Portrait von Paolo Sarpi, welches der Katalog dem Tintoretto zuschreibt, mir aber weder von diesem genialen Schüler Tizians zu seyn, noch jenen größten praktischen Philosophen der modernen Zeit darzustellen scheint; es ist mit Härte und doch ohne Energie behandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch des Wener- und des Wetter-Sees.

2. Der Omberg am Wetter-See.

(Schluß.)

Von Ombergs Platte stieg ich zu den Ruinen von Alvastra herab. Dieß war zu seiner Zeit ein reiches Kloster, im 12ten Jahrhundert gegründet. Am Fuß des Berges, in einem der herrlichen Buchenhaine, wegen denen der Omberg so berühmt ist, liegen seine mächtigen Ueberreste. Hohe Spitzgewölbe mit stolzen gothischen Fenstern, eingestürzte Altäre, halb gesunkene Pfeiler, Alles unbeschreiblich malerisch, von unzähligen Gebirgsblumen und Büschen umschlungen und durchflochten, worin die Vögel bauten und singend den Sieg der Gegenwart über dem Grabe der Vorzeit feierten.

Gegen Abend miethete ich einen Bauer, um mich nach dem rothen Giebel zu rudern, Ombergs steil in den See fallenden Absturz. Nach vielen Windungen zwischen den kahlen Felsstücken kam ich über die tiefen, klaren, seegrünen Gewässer des Wetter an meinen Bestimmungsort. Er hatte wirklich nicht wenig Aehnlichkeit mit dem, wozu ihn die Sage macht, Königin Omma's verzaubertes Schloß. Der Felsen geht gerade und glatt in die Höhe, wie eine gut polirte Mauer; seine Farbe, ein röthlicher Granitthon, gleicht außerordentlich gebrannten Mauersteinen; an einem Orte formt er sich wie die äußere Thüre eines ungeheuren Thores, und heißt deßhalb die Schloßpforte, an einer andern Stelle geht eine tief spitzbogige Höhle hinein, die den Namen Waffenhaus führt. Ich ruderte vorbei, während mir der Bauer die Plätze bezeichnete. Zuletzt öffnete sich vor mir eine Grotte, die er „Omma's-Grotte" nannte; er wollte auch hier vorbeirudern. „Nein, halte etwas," rief ich ihm zu, „hier mußt du mich hineinfahren!" „Will der Herr das wirklich?" antwortete er; doch, da ich ihn aufs neue dazu aufforderte, mußte er es sich gefallen lassen, obgleich sichtbar zögernd und ungern. Da das Wasser fast bis ans Ende der Höhle ging, konnten wir weit hineinfahren. Der Felsen wölbte sich über uns hoch wie ein Tempelbogen, die Rede schallte dumpf, wie in einer Kirche, und wundersam, als wenn sie tiefe Geheimnisse bärge, schlug die stille Welle an den Seiten an. Als das Boot vor der Masse angespülter kleiner Steine nicht weiter kommen konnte, machte ich mich fertig, ans Land zu springen. „Nein, gehen Sie doch nicht aus dem Boote, lieber Herr!" rief mein Führer. — „Und warum nicht?" — „Ach! ich fürchte mich nur, daß der Herr nicht mit trocknen Schuhen durchkommen wird," antwortete er in einem ruhigern, sich fast schämenden Ton. Aber ich merkte nun wohl, was in ihm vorging. Er war bange vor den Berggeistern, welche der Sage nach den nicht wieder fortlassen, der einmal zu ihnen hineingekommen ist, und doch that er, als wenn er gar nichts von ihnen zu erzählen wüßte, und rückte nicht mit einer einzigen Sage heraus. Indeß kam er zur Besinnung, als er sah, daß ich unangefochten darin herumging, denn kurz nachdem er mich ermahnt hatte, doch nicht zu lange in der Höhle zu verweilen, faßte er, wie ich deutlich sah, einen verzweifelten Entschluß. Er ergriff den Wasserschöpfer, füllte ihn, trank darin Königin Omma's Gesundheit und sprang ans Land. Als er sah, daß es ging, bekam er so viel Muth, daß er im Innern der Höhle einen Blick durch eine Felsenspalte wagte. Nach seiner Aussage war es dort hohl, so weit man sehen konnte. Ich untersuchte es nicht, ich hatte genug an der Freude über den herrlichen Anblick. Es war Dämmerlicht in der Grotte, die Sonne spielte mit ihren letzten goldrothen Strahlen auf den überhangenden Felsen und draußen auf den Wellen, die Nachtvögel schwirrten in großen Schaaren mit schwerem Flügelschlage schweigend wie der Tod vorüber. An den wunderbar zerrissenen, von grünlichen Farbentönen umspielten Gewölben schlangen sich Moos und Wucherpflanzen hin, während das Wasser als ein Staubregen in feinen, melodisch rauschenden Strahlen hindurch sickerte. Das Ganze stimmte mich mährchenhaft genug, und war wohl würdig, der Eingang eines verzauberten Schlosses zu seyn. Die Sage gibt es auch so an; nach dieser sollen im Innern der Höhle eiserne Thore seyn, durch welche der, dem es glückt, in Königin Omma's stolze Säle tritt, die mit ihren und der Zaubergeister Herrlichkeiten erfüllt sind. Aber die Unholde hausen schlimm darinnen; oft hört man einen Lärm, als wenn der Berg einstürzen sollte, und große Felsstücke zittern und reißen sich von dem Gewölbe los, wenn sie ausfahren. Vor langer, langer Zeit hatte man im Berge gegraben, und vieles Silber gefunden. Dieß war zu heiligen Gefäßen verschmolzen und der Kirche in Heda verehrt worden. Darüber wurden nun die Berggeister so grimmig, daß sie hätten bersten mögen. Aber wie oft sie auch, besonders zu Weihnachten, um die Kirche herumspähten, trafen sie doch niemals auf Jemanden. Auf einer dieser Wanderungen fanden sie jedoch etwas, wovon sie wußten, daß die Menschen großen Werth darauf setzen; dieß war ein Gefäß mit Weihwasser. Sie machten sich auch lustig daran und tranken Alles bis zum letzten Tropfen aus. Aber da sie heimkamen, waren sie rein wie toll, sie fuhren auf einander los und begannen gegenseitig drein zu schlagen. Es wurde immer schlimmer und endete damit, daß sie einander erschlugen; nur ein altes Weib blieb übrig, das in den Ofen gekrochen war. Als die Schlägerei vorbei und Alles stille war, nur das Röcheln des Todes dumpf im Berge widerhallte, kam sie hervor und sah den Jammer. „Nun habe ich hier so lange gewohnt und den Eichwald wachsen und welken sehen, aber niemals habe ich ein gleiches Unwesen erblickt!" rief sie aus.

Indeß muß entweder die Teufelei zurückgekehrt oder neue Spukgeister eingewandert seyn, denn wir werden mehreres von jener Alten hören, die Niemand anders war, als Königin Omma im Incognito. Doch eh' ich das erzähle, worin ihr wirklicher Tod vorkommt, wollen wir erst ein paar Worte von ihren guten Freunden und Anverwandten in der nahen Bergkette zwischen Grenna und Jönköping hören. Dort geschah es einst, daß ein Dorfmann spät in der Nacht im Walde draußen war. Es wurde finster, und, ging es nun recht zu oder nicht, zuletzt verlief er sich. Nachdem er lange in dem pechschwarzen Walde hin und her geirrt, sah er endlich einen Lichtschimmer in der Ferne. Er ging ihm nach und kam in eine geräumige Höhle. Es waren nur zwei Leute darin, aber es waren ihrer

zwei zu viel, ein riesengroßer Jette und sein Weib. Ein fauler Gestank strömte dem Manne entgegen, und er hätte sich lieber im finstern Walde umherlaufend gewünscht, als hier drin bei den Unholden. Er paßte nur auf die Gelegenheit, um bald wieder Lebewohl zu sagen. Als er in dieser Absicht sich dem Jette näherte und ihm die Hand reichen wollte, wurde dem Jetteweib wunderbar weich ums Herz wegen des armen Wanderers. „Reich nicht die Hand dein dem Hausherrn mein, aber glüh die Eisenstange und gib sie ihm!" flüsterte sie ihm leise zu. Er folgte ihrem Rath und hielt dem Jette das glühende Ende hin. Dieser drückte es so fest, daß die Stange zerbrach, und ein Stumpf davon in den Boden fuhr. „Nun merke ich doch," rief er, „daß noch warmes Blut in Schwedens Männern ist, und zum Lohn für den, der mich es lehrte, gebe ich dir die Schlüssel zur Wista-Kluft. Als ich letzthin von dort auszog, läutete auf einmal Sjästa-Bjelde (die Glocke, welche die Zauberer scheucht), und ich wurde so wüthend, daß ich meiner jüngsten Tochter Kinderwagen darin vergaß; der hat Räder und Kasten von Gold und Silber, aber sage Keinem was davon!" Damit erhielt der Dorfmann Erlaubniß zu gehen. Zuletzt kam er glücklich heim und am nächsten Morgen war er früh auf, um seinen Schatz zu suchen. Auf dem Wege stieß ein guter Freund zu ihm, und aus Freude konnte er sich nicht halten, sondern erzählte sein großes Glück; als er nun vor der Kluft stand und sie öffnen wollte, war der Schlüssel verschwunden.

Aber sowohl dieser Jetten als der Omberg-Kobolde Unwesen wurde von Tage zu Tage schlimmer. Sie baten einander zu Gaste, und gastirten und hausirten, daß es ein Grauen und Schrecken war. Da war ein entsetzlich gottesfürchtiger Mann, der nahm sich vor, dem Dinge ein Ende zu machen. Mit Beten und Fasten bereitete er sich vor, und ging gutes Muthes einen Sonntag in den rothen Giebel hinein. Es war gerade, als die Glocken von allen Kirchen läuteten; denn der Schall von diesen bewirkt, daß die Spukgeister ohnmächtig werden. Da er in den prächtigen Hauptsaal kam, zog er seine Klinge, die mit heiligem Oel geweiht. Rings an den Wänden saßen sie alle, erstarrt, wie halb schlafend, und auf dem Throne der ärgste und mächtigste, den sie Gottes Sohn nannten, ausstaffirt mit Perlen und Edelsteinen und unbeschreiblich schön anzusehen. Mit stillem Gebet ging der Held zuerst zu ihm, und hieb ihn glücklich nieder. Darauf ging er rund im Saale herum, und tödtete alle die giftigen Kobolde, ehe sie noch aus ihrem Erstarren zu sich kamen. Zuletzt traf er die Königin Omma selbst. Sie kam zur Besinnung, ehe sie starb, und seufzte tief wie jenesmal bei dem Weihwasser: „Nun bin ich im Berge gewesen, hab' sieben Eichenwälder wachsen und faulen sehen, aber ein solches Blutbad hab' ich nicht gesehen!" Mit diesen Worten sank sie todt um; aber Viele wollen doch sagen, daß es noch nicht richtig im Berge ist. — Alle diese Sagen traten lebhaft und unterhaltend vor meine Einbildungskraft, doppelt lebendig, da ich auf dem Schauplatze stand, wo sie spielten. Ich hatte sie von einem naiven jungen Mädchen im Wirthshause gehört, wo ich abgestiegen war. Sie erzählte sie mit einem fast kindlichen Glauben, und als ich ihr sagte, ich hätte dasselbe aber etwas abweichend gehört, that es ihr ordentlich leid: „so geht es," meinte sie, „wenn man lesen kann und Beschreibungen davon zu sehen bekommt. Wir armen Bauern können nur erzählen, was Andere uns erzählt haben." Ich wünschte hier zwar noch mehrere solche Erzählungen zu hören und wandte mich darum mit Aufmunterungen an meinen Ruderknecht, aber er war und blieb stumm über diese Dinge.

So gut ich konnte, tröstete ich mich hierüber und in der guten Stimmung über das Wunderbare, was ich gehört und gesehen, fing ich ein altes Lied an, während mein Schiffer munter in die Ruder griff. Die Sonne war im Untergehen, oder wie hier das Volk sagt, „sie ging in den Wald," ihre letzten rothen Strahlen färbten die Wellen, das Boot glitt leicht dahin. Mit einmal hielt es an, mein Begleiter legte die Ruder hin, horchte auf meinen Gesang und sah mich mit seltsamem Lächeln an. „Nun, warum hältst du?" „Darf ich nicht anhalten; der Herr singt so unbeschreiblich lieblich, daß ein Todter auferstehen könnte," antwortete er, und der Blick, womit er mich betrachtete, ging in eine geheimnißvolle Ehrfurcht über. Er hat gewiß seine eigenen Betrachtungen über meinen Aufenthalt in der Grotte und meinen jetzigen Gesang angestellt. Unterdeß war das Boot an der Küste; ich bezahlte meine Ueberfahrt, warf noch einen Abschiedsblick auf den Berg und eilte ins Wirthshaus, um zeitig den nächsten Morgen Smaalands Boden zu betreten.

Erdbeben und Vulcane.

Unter den zahllosen Erscheinungen dieser Erde fesselt ihre zerrissene Gestalt die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Die Scheidung des festen Landes von den Gewässern kann nur durch innere Kraft entstanden seyn, und die Riesengebirge aller Länder und Zeiten, die Höhen und Thäler, Ebenen und Schluchten sind das Werk ihrer verborgenen Macht.

Kaum sind es 13 Jahre, seit Elie de Beaumont die Erdlehre berichtigt, das falsche Wissen auf die Bahn der Wahrheit geleitet hat. Vor ihm waren unsere Kenntnisse schwankend, ungereimt, oft lächerlich. Zwar bot die Erde Beweise genug von innerem Wirken dar, aber den Wald konnte man vor Bäumen nicht sehen. Jeder wollte eine Stimme haben bei der Entschleierung der wunderbaren Gestaltung des Bodens; selbst Voltaire konnte nicht schweigen, und ließ die Muschellager der Gebirge durch fromme Pilger dahin tragen.

Die Verbindung zwischen Erdbeben und feuerspeienden Bergen haben die Bewohner oft erschütterter Landstriche längst erkannt. So oft die vulcanische Thätigkeit, vielleicht durch innere Trümmer verschüttet, zur Ruhe übergeht, durchwühlen über kurz oder lang fluthende Strömungen den Boden, und erstrecken sich weithin unter der zitternden Erde. Mit Angst und Sorge blickt der Mensch jenseits nach der leblosen Zinne, und harrt ungeduldig der Rauchwolken, der Flammensäulen und der brennenden Ströme. Sobald sie erscheinen, entweichen die gebundenen Dünste, und die Erschütterung hört auf. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo jede Erdscholle erbebte, jedes Stäubchen wirbelnd wankte, und die vulcanische Kraft durch zahllose Feuerschlünde einen Weg nach außen sich bahnte. Fast überall ist die Erde mit verbrannten Trümmern bedeckt, überall stehen erloschene Schlünde, und wo sie nicht

gefunden werden, sind sie entweder verschüttet, oder der Widerstand der Erdrinde war zu groß, um hier einen Ausweg zu finden.

Schließt man aus der Gegenwart auf die Vergangenheit, so leben wir in einer Zeit verhältnißmäßiger Ruhe. Die härtesten Prüfungen der Erde sind überstanden, vorüber sind die Wehen der Geburt, und über große Räume hin lagern die Spuren einer zürnenden Kraft. Faujas Saint-Fond hat im Vivarais und Velay vulcanische Lagerstätten erkannt, welche über 100 Geviertstunden bedecken. Von der Sierra Nevada, der Quelle des Santa Cruz, hat sich ein Lavastrom östlich ergossen, der über 40 Stunden lang und 1 bis 2 Stunden breit ist. Da, wo er an die Wand der Cordilleren sich lehnt, ist er über 2000, am östlichsten Ende 120 bis 550 Fuß dick. Der ganze Boden in der Nähe von Neapel ist auf mehrere Stunden hin verbrannte Materie, und die Lava steigt unter die Fläche des nahe liegenden Meeres hinab. Selbst das versunkene Pompeji ruht noch auf vulcanischem Grunde, und spätere Gluthströme haben es abermals mit einer 12 Fuß dicken Brandrinde bedeckt. Kräftiger noch haben die Elemente über Herculanum gewüthet, und mit einer 100 Fuß dicken Lavaschichte überzogen.

In Amerika streicht eine Kette der höchsten vulcanischen Spitzen vom Feuerlande bis jenseits Mexico hinauf, und einzelne Brandkegel werden noch weiterhin angetroffen. Auf riesenmäßigem Muttergestein, das zwischen 5000 und 14,000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, ragen vom Sarmiento (Volcan Nevado), unter dem 55sten bis zum 20sten Grade südlicher Breite hinauf, vier und zwanzig theils erloschene, theils brennende Krater hervor, und streben thurmähnlich himmelan. Ehemals galt der Chimborazo für den höchsten Feuerberg, bis Pentland den Sorato und Illimani noch höher gefunden, und nun auch der Aconcagua in Chili, nach den Messungen des Weltumseglers Fitzroy, auf die Höhe von 23,200 Fuß angegeben wird. Ueber die weite Fläche des großen Oceans sprühen noch ungezählte Brände in den Luftkreis, und der asiatische Archipel erhebt unter der Last seiner Feuerberge. In Java werden an vierzig gezählt. Weniger bekannt sind sie in Borneo, aber die Gebirgsstöcke erreichen dort die Höhe der amerikanischen Berge. Der Kinen Banlu soll selbst den Bergen Hecharns gleichkommen.

Aber nicht allein auf dem festen Lande sind die Vulcane vertheilt auch in der Tiefe des Meeres äußert sich ihre Gewalt. Wie der Boden wellenförmig sich gebärdet, schwankt das Meer weithin über der wogenden Kraft, und das sanft hingleitende Schiff wird von seinen Schlägen erschüttert. In der Nähe von Island, im Mittelmeere, am Abendrande von Amerika, in den asiatischen Gewässern haben Schiffe solche Erschütterungen verspürt, und zagend glaubte die Mannschaft gestrandet zu seyn. Vom Jahre 1747 bis zum Jahre 1856 haben dreizehn Schiffe solche Stöße im atlantischen Meere gegen den Aequator hin empfunden, und Capitän Huntley hat sogar vulcanische Asche in den dortigen Gewässern gesammelt und nach Calcutta gebracht. Ueber 200 Vulcane sind auf dem festen Lande noch in Thätigkeit, und weit größer ist die Zahl der erloschenen.

Wenn Dünste in einem verschlossenen Raume sich entwickeln, wird ihre erschütternde Kraft im Verhältnisse mit ihrer Masse und dem Grade ihrer Dehnsamkeit stehen. In ungemessener Tiefe des Erdreichs lagern die brennbaren Stoffe der Urbildung unseres Weltkörpers, einhüllend den festen, metallischen Kern, und seit Jahrtausenden lodernd in verborgener Gluth. Allem Anschein nach ist die Erdrinde an vielen Stellen ein schwebender Bogen über dem verhüllten Brande, und weithin strömen die Dünste in diesen unterirdischen Gewölben. Wie die Oberfläche unseres Weltkörpers zerrissen und zersplittert ist, mag die Wölbung des Gluthherdes beschaffen und durch zahllose Felsengänge und Schluchten verbunden seyn. Oft werden diese Gänge verschüttet, Ströme glühender Lava füllen sie aus, bis sie abermals zerrissen und abermals ausgefüllt werden. Es ist Eigenschaft der Dünste, daß ihre Dehnkraft mit dem Grade der Dichtigkeit der Körper im Verhältnisse steht, aus welchen sie erhalten werden. Daher die Schnelligkeit ihrer Bewegung und die Heftigkeit ihrer Ausbrüche, wenn sie auf Widerstand stoßen.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß Erdbeben auf 600 Stunden in die Länge und 500 in die Breite sich erstrecken, die Strömungen des Meeres und die Oberfläche des Bodens verändern. Man hat gesehen, wie Städte krachend durcheinander stürzen, Flüsse versiegen, Felsenmassen wie Spreu zersplittert, große Länder in die Höhe gehoben und wieder versenkt werden. Allein, was auch die Bilder seyn mögen, welche uns die Gegenwart entgegenhält, nie können sie mit jenen früherer Zeiten in Vergleich kommen, wo meilenbreite Felsenmassen durch namenlose Kraft aus der Tiefe hervorgestiegen sind und die Erde mit den höchsten Gebirgszügen in allen Richtungen bedeckt haben. Dennoch haben wir Beispiele genug von fast plötzlich erstandenen Bergen, Vulcanen und Inseln. Der Monte Novo bei Neapel hob sich am 29 September 1538 in Folge eines heftigen vulcanischen Ausbruches empor, und sechs den Tag zuvor war das Land zwischen dem Monte Barbaro und dem Meere beträchtlich in die Höhe gegangen. Auf gleiche Weise sind die Inseln Ischia und Lipari durch einen vom Meeresgrunde sich erhebenden vulcanischen Ausbruch entstanden, und noch neuerlich (1856) trat die Insel Julia zwischen den Mineralquellen von Telacra und dem Eilande Pantellaria hervor, sprühte Rauch und Flammen, und versank nach wenig Monaten wieder, ohne eine Spur zurückzulassen. Strabo, Plinius und andere Schriftsteller geben den Inseln Santorini, Thereſia und Kameni den nämlichen Ursprung. Auch in der Nähe von Terceira ist im Jahre 1720 eine neue Insel hervorgetreten, und das Meer schien in ihrem Bereiche zu kochen. Bimssteine und Aschenmassen wurden über Terceira geschleudert, und ein donnerndes Getöse erfüllte die Bewohner mit Schrecken. Auf mehrere Stunden um Terceira hin war das Meer mit halbverbrannten Fischen bedeckt, und zahlreiche Züge von Seevögeln labten sich an dem köstlichen Schmause. Vom Vorgebirge Finisterre bis an den Canal strömten Bimssteine hin, und die Küsten von Terceira waren damit bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 57 u. 58** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Scene aus Puschkins Boris.** — **Amerikanische Anthologie.** (Fortsetzung.) — **Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.** (Fortsetzung.) — **Der jüngste Tag.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande vorzugsweise Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1840.

Sitten und Gewohnheiten der Neuseeländer.

Geburtsvorrechte.

Manche Sagen der Neuseeländer über den Ursprung ihres Volks laufen darauf hinaus, daß Götter als Fremdlinge die Insel besucht, und sich darauf niedergelassen hätten; auch die Menschenfresserei wird einem solchen Gotte, Namens Mawi, bereits zugeschrieben, und seine Nachkommen berufen sich darauf zur Entschuldigung dieser entsetzlichen Sitte. Erwägt man die Wahrscheinlichkeit, daß das Volk der Papua-Race vor dem malayischen in die neuseeländischen, wie überhaupt nach allen den australischen Inseln kam, und vor der überlegenen Malayenrace sich beugen mußte, so ist die hohe Achtung vor Geburtsvorrechten sehr erklärlich; doch haben sich auch, wie unter einem solchen Volke leicht zu erwarten, manche bloß durch Thaten unbändiger Tapferkeit zu Häuptlingen emporgeschwungen. Die Häuptlinge sind somit dreifacher Art, solche, die durch Erbrecht Häuptlinge wurden, zweitens durch Heurath von Töchtern oder Wittwen von Häuptlingen, und drittens durch Tapferkeit. Der Häuptling führt den Titel „Rangatira-nui" oder „Ariki." Der älteste Sohn eines erblichen Häuptlings führt den Titel „Te Kai Rangatira," was Erdfürst zu bedeuten scheint, und die Verehrung, die man dem Vater zollte, geht auf das Kind über, sobald dieß das Licht der Welt erblickt hat, weil das Kind schon an Ahnenzahl seinem Vater vorgeht. Die Verehrung der Stämme für den neugebornen künftigen Häuptling ist so groß, daß zu manchen Zeiten selbst die Eltern nicht mit ihm verkehren, noch aus demselben Korbe essen dürfen, indem die Priester die Sorge für das Kind übernehmen und frühzeitig ihm die Richtung zu geben suchen, die sein künftiges Leben haben soll, denn sie lehren ihn, seine Feinde unversöhnlich zu hassen, Raubkriege gegen die Schwachen zu führen, und den Mächtigen durch List zu bekämpfen. Seine Eltern und Freunde lehren ihn frühzeitig sein Gesicht verzerren, damit er seinen Feinden Schrecken einflößen könne, dann folgt der Kriegstanz, und diese Embryokrieger lernen das Kriegsgeschrei und die dazu gehörigen Gesticulationen so frühzeitig, daß man neuseeländische Kinder von fünf Jahren gesehen hat, welche europäische Kinder von zehn Jahren damit in Furcht und Schrecken setzten.

Das Kind eines Häuptlings wird nicht nur von den Angehörigen des Stammes selbst hochgeehrt, sondern selbst fremde Stämme schicken ihm Geschenke, theils aus Freundschaft, theils um den Zorn des Stammes, wenn sie sich solchen zugezogen haben, zu versöhnen. Wenn Stämme, oft weit von ihren Dörfern entfernt, im Kriege sich befinden, werden die werthvollsten Theile der Beute durch einen besondern Boten nach Hause geschickt. So erzählt Polack: Im Jahre 1835, etwa eine Woche vor unserer Ankunft zu Uwoua, kam ein Canot mit sechs feindlichen Leichen an. Um das Schauspiel desto imposanter zu machen, wurden die schon ausgeweideten Rumpfe sorgfältig auf beiden Seiten auf den breiten Rand des Kahns gelegt, die Herzen auf Spieße gesteckt, und diese in der Mitte des Kahns aufgestellt. Dieß war ein Geschenk für den Te Kai Rangatira, damals sechs Jahre alt.

Wenn ein Häuptling niederen Ranges die Tochter oder Erbin eines Rangatira oder Ariki heurathet, so erlangt er, wenn nicht seine Tapferkeit ihn besonders hervorhebt, nicht dieselben Rechte, wie der erbliche Häuptling; oft wird er erinnert an die ihm ertheilte Ehre, und der höhere Rang der Frau wird ihm vorgehalten. Die Unterhäuptlinge steigen in eben dem Maaße an Wichtigkeit, als die Verehrung und Unterwürfigkeit der Stammesangehörigen für den Oberhäuptling abnimmt. E' Ongi, der berühmteste Krieger neuerer Zeit, gewann den größten Theil seiner Ländereien und Unterthanen durch einige einflußreiche Heurathen, bis er und seine Verwandten ein größeres Gebiet besaßen, als wahrscheinlich irgend ein früherer Häuptling im Lande. Er war ohne Widerspruch der erste Krieger seiner Zeit; er besaß eine merkwürdige Schlauheit, ungemein viel Sinn für mechanische Arbeiten und Kenntniß des Festungsbaues — Eigenschaften, die ihn, abgesehen von seiner politischen Macht und dem durch seine Heurathen erworbenen Einfluß, rasch über alle andern Häuptlinge erhoben. Trotz dieser festen Begründung seiner Macht, welche seine Nebenbuhler Pomarre und Korokoro oft vergebens zu erschüttern suchten, benahm sich der schlaue E' Ongi doch äußerst zuvorkommend gegen seine Frauen,

namentlich gegen E' Turi, die, obwohl blind, ihn auf seinen Kriegszügen allenthalben begleitete, und gleich einer Prophetin über seine Feinde den Fluch sprach, und seine Krieger zum Kampf ermunterte.

Wenn ein nicht durch besondere Tapferkeit ausgezeichneter Häuptling eine Frau von höherem Rang heurathet, so gilt die Ehe als unebenbürtig, seine Kinder und Stammgenossen werfen ihm, wie bemerkt, seine niedere Geburt vor, ja sie nennen ihn nicht selten einen Sklaven. Seine Frau nimmt stets Partei gegen ihn für ihre Kinder, und der Mann wagt nicht, einen hohen Ton anzunehmen, da ihre Verwandten stets bereit sind, selbst in seinem Blute jede Unfreundlichkeit gegen sie oder gegen ihre Kinder zu rächen, die mehr als Eigenthum des Stamms, wie der Eltern betrachtet werden.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Das Museum besitzt außer den oben genannten Bildern noch einige erhebliche Stücke, unter andern das Porträt einer schwarz gekleideten Dame, dem Philippe de Champaigne beigemessen. Der Ausdruck des sehr lebendigen, geistreichen Kopfes ist höchst wahr, die Ausführung aller Theile, zumal der Hände, bei voller Beleuchtung in einem goldenen, wenn gleich etwas schweren Ton, besonders breit und meisterlich, das Costume deutet auf eine spätere Zeit, als Philippe von Champaigne. Nicht weit von diesem Porträt hängt das Bildniß der Elisabeth von England, ein vortreffliches Werk der niederländischen Schule: die Auffassung sehr lebendig und wahr, der Ausdruck des Feinen, Sauren, Boshaften und Jähzornigen höchst charakteristisch, fest zusammenklebende Lippen, spitze Nase. Sie macht den Eindruck einer unverheuratheten Frau, die ihre Tugend ewig im Munde führt. Die Art und Weise, wie sie mit der goldenen Kette spielt, ist unübertrefflich. Das Porträt mag ähnlich seyn, wenigstens entspricht es der Vorstellung, die wir uns von jener übermüthigen, herrischen Königin machen, welche ihre Minister schlug, wenn ihre Plane verunglückten. Doch was liegt an ihren Schwächen? Sie verstand zu herrschen und ihre Art, das Scepter zu führen, verrieth keinen Unterrock. — Im letzten Saale bemerkt man verschiedene Bilder aus der spanischen Schule: einen alten Leyermann, von groß naturalistischer Auffassung und unschöner, abschreckender Wahrheit, hier Murillo genannt. Das Bild ist nicht ohne Verdienst, die Färbung verständig, der Ausdruck scheint uns übertrieben, mag indeß doch wahr seyn; ein Murillo ist es schwerlich, eher ein Ribera oder ein Velasquez, welcher anfangs in seinen Darstellungen ebenfalls an gemeiner Naturwahrheit Gefallen fand, wovon ihn sein edles Naturell bald abzog. Ein Heiliger mit gekreuzten Armen, ebenfalls aus der spanischen Schule und an Zurbaran erinnernd, ist durch die zu breite Behandlung und die ganz schwarzen Schatten von rohem Eindruck, jedoch nicht ohne Energie und Ausdruck.

Die Werke der italienischen Decorationsmaler können wir füglich übergehen; die Nachfolger des Pietro da Cortona, Solimene, Trevisani und Consorten lassen wir gerne in ihrer Nichtigkeit ruhen; der Merkwürdigkeit halber gedenken wir des Porträts eines Kreuzritters von Canova, ein weniger als mittelmäßiges Bild, flach, bedeutungslos, kurz eine wahre Schülerarbeit. Die Züge des Gesichts erinnern an die allgemeine, antikisirende Schönheit der Idealköpfe seiner Statuen; das Beste am Ganzen ist die am Rande befindliche Inschrift, welche von der Hand des großen, italienischen Bildhauers herrührt und also lautet: offerto al illustrissimo ed ornatissimo Sign. Cacault, ambasciatore di Francia in Roma, del suo umilissimo servo ed amico Canova (die Stadt Nantes kaufte das Bild aus der Sammlung des Hrn. Cacault, welcher aus Nantes gebürtig war.) Canova kam in seinen alten Tagen auf den Einfall, sich auf die Malerei zu legen, und da ein Mann von dem Talent und dem Ruhme Canova's in Rom außer dem Bereich der Lächerlichkeit steht, so machte der große Künstler kein Hehl aus dieser Schwachheit.

In dem Vorzimmer befinden sich mehrere merkwürdige Fragmente mittelalterlicher Sculptur. Ueber dem Eingang hängt ein großes Bild von dem verstorbenen Sigalon, die Athalie darstellend, wie sie vor ihren Augen die 50 Kinder, ich weiß nicht mehr welches Königs von Israel, umbringen läßt. In der leidenschaftlich bewegten Hauptfigur herrscht große Energie; in den Motiven der Mordenden wäre eine größere Mäßigung zu wünschen; das Ganze hat indeß eine lobenswerthe Haltung, eine kräftige Färbung und sehr meisterlich breite Behandlung. Frankreich hat an Sigalon einen seiner kühnsten Historienmaler verloren: unter den jetzt lebenden sind kaum zwei, die Sigalons Leistungen erreichen.

Nach dem Museum habe ich noch das Naturaliencabinet, die Münze, die Getreide- und Leinwandhalle und das Capitelhaus besehen müssen. Der Balcon dieses letztern Gebäudes ist wenigstens mit vier Karyatiden-Reliefs geschmückt, welche nach den Cartons des Pujet ausgeführt seyn sollen: allein die Aedilen der Stadt Nantes haben diese Reliefs auskratzen und abputzen lassen; eine barbarische Behandlung, welche gewiß wenige architektonische Zierrathen überstanden hätten, indeß diesen noch nicht jede Spur von Kraft und Energie benommen hat. Pierre Pujet gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Bildhauern, welche Frankreich aufzuweisen hat. Obschon allerdings auch in dem falschen Geschmack seiner Zeit befangen, nimmt er doch in Rücksicht der Energie der Auffassung, des gründlichen, tiefen Wissens, der gewissenhaften, vortrefflichen Durchbildung und Vollendung die erste Stelle unter den Bildhauern des „großen Jahrhunderts" ein. Der damals allmächtige Maler-Akademie-Director Lebrun vertrieb den Pujet nach seiner Vaterstadt Marseille, wo er kümmerlich darbte, und bevorzugte die Bildhauer Girardon, die beiden Couston, Desjardins und andere, welche zwar an Pujet nicht hinanreichten, allein sich dem Lebrun so sehr anschmiegten und unterordneten, daß sie verschiedene ihrer Hauptwerke nach seinen Zeichnungen ausgeführt haben, was Pujet verschmähte. Wie weit die Bildhauerei in Frankreich seit Ludwig XIV heruntergekommen, kann man besonders an den

neuesten Verschönerungen in den Städten, an den Figuren zu den Brunnen des Concordeplatzes in Paris, an den beiden Karyatiden auf dem Platze vor der Kathedrale in Nantes, so wie an den Arbeiten der neuesten Pariser Bildhauer Maindron, Prévault sehen, welche für den Zustand der jetzigen französischen Sculptur bezeichnend sind. Alle diese nach einem malerischen Princip aufgefaßten Werke sind platte Nachahmungen des Pujet, und verrathen einen völligen Abgang von Wissen, Formverständniß und Geschmack: sie streifen ans Carricaturartige, unglaublich Absurde, und da, wo solche Werke dem öffentlichen Kunstgenuß dargeboten werden, und, was noch schlimmer ist, aufrichtige Bewunderer finden, da ist das Kunstgefühl, der Sinn für die Schönheit bildender Kunst so gut wie abgestorben. Wir haben bei einer frühern Gelegenheit den Franzosen im Allgemeinen den Sinn für Naturschönheiten abgestritten, wir müssen ihnen auch im Durchschnitt das Gefühl für Kunstschönheiten absprechen. Wir wollen ihnen damit keineswegs einen Vorwurf machen; sie sind einmal so und können fürs erste nicht anders seyn; es ist lächerlich, Nationen zu schulmeistern, wie ungezogene Buben. Die Lächerlichkeiten und Blößen, die für einen Deutschen anfangs daraus entspringen, gehen sie nichts an; der Deutsche hat sie ja eben so durch seine verschiedenen Sitten und Weisen, Meinungen und Ansichten für sie wieder; sie würden lächerlich seyn, wenn sie nicht so seyn wollten, denn sie würden aus ihrem Nationalcharakter, aus ihrer ganzen Bildung herausgehen. Der Franzose hat sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit ein Leben gebildet, das er Kunst nennt, was aber den Sinn für Kunst gänzlich ertödtet. Es zeigt sich dieß nirgends besser als bei den gebildetsten, geistreichsten Männern dieses Volkes, wo jenes Leben in der höchsten, anmuthigsten Potenz ausgestaltet hervortritt. Montaigne machte um das Jahr 1580 eine Reise durch Italien, Gesundheits und Zerstreuungs halber: er führte ein Tagebuch, in welchem er jeden Abend seine Erlebnisse und Beobachtungen niederschrieb. Als Montaigne nach Florenz kam, waren erst siebenzehn Jahre seit dem Tode Michel Angelo's verflossen, und Alles war noch voll von seinen Werken. Die göttlichen Fresken des Andrea del Sarto, des Raphael und Coreggio glänzten noch in ihrer ersten Frische, und Montaigne, der so unendlich viel Geist und Beobachtungsgabe hat, erwähnt dieselben mit keiner Sylbe. Die Leidenschaft und Begeisterung eines ganzen Volks für die Meisterwerke bildender Kunst hat ganz gewiß seine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände hingelenkt; denn sein Genie besteht hauptsächlich darin, daß er den Charakter eines Landes und Volkes genau erforscht; allein die Werke von Correggio, Michel Angelo, Lionardo da Vinci und Raphael haben auf ihn keinen Eindruck gemacht. Man suche sich in den Schriften Molière's, Labruyères, Voltaire's die Stellen, wo von bildender Kunst die Rede ist; oder noch besser, wenn man das Talent hat, die lebendige Natur zu belauschen und zu durchdringen, man horche in den feinsten, gebildetsten Zirkeln auf die Conversation, und man wird inne werden, daß das französische Geisthaben, der ächte Esprit, jenes schöpferische Feuer, welches in den Caractères von Labruyère, im Candide, im Figaro, in den Pamphleten Courriers, in den Chansons von Beranger, auf jeder Seite des Charivari lodert, das sicherste Präservativmittel gegen Kunstgenuß und ästhetische Ekstase ist. Je feiner, leichter, liebenswürdiger und pikanter ein Franzose in der Unterhaltung und in seinen Schriften ist, desto untauglicher ist er, die Geheimnisse der Kunst zu durchdringen und ihre Schönheiten zu empfinden. Der Franzose hat von jeher den Geist des äußern Darstellens gehabt, sein ganzes Leben ist ein ewiges Zurschautragen, und er kann sich keinen Augenblick den Gedanken aus dem Kopfe schlagen, was andere von ihm halten, er will, wo er anders nicht die seltene Ausnahme eines Murrkopfs und Sonderlings macht, Allen und Jedem gefallen, wenigstens nicht mißfallen; er ist stets bei sich selbst und bespiegelt sich ewig in sich selbst, er sieht das schönste Werk in dem glatten Firniß der äußern Darstellung und kann also das höchste Leben weder haben noch geben. Die Franzosen können uns bisweilen durch einzelne feine Bemerkungen über Kunstwerke und scharfsinnige Entgegensetzungen von Künstlern überraschen; allein selbstständige, tiefgefühlte Urtheile dürfen wir von ihnen nicht erwarten. Es gibt ohne Zweifel Ausnahmen; Poussin, einer der größten Maler der Verfallzeit der Kunst, ist aus der Normandie gebürtig, und Claude Lorrain aus Nancy, allein eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben und Vulcane.

(Fortsetzung.)

Hr. v. Humboldt erzählt, daß in der Nacht vom 27 auf den 28 September 1757 ein Stück Land von 5 bis 6 Geviertmeilen in der Intendantschaft von Valladolid in Mexico blasenähnlich sich erhob und gegen die Mitte hin die Höhe von 500 Fuß über das umgebende Erdreich erreicht habe. Zwei Monate hindurch gingen Erdbeben dieser merkwürdigen Erscheinung voran. Zuletzt folgte eine augenblickliche Ruhe, und bald darauf entstiegen unter entsetzlichem Getöse Tausende von 6 bis 9 Fuß hohen Kegeln (hornitos) dem erschütterten Boden. Sechs höhere Spitzen, von 1200 bis 1500 Fuß, thürmten sich an einer Kluft entlang in die Höhe, und die größte darunter bildet noch heutzutage den Vulcan von Jorullo, welchem basaltische Lava entströmt. Eine ganz ähnliche Erscheinung muß auch auf den Galapagos stattgefunden haben. Außer den größern, 2 bis 4000 Fuß hohen feuerspeienden Bergen stehen auf diesen Inseln mehrere Tausende solcher Brandkegel, die alle mit Kratern versehen und 50 bis 100 Fuß hoch sind.

Was vulcanische Kräfte durch die Erhöhung einzelner Berge zu Tage legen, dehnt sich durch Erdbeben über ganze Länder aus. Seit dem Jahre 1751 ist der südliche Theil von Chili durch vielfache Erschütterungen heimgesucht worden, und hat sich um 18 bis 24 Fuß gehoben. An einigen Stellen ist er wieder in seine frühere Lage zurückgesunken. Ganz Patagonien, auf eine Strecke von 5 bis 600 Stunden, weist, wie Darwin behauptet, eine solche Erhöhung nach, und der Boden hat sich terrassenförmig gestaltet, wie es auch bei Valparaiso zu bemerken ist. In Schweden, Norwegen und Italien hat man ähnliche Bemerkungen gemacht, und auch in der Nähe der nord-

amerikaniſchen Landſeen will man ſie beobachtet haben. In der Bucht von Santorini ſteigt ſchon ſeit einem halben Jahrhunderte eine Felſenklippe aus dem Meeresgrunde empor, ohne merkliche Erdſtöße dabei zu bemerken. Gegen das Jahr 1794 fand man mit 15 bis 20 Faden Grund, wo man ihn früher kaum erreichen konnte. Im Jahre 1829 hatte das Meer an derſelben Stelle nur noch eine Tiefe von 4½ Faden. Admiral Lalande hat 1835 die Tiefe abermals gemeſſen, und fand nur noch 2 Faden Waſſer. Geht die Erhöhung in gleichem Maaße fort, ſo dürfte eine neue Inſel in dieſem Jahre erſcheinen.

Betrachtet man die Erſcheinungen, welche auf der Höhe der Cordilleren uns entgegentreten, ſo kann man ſich des Erſtaunens nicht erwehren. Auf dem Wege von Chili nach Mendoza hinüber liegen zwei Gebirgszüge, deren Engpäſſe 13,210 und 14,565 engliſche Fuß über der Meeresfläche ſich befinden. Der erſte Zug iſt unter dem Namen Penquenes bekannt, der zweite heißt Portillo. Auf dem Kamme der Penquenes lagert ein ſchwarzer Thonſchiefer mit eingeſprengten Seemuſcheln. Unter ihm bricht blauer Schieferporphyr, Gyps und rother Sandſtein zu Tage. Dieſe Steinlager ſind über eine halbe Stunde breit und auf die wunderbarſte Weiſe ineinander gekeilt. Ihre Beſchaffenheit gibt deutlich zu erkennen, wie nach mehrern Zwiſchenräumen verſchiedene Geſteinſtröme ſich durchſchoſſen und mechaniſch miteinander verbunden haben, wie ſie nach jedem Zwiſchenraume geſtiegen und endlich zur Höhe von 13,000 Fuß hinaufgetragen worden ſind. Auf der Höhe des Portillo ragen prächtige Zinnen eines grobkörnigen rothen Granits hervor, und am öſtlichen Fuße der Berge haben ſich Ströme baſaltiſcher Lava ergoſſen, als das Meer noch die Seitenwände der Cordilleren beſpülte. Auf dem weſtlichen Abhange des Portillo iſt blätteriger, feiner Sandſtein von unermeßlichen Granitgeſchieben durchkeilt, von aufgeſchwemmtem Boden und Steingeröllen bedeckt, und mitten in dieſen Geröllen werden abgerundete Stücke vom Schieferthone der Penquenes gefunden. Daraus geht hervor, daß der höhere Gebirgszug des Portillo jünger iſt, als jener der Penquenes, daß die innere Kraft hier noch ſtärker gewüthet und den Hauptgebirgsſtock noch um 1000 Fuß höher hinaufgetrieben hat.

Den Forſchungen gemäß, welche Elie de Beaumont über die Entſtehungszeit der Gebirgszüge dieſer Erde angeſtellt hat, zerfallen ſie in vier verſchiedene Perioden. Seiner Anſicht nach ſind die Erzgebirge, die Berge von Côte d'Or und der Pilas zuerſt aus der Tiefe hervorgetreten, und bilden mit dem Mittagskreiſe von Dijon einen Winkel von 45 Graden.

Zur zweiten Erhöhungsperiode rechnet er die Pyrenäen und Apenninen, die Gebirge von Dalmatien, Croatien und die Karpathen. Ferner zählt er dahin die Alleghany von Amerika, die Gebirge Griechenlands, die Höhenzüge nördlich vom Euphrat und die Ghatten. Alle dieſe Gebirge ſind gleichlaufend mit einem Mittagskreiſe, den man zwiſchen Natchez in den Vereinigten Staaten und dem perſiſchen Meerbuſen ziehen kann.

Die dritte Periode begreift die Entſtehung des Montblanc und der weſtlichen Alpen, der Gebirgskette, welche Norwegen von Schweden trennt, und der Cordillera von Braſilien. Dieſe Höhenzüge ſind gleichlaufend mit einem großen Kreisabſchnitte, den man von Marſeille nach Zürich gezogen ſich vorſtellen kann.

Die vierte Entſtehungszeit umfaßt die Gebirge in der Provence, die Schweizer-Alpen von Valais bis nach Steyermark, den Balkan, die großen Ketten des Kaukaſus, des Himalaya-Gebirges und des Atlas. Sie ſind gleichlaufend mit einem Kreisabſchnitte gelagert, den man vom Kaiſerthum Marocco bis an das öſtliche Ende des Himalaya ziehen könnte.

Zu einer fünften, und aller Wahrſcheinlichkeit nach neuern Entſtehungsperiode, muß die große Kette der Cordilleren gerechnet werden, die in der Richtung mit keinem andern Höhenzuge übereinſtimmt. Genauere Forſchungen werden über dieſen Gegenſtand entſcheiden, worüber Hr. v. Humboldt und Darwin mit mehr Gewißheit ſich ausſprechen könnten. Wie dem auch ſey, Höhenzüge, die auf 50 und 100 Breiten- oder Längengrade ſich erſtrecken, ſetzen eine namenloſe Kraft voraus, um ſie aus des Erdballs Tiefe aufzuthürmen.

Verſchiedene Ergebniſſe gehen aus der Beobachtung der Erdſtöße hervor. Manchmal dauern ſie nur kurze Zeit, manchmal folgen ſie mehrere Monate aufeinander. Dreihundert Stöße ſind, im Februar 1835, innerhalb zwölf Tagen in Concepcion verſpürt worden. Die äußerſten Felſenſpitzen waren zerſplittert und Maſſen von vielen tauſend Tonnen Gewicht von ihren Zinnen herabgeſchleudert worden. Die ganze Felſenwand der Cordilleren iſt auf dieſe Weiſe zerriſſen; was für die Ewigkeit erſchaffen ſchien, wird zermalmt und vom Rade der Zeit zernichtet. Bisweilen ſind Erdbeben bloß örtlich und unbedeutend; Stöße werden in allen Theilen der Welt verſpürt, aber ſie ſtrecken harmlos in der Tiefe hin. Andere dehnen ſich über große Landſtrecken aus, und wälzen ſich in einer halben Stunde 50 Meilen weit fort.

(Fortſetzung folgt.)

Bevorſtehende Reiſe Ignaz Pallme's. Einem Briefe dieſes Reiſenden zufolge iſt derſelbe von ſeiner neulichen Reiſe tief in Afrika hinein zurückgekehrt, und bereitet ſich in Auftrag der engliſch afrikaniſchen Geſellſchaft zu einer neuen Reiſe vor, die über Kordofan, Scheibun, Tekkele, Runga, Borgu, Bar Nuh und Fezzan nach Tripoli gehen ſoll; gelingt dieſe Reiſe, die noch keinem Europäer gelang, ſo erhalten wir Nachrichten über die bisher immer noch unbekannte Oſtſeite des Tſchadſees. Borun oder Bar Nuh iſt im Allgemeinen durch Denham bekannt; in ſo weit iſt dieß Ziel begreiflich, die andere Reiſeroute aber nicht ſehr klar. Von Kordofan ſoll die Reiſe nach Teggele und Scheibun (Tuggala und Scheibön) gehen, von da nach Runga, wohl über Dar Fur, denn ſonſt müßte der Reiſende durch ein gänzlich unbekanntes Gebirge gehen, wo nicht einmal Sklavenhändler ziehen; auch ſchreibt Pallme ſelbſt in einem ſeiner bekannt gewordenen Briefe, daß er dahin gehen, und vielleicht den Reſt ſeiner Tage dort beſchließen wolle. Runga liegt weſtlich oder ſüdweſtlich von Darfur, und dort ſoll noch der Bahr el Abiad fließen, was kaum wahrſcheinlich iſt, denn aller Wahrſcheinlichkeit nach liegt das Land Runga, das nicht mehr ſehr weit vom Tſchadſee entfernt ſeyn kann, um ein Bedeutendes tiefer als Sennaar, da der Unterſchied zwiſchen Sennaar und dem Tſchadſee nahe an 3000 Fuß beträgt. Gelingt es dem Reiſenden auch nach Runga zu gelangen, ſo hat er noch eine höchſt beſchwerliche, äußerſt feuchte, heiße Wald- und Sumpfregion zu paſſiren, wenn er, der angegebenen Reiſeroute zufolge, nach Borun gehen ſoll. Viel ausführbarer möchte es werden, von Runga (falls deſſen Lage auf den Karten auch nur paſſabel richtig angegeben iſt) ſich gleich nach der großen Oaſenreihe gegen Fezzan hinzuwenden; denn einmal zu Runga angelangt, können ihm über die Geſtaltung und die Verhältniſſe des Landes bis zum Tſchadſee und nach Borun hin keine Zweifel bleiben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1840.

Die indischen Frauen.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Körperschönheit und Kleidung.

Die Männer in Hindostan sind größtentheils von besonderer Schönheit, noch schöner aber sind die Frauen, und fast stets eben so liebenswürdig als schön. Jede Provinz hat ihren Typus, und jeder Typus besondere Züge von Schönheit; doch wollen wir hier nicht in das Einzelne eingehen. Zuerst ist der Wuchs der Hindufrauen vollkommen gerade, gefällig, mit zartgerundeten Formen; ihre Glieder sind symmetrisch, biegsam, zart; sie sind nicht groß, und doch ist ihre Haltung imposant, ihre Gebärden leicht, ausdrucksvoll, voll Würde; ihre Hände und Füße sind sehr klein; ihr Kopf elegant, das Gesicht oval, im Allgemeinen griechisch, und der Gesichtswinkel wird von den Bildhauern bewundert; alle ihre Züge, mit Einem Wort, sind von hoher Schönheit, nur der Mund ist häßlich, da er entweder zu groß und gerade, oder vorn klein, zusammengekniffen und hart ist. Aber welche Augen! wie schön geschnitten, leuchtend, lebhaft, und doch sanft, zärtlich und voll Liebe, wie die der Gazelle; ein einziger ihrer Blicke würde hingereicht haben, selbst einen Zeno zum eifersüchtigen Liebhaber zu machen. Die Augenbrauen sind schön gebogen, gut gezeichnet, die Augenlieder lang und das Haar, dicht, voll und von glänzender Schwärze, fällt in natürlichen Locken herab. Die Farbe der Haut ist verschieden; bald ziemlich weiß, wie die Jüdinnen in England, und bald alle Schattirungen von Safran, Tabak, Kupfer, Mahagoni, spanischer Reglisse durchlaufend, oder olivenbraun und bronze. Man lache nicht. In diesen Schattirungen der braunen Haut liegt ein eigenthümlicher Reiz, und zuweilen ist selbst das Bronze bewundernswürdig. Die Eingebornen ziehen die englische Weiße vor, aber auch für sie, wie für die Europäer, hat eine Hindu-Brünette ihre Reize, und selbst der Mund gewinnt oft durch ein Lächeln voll Geist, Heiterkeit und schalkhafter Neugier.

Alte Schriftsteller, Orme, Sousa, Bernier, haben den Zauber gerühmt, der von den Hindufrauen geübt wird, und bei Portugiesen, Engländern und Holländern zu dem Sprüchwort Anlaß gegeben hat: „Hundert Thore führen nach Bengalen, aber kein einziges heraus.“ Der alte Bernier erzählt in seiner Herzenseinfalt eine Anekdote, die beweist, daß er nicht unempfindlich gegen orientalische Schönheit auf seinen Reisen war.

„Die Frauen,“ sagt er, „sind sehr schön, und kein Fremder, der an den Hof des Mogul kommt, entbehrt ihrer, denn sie wünschen weißere Kinder als die Hindu zu bekommen, die für wahre Mogolen gelten können. Will man die Schönheit der vornehmeren Frauen nach den Frauen des Volkes beurtheilen, die man auf den Straßen oder in den Kaufläden antrifft, so sind sie wahrhaft schön. In Lahor, wo man besonders schöne und anmuthige Frauen von dem reizendsten Braun in Indien finden soll (und wirklich findet), nahm ich meine Zuflucht zu einer mongolischen List; ich folgte nämlich einigen Elephanten, besonders wenn sie reich geschmückt waren; denn sobald die Frauen die Glöckchen dieser Thiere hören, so heben sie sogleich den Kopf am Fenster. Auch bediente ich mich einer andern Lockspeise, die mich ein alter Schulmeister lehrte, den ich gebeten hatte, mich beim Lesen eines persischen Gedichtes zu unterstützen. Ich kaufte eine Menge Zuckerwaaren, und mein Schulmeister, der überall wohl bekannt und gut aufgenommen war, führte mich in mehr als 15 Häuser ein, unter dem Vorwande, ich sey sein Vetter, vor kurzem aus Persien gekommen, reich und wollte heurathen. Sobald wir eintraten, theilte er die Zuckerwaaren unter die Kinder, und bald hatten wir alle, groß und klein, um uns, ihren Antheil zu empfangen, vielleicht wohl auch die Frauen, um zu sehen und gesehen zu werden.“

Die Hindufrauen erreichen frühzeitig ihre Reife und sind schon mit 10 bis 11 Jahren mannbar. Es ist nicht selten, ein hübsches Mädchen vor ihrem 12ten Jahre mit einem Kinde zu sehen. Doch eben so schnell entschwindet die Schönheit, ihre höchste Blüthe ist von 16 bis 18 Jahre, und schon mit 30 oder 35 Jahren sind sie alte Weiber (buria). Die höhern Kasten, die ein weniger sorgenvolles und mühevolles Leben führen, würden sich länger erhalten, wenn sie nicht mit heißen Bädern und entnervendem Luxus sich schadeten. Einmal alt, behalten sie nichts von ihrer Schönheit; es gibt nichts Häßlicheres, als eine alte Hindufrau. Von dieser Regel gibt es wenig Ausnahmen; die

merkwürdigste vielleicht war Begum Sumru, die noch bis in ihr achtzigstes Jahr ihre Schönheit erhalten.

Da sie ihre Reize und ihre flüchtige Dauer kennen, so vernachlässigen die Hindufrauen nichts, um sie geltend zu machen und von ihnen möglichen Vortheil zu ziehen. Manche ihrer Toilettenkünste haben Vorzüge vor denen der Europäerinnen. Sie haben kein Schnürleib, kein Blankscheit, und anstatt der steifen Leibchen, die den Körper einzwängen, tragen sie ein einfaches Mieder aus elastischem Stoffe, das den Körper unterstützt ohne ihn zu drücken oder zu verdrehen. Man nennt es Anggia, und es ist aus Seide, mit kleinen goldenen oder silbernen Knöpfchen, zuweilen auch mit Perlen und Edelsteinen verziert. Die Mohammedanerinnen tragen es eben so gut wie die Hindu. Darüber tragen die erstern eine kleine Weste oder Spencer, die dem Körper genau anpaßt, mit engen, kurzen Aermeln. Das ist der Kurti, gewöhnlich aus Tuch oder farbiger Seide, mit Franzen verziert und mit Metallknöpfen befestigt. Die Beinkleider oder Paijama, weit und groß genug, um einem Sack zu gleichen, sind aus Baumwolle, Seide oder Goldstoff, je nach dem Rang und Reichthum der Person. Zuweilen tragen sie über diese Beinkleider noch einen kleinen Unterrock, der in reichen Falten, dem persischen Peschwais ähnlich, herabfällt. Die Damen bedecken sich das Gesicht mit einer großen Schärpe, die im Nothfall als Schleier dienen kann; Arme, Hände, Füße, Hals, Kopf und Ohren, kurz alle Glieder sind mit Edelsteinen überladen, selbst die Nase ist mit einem Ring geziert, und nicht die Ohrläppchen allein, sondern auch die Ränder sind zu Ohrgehängen durchstochen.

Die Kleidung der Hindufrauen unterscheidet sich von der der Mohammedanerinnen; über dem Anggia ist oft das einzige Kleidungsstück ein Stück Gaze oder feiner Musselin, von 20 bis 30 Toisen Länge, das die ganze Gestalt in ein undegreifliches, doch gefälliges Labyrinth von durchsichtigen Falten hüllt und doch allen Gliedern ihre Freiheit läßt, die Umrisse und den schlanken Wuchs nur reizender zeigt. Noch haben die Hindufrauen die Gewohnheit, auf ihre Stirn gewisse Zeichen und Zierrathen zu zeichnen: mittelst eines schwarzen Präparats von Antimonium, das sie Missi oder Soerma nennen, erweitern sie den natürlichen Bogen ihrer schönen Augenbrauen und färben mit derselben Farbe die Ränder der Augenlieder, was ihren Augen noch mehr den Ausdruck eines wollüstigen Sehnens gibt. Mit dem Saft des Mehndi malen sie die Nägel ihrer Hände und Füße rosa; kurz sie vergessen nichts, um die zu bezaubern, die sich ihnen nähern. Dazu leben sie in einer Atmosphäre von Wohlgerüchen und Essenzen, wofür sie, wie alle Orientalinnen, eine Leidenschaft haben.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

In Nantes erscheint eine Nachahmung des Charivari, la Corbeille betitelt, welche indeß, wie es gewöhnlich mit Copien der Fall, weit hinter dem Vorbilde zurückstehtt; in den französischen Provincialstädten springen die Brunnen der Laune und des Humors nicht reicher, als in unseren kleinen Residenzen; der Stoff wäre schon ergiebig, allein es fehlt an geschickten Bearbeitern. In Ermangelung der [Anlage] zur Satyre trifft man an vielen Orten Sinn für Carricatur, wie es z. B. in Nantes die schon oben erwähnten Karyatiden auf dem Platze vor der Kathedrale bezeugen, in deren Nähe ich oft eine höchst zierliche Façade im Geschmack der Renaissance mit Wohlgefallen betrachtet habe. Leider macht man von diesem Gebäude einen kläglichen Gebrauch, indem man die Särge darin aufbewahrt, welche sich, nach hiesiger Landessitte, viele Bürger vor ihrem Tode bestellen. Ein runder Thurm in der zur Citadelle hinabführenden Straße ist ein Ueberrest der ehemaligen städtischen Festungswerke. Das alte, im Jahre 938 von Allain Barbe-Torte gebaute Schloß ist von runden Thürmen flankirt, welche aus dem 14ten Jahrhundert scheinen. Der Herzog von Mercoeur ließ es zur Zeit der Bürgerkriege in Frankreich repariren, weßhalb man an einigen Stellen die lothringischen Doppelkreuze bemerkt. Die Fenster zur Rechten des Haupteingangs haben sehr zierlich decorirte Gesimse; das Innere des Schlosses ist für Fremde nicht sichtbar.

Links vom Schlosse, unweit der Magdalenenbrücke, ist die Rue de Bieſſe, wo Gilles von Retz am 25 Oct. 1440 gehangen wurde. Dieser Gilles von Retz ist ein Charakter, wie der berüchtigte Cenci in Rom, welcher eine Million Rente reich war und von zwei Banditen umgebracht wurde, die seine Tochter Beatrix, welche er mißbrauchte, in sein Zimmer ließ, wofür sie in ihrem sechzehnten Jahre am 13 Sept. 1599 hingerichtet ward. Es lohnt der Mühe, den Charakter des Gilles von Retz zu studiren, weil dieser merkwürdige Mann der erste Don Juan ist. Franz Cenci in Rom kam über ein Jahrhundert später. Die Vereinigung eines bedeutenden Vermögens, einer ungemeinen Bravour, einer lebhaften Einbildungskraft und einer zügellosen Weiberliebe ist zum Hervortritt eines Don Juan-Charakters erforderlich. Man muß dazu noch in einer Culturepoche leben, wo die Frauen über das Verdienst entscheiden. Zur Zeit Homers waren die Frauen bloß Mägde: der strahlende Achilles buhlt keineswegs um den Beifall der Briseis; er zieht den Beifall des Patroklus vor. Die chevalerésken Ideen des Mittelalters würden einen Zeitgenossen des Perikles ungemein überrascht haben: Aspasia war angenehm und in jeder weiblichen Kunst ausgelernt; die Männer suchten ihren Umgang, um sich aspasisch bei ihr zu bilden und zu vergnügen, allein sie hatte keine Stimme über das Verdienst. Die Nützlichkeitstheorie behauptete zu jenen Zeiten ein dominirendes Uebergewicht; neuerdings hat man angefangen, darauf zurückzukommen. Die Chevalerie hatte den sonderbaren Einfall, die Frauen zu Schiedsrichtern des Verdienstes zu bestellen. Don Juan treibt dieses neue System bis auf die Spitze: er vergöttert die Weiber und sucht ihnen zu gefallen, indem er seine Geringschätzung gegen die Männer an den Tag legt. Ohne diese Vergötterung des schönen Geschlechts gibt es keinen Don Juan. Dieser leidenschaftliche Hang für die Frauen ist aber die Einbildung selbst; es darf uns daher nicht wundern, wenn

ein Don Juan am Ende an die Schwarzkunſt, an den Stein der Weiſen, an den Teufel und allen möglichen Unſinn glaubt. Wohl ihm, wenn er vor dem Alter ſtirbt, welches für einen ſolchen Charakter ſchrecklich ſeyn muß.

Gilles von Retz beſaß von Natur eine große, perſönliche Bravour. Im Jahre 1396 geboren, wurde er im Jahre 1429 bei der Krönung Karls VII in Rheims Marſchall von Frankreich. Zwei Jahre vorher hatte er das Schloß Larde mit Sturm eingenommen und die ganze Beſatzung nebſt dem Commandanten über die Klinge ſpringen laſſen. Im Jahre 1429 half er der Johanna d'Arc Proviant nach Orleans bringen. In ſeinem 24ſten Jahre hatte er eine reiche Erbin, Katharina von Thouars, geheurathet: im J. 1432 beerbte er ſeinen Ahn mütterlicherſeits, Johann von Craon; er hatte damals ein jährliches Einkommen von 300,000 Livres, nach heutigem Gelde etwa 1,200,000 Franken. Der Beſitz eines ſo glänzenden Vermögens, eines ſo hohen Grades in der Armee und eines ſo glorreichen Namens war für die glühende Einbildungskraft des 36jährigen Marſchalls eine zu ſchwere Bürde. Er entſagte dem Kriegsleben und ſuchte die Weiber zu erobern, was ihm bei der allgemeinen Achtung und Bewunderung, welche ihm die Zeitgenoſſen zollten, nicht ſchwer fallen konnte. Er machte mehr als königlichen Aufwand. Die Religion ſpielte natürlich eine große Rolle in dem Leben und Zeitvertreib eines ſo phantaſtiſchen Mannes. Seine Privatcapelle war mit Seidentapeten ausgeſchlagen (die Seide war damals koſtbarer als Gold, man denke nur an das einzige Paar Seidenſtrümpfe am Hofe Franz I, ein Jahrhundert ſpäter); die Weihgefäße dieſer Capelle blinkten von Gold und ſeltenen Edelſteinen. Der Marſchall hielt ſich eine zweihundert Mann ſtarke Garde und eine Legion von Pagen, Caplanen, Chorknaben, Muſikanten ꝛc.; er war ein großer Muſikliebhaber und hatte eine Orgel, woran er ſolchen Gefallen fand, daß er ſie auf allen ſeinen Reiſen mitnahm. Die Caplane des Gilles von Retz trugen Scharlachkleider, mit koſtbarem Rauchwerk gefüttert und verbrämt, und führten den Titel: Dechanten, Archidiakonen, Cantoren, Biſchöfe und Erzbiſchöfe. Um das Maaß von Tollheiten dieſer Art voll zu machen, ſchickte er eine Deputation an den Papſt und ließ um die Erlaubniß anhalten, einen Kreuzträger vor ſich hergehen laſſen zu dürfen. Die meiſten von jenen Creaturen waren die Handlanger oder Mitſchuldigen ſeines wüſten, liederlichen Treibens. Nach kurzer Zeit der gewöhnlichen Wollüſte überdrüßig, ſuchte er ſie durch einen Beiſatz von Verbrechen pikanter zu machen. Eines von den Hauptmitteln, die der Marſchall in Bewegung ſetzte, um den Enthuſiasmus der Städte zu gewinnen, in welche ihn ſeine gränzenloſe Vergnügungswuth führte, war die Aufführung von Myſterien, welche er aus ſeiner Caſſe beſtritt. Dieſe Myſterien waren damals die einzigen Schauſpiele, welche durch ihre Neuheit eine unglaubliche Gewalt auf die Gemüther ausübten; die Frauen beſonders zerſchmolzen bei dieſen Darſtellungen in Thränen und geriethen wie in Verzückung.

(Fortſetzung folgt.)

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Anaphe

liegt in bedeutender Entfernung ſüdlich von Amorgo, und hat einen Umfang von einer Quadratmeile. Dieſe Inſel beſteht aus kahlen Sandhügeln und nackten zerriſſenen Felſen, welche die deutlichſten Spuren vulcaniſchen Urſprungs an ſich tragen, und dem Ganzen ein wüſtes Anſehen geben. Zwiſchen den Anhöhen findet man jedoch hie und da ziemlich fruchtbare Thäler, die an gutem Waſſer keinen Mangel leiden. Im Durchſchnitt liefern die Grunten 5½ Korn für 1. Das Klima iſt trocken und geſund, und endemiſche Krankheiten, ſonſt in Griechenland ſo häufig, ſind hier unbekannt. Gleichwohl iſt die Bevölkerung nicht zahlreich, da ſie nur aus ungefähr 700 Seelen beſteht, welche ſich zur orthodoxen Kirche bekennen, und zuſammenwohnen in dem einzigen Flecken, Anaphe genannt, welchen die Inſel aufzuweiſen hat. Dieſer liegt auf dem Gipfel eines Berges um die Ruinen eines von den Venetianern erbauten Forts, drei Viertelſtunden von der an der Südküſte befindlichen Rhede von St. Nikolas, dem einzigen ziemlich ſichern Ankerplatz, welchen dieſe abgelegene Inſel dem Seefahrer gewährt. Während des Sommers kann man jedoch längs der ganzen Südküſte einen ſichern Zufluchtsort finden gegen die dann herrſchenden ſtarken Nordwinde.

Anaphe producirt den beſten Weizen im ganzen Archipel; ſchade nur, daß der ganze Ertrag deſſelben ſich auf höchſtens 2500 Kilos (wovon 80 auf eine Laſt gerechnet werden) beläuft. An Gerſte erzeugt es im Durchſchnitt 6000 Kilos, und was von dieſen beiden nicht auf der Inſel ſelbſt verbraucht wird, geht nach Santorin, ſo wie auch eine große Menge Zwiebeln, deren wenigſtens 1000 Cantares gebaut werden. Der Wein, welcher von ziemlich guter Sorte, aber ſchlecht zubereitet iſt, dient zu eigenem Verbrauch; die Feigen, die man hier gewinnt, gleichfalls. Der Honig, wovon an 1000 Okas geſammelt wird, geht mit den verhältnißmäßigen 100 Okas Wachs größtentheils nach Santorin, wohin jährlich auch etwa 5000 Kilos Kalk verſchifft werden, der dort gebrannt wird. Und dieß macht denn auch die ganze Production von Anaphe aus; denn obgleich hier noch Marmorgruben beſtehen, werden dieſe doch ſeit längerer Zeit nicht mehr betrieben.

Anaphe genießt keinen freien Handel mit dem Auslande, ſondern muß alles, was es zur Befriedigung ſeiner eigenen, freilich geringen Bedürfniſſe nöthig hat, von dem benachbarten Santorin, welchem es untergeordnet iſt, erhalten. Daher beſteht denn auch die ganze Marine aus drei kleinen Kaiks, durch welche die Communication mit jener Inſel unterhalten wird. Beſondere Induſtriezweige hat es nicht; alles beſchränkt ſich auf den Landbau. Die Einwohner beſitzen etwa 120 Stück Hornvieh, eben ſo viel Maulthiere und Eſel und 2000 Schafe, deren Wolle ihnen die Kleidung verſchafft. Von den Maulthieren werden jährlich noch etwa 25 nach Santorin verkauft. — Obgleich die Rebhühner hier eine ſehr ergiebige Jagd gewähren, iſt doch das, was einige neuere Reiſebeſchreiber von ihrer zahlloſen Menge berichten, eine reine Fabel.

Die Zehnten waren auf Anaphe dieſes Jahr für 5000 Drachmen verpachtet; die Viehſteuer trug gegen 800 Drachmen ein, und die Donanen 500 Drachmen.

Für den Volksunterricht hat man eine Schule, welche etwa 70 Schüler zählte.

An Alterthümern findet man auf Anaphe die geringen Ueberreste der Ruinen des Tempels von Apollo auf einem Berggipfel an der Südküste, in deren Nähe auch noch einige Spuren der alten Stadt bestehen. Etwas weiter östlich liegt auf einem Hügel das Mönchskloster Panagia-Kalamiosis auf den noch sichtbaren Grundmauern eines alten Tempels der Artemis.

Die drei kleinen Inselchen, welche gen Süden der Rhede gegenüber liegen, heißen Phlina, Pachia und Makria. Auf dem ersten und letzten findet man Marmor, aber alle drei sind unbewohnt.

Erdbeben und Vulcane.

(Fortsetzung.)

Die Zerstörungen, welche Erdbeben in Portugal, Jamaica, Südamerika, Italien und Asien angerichtet haben, sind bekannt. Aber einzelne Erscheinungen wollen wir ausheben zur Kunde dieser außerordentlichen Kräfte der Natur. Am 20 Februar 1835 bei heiterer, ruhiger Luft ertönte die Todesglocke für die Bewohner von Concepcion, Talcahuano und 70 umgränzenden Dörfern. Ohne Vorboten von einem herannahenden Sturme eilten große Heerden Seevögel dem Lande zu und erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Vierzig Minuten nach eilf geschah der erste Stoß, und wurde immer stärker. Nach einer halben Minute wurden die Stöße heftiger, und alles rannte ins Freie. Zuletzt kam der Todesstoß, und in sechs Secunden lag Concepcion in Trümmern. Das Getöse der einstürzenden Gebäude, das Krachen der sich spaltenden und schnell wieder sich schließenden Erde, das Geschrei der versammelten Menge, die Hitze, die erstickenden Staubwolken bildeten eine unbeschreibliche Scene. Zwei Minuten lang dauerte dieser fürchterliche Stoß. Ein Mensch umklammerte den andern, die Bäume dienten dem Volke zur Stütze. Viele legten sich auf den Boden nieder, wurden aber über und über gewälzt. Das Geflügel flog krächzend umher, die Pferde zitterten am ganzen Leibe. Augenblicklich rührt sich das Meer, verläßt seine alten Gestade und kehrt mit gräßlicher Wuth wieder zurück. Ueber 50 Fuß hoch übersteigt es die frühere Gränze, wälzt ungeheure Steinmassen auf das feste Land und zertrümmert Alles vor sich her. Dreimal tritt es auf diese Weise zurück, dreimal überfluthet es das Land und reißt die Trümmer der Häuser und Felder weithin über den gähnenden Ocean. In der Bay von Concepcion wurde das Wasser an einigen Stellen säulenförmig in die Höhe getrieben, an andern drang es trichterförmig in den Abgrund hinab. Mehrere Tage lang erbebte die Erde, unterirdischer Donner rollte in den Eingeweiden des Bodens. Nur der mit innerer Sehkraft begabte Hund ahnte die Gefahr und lief schon am Morgen davon.

Beim Ausbruche des Aetna im Jahre 1669 erschien der Himmel achtzehn Tage lang in schwarze Trauer gehüllt, begleitet von häufigen Erdstößen, Donner und Blitz. Schon früher entstiegen dem schlackigen Krater mächtige Flammensäulen, und die Erdstöße hatten nur unbedeutende Folgen. Aber in der Nacht vom 11 März brach ein glühender Strom unter der Zinne des Kraters hervor und wälzte sich feierlich nach dem Meere. Anfänglich zog er an den Mauern von Catanea vorüber, nahm aber gegen Ende Aprils eine andere Richtung und thürmte sich gegen die Stadt auf. Zuletzt brach er die Mauern ein, und wälzte sich gegen das Bernhardiner Kloster, wo er sein Ende erreichte. Vierzehn Städte und Dörfer wurden bei diesem Ausbruche zerstört; vier und fünfzig Tage lang sah man in der Nachbarschaft des Aetna weder Sonne noch Sterne. Der ganze Luftkreis war mit vulcanischer Asche überladen, die Feuermasse war ungeheuer. Sieben Stunden lang und fünf Viertelstunden breit strömte die glühende Lave, und ergoß sich fast eine halbe Stunde weit in das Meer hinein. Selbst unter dem Wasser behielten die brennenden Schlacken ihre Gluth; nach langer Zeit war sie noch sichtbar in den Spalten der äußerlich erstarrten Masse.

Das Erdbeben in Jamaica vom 7 Junius 1692 hat noch größere Verheerungen angerichtet. Neun Zehntheile der Stadt Port Royal lagen in zwei Minuten in Schutt, oder waren ganz versunken. Einzelne Häuser standen 50 Fuß unter Wasser. In den Spalten der Erde wurden einige hundert Menschen verschlungen; andere, durch unterirdische Gänge gefluthet, kamen mitten im Hafen wieder zum Vorschein. Alle Tage fanden fünf bis sechs Erschütterungen statt; ein großer Theil der Berge stürzte in die Ebenen herab, andere wurden vom Fuße bis zum Gipfel gespalten. Sandwirbel erhoben sich auf dem Lande, in deren Mitte Menschen in die Luft geführt und zuletzt in die Klüfte der Erde hinabgerissen wurden. Viele davon wurden durch von unten herbeidrängende Wasserstrudel wieder auf die Oberfläche geworfen. Ueber 1000 Morgen Zuckerpflanzungen sanken mit jedem lebendigen Hauche in den Boden und ein Salzsee bedeckte die verschwundene Fläche. Ein großer Berg versank gänzlich; Felsenmassen, von mächtiger Schnellkraft getrieben, stürzten, eine gute Viertelstunde vom Fuße der Gebirge entfernt, auf den Boden nieder. Zwei einander gegenüberstehende Berge, zwischen welchen der Fluß in der Nähe von Spanish Town sein Bett gefunden, fielen in Trümmer zusammen und veränderten seinen Lauf. Vom Meeresstrande her, wo eine Fregatte zur Ausbesserung gelegen, wurde sie mitten in die Stadt geschleudert. Die ganze Insel war mit Schwefel bedeckt, über 5000 Menschen gingen zu Grunde, nur wenige Häuser blieben verschont. In den Eingeweiden der Berge rollte der Donner mit entsetzlicher Gewalt; von den Bergen herab wurden Baumstämme geschleudert, die wie ein Zuckerrohr zusammengequetscht waren. Fast alles flüchtete sich zuletzt auf die Schiffe im Hafen, und an zwei Monate lang wagte sich Niemand ans Ufer.

Am 1 November 1755 brach das bekannte Erdbeben in Lissabon aus. Vierzig Tage zuvor hatte man das schönste Wetter. Der erste Stoß geschah um 9 Uhr 40 Minuten Morgens, und zwei andere folgten mit Blitzesschnelle. Der vierte Theil der Stadt wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Ueber 50,000 Menschen wurden in Kirchen, Häusern und auf den Straßen erschlagen. Unter den Trümmern brachen zuletzt die Flammen aus, und in drei Tagen lag die ganze Stadt in Asche. Die Stöße dauerten sieben Minuten, und gleich beim ersten Stoße trat das Meer 40 Fuß über das Ufer, zog sich aber schnell zurück, ohne wiederzukehren. An der ganzen Küste, Porto ausgenommen, hatten alle Städte gelitten, und auch das Innere des Landes blieb nicht verschont. Ein Schiff, das zur Zeit noch 25 Meilen vom Ufer entfernt war, erlitt einen heftigen Schlag, und kam sehr beschädigt zu Lissabon an. Dieses Erdbeben erstreckte sich von den Azoren bis nach England.*) Obgleich dort die Erdstöße nicht fühlbar waren, so äußerte sich doch am Ufer und im Innern des Landes eine außerordentliche Bewegung im Wasser, worüber bezügliche Berichte aus allen Theilen eingelaufen sind.

(Schluß folgt.)

*) Nach Kant und Lyell noch viel weiter. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1840.

Die Bemannung der Seemacht der Amerikaner.

(Aus Marryats Diary in America.)

Genau genommen haben die Amerikaner keine Matrosen, d. h. Seeleute, die vom Schiffsjungen auf gedient hätten, und das begreift sich leicht. Wer möchte sich dem Leben eines Matrosen hingeben, das selbst in der besten Gestalt nur ein wahres Hundeleben — man verzeihe diesen Ausdruck — ist? Welcher Vater möchte seine Kinder mit seinem Willen in einem Leben voll Mühsal und Knechtschaft auf dem Meere hinsterben sehen, da es ihm so leicht ist, ihnen eine unabhängige Existenz im Innern des Landes zu verschaffen? Auch wäre die Zeit, die erfordert wird, einen guten Matrosen so weit zu bilden, daß er monatlich eine Besoldung von 18 Dollars ansprechen kann, hinreichend, einen jungen Menschen zum Landbesitzer, oder Müller und Kaufmann zu machen, der oft reich und immer unabhängig ist. Es gibt freilich in Amerika Classen, welche den Schiffsdienst zu ihrer Beschäftigung wählen, aber außer Kindern, die ihren Eltern entlaufen, ehe ihre Erziehung vollendet ist, und zu Landstreichern werden, möchte es wenig weiße Kinder in den Vereinigten Staaten geben, die aufs Meer geschickt worden wären, um den Dienst als Matrosen zu lernen.

Die amerikanischen Matrosen sind meist von hohem Wuchse, mager, doch von athletischer Kraft. Ihre Messer hängen offen an ihrer Seite herab, statt daß sie wie die englischen Matrosen sie in den Gürtel stecken. Dieser Aufzug der amerikanischen Matrosen ist ihrem Verkehr mit Neu-Orleans und dem Süden zuzuschreiben, wo sie die Sitten und Gewohnheiten der Flibustier, die dort noch immer bestehen, angenommen haben. Doch die Mehrzahl von ihnen sind geborne Engländer, die ihre Lehrzeit im Küstenhandel bestanden, und dann frühzeitig in Amerika Dienste genommen haben. Es sind englische Auswanderer, die aus Ueberzeugung und in allen Stücken wahrhafte Amerikaner geworden sind.

Die Kauffahrteiflotte der Amerikaner kann man in ihrem gesammten Tonnengehalt auf 2,000,000 Tonnen ungefähr schätzen, wovon auf den Handel mit dem Auslande 700,000 und auf den Küstenhandel 920,000 Tonnen kommen. Im Allgemeinen werden die amerikanischen Kauffahrer von weniger Leuten als die englischen bedient; denn gewöhnlich rechnet man bei diesen auf jedes Hundert Tonnen fünf Menschen, auf den amerikanischen kommen, nach Hrn. Carey's Berechnung, 4½ Mann auf 100 Tonnen. Demnach werden für den Dienst auf der Handelsflotte 85,166 Mann gebraucht, von denen auf den auswärtigen Handel 30,333 und auf den Küstenhandel 39,000 Mann kommen. Von dieser Summe von 85,166 Mann müssen beim auswärtigen Handel abgezogen werden: die Schiffseigenthümer, die Unterbefehlshaber und die Schiffsjungen, welche ihre Lehrzeit aushalten, um Capitäne oder Schiffseigenthümer zu werden. Diese schätze ich zusammen auf 8000 Mann, wonach, wenn man sie von den 30,333 abzieht, nur 22,333 M. für den auswärtigen Handel bleiben, welche, mit Ausnahme von wenigen Dänen und Schweden und einer kleinen Anzahl Amerikaner, fast sämmtlich geborne Engländer sind. Für den Wallfischfang wird immer ein Drittel Engländer auf zwei Drittel Amerikaner gebraucht. Bei dem Küstenhandel, zu dem auch die Binnenschifffahrt gerechnet werden muß, sind nur sehr wenig wirkliche Matrosen beschäftigt; ebenso ist auf den Dampfschiffen unter zehn kaum ein tüchtiger Seemann. Zum Stockfisch- und Häringsfang wird ein Gemisch von Amerikanern, Neu-Schottländern und englischen Unterthanen gebraucht, von denen ich aber das wahre Verhältniß nicht angeben kann. Und so möchten sich wohl etwa 30,000 englische Matrosen im amerikanischen Dienste befinden.

Der Küstenhandel wird meistentheils von Schaluppen getrieben, auf denen zwei oder drei Matrosen und Schiffsjungen sind. Der Capitän ist meistentheils Miteigenthümer oder alleiniger Besitzer des Schiffs, die Matrosen und Schiffsjungen häufig seine Söhne, welche die Arbeit für ihren Vater thun; das Nämliche gilt von den Küstenfischereien, und der Wallfischfang wird auf gemeinsame Rechnung getrieben, indem Jeder, der auf dem Schiffe sich befindet, seinen bestimmten Antheil am Gewinn hat. Keiner von diesen Seeleuten würde Lust haben, seine unabhängige Stellung im Leben für den Dienst auf einem Kriegsschiff aufzugeben. Denn selbst die Capitäne verseden

diesen Dienst einige Jahre nur deßhalb, weil sie später sich als Kaufleute etabliren wollen, und die so erlangten Kenntnisse ihnen in ihrem neuen Stande wesentliche Dienste leisten. So bleibt die einzige Hoffnung der Amerikaner im Falle eines Kriegs auf englische Matrosen.

Wenn Amerika jetzt bei einer Bevölkerung von 13,000,000 Seelen keine eigenen Matrosen hat, so kann man denken, wie wenig das der Fall seyn konnte, als die Zahl der Einwohner geringer und die Mittel, sich zu bereichern, größer waren. Im letzten Kriege Englands, also mit Frankreich, wo Nordamerika sich des ganzen Handels bemächtigte, waren ohne Zweifel seine Schiffe mit englischen Matrosen bemannt, und als der Krieg zwischen beiden Nationen ausbrach, führten die nämlichen Seeleute seine Kriegs- und Kaperschiffe. Man wird einwenden, der Engländer trage die Waffen nicht gegen sein Vaterland, und der Volksdichter Dibdin nennt wirklich den englischen Soldaten und Matrosen „treu seinem Land und seinem König!" Doch ich fürchte, sie verdienen dieses Lob nicht. Matrose und Soldat sind Söldner, die ihre Dienste dem verkaufen, der sie am besten bezahlt. Und Amerika, das dieselbe Sprache spricht und besser bezahlt als England, ist das beste Land für sie, besonders da es so leicht ist, daselbst Bürger zu werden und so jeder Strafe zu entgehen, die den Ueberläufer erwartet, wenn er gefangen wird. Denn um Bürger der Vereinigten Staaten zu werden, braucht man nur seinen Willen dazu schriftlich einzureichen, und sobald diese Schrift einregistrirt ist, hat man zugleich alle Rechte eines Bürgers, mit Ausnahme der Wahlstimme, deren Erlangung längere Zeit erfordert. Die Erklärung lautet folgendermaaßen: „Ich N. N. erkläre, daß es mein fester Entschluß ist, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden, jeden Gehorsam und Treu den andern Mächten, Potentaten, Staaten und Fürsten, wie sie Namen haben mögen, abzuschwören, und besonders gegen Victoria, Königin des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, deren Unterthan ich jetzt bin."

Während des letzten Kriegs erfanden die Amerikaner ein treffliches Mittel in Bezug auf die englischen Matrosen, die sie gefangen hatten. Am Tage schlossen sie sie ein und behandelten sie sehr hart, des Nachts aber ließen sie die Thüren offen, und alle Gefangenen eilten auf die Kriegs- und Kaperschiffe, um sich anwerben zu lassen. Und so wird auch jetzt, wenn ein neuer Krieg mit England losbrechen sollte, Amerika seine Matrosen von dorther beziehen, ja selbst, wenn es England an Matrosen fehlen sollte, wird Amerika keinen Mangel daran haben, denn England erzieht ihm dieselben, und die bessere Bezahlung führt die besten Matrosen ihm zu, da der Matrose eines amerikanischen Handelsschiffs monatlich 3 Pfd. 10 Shill., in England 2 Pfd. 2 Shill. erhält; auf einem Kriegsschiff in Amerika 2 Pfd., in England 1 Pfd. 14 Shill., weßhalb auch die amerikanischen Kriegsschiffe oft Monate lang liegen bleiben, da der geringere Sold ihnen die Equipage raubt.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre dieses lustigen, liederlichen Lebens schmolzen dergestalt das kolossale Vermögen des Marschalls, daß er sich genöthigt sah, dem Herzog Johann V einen großen Theil seiner festen Plätze und Güter zu verkaufen. Die Familie des Verschwenders wollte diesen Handel rückgängig machen, allein es gelang dem Marschall, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und im Jahre 1437 erhielt er den bedungenen Kaufpreis ausbezahlt. Nachdem alle menschlichen Ressourcen erschöpft waren, kamen die übermenschlichen an die Reihe. Gilles von Retz, welcher für seine Zeit eine gelehrte Bildung hatte, suchte den Stein der Weisen. Da die Verwandlung der Metalle nicht nach Wunsch ging, griff er zur Magie und verschrieb sich einen Alchymisten, Namens Prelati, aus Italien, welches damals die Heimath jener Charlatans war. Seine Feinde behaupten, daß er Alles bis auf seine Seele und sein Leben dem Teufel vermacht habe. Sonderbarerweise setzte er die Religionsübungen mit seinen Caplanen ununterbrochen fort, während er mit dem bösen Feinde in Verbindung zu treten suchte.

Das erste Verbrechen beging Gilles von Retz, wie es scheint, in Folge eines Liebeshandels. Der Marschall reiste eines Tags an der Gränze der Bretagne unter dem Namen seines Capellmeisters und machte der Frau eines Schiffers die Cour, welche seine Liebe mit allzu heftiger Gegenliebe erwiederte. Die Schiffersfrau hatte eine Schwägerin, welche über diesen Leichtsinn und diese Unvorsichtigkeit sehr aufgebracht war. Gilles von Retz verliebte sich in diese, fand aber hartnäckigen Widerstand. Als endlich die Tugend der Schwägerin wankte, verschwand diese plötzlich und entfloh zu ihrem Manne, einem reichen Müller, der an den Ufern der Vilaine, gegen Fougeres hin, ansässig war. Der Marschall verfolgte die Fährte des entschlüpften Wildes, welches seine Botschafter bald ausgewittert hatten, und zeigte sich in der Umgegend; allein der Müller kannte ihn persönlich, und es hielt schwer, die Frau allein zu sehen. Nach vielen Schlichen war Gilles von Retz endlich glücklich, allein in Folge eines nächtlichen Rendezvous schöpfte der Mann Verdacht und erdolchte seine Frau; der Marschall eilt in der ersten Wuth in das Haus seiner Geliebten und tödtet den Müller nebst seinen zwei Knechten.

Mit Bedauern kommen wir auf den schauderhaften Theil dieser Biographie zu sprechen. Das Sinnen auf raffinirte Lüste oder die Vorschriften der Magie verleiteten den Marschall, Kinder zu schlachten. Um den wahren Beweggrund einer so scheußlichen Handlung zu entdecken, müßte man die zahlreichen Manuscripte seines Processes einsehen können, wozu ganz besondere Empfehlungen gehören, die nicht jeder hat. Es scheint, daß gewisse Zauberkünste, wodurch man dem Teufel zu gefallen und die Ehre seines Besuchs zu erlangen sucht, das Blut, das Herz, oder irgend einen andern Theil eines Kindes fordern. Der Teufel verlangt von Jedem, der ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, und seine persönliche Bekanntschaft machen will, ein großes moralisches Opfer. Ob nun diese Teufelscitationen oder das Wohlgefallen an schrecklichen Gelüsten die Motive der

Morde gewesen, welche der Marschall an Kindern beging, bleibt, wie gesagt, zweifelhaft; authentisch erwiesen jedoch ist, daß seine Leute durch Leckerbissen und dergleichen Köder kleine Mädchen und besonders Knaben in seine Schlösser lockten, aus denen sie nicht wieder zum Vorschein kamen. Auf seinen Reisen durch die Bretagne machten sich seine Lieferanten an arme Handwerker und Tagelöhner, welche hübsche Kinder hatten, und bewogen sie, ihre Kinder dem Marschall anzuvertrauen, der sie unter seine Pagen aufnehmen und gut versorgen würde. Mehrere Freunde des Marschalls, ein Prieur, Gilles de Sillé, Roger de Bracqueville, die Spießgesellen seines liederlichen Lebenswandels, scheinen diese niederträchtigen Schandthaten geübt zu haben: sie lieferten ihrem mächtigen Gönner unschuldige Kinder, oder wurden dazu gebraucht, den Eltern zu drohen und ihre Klagen zu unterdrücken. Die Gerüchte von diesen gräßlichen Verbrechen verbreiteten lange Zeit Angst und Schrecken in der ganzen Bretagne; am Ende wurde der Unwille und das Scandal größer als das Ansehen und der Einfluß des Gilles von Retz. Im Monat September 1440 wurde der Marschall gefänglich eingezogen, in den Thurm von Nantes gesetzt, und der Herzog Johann von der Bretagne ließ ihm den Proceß machen.

Aus diesem kurzen und trockenen biographischen Abriß erhellt, daß wir das Leben dieses ersten Don Juan nur höchst oberflächlich kennen, und es aus den schwülstigen Redensarten der Proceßacten herauslesen müssen. Ueber die Motive und Schattirungen seiner verbrecherischen und nicht verbrecherischen Handlungen fehlen uns alle Nachrichten, und wir sind daher weit entfernt, ein wahres, naturgetreues Portrait von diesem außerordentlichen Manne zu besitzen.

Mit Gilles von Retz hatte man zugleich zwei seiner Kinderlieferanten, Henri und Etienne Corillaut, Poitou genannt, verhaftet; der Alchymist Prelati war nicht mehr am Leben. Bei der ersten Confrontation mit diesen beiden Complicen verläugnete sie der Marschall als seine Diener: er habe stets nur ehrliche Leute in seinen Dienst genommen. Allein später gestand er aus Angst vor der Folter alle seine Vergehen und bestätigte die Aussagen von Henri und Etienne Corillaut. Wir überheben uns, hier die gräßlichen oder obscönen Details dieses Processes zu wiederholen; überall erblickt man eine glühende Ausschweifung, die sich nicht anders sättigen kann, als wenn sie Alles, was den Menschen hoch und heilig ist, mit Füßen getreten. Wir sehen diesen Don Juan rastlos von einem auf das andere fahrend, Alles mit Heftigkeit ergreifend, und vor nichts noch so Gräßlichem zurückbebend; wir sehen, daß eine unstäte Langeweile ihn von Ort zu Ort, von Genuß zu Genuß, von Raserei zu Raserei treibt, und daß eine barocke, in ihren Verirrungen wunderbar schöpferische Phantasie ihn aufs grausamste martert und tyrannisirt. Es sind von diesem Processe acht Manuscripte auf der königlichen Bibliothek in Paris und ein neuntes im Schloßarchiv von Nantes vorhanden. Gilles von Retz hat eine ansehnliche Zahl Kinder und junger Leute von acht bis achtzehn Jahren abgeschlachtet. Diese Menschenopfer geschahen in den Schlössern Machecoul, Chantocé, Tiffanges, Besitzungen des Marschalls, in seinem Hotel de la Suze zu Nantes und in vielen Städten, wo Gilles von Retz sein Hoflager für einige Zeit zu halten pflegte. Er selbst hat eingestanden, daß er diese Menschenschlachterei acht Jahre lang getrieben; einer von seinen Mitschuldigen behauptet vierzehn Jahre. Man verbrannte die Ueberreste der Opfer, um jede Spur des Verbrechens auszutilgen. Diese französische Criminalgeschichte des 15ten Jahrhunderts hat den Fehler, daß sie einem abscheulichen, kalt ausgedachten Roman der neuesten romantischen Schule ähnlich sieht. Man muß sich Gewalt anthun, um die Geschichte bis zu Ende zu lesen; man muß sich zu wiederholtenmalen ins Gedächtniß rufen, daß man Proceßacten vor sich hat, und daß es sich um gerichtlich erwiesene Facta handelt, und noch dazu gegen einen der vornehmsten, gebildetsten, reichsten und mächtigsten Männer seiner Zeit, daß also Verleumdung und Uebertreibung nicht wohl möglich sind. Trotz der oben erwähnten Vorsichtsmaßregel fand man in Chantocé 46, und in Machecoul 80 Cadaver. Um vor seinem Ende noch einmal eine seiner Lieblingsneigungen, die Freude an feierlichen Processionen und Umzügen, zu befriedigen, erwirkte sich der Marschall die Vergünstigung, von der Geistlichkeit in Nantes, mit ihrem Bischof an der Spitze, auf den Richtplatz begleitet zu werden. Er machte die Ceremonie vollständig, indem er sich als reuiger Sünder gebärdete, und auf dem Wege nach dem Galgen Predigten ans Volk hielt, und seine beiden mit ihm zum Tode verurtheilten Complicen zur Geduld und Buße ermahnte; unter dem Galgen nahm er zärtlich Abschied von ihnen und versprach, sie bald im Paradiese einzuholen. Er starb durch den Strang am 28 October 1440, im Alter von 44 Jahren. (Ausführlichere Details findet man Tom 8. Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque und in Monstrelet.) Es wäre für Frankreich nicht ohne Gefahr, den Proceß dieses sonderbaren Mannes herauszugeben: in einer Zeit, wo die Masse der Gebildeten vor Langeweile stirbt und nach Auszeichnungen dürstet, könnte diese widrige Criminalgeschichte ähnliche Verbrechen erzeugen; der Proceß der Madame Laffarge verspricht uns interessante Aufschlüsse über das Seelenleben eines Theils der vornehmen Pariser Welt. Mit verständiger Auswahl und Benutzung der noch ungedruckten Actenstücke in eine fortlaufende Erzählung eingekleidet, würde dieser Proceß an die Memoiren des Benvenuto Cellini erinnern, und über die Sitten der Zeit mehr Aufschluß geben, als so viele gelehrte und langweilige Declamationen in dicken Geschichtswerken.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben und Vulcane.

(Schluß.)

Wenn durch die innere Kraft der Erde einerseits ganze Höhenzüge emporgehoben worden und große Landstrecken den Fluthen des Meeres entsteigen, so werden andererseits auch viele Erdstriche versunken seyn. Die zahllosen Inseln im großen Ocean sind vielleicht die höchsten Spitzen eines verschwundenen Welttheils, und was noch über der Wasserfläche von den Strahlen der Sonne beschienen wird, sind die Ueberreste einer großen Terra pacifica. Die ungeheuren Korallenriffe in jenen

Gewässern deuten auf solche Ereignisse hin, und der fast allgemein vulcanische Boden gibt der Vermuthung einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit. Gleicherweise scheint es nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß alle Inseln, die in der Nähe fester Länder liegen und gleiche Thiere wie diese nähren, einst mit dem benachbarten Mutterlande zusammengehangen haben. Die Nachkommen der Portugiesen in den asiatischen Gewässern haben die Sage der Eingebornen aufbewahrt, daß die Insel Sumatra mit Malacca einst verbunden gewesen sey. Das Nämliche muß auch mit Borneo und Java der Fall gewesen seyn, wie es schon aus den ganz gleichen mineralischen Erzeugnissen hervorgeht, welche auf diesen Inseln und dem festen Lande gefunden werden. Auch beim Thierreiche treten dieselben Verhältnisse ein, denn Elephanten und Rhinocerosse sind noch in großer Anzahl in Sumatra zu finden. In Borneo dagegen hält man sie für ausgestorben, weil man aber das Innere dieser Insel so wenig kennt, so ist es gar wohl möglich, daß sie dort noch vorhanden sind. Selbst auf dem kleinen Eilande Singapur ist der Tiger einheimisch, und erst kürzlich noch sind mehrere Menschen in der Nähe der Stadt zerrissen worden. Der Orang-Utang, den unsere Naturforscher Sumatra und Borneo allein zuschreiben, ist glaubwürdigen Nachrichten zufolge auch in Siam zu Hause, und wo die wilden Thiere der festen Erde über einen nahe liegenden Archipel verbreitet sind, ist an der frühern Verbindung beider Landtheile nicht zu zweifeln. Ganz ähnliche Schlüsse lassen sich auch auf Ceylon, die westindischen Inseln u. s. w. anwenden, und wenn man die Ereignisse bedenkt, welche in der Gestaltung des Bodens überhaupt stattgefunden haben, so wird man sich über die Einsenkung oder das Verschwinden großer Strecken nicht mehr wundern.

Obgleich diejenigen Länder am meisten von Erdbeben zu leiden haben, welche in der Nähe von Vulcanen liegen, so werden doch auch Stöße anderwärts verspürt, und es wird schwer seyn, einen Theil des festen Landes zu bezeichnen, der davon verschont geblieben. Ramond hat zu Bagnères de Bigorre 60 Erdstöße gezählt; in Deutschland und der Schweiz sind sie öfters bemerkt worden. Auf der nördlichen Küste von Afrika sind sie ebenfalls häufig, und das große Erdbeben von Aleppo ist noch in frischem Andenken. Die Ursachen dieser Erscheinungen liegen unter allen Himmelsstrichen, obgleich sie unter dem Aequator und zwischen den beiden Wendepunkten am häufigsten sind. Ueberall, wo erloschene Vulcane oder heiße Quellen gefunden werden, kann man sie als Beweise innerer Gluth betrachten. In den Bädern zu Cauquenes in Chili hat man die Bemerkung gemacht, daß das Wasser nach Erdbeben theils auf einige Zeit versiegt, theils von seinem Wärmegrade verliert. Eine der dort befindlichen heißen Quellen hat eine Temperatur von 118° Fahrenheit, die nach dem großen Erdbeben von 1835 auf 92° gefallen ist. Die Richtung der Erdbeben wird immer vorzugsweise in der Richtung der Höhenzüge und ihrer Vulcane liegen; die Spalten des Bodens werden theils in derselben Richtung seyn, theils seitwärts abspringen. Durch Chili hinauf streichen die Erdbeben von Südwest nach Nordost, die Spalten dagegen liegen häufig nordwestlich. Daß sie sich öffnen und schließen, liegt an der wellenförmigen Gebärdung des Bodens. In diese Spalten sind beim Erdbeben in Jamaica mehrere Kühe gefallen und zerquetscht worden. Die Hälfte des Körpers ragte noch über den Boden hervor.

Betrachtet man die ungeheure Menge vulcanischer Materie, welche im Laufe der Zeit aus der Tiefe des Bodens heraufgeschleudert wurde, und bedenkt man die Lavaströme, welche auf dem Meeresgrunde liegen müssen, so ist es offenbar, daß die Schmelzstoffe unmöglich aus dem nächsten Bereiche der Vulcane selbst kommen. Ueberdieß ist die Beschaffenheit dieser Stoffe durch alle Theile der Welt so gleichförmig, daß man sie sammt und sonders für verschiedene Auswürfe aus dem nämlichen Schlunde halten könnte. Ganz außerhalb dem Bereiche unserer Forschungen scheint die vulcanische Kraft zu liegen, und muß nach muthmaßlicher Schätzung im ersten Drittel des Halbmessers unserer Erde zu suchen seyn. Dieser Ansicht gemäß lagerten die Brennstoffe in einer Tiefe von 287 Meilen, und in dieser Richtung wäre der Gluthherd um den ganzen Erdball vertheilt. Nimmt man an, daß die größte Höhe, zu welcher in Europa die Feuerströme emporgetrieben worden, etwas über 10.000 Fuß beträgt, so wird schon dazu eine ungeheure Kraft erfordert, wenn man auch die Brandstätte des Aetna in gleiche Fläche mit dem Meere legt. Von hier bis zum höchsten Punkte der ausströmenden Lava wäre eine Wassersäule dem Drucke von 318 Atmosphären gleich. Weil aber die Dichtigkeit der Lava zum Wasser wie 2½ : 1 sich verhält, so muß der Druck einer ganzen Lavasäule 795 Atmosphären betragen. Bis zur Region des Herdes müßte daher der ganze Druck auf 509.595 Atmosphären berechnet werden, wenn man die Meile auf 22.800 Fuß annimmt. Dieß setzt eine Dehnkraft von 1100 Millionen Pfund auf jeden Geviertfuß voraus, und erklärt die staunenerregende Wirkung der Erdbeben und feuerspeienden Berge.

Wenn Schlamm, Wasser, verglaste Felsenstücke, Fische u. dgl. aus den Berghöhen hervorgetrieben oder aus dem Krater heraufgeschleudert werden, so kommen sie aus dem Bereiche unserer Erdrinde selbst. Schlamm und Wasser sammeln sich in den Seitenkammern vulcanischer Berge während der Ruhezeit, und stürzen hervor, wenn diese Behälter durch die gährende Kraft geborsten werden. Durch die Strömung unterirdischer Gewässer, manchmal in Verbindung mit Flüssen und Bächen sich befindend, können Fische nach diesen Kammern geführt und mit Schlammmassen hervorgetrieben werden. Kein Körper erkaltet so langsam als Lava, die man in Sicilien nach zehn Jahren noch in zähem Zustande gefunden hat. Aus äußerlich erstarrten Geschieben strömt noch nach langer Zeit vom Kerne heraus die flüssige Gluth. Die häufigen Regengüsse, welche fast immer nach vulcanischen Ausbrüchen sich ereignen und über große Landstrecken sich verbreiten, wo sonst um die nämliche Zeit nicht Ein Tropfen Regen fällt, scheinen in der Rückwirkung des Luftkreises zu liegen, wodurch die in ihm schwimmenden Wasserdünste niedergeschlagen werden. Alles erwogen, tritt durch vulcanische Thätigkeit die ganze Natur aus ihrem Gleichgewichte — was im Busen der Erde mächtig sich schüttert, findet im leicht schwebenden Raume seinen Widerhall.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 59 u. 60** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Auf meinen Sohn Gonzalo, als er fünf Jahre alt war. — Scene aus Puschkins Boris. (Schluß.) — Amerikanische Anthologie. (Schluß.) — Die Marquisin L — — d und L. J. Urquhart. (Schluß.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59 u. 60.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 Mai 1840.

Auf meinen Sohn Gonzalo,
als er fünf Jahre alt war.

Gedicht von Don Angel de Saavedra Herzog von Rivas.

Wir entlehnen über den Dichter eine Notiz aus F. Wolfs Blumenlese neuerer spanischer Poesien, Paris 1837. Th. II. S. 480.

Er wurde geboren in Cordova den 1 März 1791. Im 11ten Jahr besuchte er das königliche Seminar für Edelleute in Madrid, 1807 verließ er diese Lehranstalt und trat unter die königliche Garde. Nach dem bekannten Mai 1808 begab er sich mit einer Schwadron Garden ins Escurial, wo ein Emissär des Generals Murat erschien, um die aus Adeligen bestehenden Garden für den Usurpator zu gewinnen. In der deßhalb gehaltenen Versammlung war Saavedra trotz seiner Jugend der erste, welcher das Wort nahm, mit edlem Unwillen die Vorschläge des Emissärs verwarf, und die Beistimmung seiner Commilitonen erzwang. In der Folge wollte er sich nach Saragossa begeben, um sich mit Palafox in Verbindung zu setzen, fand aber die Wege durch die französischen Truppen versperrt, und wandte sich deßhalb nach Castilien, wo er sich mit einer andern Schwadron Garden in dieser Provinz vereinigte, und mit derselben die Schlachten von Medinah, von Rioseco, von Tudela, von Ucles, von Ciudad real, von Talavera und Ocaña mitmachte. In der letzten erhielt er 11 gefährliche Wunden, und blieb auf dem Platze, von wo ihn um Mitternacht ein Soldat der Cavallerie halbtodt wegtrug. Man führte ihn mit der größten Gefahr, da die Feinde in Andalusien eindrangen, nach Cordova, von da gelangte er mit Mühe nach Malaga, wo er durch den General Sebastiani zum Gefangenen gemacht wurde. Doch erhielt er bald Gelegenheit nach Gibraltar und von da nach Cadiz zu flüchten, wo er nach Errichtung des Generalstabes Capitain und Oberstlieutenant wurde. Er verfertigte hier verschiedene die Topographie und Festungsbaukunde betreffende Schriften, machte die ganze Belagerung von Cadiz durch, befand sich in der Schlacht von Chiclana, und wurde nach Aufhebung der Belagerung zum Stabsofficier bei einer Division der Reserve-Armee ernannt. Nach Beendigung des Krieges wurde er Oberst und erhielt seinen Abschied. Er begab sich nun nach Sevilla, lebte den Wissenschaften und der Malerei, und gab einen Band „poetischer Versuche" heraus; auch wurden zwei Tragödien von ihm mit Beifall aufgeführt. 1820 ergriff er mit Feuer die Partei der Constitutionellen, gab zwei Bände „Poesien" heraus, und reiste nach Paris, von wo er, als seine Provinz Cordova ihn zum Deputirten bei den Cortes ernannte, wieder nach Spanien zurückkehrte. Mit den Cortes begab er sich in der Folge nach Sevilla, wo seine Tragödie „Lanuza" mit Beifall aufgeführt wurde. Als die Cortes beim Eindringen der Franzosen 1823 sich auflösten, begab er sich nach Gibraltar und von hier nach London, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Die Freude an der Malerei und der Wunsch, in einem milden Klima zu leben, führte ihn nach Italien, daher er sich im Julius 1825 nach Livorno einschiffte, von wo er aber durch die römische und toscanische Regierung vertrieben wurde, so daß er sich genöthigt sah, sich auf einer englischen Goelette nach Malta einzuschiffen, wo er nach gefährlicher Ueberfahrt anlangte. Auf dieser Insel fand er gastfreundliche Aufnahme und Aufmerksamkeit jeder Art, sowohl von Seite der Engländer, als von Seite der Eingebornen. Hier lebte er der Malerei und dem Studium der englischen und italienischen Classiker neuerer Zeit. Auch endigte er hier sein Gedicht „Florida," das letzte, welches nach dem Muster der classischen Schule geschrieben ist. Denn noch in Malta wandte er sich dem romantischen Geschmacke zu, und begann nach diesem im September 1829 sein Gedicht „der ausgesetzte Maure." In diesem angenehmen und sichern Asyle blieb er bis zum März 1830, wo er sich mit seiner Familie nach Marseille begab. Kurze Zeit vor der Julusrevolution gründete er in Orleans eine Malerschule, weil ihm Karl X nicht erlaubte, seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, und ernährte in jener Stadt sich und seine Familie im Schweiße seines Angesichts. Von da ging er mit seiner Gattin und seinen Söhnen nach Paris, wo er die Freude

hatte, im Museum des Louvre mehrere Gemälde von seiner Hand ausgestellt zu sehen. In Tours beendigte er nach langer Unterbrechung im Jahr 1832 den „ausgesetzten Mauren," welcher nebst einigen andern Dichtungen in Paris gedruckt wurde. 1834 durfte er in sein Vaterland zurückkehren, wurde nach dem Tode seines ältern Bruders Erbherzog in Rivas, und ist nun einer der Granden des Reichs. Nach seiner Rückkehr nach Spanien schrieb er zwei Dramen für das Theater, das Lustspiel: „So viel gibst du, als du hast," und das Schauspiel „Don Alvar," in Prosa und Versen nach dem romantischen Geschmack, welches den 22 März 1835 in Madrid auf dem Teatro del Principe aufgeführt wurde, und ebendaselbst bei Don Thomas Jordan 1835 herauskam. Um das Verdienst der Dichtungen Saavedra's gehörig zu würdigen, ist zu unterscheiden, was er unter dem tyrannischen Einfluß des französischen Classicismus, und was er nach dem romantischen Geschmacke geschrieben hat; zwar läßt schon das erstere die glückliche Anlage des Dichters erkennen, auch hier findet man fließende Versification, blühenden Styl, oft glühende Phantasie, Anmuth und Würde; doch ist Alles größtentheils nichts weiter als pure Nachahmung, ohne Originalität und Unabhängigkeit, die sich im Allgemeinen keinen Zoll breit über das Gewöhnliche erhebt. Doch in dem Maaße, als er den von der classischen Manier willkürlich vorgesteckten Pfad zu verlassen wagte, und nicht mehr nach Reminiscenzen, sondern aus freier Eingebung dichtete, nicht die conventionellen Regeln irgend einer Schule, sondern die Natur selbst zur Führerin wählte, und bloß eigenem Genius folgte, kurz in dem Maaße, als er das Gängelband des französischen Classicismus abwarf und dem romantischen Geschmack huldigte, hat sein Genius einen höhern Flug genommen, sein Ton hat sich gestärkt, und seine Poesie hat viel an Colorit, Nationalität, Kraft und Originalität gewonnen. Mit Rücksicht auf diese Gedichte konnten die Herausgeber des „ausgesetzten Mauren" mit vollem Rechte sagen: „die Werke unseres Freundes, welche wir dem Publicum übergeben, so verschiedenartig sie immer seyn mögen, tragen alle das Zeichen des schöpferischen Geistes auf der Stirne, welcher die Dichter beseelt, und sind voll pathetischer, erhabener Stellen, welche nicht minder tief als zartgehalten sind, neben dem, daß die Versification fließend, und die Sprache unsern größten Meistern nachgebildet ist." — Unter den Gedichten, welche den „Anhang" zu dem „ausgesetzten Mauren" bilden, verdienen besondere Aufmerksamkeit seine achtsylbigen Romanzen. Sehr lobenswerth ist das Bestreben des Dichters, diese der spanischen Nation eigenthümliche schöne Gattung von Poesie wieder zu erwecken. In der That, es weht in ihnen ein erhabener Geist, obwohl sie nicht die energische Einfachheit, die unnachahmliche Natürlichkeit, die bewundernswürdige Concision und jenes nationelle Colorit erreichen, welches die besten der alten historischen Romanzen charakterisirt.

Wie im Kelch der zarten Rose
Schläft des Thaues Silberpracht,
Schläft du in der Mutter Schooße,
Von der Gottheit selbst bewacht;
Wie im Diamant die Sonne,
Glänzt in deinem Angesicht
Mir zur Freude, mir zur Wonne
Glücks neuen Lebens Licht.

Noch auf die befleckte Erde
Trat dein Fuß kein einzigmal,
Deine Hand noch nicht begehrte
Rohes Eisen, schnöden Stahl;
Keine Creatur von allen
Kränkte dieser süße Mund,
Welcher unschuldsvoll zu lallen
Nur zu lächeln weiß zur Stund'.

Weißt noch nicht was Tod, was Leben,
Holdes, vielgeliebtes Kind!
Stumm die Stunden dir entschweben,
Leicht beflügelt wie der Wind;
In der Mutter stillem Schooße
Birgst dein holdes Angesicht,
Und des Schicksals dunkle Loose,
Und das Morgen quält dich nicht.

Schlafe ohne Furcht und Schrecken!
Wenn die Mutter oder ich
Dich entzückt mit Küssen decken,
Dann vom Schlaf ermuntre dich!
Durch des Lächelns holde Gabe
Wie es Unschuld nur beschert,
Meine kranke Seele labe,
Die des Unglücks Kelch geleert.

Wenn du meinen süßen Blicken
Antwort schenkest wonniglich,
O so träum' ich voll Entzücken,
Und vergeß die Welt um mich;
Schaust du lächelnd mir entgegen,
Widersteh' ich ohne Scheu
Der Fortuna harten Schlägen
Und der Macht der Tyrannei.

Doch, war je ein Glück vollkommen?
Wenn auf dich mein Blick sich lenkt,
Fühlt die Seele sich beklommen,
Weil sie deiner Zukunft denkt;
Dunkel liegt auf deinen Wegen,
Auch uns beide hüllt es ein,
Weder Kunst noch Gold vermögen
Sichre Kunde zu verleihn.

In der Blumen ird'schem Schooße
Schleicht gelind ein Bach dahin,
Und der Schößling einer Rose
Neigt sich dreiste über ihn;

Wohl ihm, wenn dem Bach zu Trutze
Er ſtets tiefer ein ſich gräbt,
Unter ſeines Stammes Schutze
Hoch hinan zum Aether ſtrebt!

Aber liſtig, wunderſchnelle,
Spielend mit der Blumen Pracht,
Reißt ihn weg vom Stamm die Quelle
In des Stroms gewalt'ge Macht;
Wohl kann er jetzt noch entrinnen,
Kann erretten ſeine Pracht,
Einen Garten noch gewinnen,
Wo ihm Luſt und Wonne lacht.

Doch führt ihn der Strom geſchwinde
In das hochbewegte Meer:
Faſſen ihn mit Wuth die Winde,
Treibt ihn wild die Fluth umher;
In des Meeres tiefſte Gründe,
In den ekeln Schlamm ſinkt er,
Stößt an Klippen, ſtürzt in Schlünde
Und erhebt ſich nimmermehr.

A. Keller.

Scene aus Puſchkins Boris.

(Schluß.)

Wachmeiſter. Guten Tag, Frau Wirthin.

Wirthin. Seyen Sie mir ſchön willkommen, wertheſte Gäſte!... Ich bitte...

Ein Soldat zum andern. Ei, hier finden wir ja ein ganzes Zechgelage! da wird wohl was zu machen ſeyn... (Zu den Mönchen.) Was ſeyd ihr da für Leute?

Warlaam. Wir ſind Männer Gottes, demüthige Mönche; wir beſuchen die Dörfer und ſammeln das chriſtliche Almoſen für's Kloſter.

Der Soldat (zu Gregor). Und du?

Miſſail. Unſer Gefährte...

Gregor. Ein Landmann aus dem Flecken. Ich führe dieſe Geiſtlichen nur bis zur Gränze, dann geh' ich wieder nach Hauſe.

Warlaam. So haſt du dich alſo anders beſonnen?...

Gregor (leiſe). St.

Soldat. Wirthin, bring noch mehr Wein her — wir wollen mit den Mönchen hier etwas trinken und ein wenig plaudern.

Der andere Soldat (leiſe). Auch ſo ein Kahlmäuſer, wie's ſcheint, bei dem nichts zu haben iſt. Aber die Mönche...

Erſter Soldat. Nur ſtill! Wir wollen gleich an ſie kommen.... Wie gehen eure Geſchäfte, meine Väter?

Warlaam. Schlecht, Sohn, ach ſehr ſchlecht! Anitzt zeigen ſich die chriſtlichen Brüder ſchier karg, ſie lieben das Geld allzuſehr; ſie verſchließen das Geld hinter ihren Schlöſſern und geben Gott nur ein Geringes. Große Sünde iſt kommen über die Völker der Erde. Alles legt ſich auf den Handel, auf Prellerei. Sie trachten immerdar nur nach irdiſchen Schätzen, doch nimmer jagen ſie nach dem Heil ihrer Seelen. So geht einer und geht und bittet und bettelt und erbettelt manchmal in dreien Tagen kaum drei Poluſchken. *) O der Sünde! So vergeht eine Woche, ſo die zweite, und ſchaut einer dann einmal in ſeinen Beutel, ſo iſt darin ſo wenig, daß er ſich kaum mit gutem Gewiſſen im Kloſter blicken laſſen kann. Was iſt da zu thun? Aus lauter Betrübniß vertrinkt einer dann noch den armſeligen Reſt. — Ein wahres Elend! Ach, ſchlecht geht's, ſehr ſchlecht! Traun, unſerer Tage Ende iſt kommen!...

Wirthin (weinend). Gott erbarme ſich und ſey uns gnädig!

Der erſte Gränzſoldat (der beſtändig ſehr bedeutſam nach Miſſail hingeſehen, während Warlaam geſprochen). Alocha, haſt du den Ukas des Zar bei dir?

Der zweite Soldat. Ja.

Der erſte. Gib ihn doch einmal her.

Miſſail. Was ſiehſt du denn ſo unverwandt auf mich?

Der erſte Soldat. Darum: aus Moskau iſt ein ſchlimmer Ketzer entflohen, Griſchka Otrepieff. Haſt du nicht davon gehört?

Miſſail. Nein.

Erſter Soldat. Nicht? Gut. Nun, dieſen flüchtigen Ketzer hat der Zar uns befohlen einzufangen und aufzuhängen. Weißt du das?

Miſſail. Nein.

Erſter Soldat (zu Warlaam). Kannſt du etwa leſen?

Warlaam. In meiner Jugend hab' ich's gekonnt. Im Kloſter aber hab' ich's natürlich verlernt.

Erſter Soldat (zu Miſſail). Kannſt du's?

Miſſail. Nein, ſo viel Weisheit hat mir der Herr nicht beſchieden.

Erſter Soldat. Sieh, da haſt du den Ukas des Zars.

Miſſail. Was ſoll ich denn mit dem?

Erſter Soldat. Mir ſcheint, dieſer flüchtige Ketzer, Dieb und Gauner... biſt du!

Miſſail. Ich? Barmherzigkeit! Was fällt dir ein?

Erſter Soldat. Wart' mal. Haltet die Thür zu! Wir woll'n mal gleich ſehen.

Wirthin. Die verruchte Brut! Nicht einmal einen ſo frommen Mönch laſſen ſie in Ruh!

Erſter Soldat. Wer kann hier Geſchriebenes leſen?

Gregor (vortretend.). Ich kann Geſchriebenes leſen.

Erſter Soldat. Sieh' mal an, du? Von wem haſt denn du's gelernt?

Gregor. Von unſerm Ponomar. **)

Erſter Soldat (ihm den Ukas gebend). So lies uns einmal vor.

---

*) Die Poluſchke iſt der vierte Theil einer Kopeke — drei dergleichen zuſammen geben alſo etwa einen unſerer Silberpfennige.

**) Küſter und Glöckner.

Gregor (lieſt). „Ein unwürdiger Mönch des Tſchudoff'ſchen Kloſters, Gregor aus dem Geſchlechte der Otrepjeff, iſt in Ketzerei verfallen und hat ſich erfrecht, angetrieben vom Teufel, die heilige Brüderſchaft aufzuwiegeln durch allerlei Verführung und Gottloſigkeit. Wie die Unterſuchung ergeben, ſo iſt beſagter... Griſchka, den Gott verderben wolle, nach der litthauiſchen Gränze entwichen"....

Erſter Soldat (zu Miſſail). Na, biſt du's etwa noch nicht?

Gregor (lieſt weiter). „Und hat der Zar befohlen, ſelbigen einzufangen"...

Erſter Soldat (einfallend). Uns befohlen, ſelbigen einzufangen und ihn aufzuhängen!

Gregor. Aufzuhängen —? das iſt hier nicht geſagt!

Erſter Soldat. Das lügſt du! Als ob jedes lumpige Wort auch gleich mit aufgeſchrieben ſeyn müßte. Du lieſ'ſt: uns befohlen, ihn einzufangen und aufzuhängen!

Gregor (weiter leſend). „Und aufzuhängen. Das Lebensalter des Betrügers Griſchka (hier faßt Gregor den Warlaam ins Auge) beträgt gegen 50 Jahre; derſelbe iſt von mittler Statur, hat eine kahle Stirn, grauen Bart und einen dicken Bauch." (Alle blicken auf Warlaam.)... Freunde, hier iſt Griſchka! Nehmt ihn feſt, bindet ihn! Das hätt' ich doch nicht geglaubt! Das hätt' ich nimmermehr gedacht!

Warlaam (dem Gregor das Papier entreißend). Haltet ein, Schurken! Wo bin ich Griſchka? Wie? 50 Jahre, grauer Bart, kahle Stirne? Nein, Bruder, du biſt zu jung, um auf meine Koſten ſpaßen zu können. Ich habe zwar lange nichts mehr geleſen und buchſtabire mir's auch nur kümmerlich zuſammen, aber das werd' ich doch noch kleinkriegen, wenn das Ding gar zum Aufknüpfen kommt. (Er buchſtabirt.) „Das Lebensalter des Betrügers: 20 — Wie guter Freund, wo ſteht denn hier 50? Siehſt du nicht 20? —

Der zweite Soldat. Ja, jetzt beſinn' ich mich auch: 20, ſo iſt uns geſagt worden.

Erſter Soldat (zu Gregor). Höre, Freund, du ſcheinſt ein arger Spaßvogel. (Während jener lieſt, ſteht Gregor geſenkten Hauptes und die Hand unter dem Oberkleide auf der Bruſt.)

Warlaam (lieſt weiter). „Wuchs klein, Bruſt breit, Augen blau, Haar roth. Beſondere Kennzeichen: Eine Hand kürzer als die andere; im Geſicht eine Warze, auf der Stirn eine zweite." (Zu Gregor.) Wie, biſt du das nicht leibhaftig ſelber? (Gregor zieht plötzlich einen Dolch, Alle weichen vor ihm zurück. Er entſpringt durchs Fenſter.)

Die Wache. Halt' auf! halt' auf! (Alle laufen in Verwirrung auseinander.)

Wolkoff.

* * *

Amerikaniſche Anthologie.

(Schluß.)

Als ein Pendant zu dem Tod der Blumen kann gelten:

Der ſterbende Rabe.

Von R. H. Dana.

Zum ſtillen Wald kommſt du, allein zu ſterben?
Erſt wen'ge Tage ſind's, ſeit man dich hörte
Unter den Frühlingsnebeln, ſchrillen Tons
Deinen Genoſſen rufen — ſie antworten.
Da war die Erde braun; das junge Laub
Noch nicht heraus, ſich in der Sonn' zu wärmen,
Oder in friſcher Himmelsluft zu ſpielen.
Und deine Stimme, jauchzend im Triumph,
Erzählte von des Winters Flucht, und Leben
Weiſſagend der verſchloſſ'nen Erde, machte
Mich froh durch Hoffnung kommender Schönheiten.
Jetzt ſind ſie alle da rings um uns her,
Der Erde holde Kinder — dieſer Mutter,
Die mit beſtänd'ger Sorgfalt alle nährt
Und kleidet. — Ueber ihre Fluren hin
Sind ſie, in frohen Schaaren oder einzeln,
Gegangen, oder ſtehn an ihren Bächen,
Und ſchlürfen dran, oder, der Eitelu Bild,
Schaun ſie hinab und ſcheinen, halb verſchämt,
Des Ebenbilds im Spiegel ſich zu freun.
Des Morgens harrend, bringen ſie die Nacht
Zu mit phantaſtiſcher Beſchäftigung,
Sammelnd den Thau und Silbertropfen ründend,
Zu ſchmücken ihre Bruſt. Dort lauſchen andre
Auf hohen, kahlen Bäumen, aus den Zellen,
Den harzigen, und machen daß die alten
Zweige im wärmern Winde fröhlich tanzen.
Sie und die Lüfte muſiciren ob mir;
Und dankbar fürs Empfangne geben ſie
Der Luft den Wohlgeruch, die Farbenpracht.
So bringt die Wechſelliebe Wechſelluſt,
Bringt Schönheit und bringt Leben, denn nichts Andres
Iſt Lieb' als Leben — und der Haß iſt Tod.

Und du, Prophet ſo ſchöner Offenbarung —
Der du bei uns den langen Winter weilteſt,
Regen und Kälte duldend, ſchüttelnd oft
Von deinem ſchwarzen Mantel Schnee und Hagel,
Der freundlich, als die wärmern Tage ſchienen
Der Erde, im Thauwetter und im Dampf
Hervorkamſt aus der Felſenritze, oder
Dem Wald, wo deine prieſterliche Zelle,
Troſt zuzuſprechen dem einſamen Menſchen. —
Du ſagteſt ihm: obſchon dem Anſchein nach
Allein in Schnee und Oeden, unter ſtummen,
Lebloſen Bäumen, und auf ſtummer Flur —
Es ſey nicht Tod, ſey Schlaf nur der Natur

Und Ruhe und wohlthätige Genesung;
Du, ungesehen zwar, trugest mit ihm
Des Winters Nacht, in harrender Geduld,
Und wartest ab, getröstet von der Hoffnung,
(Welche ein göttlicher Instinct bei dir!)
Des Sommers Rückkehr. — Mehr noch sagtest du
Dem Menschen, der Natur und Gottes Priester!
Vom Glauben sprachst du (sicher wie Instinct!)
Von Geistern, welche, unsichtbar, ihm nahe;
Du hießest ihn sein geistig Auge auftun,
Um seine Einsamkeit erfüllt zu sehn,
Du zeigtest Eden ihm und ew'ge Blumen,
Und hießest ihn auf der lebend'gen Wasser
Fluth lauschen. Pred'ger zu des Menschen Geist!
Sinnbild der Hoffnung! du Genosse! Tröster!
Du Treuer! ist dein Ende dieß? Du warst's,
Der, als des Sommers Vögel fort, und leer
Die Luft von ihren Bürgern, kräftig kam
Auf breiten, gleichgespannten Schwingen, trotzend
Dem Wind. Und dieß das Ende deines langen
Ausharrens! Deine königliche Kraft,
Sie sank so weit herab, der Stürme Sieger?

Des Jahres milder, sonn'ger Aufgang fiel
Auf dich mit einem kurzen Glanze nur.
Des Lenzes Winde trugen einen Tag
Empor dich, und dann wurden sie dir untreu.
Gefallen bist du jetzt und unter deinen
Hoffnungen und Verheißungen liegst du —
Den schönen Blumen und den frischen Halmen,
Und hauchst dein Leben aus. Hier macht das Gras dir
Ein weiches Bett, und junge Knospen öffnen
Schweigend die schönen, buntgemalten Blätter,
Dein Leiden zu erleichtern, dich zu trösten.
Doch du bist ruhlos, und dein Aug', so scharf einst,
Ist matt und stumpf jetzt. Neuaufblühnde Büsche
Breiten ein Zelt dir mit fruchtloser Güte.
Den weißgethürmten Wolken ruft dein Weibchen
Und fragt nach dir; sie geben keine Antwort.
Schau' ich empor zu ihren glänzenden
Engelsgestalten: scheinen sie beseelt
Und stimmbegabt mir, und ihr Schweigen däucht mich
Unheilverkündend. Dir, du armer Vogel,
Gilt Schweigen gleich und Laut. Für dich gibt es
Kein Schweigen, keinen Laut mehr; neben dir
Steht nur der Schatte: Tod — und langsam zieht
Er über deine Augen jetzt den Schleier,
Den schwarzen; deine Sinne lullt er ein
Zum unbewußten Schlaf. Den Ruf in Lüften
Hörst du nicht mehr; unter sonnhellen Wolken
Wirst du nicht schweben mehr in Flügelschlägen
Oder in steten Flug. Um deine Klauen,
Die zitternden, senkt kraftlos deiner Flügel
Welkend Gefieder sich. Des Todes Krampf
Erfaßt dich. — Rafft dich so das Alter? Oder
Bereitet dir des Menschen List dieß Ende?
Vielleicht das dünne Haar, so fein gewunden
Ums Korn, das Gott dir gab zu deiner Nahrung,
Ward deine Schlinge, schuf dir solche Qualen.

Ich muß tief um dich trauern. Ich, der keine
Felder und Scheunen habe, zolle dir
Nur Dank und Liebe — keinen Haß und Fluch.

Und jetzt, fahr wohl! Das fall'nde Laub gibt bald
Ein ziemlich Schutzdach dir. Bis dahin muß
Dein eigen schwarz Gefieder, das nicht mehr
Glänzt in der Sonn' und mir ins Auge blitzt
Wie eines Ritters blanke Waffenrüstung,
Dein Leichentuch seyn; und nicht modern wird's
So bald, als Trau'r und Leid im Menschen schwindet
Um die, so man als Leichen von ihm trug.

Wer spottet über solches Mitgefühl,
Der höhnt das Göttliche, was dein sich birgt;
Der fühlt in seiner Seele nicht den sanften
Hauch des Allgeistes. Höre wie er ruft:
„Mensch, eitler Mensch, wie niedrigt dich dein Stolz!
Wie tödtet er die Lieb' in dir zum All.
Das frohe Mitgefühl mit allen Wesen —
Gottes Geschöpfen!"

Sicher ist es so.
Er, der die Lilien einfach herrlich kleidet,
Er, der den Raben hört um Futter schrei'n,
Schrieb mit geheimnißvollen Zeichen uns
Ins Herz, mit unsichtbarer Hand, was nur
Das Herz liest. — Ruh im Tod dir, armer Vogel!

Den Beschluß möge machen ein ächt amerikanisches Lied:

Die amerikanische Flagge.

Von J. R. Drake.

Als Freiheit von ihrer Berge Höhn
Ihr Banner in der Luft ließ wehn,
Zerriß sie der Nacht Azurkleid,
Drauf pflanzend die Sterne der Herrlichkeit;
Des Himmels glänzend Gürtelband
Sie um die prächt'gen Farben wand;
Das reine Himmelsweiß streifte sie
Mit Strahlen von der lichten Früh.
Dann, von der Sonne, wo er war,
Rief sie, als Träger, ihrem Aar,
Und gab ihm in die mächt'ge Hand
Das Symbol von ihrem Lieblingsland.

Großer Monarch der Wolken du!
Der droben schwebt in Königsglanze;

Des Sturms Trompeten hörest zu,
Und siehst des Blitzes flücht'ge Lanze:
Wenn wild des Sturmes Krieger wettern,
Des Himmels Donnertrommeln schmettern;
Du Sonnensohn, dein Amt ist's, dein:
Zu schirmen das Panier der Freih'n,
Zu gelbem Schwefeldampf zu kreisen,
Den Streich der Schlacht zurückzuweisen,
Zu schaffen, daß es bald, gewogen,
Hoch flatte, so wie Regenbogen
Am nächtlichen Gewölk des Krieges,
Herolde des ersehnten Sieges.

Der Tapfern Banner! flattre offen,
Ein Pfad für des Triumphes Hoffen,
Wenn die Signaltrompet' erschallt,
Das Heer im Marsch lang, glänzend wallt.
Eh' trübt mit seiner Lebensfluth
Das blanke Bajonnett das Blut:
Blick' dorthin jedes Kriegers Auge,
Wo deine Himmelsglorien glühn!
Kriegsmuth aus deinem Glanz er sauge,
Wenn er im Sturm muß vorwärts ziehn.
Wenn brüllender Geschütze Dampf,
Ein graues Bahrtuch, hüllt den Kampf,
Der blut'ge Säbel zuckt zum Streich,
Der Mitternacht Sternschnuppen gleich:
Dann flamm' in Meteores Licht,
Daß zitternd fliehn des Auslands Kinder
Vor jedem Arm, der mannhaft ficht
Unter so schönem Todverkünder!

Flagge des Meers! Zur See deck' immer
Die Tapfern deiner Sterne Schimmer;
Wenn Tod, scheuchend des Sturmes Vögel,
Schwarz rauscht um die gebläht'n Segel,
Wenn die Wellen fliehn in wildem Schreck
Vor'm Schiffsbord, schon zum Sinken leck:
Schau' jeder Todgeweihte doch
Zum Himmel und zu dir auf noch,
Noch sinkend deine Farben zu sehn
Ob seinem Grab im Triumphe wehn.

O Flagge! freier Herzen Vertrauen,
Von Engelshand der Kraft verliehen,
Am Himmel deine Sterne wir schauen,
Ja Himmelsart deine Farben glühen.
Weh' stolz, o Fahne, unverwandt!
Wo ist der Feind, der den Sieg je raubt uns,
Wenn der Fuß steht auf der Freiheit Land,
Der Freiheit Banner weht ums Haupt uns?

Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.

(Schluß.)

Ich berührte meine Repetiruhr, (ja, geneigter Leser, und dazu war es eine sehr prächtige) und erinnerte dadurch den Marquis, statt seines Citats in der Erzählung fortzufahren.

„Meine arme Cousine Jane sah augenblicklich, in welch einem verzweiflungsvollen Zustand ich war; wirklich hatte mich die Liebe mit Riesenkrallen gepackt. Ich war gebunden, gekettet, wie ein Sklave, und hatte kein Wort, keinen Blick, der nicht ihr war. Zwar kämpfte ich eine Weile in den Netzen; aber ich zog mir dadurch nur ein Fieber zu, und befreite mich nicht um eine einzige Masche. Meine edle Cousine machte selbst meinem Kämpfen und meinem Fieber zugleich ein Ende, als sie mir, mich in meinem Krankenbette verpflegend, ein Engel, wie sie ist, erklärte: sie sehe, wie die Sachen ständen; sie könne es eher ertragen, mich zu verlieren, als mich elend zu sehen; und sie sey entschlossen, mit ihrer theuern Georgiana die Rollen zu tauschen, und ihre Brautjungfer zu werden, statt diesen Liebesdienst von ihr anzusprechen.

„Oh! welch eine selbstsüchtige Leidenschaft ist doch die Liebe, wenn sie nicht aus himmlischem Samen ist! In einem Augenblick war ich gesund, war ich vor Entzücken außer mir. Lady Jane war eine Heldin, eine Märtyrerin; sie selbst reichte mir am Altar den Ring, der ihre Freundin, meine angebetete Georgiana, zu meiner Gattin machte. Aber war ich glücklich? O Mrs. Griffiths! eben so gut könnte man Feigen von Dornbüschen zu ernten erwarten, als Glück aus einer so vergifteten Quelle. Die Marquisin liebte mich nie; ich fühlte ihre Kälte, ihren Widerwillen beinahe gegen mich, in jedem brennenden Puls meines leidenschaftlichen Wesens; ich nahm meine Zuflucht, um mich anzuheitern, zum Wein, das entfremdete sie mir noch mehr. Ich hörte die leisen Seufzer der Lady Jane Urquhart, als sie Zeuge meiner getäuschten Hoffnungen war; ich verglich ihre erhabene Leidenschaft mit meiner selbstsüchtigen und mit der Apathie meiner angebeteten jungen Frau, die, es lautet seltsam, das Opfer ihrer Freundin vollkommen würdigte, und sie dafür mit einer Innigkeit, einer Beständigkeit liebte, welche ich um Welten gern erkauft hätte. Die Marquisin und ich hatten keine Kinder, und die Beschimpfung, die ihr im königlichen Audienzsaal geboten wurde von einem Menschen, den ich nie als einen Verwandten anerkennen werde, machte mich wüthend; und zu diesem kommt noch — wissen Sie es, Mrs. Griffiths! daß meine geliebte Gattin ein körperliches Leiden hat, das sie noch zurückstoßender gegen mich macht, ein Leiden, das, wenn sie sich nicht einer Operation unterwerfen will, ihr Leben bedroht.

Und können Sie sich so sehr verwundern, wenn unter all diesen Umständen, da sie immerfort eine ausschließliche, mächtige Neigung für mich hegte, und sich, was sie betrifft, in Herz und Seele als meine Gattin ansah, denn sie hat geschworen, nie einen Andern zu heirathen, können Sie sich wundern, daß, mit der förmlichen Genehmigung der Marquisin, ja auf ihre dringenden Wünsche hin, Alles so gekommen ist, wie es kam, und wie es Ihnen bekannt

ist? Wir sind alle zu bedauern; Niemand so sehr wie ich. Die Marquisin ist vielleicht die glücklichste unter uns dreien; Alles, was meine Aufmerksamkeit auf andere als sie lenkt, ist für sie eine Quelle des Trostes, der Zufriedenheit für sie; doch ist meine Liebe zu ihr unvermindert, und meine edelmüthige aufopfernde Cousine, so theuer sie mir ist als die Mutter meines Knaben, meines künftigen Erben (denn das wird er ohne Zweifel seyn), die enthusiastischste Geliebte und Freundin, nimmt doch nur den zweiten Platz in meinem Herzen ein. O daß sie, mein Weib, nur den zehnten Theil der gränzenlosen Zärtlichkeit für mich fühlte, welche Jane Urquhart für ihren undankbaren Vetter empfindet!"

„Sie müssen," fuhr der Lord nach einer Pause fort, „die Nothwendigkeit einsehen, ein unverbrüchliches Stillschweigen über diese ganze Angelegenheit zu beobachten; der Ruf einer edelherzigen jungen Dame von hohem Stand, deren Herz beinahe gebrochen ist, hängt davon ab; aber ich will kein Versprechen abnöthigen; ich habe kein Recht dazu; auch will ich nicht Ihre Grundsätze dadurch beleidigen, daß ich Sie zu bestechen suche. Wenn Menschlichkeit, Mitleid, weibliche Sympathie nicht mächtig genug sind, Ihre Zunge zu binden, so bin ich überzeugt, daß Geld es auch nicht vermag. Und jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten; behalten Sie das kleine Pergamentbuch; wenn Sie im Sinn haben, laut von allen diesen Geheimnissen zu sprechen," er lächelte schmerzlich, „so schicken Sie es mir in einem Umschlag zurück, ich verstehe Sie dann schon."

Mit Leidwesen sah ich den Marquis L — — d sich mit noch einem Glas unverdünnten Weingeists versehen, als ich die Bibliothek verließ, nachsinnend über all die seltsamen Verwicklungen, welche das menschliche Leben uns zeigt. Es gibt so viele zusammengesetzte und bunt in einander greifende Räder in der großen Maschine — so viele die neu sind, die jede Stunde an die Reihe der Thätigkeit kommen, und noch viel mehrere solche, welche das ihnen zugetheilte Werk zu verrichten sich weigern, da wir uns nicht wundern können, wenn das Gewebe, welches das Schicksal aus den Handlungen und Mängeln des Menschen wirkt, ein neues Muster zeigt, dessen Anblick die Betrachtenden in Erstaunen setzt. Möge doch Niemand sagen: das ist unwahrscheinlich!" oder noch weiter gehen und rufen: „das ist lauter Fiction!" seyd versichert, daß die erfindende Phantasie nicht die Mannichfaltigkeit der Farben, nicht die Schärfe und Tüchtigkeit der Umrisse, der Betrachtung der Menschen und der Engel werth, geben kann, wie das menschliche Leben selbst sie darbietet.

Um dem Verdacht vorzubeugen, ward unverzüglich und öffentlich bekannt gemacht: die Marquisin L — — d habe ihren Gatten mit einem Sohn und Erben beschenkt. Keine Erwähnung ward gethan des andern kleinen armen Wesens, das wie ein geknicktes Schneeglöckchen, mit dem Siegel des Todes an sich, in der Wiege lag; und da es doch unter den Dienstboten oder dem Publicum bekannt geworden war, daß die Marquisin Zwillinge geboren habe, wie man zuerst zu verbreiten im Sinne gehabt hatte, wurde dem Arzt und der Mrs. Cottrell, der vertrauten Dienerin der Lady, das Geschäft übertragen, die zarte, abgefallne Blüthe der Sterblichkeit, um die man sich hienieden so wenig gekümmert hatte, in einem stillen Plätzchen zu bestatten, wo die zerbrechliche, schwache Hülle wieder mit Muße zum Staub werden konnte. Die kleine Leiche ward um Mitternacht fortgeschafft, mit sammt der Wiege, welche, glaube ich, statt des Sarges diente, und beerdigt im — — Kirchhof. Ich habe nie gehört, daß sein Geist sich beklagt hätte darüber, daß ihm der Mahagony-Sarg mit den silbernen Nägeln entging. Der unsterbliche Geist lacht über die Mumienumhüllungen des Grabs, und die Nichtigkeit des Leichengepränges. Glückliches Kind! seine irdische Rechenschaft war bald abgehört! das Facit seiner Lebensschuld bald gezogen! Es war gleich beim Eingang des Lebens durch das Thal der Todesschatten gewandert! Oft denke ich an dieß makellose Kind, wie ich es zum letztenmal in sein prächtiges Kleidchen kleidete — das Kleid, das sein Leichentuch wurde!

Man hielt für räthlich, daß Lady Jane Urquhart, um den Schein zu wahren, sich in den Gesellschaftszimmern zeige, sobald wir nur irgend glaubten, es mit ihr wagen zu dürfen, und daß sie im Namen der Marquisin, ihrer Freundin, die ganze Fluth vornehmer Herrschaften empfange, welche herbeiströmten, um Glück zu wünschen, und sich nach der Gesundheit der Lady und des kleinen Erben zu erkundigen. Oh, welche Complimente wurden auf das Haupt des unbewußten, kleinen Kindes gehäuft! und wie erschöpft sah die wirkliche Mutter aus, als ein Schwarm redseliger Frauen den andern ablöste. Wenn es lang so fortgegangen wäre, hätte die Wochenwärterin mit den goldenen Spenden, welche für sie fielen, sich zur Ruhe setzen und von ihrem Vermögen leben können; aber selbst der Marquis, so blind und unbekümmert er in Allem war, außer seiner Liebe zu Georgiana, befürchtete endlich, seine arme Cousine möchte zum zweitenmal seinethalb eine Märtyrerin werden; und so befahl er dem großen fetten Thürhüter, während der nächsten vierzehn Tage keine Gesellschaft mehr einzulassen, unter dem Vorwand, daß das Rasseln der Wagen die Marquisin störe und belästige.

Die Beschreibung einer prächtigen Taufe habe ich früher einmal gegeben; und was ist so langweilig, als eine zweimalige Erzählung? Daher habe ich nichts weiter beizufügen, als daß König und Königin, durch Stellvertreter, bei diesem glücklichen Kind zu Gevatter standen; daß mir Ihre Majestäten eine Hundertpfundnote schickten, zur Anerkennung meiner geleisteten Dienste, und daß Mrs. Cottrell darauf bestand, dieß Geld mit mir zu theilen, worein ich sehr gerne willigte, in Betracht davon, daß sie beständig so viele Mühe hatte mit der Besorgung des geheimen Leidens ihrer Lady, und daß in Folge hievon meine Dienste sehr wenig erforderlich waren; — von dem Marquis aber erhielt ich beim Weggehen ein Taschenbuch mit einem noch weit schönern Präsent und ein eigenhändiges Billet von ihm, worin er seine Person und die ganze Geschichte völlig in meine Hand und Willkür gab. Ich habe den Marquis, die Marquisin und Lady Jane Urquhart überlebt, und so glaube ich mich vollkommen berechtigt, die Geschichte zu veröffentlichen. Und der jetzige Marquis, eben das Kind, von welchem ich erzählt habe,

sanctionirt vollkommen diese meine Geschichte von seiner Geburt und von den Geheimnissen im L— — d-House."

Dänische Balladen und Lieder.

Uebersetzt von K. L. Kannegießer.

Das Lachen.

Die Tochter von dem Vogte
War meines Herzens Lust:
Da lacht' ich froh, da wogte
So friedlich mir die Brust.

Ein Herr kam aus der Ferne,
Erschlug den Vater mir,
Weh meinem Unglücksterne,
Und zog hinweg mit ihr.

Das waren bittre Schmerzen,
Nicht weint' ich, zähmte mich;
Doch saß mir tief im Herzen
Des tiefen Schmerzes Stich.

Ein wilder Jäger schwärmte
Ich durch des Dickichts Nacht,
Da wo der Felsstrom lärmte
Hinab den Felsenschacht.

Da mußt' ich einst ihn finden,
Der sie mir nahm mit Trug,
Und mir den alten, blinden,
Den Vater mir erschlug.

Er stand am Ufer drüben
Am Abgrund, morsch und jach,
Und ich am Rande hüben,
Und zwischen uns der Bach.

Da drohr' ich mit der Faust ihm,
Und zeigt' ihm mein Gewehr;
Da zittert' er, da graust' ihm,
Und nieder taumelt' er.

Ich stürzt' ihn nicht, nein, sinken
Ließ ihn der Sünde Last;
Die hieß den Tod ihn trinken
Im Wasser und Morast.

Soll's mich nicht lustig machen?
Doch ist's des Satans Lust.
Im Antlitz hab' ich Lachen,
Die Hölle in der Brust.

Das Wiederfinden.

Lieblich ist der Tag und warm,
Kühl des Zephyrs Wehen:
Mit der Cither in dem Arm
Will ich mich ergehen.
Hier wo Aehren weit und breit
Sich im Winde wiegen,
Haben die Gedanken Zeit
Zur Liebsten hinzufliegen.

Seit du schiedest so mit Hast,
Schlich die Zeit so träge,
Sucht' ich dich, ach sonder Rast
Hier und allerwege.
Keine Schlucht, kein Klippenrand
Konnte je mich wehren,
Daß ich nimmer doch dich fand,
Deß denk' ich unter Zähren.

Ja es suchte dich mein Gram
Selbst an Klosters Thoren;
Dein geliebter Name kam
So zu fremden Ohren,
Und nach Troubadourenweis'
In den Ritterſälen
Ließ ich's nicht an deinem Preis
Und Liebesseufzern fehlen.

Ja, ich rühmte sonder Maß
Deiner Augen Pfeile,
Wenn ich bei den Köhlern saß
Traurig müß'ger Weile.
Wenn der Schlaf mir winkte Ruh
Mit der Hand der linden,
Flüsterte der Traum mir zu:
Du wirst sie dennoch finden.

Wo sich krümmt der kleine Strom,
Wo der Weg sich neiget,
Und mit hehem Thurm ein Dom
In die Wolken steiget,
Rother Dächer dichter Hauf
Schließt sich um den Riesen,
Ahnung steiget in mir auf,
Den Weg will ich erkiesen.

Rasch zum Thor geh ich hinein,
Schau in alle Gaden:
Sieh da ihrer Augenschein
Blinkt in einem Laden.
„Süße Braut!" so mit Gebraus
Raf' ich in die Clause.
Doch sie tritt bestürzt heraus:
„Mein Mann ist nicht zu Hause."

Cristian Winther.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1840.

Das französische Zuckergesetz.

Erster Artikel.

Wie alle großartigen Einrichtungen, so hat auch Napoleons Continentalsystem noch jetzt Nachwirkungen, und die Folgen desselben sind es, welche neuerdings so mannichfach besprochen wurden. Die während des Continentalsystems hervorgerufene Runkelrübenzuckerfabrication ist in den letzten zehn Jahren so bedeutend herangewachsen, daß sie, die lange Zeit ein Nothbehelf und ein Mittel zur bessern Verwerthung der Bodenerzeugnisse war, in den Rang einer der wichtigsten Industriezweige eingetreten ist. Ob sie bestehen wird, hängt freilich am Ende von der Frage ab, ob der Runkelrübenzucker ohne Zollschutz mit dem Rohrzucker die Concurrenz halten kann, da dieser letztere bei seiner allerdings wohlfeilern Erzeugung stets die Kosten des Transports gegen sich hat. Wir sind keineswegs gemeint, über diese Frage abzusprechen, die bei den fortdauernden Fortschritten der Rübenzuckerfabrication sich jetzt auch noch kaum beantworten läßt, und betrachten darum das obige Zuckergesetz nur als einen der verschiedenen Incidenzpunkte des Kampfes zwischen Colonial- und Rübenzucker, eines Kampfs, der noch lange nicht zu Ende ist. Das Gesetz hat nicht nur für Frankreich Wichtigkeit, sondern auch für Deutschland durch mannichfache Rückwirkung, und es möchte in dieser Beziehung nicht uninteressant seyn zu bemerken, daß das Amsterdam'sche Handelsblad schon im Februar d. J. diesem Gesetze seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, und die Hoffnung ausdrückt, dieß werde wohl der letzte Todeskrampf des noch in seinen fernsten Folgen unseligen Continentalsystems (de laatste doodstuip van dit nog in zyne verste gevolgen rampzalig Continentalstelsel) seyn. Das Blatt hat Ursache, so zu urtheilen, da von der deutschen Rübenzuckerfabrication dem holländischen Handel bei einigem Schutze mancher Abbruch droht.

Doch wir haben hier den Streit zwischen Colonial- und Rübenzucker nicht auszufechten, sondern auf einige höchst bemerkenswerthe Umstände des französischen Zuckergesetzes aufmerksam zu machen. Der erste besteht darin, daß das vorige und das jetzige Ministerium von grundverschiedenen Ansichten ausgehen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß veränderte Zeitumstände eine andere Gestaltung herbeiführten. Das ursprüngliche Gesetz stellt offenbar eine gänzliche Unterdrückung des Rübenzuckers in Aussicht, und will die bisherigen Rüben-zuckerfabricanten mit 40 Millionen entschädigen, vielleicht das erste Beispiel in der Handelsgesetzgebung, daß man für einen erst zugestandenen, dann entzogenen Schutz eine baare Entschädigung anbot. Indem man aber die Vernichtung des Runkelrübenzuckers in Aussicht stellt, und die Fabricanten entschädigen will, gibt man zu erkennen, daß man alles Andenken an das Colonialsystem von sich weist, und der Seefahrt, dem Handel und den Colonien jede andere Rücksicht opfern will. Dagegen erklärt das jetzige Ministerium auf das bestimmteste, daß es die Rübenzuckerfabrication nicht ganz opfern wolle. Die Journale schreien darüber, daß man eine unmögliche Ausgleichung zwischen dem Colonial- und einheimischen Zucker versuche, und die Schwankungen in dem Streite zwischen beiden verewige. Die zur Untersuchung des ersten Gesetzentwurfs niedergesetzte Commission hatte dagegen eine Rückkehr zu dem Gesetz vom J. 1837 beantragt, nämlich Belassung der Abgabe von 15 Fr. (oder vielmehr 16 Fr. 50 C. mit den 10 Proc. Zusatz) auf 100 Kilogramme, Wiedererhöhung der Abgabe vom Colonialzucker von 30 auf 45 Fr. (nebst 10 Proc. Zusatz) und Erhöhung der Auflage auf fremden Zucker von 55 auf 60 Fr. Die Absicht der Commission war augenscheinlich, die einheimische Zuckerfabrication nicht tiefer sinken zu lassen, als sie durch das Gesetz vom Jahre 1837 gesunken war, *) und den Colonien eine größere Sicherheit gegen den fremden Zucker zu gewähren, wogegen die Seestädte den Unterschied zwischen dem fremden Zucker und dem aus französischen Colonien auf 10 Fr. bestimmt, und die Abgaben auf einheimischen und französischen Colonialzucker, wenn nicht im Augenblick, doch nach und nach im Laufe von 5 bis 6 Jahren gleichgestellt wissen wollen.

Das vorige Ministerium ging entschieden von der Ansicht aus, daß die See- und Colonialmacht Frankreichs in ungestörtem Frieden sich entfalten würde, das jetzige setzt Störungen voraus, und verlangt durchaus, daß der einheimische Zucker

*) Seitdem haben 166 Fabriken aufgehört zu arbeiten.

nicht ganz geopfert werde. Auch die Commission hat wie natürlich in ihrem Bedenken die Gründe möglicher Störung angeführt. Diese sind die noch ungelöste, aber einer Lösung immer dringender bedürftige Sklavenfrage, und ein möglicher Krieg. Mit der Emancipation sinkt der Zuckerertrag der Colonien, dieß ist die entschiedene Erfahrung im englischen Westindien, denn es ist unmöglich, den freien Neger zu der gleichen, ausdauernden harten Arbeit in den Zuckerfeldern und den Zuckermühlen zu bringen, wie den Sklaven vermittelst der Peitsche. Bei einem Kriege können die wenigen französischen Colonien in Feindes Hand fallen, oder durch eine Blokade der französischen Häfen die Schifffahrt gesperrt werden, dann ist Frankreich für seinen Zuckerbedarf der Gnade der Neutralen preisgegeben. Ist die ganze Rübenzuckerfabrication einmal vernichtet, dann ist es schwer, die Werkzeuge, die Maschinen, die tüchtigen Arbeiter wieder zusammenzubringen; werden aber die Fabriken nur vermindert und nicht gänzlich unterdrückt, so können sie schnell wieder aufleben. Man sieht also, das Ministerium muß, wenn es nicht geradezu die Partei des einheimischen Zuckers ergreifen will, einen Mittelweg einschlagen, der bei allenfallsigem Ausbruch eines Kriegs schnell wieder zum Continentalsystem und zu gänzlicher Befreiung des Rübenzuckers von Abgaben führen müßte.

Der Conflict der Colonien und des Handels datirt sich erst seit wenigen Jahren. Im J. 1814 producirten die Colonien kaum 7 Millionen Kilogramme Zucker, und jetzt ist ihre Production auf 87 Millionen gestiegen. Die Rübenfabrication lieferte im J. 1834 etwa 20 Mill., im J. 1835 gegen 30, und im J. 1836 zwischen 30 und 40 Mill. Kilogramme. Jetzt begann das Geschrei der Colonien und der Seestädte, und im J. 1837 wurde endlich das Gesetz erlassen, das den einheimischen Zucker mit 15 Fr. die 100 Kilogramme besteuerte. Dadurch ist die Production nach Angabe der Commission um zwei Fünftheile, also etwa auf 22 bis 24 Mill. Kilogramme gesunken, die mit den 87 Millionen der Colonien ungefähr 110 Mill. ausmachen, während man den Verbrauch in Frankreich nur auf etwas mehr als 100 Millionen schätzt, so daß also ein Ueberschuß bleibt, den die Colonien dem Gesetze nach nirgend anders wohin als nach Frankreich führen dürfen, und die einheimische Fabrication des hohen Preises wegen nirgends hinführen kann.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

In dem Archiv der Präfectur von Nantes liegen viele auf die Kriege in der Vendée bezügliche Documente. Wenn die Restauration nicht ganz ohne alles Regierungstalent gewesen wäre, und sich nicht am liebsten vernagelter Köpfe bedient hätte, so würde sie einige aus der Vendée oder aus der Bretagne gebürtige Officiere beauftragt haben, in dem Präfectur-Archiv zu Nantes die Materialien zu zwei wahren und interessanten Bänden zu sammeln, es würden alsdann nicht so viele royalistische Helden unbekannt geblieben seyn, carent quia vate sacro. Individuelles Genie und fanatische Begeisterung sind im 18ten Jahrhundert nirgends pittoresker ausgebrochen, als unter den einfältigen Bauern der Vendée und Bretagne, welche Gott zu rächen glaubten. Eine solche Vereinigung von persönlicher Bravour und militärischer Taktik mit der bodenlosesten Unwissenheit und completesten Unfähigkeit, geschriebene oder gedruckte Dinge zu begreifen, ist in dem Maaße vielleicht noch nie vorgekommen. Ein Bürger von Nantes verpflegte in seinem Landhause einige Stunden lang einen tödtlich verwundeten Chouan, welcher, über die Ursache seiner Theilnahme am Kriege befragt, zur Antwort gab, daß er sich durchaus nicht für seinen Pfarrer geschlagen, sondern für seine Frau, denn er könne doch nicht ruhig mit ansehen, daß der Nationalconvent ihn zwingen wolle, sich von seiner Frau zu trennen, welche er anbete und wahrlich keinem Andern abzutreten gesonnen sey. Der Unglückliche hatte das neue Scheidungsgesetz in diesem Sinne verstanden.

Mein Hotel ist ein Taubenhaus, wo Fremde tagtäglich ein- und ausfliegen; die Dampfschiffverbindung mit Bordeaux und Orleans zieht viele Reisende nach Nantes und bevölkert diesen Gasthof, welcher sich auf sein geräumiges Stiegenhaus mit einer breiten, steinernen Treppe und auf seine Decorationen à la Louis XV große Stücke einbildet. Die Ausmeublirung der Zimmer ist in der That eleganter als das Ameublement unsrer süddeutschen Wirthshäuser, allein was Küche und Bedienung anlangt, vermisse ich schmerzlich den Schwan oder Weidenbusch in Frankfurt. Ich sterbe beinahe vor Hunger, so oft ich an der Table d'Hôte speise, wo die ewigen Hühnerfricassées und Kalbsfricandeaux mit Sauerampfer mir Ekel erregen und allen Appetit benehmen; die eßbaren Gerichte vergiften mir einige widerwärtige Engländer, welche sich mit ungefälliger Rohheit bedienen. Zu meinem Glück habe ich dem Theater gegenüber ein sehr leidliches Speisehaus entdeckt, wo man nach der Karte ißt: die Wirthin, eine sehr artige, freundliche Dame, im ersten Drittel der Dreißiger, von schlichtem, gutherzigem und leutseligem Wesen, hilft mir jedesmal den Küchenzettel machen. Sie hat mir auch erzählt, daß mein großer Gasthof mit dem Capital einer Leibrentengesellschaft vor etlichen zwanzig Jahren gegründet worden, und daß die noch lebenden Actionnäre bloß 5 Procent empfangen. — Das sogenannte große Café, neben den acht geschmacklosen, unästhetischen Säulen der Theaterfaçade, ist der Sammelplatz für die jungen Fashionables von Nantes: ich frühstückte daselbst jeden Morgen; die Sahne zum Kaffee ist vorzüglich; ich lese nebenher die Zeitungen, oder horche auf die Späße der benachbarten Tische, da hier ein freierer Ton herrscht als in Paris, und dennoch der scharfe, grobe Witz der Fußgänger hervorbricht. Entsetzlich lang werden mir bisweilen die Abende; so wie es acht, neun Uhr schlägt, sehne ich mich nach dem Pariser Leben. Nantes hat zwar ein großstädtisches Ansehen, allein der gesellige Geist ist erschrecklich kleinstädtisch. Ich war in einigen Cirkeln; gütiger Himmel! welche Geistesleere! welche Armuth und Misere!

Alles, was in Paris als Gemeinplatz, Geklätsch und Getratsch mit Recht von der Unterhaltung ausgeschlossen bleibt,

liefert in der Provinz den Hauptstoff der Conversation, und dazu wird noch Alles übertrieben. Ist ein berühmter Mann in Paris Vater von fünf Kindern, so macht man zehn daraus, und thut hochmüthig, daß man so genau Bescheid weiß. Hat ein Minister während der Dauer seines Ministeriums eine halbe Million erspart oder gewonnen, so heißt es gleich drei Millionen. Ich habe eine Menge vermuthlich übertriebener Details über Industrie und Schifffahrt mit anhören müssen, welche Nantes vor der fatalen Revolution von 1789 zu einem der blühendsten und reichsten Handelsplätze von Frankreich machten. Die royalistischen Journale bearbeiten die Geister in diesem Sinne, und der ganze Westen von Frankreich bedauert diesen Idealzustand von Glückseligkeit und Vollkommenheit, den die garstige Revolution zerstört. Havre ist in der letzten Zeit der Hafen von Paris geworden, und hat die Handelsoperationen an sich gerissen, welche sonst Nantes und Bordeaux bereicherten. Die Abkömmlinge der Kaufleute, welche in jenen Städten alljährlich so große Summen gewannen, haben nur noch mittelmäßigen Verdienst, wollen aber nichtsdestoweniger einen Aufwand und Luxus machen, wovon ihre Vorfahren nichts wußten. Deßhalb sind die Bewohner von Nantes in beständiger Wuth oder Unzufriedenheit; sie beklagen sich, daß man sie wie Parias behandle, daß die Pariser Alles hätten, und daß sie sich plagen und quälen müßten, um den 60,000 Rentiers der Hauptstadt ihre Fünfprocents zu bezahlen. „Wollte Gott, Paris stände an allen vier Ecken in Brand!" hörte ich eines Tags einen Kaufmann aus Bordeaux an öffentlicher Tafel ausrufen, und dieser barmherzige Wunsch kam von Herzen.

Nantes und Bordeaux ärgern sich schwarz und gelb über den steigenden Wohlstand von Paris; man beneidet ihm folgende drei Dinge: 1) das Spiel an der Börse. (In Paris kann man der ausgelassensten Spiellust fröhnen, ohne daß Jemand ein Wort davon erfährt, und ohne für einen Spieler zu gelten.) 2) Die Rente. (In Paris allein leben 60,000 Rentiers, in der Provinz kaum 4000; die Landgüter tragen mit genauer Noth nur 2½ Proc., und die Rente bringt 4½ Proc.) 3) Die großen Geschäfte, welche ausschließlich in Paris gemacht werden. Dieser Neid auf Paris bildet den vorherrschenden Charakterzug in der Physiognomie von Nantes und Bordeaux: sie schieben die Schuld auf die Deputirtenkammer, welche, wie sie sagen, im Jahre 1837 nicht die Eisenbahnen hat votiren wollen, weil diese neuen Communicationswege den Provinzen einen Theil der Pariser Vorzüge zugewandt haben würden (jedenfalls den, an der Börse spielen zu können).

Zu berücksichtigen ist ferner, daß Paris vor der Revolution, zur Zeit des größten Glanzes von Nantes und Bordeaux, nur 450,000 und keine 980,000 Einwohner zählte: es war mit großen Rittergutsbesitzern und hohen Geistlichen bevölkert, welche, wie der Herzog von Richelieu und der Bischof von Avranches, den Damen zu gefallen suchten und dahin ihr Geld zu verzehren und sich zu belustigen kamen. Die Debuts einer neuen Tänzerin oder Sängerin an der großen Oper waren für diese Herren wichtige Staatsbegebenheiten: sich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern, däuchte ihnen eine unerträgliche Last; sie hatten nie tausend Thaler in ihrer Schatulle. Heutzutage gibt es keinen reichen Mann in Paris, der wenigstens nicht einmal in seinem Leben von einem abgefeimten, geldlosen Schwätzer geäfft und um einige Thaler gebracht worden, weil er sich zur Theilnahme an irgend einer riesenhaften und überaus vortheilhaften Speculation hat bereden lassen. Die heutigen Reichen, denen die Debuts der großen Oper sehr gleichgültig sind, haben weiter keine Beschäftigung als die Kammer und die Börse, und mehr oder minder absurde Speculationen, wozu sie Betrüger und Schwätzer verleiten, die ihnen die Langeweile vertreiben. Wenn die jetzigen Pariser Reichen einmal von den Robert Macaire's geheilt seyn werden, so ist es natürlich, daß sie ihre Capitalien den umsichtigen Handelsspeculanten aller Nationen anvertrauen, welche gegenwärtig ihr Generalquartier in Havre aufgeschlagen haben. Nantes und Bordeaux liegen zu weit weg.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Santorin.

Vermuthlich ist dieser Name eine Verkürzung von Santa-Irena, welche die Schutzheilige der spätern Bewohner der Insel war. Der alte Name Thera kommt wahrscheinlich her von Theras, welcher die Insel von Lacedämon aus bevölkert hatte. Gegenwärtig heißt sie wieder Thera. Sie ist die südlichste der Cykladen, und hat einen Umfang von 5⅞ Quadratmeilen. Diese Insel, leicht erkennbar an ihrer sichelförmigen Gestalt, ist ohne allen Zweifel ein vulcanisches Product, und hat für den Geologen viel Merkwürdiges. Alten Ueberlieferungen zufolge soll sie vor Zeiten ganz rund gewesen seyn; bei einer Reihe von heftigen Erdbeben soll der westliche Theil versunken seyn, wovon übrigens die Westküste, welche fast perpendiculär herabfällt und mehr als 200 Klafter hoch ist, so wie die gegenüberliegenden Inseln, als übrig gebliebene Theile des Ganzen, die deutlichsten Spuren tragen. Das dadurch gebildete Bassin ist unergründlich tief, selbst hart an der Küste, so daß an jener Seite durchaus kein Ankergrund zu finden ist, und die Schiffe wie an einem Quai an dem steilen Ufer befestigt werden. Die Insel ist einem großen Plateau ähnlich, auf welchem sich ein paar hohe und einige geringere Berge erheben; sie senkt sich mit einem sanften Abhange gegen Osten bis an den Meeresrand, und scheint an dieser Seite zu gewinnen. Die ganze Bodenfläche von Santorin besteht aus Bimsstein, Pozzolanerde, verwitterter Lava, mit Basaltlagen untermischt, und gewährt seinen betriebsamen Bewohnern einen ziemlich fruchtbaren und durch seine innere Hitze vorzüglich für den Weinbau geeigneten Boden. Schade nur, daß ein völliger Wassermangel herrscht, und daß die Felder nur durch die Winterregen und den außerordentlich starken Herbstthau getränkt werden; für den häuslichen Bedarf hat man übrigens in den meisten Wohnungen große Cisternen.

Indem die Insel nicht einen einzigen Hafen besitzt und sogar an der hohen Westküste, auf welcher die meisten Dörfer gebaut sind, keine Rhede hat, so sind die Schiffe bei dem geringsten Windstoße gezwungen, einen Zufluchtsort zwischen den beiden Kaimenos zu suchen, wo sogar für größere Schiffe ein sicherer Ankergrund gefunden wird. Diese Kaimenos, eine halbe Stunde von der Westküste entfernt, bilden den mitt

lern Theil der Inseln, welche an jener Seite in einem Cirkel um Santorin herumliegen. Beide sind vulcanische Producte, und man erinnert sich noch mittelst Ueberlieferung, daß der kleinste im Jahre 1707 bei einem heftigen Erdbeben mit schrecklichem Getöse aus dem Meere emporstieg. Es sind kolossale Massen von Basalt und ausgebrannter Lava, ohne irgend eine Spur der Vegetation.

Die Bevölkerung von Santorin oder Thera beträgt 14,000 Seelen, wovon 620 der römisch-katholischen Kirche angehören, in dem Hauptorte Thera beisammenwohnen und fast die Hälfte von deren Einwohnerschaft bilden, während alle übrigen Bewohner der Insel sich zur griechischen Kirche bekennen. Außer ebenerwähntem Hauptorte, der sich durch Reinlichkeit besonders auszeichnet, hat Santorin noch Apano-Meria, einen Flecken an der Nordwestküste mit 2500 Einwohnern, welcher eben so hoch als Thera liegt. Pyrgos mit 1000, Merwigli mit 1100 und Emporio mit 900 Einwohnern sind mehr landeinwärts gelegene Flecken, die sich durch nichts auszeichnen. Die übrige Bevölkerung, so fern sie nicht in und unter ihren Weinbergen in Höhlen wohnt, welche in der Pozzolanerde ausgegraben sind, hält sich in Baroulo, Firostefani, Kondochori, Kasterado, Mossaria, Vothona, Goria, Megalochorio und Akrotiri, sämmtlich mehr oder weniger ansehnlichen Dörfern, auf. Der römisch-katholische Bischof residirt zu Thera, der griechische zu Pyrgos, und die beiden Gemeinden hassen sich hier wie anderwärts von ganzem Herzen. Der am meisten civilisirte, ehrlichste und wohlhabendste Theil der Bevölkerung gehört, hier wie auf Syra, zur lateinischen Kirche, welche durch französische Missionärs von dem Orden der Lazaristen und zugleich durch einige Dominicaner in ihrem geistlichen Wirken unterstützt wird. Diese Geistlichen beschäftigen sich zugleich viel mit dem Unterricht der Jugend, obgleich seit 1828 fünf Schulen errichtet wurden. — Ferner theilt sich die Bevölkerung von Santorin in etwa 1500 Feldarbeiter, eben so viel Seeleute; 400 Schuster und andere Handwerker; 100 Faßbinder, welche jährlich an 30,000 Weinfässer verfertigen; 134 Kaufleute und Krämer; 250 Grundbesitzer und etwa 100 Geistliche; 40 Mühlen und 9 Kalköfen beschäftigen einen andern Theil, und übrigens besitzt, mit Ausnahme von einem paar hundert armen Familien, jede Familie ihre Grundstücke, welche sie bebaut. Die Weiber arbeiten häufig in den Weinbergen; hin und wieder weben sie auch einige grobe baumwollene Stoffe oder stricken Strümpfe, Mützen u. dgl. Der Tagelohn beträgt für die Feldarbeiter 1 Drachme; für Handwerker 3 Drachmen und für Schiffszimmerleute 4 Drachmen.

Der Weinbau ist gegenwärtig der größte Culturzweig auf Santorin, denn von dem culturfähigen Boden sind 10,000 Stremmas Weingärten und nur 1640 Stremma Acker- oder Gemüseland. 50,000 Kilos Gerste, welche gebaut werden, decken nur ein Viertheil des eigenen Bedarfs, während auch die Baumwollencultur gänzlich aufgegeben ist, und die 100 Cantares Baumwolle, welche man jetzt gewinnt, und die für den eigenen Bedarf bei weitem nicht hinreichen, keine Erwähnung verdienen im Vergleich mit der frühern Production.

Der Wein ist also auf Santorin Hauptsache, und zugleich die Ursache, daß diese Insel fast die einzige der Cykladen ist, welche einen nicht passiven Handel treibt. Man gewinnt jährlich im Durchschnitt 60,000 Barils (zu 100 Flaschen) Vino Santo, in Farbe altem Rheinwein, doch wenn er älter wird dem Malaga ähnlich, von sehr gutem Geschmack und vielem Feuer. Ferner 1500 Barils schweren, süßen, rothen Wein, und noch eine bedeutende Quantität Raki oder Branntwein, von gutem Geschmack, aber sehr stark, welcher jedoch nicht viel ins Ausland ausgeführt wird. Den Ausfuhrwerth der Weine darf man auf 450,000 Drachmen schätzen. Der Vino Santo wird für eigene Rechnung, mit eigenen Schiffen, in einer Quantität von etwa 50,000 Barils nach Odessa und Taganrok ausgeführt, von woher man Getreide zurückbringt, um es auf Santorin und den übrigen Inseln zu verkaufen. Bisweilen geht man mit den Retourladungen auch nach Livorno oder Marseille, von wo man in Ballast zurückkommt, oder nach Triest, von wo man Bauholz oder andere Materialien für Athen mitbringt. Seit einiger Zeit hat sowohl die Erhöhung des Einfuhrzolls auf Weine in Rußland, als der abnehmende Absatz dieses Artikels in den dortigen Häfen die Weinproducenten und Speculanten von Santorin veranlaßt, neue Debouchés für diesen Artikel aufzusuchen. Von einer Ladung Wein nach Boston in Nordamerika hat der rothe den meisten Absatz gefunden. Eine dergleichen Unternehmung nach Amsterdam hat eben kein ermunterndes Resultat gehabt. Auch die Syrioten haben angefangen sich mit der Versendung von Vino Santo nach den Vereinigten Staaten zu befassen, und scheinen gute Rechnung dabei gefunden zu haben; es werden wenigstens Unternehmungen dahin wiederholt. Auf dem Continent nimmt der Verbrauch dieses Weins gleichfalls zu, indem er der einzige griechische Wein ist, welchen eine Seereise in Qualität verbessert, und welcher tauglich ist, um alt zu werden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Buddhistische Monumente in Dresden. Der gelehrte Missionär Zwick, der einen großen Theil China's besuchte und gegenwärtig Indien bereist, hat an Se. Maj. den König von Sachsen Modelle in Porcellan von sämmtlichen beim Buddhadienst gebräuchlichen Gegenständen gesendet. Auch befinden sich dabei 30 Figuren von vergoldetem Bronze von 2 bis 18 Zoll Höhe, welche Buddha und andere von Buddhisten verehrte Personen darstellen, achtzehn große Tapetendarstellungen der wichtigsten religiösen und politischen Ceremonien des chinesischen Volks, und fünf und siebzig chinesische, tibetanische und mongolische Manuscript

•

Nestor l'Hôte. Dieser Gefährte Champollions auf seinem ersten Ausfluge nach Aegypten und Nubien hat vor kurzem die Resultate seiner Forschungen über die ägyptischen Denkmäler herausgegeben, die er in besonderem Auftrage der Regierung im Jahre 1829 untersucht und gezeichnet hat. Das Werk ist mit Bemerkungen von Letronne und mit Kupferstichen bereichert. Der Verfasser soll mit nächstem einen dritten Ausflug nach Aegypten unternehmen. (Franz. Bl.)

•

Biegsamer Stein. Das Athenäum vom 2 Mai entlehnt aus einer calcuttischen Zeitung nachstehendes Curiosum: Im Museum der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta befindet sich ein merkwürdiger Gegenstand, nämlich ein biegsamer oder elastischer Stein. Derselbe ist anscheinend Granit, 2½ Fuß lang, 6 Zoll breit und etwa 1 Zoll dick. Hebt man den Stein am einen Ende auf, so biegt er sich in der Mitte, und je höher man ihn aufhebt, desto stärker wird die Biegung. Legt man ihn nieder, so nimmt er wieder seine frühere Form an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1840.

Der Pilger und Siseta.

(Aus dem Peninsular Magazine.)

Die politischen Veränderungen, die in Spanien seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts so viel Uebel hervorgebracht haben, sind doch auch die Quelle manches Guten geworden. Fanatismus und Leichtgläubigkeit für Alles, was sich im religiösen oder mysteriösen Gewande darstellt, herrschten früher durch beide Königreiche Spanien und Portugal. Bis zum Anfange des 19ten Jahrhunderts konnte der Pilger, oder der, welcher im Gewande eines frommen Wanderers diesen Charakter annahm, vom Cap Creus bis zum Cap Finisterre reisen, ohne sich zu bekümmern, wie er sich die Bedürfnisse des Lebens schaffen möchte, denn er fand die Pracht der Paläste und die Armuth der Hütte gleich bereit ihn aufzunehmen. Doch das Leben dieser Pilger entsprach ihrer Kleidung nicht, und war nur allzuhäufig ein Gewebe von Trug und Hinterlist, das den frommen Glauben der Bewohner des Landes mißbrauchte, um ungestörter seine Verbrechen, Raub, Mord und Kinderdiebstahl, ausführen zu können. Wohl hat die französische Revolution, Napoleons Eroberungszüge und die nachfolgenden wechselvollen Schicksale, die das Land betroffen, viel beigetragen, diesen Aberglauben zu zerstören, wie denn in den höheren Classen nicht selten auch der ächte Glaube mit ihm gegangen ist — in den untern Classen und bei den einfachen Bewohnern des Landes lebt aber immer noch die Neigung zu dem alten Glauben der Väter.

Siseta war die jüngste Tochter von Aleir Bureda, einem achtbaren Greise, der mit seiner Frau und zahlreichen Familie halbwegs von Arenys del Mar, einer catalonischen Stadt, an der Straße wohnte, die von dieser Stadt ins Gebirge führt. Seine Wohnung war arabischer Bauart, und nach den schönen Trümmern zu urtheilen, mußte sie ursprünglich der Aufenthalt eines reichen Mauren gewesen seyn. Die schlanken Thürmchen, Zeugen mancher heroischen Waffenthat, die hier zwischen den kriegerischen Mauren und Gothen vorgefallen, waren jetzt nur noch der Zufluchtsort von Eulen und Fledermäusen. Eines der großen Seitengebäude war im einfachen Styl eines modernen Landhauses wieder aufgebaut worden, das andere zerfiel in Trümmer, und bot einen traurigen Contrast mit den weißen Mauern und der neuern Gestalt des andern; doch waren diese Ruinen nicht ohne Reize, indem sie an die Zeit erinnerten, die mit ihnen hinuntergesunken war.

Es war eine jener stillen Nächte des Julius, wo die durchsichtige Atmosphäre die entferntesten Sterne selbst dem unbewaffneten Auge zeigt; das tiefblaue Himmelsgewölbe glänzte in ihrem blitzenden Lichte, der Vollmond schien in wolkenloser Majestät auf die Menschen herabzulächeln, als er seinen schnurgeraden Weg verfolgte, und die Wohlgerüche der Blumen und Kräuter der Gärten, welche die Küste Cataloniens einfassen, füllten die Luft mit ihrem süßen Athem. Aleir und seine Familie saßen auf den Bänken vor ihrer Wohnung, und genossen die Schönheit des Abends. Endlich kam die Zeit der Ruhe, und der Hausvater rief seine Kinder und Diener um sich her, um das Gebet zu verrichten, das gewöhnlich den Tag des Spaniers beschließt. Sie hatten noch nicht geendet, als der nördliche Himmel sich röthete, und ein glänzendes Nordlicht seine Strahlen weiter und weiter verbreitete. Aleir's Familie stand staunend da, ihre Augen fest auf den Himmel gerichtet, dessen Glanz sie nicht zu deuten wußten.

Indem näherte sich, unbemerkt von ihnen, langsam ein alter Mann. Seine Haltung war gebietend, sein langer, weißer Bart floß bis auf die Brust herab, seine Züge waren regelmäßig und voll Ausdruck, wenn auch einem aufmerksameren Beobachter ein finsterer, abstoßender Zug nicht entgehen konnte. Er stützte sich auf einen Stab, trug ein weites Gewand und kurzen Mantel, und einige Muscheln waren an seinem Hut befestigt. Erst als er ihnen ganz nahe war, weckten sein Fußtritte Aleir aus seiner Betrachtung, und mit der Ehrfurcht, die sein Gewand einflößte, schritt er ihm entgegen, ihn zu begrüßen und sein Haus ihm zur Ruhe anzubieten.

Dervert, das war der Name des Pilgers, nahm mit Demuth die Huldigung auf, die ihm von Jung und Alt gezollt ward, antwortete bereitwillig auf verschiedene Fragen, die man an ihn richtete, und folgte ihnen in das Haus, da, wie er sagte, es ihm erlaubt sey, bei ihnen auszuruhen. Das beste Gemach des Hauses wurde zu seiner Aufnahme bereitet.

Während dem trug jeder ein großes Verlangen, von seinen Abenteuern zu hören. Einige von den Kindern vertrauten flüsternd dem Vater ihre Neugier, während andere um den Pilger leise herumgingen, und jeden Theil seines Anzugs und sein Gesicht mit prüfenden Blicken musterten. Endlich erschien das Abendessen, und Dervert fing während desselben von seinen mancherlei Reisen zu sprechen an. Er hatte viele Jahre schon gereist, das heilige Land besucht, vor allen heiligen Orten angebetet, sich im Jordan gebadet, das heilige Grab geküßt, und war zu Fuß von Jerusalem nach Rom gepilgert. „Doch," sagte er, „ehe ich die heilige Stadt verließ, erhielt ich ein Zeichen vom Himmel, daß mein Opfer dem Herrn angenehm gewesen." Aller Blicke hefteten sich mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihn, den Auserwählten. „Ein Engel des Herrn erschien mir," fuhr Dervert fort, und sagte mir: „deine Sünden sind dir vergeben um deiner Reue willen; aber die Stunde der Ruhe ist nicht gekommen. Setze deinen Weg fort, und kaufe durch ein heiliges Leben Schätze für das Reich des Himmels. Geh des Herrn Segen ruhe auf dir. Fürchte nichts, du sollst weder Hunger noch Verfolgung kennen. Der, für den du arbeitest, wird dich schützen. Du sollst Kraft haben, so viele Meilen zurückzulegen, als deine Sendung erfordert. Die Hitze des Mittags sey dir so kühl, wie der Thau des Morgens, und des Nachts sollen Ströme des Lichts vom Himmel herabstrahlen, dich zu führen auf deinem Pfad." Mit diesen Worten verschwand der Engel.

Mit erneuter Kraft setzte ich meinen Weg fort, ging über Ströme, Berge und Thäler, und kam nach Damaskus. Von da ging ich weiter nach Aleppo, wandte mich zur Rechten, besuchte Gori und Astrachan am kaspischen Meere, und Asoph am schwarzen Meere. Von dieser letzten Stadt wandte ich mich nach Konstantinopel, wo in den Händen der Ungläubigen gar viele der Verehrung der Christen würdige Reliquien sind, und kam über Griechenland, die Lombardei und Venedig nach Rom, wo ich dem heiligen Vater Rechenschaft von meiner Wallfahrt ablegte, und ihn fragte, ob ich nicht jetzt die Sendung des Engels als vollendet ansehen könnte. „Nein," sagte der heilige Vater, im Tone des Vorwurfs. „Kannst du deine Sendung geendet glauben, ehe du den heiligen Schrein des Apostels Sanct Jacob in Galizien besucht hast?" — Und abermals ergriff ich den Pilgerstab, und ohne den Forderungen der Natur Genüge geleistet zu haben, machte ich mich nach Galizien auf." Nach diesen Worten fing er mit zum Himmel erhobenen Händen einen lateinischen Psalm an zu singen, und die Familie hörte ihm mit großer Erbauung zu, und dankte dem Himmel in ihren Herzen, daß er ihnen einen so heiligen Mann zugeführt. Der Gesang war beendet, und Dervert erzählte von den Wundern, die er auf seiner Pilgerfahrt gesehen und erfahren, und sagte ihnen endlich, daß er die Fähigkeit habe, verborgene Schätze zu finden, sein Blick dringe tief in die Eingeweide der Erde, doch da er keine Bedürfnisse habe, so sey diese Kraft ohne Nutzen für ihn.

Aleir war wohlhabend genug, um seine Familie ohne Nahrungssorgen verhalten zu können, er konnte sich sogar manche Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen, und doch schlummerte in ihm der Durst nach Reichthum, und die Schätze, von denen der Pilger so kalt und verächtlich sprach, erregten in ihm das Verlangen sie zu besitzen. — „Ach, guter Pilger," rief er nach einer Pause, wo ihn das Erstaunen verstummen ließ; „hättest du eine Familie zu ernähren, wie ich, müßtest du darauf denken, sie nicht hülflos hinter dir zu lassen, du würdest Gott danken für die Gabe, die dein Bedürfniß stillt, ohne die bittern Täuschungen und mühevollen Anstrengungen des Lebens."

„Warum bist du kein Pilger wie ich?" fragte Dervert streng; „nur der Pilger ist reich, denn sein Besitz liegt im Himmel."

„Was geschehen ist, ist geschehen," entgegnete Aleir; „wenigstens hielt ich streng am Wort des Herrn, und so ist es wohl nicht Sünde, wenn ich wünsche . . ."

„Habgier ist eine Sünde vor dem Herrn," warf Dervert dazwischen. Doch vielleicht bin ich gesegnet, dir deine freundliche Aufnahme zu vergelten." Und er erzählte ihm, wie er nicht weit von seiner Wohnung einen reichen Schatz im Vorbeigehen gesehen habe, den er ihm übergeben wolle; doch müsse er sich auf Mühe und Arbeit gefaßt machen, da der Weg lang und beschwerlich sey. Auch könne das Werk nicht gelingen, wenn er nicht eines seiner Kinder unter 14 Jahren mitnehme.

(Schluß folgt.)

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Die unterhaltendsten Abende habe ich zu Nantes im Theater zugebracht; in der ersten Zeit meines Aufenthalts gastirte noch Frédéric Lemaitre; ich sah ihn als Edgar von Ravenswood, als Kean und zu meinem Erstaunen auch als Robert Macaire in der Auberge des Adrets, und in dem von Frédéric selbst verfaßten Robert Macaire, welches Stück ich in der Provinz wie in Paris verboten glaubte. Der Zudrang war unermeßlich; ich hatte unsägliche Mühe, bis zu meinem Sperrsitz im Orchester durchzukommen. Rauschender Beifall empfing den Künstler, wie er in seinem durch die Caricaturen Philippons und Daumiers bekannten classischen Spitzbubenaufzuge erschien; so oft er sich in eine seiner unvergleichlichen Charlatansposituren warf, fing das Geklatsch immer von neuem wieder an, und in der Scene, wo der Graf Macaire bei einer Partie Ecarté mit dem Baron Wormspire seiner Tochter den Segen ertheilt, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Indeß bemerkte ich auch hier, was ich in deutschen Städten bei Aufführung Shakspeare'scher Dramen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Das Feinste und Attischste in Stück und Spiel ging den Zuschauern verloren; wenigstens gaben das meine Sitznachbarn durch ein unmenschliches Lachen bei den schlüpfrigsten, anzüglichsten Stellen zu verstehen, und das Logenpublicum sagte durch die bequeme, gleichmüthige Haltung beim Zusehen oder durch laute, affectirte Anstrengungen von Unwillen, daß die Dichtung ihnen ein ausländisches Product war.

Uebrigens finde ich es erklärlich; der Robert Macaire ist, wie der Charivari, in allen seinen Schattirungen und Beziehungen, in allen seinen Nuancen und Anspielungen nur denen verständlich, welche das corrumpirte, von Grund aus unmoralische Pariser Treiben der letzten zehn Jahre kennen, das eine Kloake von Infamien und Gaunereien zeigt. Meinem Dafürhalten nach ist Robert Macaire die einzige wahre, allgemein einschneidende Komödie, welche die Franzosen in neuester Zeit hervorgebracht haben: ein Stück, voll Aristophanischen Witzes und Shakspeare'schen Humors, welches schonungslos in das faule Fleisch der modernen französischen Zustände eingreift und es mit Höllenstein wegzubeitzen sucht. Die Zeichnung des Hauptcharakters ist nach der Natur entworfen, ein Porträt, wie aus dem Spiegel gestohlen, welches das Eigene hat, daß es eine ganze Classe von Individuen in einem Typus zusammenfaßt und mehr als Einem Originale, wie ein Wassertropfen dem andern gleicht. Seit Figaro's Hochzeit ist nichts Köstlicheres in der französischen Bühnenliteratur im komischen Genre erschienen. Robert Macaire hat mit Figaro den abspringenden Witz, die fressende Lauge, die beißenden und stechenden Epigramme und die durchbohrenden Züge gemein, welche durch Frédérics meisterhaftes Spiel zur vollsten Klarheit und Bedeutung gebracht werden und ihren Mann treffen. Die Tiraden über Laster und Tugend, die allgemeinen Maximen und Sittensprüche im Munde der beiden Hauptheldeu sind von der schlagendsten, vernichtendsten Wirkung. Diese Komödie ist eine der treuesten Schilderungen und zugleich eines der bedrohlichsten Symptome der tiefen sittlichen Versunkenheit, welche Frankreich untergräbt. Bei Figaro's Hochzeit klatschten alle damaligen Almavivas Beifall und ahnten nicht, daß sie zu ihrem eigenen Todesurtheil applaudirten; die heutigen Robert Macaires sind gewitzigter und haben das Stück Frédérics von Polizeiwegen verbieten lassen, unter dem Vorwande, es sey unsittlich. Im Ganzen ist aber Frédéric als Lustspieldichter gerade so sittlich, wie es Aristophanes seyn kann, der mit dem Finger auf die Pestbeulen der Gesellschaft zeigt. Vor einer befangenen moralischen Ansicht kann kein Lustspieldichter, ja kaum irgend ein Dichter überhaupt bestehen. Die Komik ist ja eben der absolute Taumel, das gänzliche Besessenseyn vom bösen Princip, worin alle positive Moral, alle objectiv-sittlichen Mächte an die Negation und an das Subject verrathen und verkauft sind. Man lerne doch dergleichen Dinge begreifen. Warum ist Aristophanes so groß und unerreicht in seinen Lustspielen? Weil er unter einem Volke geboren war und in einem Lande lebte, wo die Menschen sich in allen Höhen und Tiefen bewegen konnten, so ziemlich wie sie wollten; sie stießen nicht allenthalben mit Köpfen und Füßen an ein Gesetz, das ihnen ein Halt! zurief; sie trafen nicht allenthalben die Censur und Polizei, welche die üppige Begierde und den kecken Uebermuth mit Verschneidungen und Verordnungen bedroht. Man bebte nicht auf jedem Schritt vor dem ängstigenden Urtheile der öffentlichen Meinung, dieser alten Zierpuppe, die uns von Kindesbeinen an erschreckt; man fand nicht überall die düstere Puritanermoral, welche ihre lustbannenden Hexencirkel um uns zieht. Wie können wir unter diesen drückenden Verhältnissen etwas Großes in Künsten und Wissenschaften leisten? Bei den Griechen sehen wir eine unglaubliche Gewandtheit im Schlechten und Guten, eine genialische Kühnheit, sich selbst, die ganze Natur, sogar die unsterblichen Götter in voller Nacktheit zu zeigen und dem ganzen Volke zum fröhlichen Scherze vorzuführen. Dieses Hochgenialische gab eine Laune, eine Kühnheit und Einfalt des Witzes und der Sprache, die wir namentlich an Aristophanes bewundern, und die wir Neuern nicht zu erreichen fähig sind, da wir nicht einmal die Lebenden, geschweige denn die Seligen auf der Bühne persifliren dürfen, ohne in den Ruf der Immoralität zu kommen. Frédéric hat sich durch seine Komödie den Vorwurf der Unsittlichkeit zugezogen, der jedoch hauptsächlich nur von solchen herrührte, welche sich getroffen fühlten und im Robert Macaire einen gefährlichen Nebenbuhler oder ein zu treues Spiegelbild erblickten. Robert Macaire ist nicht sowohl unmoralisch, als unverschämt. Weil dieses Stück mehr als irgend ein anderes, ein treuer Spiegel des Pariser Treibens ist, darum wird es in der Provinz nicht erkannt und gewürdigt; denn diese guten Leute können sich nicht vorstellen, daß man sie so unverschämt zum Besten hat, und halten das Gemälde für übertrieben. Die weniger tief gehenden Komödien von Scribe sind ihrer Fassungskraft und ihrem Verständnißvermögen eher angemessen, wie ich es zu bemerken Gelegenheit hatte, als in Nantes die erste Vorstellung der Camaraderie gegeben wurde. Ich befand mich mit einigen Bekannten in einer Loge; rings herum nichts als verwunderte Gesichter und in den Zwischenacten allgemeines Fragen: wie die Censur das Stück habe durchgehen lassen, wie man so unehrerbietig von der Deputirtenkammer sprechen könne, welche vor 1830 über alle Stellen mit 1200 Franken Gehalt verfügte und sie barbarischer Weise denen wegnahm, die zwanzig Jahre dem Staate gedient, aber keine Stimmen zu vergeben hatten. Nachdem sich das erste Staunen gelegt, beklatschte man von ganzem Herzen die unschuldigen Scribe'schen Epigramme und die Camaraderie machte großes Glück.

(Schluß folgt.)

Vereinigung von Dampf- und Segelkraft.

Hr. Béchameil, Schiffslieutenant, ist Erfinder eines Systems von Segeleinrichtung, die auf Dampfschiffe anwendbar ist, und ihnen gestattet, bald mit Segeln, bald mit Dampf, zugleich oder abwechselnd, je nach Bedürfniß, zu fahren. Es fragte sich nur noch, ob die Segelschifffahrt der Dampfschiffe so rasch gehen würde, als bei andern Schiffen, und es fanden zu dem Ende verschiedene Proben statt. Das Schiff le Veloce war nach dem neuen System eingerichtet, und besiegte im Wettkampfe alle übrigen, mit Ausnahme eines einzigen, das als vortrefflicher Segler in der ganzen Marine bekannt ist. Hr. Béchameil löste dabei noch ein sehr wichtiges und schwieriges Problem, nämlich die, das Takelwerk modificiren zu können, je nach dem Wechsel des Schwerpunkts, der in Folge des Kohlenverbrauchs eintritt. (Echo du Monde Savant vom 6 Mai)

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Santorin.

(Schluß.)

Ein anderes ſehr wichtiges Product von Santorin iſt die Pozzolanerde, welche hier in unerſchöpflicher Menge vorhanden iſt und einen natürlichen Mörtel darbietet, ſo vortrefflich, als er vielleicht in der ganzen Welt ſonſt nirgends gefunden wird, und welcher, außer ganz Griechenland, gegenwärtig auch nach Candia und mit der Zeit auch noch weiter ausgeführt werden wird. Unter einer dünnen Schicht Bimsſtein und verwitterter Lava iſt ganz Santorin mit verſchiedenen abwechſelnden Schichten dieſer Erde bedeckt. Die Einwohner verfertigen ihre Häuſer daraus, welche alle aus Gewölben beſtehen und den heftigſten Erdſtößen widerſtehen. Ihre Ciſternen ſind ebenfalls in dieſer Erde ausgegraben, und brauchen nur mit Kalk angeſtrichen zu werden, um ſo ſtark und dauerhaft zu ſeyn als Felſen. Auf dem Lande höhlen die Leute unter ihren Weinbergen in dieſer Erde ihre Wohnungen aus, und finden darin ein vortreffliches Obdach. Auf Syra ſah ich dieſe Erde für die Grundveſten des neuen Quai's und des Entrepots verwenden. Ein Mörtel aus 4 Theilen Pozzolan mit 1 Theil Kalk vermiſcht wurde in hölzernen Kaſten, deren Boden weggenommen werden konnte, bis auf die in der Tiefe befindlichen Felſen verſenkt, und war nach Verlauf von fünf Tagen unter Waſſer ſo hart geworden, daß es leichter war von dem Felſen als von dem Cement Stücke loszubrechen. Die ſchweren Gewölbe des Entrepots, welche mit demſelben Cement, nur mit Steinen dazwiſchen, gemauert waren, wurden einige Monate ſpäter ſehr genau unterſucht, und ſo ſtark und unerſchütterlich erfunden, als wären ſie in dem Felſen ausgehauen. Die Pozzolanerde muß jedoch, ehe ſie gebraucht wird, weder der Luft noch der Sonne zu viel ausgeſetzt werden, indem ſie dadurch alle Kraft verliert und faſt ganz unbrauchbar wird. — Sie koſtet an Ort und Stelle 2½ bis 3 Lepta per Korb von circa 50 Kilogrammen. Die Schiffer müſſen ſie aber ſelber an Bord ſchaffen. Auch iſt die Ausfuhr neuerdings mit 6 Lepta per Korb beſchwert geworden.

Auf dem Berge St. Stefano findet man auch Marmor, aber zu wenig, um einen Ausfuhrartikel abzugeben. Die ganze Exportation von Santorin beſchränkt ſich denn auch auf Wein und Pozzolanerde.

Weil Santorin Alles von außen einführen muß, unterhält es einen ununterbrochenen Verkehr ſowohl mit dem ſchwarzen Meere, von wo es Getreide, Faßdauben, getrocknete und geſalzene Fiſche empfängt, als mit Syra, wo es Manufacturen, Eiſen u. ſ. w. holt; ferner mit Candia, von wo es für die Pozzolanerde, Wein und Raki, welche es dahin ausführt, Oel, Seife, Käſe u. ſ. w. zurückbringt, während das nöthige Brennholz, woran gänzlicher Mangel herrſcht, ſo wie bisweilen auch das fehlende Trinkwaſſer nebſt allem Schlachtvieh u. ſ. w. von den umliegenden Inſeln herübergebracht werden muß, ſo daß der Handelsverkehr ſehr lebhaft iſt. Die Aus- und Einfuhrzölle, früher auf 70,000 Drachmen jährlich geſchätzt, werden dem Staat dieſes Jahr 90,000 Drachmen eintragen. Die Zehnten waren für 48,000 Drachmen verpachtet, bringen aber vermuthlich mehr als 70,000 Drachmen ein; die Viehſteuer, worunter die der zu Thera gehörigen Inſeln Amorgo und Anaphe mitbegriffen iſt, liefert einen Ertrag von 7000 Drachmen, während man von den eingezogenen Kirchengütern noch einen Pacht von 18,000 Drachmen zieht, ſo daß Santorin nach Syra für den Schatz die einträglichſte der Cykladen iſt.

Für die größern Reiſen beſitzt man auf Santorin 59 Brigge, worunter welche von 575 Tonnen zu 40 Kilos nebſt etwa 60 Goeletten. Von dieſen Schiffen fahren neun unter ruſſiſcher Flagge. Für die kleinere Fahrt unterhält man 70 bis 80 Kaiks, Trachandires u. ſ. w. und etwa ein Dutzend Fiſcherfahrzeuge. Die Eigenthümer der größern Fahrzeuge, welche meiſtentheils zugleich die Schiffer ſind, gelten für wohlhabend, da ſie gewöhnlich an der Expedition Theil haben, zugleich ſehr hohe Frachten berechnen, und daher für ſich ſelber größere Vortheile ziehen als die Pflanzer oder Mitrheder, wie dieß denn übrigens in dieſem Fach in ganz Griechenland der Fall iſt. Es gibt jedoch auf Santorin einige Capitaliſten, welche nicht von Unternehmungsgeiſt entblößt ſind.

An Vieh beſitzt dieſe Inſel nur einige 20 Pferde und 800 Stück Hornvieh für den Landbau; 800 Maulthiere und 1200 Eſel für den Transport; 2500 Schafe und Ziegen, und 14 bis 1500 Schweine als Schlachtvieh. Das Fleiſch der letztern iſt hart und unſchmackhaft.

Obgleich das Klima von Santorin an ſich ſehr geſund iſt, leidet man doch ſowohl in Folge der feuchten unterirdiſchen Wohnungen, als wegen des häufigen Genuſſes des Regenwaſſers viel an Scorbut, Rheumatismen, und die Frauen, welche ſchon frühzeitig ihre Zähne verlieren, am Fluor albus. Da die Inſel kein gehöriges Lazareth hat, ſuchen die Schiffe, welche Quarantäne halten müſſen, den obenerwähnten Ankerplatz zwiſchen den Kaimenes auf.

Auf und bei dem ziemlich hohen Berge St. Stefanos findet man noch einige geringe Ueberreſte von Mauerwerk, welche von der alten Stadt Thira herſtammen ſollen. Auch hat man kürzlich zu Periſſa, an dem Fuße jenes Berges, ein Fragment eines Denkmals und die Grundlagen eines alten Kloſters entdeckt. Die beiden erſtgenannten ſtammen augenſcheinlich aus dem römiſch-griechiſchen Zeitalter. Weitere Antiquitäten hat Santorin nicht. Dagegen beſitzt es an dem Fuße der felſigen Weſtküſte bei Plakas, eine halbe Stunde von dem Hauptorte entfernt, ein warmes und ein laues Bad, beide ſehr nützlich für Leidende an Rheumatismus, und auf den mehrerwähnten Kaimenes gibt es mehrere Mineralquellen von ſo ſtarkem Eiſengehalte, daß man ſchwerlich in ganz Europa ein für viele Krankheiten heilſameres Bad auffinden könnte.

Von den weiter nach außen liegenden kleinen Inſeln, welche die Bucht vor Santorin bilden, wird Thiraſſa von etwa 90 Familien bewohnt. Früher beſtanden daſelbſt Salzſiedereien. Die andere, Aprouiſi genannt, iſt ein Eigenthum des Hrn. Delenda auf Santorin, welcher jährlich an 30,000 Kilos Gerſte davon zieht. Beide beſtehen aus denſelben Beſtandtheilen als Santorin, mit welchem ſie früher wahrſcheinlich ein Ganzes ausgemacht haben. *)

Verbeſſerung der Luftſchifffahrt durch Muzzi. Nach der Gazetta di Firenze beſchäftigte den vorjährigen Congreß zu Piſa die Entdeckung eines Hrn. Muzzi, dem es durch Anwendung eines bis jetzt unbekannten phyſiſchen Princips auf eine höchſt einfache Weiſe gelungen ſeyn ſoll, ein Luftſchiff in ruhiger Luft bei allen atmoſphäriſchen Strömungen nach Gefallen zu lenken. Einige Verſuche, die in Anweſenheit des Congreſſes gemacht wurden, ſind gelungen, doch iſt die Probe noch nicht im Großen gemacht worden, und dieſe kann freilich allein entſcheiden. (Echo du Monde Savant vom 6 Mai.)

*) Seitdem Obiges geſchrieben wurde, iſt Santorin von einem fürchterlichen Erdbeben heimgeſucht worden, wobei, nach öffentlichen Nachrichten, ein Theil der Inſel mit ihren Bewohnern in das Meer verſenkt und anderweitiger ungeheurer Schaden angerichtet wurde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1840.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Schluß.)

Ohne es sich zu gestehen, haben die Franzosen in der Provinz herzlich satt, was sie am übertriebensten loben, nämlich die nach altem Muster zugeschnittenen Stücke, welche ewig die vergötterten Heroen der Perückenzeit, Destouches und Marivaux, nachahmen. Scribe gefällt ihnen, aber sie loben ihn noch nicht; er weicht zu sehr von Marivaux ab und schildert in seinen Stücken die geselligen Verhältnisse des jetzigen Frankreichs, wenn auch nur in flüchtig hingeworfenen, oberflächlichen Skizzen; seine Komödien sind im eigentlichen Sinne leichte Waare; viele von seinen angenehmen Nichts sind so dünn und flach, daß sie durchaus der Vorstellung bedürfen, um nur einen Augenblick genießbar zu seyn. Die Camaraderie besteht aus lauter blitzenden, satyrischen Wasserbläschen, welche leicht die Oberfläche kräuseln; da ist kein humoristischer Strom, der, wie bei Robert Macaire, Alles in der Tiefe aufwühlt, umreißt, zerrissen spiegelt und selber mit dem Gewichtigsten und Heiligsten gaukelt. Ich hörte an jenem Abende der Scribe'schen Camaraderie vorwerfen, daß sie eine Deputirtenwahl in vier und zwanzig Stunden abthue; daß man mit Hülfe eines Journals in so kurzer Frist einen Deputirten improvisirt, dünkt den guten Leuten unwahrscheinlich; sie haben keine Ahnung davon, daß ein Journal, wie das Siecle mit 30,000 Abonnenten, nur drei Monate braucht, um aus einem Einfaltspinsel einen großen Mann und eine europäische Celebrität zu machen. Und wie mag man Hrn. Scribe dieser Unwahrscheinlichkeit wegen tadeln? Im entgegengesetzten Falle würde er sich ein Duzend Unannehmlichkeiten zugezogen haben, unter andern die, daß man das Stück kurzweg verboten hätte. Eine getreue Darstellung des Wahlmechanismus in constitutionellen Staaten kann die Polizei nicht erlauben, das hieße den Schleier des Repräsentativsystems donquixotisch zerreißen. Zur Zeit Moliere's ließ sich die französische Bourgeoisie den Spott gefallen. Ludwig XIV wollte, daß keine Classe seiner Unterthanen ohne allerhöchste Erlaubniß denke, und Moliere war ihm dazu sehr dienlich. Er impfte der Bourgeoisie, dem damaligen Tiers-Etat, die Schüchternheit ein; allein seitdem der dritte Stand die Macht des Spottes fürchtet, hat die Komödie keine Freiheit mehr. Wie sonderbar! die Komödie bewegt sich verhältnißmäßig am freiesten unter einem absoluten Monarchen, und Alembert und Diderot würden sich höchlichst verwundern, daß in neuern Staaten, wo Repräsentatio-Verfassungen eingeführt und demokratische Elemente überwiegend sind, die Komödie in Bande geschlagen, und daß sie da, wo die Demagogie unumschränkt regiert, absolut unmöglich ist. In den Vereinigten Staaten, wo man die Journalisten umbringt, welche für die Freilassung der Sklaven schreiben, würde man einen komischen Dichter steinigen. Wollten doch während der Restauration die Pariser Kaufmannsdiener dem Komiker Brunet zu Leibe, weil er in einem Vaudeville die Rolle eines Ladenschwengels (calicot) nach der Wirklichkeit copirte; es entstand ein Auflauf von Ladendienern vor den Variétés und die Cavallerie mußte eine Attake machen, um dem Schauspieler den Rückzug zu sichern. Hat nicht die Julirevolution die einzige Komödie neuester Zeit verbieten lassen? Die constitutionelle Gegenwart in Frankreich ist weit zurück hinter dem, was die absolut-monarchische Vergangenheit gestattete. Ein Beispiel mag das Gesagte herausstellen: würde z. B. die getreue, satyrische Schilderung der französischen Wahlumtriebe des neunzehnten Jahrhunderts nicht viel weniger Leute verletzen, als die Darstellung des Tartuffe, welches zur Zeit Ludwig XIV die Umtriebe einer sehr zahlreichen Classe von Leuten jeden Standes und Ranges entlarvte und an den Pranger nagelte? Tartuffe versetzte dieser Partei einen so tiefen Stoß, daß der berühmte Bourdaloue darüber wüthend ward, und Labruyere, seinem Gönner Bossuet zu Gefallen, den Moliere wenigstens in stylistischer und literarischer Beziehung tadeln mußte. Jedermann lacht heutzutage über die Puffs bei den Wahlen zur Deputirtenkammer; allein um sie auf die Bühne zu bringen, hat Scribe nicht halb so viel Freiheit, als Moliere, wie er die Mummerien der Scheinheiligen seiner Zeit verspottet. Kein Bürgerkönig, sondern ein unumschränkter Monarch muß an der Spitze des Staates stehen, wenn die Komödie sich einigermaßen austummeln soll, so wie die Erscheinung ächt komischer, charakteristischer Lächerlichkeiten an die Existenz eines

Hofes geknüpft ist; mit andern Worten, von dem Augenblick an, wo es für die verschiedenen Stände kein allgemein anerkanntes Muster mehr gibt, das Jedermann anstrebt, kann man dem Publicum keine Leute mehr vorführen, die sich durch die Nachahmung des guten Tons lächerlich ausnehmen und den Stoff zu Komödien abgeben. Die feine Welt und ihr Ton ist jetzt in Frankreich kein so öffentliches und ausgelegtes Ding mehr, wie früher; wer richtet sich nach dem Hofe des Bürgerkönigs? Streitet man ihm nicht sogar die guten Manieren ab? Im Faubourg Saint-Germain herrscht ein anderer Ton, als in der Chaussée d'Antin; das Faubourg Saint-Honoré hält für grob, was im Marais für höflich gilt, und jede Fraction der Gesellschaft glaubt den guten Ton zu besitzen. Diese Situation ist höchst komisch und an und für sich selbst ein Gegenstand zur Komödie; allein wenn etwas der Art auf der Bühne erschiene, würde Alles über Unwahrscheinlichkeit schreien und daran Anstoß nehmen. In unsern Tagen verschwört sich demnach Alles gegen das Lachen, und das Volk, welches früher so allerliebst über Alles witzelte und immer und ewig tändelte, und im Lustspiel unbestritten alle andern europäischen Nationen übertraf, wird jetzt ernst, grämlich, sentimental, kurz gut bürgerlich, und verliert allmählich seine Anlagen zur Komödie, für welche es gemacht schien. Hat sich der Geist der Empfindelei, des Weinerlichen nicht bis auf die Vaudevilles, Possen und Schwänke ausgedehnt?

Die gut bürgerlichen Sitten ruiniren nicht bloß die Lustspieldichter, sondern auch die Komiker, welche heutiges Tages schon seltener zu werden anfangen und vielleicht bald ganz aussterben, ich meine die vorzüglichern. Der darstellende Künstler bedarf, wie der Poet, einer gewissen Licenz im Leben, wenn sein Talent sich bis zur höchsten Vollkommenheit ausbilden soll; wer von der Natur üppig und verschwenderisch ausgestattet ist, verlangt auch nach einem üppigen, verschwenderischen Daseyn. Wie ist das in einem constitutionellen Staate möglich, wo die Deputirtenkammer die Theatersubventionen beschneidet und die öffentlichen Gelder besser, wenigstens anders angewandt haben will, als für Triller-, Entrechats und Grimassen; wo die sogenannten vernünftigen Leute keine Theaterbesucher mehr sind, wo die Reichen aus eigenem Antriebe jährlich höchstens dreimal ins Schauspiel gehen, und sich um Tänzerinnen und Schauspielerinnen blitzwenig bekümmern. Wie kann die dramatische Kunst dabei bestehen? Auch schaue man nur ein bischen zurück und man wird bald finden, daß in allen Zweigen der Bühnenkunst der Krebsgang eingeschlichen und an großen Tragikern wie Komikern großer Mangel ist, welches eine unvermeidliche Folge nicht allein der Revolution, sondern auch der veränderten Sitte und Weltansicht ist, die sich im Druck des letzten halben Säculums in Frankreich entwickelte. Wie viel glücklicher waren z. B. die Pariser Bühnenkünstler und Bühnenkünstlerinnen vor der Revolution! Man denke an die zahlreichen Höflinge, an den reichen und üppigen Adel, an die hohe, liberale Geistlichkeit des Landes, die in Paris ihr Geld verzehrten und sich desennuyirten; man denke an etwa 50,000 Fremde, die aus allen Gegenden entweder in Geschäften oder zum Vergnügen dort zu leben pflegten — welchen Menschenhaufen hat man da beisammen und zwar gerade denjenigen, der die Schauspielhäuser füllt, das Ballet befördert und den Damen vom Ballet und Courtisanen Unterhaltung, Brod und Ueberfluß gibt. Die heutigen Schauspielerinnen sehen ihren Spielraum bedeutend eingeengt und können das alte, glänzende Glück nicht mehr machen. Das Theater war sonst nur ihr Prodeplatz und der Gehalt für dieses Vorspiel gleichsam nur eine kleine Zugabe dessen, was sie nach den Coulissen verdienten. Wie manche Schauspielerin brachte es in wenigen Jahren durch andere Dienste des Luxus zu einem fürstlichen Vermögen! Wie manche schlaue Hexe regierte unumschränkt über das Herz und die Casse eines Mannes, in dessen Adern von dem Blut fließen sollte, das auf dem alten Thron der Bourbons saß! Das ist ihnen jetzt benommen. Wie viele Ach und O! mögen den alten Ducs, Marquis und Abbés aus dem Munde der Schauspieler, Sänger, Tänzer und Tänzerinnen über den Rhein und über den Canal nachgefolgt seyn! Selbst die Ressource der Fremden ist erschöpft. Es sind zwar immer noch viele Fremde in Paris, aber doch keine, oder nur höchst wenige, die auf das Steigen und Sinken der Actien Einfluß üben, sondern meist kleine, unbedeutende Menschen, die etwas gewinnen oder sehen und lernen wollen; keine oder wenige von denen, die das Mark der Knochen und der Güter zu verdünnen und Schauspielerinnen zu unterhalten nach Paris kommen. Man kennt jetzt keine Schauspielerin,*) die es wagte, nur von ferne zu einem Glanze und einem großen Leben aufzusehen, wie es die Contat kurz vor dem Ausbruche der Revolution führte. Es fehlt freilich wohl nicht an Leuten in Paris, die dasselbige möchten, wie die Alten, aber nicht dasselbige können und dürfen. (Wir erinnern an die neuliche Intrigue zweier Prinzen von G bl mit zwei Ballettänzerinnen, Fifine und Albertine, welche man mit 80,000 Franken abgefunden und nach London geschickt.) Viele Reiche hängen die Larve der Mittelmäßigkeit um, obschon sie gerne Aufwand und Aufsehen machten; aber aller Reiz und alle Veranlassung dazu fallen weg. Wo man das Schauspiel von Wappen und Livreen geben will, muß ein Parterre da seyn, welches bewundert und Beifall klatscht. In Paris ist es nicht wie in London, wo man den Reichen und Ritterbürtigen zum Luxus aufmuntert, indem man ihm Bewunderung zollt, wo die Kleinen durch ihre Demuth und Huldigung den Stolz und Hochmuth der Großen entzünden. Die Franzosen achten weder Geburts-, noch Geld-, noch sonst eine Aristokratie, die in Frankreich so gut wie für immer proscribirt sind. Denn die Aristokratie ist ein Doppelwesen, und besteht aus einem Herrn, der befiehlt, und einem Diener, der gehorcht;

*) Mlle. Mars hat in der letzten Zeit alle ihre Häuser in Paris verkaufen müssen, und bloß noch die Diamanten aus der brillanten Periode ihrer theatralischen Carriere behalten; Mlle. Dejazet trifft man öfter zu Fuß, als in Equipage, und doch ist sie die einzige von den jetzigen Schauspielerinnen, welche schrankenlos über das Herz und die Revenuen ihrer Liebhaber gebietet, deren Zahl, wie die Wahrheit behauptet, nicht unansehnlich seyn soll.

ſie iſt eine Gottheit, welche für ſich allein nicht exiſtiren kann, ſondern nur von Anbetung lebt.

CC.

Der Pilger und Siſeta.

(Schluß.)

Bei dieſen Worten drängten ſich die Kinder herzu, und jedes wünſchte erwählt zu werden. Zunächſt aber bei Dervert war ein kleines Mädchen von vielverſprechender Schönheit. Ihre orientaliſchen Augen, ihr lieblicher Mund, ihr langes, ſchönes Haar und ihre von Geſundheit fein gerötheten Wangen gaben ihr ſelbſt in ihrem eilften Jahre ein großes Intereſſe. Dervert hatte ſie längſt bemerkt, und während ſeine Hand einen ihrer ſchön geformten Arme ergriff, fragte er ſie, wie ſie heiße. „Siſeta," flüſterte das Kind, „bitte den Vater, daß er mich mitnimmt." Dervert ſah lächelnd auf ſie, der erſte heitere Strahl, der über ſeine düſtern Geſichtszüge wegglitt, doch auch ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen, verſchwand. Mit ſeinem gewöhnlichen ſtrengen Ernſt ſagte er nach einigen Augenblicken des Nachdenkens: „Bruder Aleix, Siſeta ſoll mit uns gehen!" Dieß Wort ſchlug jede fernere Bitte der andern Kinder nieder, die zu Bette geſchickt wurden; nur Siſeta, geheiligt durch die Wahl des heiligen Mannes, durfte noch länger bei den Eltern bleiben, und als auch ſie zur Ruhe gebracht wurde, küßte die Mutter ſie faſt mit mehr als mütterlicher Liebe, da aus ihrer Hand das Haus den Segen des Himmels erhalten ſollte.

Nach einer durch die Erwartung ſchlaflos zugebrachten Nacht erhob ſich Aleix von ſeinem Lager, und mit ſeiner Tochter Siſeta und einem Maulthiere folgte er dem Pilger. Nach anderthalb Stunden einer mühſeligen Reiſe hielten ſie an einer Einſiedelei, um einige Zeit zu ruhen, als ſich der Pilger erinnerte, daß er einen kleinen Stab an ſeinem Bette zurückgelaſſen hatte, ohne welchen er den Schatz nicht auffinden könne. Die Füße Aleixs waren geſchwollen und ſchmerzten, doch was war zu thun? — Reichthum lächelte aus der Ferne, und er machte ſich auf, den Stab herbeizuholen. Siſeta ſaß ſchweigend auf einer der Bänke vor der Einſiedelei, um die Rückkehr ihres Vaters zu erwarten, als Dervert ſie ergriff, und mit den Worten, es ſey beſſer, den Vater im Walde zu erwarten, ſie auf das Maulthier hob und weiter ſchritt — bald hatten ſie den Wald weit hinter ſich.

Während Aleix den Weg zurückeilte, den Stab fand, und von neuem ſeine Pilgerfahrt antrat, an deren Ziel er ſich betrogen und ſein Kind entführt fand, ſetzte Dervert ſeinen Weg nach der Seeküſte fort, wo ſie nach zwei Stunden ankamen. Er führte Siſeta in ein Haus nahe an der Küſte, wo ſie in der Hut eines alten Weibes drei andere kleine Mädchen fand. Der Pilger fragte, wann dieſe gekommen wären, und das Weib ſagte: „Die längſte hat Pepe, die beiden andern Andrea dieſen Morgen gebracht. Es iſt ein guter Fang, und wird Euch was eindringen." Weinend ſtanden die Mädchen in einem Winkel und Siſeta's Herz fing an zu ſinken; als ſie auf ihre Frage nach ihrem Vater eine Antwort erhielt, deren Sinn ſie zwar nicht verſtand, die aber dunkle Beſorgniſſe in ihr erregte, fingen auch bei ihr die Thränen an zu fließen.

Nach einiger Zeit wurde ein reichliches, ſchmackhaftes Mahl aufgetragen, und Dervert, der es theilte, hatte zu nicht geringer Verwunderung Siſeta's ſeinen weißen Bart und Pilgergewand abgelegt, und war faſt für ſie nicht zu erkennen.

Gegen Abend nahm er die Kinder mit ſich an die Küſte, wo ein Boot wartete, ſtieg mit ihnen ein, und ward auf ein Schiff gebracht, das in geringer Entfernung von der Küſte kreuzte. Es war von Algier, und die fremden Männer mit furchtbaren Bärten, ſeltſamen Kleidern und fremder Sprache erſchreckten Siſeta ſo, daß ſie in Ohnmacht fiel, und von einem hitzigen Fieber ergriffen wurde. Als ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ſich in einem Hauſe mit ihren drei Leidensgefährtinnen und bedient von Menſchen ihres Landes, doch aus andern Provinzen, deren Sprache ſie nicht verſtanden. Kaum war ſie von ihrer Krankheit hergeſtellt, als Dervert ſie und die drei andern Mädchen auf einen Platz führte, wo ſie eine Menge anderer junger Mädchen trat, und mit Entſetzen gewahrte, daß es ein Sklavenmarkt war. Siſeta's Gefährtinnen waren bald verkauft, doch ſie wollte Niemand haben, und ſo ward ſie wieder zurückgebracht. Nach einigen Tagen verreiste Dervert und kam erſt nach mehreren Monaten wieder. Siſeta wurde ſehr freundlich behandelt, und als der Pilger wiederkehrte, war ihre Schönheit in vollem Maße wieder gekommen. Dervert ſah ſie mit großer Zufriedenheit und lobte ihre Schönheit, der die Trauer um ihre Eltern und Geſchwiſter und die Sehnſucht nach dem Lande ihrer Heimath noch mehr Reize verlieh. Er dachte nicht mehr, ſie zu verkaufen, ließ ſie Knabenkleider anlegen und zwang ſie, ſein wanderndes, gefahrvolles Räuberleben zu theilen.

Wohl ſtiegen oft in Siſeta's Seele Gedanken an Flucht auf, da, je älter ſie wurde, ſie das ſchändliche Leben ihres Herrn mehr verabſcheuen lernte, aber ſtets bewacht von ihm oder ſeinen Helfershelfern, fand ſie lange keinen günſtigen Augenblick, bis endlich, nach einem Zeitraum von faſt ſechs Jahren, ſie auf einer Fahrt nach Mallorca den lang gehegten Plan ausführte.

Die wachſenden Jahre hatten ihrer Geſtalt die ganze Fülle weiblicher Schönheit gegeben, welche die frühern Jahre hoffen ließen, und wenn von Zeit zu Zeit Dervert ihr erlaubte, die Kleider ihres Geſchlechts zu tragen, ruhten ſeine Blicke mit einem ſo ſonderbaren Ausdruck auf ihr, daß ſie, ohne zu wiſſen warum, im Innerſten erbebte. Dazu kam eine immer größere Sehnſucht nach ihrer Heimath, und als nun, in Mallorca angekommen, Dervert ſie in eine Fiſcherhütte brachte, benutzte ſie den Augenblick, wo er, mit ihr allein, mit mehr als gewöhnlicher Vertraulichkeit ſich gegen ſie betrug, warf ihn zu Boden, und eilte flüchtigen Fußes nach Palma, wo ſie auf ein Schiff trat, das nach Valencia beſtimmt war — die Pilgerkleidung, die ſie trug, ſicherte ihr freie Ueberfahrt — und pilgerte dann nach Arenys del Mar und ihrer elterlichen Wohnung zu.

Der Herbſt hatte ſchon die Flur mit ſeinem Gelb und Roth gefärbt, nur die Orange und Carobe hatten ihr friſches

Grün behalten, und zeigten ihre mit köstlichen Früchten beladenen Aeste, während die höhern Gebirgsgegenden schon mit Schnee bedeckt waren, als Siseta mit klopfendem Herzen und schwankendem Schritt an dem Ufer des Sees entlang ging, der vor Aleirs Haus lag. Es war zehn Uhr des Abends, und die Familie hatte eben ihr Abendgebet geendet, als ein leises Klopfen an der Hausthür sich hören ließ, und Aleir, als er durch das Fenster gelugt hatte, einen Pilger sah, der Einlaß begehrte. Mit harten Worten wies er ihn von sich, eingedenk des Verraths von Dervert; doch endlich gelang es der mitleidigen Mutter, ihn zu besänftigen und zu vermögen, dem Fremden Zutritt zu dem gastlichen Herd zu gestatten. Während er aber mürrisch von der wiederkehrenden Tochter sich abwandte, und die Mutter geschäftig alle Anstalten traf, den späten Gast zu erquicken, hatte Quima, die einzige ihrer Töchter, die noch zu Hause weilte, einen forschenden Blick auf den Fremden geworfen, und mit freudiger Ueberraschung die lang verlorne Schwester entdeckt.

Wohl machte Dervert einen Versuch, sich Siseta's wieder zu bemächtigen, indem er sich in Napoleons Heer anwerben ließ, der damals Spanien mit seinen Schaaren überschwemmte, doch das Haus war nicht verlassen, er wurde überwältigt, ergriffen, den Gerichten überliefert, und fand in Barcelona den verdienten Lohn.

Ueber die Erhaltung des Holzes.

Ein Hr. Bouchery von Bordeaux hat zahlreiche und sehr interessante Untersuchungen über diesen wichtigen Gegenstand angestellt, die nicht bloß wegen ihrer Anwendung auf die Industrie, sondern auch wegen der Schlüsse von Bedeutung seyn werden, die man für Chemie und Pflanzenphysiologie daraus ziehen kann. Man weiß, welchen zahlreichen Ursachen der Zerstörung das Holz unterworfen ist, namentlich auf den Werften und Marinearsenalen, wo die zahlreichen Insecten, vorzüglich die Termiten, furchtbare Verheerungen anrichten; ganze Schiffe, die auf dem Punkte standen, vom Stapel gelassen zu werden, wurden durch diese Feinde dienstunfähig. In Larochelle und Rochefort ist es so arg, daß die Häuser innerlich unterminirt sind und den Einsturz drohen; selbst lebendige Bäume werden angegriffen und sterben. Wegen diesen Verheerungen hat man schon lange nach Mitteln gesucht, um das Holz vor Insecten zu schützen und unversehrt zu bewahren: man hat nacheinander ein langes und sehr mühsames Austrocknen, die Anwendung von Firnissen u. s. w., lauter sehr ungenügende Palliative, versucht. Hr. Breau ließ chemische Substanzen, die geeignet waren, das Holz zu erhalten und zu härten, ins Innere desselben eindringen, aber die Anwendung seiner Maschinen war sehr kostspielig. Vor einigen Jahren machte ein Hr. Ryan in England großen Lärm mit der Anwendung eines Quecksilberpräparats, das er gleichfalls ins Innere des Holzes eindringen ließ. Hr. Bouchery erhielt dieselben und noch ganz andere Resultate durch eine ganz natürliche Kraft, nämlich durch die Saugkraft, welche die Bäume in den ersten Tagen nach ihrer Fällung noch besitzen; er kann sie auf diese Weise sehr leicht und fast ohne Kosten mit allen Substanzen imprägniren, die sich in irgend einer Flüssigkeit auflösen lassen. Diese Leichtigkeit, verschiedene Substanzen ins Innere des Holzes zu bringen, macht es möglich, dieß zu seinen Tischlerarbeiten auf alle mögliche Weise herzurichten, indem man aufgelöste Farben einsaugen läßt. Man hat Proben mit Reifen angestellt, die von Hrn. Bouchery präparirt waren, und diese zeigten sich außerordentlich viel biegsamer, namentlich wenn man brenzliche Holzsäure einsaugen läßt, die auch das Holz minder verbrennbar macht. Bretter, die so behandelt sind, werfen sich weniger. Hr. Bouchery ließ Substanzen ins Holz eindringen, die auf einander reagiren, und gelangte dadurch zu sehr wichtigen und merkwürdigen Resultaten. Kurz diese schöne Entdeckung scheint einer Menge verschiedenartiger Anwendungen fähig, außer dem Hauptresultat der längern Dauer, die sie dem Holze gibt, und die namentlich für den Schiffsbau von ungemeinem Interesse ist. (Echo du Monde Savant vom 6 Mai.)

Miscellen.

Hamachromie. Der Courrier de la Cote d'Or will von einer Entdeckung eines gewissen Graveurs, Namens Mennot, wissen, beim Drucke mehrere Farben zugleich aufzudrucken (daher der Name Hamachromie, gleichzeitige Färbung), und bemerkt darüber: dieses eben so einfache, als sinnreiche Verfahren löst das Problem des gleichzeitigen Druckes mit mehreren Farben völlig; wir haben eine Platte vor Augen, welche mit Einem Drucke der Presse vier verschiedene Farben erhielt. Zeichnung und Druck lassen hinsichtlich der Reinheit und der Vollendung nichts zu wünschen übrig. (Echo du Monde Savant vom 6 Mai.)

•

Vollständiges Mammuthskelett. Im Madrider Museum der Naturgeschichte befindet sich ein Mammuth- oder Mastodontenskelett, das in den Sümpfen des alten Vicekönigthums Buenos-Ayres aufgefunden und durch einen Hrn. Parish nach Madrid gebracht wurde. Dieß soll das einzige ganz vollständige Skelett dieses antediluvianischen Thieres seyn, das bis jetzt irgendwo aufbewahrt wird. (Echo du Monde Savant vom 9 Mai.)

•

Antediluvianisches Kinderskelett. Das Echo du Monde Savant vom 9 Mai citirt aus dem Courrier belge die Nachricht, daß man in einem Steinbruche in der Nähe von Brüssel den ganz silificirten Körper eines 5- bis 6jährigen Kindes gefunden habe, wo sich noch an dem Halse und Genick sehr deutliche Spuren der Muskeln zeigten. Neben dem Kinde lag eine gleichfalls petrificirte und völlig erhaltene Kokosnuß. (Wenn das angebliche Kind nicht ein Affe ist, so ist der Fund von großer Wichtigkeit.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 61** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Zwei politische Komödien. — Neugriechisches.**

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und vierteljährlich 6 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Mai 1840.

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

Wir stellen diese beiden dramatischen Productionen, von welchen die erstere vor etwas mehr als einem Jahre, die zweite aber vor wenigen Monaten heraus kam, hier zusammen, weil beide gar manche Aehnlichkeiten mit einander darbieten. Nicht nur die, daß beide politische Komödien sind, sondern auch die Tendenz haben sie gemeinschaftlich; in beiden ist die Reaction gegen das, was den Verfassern als Uebermaaß und Mißbrauch politischer Freiheit, politischer Rechte und Bestrebungen erscheint, sichtbar; beleuchtet die Popularité das Unzuverlässige und Trügliche der Volksgunst, die Unrechtlichkeit und Unehrenhaftigkeit der Mittel, durch welche man in den meisten Fällen dieselbe erlangt und noch häufiger behauptet wird, so deckt die École des Journalistes die Gebrechen, die Mißbräuche und Verdorbenheit der Presse, dieses gewaltigen Elements der modernen Politik, auf. Beide Stücke sind aus der gleichen Stimmung der Zeit hervorgegangen, beide Stücke wären vor acht Jahren kaum möglich gewesen. Aber sie wurden möglich in den Jahren 1838 und 1839 wo man in Frankreich von den Illusionen des Enthusiasmus von 1830 mehr und mehr zurückgekommen war, wo man immer geneigter wurde, die Schattenseiten der Freiheit und der mit ihr nothwendig verbundnen Institutionen vorzugsweise hervorzuheben, und wo die Partei der Nüchternen, der Ernüchterten und der, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zum politischen Katzenjammer Erwachenden, entschieden das Uebergewicht gewann über die noch immer vom süßen Taumelkelch der Freiheit und der Hoffnung Berauschten. Eine weitere Aehnlichkeit liegt in den persönlichen Verhältnissen beider Autoren, in ihrer politischen Stellung. Beide galten in frühern Zeiten als liberal; Casimir Delavigne, der Dichter der Messéniennes, und lange Zeit, wir wissen nicht ob noch jetzt, ein Liebling der Franzosen, wurde, als er wegen der genannten Gedichte seine Bibliothekarsstelle verlor, von dem damaligen Herzog von Orleans in seiner Bibliothek angestellt, und als der Herzog König wurde, verbesserte sich auch die Stellung des Dichters, der zwar natürlich liberal blieb, aber seinen Liberalismus in sehr vernünftigen Schranken zu halten wußte. Seiner Theaterstücke sind nicht sehr viele, denn er ist eben kein überströmender Geist, und da er der classischen Schule angehört, feilt er seine Verse sauber und fleißig aus. Madame Emile de Girardin galt ihrer Zeit ebenfalls als liberale Dichterin und war durch ihre Schönheit und ihre Verse eine Pariser Celebrität. Später aber vermählte sich Delphine Gay mit dem in neuern Zeiten vielbesprochenen Herrn Emile de Girardin, durch dessen Hand A. Carrel im Zweikampf fiel, dem Gründer der Presse, dem Unternehmer mehrerer zweideutigen Unternehmungen und Speculationen, dem die öffentliche Meinung einen großen, geheimen Einfluß auf die letzten Wahlen in Frankreich zuschrieb, der aber selbst seinen Sitz in der Kammer, wegen nicht erwiesener Nationalität, verlor. Seine Gattin scheint Glück und Unglück, Freunde und Feinde mit ihm zu theilen, und da er von der Presse aufs bitterste angefeindet wurde (deren Monopol er sich durch den Namen seines Journals anmaßen zu wollen scheint), schrieb sie die Journalistenschule, — eine Anklage der periodischen Presse und eine Rechtfertigung, wo nicht Verherrlichung, Herrn Emile von Girardins. Welches Aufsehen ihre Komödie, die sie einer großen Versammlung von Literaten in ihrem Salon vorlas, gemacht hat, wie die Aufführung verboten wurde, und J. Janin, welcher sich des verunglimpften Journalismus annahm, an der Dame zum Ritter wurde und durch den an sie erlassenen öffentlichen Brief seinen Ruhm auffrischte, dieß alles dürfen wir als ziemlich bekannt voraussetzen. Wir geben jetzt zur Analyse der beiden Komödien über.

Eine Komödie nennt Delavigne seine Popularité; wir wollen uns bei dem Namen nicht lang aufhalten, gestehen aber, daß uns diese Classification nicht richtig scheint, und vielleicht werden unsre Leser diese Ansicht theilen, wenn wir den Verlauf des Stücks auseinandergesetzt haben, welches zwar für die Sittlich-

keit befriedigend, mit dem Triumph der Gewissenhaftigkeit und der Grundsätze, endet, aber weder einen heitern, noch auch einen komischen Schluß hat.

Delavigne hat die Scene seines Drama's nach der Hauptstadt Englands verlegt, obwohl man mit Sicherheit annehmen darf, daß es ihm um eine Lehre und Moral für Frankreich zu thun war, und er offenbar viele Begebenheiten und Motive aus der neuesten Geschichte Frankreichs benützte. Fast scheint es, er habe nicht den Muth gehabt, die Personen und Dinge mit dem rechten Namen zu nennen. Natürlich bekommt durch die Versetzung auf englischen Boden Alles eine etwas matte, verwaschene Farbe; doch mag das Aufsuchen der unter den englischen Masken gemeinten Personen dem Interesse einen gewissen Ersatz gewähren.

Der Held des Stücks ist Eduard Lindsey, ein junger Mann von großen Talenten und von den besten, sehr freisinnigen, aber streng rechtlichen Grundsätzen, der erste Redner der Opposition im Parlament, Alderman von London und alles vermögend bei der Bürgerschaft der englischen Hauptstadt. Er hängt mit zärtlicher Liebe an seinem Vater, Sir Gilbert Lindsey, der, von den Geschäften zurückgezogen, in der Nähe von London, in ehrenvoller Muße lebt, sich der politischen Successe seines Sohnes freut, aber auch nicht ohne Besorgnisse wegen seiner Zukunft ist und ihm zur Mäßigung und Besonnenheit räth. Eduard Lindsey kämpft für die Freiheit, das Gesetz, die Verfassung gegen das Ministerium Harrington unter einem der frühern Könige aus dem hannover'schen Hause, und ihm, dem Parlamentsredner, steht zur Seite der talentvolle Journalist Mortins, sein Jugendfreund, der aber republicanische Grundsätze hat und den Umsturz des Bestehenden herbeizuführen sich nicht scheut. Die Regierung wird außerdem angegriffen von den Jakobiten, welche von Schottland her drohen. Zu der Partei von diesen gehört Lord Derby, der aber sehr verzagt und ängstlich ist, und sich entschlossen hat, durch seine Anhänglichkeit an das Haus Stuart sich nicht abhalten zu lassen, mit der freisinnigen, demokratischen Partei gemeinschaftliche Sache zu machen, da er durch ihre Stimmen Lord Mayor zu werden hofft. Er wird unterstützt durch den gewandten aber böswilligen Journalisten Godwin, der alle Welt haßt, weil er lange Zeit von Niemand ist unterstützt worden, und erst dadurch, daß er sich gefürchtet gemacht, sich eine bequeme Stellung erworben hat. Eine ganz andre Person als Lord Derby ist seine Nichte, Lady Strafford, auch eine enthusiastische Anhängerin des Hauses Stuart, welche zu Gunsten desselben in Schottland die kühnsten Anstrengungen gemacht hat, unter dem Namen Lady Montrose, und die nach London kommt, um einen Umsturz der bestehenden Regierung herbeizuführen, zu welchem Endzweck sie ebenfalls das Bündniß mit der liberalen Partei wünscht und sucht, um dann das Haupt derselben, Eduard Lindsey, den sie liebt und von dem sie geliebt wird, der aber von ihrer Identität mit der Lady Montrose nichts weiß, an die Spitze der Regierung zu stellen, und unter dem Scepter der Stuarts die Freiheit zu gründen. Weitere auftretende Personen sind: der Chevalier Caverly, ministeriell gesinnt, der es aber, als ein egoistischer Lebemann, immer mit dem Bestehenden hält und zur rechten Zeit sich zu bequemen weiß, und der reiche Bürger und Capitalist Thomas Goff, ein gewaltiger liberaler Stimmführer, aber ohne Einsicht, das Werkzeug in den Händen Andrer; die beiden letztgenannten sind die einzigen theilweise komischen Personen des Stücks, Caverly *mit* Bewußtseyn, ironisch-humoristisch, Goff *ohne* Bewußtseyn, eingebildet, dummhochmüthig und grob.

Delavigne's Komödie beginnt mit einem Frühstück (— eine weitere Aehnlichkeit mit der Journalistenschule! —), wobei Eduard Lindsey auf den bürgerlichen Ruhm, Mortins auf das Volk, Caverly aufs Ministerium, Sir Gilbert Lindsey aufs Land anstoßen. Eduard, der Wirth, bespricht sich sodann mit seinem Vater über die öffentlichen Angelegenheiten. Für den Abend steht eine Debatte bevor über die vom Ministerium beantragte Suspendirung der Habeas-Corpus-Acte und Bewilligung von Subsidien, wo Eduard das Ministerium zu schlagen hofft. Die Stelle des Lord Mayors von London ist erledigt; Lord Derby und Nelbroun sind die Candidaten; Sir Gilbert sucht seinen Sohn zu bestimmen, für Nelbroun, als einen redlichen Mann, zu stimmen und zu wirken, wozu Eduard zögernd sich entschließt, obgleich er Derby nicht allzuhoch schätzt. „Denkt er als Jakobit, spricht er als Demokrat." Eduard sagt seinem Vater zu, ihn morgen auf seiner Villa zu besuchen, wohin auch Caverly und Derby sich eingeladen. Zum Schluß dieser Scene spricht sich der Vater über die Popularität in folgendem Erguß (versteht sich in Alexandrinern!) aus:

Sir Gilbert.

Hör mich! die Volksgunst, die ich für dich fürchte,
Nimmt anfangs uns auf ihre Feuerflügel,
Und gibt uns viel und fordert von uns wenig.
Todfeindin oder feur'ge Freundin ist sie,
Und ihren Ruhm hat sie und ihre Schmach.
Jung mußt du lieben sie; ihr falscher Reiz
Macht schlagen noch, berauscht mein altes Herz.
Oft auf der Galerie, wo deine Stimme
Ans Herz mir greift, wenn sich ein ganzes Haus
Erhebt, einmüthiger Begeistrung voll,
Dir zujauchzt, bis zum Himmel dich erhebt,
Fühl' ich im Auge göttlich süße Thränen.
Doch kommt der Wille dem Genie nicht gleich,
So wird zur Tyrannei bald diese Gunst.
Gar Mancher, der am Zügel sie zu führen
Vermeint, ist ganz von ihr beherrscht, und dann
Fordert sie mehr als sie zuvor gegeben.
Man bringt ein erstes Opfer ihr zu lieb,
Ein zweites, drittes dann; und hat man Ruhe,
Vermögen, Glück geopfert ihrer Laune,
Kommt trotzig sie, zu fordern auch die Ehre. —
Nicht jene falsche, die sie selbst ertheilt,
Nein, die Selbachtung, welche nichts ersetzt.
Dann fällt der Ehrenmann oder der Götze;
Und eine Niederlag' ist selbst der Sieg.

Man widerſetzt ſich, ſie gebietet trotzig;
Man beugt ſich, und ſie unterdrückt und ſchleppt
Von Fehlern zu Verbrechen den Beſiegten.
Verachtet man dagegen ihr Gebot:
Verbirg dich, Apoſtat! oder du ſiehſt
Auf ihren Ruf aufſtehen, wuthentbrannt,
Die ſie hält an der Koppel, um zu ſchmeicheln
Wer ihr ſich fügt, — zu beißen, wer ihr trotzt:
Elende Läſterer von Tugenden
Die ſie nicht haben mehr, gemiethete
Verleumder des Talents das ihnen fehlt.
Sie treibt und hetzt die Meute und ſie rächt ſich
Dadurch, daß ihren Zorn und ihren Koth
Sie ins Geſicht dir wirft. So war ſie immer,
So iſt in unſern Tagen ſie, ſo wird
Man ſtets ſie ſehn in einem freien Land;
Und gilt es: ſchuldig ſcheinen oder ſeyn,
Gib hin die falſche Ehre für die wahre,
Bedenke: beſſer iſt's, als Bürger ſich
Zuzieha den Haß und die Verachtung Aller,
Als Eines — ſeine eigne, zu verdienen!

Die andern Gäſte kommen, etwas angetrunken, und machen Sir Gilbert zum Schiedsrichter über ihre politiſchen Grundſätze. Die Rede kommt dann auf einige Ausdrücke in einer Rede, welche Eduard bei einem Feſtmahl gehalten, und worin er das Volk von der Pflicht des Gehorſams freigeſprochen haben ſollte; ſo gab das Journal von Godwin ſeine Rede wieder. Eduard erklärt, daß er jene Ausdrücke nicht als die ſeinen anerkenne; Godwin verbreite überhaupt nichts als Lügen. Er zeigt einen Brief, worin er die Angabe Lügen ſtrafen will. Sir Gilbert beglückwünſcht ſeinen Sohn darüber, und flüſtert ihm beim Abſchied zu, daß er außer Stand ſey, für jetzt mehr Geld für ihn anzuſchaffen.

(Fortſetzung folgt.)

Neugriechiſches.

Klephtenlieder.

Auf Bukovallas.

Welch Lärmen iſt's, das ſich erhebt,
Welch übermäßig Toſen?
Wie, fallen Stiere unterm Beil,
Sind's Kämpfe wilder Thiere?
Nicht Stiere fallen unterm Beil,
Nicht kämpfen wilde Thiere;
Der Bukovallas liegt im Streit
Mit Anderthalbmaltauſend,
Inmitten von Kerafſovos
Und vom Känurierlande. —
Das blonde Mägdlein ruft herab,
Herab vom Fenſterſtocke:
„Setz' aus, Janni, ſeh' aus den Streit,
„Setz' aus die Flintenſchüſſe,
„Daß ſich der Staub zur Erde ſenkt,
„Die Pulverwolken ſteigen,
„Damit man zähle deine Schaar,
„Und ſeh', wie viele fehlen!“ —
Dreimal zählt man die Türken durch,
Es fehlen Fünfmalhundert.
Die Heldenſöhne zählt man drauf,
Da fehlen drei der Tapfern. — —
Nach Waſſer ging der Eine aus,
Der Andre, Brod zu holen,
Der Dritte nur, der Trefflichſte,
Der ruht auf ſeiner Flinte.

Das Grab des Dimos.

Die Sonne ſinkt von ihrem Thron,
Und Dimos gibt Befehle:
„Auf, Jungen, ſchleppet Waſſer her
„Zum Speiſen auf heut Abend!
„Du aber ſetze dich mir nah,
„Lampraki, lieber Neffe!
„Trag meine Waffen fürderhin,
„Sey du forthin der Häuptling!
„Ihr aber, meine Jungen ihr,
„Nehmt mein verwaiſtes Schwert hier,
„Haut grüne Zweige von dem Baum
„Und ſtreut ſie mir zum Lager;
„Bringt auch den Prieſter mir herbei,
„Daß er mich beichten höre,
„Daß ich ihm ſage die Vergehn,
„So viel ich je begangen:
„Anführer war ich dreißig Jahr'
„Und zwanzig Jahr' ein Klephte,
„Und nun iſt mir der Tod genaht,
„Nun bin ich im Verſcheiden.
„Beſtellet mir das Grabgemach,
„Hoch ſey es und geräumig,
„Auf daß ich aufrecht ſteh' zum Kampf
„Und frei die Flinte lade.
„Und endlich auf der rechten Hand,
„Da laſſet mir ein Fenſter,
„Daß mir die Schwalbe könne nahn,
„Den Frühling anzumelden,
„Daß mir der Nachtigallen Lied
„Den holden Mai verkünde.“

Inſchrift auf Kontojanni's Schwert.

Wer vor Tyrannen nicht erbebt
Und freigeſinnt auf Erden lebt,
Deß Ruhm und aller Werth ſein
Kann einzig nur ſein Schwert ſeyn.

Auf Andruzzos.

Andruzzos' Mutter iſt betrübt,
Andruzzos' Mutter weinet;
Oft kehrt ſie nach den Bergen ſich,
Und ſchilt ſie allzuſammen:
„Ihr wilden Höhn von Agrafa,
„Agrafſche Gipfelhöhen,
„Was thatet ihr mit meinem Sohn,
„Dem Capitän Andrikos?
„Wo iſt er, daß er nicht erſcheint
„In dieſen Sommertagen?
„Am Aëpos nicht vernimmt man ihn,
„Noch auch in Karpeniſi.
„Fluch über euch, ihr Herrn des Raths,
„Fluch dir Karageorgis!
„Ihr habt mir meinen Sohn geraubt,
„Den Starken, den Verwüſter.
„Verſiegt, ihr Ström', in eurem Lauf,
„Lenkt rückwärts eure Wellen,
„Den Weg Andrikos deckt auf,
„Führt ihn nach Karpeniſi!"

Auf Liakos.

„Liakos, neig' dem Paſcha dich,
„Verneig dich dem Vezier,
„Daß du der erſte Häuptling ſeyſt
„Und Derven-Aga werdeſt!"
Doch er entgegnete darauf,
Und ſendet ſeine Antwort:
„So lang Liakos Leben hat,
„Neigt er ſich keinem Paſcha.
„Zum Paſcha hat er ſeinen Stahl
„Und zum Vezier die Flinte."
Wie Ali Paſcha das vernahm,
Bedäucht es ihm gar bitter.
Da fertigt er ein Schreiben aus,
Und ſendet dieſen Auftrag:
„An Veli Gurkas, der mir dient,
„In meinem Land und Dörfern:
„Liakos will ich! Liefr' ihn mir,
„Sey's todt nun oder lebend!"
Mit ſeiner Schaar zieht Gurkas aus,
Zu jagen auf die Tapfern,
Zieht aus, und überraſchte ſie
Im Wald, am ſchwarzen Moore.
Das Mordgefecht eröffneten
Die donnernden Gewehre.
Der kurze Jakob jauchzt hervor
Aus ſeinem Hinterhalte:
„Faßt Herz, ihr meine Jungen ihr!
„Auf, wehrt euch, meine Kinder!"
Im Laufe dringt Liakos vor,
Das Schwert in Zähnen haltend.
Da weinten Albanerfrauen,
In ſchwarz Gewand gehüllet;
Und Veli Gurkas kehrte heim,
Im eignen Blute ſchwimmend.
Verwundet ward auch Muſtapha,
An Hand und Knie verwundet.

Der Sulioten-Krieg.

Verhüllend hing ein ſchwarz Gewölk
Ob Suli und Kiafa.
Der Regen floß den ganzen Tag,
Die ganze Nacht durch ſchneit es.
Da ſchreitet von Syſtrani her
Ein ſchlankgewachſ'ner Krieger.
Er bringt vom blut'gen Janina
Gar ſchwarze Neuigkeiten:
„Weh, unſre ſchmucken Jünglinge
„Verrieth ihr Bundesgenoſſe.
„Des Botos Kinder, — da vernehmt's, —
„Die Jünglinge des Drakos,
„Sie hat das falſche Delvinon
„Verrathen, unſre Kinder.
„Zum Ali Paſcha brachte man
„Die Sechſe nach der Reihe,
„Der ſchlachtete gleich ihrer vier,
„Nur zweier Leben ſchont' er:
„Das iſt des Dimos Drakos Sohn,
„Mit ihm des Botos Bruder." —
Sobald nur jene dieß gehört,
Mißdäucht es ihnen höchlich.
„O Herr," ſo ſprachen alſobald
Auch dieſe zwei zum Biſchof,
„Für unſre Jüngling' alle ſechs
„Sing' deine Todtenpſalmen.
„Die zweie, gleich den andern vier,
„Wir rechnen ſie für Todte;
„Denn weder ſchonet der Tyrann
„Der Sulioten Leben,
„Noch gilt bei uns ein Sulist
„In ſeiner Hand für lebend!"

Lechner.

Berichtigung.

In den Nummern 27 und 29, 35 und 36 und 38 und 39 dieſer Blätter ſteht unter einigen Ueberſetzungen von R. Burns' und Silvio Pellico's Gedichten irrthümlich der Name: F. Freiligrath, ſtatt: J. Graf von Rieſch, was hiemit berichtigt wird.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1840.

Der Zug der Russen gegen Chiwa.

(Mit einer Karte.)

Man würde sich sehr täuschen, wenn man den Zug der Russen gegen Chiwa als eine abgesonderte, bloß für sich dastehende, oder durch das Auftreten der Engländer in Afghanistan allein veranlaßte Maaßregel halten wollte. Die Expedition, welche Peter der Große, der seiner Zeit und Rußlands Machtverhältnissen um mehr als ein Jahrhundert voraneilte, unter dem Fürsten Bekewitsch Tscherkaski nach Chiwa anordnete, mag zum Beweis dienen, wie sehr eine solche Unternehmung in der ganzen Lage des Reichs begründet ist, und wenn man auch zugeben muß, daß der Marsch der Engländer nach Afghanistan den Zug der Russen gegen Chiwa beschleunigte, so ist doch auf der andern Seite nicht minder gewiß, daß Rußland gewissermaßen genöthigt ist, immer tiefer in die westasiatische Steppe einzudringen. Rußlands Verhältnisse zu Asien schreiben sich aus den mongolisch-tatarischen Zeiten her, und die Eroberung der Reiche Kasan und Astrachan im 16ten Jahrhundert ist nur die Einleitung, und zwar die nothgedrungene, denn es handelte sich zwischen Rußland und diesen Tatarenreichen um Seyn oder Nichtseyn. Peter, der kaum anderthalb Jahrhunderte später aus Handelsabsichten seine Blicke gegen Südosten richtete, entwarf in seinem hochfliegenden Geist Plane, zu denen die damalige Kraft seines Reichs nicht ausreichte, die man aber wohl ins Auge fassen muß, wenn man die jetzigen Schritte Rußlands in ihrem ganzen Umfange verstehen will.

Peter der Große, dem der Chan von Chiwa schon im Anfange seiner Regierung (1691) den Vorschlag gemacht hatte, an der Ostküste des kaspischen Meeres eine Stadt anzulegen zur Beförderung des gegenseitigen Handels, ein Vorschlag, dem er damals wegen seiner noch unsichern Stellung im Innern keine Folge geben konnte, kam auf diese Idee zurück, sobald der unglückliche Friede am Pruth (1711) ihn wieder vom schwarzen Meer verdrängte. Aber nicht bloß die Anlegung einer Stadt an der Ostküste des kaspischen Meeres, ihm lag ein ganz anderer Plan am Herzen, der, so chimärisch er zu jener Zeit aussehen mochte, jetzt doch schon noch nach wenig mehr als hundert Jahren der Ausführung sehr nahe steht: die Besetzung einiger Punkte am kaspischen Meere sollte ihm bloß als Einleitung dienen, um den Handel nicht bloß mit Chiwa und Buchara, sondern durch die Karawanen dieser Länder auch den indischen Handel sich zu öffnen, und denselben wo möglich über das kaspische Meer nach Rußland zu leiten. Daraus floß nicht nur sein lang gehegter Plan, an der Mündung des Kur ein großes Emporium zu gründen, sondern auch seine spätern Versuche, Chiwa zu erobern und zugleich von Sibirien her den russischen Karawanen den Weg nach der Bucharei zu öffnen.

Wahrscheinlich hätte Peter die Unternehmung nur in commercieller Weise begonnen, wenn nicht gerade zu jener Zeit ein Truchmene, Namens Neses, in Petersburg eingetroffen wäre, und ihm den Vorschlag gemacht hätte, sich der Gegenden am Orus zu bemächtigen, wobei seine Landsleute dem Kaiser behülflich seyn würden. Wahrscheinlich um seinen Vorschlag desto eindringlicher zu machen, setzte er hinzu, daß der Orus Goldsand führe. Ein eben damals (1714) zu Petersburg anwesender Abgesandter des Chans von Chiwa soll diesen letztern Umstand bestätigt und auch Petern den Vorschlag wiederholt haben, an der (angeblichen) ehemaligen Ausmündung des Amu Derja in das kaspische Meer eine Stadt anzulegen und diese mit Tausend Mann zu besetzen. Der Chan war nämlich damals noch mit den räuberischen Kirgisen und Turkmenen im Streit, und suchte einen Stützpunkt an Rußland, während der Turkmene Neses den Schutz Rußlands gegen den Chan in Anspruch genommen zu haben scheint. Peter hielt die Sache des Versuches werth, und beauftragte den tscherkessischen Fürsten Bekewitsch, der sich in Rußland niedergelassen hatte und die dortigen Landessprachen verstand, die Unternehmung anzuführen. Bekewitsch machte im Jahre 1715 den ersten Ausflug auf dem kaspischen Meer, glaubte in einem Meerbusen, den die Russen Krasnaja Woda nennen (etwa 40° N. B.) die Spuren der ehemaligen Orusmündung zu finden, und kehrte voll Freuden nach Petersburg zurück, um die Anstalten zu einer größern Unternehmung zu treffen.

Die Instructionen, die er erhielt, sind äußerst merkwürdig: Bekewitsch sollte an der Stelle, die er für die ehemalige

Mündung des Amu gehalten, nach dem Vorschlag der chiwa'schen Gesandten eine Festung anlegen, und mit 1000 Mann besetzen. Von dort sollte er seine Gesandtschaftsreise zu dem Chan von Chiwa antreten, und den Weg längs dem (vermeintlichen) alten Laufe des Amu nehmen, sich die Stelle merken, wo die Usbeken ihn abgedämmt, dann den alten Lauf wieder herzustellen und die Ergießung in den Aralsee zu verstopfen suchen.*) An einer bequemen Stelle des Amuderja sollte eine zweite Festung angelegt, und der Chan wo möglich bewogen werden, die russische Hoheit anzuerkennen, wogegen ihm eine erbliche Thronfolge versprochen und eine russische Leibwache angeboten werden sollte. Von Chiwa sollte den Amu aufwärts und dann zu Lande eine Karawane nach Indien geschickt werden. Auch sollte sich Bekewitsch in Chiwa nach der Lage des Chans von Buchara erkundigen, und auch diesen Fürsten zur Anerkennung der russischen Hoheit oder zu einem Freundschaftsbündniß zu bewegen suchen.

Es ist wirklich zum Erstaunen, wie Peter, wenn er auch die damaligen Kräfte seines Reiches überschätzte, die Lage der Dinge in Asien so richtig auffaßte, denn im Wesentlichen erstrebt noch jetzt Rußland nichts Anderes, als was hier im Allgemeinen ausgesprochen worden. Doch wir müssen der Unternehmung Bekewitschs, die ungemein viel Aehnliches mit der jetzigen hat, noch einige Worte widmen. Bekewitsch ging zuerst mit der Flotte, welche drei russische Infanterieregimenter führte, von Astrachan ab, legte an der Landspitze Tukkaragan, dann an der Alexandersbay und endlich am Meerbusen von Krasnaja Woda kleine Festungen an, und drang hierauf von dem letztern Punkte aus ins Land ein längs des vermeintlichen alten Bettes des Amu, dessen Spuren sich indeß bald verloren. Endlich mußte er deßhalb umkehren, hoffte aber im folgenden Jahre, wenn er den Weg von Astrachan zu Lande unternehme, schon wieder die Spur aufzufinden. Im Julius des Jahres 1717 brach Bekewitsch von Astrachan auf mit etwa 100 Mann deutscher Dragoner, di man unter den schwedischen Kriegsgefangenen ausgehoben hatte, einigen Compagnien Infanterie, die aber auch beritten war, und 2 bis 3000 donischen und uralischen Kosaken und Tataren, nebst einer hinreichenden Menge Artillerie, die, wie es scheint, gleichfalls großentheils aus Deutschen bestand. Bekewitsch hatte schon den wasserlosesten Theil des Weges durchzogen, und näherte sich den eigentlichen Gränzen Chiwa's, als er von zahlreichen Schaaren von Usbeken und Turkmenen angegriffen wurde, deren die kleine Truppe sich jedoch erwehrte, und bis in die Hauptstadt Schrecken verbreitet haben soll. Hierauf habe der Chan Unterhandlungen angeknüpft, den Fürsten Bekewitsch mit einigen hundert Kosaken in sein Lager gelockt und verrätherisch niedermachen lassen, worauf denn auch das zurückgebliebene Corps aufgerieben wurde. Diese Unternehmung kann, nebenbei gesagt, trotz ihres unglücklichen Ausgangs beweisen, daß die Eroberung von Chiwa wohl sehr viel natürliche, aber wenig künstliche Hindernisse darbietet, indem nicht nur der anfängliche Kampf des Fürsten Bekewitsch mit den Chiwaern, sondern auch neuere Kämpfe mit denselben in der kirgisischen Steppe die militärische Schwäche derselben hinreichend beweisen.

Die russische Regierung verlor diese Gegenden auch nach Peter nicht aus den Augen, und da ein abermaliger Versuch einen directen Handel mit Buchara abzuschließen im J. 1731 mißglückte, beschränkte man sich vorerst den Handel mit den mittelasiatischen Völkern an der Gränze zu treiben. Dieß ward dadurch ungemein erleichtert, daß um eben diese Zeit der Chan der kleinen kirgisischen Horde, Abulchair, sich in russischen Schutz begab, und selbst darauf antrug, zum Behuf des Handels mit den asiatischen Völkern an der Mündung des Flusses Or, der von der Ostseite her in den Ural fällt, eine Handelsstadt anzulegen. Dieß geschah in möglichster Schnelle, und Orenburg, wie man die Stadt benennen wollte, ward zuerst an der Einmündung des Or, da wo jetzt Orsk liegt, dann weiter westlich, wo jetzt Krasnogorsk liegt, und endlich 1742 an seiner jetzigen Stelle angelegt. Durch besondere Begünstigung stieg hier bald der Handel, und in kurzem erhob sich als Nebenbuhlerin die Veste Troizk, die im J. 1743 angelegt worden war, und namentlich von Karawanen aus Kaschgar und Taschkent besucht wurde, während die von Buchara und Chiwa mehr nach Orenburg gingen. *) Merkwürdigerweise wurden dort sehr bedeutende Massen edler Metalle eingeführt: in den sieben Jahren von 1748 bis 1751 nicht weniger als 2000 Pf. Gold und 184,000 Pf. Silber. Doch hörte dieß bald wieder auf, und scheint nur eine Folge von Nadirs Zug nach Indien gewesen zu seyn.

Indessen breitete sich der Handel auch nach andern Orten aus. Peter hatte, um einen Weg nach Buchara und Indien zu finden, den Irtysch aufwärts befahren lassen, zu derselben Zeit, wo die Unternehmung Bekewitschs stattfand, und man hatte längs demselben außer einer Menge kleiner Vesten die größern Plätze Jampschewskaja, Semipalatinsk und Ustkamenogorsk angelegt. Dahin kamen bald die Völker des tiefern Asiens. Es ergibt sich nun leicht der Umfang und die Bedeutung des Verkehrs, wenn man einen Blick auf die Karte wirft, und die Postenkette betrachtet, womit Rußland dieß westasiatische Tiefland eingeschlossen hat. Diese Posten ziehen sich längs dem ganzen Ural hin von Guriew an der Mündung bis hinauf nach Werchne-Uralsk, von Werchne-Uralsk ostwärts fort bis Omsk, das unter 55° N. B. und 95° O. L. liegt Von da geht die Richtung des Irtyschlaufs durch sechs Breitengrade südostwärts bis 49° N. B. und 102° O. L. Die ganze Linie von Guriew bis Ust Buchtarminsk ist ein völlig geschlossener Halbkreis, auf dessen Bewohner Rußland mit dem ganzen Einfluß seiner Macht und seines Handels drückt. Gelingt es ihm Chiwa und Buchara seiner Herrschaft zu unterwerfen, so ist dieser Kreis auf vier Fünftheilen seines Umfangs geschlossen, Kokan und Taschkent können ihm dann nicht entgehen, und nur noch Eine Seite, die gegen China, ist offen; der ganze Handel Mittelasiens ist somit in seinen Händen.

*) Es braucht hier keiner Bemerkung, mit wie wenig Landeskenntniß dieser Plan entworfen ist.

*) Die Zolleinkünfte von Orenburg und Troizk stiegen vom J. 1758 bis zum J. 1764 von 547 Rubel auf 50,862. In den Jahren 1761 und 1762 wurde noch weit mehr erhoben.

Doch wir haben noch einige historische Notizen anzuführen. Der Weg nach Indien selbst ward durch die Begründung des Emporiums von Orenburg den russischen Kaufleuten eröffnet, und im Jahre 1760 trafen bereits russische und ostindische Karawanen in Balch zusammen, was später lange Zeit nicht mehr der Fall war, vermuthlich wegen der in Afghanistan und ganz Ostpersien ausgebrochenen Unruhen. Im Ganzen aber nahm der Handel in diesem großen Halbkreise außerordentlich zu, und außer den schon genannten fünf Zollstätten Orenburg, Troizk, Semipalatinsk, Jampschewska und Ust Kamenogorsk mußten noch einige andere, wie Petropawlowsk und Presnogorkow, dem Handel geöffnet werden. Mit Einem Wort, der Handel breitete sich mit jedem Tag mehr aus, und der Traum Peters fing an, sich zu verwirklichen, denn seit zwanzig Jahren concurriren die russischen Waaren mit den englischen auf den Märkten von Kabul, und würden ohne diese Concurrenz, an die freilich Peter nicht denken konnte, bis nach Indien gehen.

Aber dieser friedlichen Ausdehnung des Handels traten die Eroberungen der Russen in Asien zum Theil hemmend entgegen. Peter zwar oder vielmehr seine nächsten Nachfolger hatten das westliche Ufer des kaspischen Meeres wieder aufgeben müssen, allein seit dem Jahre 1796 breiteten sie sich wieder dort aus, Derbent und Baku fielen in ihre Hände, und drohend standen sie Persien gegenüber. Jetzt erwachte die eifersüchtige Furcht der turanischen Staaten, Chiwa, Buchara, Taschkent u. s. w., und namentlich das erstere sperrte sich gänzlich ab. Sein letzter Beherrscher, Mohammed Rahim Chan, verstärkte seine Stellung ungemein durch Bündnisse mit den Turkmenen- und Kirgisenstämmen, und machte sich auf diese Weise nicht bloß seinen Nachbarn überhaupt furchtbar, sondern störte auch mannichfach den Handel, namentlich ward im Jahre 1825 eine bedeutende russische Karawane, die von Orenburg nach Buchara ziehen wollte, mit großem Verluste zum Rückzug genöthigt. Die feindselige Stellung der Chiwaer gegen Rußland mußte freilich mit jedem Jahre schroffer werden. Das durch die ganze Bucharei zerstreute, friedliche, schwache, von den Turkomanen und Usbeken beherrschte und gedrückte Handelsvolk der Sarten wünscht nichts sehnlicher, als eine Herrschaft der Russen, die ihnen Sicherheit und Ruhe verspricht, und so fühlen die Usbekenfürsten allmählich mehr den Boden unter sich wanken, was sie erschreckt und erbittert. Mit Buchara scheint Rußland seit vielen Jahren in sehr gutem Vernehmen gestanden zu seyn, aber nur darum, weil es vor der trotzigen Macht Mohammed Rahims, Chans von Chiwa, erzitterte. Buchara schloß auch mit Rußland Verträge wegen des Handels und wegen Abschaffung des Verkaufs von gefangenen Russen; aber in den neuesten Zeiten, nämlich seit einem halben Jahre, scheint die Stimmung in Buchara sich wesentlich verändert zu haben, und man spricht sogar von einem Bündniß mit England, eine sehr erklärliche Sache, denn wenn Chiwa vor der Macht der Russen fällt, so kann sich Buchara in die Länge unmöglich halten, und wird nothgedrungen ein Vasallenstaat Rußlands.

(Fortsetzung folgt.)

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Aus J. G. Kohls Reise mitgetheilt.)

Gegen 7 Uhr Abends trabten unsere Pferde schon über den Köpfen der salzsprengenden Bergleute von Wieliczka, die weit um das Städtchen herum den Boden unterminirt haben. Das freie Bergstädtchen Wieliczka säumte nicht unserem raschen Dreigespann schnell entgegenzukommen mit seinen Thürmen, mit seinem alten Schlosse, mit seinen unregelmäßigen Gassen, mit denen es sich in einen Thalkessel der vordern Karpathen eingenistet hat, und mit seiner deutschen Colonie, oder, wie die Leute hier sagen, mit seinem „Schwaben-Dörflein," das mit netten, freundlichen Häusern sich der alten Polenstadt zur Seite gelegt hat. Wir mußten uns gestehen, daß wir außer den Fabeln, welche man sich von diesen berühmten Salzbergwerken erzählt, wenig Solides von ihnen kannten, und eilten daher, uns bei den Salzbeamten, die wir im „goldenen Engel" in großer Anzahl versammelt fanden, in die Schule zu geben, um am folgenden Tage nicht ganz unvorbereitet in die Gruben zu steigen. Wir fanden ein paar recht gutwillige Lehrmeister unter ihnen, die uns am Abende bei einem Gläschen Punsch so viel Neues über die Sache vortrugen, als wir früher von keinem Katheder vernommen hatten.

Vor allen Dingen wünschten wir etwas Näheres zu wissen über die Ausdehnung der ungeheuren hier am Fuße der Karpathen von den Naturmächten niedergelegten Salzvorräthe. Doch führte uns gleich diese Vorfrage in ein Labyrinth von Vermuthungen und Voraussetzungen, die uns erkennen ließen, wie viel auch hier bei Allem, was man bereits weiß, noch dunkel und unbekannt bleibt. So viel ist gewiß, daß auf der ganzen nördlichen Seite der Karpathen eine Menge von Salzquellen — man zählt jetzt nicht weniger als hundert dem Kaiser von Oesterreich zollende Salzcenturen — von großen unterirdischen Salzvorräthen zeugen. Diese Vorräthe selber sind bis jetzt an mehrern Punkten entdeckt worden, in Bochnia und Wieliczka im Norden, bei einigen Ortschaften der Moldau und Siebenbürgens im Süden, und neuerdings sogar bei Sambor und Halicz in der Mitte der Karpathenkette.*) Nicht nur zeigt das Salz dieser Orte ganz und gar eine und dieselbe Structur und Eigenschaften, sondern auch die Aufeinanderfolge von Stein- und Erdlagen scheint, so weit man sie kennt, überall die nämliche zu seyn.

Welches Heer von Räthseln und Fragen regen diese einfachen und ausgemachten Data auf! zur Qual des Geistes, dem weder Chemie, noch Physik, weder Geognosie, noch Geologie eine Antwort darauf geben! Man möchte gern annehmen, es habe früher ein Meer über ganz Rußland und Polen hin bis an den Fuß der Karpathen gereicht, habe hier an seiner Küste verdampfend seinen Salzinhalt niedergeschlagen. Andere Fluthen seyen danach gekommen und hätten später andere Niederschläge und Stoffe darüber gehäuft. Allein nun erscheinen selbst auf der Südseite der Karpathen Salzquellen, und es ragen selbst in

*) Die Entdeckungen bei Sambor und Halicz hat man nicht weiter verfolgt. In der Moldau aber wird seit alten Zeiten das Steinsalz gewonnen und als ein längst bekannter Handelsartikel weit umher in alle Landschaften verfahren. In ganz Süd- und Kleinrußland und in der ganzen Ukraine bis in das Dongebiet hinein findet man auf allen Märkten die grünlichen moldauischen Bergsalze in dicken, dichten Massen, die von den Einwohnern in vielen Fällen dem Salze der Steppenseen vorgezogen werden. Eben so geht auf der andern Seite das siebenbürgische Bergsalz weit durch Ungarn hin.

Siebenbürgen und Ungarn Aeste jenes galizischen Salzstocks hinein. Es scheint demnach, als ginge die ungeheure Krystallscholle unter der Basis der Karpathen weg, und als säße diese ganze Gebirgsreihe, als eine spätere Bildung, auf ihr auf, wie dieß allerdings auch einige Gelehrte annehmen. Fielen in diesem Fall die Karpathen als ein Niederschlag auf die Scholle auf, oder durchbrachen sie von unten emporsteigend die Salzkruste? Ist der erste Fall überhaupt denkbar und möglich? Und wo sind im letztern Fall die Bruchstücke und Trümmer des Salzes? Geschahen die Salzniederschläge plötzlich? oder sind sie das Product langsamer und allmählich wirkender Processe? Wie erklärt es sich im letztern Fall, daß man ungeheure Salzstöcke findet, in denen das Salz so rein daliegt, wie Goldkönig, ohne daß auch nur ein fremdartiges Stäubchen sich beigemengt hätte? Wie weit reichen diese großen karpathischen Salzlager und wie würde sich eine Zeichnung ihres Verbreitungslagers darstellen? Liegt die ganze Kruste des Königreichs Galizien mit allen ihren Flüssen, Hügeln, Städten und Provinzen in seiner ganzen Ausdehnung auf einer zusammenhängenden Salzbasis? oder nisten die Krystalle nur hie und da in einzelnen Partien und Gruppen zerstückelt in gewissen Thälern und Gegenden? Wie weit sind diese Gruppen verbreitet? oder wie weit ragen die Massen und Aeste jenes großen Gebietes in Polen und Rußland hinein? Wie tief steigen sie in die Eingeweide der Erde hinab? Wie gränzen und mischen sie sich mit den Erdarten? Wo liegen sie am tiefsten, und wo kommen sie nahe unter die Oberfläche? Vielleicht lagern sie noch an vielen Orten dicht unter dem Rasen, und nur ein Zufall hinderte ihre Entdeckung? Es sind dieß alles Dinge, die uns verborgener sind, als der unterste Boden des Meeres, und die wir noch schwerer dereinst zu enthüllen Aussicht haben, da das Sondiren in der starren Erdschichte noch schwieriger ist, als in dem flüssigen Krystall der Meereswellen. Wie Mäuse an einem Pfannkuchenberge knuppern die Menschen nur hie und da an einer Salzmasse, und blicken nicht viel weiter, als der Schein ihres Grubenlichtes reicht.

Die Sarmaten des Herodots, die Lygier, Auten, Geten, Daken, Gothen und Gothinen und andere Völker wanderten über diese vorkarpathischen Landschaften Jahrhunderte lang hin, ohne in ihrem barbarischen Sinne zu ahnen, welche Schätze sie mit Füßen träten. Sie holten, Gott weiß von welchem entfernten Strande, in spärlichen Portionen, was sie so nahe kaum 100 Fuß unter sich in so reichlichen Quantitäten hätten haben können. Erst vor 600 Jahren, im Jahre 1251, entdeckte man die Salzstöcke von Bochnia und Wieliczka, und fing an sie zum Wohle der Menschheit auszubeuten. Es soll die heilige Kunigunde, die Gemahlin des Herzogs Bolislaus V, gewesen seyn, die diese Entdeckung machte. Die Art der Gewinnung mochte anfangs sehr einfach seyn, so lange man noch an dem obersten Kopfe des hier hinaufragenden Salzhügels arbeitete. Später holte man Bergleute aus Ungarn und Deutschland und betrieb die Sache kunstgerechter. Die Nachrichten von der regelmäßigen Betreibung des Bergbaues steigen nicht über das Jahr 1442 hinauf. Doch waren selbst in den Zeiten nach diesem Jahre während der ganzen Polenherrschaft noch alle Arbeiten und Anstalten sehr unvollkommen. Die Bergwerke waren gewöhnlich an Juden verpachtet, die mit unwissenden Polen oft nur in den Tag hineinarbeiteten, oder, wie der Kunstausdruck dafür lautet, „auf Raub" arbeiteten. Sie suchten so viel Salz als möglich ans Tageslicht zu schaffen, unbekümmert darum, ob ihren Nachfolgern aus der unklugen Anbauung der Schachte Nachtheil erwachse oder nicht. Erst mit dem Jahre 1772, wo die Bergwerke kaiserlich österreichisch wurden, beginnt eine geregelte und rationelle Wirthschaft nach den neuern und bessern Methoden. Auch seit diesem Jahre erst hat man ein ordentliches Archiv begründet, mit dessen Hülfe man nun klar die Geschichte der Ausbeutung vor Augen hat, d. h. die hohen österreichischen Beamten; denn gegen Fremde ist man so geheimnißvoll, daß diese nie etwas Zuverlässiges von der Zu- oder Abnahme des Gewinnes, von der Veränderung des Salzpreises, von der allmählichen Ausdehnung der Werke, von der Verbesserung der Methoden und andern solchen interessanten Gegenständen erfahren. Ueber die Zeiten vor 1772 gibt es keine zusammenhängende Geschichte des Bergwerks, sondern nur einzelne Documente und unbedeutende Bruchstücke.

Die sämmtlichen höhern Beamten des Werks sind jetzt gebildete Deutsche, und es werden alle Hülfsmittel, welche die Wissenschaften und Künste an die Hand geben, in Anwendung gebracht, um theils die Fehler in der Anlage der alten Arbeiten möglichst unschädlich zu machen, theils die neuern Ausbeutungen gleich von vorn herein vernünftiger anzulegen, auf diese Weise gewinnt man jetzt — nach der Angabe der Beamten — in Bochnia und Wieliczka zusammengenommen 900,000 Centner, und für Wieliczka allein 700,000 Centner. Daß man mehr gewinnen könnte, ist keine Frage. Doch richtet man sich mit der Steigerung oder Minderung der Ausbeute nach dem Bedarfe. Von jenen 900,000 Centnern werden den Verträgen des Jahres 1772 zufolge 200,000 Centner an Preußen und 150,000 Centner an Rußland zu Preisen überlassen, in denen nur die österreichischen Arbeitskosten berechnet sind. Die übrigen 550,000 Centner werden von der österreichischen Regierung dem Salzmonopol, das sie sich beigelegt hat, zufolge zu willkürlich von ihr bestimmten Preisen verkauft. Sie gehen zum Theil auf der Weichsel nach Polen, zum Theil per Axe nach Schlesien, Mähren und in die Karpathen-Thäler. — Der Kaufpreis ist natürlich kein Geheimniß, wohl aber der Arbeitspreis, mit dem die österreichische Regierung sehr geheim thut. Man versicherte uns in Wieliczka, daß er noch bei weitem nicht einen Gulden Schein betrage, wobei die Solde sämmtlicher Arbeiter und Beamten und die Kosten aller Werke eingerechnet seyen. Dagegen verkauft die Regierung das Salz im Durchschnitt den Centner zu 5 Gulden Schein. *) Sie prostituirt also auf den Centner 4 Gulden oder 400 Procent, und das ganze Salzwerk würfe demnach der Krone eine reine Revenue von 2,200,000 Gulden Schein ab. Es stimmt dieses Resultat ungefähr mit dem von Zöllner angeführten, der die Revenuen von Wieliczka auf 1 Million Kaisergulden jährlich angibt. Aus der Oberfläche des ganzen Königreichs Lodomerien zieht Oesterreich demnach nicht so viel Gewinn, als ihm aus diesem Paar Salzschachten heraufgewunden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Rettungsraketen. Man hat am 29 April zu Havre neue Versuche mit diesen Raketen angestellt, vermittelst deren man Taue auf Schiffe hinschießt, die in der Noth sind: sie trugen 515 bis 520 Metres weit, und kein Tau riß. Man hofft noch eine Schußweite von 500 Metres zu erreichen. (Franz. Bl.)

*) Das gewöhnliche Grundsalz zu 5 fl., das bessere Schibiker Salz zu 5 fl. 38 kr., das feinste Krystallsalz nur in kleinen Partien zu 8 fl. Zöllner gibt für 1790 die Preise so an: Grünsalz 1 Thlr. 2 bis 8 gr. und Schibiker Salz zu 1 Thlr. 6 gr. bis 1 Thlr. 16 gr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte des Landes der Kirghis-Kaisaken.)

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1840.

Die indischen Frauen.

(Aus dem Asiatic Journal.)

2. Hochzeiten.

Die Ehe wird bei den Hindus nicht allein als eine ehrenvolle Handlung, sondern als das wesentliche Ziel des Lebens angesehen. Es gibt ein ähnliches Gesetz wie in Athen, welches verbietet, irgend ein wichtiges Amt einem unverheuratheten Mann anzuvertrauen. Ein Wittwer verliert an Achtung, bis er den Platz seiner verstorbenen Frau mit einer andern ersetzt; aber was auch die Nachtheile eines unverheuratheten Lebens für den Mann seyn mögen, sie sind unbedeutend im Vergleich zu der tödtlichen Langeweile einer armen unverheuratheten Frau. Auch thun die Eltern Alles, um sich ihrer Töchter zu entledigen. Natürlich sind es die Eltern, welche sich mit der Wahl des künftigen Gatten beschäftigen, und die Braut lernt ihn gewöhnlich nicht eher kennen, als bis das Band geknüpft ist. Von Seite der Frau sucht man vorzugsweise einen reichen Mann, oder einen, der es werden kann; von Seite des Mannes sieht man auf Reinheit der Kaste und Gesundheit. Aber selbst nach dem vorläufigen Austausch von Geschenken erwartet man, ehe man weiter geht, ein günstiges Zeichen. Glücklich die Verlobten, wenn eine Eidechse im Grase raschelt, wenn eine Kuh blöckt, oder ein schöner Vogel singt; wehe aber ihnen, wenn eine Katze, ein Fuchs, eine Schlange, ein Vogel mit häßlicher Stimme sich ihren Freunden vor Abschluß des Vertrags zeigt.

Die Hochzeitceremonien sind sehr complicirt. Es gibt nicht weniger als acht Hauptveränderungen dieser Handlung je nach den Kasten, ohne die örtlichen Eigenthümlichkeiten jeder Provinz zu rechnen. Für alle Classen sind Waschungen der wesentlichste Theil der Vorbereitungen, die Schminkung der Person kommt erst nachher. Ein Spaziergang mit Musik, ein Festmahl, alle Arten von Festen verlängern die Hochzeiten sechs bis sieben Tage lang. Die günstigste Jahreszeit ist der Frühling, wenn „Drisput" und „Sukh" (Mars und Venus) unter dem Gestirn in Verbindung treten. Bei den Braminen gehen dann die Sachen auf folgende Art vor sich.

Am Morgen des ersten Tages, vor Aufgang der Sonne, werden Braut und Bräutigam von ihren Freunden an das Ufer des heiligsten Flusses in der Nachbarschaft geführt, wo sie eine Reihe von feierlichen Abwaschungen nebst Gebeten und der Anwendung des „Arati" bestehen müssen, was mit Feuer geschieht, um die Wirkungen des böſen Auges abzuwenden. Man stellt die Verlobten neben einander, die Frau verschleiert, unter einem Thronhimmel, von zwölf Pfeilern getragen, und prächtig mit Blumenguirlanden und Fahnen ꝛc. geschmückt. Man ruft die Götter an, daß sie zur Hochzeit kommen, und einige Strahlen jenes himmlischen Feuers bringen, das ehemals unsere ersten Eltern beseelte. Dann breitet man ein Antilopenfell aus, auf welches das Paar sich setzt, das Gesicht gegen Osten gewendet. Man reibt es mit Safran, man wäscht ihm die Füße mit Honig, man bindet die Hände mit Schnüren, man salbt es mit Oel und Wohlgerüchen, man bestreicht ihre Glieder mit magischen Steinen, und endlich nach Sonnenuntergang fängt eine abgeschmackte Posse an. Der Bräutigam gibt vor, von einer heftigen Lust ergriffen zu seyn, seine Familie zu verlassen, und sich in das Getümmel der Welt zu werfen, um Reichthümer zu erwerben, oder die heiligen Städte zu besuchen. Er bereitet sich zur Reise vor und nimmt traurigen Abschied. Jetzt irrt er von Stadt zu Stadt, arm an Geld und allein, und sehr unglücklich. Da trifft er plötzlich auf einen Zug mit Fackeln; es sind seine Freunde, die ihn zur Rückkehr einladen, aber er weigert sich, bis man ihm eine schöne, treffliche Frau anbietet. Da weicht der Pilger dieser Versuchung, und läßt sich mitten unter dem Schmettern der Trompeten, Cymbeln, dem lärmenden Geschrei, Flinten- und Pistolenschüssen ꝛc. im Triumphe nach Hause führen.

Am zweiten Tage nimmt der Vater der Braut die Hand seines Schwiegersohns und vereinigt sie mit der seiner Tochter, und die beiden Väter begießen sie mit 7 Maaß Wasser, 7 Maaß Korn und 7 Maaß Milch. Wenn das geschehen, legt man, während der Hauptbramin das Mantras spricht, auf die Schulter des Bräutigams einen Zeug, der statt aus drei, aus neun Flechten besteht, und einen Tabli, oder großen Ring, Sinnbild der Ehe, um den Hals der Braut. Das ist die feier-

lichste Handlung der Ceremonie, das Band, welches die beiden Gatten verbindet.

Am dritten Tage essen die beiden Gatten in Gegenwart aller Gäste mit einander; es ist das Zeichen ihrer innigsten Vereinigung und die schwierigste Probe für die Bescheidenheit der jungen Frau; denn man sieht es als einen Beweis großer Unzartheit von Seiten des weiblichen Geschlechts an, in Gegenwart eines Mannes zu essen, und wäre es auch ein Verwandter, und sprüchwörtlich sagt man von einer Frau, der man ihr Betragen vorwerfen will, daß sie die Hochzeitfeste liebe. — Am fünften und letzten Tage findet ein Opfer statt, wo man Reiß verbrennt, das einzige Opfer, dem, mit Ausnahme der Sutti, eine Frau beiwohnen kann. Am Abend dieses letzten Tages endet sich die Ceremonie mit neuen Waschungen und mit seltsamen Kleidern, mit denen man die Verlobten schmückt. Endlich fängt man die Procession des ersten Tages beim Schein der Fakeln durch die Straßen wieder an, wobei das glückliche Paar in einem glänzend geschmückten Palankin getragen wird. Oft findet bei diesen Festen ein außerordentliches Gepränge mit Edelsteinen statt Man theilt häufig Almosen aus, und man erzählt von Hochzeiten, wo man den Armen und Mönchen Summen vertheilt habe zum Werth von 3 Lak Rupien.

Die mohammedanischen Hochzeitgebräuche in Indien sind weit einfacher als die der Hindu. Man trifft hier ebenfalls die Ceremonie der Vereinigung der Hände, die köstlichen Kleider, die eheliche Einsegnung, Feste, Tänze, Almosen, Lärm, Musik, Fackelzüge; aber das Alles dauert nicht über einen Tag. Der wesentlichste Theil der mohammedanischen Hochzeiten scheint die Verzehrung von Leckerbissen zu seyn. Man hat eine unendliche Menge von Zuckerwaaren. Männer, Frauen, Kinder, Pferde, Kamele, Elephanten, Ochsen, Vögel — Alles erhält seinen Antheil an den Hochzeitkuchen, die aus Zucker und Butter, die etwas mit Mehl angebrannt ist, bestehen. Im orientalischen Styl: die Straßen werden zu Honigströmen, die Höhen sind in Zuckerberge umgewandelt. Man liest im Tarihi Guzaida, daß im Jahre 1086 bei der Hochzeit der Tochter des Sultans Malekschah 40,000 Mannds Zucker (mehr als 1400 C.) verzehrt wurden.

Um die Pflichten kennen zu lernen, welche den Hindufrauen durch die Ehe aufgelegt werden, muß man das Padma Purana lesen, von dem mehrere Capitel dem Verhalten in der Ehe gewidmet sind. „Wie häßlich, alt, boshaft ꝛc. auch ein Mann sey, die Frau muß ihn zum Abgott ihres Herzens machen; alle seine Wünsche sollen die ihrigen seyn, wenn er lacht, lache sie auch; wenn er weint, vergieße sie Thränen; will er kosen, sey sie gesprächig; schweigt er, so schweige sie auch ꝛc." In vieler Beziehung ist also die Frau eine Sklavin; doch ist es verboten, sie zu schlagen. Die Vorschriften von der Unterwerfung der Frauen kann aber ihrem Glücke nicht nachtheilig seyn, denn der Ursprung der Sutti, Selbstmord der Wittwen, kommt aus der Idee, welche die Hindufrauen unterhalten, daß es kein größeres Unglück gibt, als den Gatten zu überleben. Dieses unmenschliche Opfer ist glücklicherweise in Indien unterdrückt worden, doch nicht ohne Mühe, und es war stets freiwillig, da die Suttis überredet worden waren, daß sie, wenn sie sich den Flammen übergeben, dem Verstorbenen den Himmel öffnen und selbst dem größten der Uebel entgehen, dem Wittwenstande. Die Erniedrigung der Wittwe beginnt in der That sogleich nach dem Tode des Mannes. Man beraubt sie aller ihrer schönen Kleider, ihres Schmuckes, man nimmt ihr sogar das „Tahli," jenes geheiligte symbolische Halsband, man scheert ihr den Kopf, sie wird von allen Festen ausgeschlossen, sie wird Magd im Hause, wo sie Herrin war, darf weder zürnen, noch sich beklagen. Außerhalb der Gränzen ihrer Stadt oder ihres Dorfes wird überall ihre Gegenwart als ein Ereigniß von böser Vorbedeutung angesehen.

Der Zug der Russen gegen Chiwa.

(Fortsetzung.)

Ehe wir weiter gehen, müssen wir einen Blick auf die Völkerschaften werfen, die innerhalb des oben erwähnten Halbcirkels wohnen, und mit denen die russische Regierung in stetem, theils freundlichem, theils feindlichem Verkehr ist. Man bezeichnet das Land zwar im Allgemeinen mit dem Namen Kirgisensteppe, und nennt gewöhnlich alle die dortigen Völker Kirgisen, obwohl sie keineswegs zu Einem Stamme gehören. Nach Lewschin gebührt den westlichen Kirgisen der Name gar nicht, sondern eigentlich nur den sogenannten schwarzen Kirgisen, oder Buruten, die mongolischen Stammes sind, während die westlichen Kirgisen, nämlich die kleinere und mittlere Horde, türkischen Stammes sind, und eigentlich Kasak heißen, welchen Namen sie in Asien allgemein, selbst bei den Chinesen haben; indeß ist wegen des seit geraumer Zeit herrschend gewordenen Namen „Kirgiskaisaken" schwer auszumachen, welche Ereignisse immer den türkischen oder den mongolischen Theil getroffen haben; doch ist es wahrscheinlich, daß der mongolische Theil bei der Vernichtung des Dsungarenreichs durch die Chinesen im Jahre 1757 großentheils zu Grunde ging. Es herrscht überhaupt in jenem ganzen Landstrich eine Verschlingung mongolischer und tatarischer Völker, die noch immer schwer aufzuklären ist.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts dehnten sich die Kirgiskaisaken anfangs gegen Norden, und dann nach der Vernichtung des Dsungarenreichs durch die Chinesen auch gegen Osten aus. Gegen Westen wurden sie schon im Anfange des 18ten Jahrhunderts mächtiger, jedoch bewohnten nach den russischen Geschichtschreibern die Baschkiren damals noch den Mittel- und Oberlauf des Ural und der Emba, und die Kalmücken wohnten an der Mündung. Diese letztern waren Turguten, oder Torgout, die schon im Jahre 1630 an der Wolga erschienen, die große und kleine Horde der Nogaier schlugen, und mit andern Horden verbunden sich unter russische Oberherrschaft begaben. Im Jahre 1636 kamen 50,000 Kibitken nach, doch blieben die östlichsten Horden immer noch dem alten Vaterlande, den Weideplätzen am Ili nahe, bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo die Spaltungen in dem westlichen

Dsungarenreiche sie verdrängten. Indeß bewahrte sich China Verbindungen mit diesen Torgouten, und diese Verbindungen haben dann in einer spätern Zeit, im Jahre 1771, zu der bekannten Wiederauswanderung und Flucht der Kalmücken von der Wolga nach dem alten Dsungarenlande geführt. So viel gelegentlich über die Stellung der Kalmücken, die mit den Kirgiskaisaken in Zerwürfniß kamen. Im Süden waren diese letztern wahrscheinlich durch ihre Verwandtschaft mit den türkischen Stämmen Meister. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts besaßen sie auch Turkestan, wo schon im vorigen Jahrhundert einer ihrer Chane residirt hatte. In der ganzen zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts und noch im Anfang des 18ten waren sie in unaufhörlicher Fehde mit dem westlichen Dsungarenreich. Tiawka machte die Kirgisen siegreich, aber gegen das Ende seiner Regierung unterlag er vor dem Glück und der Macht Galdan Tsiren's, des Kontaischa der Dsungaren, so daß die Kirgisen sich nicht nur an den russischen Gouverneur in Westsibirien wandten, sondern auch im J. 1723 ihre Hauptstadt Turkestan verloren, und sich nach Kodschant und Samarkand zurückziehen mußten. Jetzt vereinten sich sämmtliche Stämme unter Abulchair, der sich zwar der Dsungaren erwehrte, aber doch gerathen fand, sich von diesem gefährlichen Feind zu entfernen. Die große Horde blieb allein bei den Dsungaren, mußte sich ihnen aber bald unterwerfen, die kleine Horde verjagte die Kalmücken von der Mündung der Emba, und zwang sie, eine Zuflucht auf dem andern Ufer des Ural zu suchen; die mittlere Horde zog nordwärts nach dem Uri oder Ui, und verjagte die Baschkiren aus diesem Gebiet. Diese beiden Horden, welche sich wohl dachten, daß die Kalmücken und Baschkiren sich an ihnen zu rächen suchen würden, gingen Rußland um ein Schutzbündniß an im Jahre 1726, aber erst im J. 1730 erkannte sich, wie schon oben erwähnt, Abulchair als Unterthan Rußlands an und leistete den Eid der Treue, während die Reste der großen Horde, nachdem sie längere Zeit das Schicksal der Dsungaren getheilt, endlich bei Vernichtung dieses Reichs durch die Chinesen, an der Gränze, wie es scheint um den Ballasch-See, angesiedelt wurden, und noch jetzt chinesische Hoheit anerkennen; ein anderer Theil dieser Horde fiel unter die Herrschaft des Chans von Kokand, und ein dritter, aber sehr schwacher, gilt für unabhängig und setzt sein räuberisches Treiben fort.

Die Unterwerfung Abulchair unter den russischen Scepter war lange Zeit nur ein leeres Wort; zwar folgten bald auch andere Häuptlinge seinem Beispiel, aber dennoch plünderten sie häufig die russischen Karawanen und machten auch fortwährend Einbrüche auf russisches Gebiet, namentlich gegen die Kalmücken und Baschkiren, und nur wenn sie von Feinden gedrängt waren, namentlich von den Chiwaern oder Dsungaren, wandten sie sich an Rußland um Hülfe, und erneuerten ihre Versprechungen ewiger Treue; kaum waren sie aber wieder der Furcht ledig, so wünschten sie ihre alte Unabhängigkeit zurück, und behaupteten, der Chan habe mit seinem Eid der Treue seine Vollmacht überschritten. Als Abulchair im J. 1749 umkam, brachte man seinen Sohn Nur Ali nur mit großer Mühe dahin, daß er die Belehnung von Rußland annahm, aber er gab die als Sklaven bei seinem Volke befindlichen Russen nicht zurück, und gab auch die Plünderung der Karawanen, die durch sein Gebiet zogen, nicht auf. Man kann sich demnach schon einen Begriff machen, wie schwach die Herrschaft war, welche Rußland über diese Völkerschaft ausübte.

Rußland scheint sich überhaupt den dortigen Völkern gegenüber in einer höchst mißlichen Stellung befunden zu haben. Dieß erhellt aus den Mitteln, zu denen es manchmal griff. So erzählt Lewschin in seinem Werke über die Kirgis-Kaisaken die Art und Weise, wie man zwischen Baschkiren und Kirgisen Haß aussäete, um sie zu hindern, sich mit einander zu vereinigen. Die Baschkiren, seit Johann dem Schrecklichen Rußland unterworfen, hatten sich wiederholt und auch im Jahre 1755 empört. Ein Mollah hatte die wahren Gläubigen zum Kampfe gegen die Russen aufgerufen, und seine Schreiben ergingen auch an die Tataren von Kasan und die Horden der Kaisaken, welche letztere denn auch, unter dem Vorwande, den Baschkiren beizustehen, Einfälle in die russischen Gränzen machten. Neplujew, der damals an der Gränze commandirte, erstickte den Aufstand der Baschkiren in ihrem Blut, und um eine Vereinigung derselben mit den Kirgisen zu hindern, streute er den Samen eines unversöhnlichen Hasses unter ihnen aus. Mit Vorwissen der Regierung zeigte er den Kirgisen an, die Kaiserin überlasse ihnen zur Belohnung für ihre Anhänglichkeit an Rußland sämmtliche Weiber und Mädchen der Baschkiren, die sich zu ihnen geflüchtet hätten, unter der Bedingung, daß die Männer den Russen ausgeliefert oder wenigstens aus der Horde verjagt würden. Alsbald fielen die Kirgisen über die Baschkiren her, hieben den größten Theil der Männer nieder, und bemächtigten sich der Weiber und Mädchen; die wenigen übrig gebliebenen Männer wurden den Russen ausgeliefert. Wüthend hierüber verlangten die Baschkiren die Vergünstigung von Neplujew, über den Ural zu setzen, um sich an den Kirgisen zu rächen. Neplujew schlug dieß ab, gab aber insgeheim den Postencommandanten Befehl, sie durchzulassen. Ein wüthender Kampf begann, in welchem beide Völker furchtbar litten, bis endlich Neplujew für gerathen hielt, den Unordnungen Einhalt zu thun: den Baschkiren wurde nun der Uebergang über den Ural ernstlich untersagt, und den Kirgisen schlug er vor, sich südlich von diesem Flusse zurückzuziehen. Das Blutvergießen nahm ab, aber der Haß zwischen beiden Völkern blieb bis auf den heutigen Tag. Dieß mag eine Idee von dem Stande der Dinge und von der Politik der Russen in diesen Gränzländern geben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Adlerholz in Siam.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Einwohner von Tschantaburi ist die Aufsuchung des Adlerholzes. Das Holz heißt so, weil es innen schwarz getupft ist, wie das Gefieder eines Adlers. Indeß sind die schwarzen Theile allein gesucht: der Geruch davon, wenn man es verbrennt, ist köstlich; auch mischt man davon in Siam in alle Arzneien,

und die Erfahrung zeigt, daß es von großem Nutzen ist. Nur Eine Art Bäume enthält dieß Holz; die, welche es suchen, versehen sich mit Scheeren, Aexten und Sägen von verschiedener Form. Wenn sie gefunden haben, daß ein Baum Adlerholz enthält, so hauen sie ihn um, sägen ihn in Stücke und schneiden das schwarze, das oft ganz sonderbare Formen hat, sorgfältig aus. So zubereitet, verkauft man den Caty*) zu 4 Ticals (5 bis 6 fl.). Jede christliche Familie des Landes muß dem König einen jährlichen Tribut von zwei Catys zahlen. (Echo du Monde Savant vom 9 Mai.)

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

Der Beamten und Arbeiter zusammengenommen gibt es ungefähr 900, wovon 86 bloß Beamte sind. Diese Beamten, an deren Spitze ein Gouverneur mit mehrern ihm attachirten Bergräthen steht, theilen sich in „montanistische" und „obertägige," oder, wie man sich bei andern Bergwerken ausdrückt, in „Herren vom Leder" und „Herren von der Feder." Die Obertägigen, Räthe, Secretäre, Protokollisten, Schreiber, sind bloß fürs Administrativfach. Die „Montanistischen" für die Inspicirung der Arbeiter und für die Leitung der neuen Bauten. Jenes die „Oberschichtmeister," „Unterschichtmeister" und „Steiger," dieses die „Ober- und Untermarkscheider," oder, wie sie auch genannt werden, „die Ingenieure." Die Beamten sind gut besoldet, und wir hatten Gelegenheit, an den Vorbereitungen zu einem Ball, den die sämmtlichen Salzmänner bei unserer Anwesenheit in Wieliczka zu geben im Begriff waren, die Lustigkeit und Ueppigkeit ihres Lebens zu bewundern.

Die hohe Akademie für die Bildung dieser Beamten ist vorzugsweise Schemnitz in Ungern. Die Arbeiter theilen sich in solche, welche ein- für allemal besoldet sind, und in solche, welche nur auf Contract arbeiten. Die Zahl der letztern mehrt oder mindert sich je nach der Begehrtheit des Salzes. Der vom Salzwerke pensionirten Arbeiter und Beamten gibt es nicht weniger als 800, von denen die meisten 40 bis 45 Jahre in den Gruben gearbeitet haben.

Für das gewonnene Salz gibt es vier Hauptniederlagsorte: Wieliczka, Neopolemize, Podgorze u. s. w. Hier wird es in großen Magazinen aufgehäuft, aus denen man es an die Kaufleute verabfolgt. Andere Nebenmagazine sind in Brünn, Teschen und Bilitz für Schlesien und Mähren.

Die Salzwerke haben jetzt eine Ausdehnung in die Breite von 84,000 Quadratklafter genommen. Die Länge aller Stollen und Gänge des Bergwerks zusammengenommen würde einen Gang von 7½ Meilen betragen. Zehn Tagesschachte setzen dieses unterirdische Labyrinth mit der Oberfläche der Erde in Verbindung. Der eine von diesen zehn Schachten, „Wodna Gura" (Wasserberg) genannt, dient zur Herausschaffung des Wassers, zwei zum Einfahren der Menschen und die übrigen um das Salz emporzufördern, oder um Holz, Stroh, Pferde und anderes Material in die Grube zu bringen.

Das ganze Werk zerfällt nach den verschiedenen Perioden des Baues in drei große Abtheilungen, oder, wie der Kunstausdruck lautet, in drei „Felder," das „alte Feld," das „Janina-Feld" und das „neue Feld." Das alte Feld greift von der Stadt aus nach Süden ins Gebirge hinein, das neue nach Osten und das Janina-Feld nach Westen. Das erste besteht aus den ältesten unregelmäßigen Anlagen. Das Janina-Feld, so genannt vom König „Jan" (Johann), ist nach einem verbesserten Plan angebaut. Das neue Feld stammt aus der österreichischen Zeit, und bei seiner Anlage sind alle neuesten Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen benutzt worden. Uebrigens wird auch noch jetzt aus den ältern Feldern Salz zu Tage gefördert.

Jedes dieser Felder besteht aus fünf übereinanderliegenden Stockwerken, oder, wie man sich hier ausdrückt, „Contignationen." Jede dieser „Contignationen" ist aus einer Menge durch Stollen und andere wagerechte Gänge miteinander verbundene Höhlen oder „Kammern" zusammengesetzt. Die verschiedenen Contignationen sind dann wieder durch senkrechte oder schief abwärts gerichtete Schachte und Treppengänge miteinander verbunden. Bis zur ersten Contignation steigt man durch die verschiedenen tauben Erdschichten 54 Klafter tief hinab. Zwischen den verschiedenen Contignationen hat man natürlich wieder angemessene Zwischenräume von 10 bis 15 Klafter gelassen. Die durch Stufen oder Treppen völlig bequem gangbare Tiefe beträgt 125 Klafter, und die Tiefe des Ganzen 145 Klafter. Da Wieliczka selbst 150 Fuß über der Weichsel bei Krakau und 699 Fuß über dem Meere erhaben ist, so steigt demnach das Bergwerk noch über 850 Fuß tiefer unter das Weichselbett und 500 Fuß unter die Oberfläche des Meeres hinab.

(Fortsetzung folgt.)

*) Chinesisches Pfund, à 20 Unzen Silber.

Miscellen.

Merkwürdige Münze. Das Echo du Monde Savant vom 9 Mai entlehnt aus dem Courrier du Gard die Nachricht von der Auffindung mehrerer höchst eigenthümlicher Münzen. Sie sind zu Maguelonne, dem alten Mesua, geschlagen, und haben auf der einen Seite den Kopf eines der Seeräuber, welche im Anfange des 8ten Jahrhunderts nach ihrem Zufluchtsorte Maguelonne ihren Raub brachten, und sich dort mit Lebensmitteln und Wasser versahen, um aufs neue in See stechen zu können. Auf der Rückseite ist ein Kreuz, in dessen vier Ecken der Halbmond abgebildet ist. Bekanntlich fand damals ein Bündniß statt zwischen saracenischen Häuptlingen und dem Bischof von Maguelonne, der deßhalb von einem Concil streng getadelt wurde.

•

Denkmal von N. Copernicus. Nach dem Tygodnik Literacki vom 4 Mai bildet sich gegenwärtig in Polen eine Gesellschaft, um ihrem großen Landsmanne, N. Copernicus, ein Denkmal in seiner Vaterstadt Thorn zu errichten.

•

Schlittschuhlaufen bei warmem Wetter. Trotz des wahren Sommerwetters, das am Ende Aprils herrschte, fand am 27 April eine Versammlung von Liebhabern des Schlittschuhlaufens statt, und übte ihre zierliche Kunst auf einer ziemlich ausgedehnten, durch künstliche Mittel zum Gefrieren gebrachten Wasserfläche. (Litt. Gaz. vom 2 Mai.)

•

Ein landwirthschaftlicher Lehrstuhl ist vor kurzem wieder zu Foix im Departement Ariège gegründet worden; der Unterricht ist, wie gewöhnlich, unentgeltlich. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1840.

Krankheiten und Sterblichkeit im westlichen Afrika.

(Nach Major Tulloch im Athenäum vom 2 Mai.)

Die drei bedeutendsten Militärstationen der Engländer an der Küste von Westafrika sind Gambia, Sierra Leone und die Inseln Loß gewesen. Die erstere Colonie liegt an der Mündung eines jener mächtigen Ströme, welche die tropischen Gegenden Afrika's bewässern, und ist auf allen Seiten mit niedrigem, sumpfigem Land umgeben, das in großer Ausdehnung Wald und Gesträuch bedeckt. Dieselbe Ansicht bietet die Küste in einer Länge von fast 500 Meilen bis gegen Sierra Leone, dessen natürliche Lage eine ganz verschiedene ist, da es eine erhöhte Halbinsel, gegen 2000 bis 3000 Fuß hoch, bildet, die auf der einen Seite von dem einströmenden Meere, auf der andern von einem mehrere Meilen breiten Fluß umschlossen ist. Der Boden ist trocken und die Station durch hohe Gebirge vor den sumpfigen Gegenden wohl geschützt. Die Inseln Loß, die dritte Militärstation, bieten wieder einen ganz andern Anblick, denn sie bestehen nur aus einigen unfruchtbaren Granitfelsen, ungefähr 8 Meilen vom Festlande, und fast ganz ohne Wasser und Vegetation. Diese Stationen liegen innerhalb der Wendekreise. Das Klima ist, besonders seiner außerordentlichen Feuchtigkeit wegen, bemerkenswerth; häufig sind während der nassen Jahreszeit 300 Zoll Regen gefallen, und in zwei Nächten hat man mehr Regen gemessen, als in Großbritannien in einem ganzen Jahre fällt. Die Temperatur ist eher unter als über dem Durchschnittsmaaß in andern gleichen Breiten, doch, ausgenommen in Sierra Leone, schnellem Wechsel sehr unterworfen. Aber noch ist keine Ursache als genügend aufgefunden worden, um zu erklären, warum das Klima an dieser Küste der europäischen Constitution so nachtheilig sey, wie es wirklich ist. Gewiß ist es eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß eine Küstenstrecke von einigen tausend Meilen, die alle mögliche Abwechselung in ihrer natürlichen Gestaltung zeigt, in dieser Beziehung eine so seltsame Uebereinstimmung an den Tag legen kann. Die Bemerkungen, durch welche die Ungesundheit dieses Klima's erwiesen worden ist, erstrecken sich über gesunde und ungesunde Jahre, beziehen sich auf Civil- wie Militärpersonen, auf Mäßige und Unmäßige. Von Militär starben während achtzehn Jahren, von 1819 bis 1836 incl., ungefähr die Hälfte; ja in den Jahren 1825 und 1826 starben fast drei Viertel. Dieser furchtbare Verlust an Menschenleben war aber nicht an jene Periode geknüpft; denn während der neun Jahre vor 1819, die man nicht als besonders ungesund ansehen konnte, erlagen im Durchschnitt alljährlich ein Viertel der weißen Truppen, und in den Jahren 1837 und 1838, nach sechs im Vergleich sehr gesunden Jahren, brachen Fieber mit gleicher Heftigkeit aus, und zeigten sich eben so unheilbringend. Doch muß man hierbei bemerken, daß die auf diese Stationen beorderten Truppen, zum größern Theil, am wenigsten geeignet waren, dem verderblichen Einflusse des Klima's zu widerstehen, — denn ein großer Theil bestand aus solchen Truppen, die hier in diesem ungesunden Klima die ihnen bestimmte, aber erlassene Strafe abbüßen sollten, und die in Laster und Unmäßigkeit auf das tiefste versunken waren. Aber freilich, auch wo diese Erklärungsgründe nicht anwendbar waren, blieb der Erfolg derselbe. Denn als man 1825, um den moralischen Zustand der Truppen zu verbessern, hundert freiwillig eingetretene Recruten aus England herschickte, so blieb ihr Schicksal dasselbe wie das ihrer Cameraden.

Ein noch schlagenderer Beweis jedoch, wie wenig die Mäßigkeit gegen den schädlichen Einfluß des Klima's bewahren kann, zeigt sich in der Sterblichkeit der Missionarien. Von 89 Männern, die vom März 1804 bis August 1805 daselbst in der Blüthe ihres Lebens hinkamen, starben 54; 14 kehrten schwer erkrankt, 7 in voller Gesundheit nach England zurück, und 14 blieben auf der Küste.

Die frühern Zahlen beziehen sich auf die Truppen der drei Stationen zusammen. Wenn aber die Inseln Loß und Gambia besonders genommen werden, so ist das Resultat noch beunruhigender. Die erste Abtheilung weißer Truppen, aus 108 Mann bestehend, kam auf der Station Gambia gegen Ende Mai 1825 an, gerade als die Regenzeit eintrat. In der Zeit zwischen diesem Datum und dem 21 Sept. ergaben sich unter ihnen folgende Resultate: Gestorben an intermittirenden Fiebern 74; an andern Krankheiten 13; blieben am Leben 21. Während

dieſer Zeit wurde eine Abtheilung von 91 Mann ungefähr auf der offenen See am Bord eines Transportſchiffs behalten, und von ihnen ſtarb nicht ein einziger Mann. Als aber Ende Septembers durch den Tod ihrer Cameraden Platz für ſie geworden war, ſie gelandet wurden und nun eine Geſammtzahl von 112 Mann ergaben, ſtarben von ihnen bis zum 21 Dec. an Fiebern 61, an andern Krankheiten 12, blieben alſo am Ende von einem Vierteljahr nur 39 noch am Leben. Den Verluſt zu erſetzen, kamen 200 Europäer hinzu, und ehe noch drei Monate verfloſſen waren, hatte das Grab ſchon wieder 116 verſchlungen. So kamen in der Zeit von 19 Monaten 276 Europäer ums Leben, von einer Anzahl, die ſelten 120 Mann überſtieg, und zuweilen ſogar nur 40 betrug.

Wegen des gänzlichen Mangels an Vegetation und Sümpfen auf den Inſeln Loß glaubte man, ſie würden eine gute Station bilden, und ſo wurde die Hauptinſel als ein Depot für Recruten eingerichtet, die ſich freiwillig in Chatham hatten anwerben laſſen. Die folgenden Reſultate zeigen, wie ſchrecklich dieſe Hoffnung vernichtet wurde. Von 103 Mann, die am 23 Febr. 1825 daſelbſt landeten, ſtarben innerhalb 18 Monaten 62, und und 21 wurden als dienſtunfähig nach Hauſe geſchickt, blieben alſo nur 20 Mann von dem ganzen Corps im Lande. Wechſelfieber ſcheinen die Hauptquelle dieſer großen Sterblichkeit geweſen zu ſeyn, denn die Hälfte der daran Erkrankten wurde hinweggerafft. Ein großer Theil davon trug den Charakter des gewöhnlich ſogenannten gelben Fiebers. Man machte den Verſuch, das Erſcheinen dieſer Krankheit mit dem Umſtand in Verbindung zu bringen, daß die Regen ſpäter oder früher eintraten, oder heftiger oder geringer geweſen ſeyen als gewöhnlich, doch ohne genügenden Erfolg. Die Temperatur und die vorherrſchenden Winde ſind ebenfalls ſorgfältig beobachtet worden, ſcheinen jedoch keineswegs mit der Krankheit in Verbindung zu ſtehen; ſelbſt höhere Standorte bringen keine Befreiung davon. Die Caſernen, die 400 Fuß hoch ſind, waren häufig der Schauplatz größerer Sterblichkeit als die niedrigſten Punkte der Städte, und als vor kurzem eine Abtheilung Matroſen nach dem Dorfe Wilberforce, in einer Höhe von 500 Fuß gelegen, gebracht wurde, um ſie frei vom Fieber zu erhalten, litten ſie ſogar ſtärker, als im Hafen. Das Verhältniß der an Gehirnleiden Geſtorbenen war ungewöhnlich hoch. Waſſerſucht, gewöhnlich Folge des Fiebers, war auch häufig und tödtlich, und die Truppen litten viel von Geſchwüren, die oft ſo bösartig wurden, daß Amputation eintreten mußte.

(Schluß folgt.)

Der Zug der Ruſſen gegen China.

(Fortſetzung.)

Eine zweite Begebenheit, welche die Lage der Sachen an dieſer Gränze ſehr veränderte, und woran die Kirgis-Kaiſaken gleichfalls Theil nahmen, iſt die bekannte, doch nicht hinreichend gewürdigte Auswanderung der Kalmücken im J. 1771. Dieſe waren nach der Zerſtörung des Dſungarenreichs durch die Chineſen im Jahre 1757 durch 10,000 Kibitken vermehrt worden. Aber dieſe neuen Ankömmlinge ſcheinen keineswegs ſo ruhig geweſen zu ſeyn, wie die ſchon ſeit 120 Jahren an der Wolga umherwandernden Turguten, und hatten dieſe ſchon das dortige Land unſicher gemacht, ſo wurde es jetzt nach dem neuen Zuzug kampfgewohnter und kampfluſtiger Horden noch viel ſchlimmer, ſo daß die ruſſiſchen Gouverneure von Aſtrachan eine militäriſche Gränzlinie erſt von Zarizyn nach Saratow, dann von erſterem Orte nach Aſtrachan ziehen mußten. Unter dieſen Umſtänden war es kein Wunder, daß die Ruſſen den Sohn des Chans als Geiſel zurückbehielten, und ſonſt ein wachſames Auge auf ſie hielten; die gegenſeitige Mißſtimmung ſtieg, und die Kalmücken rüſteten ſich zur Auswanderung. Ueber die nächſte Veranlaſſung dazu weichen nun chineſiſche und ruſſiſche Angaben ab: nach den erſten ſollte man glauben, die fort und fort erhaltene Verbindung mit China, und namentlich mit Tibet, habe ſie bewogen, ſich wieder dem chineſiſchen Scepter zu unterwerfen; nach den ruſſiſchen aber ſollen namentlich die erſt im Jahre 1758 angelangten Kalmücken dem Oberhaupte deren an der Wolga die Wiederherſtellung des Dſungarenreichs vorgeſpiegelt haben. Daß jedenfalls China die Hand mit im Spiele hatte, iſt unzweifelhaft, denn eben damals ſtand Ablai, Chan der mittlern Kirgiſenhorde, mit China in Unterhandlungen, um ſich der ruſſiſchen Oberherrſchaft ganz zu entziehen, und die ruſſiſche Regierung zog im J. 1770 Truppen zuſammen, um ihn dafür zu züchtigen. Indeß brachen im Januar 1771 die Kalmücken auf und nahmen ihre Richtung gegen den Ural oder Jaik und ſetzten über dieſen Strom. Sobald der ruſſiſche Befehlshaber in Orenburg dieß erfuhr, ließ er, da ſeine Mittel, dieſe Maſſe von 300,000 Menſchen aufzuhalten, keineswegs zureichten, die Kirgiskaiſaken und andere nomadiſche Horden in Kenntniß ſetzen, daß er ihnen alle Beute überlaſſe, wenn ſie ſich nur dem Weitermarſche der Kalmücken widerſetzten. Dieß wagten zwar die Kirgiskaiſaken nicht, aber ſie verfolgten ſie unermüdlich und nahmen ihnen ab, was ſie konnten, ſo daß die armen Kalmücken, die weiter im Oſten vollends noch den Buruten in die Hände fielen, faſt ihr ganzes Beſitzthum verloren und ſtark geſchwächt auf chineſiſchem Gebiet anlangten. Dort ſollen ſie indeß mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen worden ſeyn. Ritter ſagt im erſten Bande ſeiner Geographie von Aſien darüber: „die einwandernden Horden der Turguten fanden Nahrung, Quartier und alle Bequemlichkeiten vorbereitet; ihre Häupter wurden vermittelſt der kaiſerlichen Poſten nach Hofe gebracht, wo der Kaiſer ihnen Audienz gab, ſie in ſeine Villa nach Jehol beſchied, ihnen daſelbſt Jagden, Feſte, Geſchenke gab. Die freiwillige Wiederkehr wurde ihnen, nachdem ſie ſich ſo lange expatriirt hatten, um ſo höher angerechnet.“ Nach dieſer Angabe zu ſchließen, ſollte man einen ſtillen Kampf zwiſchen ruſſiſchem und chineſiſchem Einfluß auf dieſem weiten Gebiete vorausſetzen. Auch deuten manche Umſtände darauf hin. Wir haben oben erwähnt, daß Ablai, Chan der mittlern Horde, bereits mit China in Verbindung ſtand: als Pugatſchews Aufſtand ausbrach und auch die Baſchkiren ſich demſelben anſchloſſen, hielten ſich die Kirgiſen aus Haß gegen die Baſch-

liren fern; aber Ablai Chan benutzte die Gelegenheit, sich unter dem Vorwande einer (bloß nominellen) Unterwerfung unter chinesische Herrschaft völlig unabhängig zu machen. Nach seinem Tode zerfiel sein Stamm, die Naimanen, der größere Theil derselben blieb unter chinesischer Herrschaft, und nur ein kleiner Theil unter Wali, einem Sohne Ablai's, bat um Rußlands Schutz.

Rußland suchte begreiflicherweise alle möglichen Mittel hervor, diese Völker zur Ansässigmachung zu bewegen, aber der unbändige Sinn der Kaisaken, ihre Raub- und Wanderungslust legte die größten Hindernisse in den Weg. Man hoffte zum Zweck zu gelangen, indem man die Würde eines Chans unterdrückte, bemächtigte sich zu diesem Ende Nur Ali's und seiner Brüder im J. 1786 und brachte sie nach Ufa. Dieß vermehrte aber nur die Unordnung, und die innern Kriege so wie die Einbrüche auf russisches Gebiet dauerten fort, so daß endlich im J. 1797 12,000 Zelte, unter dem Sultan Butei, auf russisches Gebiet übergingen, wo ihnen zwei Jahre darauf die durch die Flucht der Kalmücken leer gebliebenen Ländereien angewiesen wurden. Von der neuern und neuesten Geschichte der Kirgisen wissen wir sehr wenig, denn über diese ist Lewschin, fast der einzige Führer, so gut wie stumm, doch geht aus allen Umständen hervor, daß sich eine Anzahl Stämme der russischen Herrschaft gefügt hat, und wenn dieß nicht in noch höherm Grade der Fall war, so ist hieran die Eifersucht der chinesischen Regierung Schuld, welche hier die Gränzstämme auf eine ganz eigenthümliche Weise organisirt und an sich gekettet hat. Sie läßt ihnen ihre Wanderfreiheit, gibt ihren Fürsten Geschenke, und scheint sie nur in gewisser Beziehung als irreguläres Gränzmilitär zu benützen.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, etwas über die Verhältnisse der Kirgisen zu Chiwa und den östlichen Staaten Turkestans zu sagen; hier sind aber unsere Kenntnisse sehr beschränkt. Chiwa unterhält starken Verkehr mit den Kirgisen, die, wenn sie in Noth sind, oft ihre Kinder dahin verkaufen,*) weil sie dieselben dort leicht wieder auffinden können; kommen kirgisische Oberhäupter nach Chiwa, so werden sie vom Chan sehr gut aufgenommen, und erhalten, so lange sie dort bleiben, Geld zu ihrem Unterhalt. Chiwa, als ächter Raubstaat, sucht diese Leute an sich zu ziehen, um durch sie von den Karawanen Kenntniß zu erhalten und dieselben plündern zu können. Darum hauptsächlich wird jede von Buchara ausgehende Karawane von zehn und mehr Kirgisen als Wegweisern begleitet, die, schlecht bewaffnet, ohnehin auch nicht besonders durch kriegerischen Muth ausgezeichnet, die Karawanen zwar nicht vertheidigen können, denselben aber insoweit zur Schutzwehr dienen, als sie durch ihre Verbindungen mit andern Kirgisen diese vom Raub abhalten. Man wählt deßhalb auch diese kirgisischen Wegweiser nach dem Ansehen, in welchem sie bei ihren Landsleuten stehen. Meyendorff macht in seiner bekannten Reisebeschreibung die richtige und für die Plane Rußlands charakteristische Bemerkung: „dieser Handel würde einen großen Aufschwung nehmen ohne die Gefahren, denen er auf der Straße von Buchara nach den russischen Gränzen ausgesetzt ist. Wäre das Chanat Chiwa Rußland unterworfen, so wären die Straßen ganz sicher.“ Man muß sich erinnern, daß Meyendorff diese Reise im Jahre 1820 machte. Aus dem Obigen geht hervor, daß die Kirgisen in dem Raubstaate Chiwa die Raubgenossen, in dem friedlichern Buchara die Wegweiser der Karawanen sind. Auch sollen sie dort sehr keck, ja frech auftreten.

In Kokan und Taschkent sind noch Usbeken herrschend, erst in der Stadt Turkestan finden sich wieder Kirgisen. Kokan und Taschkent stehen in mannichfachem, nicht bloß commerciellem, sondern auch politischem Verkehr mit China, namentlich mit Ost-Turkestan, wo noch im Jahre 1826 und 1827 ein gefährlicher Aufstand gegen die Chinesen stattfand, wobei es sich um die Wiederherstellung der Usbekenherrschaft in jenen Landen handelte. Hier also hört die Bedeutung der Kirgisen auf, und die Verhältnisse der Turkomanenstaaten zu Chiwa treten hervor.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich verkaufen sie solche auch, jedoch seltener, in Orenburg. Die russische Regierung mußte hiezu ihre Einwilligung geben, läßt die Knaben aufziehen, und reiht sie dann in die uralischen Kosakenregimenter ein.

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

Das Salz, welches in Wieliczka gewonnen wird, hat sowohl nach seiner verschiedenen Beschaffenheit, als nach den verschiedenen Formen, welche es erhält, verschiedene Namen, die zum Theil polonisirte deutsche, zum Theil germanisirte polnische Wörter sind.

Mit den Verschiedenheiten der Beschaffenheit verhält es sich so: das beste Salz ist das Krystallsalz, „Lodowata“ genannt, vom Polnischen „Lod,“ Eis. Dieses Eissalz ist völlig weiß und durchsichtig wie Glas. Es kommt in den übrigen Salzmassen in kleinen Adern, Nestern und Drüsen vor, und ist überall in kleinen Massen von ein oder ein paar Kubikfuß Größe eingesprengt. Die Polen nennen es auch „Oczkowata,“ „geäugeltes Salz,“ von Oczko, das „Auge,“ und machen zuweilen noch einen Unterschied zwischen dem „Oczkowata“ und „Lodowata.“ In der Wissenschaft heißt es „Sal gemmae,“ „Edelsteinsalz.“ Früher wurde dieses „Augen-Eis-Edelstein- oder Krystallsalz“ an den König von Polen abgeliefert, der mit kleinen Portionen desselben Geschenke an seine Magnaten machte, und auch allerlei Curiositäten daraus zur Ausschmückung seiner Paläste verfertigen ließ. Auch wurde es benachbarten Fürsten zum Präsent geschickt. Noch jetzt bekommt der König von Preußen jährlich zwei Centner solchen feinen Salzes, der Kaiser von Rußland als solcher 2½ Centner, als König von Polen zwei Centner, und der Kaiser von Oesterreich als solcher drei Centner, und als König von Ungarn einen Centner. Die Bildsäule des Königs Johann Sigismunds, welche jetzt im Salzwerke aufgestellt ist und früher in Warschau stand, ist aus dem größten Block des feinsten Krystallsalzes gemacht, den man bisher im Bergwerke fand. Für die Fremden drechseln die Arbeiter aus diesem Salze eine Menge zierliche Kleinigkeiten, Büchse, Nadelbüchsen, Crucifixe, Perlen, Billardkugeln, Rosenkränze, Tintenfässer, Salzbüchsen, Messer u. s. w., die sie zu theuern Preisen verkaufen, und mit denen jedes Wirthshaus in und um Wieliczka wohl

assortirt ist. Unser Wirth erzählte uns, daß im verflossenen Jahre ein englischer Lord hier drei Centner solcher niedlicher Lappalien aufgekauft habe. Man findet Scheiben, die so vollkommen klar und völlig fehlerlos wie Spiegelglas sind. Auch hat man sogar versucht, Spiegel daraus zu verfertigen.

Außer diesem, wie gesagt, nur in kleinen Quantitäten hie und da vorkommenden Salze kann man alles übrige Salz in „Bloinik“ (Rothsalz), „Grünsalz“ und „Schibiker Salz“ abtheilen. Das Rothsalz liegt in den obern Schichten des Werks, und heißt so, weil es mit einer Menge Thon- und Lehmtheile durchzogen ist. Man geht auf seine Gewinnung nicht aus. Muß man es aber, um zu besserem Salze zu gelangen, brechen, so verbraucht man es entweder als Baumaterial zu Errichtung von Pfeilern und Gewölben im Bergwerke selbst, oder man schafft es zu Tage und verkauft es für's Vieh.

Das „Grünsalz,“ „Zielona“ (vom Polnischen „Zielony,“ „grün“), liegt in ungeheuren dichten Massen unter dem Rothsalze, und es ist dasselbe der hauptsächlichste Gegenstand des Betriebes. Es besteht aus einer Menge kleiner Salzkrystalle, die innig und fest in einander verwachsen sind. Es ist fast so hart wie Glas, und hat ganz die grüne Farbe und denselben Grad von Durchsichtigkeit, wie das gewöhnliche Bouteillenglas. Der Unterarten des Grünsalzes hat man eine Menge unterschieden, je nachdem die Salzkrystalle, aus denen es sich bildete, lockerer oder fester zusammengesetzt wurden, und je nachdem sie kleiner oder größer waren.

Das beste und berühmteste Grünsalz ist das „Spiza“ oder „Metallsalz.“ Der polnische Name „Spiza“ soll von deutscher Speise (Glockenspeise) herrühren. Dieß polnisirte deutsche Wort haben denn die Deutschen wieder aufgenommen und es wieder etwas auf deutsche Weise gemodelt, und nennen denn so dieß Salz „Spießer-Salz.“ Die Karpathen-Bewohner sollen — nach Sydow und Schultes — dieß Spiza vorzugsweise gern nehmen, und es das „reine“ oder „reife Salz“ nennen. Andere kleinkörnige Grünsalze sind das „Perlensalz“ (Jarka, vom Polnischen „jarka,“ Buchweizen), das „Hanfsamensalz“ (Siemiarka) und das „Mohnsalz“ (Makowka).

Je mehr man nach unten hinabsteigt, desto reiner und schöner werden die Salzflöze, und so liegt denn das festeste und reinste Salz — d. h. natürlich, wenn man von dem schon obenerwähnten klarsten weißen Salzkrystalle absieht — das sogenannte „Szybikowa“ oder „Schibiker Salz,“ das Scheibensalz, zu allerunterst. Es ist weniger dunkel gefärbt und noch dichter als das gemeine Grünsalz.

Dem Bloinik oder Rothsalze gibt man, da es, wie gesagt, nicht in den Handel kommt, gar keine Form, und verkauft es an die Umwohnerschaft des Ortes in solchen Stücken, in denen es zufällig bricht. Die verschiedenen Arten des Grünsalzes (Siemiarka — Makowka — Jarka u. s. w.) werden nur von dem Bergmann unterschieden, dem der Unterschied der Structur auffällt. Da die letztere aber gar keinen Unterschied im Wesen und Gebrauch des Salzes begründet, so werden sie im Handel nicht weiter berücksichtigt, und für diesen bleiben daher nur die Unterschiede

1) des Krystallsalzes,
2) des Grünsalzes,
3) des Schibiker Salzes

wichtig. Das Krystallsalz fördert man in so großen Stücken als möglich zu Tage, und gibt ihm dann oben auf der Drechselbank oder mit dem Meißel die Formen, deren wir schon oben erwähnten. Es bleiben daher nur die Formen des Grün- und Schibiker Salzes übrig.

Seit uralten Zeiten gab man dem Salze in Wieliczka absichtlich zweierlei Formen, die Cylinder- und Parallelopipeden-Form, jene „Balwanen,“ diese „Formalstücke“ genannt, und unterschied dann noch zwei zufällig entstandene Formen, die „Naturalstücke“ und das „Minutiensalz.“

Die cylindrige Form der Balwanen ist die gewöhnlichste; „Balwan“ heißt im Polnischen ein „Klotz.“ Uns erzählte man, Balwan wäre auch ein altes Götzenbild der Sarmaten gewesen, von dem man die Form entlehnt hätte. Völlig cylindrisch sind die Balwanen eigentlich nicht, sondern tannenförmig nach der Grundfläche hin ein wenig zugespitzt. Die Salzkrystalle werden schon unten im Bergwerke selbst von einer eigenen Classe von Arbeitern, den sogenannten „Band-“ oder Streckenhauern zu Balwanen zugerichtet. Die Form zweckt offenbar dahin ab, den Transport der Massen zu erleichtern. Die Seiten spitzte man tonnenförmig ab, um die Kanten nicht zu sehr beim Rollen zu exponiren. Im Bergwerke selbst werden die Balwanen nichtsdestoweniger nicht gerollt, sondern auf kleinen Schiebkarren oder Hunden von einzelnen Arbeitern fortgeschafft. Zöllner und nach ihm Sydow geben das Gewicht eines Balwan zu 5 bis 10 Centner an. Uns sagte man, sie würden nie kleiner als zu zwei Centner und nie größer als zu dreien gemacht, was offenbar nach dem Augenschein viel wahrscheinlicher und auch sonst viel angemessener ist. Wie sollte ein einzelner Mann eine Masse von 10 Centner auf einem Schiebkarren schnell fördern können! Und welche Unbequemlichkeit böte auch sonst später im Verkehr ihre Behandlung dar!

Die „Formalstücke“ sind Parallelopipeden von 2 bis 5 Centnern. Sie werden für den Flußhandel, insbesondere den auf der Weichsel, geformt. Auch hängen sich sonst noch manche Handelsgewohnheiten an diese alte hergebrachte Form.

Die bei dem Losarbeiten der Salzblöcke abgesprengten Stücke, die nicht groß genug sind, um ein Balwan oder ein Formalstück abzugeben, aber doch noch nicht ganz unbedeutend sind, nennt man „Naturalstücke.“ Sie werden auch einzeln und nach dem Gewichte verkauft.

Die beim Bearbeiten der Balwanen und Formalstücke entstehenden kleinen Abfallstücke und Splitter nennt man „Minutiensalz.“ Dieß Minutiensalz wird gleich unten im Bergwerke selber in Fässer zu 3 bis 5 Centner vertheilt und sodann faßweise verkauft.

Jede dieser Formen, wie jede jener obengenannten Salzarten, haben ihre eigenen Liebhaber und gehen ihre eigenen Handelswege. So bleiben die Naturalstücke mehr in der Nachbarschaft von Wieliczka. Die Balwanen sind mehr für den Verkehr per Achse, die Formalstücke werden mehr verschifft. Das Minutiensalz nimmt der Bauer lieber.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Bildsäulen in Frankreich. In der Straße St. Denis am Eck der Rue Manconseil wurden in einem Keller neun lebensgroße steinerne Bildsäulen gefunden, deren Köpfe und Kleidungen theils bemalt, theils vergoldet waren. Sie scheinen den frühesten Zeiten der Wiederbelebung der Kunst anzugehören, und wurden wahrscheinlich hier verborgen zu einer Zeit, wo man einen Ausbruch der Bilderstürmer befürchtete. Es sind Bilder von Heiligen und Königen, und einer der letztern trägt einen Helm. Wahrscheinlich gehörten sie der alten Kirche der Pelerins de St. Jacques, welche nicht weit von dem Ort entfernt stand, wo sie entdeckt wurden. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62 u. 63.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 Mai 1840.

Miß Grace Kennedy.

Diese Schriftstellerin ist zwar schon im Jahr 1825 gestorben, aber die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums ist erst in den letzten Jahren durch zwei neue Uebersetzungen ihrer Schriften auf sie gelenkt worden, und wir wollen uns einer Besprechung ihrer Erzählungen um so weniger entziehen, als sie die Repräsentantin einer eigenthümlichen Litteraturgattung ist.

Die Macht und Bedeutung, welche der Roman in den neuesten Zeiten erlangt hat, wird fast durch nichts so schlagend bewiesen, als durch den Umstand, daß selbst die „Frommen" im ausgezeichneten Sinne des Worts, in dem Sinne, in welchem das Wort den scharfsten Gegensatz bildet gegen das Weltliche, sich dazu verstehen, ihre Ansichten und Lehren in diese Form einzukleiden und der Weltlichkeit diese Concession zu machen, vor welcher vor fünfzig Jahren noch die ihnen gleich Gesinnten scheu zurückgebebt wären. Und zwar nicht die Form der bloßen Erzählung ist es, welche von der genannten Engländerin gewählt wurde, um darin ihre religiösen Ueberzeugungen niederzulegen, sondern die des Romans im eigentlichen Sinne, wie er zu seinem Hauptthema das Schicksal von Liebenden, von Personen beider Geschlechter, hat, und die Verwicklung und Entwicklung desselben bald mehr äußerlich, bald mehr innerlich, verfolgt und darstellt. Bei vielen Frommen, oder Pietisten, steht der Roman überhaupt im übelsten Geruch; sie halten es geradezu für Sünde, Geschichten zu erfinden, in welchen die irdische Liebe eine so große Rolle spielt, sie jammern über die Verderbniß der Jugend und der Erwachsenen, deren kostbare Zeit durch solche frivole Lecture getödtet, deren Interesse durch müßige und eitle Erdichtungen von der Wahrheit abgelenkt, deren Phantasie wohl auch durch lebhafte Schilderungen gereizt, entzündet und vergiftet werde. Gewiß verräth es daher schon einen freiern Sinn, wenn ein Mitglied jener Schule oder Secte sich über das Vorurtheil gegen jene weltliche Form erhebt und sie durch den Gehalt, womit es sie zu erfüllen sucht, zu reinigen und zu adeln bestrebt ist. Auch ist es uns nicht unwahrscheinlich, daß manche der Frommen von der strengsten Observanz das Beginnen der Miß Kennedy als weltliche Ketzerei mißbilligen und die Möglichkeit, durch solche Anbequemung an den eiteln Geist der Welt und der Zeit Gutes zu stiften, läugnen werden.

Von den Schriften der Miß Kennedy ist uns Dunallan, welcher ganz eigentlich in die Gattung des Romans fällt, eben aus diesem Grunde, die beachtenswertheste. In den kleinen Erzählungen, welche sämmtlich einen streng religiösen und christlichen Charakter tragen, gerieth sie in keine Collision mit einer als weltlich verrufenen Form; sie sind lebendig, anschaulich, rührend, und auch derjenige, der nicht alle einzelnen religiösen Ansichten und Begriffe, die darin ausgesprochen sind, billigt, wird der edeln Gesinnung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die Lecture derselben im Allgemeinen für nützlich und wohlthätig erklären. Die Verfasserin hat sie zum Theil ausdrücklich für Kinder bestimmt. Manches jedoch dürfte in diesen Kindererzählungen zu mißbilligen seyn. Wir finden darin manchmal eine Art frommer, freilich ganz gut gemeinter Casuistik, durch welche ein kindliches Gemüth nur verwirrt und geängstigt werden müßte. Z. B. in der Erzählung Anna Roß bereitet eine Mutter ihre kleine Tochter auf ihren nahe bevorstehenden Tod vor, und sucht sie zur Ergebung darein zu stimmen auf folgende Art: sie sagt ihr, im Himmel mit ihrem kurz zuvor gestorbenen Gatten wieder vereinigt, werde sie glücklicher seyn, als wenn sie noch länger auf Erden leben müßte, und fragt sie dann: „Meinst du nun wohl, daß du Gott noch mehr lieben würdest, wenn er mich in den Himmel nähme?" weinend erwiedert das Kind darauf: „Nein, wirklich nicht, liebe Mama, das kann ich nicht sagen, daß ich Gott lieben würde, wenn er dich von mir hinwegnähme." Darauf antwortet die Mutter: „dann, liebe Anna, liebst du mich mehr als Gott; und du erinnerst dich doch, wer gesagt hat: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth u. s. w." Das heißt ein kindliches Gemüth in eine vorgebliche, unnatürliche Frömmigkeit hineinängstigen. In

derſelben Erzählung heißt es auch: „Warum, liebe Anna, meinſt du wohl, daß Gott ſeinen Sohn in dieſe Welt geſandt und ein kleines Kind hat werden laſſen?“ — Das weiß ich nicht, Mama.“ — „Es geſchah unter Anderm auch aus dem Grunde, meine liebe Anna, daß er ſelbſt fühlen möchte, wie Kinder fühlen. Jeſus war einmal ein Kind von deinem Alter, Anna, und erinnert ſich, wie Kinder fühlen, und weiß ſeine Liebe und Gnade den Gefühlen derſelben anzupaſſen u. ſ. w.“ Nicht nur iſt die von der Mutter auf ihre eigne Frage gegebene Antwort etwas anmaßend und vorlaut, ſondern es iſt auch gewiß nicht wohlgethan, die Kinder, die ohnehin leicht mehr fragen, als die Erwachſenen zu beantworten wiſſen, ausdrücklich noch auf ſolche Weiſe zu Fragen zu veranlaſſen, ihnen dazu das Beiſpiel zu geben, auf welche man mit menſchlichen Vermuthungen und Hypotheſen antwortet. Ueberhaupt kann man wohl an den Pietiſten in verſchiedenen Ländern die Beobachtung machen, daß ſie der Majeſtät Gottes und der Religion häufig nicht recht eingedenk zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie in kleinlicher, ſpielender, oft faſt profaner Weiſe das Alltäglichſte und Aermlichſte damit in Verbindung zu ſetzen ſuchen, und zwar nicht ſo, daß ſie das Geringfügige und Gewöhnliche in geiſtiger Betrachtungsweiſe zu Gott erheben, ſondern recht eigentlich Gott zu allen ihren Angelegenheiten herunterzuziehen ſtreben. Weil die Pietiſten alles Einzelne auf Gott zu beziehen ſich gewöhnen; wird es ihnen oft ſo ſchwer, in einem größern Ganzen das Walten und den Willen Gottes zu finden und zu erkennen, woron die Folge iſt, daß ihre Weltanſchauung häufig ſo wenig heiter, ſo trübſelig und finſter iſt. Dazu tragen auch ihre anthropomorphiſtiſchen und anthropopathiſchen Vorſtellungen und Redeweiſen von Gott bei, von deſſen Zorn und Eiferſucht ſie gar viel ſprechen. Gewißermaßen mögen ſie damit nicht ganz Unrecht haben, gegenüber einer weichlichen und matten Sentimentalität, welche immer nur von der Liebe Gottes ſpricht — in der Art, wie man einem ſchwachen Vater Liebe zuſchreibt — und alles Unrecht, alles Böſe mit menſchlicher Schwäche entſchuldigt, und die Religion nur zu einigen äſthetiſch-ſentimentalen Effecten gebraucht; aber mit den Bildern und Ausdrücken wird die ganze Vorſtellungsweiſe den Pietiſten ſo leicht ſinnlich gefärbt, und die ſinnlichen Bilder ſpielen oft eine größere Rolle, als die Idee, deren Ausdruck ſie ſeyn ſollen. Die Idee der Heiligkeit Gottes wirkt und gilt weniger, als die Vorſtellung des auf dem Thron des jüngſten Gerichts ſitzenden, ſtrafenden Richters; das aufs ſinnlichſte ausgemalte Bild der zwiefachen Ewigkeit ſoll das einzige Augenmerk, die Richtſchnur für das ganze Leben auf Erden ſeyn. So wird z. B. von der Miß Kennedy die weltliche Muſik verworfen, ſo das Tanzen, weil es keine Vorbereitung auf den Himmel ſey; ein Knabe wirft ſich eine nur etwas muntere Rede an einem Sonntag als eine Entweihung des Tags des Herrn, als eine Sünde vor u. dgl.

Wir übergehen die unvollendet gebliebene Erzählung: Philipp Coleville, welche einen hiſtoriſchen Grund hat, und die Schickſale der presbyterianiſchen Kirche Schottlands unter den letzten Stuarts ſchildern ſollte, ſo wie auch den: Pater Clemens, eine Art Controverſe zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Confeſſion, in welcher natürlich die Confeſſion der Verfaſſerin ſelbſt den Sieg davonträgt, und wenden uns zu dem frommen Roman Dunallan.

Die Helden dieſes Romans, wenn es erlaubt iſt, dieſen profanen Namen auf die fraglichen Perſonen anzuwenden, ſind Eduard Dunallan und Katharine Dunallan. Sie ſind, wie ihr gleicher Geſchlechtsname andeutet, verwandt, und die Väter von beiden hatten ſchon längſt unter ſich die Verabredung getroffen, daß ihre Kinder, (es waren auf beiden Seiten die einzigen) ſich mit einander vermählen und ſomit die Güter beider Familien vereinigt werden ſollten. Die Lordswürde, welche der Vater Katharinens bekleidete, ging nach ſeinem Tod an den jungen Eduard Dunallan über.

Eduard und Katharine hatten aus kindlicher Pietät in den Wunſch ihrer Väter (beide Mütter waren lange todt) eingewilligt, aber beide hatten wenig oder vielmehr keine Neigung zu der ihnen angeſonnenen, im angeblichen Intereſſe der Familie beſchloſſenen Verbindung. Wohl waren ſie in früher Jugend mit einander bekannt geweſen; aber ſeit vielen Jahren waren ſie ſich fremd geworden, hatten ſie ſich, zumal da Eduard lange auf Reiſen abweſend geweſen war, gar nie geſehen, und hatten gegenſeitig nicht die günſtigſte Meinung von einander gefaßt. Die Erzählung beginnt mit dem Zeitpunkt, wo die Ankunft Eduards im Schloß Dunallan erwartet wird. Sein Vater war inzwiſchen geſtorben, und auf deſſen letzte Wünſche berief ſich der Sohn in dem froſtigen Schreiben an Katharinens Vater, worin er ihm zu wiſſen that, daß er in ſechs Monaten einen Beſuch machen werde, um die eingegangnen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Nach Ablauf der ſechs Monate kam wieder ein etwas artigerer, aber immer noch kalter Brief Eduards, des Inhalts, daß er in den nächſten Tagen eintreffen werde. Er ſprach ſeine Bereitwilligkeit aus, Katharinens Wünſchen in Betreff ihres künftigen Aufenthaltsorts in jeder Weiſe zu genügen, er ſelbſt aber, fügte er hinzu, werde durch wichtige Geſchäfte auf längere Zeit, vielleicht auf Jahre, nach London und ins Ausland gerufen.

Katharine, ein gutgeartetes, verſtändiges, lebhaftes und gebildetes Mädchen, welche in noch unreifen Jahren ihrem zärtlich geliebten Vater jenes Verſprechen gegeben hatte, welches zu widerrufen ſie ſich auch jetzt aus Liebe zu ihm nicht entſchließen konnte, ſah jetzt, bei reiferer Einſicht und größerer Selbſtſtändigkeit, mit Bangigkeit, ja faſt mit Verzweiflung der Ankunft eines Mannes entgegen, der aus ſeiner Abneigung gegen die Heirath, ſofern ſein freier Wille betheiligt war, eigentlich kein Geheimniß machte, der ſich dazu nur aus kindlicher Pflicht und Gehorſam bequemte, und gegen den ſie überdieß durch ſehr nachtheilige Gerüchte über ſeine Handlungsweiſe, ſeinen Charakter und ſein perſönliches Benehmen eingenommen war. Sie klagte ihren Kummer ihrer Couſine und Freundin Eliſabeth, deren Prophezeihung, wenn ſie einander wieder kennen lernten, würden ſie gewiß Geſchmack an einander gewinnen und ſich lieb gewinnen, ſie ungläubig zurückwies. Er werde ihr leicht aus dem Geſicht leſen, daß er ihr verhaßt ſey, da ſie ſich nicht zu verſtellen vermöge, noch auch dazu Luſt habe. Schon in frühen Jahren, erzählte ſie, haben ſie ſich nie gut vertragen, und ſich beſtändig gezankt; er ſey damals ſchon

stets ernst, überlegt und pedantisch gewesen. Jetzt wolle er für gewaltig fromm, für weit frömmer als andere Leute gelten, und sey nach allem, was sie höre, sehr finster und streng. Die Leute in seiner Grafschaft nennen ihn deßhalb den Heiligen von Armmore. Mit diesen Ansprüchen auf Frömmigkeit stimmen aber seine Handlungen schlecht überein. Er habe durch die dringendsten Wünsche und Anerbietungen seines ihn zärtlich liebenden Vaters nicht vermocht werden können, bei ihm in Armmore zu bleiben; dagegen habe er auf widrige Weise mit Gefängnißbesuchen und Wohlthätigkeit Aufsehen gemacht, und überall auf Mißbräuche und Mängel hingewiesen, während er seinen eigenen Vater allein ließ. Nach dessen Tod habe er dessen sämmtliche Diener, die zum Theil zwanzig Jahre im Hause gewesen, ohne Geschenke entlassen; nur einem jungen hübschen Mädchen habe er Geld und eine Bibel gegeben. Ferner habe Dunallan die Vermählung seines Freundes Clanmar, der ihn auf seinen Reisen begleitet und ihm unbedingt ergeben gewesen, mit einer jungen Deutschen zu Stande gebracht, und zwar unter den verdächtigsten Umständen, so daß die Familie ihn für den abscheulichsten Heuchler halte; Clanmar selbst aber sey so böse auf Dunallan, daß er seinen Namen nicht mehr nenne. Endlich habe er seiner Schwester dadurch das Herz gebrochen, daß er sie verhindert habe, ihrem Gatten, der sein Vermögen allerdings durch Leichtsinn verloren und in der Noth eine Anstellung in Indien angenommen hatte, dahin zu begleiten; denn sein Vermögen habe ihm eine unbeschränkte Macht über die unglücklichen Gatten gegeben, die auf seine Unterstützung angewiesen waren. Ueberdieß aber war Katharinen auch noch durch Zufall ein Brief Dunallans zu Gesicht gekommen, worin er sich über ihren Charakter, ihre bösen Neigungen, ihre falsche Erziehung aufs stärkste aussprach und geradezu erklärte, sie sey das Gegentheil von dem, was in seinen Augen bei einem Mädchen angenehm und liebenswürdig sey, so daß er sich mit dem Gedanken an seine projectirte Verbindung mit ihr nicht aussöhnen könne. Mit solchen Gefühlen und Gesinnungen, jedoch mit dem Entschluß, den Plan ihres Vaters nicht zu zerstören, ihm das Glück ihres Lebens zum Opfer zu bringen, und durch die Genüsse und Freuden der Freundschaft und der Natur so viel als möglich zu trösten und zu erheitern, sah Katharine, welche den Zustand ihrer Seele, ihrem Vater nach Kräften verbarg, der Ankunft ihres Zukünftigen entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die Ecole des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Eduard und Mortins, allein, besprechen mehrere wichtige Angelegenheiten. Mortins, der junge heißblütige Republicaner, fordert zuerst seinen etwas ältern und kühlern Freund auf, bei dem Leichenbegängniß Nevils, eines hochgeachteten, tugendhaften Parlamentsglieds, eine Rede zu halten. Die Rede kommt dann auf ein Landgut, das die Stadt London ihrem Liebling, Eduard, zum Geschenk gemacht hat. Mortins, uneigennützig und stolz, billigt dieß nicht ganz; man habe sich zu sehr beeilt, zumal da an der Subscription noch 7000 Guineen fehlen, welche natürlich Eduard herschießen solle. Eduard hat kein Geld, und hat das Gut schon an die Hospitäler der Stadt verschenkt. Mortins hofft das Geld von Goff zu bekommen. Endlich gibt Eduard seinem Freund das Schreiben, worin er Godwins Journal Lügen straft, um es in sein Journal einzurücken. Mortins redet es ihm aus und Eduard gibt nach. Hier folgen ziemlich ausführliche Raisonnements über die Presse:

Eduard.

Die Presse ist das schönste Recht, das man
Als Ehrenmann unter'm Gesetz kann üben;
Lebend'ge Schützerin der Freiheit Aller,
Ist sie des Mächt'gen Angst, des Schwachen Hoffnung.
Ehre dem Autor, der die Wahrheit sagt
Der drohenden Macht wie dem gereizten Volk,
Als höchster Richter, ohne Gunst und Furcht,
Denn heilig und gefahrvoll ist sein Amt.
Doch nichts Heilloseres kenn' ich, als den Mißbrauch
Solch eines Guts, um Schlimmes zu bewirken;
Den Dieb veracht' ich minder, dessen Hand
Im Schutz der Nacht nach meiner Börse greift,
Er gilt mir wen'ger elend, als der tück'sche
Feigling, der mächtig durch ein heil'ges Recht,
Von dem er als ein Räuber macht Gebrauch,
Schmählich sich des Gesetzes Aug' entzieht,
Um als Verleumder mir die Ehr' zu stehlen.

Lord Derby wird angemeldet; Mortins flüstert Eduard zu, er solle ihm seine Stimme bei der Lord Mayors Wahl geben; die Extreme, Republicanismus und Jakobitismus, berühren sich. Lord Derby beglückwünscht Eduard zuerst zu jener Rede, namentlich zu der trefflichen Stelle (welche Eduard nicht gesprochen), grüßt Mortins und ladet ihn in seinen Salon für den Abend und für künftig ein. Mit Eduard allein spricht er zuerst von seiner Nichte und bittet ihn dann um seine Stimme. Eduard fragt ihn, ob er den Eid abzulegen gedenke. — Bekanntlich ist in der französischen Kammer die Bedeutung und Nothwendigkeit des politischen Eids zur Sprache gekommen und von einigen Seiten dessen Abschaffung verlangt worden. Der Dichter der Popularité faßt das Raisonnement für und wider in folgenden Reden zusammen:

Eduard.

Darf wissen ich, eh' wir den Punkt erörtern,
Mylord, ob Euch der Eid kein Anstoß ist?

Lord Derby (kälter).

Ueber den Eid hat Jeder seine Ansicht,
Entscheiden kann hierin nur das Gewissen.
Mein Vater, ihn verweigernd, handelte,
So scheint mir, weniger als Staatsmann, denn

Als Märtyrer für ſeine Könige;
Denn, mag die Weig'rung auch heroiſch ſeyn,
Unmöglich macht ſie's uns, dem Staat zu dienen,
Ihm ſchulden alle Bürger ihre Kraft;
Soll ich die ſchwache mein'ge ihm verſagen?
Für die Regierung hab' ich wenig Neigung —
Doch ſie beſteht; und weit entfernt, daß man
Ein Factum, welchem man ſich fügen muß,
Zum Dogma macht, ſcheint mir, ein Ehrenmann
Läßt gelten wohl das Factum, nicht das Recht.
Ueber das Ziel beruhigt, das mein Herz
Sich vorgeſetzt, mach' ich mir wenig
Aus einer Förmlichkeit; und da der Zweck
In dieſem Fall das Mittel wohl entſchuldigt,
Nenn' ich mich Unterthan aus Bürgerpflicht:
Alles mit Vorbehalt! politſcher Eid —
Was iſt das? — ein erzwungener Vertrag,
Welchen... gewiſſe kritſche Fälle... können
Gewiſſermaßen brechen... in gewiſſen
Zeitpunkten, und der mich nicht kann verpflichten,
Mich nicht kann binden, wie ein andrer Eid.

Eduard.

Erlaubt mir, Eure Anſicht zu beſtreiten;
Nicht kann der Willkür heimgeſtellt ſeyn, was
Die Ehre angeht; mög' er noch ſo ſchwer
Uns fallen, — wenn er frei geleiſtet ward,
Bleibt ein politſcher Eid doch ſtets ein Eid;
Verweigre ihn und leiſt' ihn, wer da will,
Doch wer ihn bricht, den kann ich nicht entſchuldigen.
Die Pflichten deuten heißt die Pflichten tödten!
Ihre moraliſche Gewalt kann nicht
Beſtehn mit ſolcherlei Ausflüchten, nicht
Mit Unterſcheidungen, die machten, daß
Ein Menſch ſollt' haben zweierlei Gewiſſen,
Und daß der Staatsmann thäte ohne Erröthen,
Weß der Privatmann ſich von Herzen ſchämte.
Dann gibt es nichts mehr, was verdammlich wäre,
Dann wär' kein Attentat und kein Verbrechen
So ſcheußlich, welches nicht das Intereſſe
Rechtfertigen und es befehlen könnte,
Und alles, ſelbſt der Meuchelmord, wär' Tugend.
Drum ehren wir der Pflichten Deſpotismus;
Nicht Freiheit noch Geſetze ſtehen feſt,
Wenn Redlichkeit im Staate nichts mehr gilt.
Wenn kein Meineid'ger iſt des Lands Gewählter,
So darf es zweifeln nie an meinem Eid;
Aus Achtung vor mir ſelbſt bleib' ich ihm treu;
Und nicht begreif' ich, wie ein feierlich Wort,
Vor Gott, vor allen Menſchen ihm gegeben,
Ein minder bindender Vertrag für uns,
Ein wen'ger heil'ger Band ſey, als das Wort
Welches ein Spieler ſeinem Dieb verpfändet,
Der ihn auszieht in einer Hölle Londons.

Jetzt wird Eduard ein Brief von der Lady Strafford gebracht, die heimlich in London angekommen iſt, und ihn ſogleich zu ſprechen wünſcht. Eduard erklärt dem Lord, er müſſe ſogleich ausgehen. Lord Derby will ihn in ſeinem Wagen mitnehmen, aber Eduard würde dadurch die Anweſenheit der Lady verrathen, und lehnt es ab. Während dem aber kommt Mortins und meldet Eduard, daß das Volk heranziehe, feſtlich wie an einem Wahltag, um ihn zu ſeinem ehrenhaften Benehmen zu beglückwünſchen. Eduard iſt in der größten Spannung, Unruhe und Ungeduld, er will ausweichen und forteilen, wird aber von den Anweſenden aufgehalten, und die Bürger dringen herein, Thomas Goff an ihrer Spitze, welcher eine Anrede an Eduard hält. Eduard ſucht immer noch ſich loszumachen, aber als ein ächter Märtyrer der Popularität wird er feſtgehalten, und wie er darauf beſteht, auszufahren, ſpannt ſich das Volk an ſeinen Wagen und führt ihn ein paar Stündchen durch die Straßen Londons, an den Fenſtern ſeiner Geliebten vorbei, die er nun natürlich nicht zu ſprechen bekommt. So ſchließt der erſte Act.

Im zweiten Act finden wir zuerſt Lord Derby und Godwin bei einander. Godwin wird von Derby unterſtützt, aber er will auch öffentlich von ihm anerkannt und protegirt, durch ſeine Vermittlung ins Parlament gewählt werden, wozu der adelsſtolze Derby wenig Luſt hat, obgleich er dem Journaliſten, welcher ſeine Geheimniſſe kennt, ſchmeicheln muß. Ganz unerwartet tritt Lady Strafford ein; ihre Erſcheinung macht dem Lord Angſt, und noch mehr ihre kühnen Worte, ihr Drängen zum Handeln, da er, aus Furcht, ganz auf der legalen Bahn zu bleiben gedenkt. Sie verſpricht ihm jedoch die Stimme und den Einfluß Eduards bei der bevorſtehenden Wahl zu verſchaffen und deutet auf das Bündniß zwiſchen Demokraten und Jakobiten hin. Die Lady ſpricht ihren Heroismus in Folgendem aus; Derby hatte ihr geſagt, es könne ihnen beiden um den Kopf gehen und er habe nicht Luſt, ſo viel zu wagen; darauf erwiedert ſie:

Lady Strafford.

Oh! das iſt ein Gedanke, dran man ſich
Gewöhnt, ja vielmehr, den man liebgewinnt.
Weil er das Herz aufregt. Ich conſpirire!
Dieß große Wort knüpft uns an das Geſchick
Von einem Königreich; wie Eduard
Gewinnt man ſeine Popularität;
Bekannt wird, was man thut und was man ſpricht;
Alles wirft Einem ſeinen Ruhm zurück,
Und wie in ſeinem Spiegel, ſieht man ſich
In der Geſchichte. Ich, ich habe mich
Darin geſehn, als einſam, abenteuernd
Ich um mich trieb unter den Clans, bedeckt
Vom Plaid des Bergvolks, wenn ins Angeſicht
Der Sturm den Schaum von einem See mir peitſchte,
Wenn über Athols Felſen einen Weg
Ich bahnte mir, wenn ich um Mitternacht
Umirrte in dem feuchten Haidekraut,

Und meinen armen Fuß der Sturzbach netzte;
Aber so ruhig wie im Festgewand,
Wenn ich die Seele eines Balls nach einer
Erob'rung war, die Stirn bekränzt mit Blumen,
In meinem Auge ließ des Sieges Glanz
Von unsern letzten kühnen Thaten strahlen.
Ein seltsam Leben, Mylord, aber frei,
An Abenteuern reich, wo man fast glücklich
Sich fühlt beim Unglück, das man hat zu leiden;
Wo nie der Morgen für den Abend bürgt,
Wo jede Stunde hat ihre Gefahr,
Doch jeder Augenblick auch seine Hoffnung!
Ein Traum, wo schwillt das Herz, und braust der Geist!
Ein stürmischer und zaubervoller Rausch!
Ein Reiz, viel süßer als die Ruhe, glühend
So wie die Liebe, mischt sich in dieß Chaos
Verworrener und heftiger Gefühle!
Das ist die Wonne unerschrocknr Seelen!

Mortins, der kommt, sucht jetzt den Lord für seine Plane zu stimmen, welche darauf hinauslaufen, daß bei dem bevorstehenden Leichenbegängniß Nevils ein Aufstand ausbrechen und die Regierung stürzen soll, welchen Derby, als Lord Mayor nicht wenig begünstigen könnte. Der Lord versteckt sich jedoch immer mit seiner Furchtsamkeit hinter die Gesetzlichkeit und entschlüpft wie ein Aal dem leidenschaftlichen Journalisten. Mortins verspricht am Ende dem Lord, ihm seine Wahl zu sichern, und dieser erklärt sich in allgemeinen Ausdrücken als seinen Bundesgenossen, bedingt sich aber die strengste Verschwiegenheit aus. Der Lord beredet Mortins, daß Lady Strafford ihn tödtlich hasse, und versichert ebenso diese, daß Mortins solche Gesinnungen gegen sie hege. Jetzt treffen Caverly und Eduard bei Lord Derby ein. Während die andern sich entfernen, bleibt Eduard allein im Zimmer, das Mißgeschick beklagend, das den Besuch bei seiner Geliebten vereitelte; da tritt die Lady aus dem Gemach, in das sie sich zurückgezogen, hervor, und die Liebenden überlassen sich einen Augenblick ihrer Freude, bald aber gehen sie auf die öffentlichen Angelegenheiten über. Eduard gesteht seiner Julia, daß sie es sey, die ihn in seiner öffentlichen Thätigkeit begeistre; sie benützt dieß, um ihn zu bitten, ihrem Oheim seine Stimme und seinen Einfluß zu seiner Erwählung zu leihen. Eduard besinnt, sträubt sich; er bittet sie, ihm einen Ort zu bestimmen, wo sie sich wiedersehen könnten, bittet sie, morgen ihren Oheim zu seinem Vater zu begleiten; sie schlägt es aus, und macht ihm Vorwürfe wegen seiner Weigerung, für Derby nach ihrem Wunsch zu stimmen, sie stellt ihm vor, wie unpopulär Melbroun sey, und bestürmt ihn mit den süßesten Schmeicheleien. Lord Derby und Thomas Goff treten ein, der letztere, um von Eduard die Anweisung zu holen, für wen man stimmen solle. Lady Strafford gibt für Eduard die Antwort: Lord Derby. Eduard vermag nicht zu widersprechen. Lord Derby und Lady Strafford drücken dem Thomas Goff die Hand, welcher ganz zufrieden, ja berauscht weggeht, um Derby wählen zu lassen.

Im dritten Act empfängt Sir Gilbert auf seinem Landgut seinen Sohn mit Vorwürfen, daß er Derby's Wahl durchgesetzt habe, gegen welche sich dieser mit dem unvermeidlichen Einfluß des politischen Interesse vertheidigt. Sir Gilbert sieht Mortins zu Pferd sich nähern, und entfernt sich, voll Unmuths, um ihn nicht empfangen zu müssen. Umsonst sucht Eduard seinen Vater zu begütigen und aufzuhalten. Mortins ist gekommen, um von Eduard zu verlangen, daß er bei dem Leichenbegängniß spreche und so das Volk in Flammen setze. Er verlangt von ihm einige von ihm unterschriebene Worte, um damit die Bürger und Arbeiter zum Leichenconduct einzuladen. Eduard erkundigt sich, ob ihm Mortins für die Ruhe bürge, und dieser bejaht, jedoch mit einigen Reservationen, die Frage. Eduard geht, die Adresse an das Volk aufzusetzen, und Mortins triumphirt, daß Eduard, trotz seiner Abneigung gegen gewaltsame Schritte, doch seinen Absichten dienen und das Volk aufregen müsse. Während er allein ist, kommt Lady Strafford; beide, von Lord Derby belogen, glauben sich tödtlich von einander gehaßt, aber nach einigen Worten verstehen und begegnen sie sich, indem jedes durch das andre seine Zwecke zu erreichen hofft. Beide erkennen die Feigheit Lord Derby's, und verabreden sich, ihn dadurch, daß man ihm vorschlage, zu handeln, dahin zu vermögen, daß er die Lord Mayorschaft für jetzt in Eduards Hände lege, welcher von ihnen Beiden, von der Geliebten und vom Freund, und von der Stimme des Volks gedrängt, sich nicht werde widersetzen können. Lord Derby kommt und der verabredete Plan wird sofort und zwar mit dem besten Erfolg in Ausführung gebracht. Sie sprechen ihm davon, daß er Geld, daß er Waffen herbeischaffen, sich an die Spitze der Bewegung stellen solle, daß es den Sturz der Regierung, oder eignen Untergang gelte, und Lord Derby geräth in die größte Angst. Eduard, dem sie nichts zu sagen verabreden, kommt mit der Adresse zurück, die er Mortins einhändigt, mit dem Bemerken, daß er auch den Namen des neuen Lord Mayors darin genannt habe, womit Mortins sehr zufrieden ist, was aber die Angst Derby's verdoppelt. Mortins eilt mit der Adresse fort. Sir Gilbert tritt wieder ein, begleitet von Caverly, der schlimme Neuigkeiten von London mitbringt. Der jakobitische Aufstand mache Fortschritte; man zittre davor, daß London morgen der Schauplatz des Bürgerkriegs seyn werde; die Insurgenten seyen in Carlisle eingezogen, das Ministerium, durch die Opposition gelähmt, vermöge nichts zu thun; man spreche von einem Complot, das auf dem Punkt sey auszubrechen, dessen Seele die in London angekommne Lady Montrose seyn solle. Eduard ereifert sich über diese Frau, die das Glück des Landes ihrer Grille opfern wolle, und erklärt, daß sie keine Schonung mehr verdiene; Lady Strafford vertheidigt und rechtfertigt mit Lebhaftigkeit die Geschmähte. In der City, meldet Caverly weiter, erhebe sich der Sturm und die Minister haben schon nach dem Lord Mayor fragen lassen. Lord Derby geräth in große Angst und erklärt, er eile sogleich nach London. Auch Eduard eilt fort, nachdem ihm noch sein Vater ins Gewissen geredet, seine Ehre rein zu erhalten, alles aufzubieten zur Rettung des Landes. Auch Lady Strafford entfernt sich.

Der vierte Act zeigt uns Eduard in ſeinem Salon. Lord Derby hat ſeine Amtsgewalt in Eduards Hände niedergelegt. Dieſer hat nach den Aldermen geſchickt, die aber alle ausgegangen oder krank ſind. Er hat nach Mortins und Goff geſchickt, welche kommen werden. Es gilt bei der bevorſtehenden Leichenfeier dem Volk, und am Abend den Miniſtern Widerſtand zu leiſten. Schon hat er einen Brief an Harrington geſchrieben, worin er bittet, ihn im Nothfall mit bewaffneter Macht zu unterſtützen; aber im Begriff, ihn abzuſenden, nimmt er ihn wieder zurück, beſorgt, die Freiheiten der Stadt zu gefährden. Godwin kommt, von Derby geſchickt, und erklärt, daß der Lord abgereist ſey, daß er ſich nicht habe entſchließen können, den Eid zu leiſten. Sodann bietet Godwin Eduard, unter den größten Lobſprüchen und Schmeicheleien, ſeine Dienſte, ſeine Feder an, unter der Bedingung, daß er ihn ins Parlament bringe, daß er die City für ihn ſtimme. Eduard erklärt, ſich nicht binden, ſich noch nicht entſcheiden zu können. Godwin verſteht die Weigerung und ſtimmt jetzt einen andern Ton an, den der Drohung; Eduard iſt dagegen gleichgültig; Godwin läßt ein Wort fallen, daß er ſeinen Vater angreifen werde. Sie trennen ſich in erklärtem Krieg. Auf die Bemerkung Godwins, Eduard verachte die Preſſe, antwortet dieſer:

Eduard.

Ihr irrt Euch, Herr, ich achte ſie ſehr hoch!
Bedrohung ihrer Rechte gälte mir
Als ein Verbrechen; ſie vertheid'gen würd' ich,
Und müßt' ich ſelbſt das Opfer werden. Doch
Wer ſeyd Ihr, daß Ihr ſprecht in ihrem Namen?
Hat ſie nur Eine Stimme, Eure? Nein!
Kein Einzelner vertritt die ganze Preſſe;
Wenn nicht Erörterung Vieler fände Raum,
So wär' ihr Spruch, ohne Berufung, den
Ein Einziger zu fällen ſich vermäße,
Die Tyrannei vielmehr, und nicht die Freiheit;
Dagegen, gegen Alle, unſre Bürgin
Iſt ſie; aus einem unabläſſ'gen Kampf
Tritt immerdar unſterblich ſie hervor,
Dem falſchen Recht ſtets die Gerechtigkeit
Entgegenhaltend, und das Factum, das
Man glauben muß, der leicht geglaubten Lüge;
Die Namen, drauf ſie ſtolz iſt, jenen, die
Sie nur mit Scham erfüllen; reine Namen,
Edle Talente — auf die zähle ich!
Ich glaub' an ihre Macht und ſegn' ihr Wirken;
Wahrheit iſt ihr Geſetz, ihr Ziel das Gute.
Das ſind die Stützen der anſtänd'gen Preſſe,
Die ſie geachtet machen durch ihr Wirken,
Erkennend, daß die erſte Pflicht, ſie zu
Vertreten, die iſt: ſelber ſich zu achten.

Caverly kommt mit der Nachricht, daß alles zu Grund gehe. Eduard meint, nur das Miniſterium, und das habe weiter keine ſchlimmen Folgen. Caverly macht Eduard unter der Hand Anträge von Harrington, welcher geneigt ſey, ſich ihm zu nähern, wenn auch Eduard ſich herbeilaſſen wolle, der auch ſeine finanziellen Verlegenheiten kenne und bereit ſey, ihm zu Hülfe zu kommen u. ſ. w. Eduard lehnt alles entrüſtet ab, und beharrt dabei, er wolle und müſſe dieſen Abend das Miniſterium vernichten, und weiſt ebenſo die Ausſicht ab, in das jetzige Miniſterium als erblicher Peer, als Herzog, einzutreten. Er entläßt Caverly mit dem Beſcheid, daß er durch ſeine Rede in der Abendſitzung auf die ihm gemachten Anerbietungen antworten werde, daß er übrigens entſchloſſen ſey, dem Volke, falls es ſich zu Unordnungen hinreißen laſſe, ſeiner Pflicht als Alderman gemäß entgegen zu treten, und nöthigenfalls mit gewaffneter Macht es im Zaum zu halten. Ehe noch Caverly weggegangen, kommen Mertins und Thomas Goff. Eduard erinnert Goff an ſeinen Einfluß beim Volk, deſſen ſich dieſer hochmüthig rühmt, und bittet ihn, den drohenden Sturm abzuwenden und zu beſchwichtigen. Deſſen aber weigert ſich Goff entſchieden und grob; er wolle das Land nicht verrathen, und hätte, wenn er ſeinen Landsleuten dazu rathen wollte, keinen Einfluß auf ſie; er kann es gar nicht glauben, daß Eduard im Ernſt ſpreche, glaubt, er habe ihn auf die Probe ſtellen wollen, und beſchuldigt ihn endlich der Heuchelei und Angſt, indem er zwar daſſelbe, wie das Volk, beabſichtige, aber nicht den Muth habe, es offen zu geſtehen. Er entfernt ſich in großem Zorn, entſchloſſen alles zum Ausbruch kommen zu laſſen. Mortins dringt jetzt in Eduard, Harrington zu verdrängen und ſelbſt Miniſter zu werden; Caverly unterſtützt lebhaft dieſen Rath und geräth dabei ganz in Feuer:

Caverly.

Geſtern vertraten ſie die Ordnung, heute
Vertretet Ihr ſie; was auch thäten ſie
Mit der Gewalt noch, die man ihnen nimmt?
Es thut mir leid um ſie, gern will ich ſagen:
Es iſt ihr Fehler nicht! es hätte Niemand
Am Ende beſſer ſich herausgezogen;
Einſchreiben laſſ' ich mich bei ihnen, ja
Beſuchen will ich ſie; denn ich verrathe
Einen polit'ſchen Freund niemals. Doch dieß
Iſt nicht ein Fall zu kleben an Syſtemen.
Bildet ein Cabinet! ſucht, rafft zuſammen
Wen Ihr nur wollt, mich nicht, mir liegt nichts dran;
Der Bill heut Abend macht, um Gott! den Garaus!
Verwerft, verwerft ſie! wenn ſie durchgeht, iſt
Kein Heil mehr! Ich verſprech' Euch alle Stimmen
Die mir ſtehn zur Verfügung, doch vor allem
Denkt an die Bildung eines Cabinets!
Sucht, ſucht und findet, um den Sturm zu ſtillen,
Eins, das man ihnen an den Kopf kann werfen!...
Benützt den Augenblick! Um Gottes willen,
Ein Miniſterium! Vertrau'n hab' ich
Zu ihm; ich kenn' es nicht, doch unterſtütz' ich's
Im voraus; von dem Thron und von dem Haus
Iſt es im voraus ſchon genehmigt. Ich
Eile zu meinen Freunden, nach St. James.

Ich geh. Man glaubt mir; die Gefahr macht fügſam.
Ich ſelbſt, ich bin ſo leicht nicht umzuſtimmen.
Und doch, weil ich verloren Alles ſehe,
Verzweifelt — ich ſelbſt werd' aus Mäßigung
Ein Wüthender; und wenn man Hab' und Gut,
Das Leben uns will nehmen: dann erſcheint
Mir ein Gleichgültiger des Galgens werth!

Nachdem er fort iſt, jubelt Mortins, daß das Miniſterium fallen müſſe, weil es ſich ſelbſt aufgebe, an ſich verzweifle. Eduard kann ſeine Freude nicht theilen; er argwohnt, Mortins wünſche und hoffe den Umſturz nicht bloß des Miniſteriums, ſondern auch der Dynaſtie. Mortins geſteht es halb und halb. Eduard macht ihm Vorwürfe, daß er das Volk entketten und zur Wuth reizen, daß er dem Geſetz trotzen, daß er ein Rebell werden wolle; Mortins ruft aus:

Rebell ſagſt du! o heil'ge Rebellion,
Für Englands Volk iſt es des Leu'n Erwachen!

Eduard, den Mortins zum Protector der zu gründenden Republik beſtimmt hat, ſchlägt dieß entſchieden aus, und erinnert ſeinen Freund, daß die Stuarts jeden Falls darauf harren, die Früchte eines Umſturzes zu ernten. Er erwartet eine beſſere Zeit von der Befeſtigung der geſetzlichen Freiheit und von dem Fortſchreiten von Vernunft und Sittlichkeit, nicht von Rebellion, Gewalt, Anarchie. Von Mortins befragt, ob er mitwirken wolle zu dem vorbereiteten großen Schlag, erklärt er ihm: eher werde er im Parlament für den Geſetzesvorſchlag, Suspendirung der Habeas-Corpusacte und die Subſidien ſtimmen, und wenn Unruhen in der Stadt ausbrechen, die bewaffnete Macht herbeirufen. Mortins überhäuft ihn mit Vorwürfen; er ſagt ihm, kein Freund werde ihm, dem Apoſtaten, bleiben, und die Ehre ſeines Vaters noch vor der ſeinigen ſterben. Es ſtehe in Godwins Macht, dieſelbe zu Grunde zu richten. Er zeigt Eduard ein Billet, in deſſen Beſitz Godwin gekommen, von Sir Gilbert Lindſey's Hand, worin dieſer den Sir Robert Walpole, als erſten Lord des Schatzes, um Ueberſendung der bewußten 50,000 Pfd. St. und um Verſchwiegenheit bittet. Mortins fordert nochmals Eduard auf, ſich an ihre Spitze zu ſtellen; dann werde Godwin, eingeſchüchtert, keinen Gebrauch von dem Billet zu machen wagen; aber Eduard, wiewohl tief erſchüttert, beharrt auf ſeinem Entſchluß. Er will ſein Land nicht verrathen, ſeinen Eid nicht brechen.

Lady Strafford ſtürzt herein, ein Aſyl ſuchend; man ſey auf ihrer Spur, man verfolge ſie. Eduard, entrüſtet, droht deßhalb Harrington zur Rechenſchaft zu ziehen. Mortins flüſtert Eduard zu, der Leichenzug nähere ſich ſeinem Fenſter; er ſolle ſich nicht zeigen, ſolle den Rechten der Stadt nichts vergeben und im Parlament den Ruf der Freiheit erheben. Eduard iſt erſtaunt, daß ſeine Geliebte jene Projecte unterſtützt; ſie entdeckt ihm, daß ſie ſich jener nur als Mittel bedienen will, um die Stuarts wieder auf den Thron zu heben, unter welchen dann Eduard die Zügel der Regierung ergreifen ſoll, ſie zeigt ihm ſeine Ernennung zum erſten Miniſter ſchon unterzeichnet; er zerreißt das Papier; ſein Benehmen ſey ihm vorgezeichnet; er gehe ins Parlament, um für das Geſetz zu votiren und laſſe Truppen gegen das Volk marſchiren. Lady Strafford ruft, ſie ſey verloren — ſie gibt ſich ihm als Lady Montroſe zu erkennen. Eduard iſt wie vom Donner gerührt; die Lady beſtürmt ihn aufs neue mit den Bitten der Liebe, deren Gefühl in ſeiner Bruſt keineswegs erſtorben iſt; ſie zeigt ihm, zwiſchen was er zu wählen habe, und verläßt ihn. Eduard allein, überlegt, ſchwankt in ſchwerer Wahl, er hört den Trauerzug; er denkt an die Tugend des geſtorbnen Nevil, und entſchließt ſich den Brief an den Miniſter abzuſchicken.

Fünfter Act. Die Scheiben in Eduards Salon ſind zertrümmert. Er ſelbſt ſitzt vor ſeinem Tiſch und lieſt zuerſt das Journal von Mortins, das ihn der Verletzung der Rechte der Stadt anklagt und ihn als für die Sache der Freiheit verloren bedauert. Dann kommt er an das Journal Godwins. Dieß ſpricht von der Lady Strafford und von mehreren Zuſammenkünften, die ſie mit einem jungen Redner (Eduard) gehabt. Dann iſt die Rede von Eduards Apoſtaſie, welche durch Beſtechung erklärt wird — eine um ſo natürlichere Annahme, als dieſe Schwachheit erblich in der Familie zu ſeyn ſcheine, und hier wird das Billet von Sir Gilbert mitgetheilt. Eduard ſchreibt ſogleich eine Ausforderung an Godwin. Sein Vater kommt, fragt ihn, ob er das Journal geleſen, ob er vorher von dem Billet gewußt, ob er die Veröffentlichung hätte verhindern können, ob er ihn ſchuldig glaube? und ſchließt ihn dann mit Entzücken in ſeine Arme, weil er die Stärke gehabt, eine ſolche Probe zu beſtehen, verſichert ihn ſeiner Unſchuld und verſpricht, Mortins davon unwiderſprechlich zu überzeugen. Caverly kommt, und gibt Eduard zu verſtehen, daß man Lady Strafford wolle in der Stille entfliehen laſſen, wenn nicht eine Heirath einen Schleier über ihr bisheriges Treiben werfe. Lady Strafford aber weigert ſich, unter den jetzigen Umſtänden Eduards Hand anzunehmen, ſeine dringenden Bitten zu erhören, und entfernt ſich mit edlem Stolz. Mortins und Goff kommen; ſie verlangen Eduards Wahlmandat zurück, was er verweigert, da er ſeiner Pflicht getreu geblieben; Goff geht unter Schmähungen ab. Mortins bleibt noch einen Augenblick; Sir Gilbert nimmt ihn bei Seite und zeigt ihm ein Billet von ſeinem (Mortins) Vater an Sir Gilbert, worin er ihm anzeigt, er habe die 50,000 Pfd. St., für franzöſiſche Flüchtlinge beſtimmt, erhalten, aber ſie verſpielt und werde ſich ſofort das Leben nehmen. Er möge dieß Billet nur vorweiſen, wenn es zu ſeiner eignen Rechtfertigung nothwendig ſey. Sir Gilbert heißt Mortins das Billet verbrennen; der junge Mann nimmt mit Rührung von Sir Gilbert und von Eduard Abſchied; ſie müſſen ſich trennen, aber ſie werden nie Feinde ſeyn. Eduard bleibt mit ſeinem Vater allein zurück, tief niedergeſchlagen, ohne Freund und Geliebte. Sir Gilbert ſucht ihm Muth einzuſprechen und beſchließt das Ganze mit einer Rede über die Volksgunſt:

Ihr ſklaviſch folgen wie ſie fliehn, iſt Schwäche;
Sie kommt dir wieder, wie ſie dich verläßt;
Nimm ihren Beiſtand, wenn er dich nichts koſtet;
Such' ſie zu gutem Zweck, nicht an ſich ſelbſt;
Gleichmüthig bleibe, wenn ſie dich verläßt;

Treu iſt ſie nur, wenn ſie vollbrachte Thaten
Bekränzt, und Tage ohne Reu; doch nur
Die Todten ſchattirt, o mein Sohn, ihr Lorbeer!

(Fortſetzung folgt.)

Neugriechiſches.

Hymne an die Freiheit, von Dr. Salomos aus Zante.

Fragment.

Dich erkenn' ich an dem Leuchten,
An der Schärfe deines Schwerts,
Dich am Blick, dem zornesfeuchten,
Der mit Macht mir dringt ins Herz.
Auferſtandne aus der Griechen
Herzen, deinem Heiligthum,
Du, nach der wir ſchmachten, ſtechen,
Gruß dir Freiheit, Preis und Ruhm!
Dort haſt du gewohnt im Grunde,
Schaam gefühlt und Kummer tief,
Harrend, ob aus keinem Munde
Dich's zur Auferſtehung rief.
Zögernd kam der Tag gegangen,
Ach, kein Ruf erſcholl ringsum;
Alle drückte frei es Bangen,
Harte Knechtſchaft hielt ſie ſtumm.
Ach, kein Troſt war dir geblieben,
Als vergangner Zeiten Glück;
Aber Wehmuthszähren trüben
Ob der jetz'gen Schmach den Blick.
Und vergebens harrſt du täglich,
Ob kein Freiheitsruf erſcholl;
Deine Hände rangſt du kläglich,
Finſterer Verzweiflung voll.
„Wann," ſo ruffſt du, „wird erhoben
„Dieß mein Haupt, ſo ſchwer und bang?"
Und als Antwort ſchallt von oben
Weinen, Knirſchen, Feſſelklang.
Da erhebſt dein Aug du wieder,
Trüb vom langen Thränenfluß,
Und es trieft vom Kleide nieder
Griechenbluts ein breiter Guß.
Mit dem blut'gen Waffenhemde
Willſt du aus der Heimath gehn,
Suchend, ob nicht in der Fremde
Dir ein Helfer möcht' erſtehn. — —
Einſam zogſt du aus von dorten;
Einſam — langſt du wieder an.
Ach verſchloſſen ſind die Pforten,
Wenn das Elend pocht daran!
Dieſen floß die Mitleidsthräne
Doch vergeſſen iſt ſie ſchon;
Hülf- und Troſt gelobten Jene,
Täuſchten dich mit grauſem Hohn.
Weh mir! laut frohlockten Andre,
Trieben dich mit Spott hinaus:
„Ei, wer Hülfe bettelt, wandre
„Vor der eignen Söhne Haus!" — —

(In den folgenden Strophen tritt die Freiheit redend auf.)

„Was noch übrig bleibe, ſehet,
„Denket, was noch ſey zu thun!
„Stets wird, wenn ihr einig ſtehet,
„Sieg auf euren Fahnen ruhn. — —
„Männer mit der Löwenſeele,
„Pflanzt ein Kreuzeszeichen auf,
„Ruft all' aus einer Kehle:
„Hieher, Fürſten, blickt herauf!
„Seht den Herrn, zu dem wir beten,
„Ihr, wie wir! Bei ſeinem Blut
„Flehn wir, laßt uns nicht zertreten
„In des wilden Kampfes Wuth! — —
„Ach, ſchon lange floß in Bächen
„Wehrlos Blut der Chriſtenheit,
„Das nun aus des Abgrunds Nächten
„Laut um Rache, Rache ſchreit.
„Hört ihr nicht, ihr Ebenbilder
„Gottes, dieſen Rachefchrei?
„Nimmer ward das Würgen milder,
„Flohn Jahrhundert' auch vorbei.
„Hört ihr nicht? Mit Donnertoſen
„Ruft's wie Abels Blut empor.
„Das iſt nicht des Windes Koſen,
„Der da rauſcht im dürren Rohr.
„Was beſchließt ihr? zu erhalten,
„Was wir mit dem Blut befreit?
„Oder opfert ihr den kalten
„Gründen uns der Staatsklugheit?
„Habt ihr dieß euch vorgenommen,
„Seh't das Kreuz hier aufgebaut!
„Fürſten, wollet helfend kommen;
„Hieher, Fürſten, hieher ſchaut!"

Lechner.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1840.

Hauger in Norwegen.

(Aus Lathams: Norway and the Norwegians.)

Hans Nielsen Hauger, der Wesley Norwegens, wurde im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts zu Thuns geboren, wo zwei Geistliche nach einander, Seeberg und Ingebreth, durch einen unmäßigen religiösen Eifer sich auszeichneten, einen Eifer, der so weit ging, daß man den ersten von seiner Stelle entfernen mußte. Bald nach diesen errichtete ein gewisser Gleng, ein bekehrter Libertin, eine Secte in Haugers Kirchspiel, wo also eine gewisse Schwärmerei gewissermaßen endemisch seyn muß. Unter solcher Umgebung wuchs Hauger heran, fand aber alle drei, Seeberg, Ingebreth und Gleng zu mystisch und unpraktisch. Eben so verwarf er die Ansichten der Quäker, da diese den Gebrauch der Waffen verbieten, und die Meinungen der mährischen Brüder, wegen ihrer Lehre vom passiven Gehorsam und ihrer Verachtung menschlichen Wissens. Dagegen sind viele Anhänger Haugers nicht nur im gewöhnlichen Leben sehr thätige Bürger, sondern auch Freunde und Beförderer der Freiheit im Storthing. Seiner Meinung nach sollen alle Secten geduldet werden, die sich nicht in die politischen Angelegenheiten des Staats mengen, so wie alle Ansichten, mit Ausnahme derer, die den Unterschied zwischen Gut und Bös auszulöschen suchen. Hauger war Kaufmann, und gewann nicht nur selbst ein ansehnliches Vermögen, sondern beförderte auch die Fortschritte der Nationalindustrie auf alle Weise. Er bereiste mehrfach ganz Norwegen, theils um seine Ansichten zu verbreiten, theils um neue, national-ökonomische Hülfsquellen zu entdecken, zu deren Benützung er auch aus seinem eigenen Vermögen bereitwillig Geld vorschoß. Als im Jahre 1801 der Krieg mit England und später mit Schweden ausbrach, zeigte er durch sein ganzes Benehmen, daß er nicht zu denen gehöre, welche die rechte Wange hinreichen, wenn man sie auf die linke geschlagen, sondern rief seine Landsleute zu den Waffen. So viel zur Charakterisirung der norwegischen Methodisten, die man nach ihrem Stifter Haugeristen nannte, und welche gewiß von Quietismus, Pietismus und Mysticismus nicht viel an sich hatten; ihre Lehre war mehr praktisch als theoretisch, und Haugers frommer Eifer verläugnete keineswegs den gesunden Menschenverstand. Aber Hauger griff die bestehende Geistlichkeit hart an, und dieß ging so weit, daß diese endlich den Arm der weltlichen Gewalt anrief, und Hauger, der auch die Nothwendigkeit der Ordination läugnete, ins Gefängniß werfen ließ.

Hauger begann während der stürmischen Zeit der französischen Revolution zu predigen, wo die Gemüther in Norwegen so aufgeregt waren, wie anderswo. Im Jahre 1804 wurde er wegen Abhaltens verbotener religiöser Zusammenkünfte auf Andringen Nordall Bruns, Bischofs von Bergen, eingezogen, seine Bücher verboten, sein Vermögen confiscirt, und ihm dasselbe erst im J. 1814, doch sehr vermindert, weil inzwischen der Curs gewichen war, zurückgegeben. Diese Einkerkerung wiederholte sich, und ohne seine Abmahnung wären die Bauern in ganz Hallingdal aufgestanden, um ihn zu befreien. Er lehrte nämlich, daß in einer christlichen Gemeinde jeder gewisse Procente seines Gewinnes zur Unterstützung der Armen und zu gemeinnützigen Zwecken bezahlen solle. Und der, welcher diese Lehre aussprach, war kein armer, sondern ein sehr reicher Mann; man kann sich also leicht denken, welchen Eindruck seine Worte und seine Schriften machten. Seine wiederholten Einkerkerungen erschütterten seine Gesundheit, und er starb schon im J. 1824, kaum 50 Jahre alt. Seine zahlreichen Werke gingen zu Tausenden ab; mehr als Eine Auflage von 5000 Exemplaren wurde in Einem Tage verkauft, ein unermeßlicher Absatz in einem Lande, wie Norwegen. Seine Lehren schlugen Wurzel, und wie konnte dieß anders seyn? Es war mehr Wahres als Falsches darin, und der, der sie verkündigte, ward verfolgt. Jetzt bilden seine Schüler einen zahlreichen und wichtigen Theil der norwegischen Kirche, mit der sie nicht mehr im Widerspruche stehen; ein geachteter Mann prophezeyte, sie würden die Quäker des Nordens werden, und der dortige laxe Lutheranismus scheint auch wirklich die Beimischung von etwas mehr religiösem Eifer zu bedürfen.

Krankheiten und Sterblichkeit im westlichen Afrika.

(Schluß.)

Dieß sind die Hauptthatsachen in Bezug auf die weißen Truppen, die in Sierra Leone dienten; die Sterblichkeit unter den Schwarzen, während derselben Periode von achtzehn Jahren (von 1819 bis 1836 incl.), war folgende: von einer Gesammtmacht von 7581 Mann starben 228. Obgleich dieß keineswegs das Verhältniß der weißen Truppen erreicht, so ist die Anzahl doch beträchtlich, wenn man bedenkt, daß die Soldaten alle in der Blüthe des Lebens und in ihrem Vaterlande standen. In einem Klima, wo Fieber zwei Fünftel der weißen Truppen jährlich wegraffen, könnte man auch unter den Schwarzen dieselbe Sterblichkeit erwarten. Doch das ist nicht der Fall. Diese Race ist fast ganz davon frei, und die davon Ergriffenen betrugen jährlich nur 54, oder $2^{1}/_{10}$ vom Tausend der dort beschäftigten Truppenzahl, was ein geringeres Verhältniß ist, als in irgend einer andern Colonie, wo Schwarze Kriegsdienst leisten. Doch sind dagegen die Schwarzen manchen Krankheiten unterworfen, von denen der Europäer frei ist, und zwar besonders den Pocken.

Ungefähr 1000 Meilen östlich von Sierra Leone liegen vier kleine Colonien, welche einige Jahre lang mit brittischen Truppen besetzt waren, nämlich Cap-Coast-Castle, Dixcove, Anamaboe und Accra. Die natürliche Beschaffenheit dieser Stationen unterscheidet sich wesentlich von Gambia und Sierra Leone. Das Land ist weder sumpfig noch bergig, sondern besteht aus einer Reihe sandiger Hügel, die langsam ansteigen, bis sie ungefähr eine Viertelmeile von der Küste eine Höhe von 150 bis 200 Fuß erreichen. Diese Hügel und die dazwischen liegenden Thäler sind mit Wald bedeckt, nur um Accra ist das Land offen und frei. Die weißen Truppen, welche diese Stationen inne hatten, waren Freiwillige, und innerhalb vier Jahren (von 1823 bis 1826) starben von der Gesammtzahl von 630 Mann 421; diese fürchterliche Sterblichkeit erstreckte sich über alle Stationen und herrschte nicht unter den Truppen allein. Von 21 Kaufleuten, die im J. 1822 dahin kamen, waren 1825 nur noch 4 übrig, von 77 Beamten, welche während der Zeit von 1822 bis 1827 hinkamen, starben nicht weniger als 37, und von 42 Weibern und 67 Kindern, die mit den Truppen 1823 landeten, starben in weniger als 15 Monaten 29 Weiber und 41 Kinder. Die Fieber sind auf dieser Küste so heftig wie in Sierra Leone. Im Durchschnitt von 7 Jahren zeigte sich das Wechselfieber in einem von $2^{1}/_{2}$ Krankenfällen stets tödtlich. Lungenkrankheiten sind selten, doch Leberleiden ungewöhnlich häufig.

Wegen der außerordentlichen Ungesundheit des Klima's wurden die Truppen aus diesen Stationen entfernt, und man machte den Versuch, auf der Insel Fernando Po, die 20 Meilen vom Festlande entfernt, außerordentlich gebirgig und nicht sumpfig ist, eine Garnison einzurichten, die vielleicht besser gedeihen würde. Aber auch diese Hoffnung trog. Der größere Theil der Europäer starb innerhalb eines Jahres nach ihrer Landung am Fieber, und die Insel wird jetzt nur als ein Depot für Neger behalten, die man in Sklavenschiffen aufgefangen hat.

Wenn man Alles zusammennimmt, so stellt sich die Sterblichkeit auf den gesammten Stationen im westlichen Afrika in folgenden Verhältnissen dar: von 1685 Mann weißer Truppen, die in den Jahren 1822, 1823, 1824 und 1825 ankamen, starben von 1823 bis 1827 incl. 1298 und 387 wurden dienstunfähig. Von diesen letztern starben auf der Reise nach England 17, und nur 33 von den übrigen wurden bei näherer Untersuchung für fernern Dienst brauchbar gefunden. Diese große Sterblichkeit war nicht auf die Soldaten allein beschränkt; auch die Beamten litten davon, und zwar in folgendem Verhältniß: Von 1000 starben jährlich 209, und 197 von 1000 kehrten als dienstunbrauchbar nach Hause zurück. So starben in gesunden und ungesunden Jahren durchschnittlich jedes Jahr der fünfte Theil, und fast eine gleiche Anzahl wurden dienstuntauglich. Der schädliche Einfluß des Klima's im westlichen Afrika für europäische Constitutionen ist auf eine Strecke von 2600 Meilen längs der Küste klar erwiesen; und ebenso ungesund haben sich die Zwischenländer zwischen diesen Stationen erwiesen, was durch Kreuzer und Kaufleute, die sich dort häufig aufgehalten haben, bestätigt worden ist. Dieselbe Ungesundheit hat sich auch in den französischen Niederlassungen Gorée und Senegal, 300 Meilen nördlich von Gambia, ergeben. So zeigt sich eine Strecke von fast 3000 Meilen, vom Senegal bis nach Fernando Po, als entschieden feindlich für Europäer, und aus den Erfahrungen, welche die französische Armee gemacht hat, scheint hervorzugehen, daß derselbe ungesunde Charakter längs der mittelländischen Küste von Afrika herrscht. Daher scheint eine Erforschung der Ursachen, welche einen so großen Theil dieses gewaltigen Continents zu einem Grabe der Europäer machen, eine würdige Aufgabe der Gelehrten unserer Tage.

Diese Bemerkungen, welche Major Tulloch in der statistischen Gesellschaft in London vom 20 April vortrug, gaben Anlaß zu manchen ähnlichen Angaben. So herrscht, wie es scheint, auch an den östlichen Küsten Afrika's von Zeit zu Zeit ein ähnliches Fieber, dessen Ursachen eben so unerklärlich sind, und verwüstete z. B. zur Zeit, als Hr. Holroyd es besuchte, Nubien und Abyssinien. Auf der andern Seite versicherten Major Tulloch und Charters, daß die südöstliche Küste von Afrika, vom Cap der guten Hoffnung bis Delagoa-Bai, ungewöhnlich gesund sey.

Der Zug der Russen gegen Chiwa.

(Fortsetzung.)

Es geht aus dieser Auseinandersetzung hervor, daß in dem Lande, das unsere Karte umschreibt, drei Interessen vorwalten: das russische, das der Usbeken und das chinesische. Dieß letztere müssen wir indeß hier ganz aus dem Spiele lassen, und uns auf das beschränken, was wir oben mehr angedeutet als ausgeführt haben. Wenn wir eine Vermuthung wagen dürfen, so herrschen auf der chinesischen Gränze von 49° bis 41° die Kalmücken-Stämme, weiter gegen Süden die turkomanischen Stämme vor. Die erstern sind durch die Verwandtschaft mit

…ſammennimmt, ſo ſtellt ſich die Sach…
…ten Stationen im weſtlichen Afrika …
…gar: von 1685 Mann weder drei …
… 1822, 1823, 1824 und 1825 erkran…
…27 (incl. 1295 und 397 wurden krank…
…geen ſtarben auf der Reiſe nach Eu…
…n den übrigen wurden bei näherer Un…
…Dienſt brauchbar gefunden. Dieſe gro…
…auf die Soldaten allein beſchränkt; und …
…en, und zwar in folgendem Verhältniß: …
…ich 20,9, und 197 von 1000 kehrten als …
…Hauſe zurück. Es ſtarben in geſunden …
…n durchſchnittlich jedes Jahr der fünfte …
…gleiche Anzahl wurden krankheitshalber …
…des Klima's in weſtlichen Afrika für …
…nen iſt auf eine Stärke von 2500 Mann …
…ſt erwieſen; und ebenſo ungeſund haben …
…wurden dieſen Stationen erwieſen, und …
…rend, die ſich zwei Jahre aufgehalten …
…ut. Dieſelbe Ungeſundheit hat ſich …
…Niederlaſſungen Goree und Senegal, …
…Gambia, ergeben. Es prägt ſich eine …
…len, vom Senegal bis nach Fernando …
…ch für Europäer, und aus den Erfah…
…liche Armee gemacht hat, ſcheint hervor…
…geſunde Charakter längs der ganz…
…a herrſcht. Daher ſcheint eine Expe…
…e einen ſo großen Theil dieſer E…
…einem Grade der Europäer ausſe…
… Gelehrten unſerer Tage.

welche Major Tulloch in der Kolo…
…on vom 20 April vorlegt, geben fo…
…e Angaben. So berichtet, wie es ſcheint, …
…Rüſten Afrika's von Zeit zu Zeit ein …
…Urſachen eben ſo unerklärlich ſind, als …
…t, als Hr. Holroyd es beſchreibt, Natur…
…der andern Seite verſchonten Mann…
…daß die ſüdöſtliche Küſte von Afri…
…ung bis Delagoa-Bai, ungewöhnlich g…

…Waffen gegen China.

…erſetzung.)

…auseinanderſetzung hervor, daß in der …
…umſchreibt, drei Intereſſen vereinig…
…eten und das Chriſtliche. Daß letzte…
…ab aus dem Spiele laſſen, und zwa…
…ß ein oder mehr engliſche Kriegsſchi…
…ur eine Demonſtration gegen China, …
…ſchen Golfe von 43° bis 41° der Ab…
…er gegen Süden die entſchiedenſte …
…Herrn Sud durch die Verſandbildung …

den Mongolen fest an China geknüpft, die letztern stehen denselben mehr feindlich gegenüber, wie der Aufstand in den Jahren 1826 und 1827 gezeigt hat. Im Nordwesten könnte China gegen Rußland angriffsweise zu Werke gehen im Südwesten Rußland Einfluß gewinnen, wenn es sich Meister von Chiwa, Buchara, Kokan und Taschkent macht. Das erste Interesse der Russen ist jedoch, die Kirgisen im Zaum zu halten und den Handel sicher zu stellen; zu dem Ende muß Chiwa in ihre Hände fallen, denn sonst ist, wie man ganz richtig bemerkt hat, im Handel jener Länder so wenig Sicherheit, als im Handel des Mittelmeeres, so lange die algierischen Corsaren daselbst hausen konnten. Der Handel hier hat unglaublich zugenommen und ist für Rußland, das eine Menge seiner Erzeugnisse und selbst seiner Fabricate auf diesem Wege absetzt, höchst wichtig geworden. Gelingt es den Russen, sich Chiwa's zu bemächtigen, so ist der ganze Handel von Westturkestan in ihrer Gewalt; die Kirgisen werden vollends nach und nach in Postenlinien eingeschlossen, und der Handel kann eine Ausdehnung gewinnen, wie er sie seit vielen Jahrhunderten, ja man kann vielleicht sagen seit anderthalb Jahrtausenden, nicht mehr gehabt hat.

Hier gehen indeß Handels- und politische Vortheile Hand in Hand, und jede kriegerische Anstrengung, die hier Rußland macht, wird sich ihm durch Handelsvortheile wieder belohnen. So sagt der wohlunterrichtete Verfasser der „Ansichten über den Landhandel nach Asien durch Rußland,“ *) an einer Stelle: „gehörte Chiwa zu Rußland, so könnte der ganze asiatische und indische Handel nach Astrachan geleitet werden, und das Land selbst würde in jeder Hinsicht unendlich gewinnen.“ — Von Chiwa aus ist Buchara leicht zu beherrschen, und Buchara ist namentlich darum von so großer Bedeutung, weil hier der indische und chinesische Handel zusammentreffen. Dieß aber ist es eben, weßhalb Rußland aus einer Besetzung Chiwa's nicht bloß eine commercielle, sondern auch eine militärisch-politische Eroberung machen muß. Hier ist der Punkt, wo der Zug nach Chiwa mit seiner ganzen Stellung in Asien aufs innigste zusammenhängt: sobald Rußland in Chiwa steht, beherrscht es alle Turkomanenstämme bis an die persische Gränze hin, und da seine Stellung am Araxes ihm einen entscheidenden Einfluß auf die Turkomanenstämme in Adserbeidschan, Ghilan und Masanderan sichert, so kann man sagen, daß Rußland, sobald es Chiwa besitzt, seine Stellung auf beiden Seiten des kaspischen Meeres so gesichert hat, daß es sämmtliche Turkomanenstämme im Norden Persiens mit oder gegen ihren Willen in seinen Kreis zieht. Die Turkomanen sind seit fünf Jahrhunderten factisch die Beherrscher von Persien gewesen, und wenn wir die Zeiten Abbas des Großen und Nadir Schahs ausnehmen, so erheben sich die eigentlich persischen Stämme erst seit 70 Jahren wieder zu größerer Bedeutung. Nach der kurzen Herrschaft der Zends unter Kerim Khan hat Aga Mohammed, um seinem Neffen eine gute Stätte zu bereiten, schrecklich unter den persischen Großen aufgeräumt, und Feth Ali regierte somit ohne bedeutende Anfechtung. Aber die Art seiner Herrschaft hat einen solchen Haß gegen die Kadscharen und die Turkomanen überhaupt erzeugt, daß eine Spaltung zwischen persischen und turkomanischen Stämmen sich alsbald nach seinem Tode kund gab, und Mohammed Schah steht jetzt als Turkomanenfürst da, und sieht sich genöthigt, seinen Thron und die Herrschaft seines Stammes gegen die eigentlich persischen Stämme zu wahren. Dieß kann er auf die Dauer nur mit Hülfe Rußlands thun, und somit ist er factisch zu einem Vasallen dieses Reichs herabgesunken. Gelangt Rußland nach Chiwa, breitet es somit seinen directen Einfluß bis nach Asterabad, dem Sitze des Kadscharenstammes, und bis an den Nordabfall des Plateau's von Iran aus, dann ist diese Vasallenschaft vollständig, und der Schah von Persien muß der Richtung folgen, die ihm Rußland anweist. Dieß ist die Bedeutung des Zugs der Russen nach Chiwa. Von Persien aus aber ist Indien jeden Augenblick zu erschüttern, und darum sind die Engländer nach Afghanistan gezogen.

(Schluß folgt.)

*) Dieses Schriftchen erschien schon im Jahre 1828 bei Dunker und Humblot in Berlin, und ist noch jetzt zu Erklärung mancher Erscheinungen in Asien wichtiger als zahllose Schmierereien, die seitdem über die Verhältnisse der Russen und Engländer in Asien zu Tage gefördert worden sind.

Alter Grabhügel in Frankreich.

Zu Bougon, in der Nähe von Mothe-Saint-Heray (Departement des deux Sèvres), hat man kürzlich einen Grabhügel entdeckt, der auf die Civilisation der alten Gelten ein großes Licht zu werfen verspricht. Eine Galerie und eine sehr große Höhle wurden geöffnet. Die erstere besteht aus neun Steinen in aufrechter Stellung, die mit einer Platte von 26' 5" Länge bedeckt sind. Das Innere ist völlig mit Skeletten angefüllt. Der Kopf eines jeden stößt an die Mauer der Höhle, und an den Seiten stehen Töpfergeschirre mit Lebensmitteln für die Todten in einer andern Welt. Nüsse und Eicheln wurden darin völlig erhalten gefunden. Eben so fand man zwei Beile und zwei Messer aus Kieselstein, mehrere kleine scharfe Werkzeuge von unbekanntem Gebrauche, zwei Halsketten, eine aus Muscheln, die andere aus gebrannter Erde, mehrere Bärenzähne, die Knochen eines Hundes, und eine Platte, auf welcher Spuren einer rohen Zeichnung bemerklich waren. Vier Gefäße sind völlig erhalten: zwei davon gleichen Blumenvasen, ein drittes hat die Form einer Suppenschüssel, und das vierte, obwohl das kleinste, ist das merkwürdigste, da es ein Druidenbecher ist. Der Tumulus hat 200 Schritte im Umfange und zwischen 18 und 20 Fuß Höhe. (Fr. Bl.)

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

Ueber die Schichtung und Lagerung des Salzes und der dasselbe durchsetzenden oder bedeckenden Erd- und Steinlagen läßt sich Folgendes bemerken: wenn man von oben nach unten hinabsteigt, so folgen zunächst nach der obersten Kruste der Dammerde mehrere Thon-, Mergel- und Sandablagerungen. In einer Tiefe von circa 15 Klafter erscheinen in einer Thonschicht die ersten Spuren von Salz, welches in mehr oder weniger kleinen Krystallen, Nestern und Würfeln in den Thon ein-

geschlossen ist. Hie und da durchsetzt es den Thon auch in kleinen dünnen Adern, oder es erscheint derselbe auch nur mit einer Menge feiner Salztheilchen geschwängert, ähnlich wie in Hallein und andern Salzwerken, wo man das Salz durch eingeleitetes Wasser aus dem Gebirge auffangen läßt. In Wieliczka berücksichtigt man bei den großen weiter unten angesammelten Schätzen diese kleinen Vorräthe gar nicht. Wenn die Erzählung, daß ein Hirte, Namens „Wieliczka" die Salzvorräthe entdeckt habe, wahr wäre, so müßten doch wohl noch in höhern Gegenden Salztheile vorkommen. Denn schwerlich möchte irgend ein Hirte mit einem Brunnen oder sonst einer Grube zu einer Tiefe von 15 Klaftern hinabgestiegen seyn.

Je tiefer man in den salzhaltigen Thon hinabsteigt, desto größer werden die mit ihm vermengten Salzstücke. Anfangs 5, 10 — 15 Fuß im Durchmesser, später 50 — 70 bis 100 Fuß. Man nennt diese einzelnen dem Thon eingemengten Salzmassen oder Trümmer „Stockwerke." In dem obern Stockwerke ist das Salz schmutzig und mit Erde gemengt, sogenanntes Kothsalz. In der untern aber ist es reines, festes Grünsalz, welches man der Ausbeutung würdig hält. Diese großen Salzschollen oder Salzwürfel liegen in allerlei Richtungen und Stellungen aufgebäumt, umgestülpt, schief, senkrecht u. s. w., und es hat ganz das Ansehen, als ob sie früher zu mächtigen Flötzen zusammengehangen hätten, und nachher durch vulcanische oder andere Naturgewalten zertrümmert und zerstreut wären.

Je weiter man nach unten kommt, desto größer werden die Massen und desto reiner und fester wird das Salz, und so gelangt man etwa 500 Fuß unter Tage zu den mächtigen Salzflötzen des Schibiker Salzes. Dieser Flötzen oder breiten Schichten gibt es wieder mehrere übereinander, die durch Thonschichten von einander getrennt sind. Sie liegen nicht wagerecht, sondern meistens unter einem Winkel von 35 Graden gegen Süden hin, also nach den Karpathen zu absteigend. Ja mehrere sogar stehen senkrecht auf dem Kopfe wie Mauern. Hie und da sind die Schichten nur 20 bis 50 Fuß dick. Stellenweise aber auch 70 bis 100.

Es scheint aus dieser Lagerungsweise des Salzes hervorzugehen, daß die salzniederschlagenden Kräfte anfänglich mit großer Ruhe arbeiteten, später mit immer mehr und mehr steigender Unruhe und zugleich mit zunehmender Armuth an Salzvorrath. Welche wunderbare, durch Aeonen hier mählich gesteigerte Unruhe! Und welcher sonderbare Widerspruch mit der doch sonst überall aus der Structur des Erdgezimmers hervorleuchtenden fortschreitenden Beruhigung der waltenden Naturkräfte.

Wie zum Erstaunen dunkel indeß noch Alles in Wieliczka ist, und wie wenige Daten, die als Basis zu Hypothesen über die urzeitlichen Vorgänge dienen könnten, schon fest stehen, mag schon das Geständniß lehren, welches uns ein Salzbeamter machte, daß man eigentlich noch von keinem jener obengenannten Salzbruchstücke oder Stockwerke eine genaue Nachbildung und deutliche Vorstellung habe. Und natürlich ließe sich doch nur dann, wenn man sie, die im Thon verborgenen, vor sich hätte, wie eine Eisscholle, so daß man alle Bruchseiten und Winkel an ihnen deutlich erkennen und messen könnte, mit Bestimmtheit entscheiden, ob es wirklich Bruchstücke größerer Massen seyen, oder ob sie vielleicht sich alle von Anfang an nur so partien- und nesterweise bildeten.

Die verschiedene Anhäufungsweise des Salzes in den Wieliczer Bergen mußte natürlich auch schon von selbst eine verschiedene Art von Ausbeutung herbeiführen. Da, wo Salzadern vorkamen, schlug man sie mit spitzen Hämmern in kleinen Stücken aus, und indem man den Adern folgte, entstanden mehr oder weniger schmale Gänge und Gerivore. Da, wo das Salz in mächtiger zusammenhängenden Massen sich zeigte, löste man es in großen Stücken. Waren die Massen Stockwerke, so entstanden durch die Wegräumung des Salzes mehr oder weniger große Höhlen, Säle oder Kammern. Waren es Flötze, so entstanden oft weit verbreitete niedrige Räume, oft, wo die Flötze mächtiger waren, ebenfalls Kammern oder Höhlen.

In der alten Zeit hieb man das Salz weg, wo man es fand, und schaffte so raubend so viel heraus, als man konnte, ohne vorsichtige Rücksicht darauf zu nehmen, ob die benachbarten Erdschichten fest genug wären, um zuverlässige Gewölbe der entstehenden Höhlungen zu bilden, welche die Oberlagen tragen könnten. Baute man auch hie und da aus, so baute man schlecht und unsolid. Dazu war man sehr geizig bei der Anlage von Stollen und Schachten, die keinen unmittelbaren Nutzen gaben, und bloß zur Verbindung, zur Wasserförderung, Luftreinigung oder sonst einem Zweck dienen sollten. Man machte sie zum Theil so enge und unbequem, daß man in einigen Theilen des alten Feldes seine Noth hat, durchzukommen, und oft geradezu kriechen muß. Außer mancher Unbequemlichkeit entstand aus diesem planlosen Verfahren auch nicht wenig Unglück. Einbrüche von Gewölben und Kammern, Verschüttungen von Arbeitern, und sogar, wenn auch die oberste Erdkruste den untern Einsenkungen folgte, Vergrabungen ganzer Häuserpartien der Stadt Wieliczka. Man hat in neuerer Zeit genug Mühe und Kosten aufwenden müssen, um diese in alten Zeiten begangenen Fehler zu verbessern. Man hat die Stollen erweitert und ausgemauert, hie und da in einigen Gewölben Pfeiler errichtet, welche größtentheils die großen Wälder von Neopolumizo lieferten. Ein großer Theil dieser Wälder steckt jetzt hier als Pfeiler unter der Erde. Man sieht oft ungeheure Holzpfeiler aufgeführt, 20 Fuß lang und breit und 40 Fuß hoch, aufgethürmt aus lauter wagerecht übereinandergelegten Baumstämmen. Der entstehende Holzmangel hat später auf anderes Baumaterial geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Westl Gemälde der Verkündigung Mariä. Am 29 April kam dieß Gemälde, welches früher in der Kirche von St. Mary le Bone sich befand und 800 Pfd. gekostet hatte, unter den Hammer. Zehn Guineen wurden dafür geboten, und nicht ein Schilling weiter war dafür zu erhalten. (Engl. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 62 u. 63** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Miß Grace Kennedy. — Zwei politische Komödien.** (Fortsetzung.) — **Neugriechisches.**

Je das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes ist einh. 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1840.

Jahressitzung der fünf Akademien.

Paris, den 3 Mai.

Ich weiß nicht, welcher mißgünstige Geist gestern über der gewöhnlich so anziehenden Feierlichkeit der akademischen Jahressitzung gewaltet hat. Diese Sitzung war nicht besonders akademisch den verhandelten Gegenständen nach, sie war in ihrer äußern Erscheinung weniger interessant als die andern Male, da ein großer Theil der Akademiker, namentlich die meisten politischen Namen, und selbst Arago fehlte, und auch das Publicum sich nur in mäßiger Zahl eingefunden hatte; namentlich war unter den „Blaustrümpfen" auch nicht Eine bemerkenswerthe Physiognomie; die Sitzung war endlich nicht sehr unterhaltend, und man kann einigermaßen erstaunt seyn, daß das Institut zu einer so feierlichen und so seltenen Versammlung das Interesse des Publicums nicht mehr berücksichtigt habe. Nach der Eröffnungsrede des Präsidenten, Hupot, durfte man dieß erwarten, der Erfolg aber hat seinen Worten nicht entsprochen. Von den Arbeiten, welche die philologische Preisaufgabe des Grafen Volney veranlaßt hatte, erhielt keine den Preis, doch wurde dreien derselben eine Ehrenmeldung zu Theil. Raoul-Rochette, der Secretär der Akademie der schönen Künste, las ein Fragment eines Werkes: „die Kunst in ihren Berührungen mit den Sitten, bei den Alten sowohl als bei den Neuern." Nach der Meinung des geistreichen und scharfzüngigen Redners war der Standpunkt der Kunst und der Künstler im Alterthum ein würdigerer als heute: dort beschäftigte sich der Künstler nur mit Gegenständen des öffentlichen Interesses, seine Schaffungen waren dem Staate gewidmet, und er entging hiedurch dem wankelmüthigen Beifall oder Tadel der Menge. Die jetzige Art der Ermunterung, die Künstler aufzumuntern, die Weise, wie der Kunstsinn gepflegt wird, und das System der jährlichen Ausstellungen, fanden in dem gelehrten Antiquar eine strenge und unerbittliche Kritik voll epigrammatischer Anspielungen auf die Zustände, die wir jeden Tag vor Augen haben. Auf seinen Vortrag folgte ein Auftritt, dessen grotesken Charakter ich vergeblich zu schildern suchen würde. Ein Hr. Vicomte le Prévost d'Irap von der Académie des inscriptions et belles Lettres verlas eine metrische Uebersetzung seiner Fabrik, eine Rede des Marius aus dem Buche des Sallust über den Krieg des Jugurtha. Ich habe nie etwas Schulmeisterisch-bombastischeres gesehen und gehört, den ganzen Habitus und die Rede dieses Herrn, der übrigens ein schönes, gesticktes Gilet von weißem Casimir anhatte. Wenn das Institut in seinem Innern solche mumienartige Curiosa birgt, so sollte es um ihres eigenen und um des Publicums Respects willen sie sorgfältig vor der Berührung mit der öffentlichen Luft bewahren: es ist nicht immer schicklich, seinen innern Beklemmungen durch ein homerisches Lachen Erleichterung zu verschaffen, und wir andern Sterblichen verstehen nicht genug, ernste Gesichter zu so derbem Spaß zu machen. Hr. Adrian Valöi hat eine biographische und kritische Notiz über den englischen Minister Huskisson vorgetragen, einen förmlichen Panegyrikus, der allerlei Interessantes, aber nichts Neues über diesen verdienstvollen Staatsökonomen enthielt. Hr. Valbi zudem ist in seiner Auffassung, wiewohl klar und fließend, sehr trocken und prosaisch, und weder das Gefühl noch die Einbildungskraft haben von seinen Arbeiten irgend eine erwärmende, wohlthuende Berührung empfangen. Die Ehre der Sitzung, der allgemeinste, schallendste Beifall ward den von Viennet vorgetragenen Fabeln zu Theil. Es gehört viel Muth dazu, um in Frankreich, nach Lafontaine, noch Fabeln zu dichten; es gehört viel Geist dazu, um mit solchen Fabeln den lautesten, einstimmigsten Zuruf einer Versammlung der fünf Akademien und eines kritiklustigen Publicums zu erregen. Beides hat Hr. Viennet gestern vollbracht; viele Personen, die ihn nur aus den Caricaturen des Charivari und seinen wirklich oft undegreiflichen Briefen an die Journale kannten, wußten nicht aus vor Verwunderung. Der vorgetragenen Fabeln waren fünf: le soufflet et le charbon; l'aigle et l'outarde; les deux buissons; Brama et le ciron; la queue des Singes. Ich muß natürlich darauf verzichten, alle fünf hier aufzuführen, aber ich glaube ihren Lesern einen angenehmen Dienst zu erzeigen, indem ich die letzte, la queue des Singes hier ungeschmälert herseße. Vielen Personen im Ausland mag wohl kaum klar seyn, was das für Fabeln seyn mögen, die Hr. Viennet vor den vereinten Akademien vorzutragen wagt, und wie weit ein französischer

allzu wahr.“ — Texier, welcher sich von dem Mutsehid (Oberimam) in Ispahan, der größere Gewalt in der Stadt und Umgegend als der Schah selbst ausübt, Pässe und Empfehlungsschreiben nach Schiras verschafft hat, will diese Stadt, dann die Ruinen von Persepolis und Schapur besuchen, und wenn es ihm gelingt ins Land der Bakhtiaris einzudringen, die Ruinen des alten Susa zu erreichen bemüht seyn, deren Lage Rawlinson ziemlich genau ausgekundschaftet, die er aber nicht selbst besuchen konnte.

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

In den neuern und neuesten Zeiten ist Alles in vortrefflicher Ordnung. Die Gänge und Treppen sind so breit und bequem, daß man so gemächlich hinspaziert, wie auf Prachttreppen und Corridors von Palästen. Die Schachte und Stollen sind da, wo sie durch lockeres Gebreich streichen, ausgemauert. Im festen Salze ist keine Ausmauerung nöthig. Als Material zum Ausmauern bedient man sich jetzt selten des Holzes, gewöhnlich des nicht vollgültigen Salzes selbst. Man baut damit ganz auf dieselbe Weise, wie die Eskimo's nach Capitän Parry mit dem Eise, d. h. man legt die Salzblöcke einfach übereinander und begießt sie fleißig mit Wasser. Das Wasser schwängert sich mit Salztheilen, die es verdampfend in die Zwischenräume führt, und die hier dann als Kitt dienen, indem sie dem ganzen Gemäuer eine unglaubliche Festigkeit geben. Man sieht auf diese Weise große Pfeiler und hohe Gewölbe aus solchen Salzbausteinen aufgeführt. Bei den ausgebeuteten Flötzen läßt man in gewissen Entfernungen dicke Salzpfeiler zum Tragen der Decke stehen. Diese Pfeiler bekommen ungefähr die Form der in der gothischen Baukunst üblichen, und man geht daher oft unter weiten Strecken von Salzgewölben hin. Zuweilen auch füllt man die entstehenden Kammern, wenn man keinen weitern Nutzen von ihnen zu ziehen weiß, und wenn man nicht völlig sicher über die zuverlässige Haltbarkeit ihrer Wände ist, mit Kothsalz aus. Viele Kammern aber bleiben unausgefüllt, entweder weil durchaus keine Ursache ist, ihren Einsturz zu fürchten, oder weil man sie zur Communication, oder als Vorrathskammern zur Deponirung von Salz, oder Geräthschaften, oder zur Stallung der Pferde nöthig hat.

Die Zahl aller Kammern und Gewölbe ist nicht zu bestimmen. Nahe an hundert unter ihnen zeichnen sich durch ihre Größe aus, und haben alle besondere Namen. Das Labyrinth der Kammern, Gewölbe, Treppen, Gänge, Schachte, Stollen, Strecken, Felder, Contignationen, Stockwerke ist in diesem menschlichen Riesenbau im Verlaufe der sechs Jahrhunderte so ungeheuer groß geworden, daß es jetzt keinen Beamten in Wieliczka gibt, der in allen Theilen desselben vollkommen orientirt wäre. Jeder kennt nur immer einzelne Partien des Ganzen, und wagt er sich in ihm unbekannte Regionen, so bedarf er, wie der Fremde, eines Führers, um sich nicht zu verirren. Ja es gibt sogar Partien des Bergwerks, die seit langen Jahren kein Menschenfuß betreten hat, weil sie als unnütz- oder unzweckmäßig verlassen und ganz vermauert wurden. Man wird dieß begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß dieß ganze in der Erde verborgene Baugerüst, wollte man es ans Tageslicht hervorziehen, ein Gebäude darstellen würde von der dreifachen Höhe des Wiener Stephansthurms und von einer doppelt so großen Flächenausdehnung, als die Altstadt von Wien einnimmt.

Endlich am andern Morgen tauchten wir nun selbst in jenen Irrgarten hinab, ausgerüstet mit den obigen Kenntnissen und überdieß mit einem Erlaubnißschein der obersten Behörden und mit einem weißen Leinwandkittel zum Schutze unserer Kleider. — Sehr leid that es uns, daß wir nicht als einzelne Beere in der hübschen Personentraube zu hängen kamen, wie sie andere Reisende beschreiben. Es wurde nämlich für gut befunden, daß wir gemächlich wie Menschen auf bequemen Treppen hinabstiegen, während man sonst die Reisenden partienweise zu vier und sechs an einem langen Strick übereinanderhing und so wie die Beeren einer Traube verbunden in die Tiefe hinabließ. Die Treppen, die zum Theil aus in Salz gehauenen Stufen bestehen, zum Theil aus Baumstämmen gebaut sind, wurden meistens zur Bequemlichkeit hoher Häupter errichtet. So eine Prachttreppe von August II, eine Kaisertreppe für den vorigen Kaiser oder die Mitglieder seiner Familie. Die gewöhnlichen Reisenden gehen Nebentreppen, deren Bequemlichkeit übrigens auch durchaus nichts zu wünschen übrig läßt. Vielmehr könnte man zu Zeiten etwas mehr Ueberwindung von Schwierigkeiten wünschen, um den Genuß des Errungenen zu erhöhen. Allein man schlendert jetzt in Wieliczka eben so nachlässig auf und ab, wie in den gebahnten Thälern und Felsen der sächsischen Schweiz, wo man auch gähnend von Gipfel zu Gipfel steigt.

Die Oesterreicher sind, wie wir schon oben bemerkten, sehr geheimnißvoll und ängstlich mit ihrem Salzwerke. Diese Aengstlichkeit bezieht sich nicht bloß auf die Verheimlichung des Administrativfaches der Ausgaben und Einnahmen, der Kosten und Preise, was begreiflich wäre, sondern sogar auf die Bekanntwerdung der wahren Verhältnisse der Ablagerungen und des Baues des Gebirges, wofür kaum ein Grund gedacht werden kann. Man läßt daher Fremde nicht gern länger in dem Bergwerke verweilen, läßt sie auch nur gewisse vorgeschriebene Touren darin machen, und gibt schwer die Erlaubniß zur Wiederholung des Besuchs. Man läßt sie eben nur das sehen, was sie sehen sollen. Auch sollen die Steiger und Beamten durchaus nicht mehr sagen, als ihnen vorgeschrieben ist. — Ueberhaupt wird man in Wieliczka vielfach an das eifersüchtige Verfahren der Holländer mit ihren Gewürzanpflanzungen in Ostindien erinnert. So z. B. könnte man sehr gut drei- oder viermal so viel Salz herausfördern, als man schafft. Aber man bleibt bei den festgesetzten Summen, um die Preise nicht sinken zu machen. Ferner untersucht man auf eine höchst mißtrauische und beleidigende Weise jedesmal die Arbeiter, wenn sie aus den Schachten kommen, als wenn es sich um Silber und Gold handelte. Diese Inquisition muß jeden ehrlichen Kerl verletzen, und mag Manchen schon aus bloßem Aerger zum Betrüger gemacht haben. Ein liberaleres Verfahren, ein einfaches Verbot des Mitnehmens von Salz würde gewiß von weit heilsamerem Einfluß auf die Arbeiter seyn, die übrigens reichlich mit Salz versehen werden. Denn sie bekommen außer ihrem Lohn für jeden Kopf ihrer Familie jährlich 15 Pfund geliefert. Endlich aber, und dieß ist besonders beleidigend, verschüttet man auch das aus dem obengenannten Schachte Wodna Gora hervorgepumpte Salzwasser, das man selber nicht benutzen will, sehr sorgfältig und ängstlich, damit es ja Niemand ausbeute. Man leitet es in einen Fluß und durch unterirdische Canäle in die Weichsel, wo es, mit deren Süßwasser sich mischend, bald untauglich gemacht wird. Auf diese Weise verkommen täglich 600 Eimer der schönsten Salzsohle, für die man anderswo ein eigenes großes Salinenwerk errichten würde.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1840.

Carloß Bericht über die Provinz Lus in Beludschistan.

Die Ereignisse des letzten Jahres haben allen Nachrichten von den westlich vom Indus gelegenen Ländern eine Wichtigkeit gegeben, welche sie seit Jahrhunderten nicht besessen haben, und namentlich ist die Seeküste von Beludschistan in Folge der Einnahme von Kelat durch die Engländer von großem Interesse geworden. Sie haben dadurch die feudalistische Herrschaft der Beludschen über alle Stämme zwischen dem Indus und der persischen Provinz von Kirman aufgelöst, und sind im Begriff, die alte Handelsstraße von der Seeküste über Beylah und Kelat nach Kandahar wieder zu öffnen. Sobald der Krieg mit Afghanistan beschlossen war, schickte der Generalgouverneur von Indien eine Mission an den Fürsten von Lus, der in Beylah residirt, deren Zweck zwar nicht bekannt gemacht wurde, welche aber offenbar bestimmt war, die künftigen directen Verbindungen zwischen Bombay und Beludschistan vorzubereiten. Sie wurde dem Lieutenant Carloß von der indischen Marine anvertraut; sein Bericht ist vor einigen Monaten von dem Gouvernement von Calcutta bekannt gemacht worden, und gibt uns eine gute Einsicht in die Verhältnisse dieses Landes, das den Europäern lange geschlossen war, und jetzt offenbar bestimmt ist, wieder eine Rolle in der Politik des Orients zu spielen.

Carloß kam im Anfang des Januars 1838 in Sunmemp, dem Hafen der Provinz Lus, an, und schrieb an den Fürsten, um ihm seine Ankunft anzukündigen, worauf zwei Chefs mit einigen Soldaten aus der Hauptstadt geschickt wurden, ihn nach Beylah zu führen. Da sie aber nicht bereit waren, sogleich abzugehen, so reiste er mit Dr. Hardy allein ab. Der Weg, sagt er, führt eine Zeitlang über eine Straße niedriger Sandhügel und sumpfiger Niederungen, und die ganze Landschaft hatte das Ansehen der äußersten Dürftigkeit, da man auch nicht eine Staude sah. Fünf englische Meilen von der Stadt erreichten wir eine 350 Fuß hohe Reihe von Sandhügeln, von denen aus man den Fluß Purally gegen W. N. W. sah. Wir hielten hier, bis unsere Führer ankamen, und zogen dann durch eine niedrige Ebene, bedeckt mit Salzpflanzen, weiter. Eine Stunde nach Sonnenuntergang erreichten wir eine Höhe, wo sich Wasser fand, und hielten dort für die Nacht. Während des Abends sammelten sich 40 bis 50 Reisende um die Brunnen, welche nichts als Löcher sind, die man im Fuß einer Höhe eingräbt, und die eine kleine Quantität halbbittern Wassers geben. Unter den Reisenden war ein Sind, der ein bekannter Mährchenerzähler war, und die Gesellschaft mit seinen Fabeln bis tief in die Nacht unterhielt; da er zugleich eine tiefe und wohlklingende Stimme hatte, so war die Art von singender Cadenz, mit der er erzählte, sehr angenehm.

Den nächsten Morgen machten wir uns auf den Marsch nach Lavari, einer kleinen Stadt in der Entfernung von sechs Meilen, welche wir bald nach Mittag erreichten. Die Ebene zwischen den Sandhügeln und der Stadt trägt überall Spuren von Wasser, und ist mit Salzpflanzen und bisweilen mit verkrüppelten Tamarinden überwachsen. Unsere Begleiter sagten uns, daß der Purally während der Ueberschwemmung durch diese Ebene strömt, da er von Lavari aus, wo ein Wehr quer durch ihn gezogen ist, kein bestimmtes Bett mehr hat, sondern sich durch verschiedene Canäle, welche er durch die niedern Gründe gebrochen hat, in diese ergießt. Lavari ist ein kleiner Ort von etwa 50 Häusern aus Lehm, der hübsch in einem Wäldchen alter Bäume liegt, und in seiner Nähe einen großen Teich hat, der durch einen Canal sein Wasser von dem Fluß erhält. Wenigstens ein Drittheil der Bevölkerung besteht aus Negersklaven, welche alle Arbeit außerhalb der Häuser verrichten. Ich traf auf mehrere, welche sich bitter über die Behandlung beklagten, welche sie erlitten, und mich sehr ernstlich baten, sie an Bord meines Schiffes zu nehmen, da sie entschlossen seyen, bei der ersten Gelegenheit zu entlaufen. Unmittelbar in der Nähe des Orts ist das Land umgebrochen, und mit Getreide, Baumwolle und Oelsaat bepflanzt, weiterhin bildet es ein dichtes Gebüsch, das von Zeit zu Zeit offene Stellen hat, welche mit Gras bedeckt sind, das eine gute Weide für die Heerden abgibt.

Bald nach unserer Ankunft in Lavari, und ehe unsere Kamele mit dem Gepäck angekommen waren, erfuhr ich, daß gerade ein Chef von Beylah mit dem Minister des Fürsten angekommen sey, und mich zu sehen wünschte. Ich ließ einen

Audienzsaal bereiten, der in Teppichen bestand, die man unter einem großen Baum ausbreitete, und der Gesandte kam in Gestalt eines alten kleinen Mannes, der eine arabische Physiognomie hatte, und mir von Seiten des Fürsten sagte, daß ich willkommen sey. Ich erfuhr im Verlaufe des Gespräches, daß sie wünschten, daß ich in Layari warte, bis sie neue Instructionen aus Beylah erhalten hätten; da mich dieß aber viele Tage aufhalten konnte, so sagte ich ihnen, daß ich es sehr übel nehmen würde, wenn man Einwürfe gegen mein augenblickliches Aufbrechen machte, und ich entweder sogleich nach Beylah oder zu meinem Schiff zurückgehen würde. Dieß schien sie in große Verlegenheit zu setzen, und am Ende kamen wir überein, daß ich Einen Tag bleiben sollte, und sie dann mit mir abreisen würden. Abends schickten sie Reismehl, Schmalz u. s. w. für mich und meine Leute.

Den 13 reiste ich ab, ehe sie bereit waren; ich kam zuerst drei Meilen lang durch Felder, wo ich nichts als Oelsaat sah, dann gegen N. O. an das Ufer eines trockenen, tiefen Strombettes, das durch einen dichten Tamarindenwald lief, der mehrere Meilen lang war, und wo die Bäume alle ohne Blätter und verdorrt waren, mit Ausnahme der Sprossen aus den Wurzeln. Hierauf folgte ein weiter Landstrich von bebautem Feld, der durch Canäle vom Fluß aus bewässert, und hin und wieder mit Hütten besetzt ist. Hier hielten wir eine halbe Stunde; der Boden ist gut, und trägt im Ueberfluß Oelsaat und Baumwolle; Wild ist in Menge zu sehen. Hierauf durchschritten wir eine Ebene, welche dünn mit verdorrten Salzpflanzen besetzt war, und so weit das Auge reichte, sich erstreckte; wir machten etwa acht Meilen in ihr, kamen dann durch einen lichten Wald von Tamarinden und Mimosen an den Puralystrom, wo wir übernachteten. Das Bett des Stromes ist hier etwa 400 Yards breit, und fließt von Ost nach West; die Ufer sind senkrecht, und 14 bis 15 Fuß hoch, das Wasser war damals nur etwa 20 Yards breit und 2 Yards tief, und wand sich in der Mitte des sonst trockenen Bettes durch.

Unsere Kamele hatten sich in der Nacht verlaufen, und wir konnten unsere Leute nicht dazu bringen, sie zu suchen, bis einer unserer Führer sein Schwert gegen sie zog. Wir reisten um Mittag ab, 4 bis 5 Meilen durch eine Ebene, dicht mit niedrigen Salzpflanzen bedeckt, und kamen wieder an den Fluß, der sich hier mit einem andern, von ziemlicher Größe, dem Mahto, der von den Gebirgen im Osten kommt, vereinigt; das Bett war wohl eine Meile breit, ist aber größtentheils mit Gesträuch bewachsen, in dessen Mitte der Fluß sich durchwindet. Der Boden ist mit einer Salzkruste bedeckt, welche dem Geschmack nach aus Natrum zu bestehen scheint. Zwei Krokodile lagen schlafend an der Stelle, wo wir übersetzten. Spät Nachmittags erreichten wir Ut, zwei Dörfer, 5 Meilen von Beylah, der Weg hatte sich gegen Westen gewendet, und wir waren in der Nähe des höchsten Punktes des Thals, das auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen ist. Ueberall sah man zahlreiche dünne Säulen von Sand, welche der Wirbelwind gebildet hatte; sie bewegten sich mit großer Schnelligkeit über die Ebene hin, und wenn eine davon uns nahe kam, so hörte ich den Chef, der mein Kamel leitete, vor sich hinmurmeln: „Laß den Weg frei, guter Geist, und thue uns kein Uebel, ich gehe nur nach Beylah mit dem englischen Herrn, der Geschenke für den Fürsten hat.“ Ich fragte ihn um den Sinn dieser sonderbaren Anrede, und er sagte mir mit großer Ernsthaftigkeit, daß wir jetzt in dem District der alten Stadt Roghan, ehemals der Lieblingssitz der Fee Baddel Dschamal, uns befänden, und daß diese Sandsäulen Geister seyen, denen man gute Worte geben müsse, um sie zu hindern, uns Uebel anzuthun.

Ut besteht aus zwei Dörfern, welche Arab Usmanany, dem Chef des Arab-Gadurstammes gehören, und von denen eines aus 50, das andere aus 25 Häusern besteht. Da unser Gepäck noch nicht angekommen, so breiteten wir unsere Teppiche unter einem großen Baum aus, und waren schnell von der ganzen Bevölkerung umringt, der unsere Kleidung große Unterhaltung verschaffte. Arab Usmanany wartete im Dorf auf uns, um uns nach Beylah zu bringen, und machte uns einen Besuch, nachdem er zuvor die ganze Einwohnerschaft zusammenberufen hatte, um sein Gefolge zu bilden. Ich erzählte ihm im Gespräch, daß unter den Geschenken eines für ihn bestimmt sey, und er bat mich, es ihm in Gegenwart des Fürsten zu übergeben. Abends schickte er uns ein Schaf, Mehl, Reis, Schmalz u. s. w., und ließ uns bitten, ihn wissen zu lassen, wenn uns etwas abgehe. Den nächsten Tag kam der Courier zurück, den man nach Beylah geschickt hatte, um uns anzukündigen, und wir verließen Ut in Begleitung von Usmanany und einer Escorte. Der ganze Weg, fünf Meilen lang, lief durch bebautes Land, das hin und wieder mit dickem Gebüsch, das Weiden ähnlich sah, besetzt war. Wir begegneten 12 bis 16 häßlichen Geschöpfen von Weibsbildern, die auf Eseln ritten; sie grüßten uns, und ihr ekelhaftes Ansehen und ihre Frechheit veranlaßten mich, meinen Begleiter zu fragen, wer sie seyen; er lachte und sagte mir, es seyen Verschnittene. Wir ritten durch das tiefe und breite Bett eines in dieser Jahreszeit vertrockneten Flusses, und hielten unsern Einzug in Beylah.

Als wir uns der Stadt Beylah näherten, sahen wir die flachen Dächer wörtlich mit Zuschauern bedeckt und die Straßen voll Menschen; bei unserm Eintritt brach die Menge in ein wildes Geschrei aus, und machte einen solchen Staub, daß wir fast erstickt wurden. Der junge Fürst von Beylah war, wie man mir sagte, unter den Zuschauern. Arab Usmanany ritt in den Palast, unsere Ankunft anzukündigen, während wir in ein Haus geführt wurden, das zu unserm Empfang bereitet worden war, und das schlecht genug, aber, mit Ausnahme des Palastes, so gut war als irgend eines in der Stadt. Die Leute drängten sich ohne Weiteres in unser Eingangszimmer, und obgleich der Dschem (dieß ist der Titel des Fürsten) sechs Soldaten geschickt hatte, um sie abzuhalten, so konnten sie doch damit nicht zu Stande kommen, und ich war am Ende genöthigt, jeden einzelnen selbst zur Thür hinauszudrücken und das Zimmer abzuschließen. Sobald die Thüre geöffnet wurde, entstand ein allgemeines Gedränge, und die Soldaten und der Pöbel prügelten sich, ehe der letztere wieder hinausgeworfen

werden konnte. Einige der angesehensten Einwohner der Stadt drängten sich ohne weitere Ceremonie in das innere Zimmer, in welchem wir saßen, aber wir belehrten sie bald über ihren Irrthum, indem wir sie sogleich aus dem Hause wiesen und ihnen erklärten, daß wer uns sehen wolle, zuerst um Erlaubniß bitten müsse. Etwa zwei Stunden nach unserer Ankunft brachte ein Chef eine höfliche Bewillkommnung von dem Dschem, aber seine wahre Absicht schien zu seyn, meinen Rang zu erfragen, worauf er wieder wegging. Später kam Arab Usmanny allein und sagte mir, daß der Dschem mir den nächsten Tag eine öffentliche Audienz geben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutsche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

No le falte mas que sarna para rascar.

Dir fehlet nichts, ganz glücklich dich zu nennen,
Als Krätz', um auch des Kratzens Lust zu kennen

•

O herrar ó quitar el Banco.

Laßt uns gleich das Roß beschlagen,
Oder weg den Schemel tragen.

•

Obras son amores y no buenas razones.

Nicht schöne Worte, nicht guten Rath
Vom Freunde erwart' ich, sondern That.

•

O Corte ó cortijo.

Wenn du nicht kannst bei Hofe seyn,
So leb' auf einem Hof allein.

•

Ojos que no ven, Corazon que no siente.

Viel leichter ist's, ein Unglück zu erfahren,
Als es mit eig'nen Augen zu gewahren.

•

Ojos hay que de Legañas se enamoran.

Nicht immer die schönsten sind es, die gefallen,
Oft eine triefäugige wählt man vor allen.

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

Das Salzbergwerk von Wieliczka ist außerdem, daß es eines der großartigsten und wundervollsten Bergwerke ist, auch eines der appetitlichsten und gefahrlosesten. Nirgends macht man sich schmutzig und kothig, vielmehr blinkt in allen Gewölben Alles wie in Spiegelsalons. Quellen und Wasser gibt es im ganzen Bergwerke nicht. Nur hie und da sind in kleinen Kammern und Nestern kleine Wasserpartien eingeschlossen, die man, wenn sie entdeckt sind, ruhig abfließen läßt. Erst unter dem tiefsten Boden der Salzgrube kommen Bergquellen vor. Daher man sich hütet, tiefer zu graben, um sie nicht hervorbrechen zu lassen. Ein Gouverneur von Wieliczka, der in noch größerer Tiefe Salz entdecken wollte, brachte das ganze Salzwerk in Gefahr, indem er die Behälter jener unterirdisch gefangenen Gewässer öffnete. Auch von oben tröpfelt nur hie und da weniges Wasser ein, welches man auf dem untersten Boden des Werks einsammelt und dann zum Wodna-Gora-Schacht hinauspumpt. Um die Menschen und Pferde zu tränken und zu andern Zwecken ist man genöthigt, von oben süßes Wasser in Röhren herabfließen zu lassen, die durch alle Gänge des Werks laufen.

Dem Gesagten zufolge ist die Luft in dem ganzen Bergwerke sehr trocken. Einen Beweis davon geben die seit einigen Jahrhunderten an einigen Orten darin aufgestellten Salzbildsäulen, die bei feuchter Luft längst weggeschmolzen seyn würden. Eben so gut wie die Salzsäulen, erhalten sich hier die Menschen, die recht gesund aussehen und ziemlich alt werden müssen, wie unsere obige Nachricht von den 800 Pensionirten des Salzwerks, die hier im Durchschnitt 40 bis 45 Jahre beschäftigt waren, beweist. Die Pferde, welche hier unten arbeiten, vertragen die Luft so gut, daß sie hier gewöhnlich, wie man uns sagte, wenn sie oben mager waren, erst recht dick und fett werden. Durch alle Gänge streicht ein mit Fleiß unterhaltener, hie und da sehr heftiger Wind, der an einigen Ecken aus unbekannten Ursachen ein völliger Sturm wird. Bei mehrern Stollen wurde dieser Sturm so stark, daß man genöthigt war, sie ganz zu vermauern, um den Luftzug zu unterbrechen. Der merkwürdigste Wirbelwind fand in diesen unterirdischen Regionen im Jahre 1743 statt, wo eine große innere Höhle zusammensank. Die außerordentlich condensirte Luft schoß durch alle in die Höhlen mündenden Gänge hinaus, warf die Arbeiter und Geräthschaften um, riß Thüren und Pfosten ein, brauste die Schachten senkrecht empor, und war selbst oben noch so gewaltig, daß sie das ganze, den Schacht deckende Gebäude wegriß. Schädliche Gasarten und sonstige böse Berggeister, Gnomen und Kobolde spuken daher in diesem Salzwerke wenig oder gar nicht, wie wohl sonst in Kohlen-, Silber- und Kupferbergwerken. Die Salzmassen haben sich in der Regel so dicht zusammengeballt, daß für die Entwicklung solcher Lüfte kein Raum mehr blieb. Nur selten erscheint ein brennbares Wasserstoffgas, das die Polen „Saleter" nennen, und das, in der Regel auf der atmosphärischen Luft aufschwimmend, ohne alle Explosion allmählich abbrennt. Aus allen diesen Ursachen ist die Arbeit in diesem Bergwerke nicht halb so schwer, gefährlich und anstrengend, wie in andern Bergwerken, und die mancherlei Unglücksfälle, wie sie namentlich in Kohlenbergwerken vorkommen, sind daher hier weit seltener. Nur sollen die Menschen leicht lungensüchtig werden. Doch leben sie sehr lange dabei. Auch stellt sich diese Krankheit bei ihnen mehr in Folge des vielen Salzstaubes, den sie einathmen, als in Folge der Luft ein. Diese ist so weit von allen schädlichen Einflüssen rein, daß sie vielmehr Lebendiges wie Todtes conservirt. Auf die todten verwesbaren Stoffe wirkt das Bergwerk wie ein großer Eiskeller. Das eingebrachte Fleisch erhält sich sehr lange in dieser Salzluft, die es gleichsam einpöckelt. — Früher hat man wohl die unten gestorbenen Pferde an geheime Orte gebracht, da man sich nicht die Mühe geben wollte sie hinaufzuwinden. Lange Jahre nachher fand man dann noch Haut wie Fleisch wohl conservirt. Auch sonst alles zufällig lebendig Verschüttete wurde so erhalten, wie das Fleisch des in dem Eise der Lena eingeschlossenen Mammuths.

Schnell sprangen wir die obern Treppen hinab, welche durch die tauben und gehaltlosen Erdschichten führten: 5 Klafter durch Mergel, 16 Ellen durch Thon, 80 Fuß tief durch Sand. Weil wir zu den Salzkrystallen hinabstrebten, beachteten wir diese Dinge wenig, obgleich auch sie an gehaltreicherem und gediegenerem Stoff zu Betrachtungen nicht taub seyn mochten. Welche eigenthümlichen Gefühle erweckt z. B. ein einziges dieser zahllosen Salzkörner, wenn man bedenkt, wie ruhelos es früher Jahrhunderte lang in den Urweltfluthen umher gewirbelt seyn mochte, bis es hier niedergelegt wurde, um für Jahrtausende vielleicht bis zur Zertrümmerung des Erdballs fest zu liegen. Der Sand ist ungemein gleichartig, und das eine Körnchen so groß wie das andere. Es soll diese Sandschicht auf diese Weise durch ganz Galizien wegstreichen. Welche unbegreifliche Naturgewalt formte alle diese Trillionen mal Trillionen Körner in derselben Mulde über denselben Leisten. Jedes Körnchen ein Wunder in seiner Structur, und dieses Wunder in Millionen mal Millionen Exemplaren wiederholt. Und diese sämmtlichen Unsummen von Wundern begraben in ewige Nacht und Verborgenheit!

Weiterhin kamen wir in die obern Salzstockwerke, und es wurden uns Salzkrystalle und Salzadern an den Wänden der Gänge gezeigt. Auch erkannten wir leicht an den Schattirungen in den Wänden die Uebergänge aus einer Gebirgsart in die andere. Mächtig ergreift der Anblick dieser Linien und ihrer auf- und absteigenden Winkel, die Wellen, die sie schlagen, und die Halbbögen und Cirkel, die sie beschreiben. Es ist, als sähe man die Titanen arbeiten, als habe man sie frisch auf der That ertappt.

Die erste Kammer, in welche man uns führete, war die „Ober-Ursula-Kammer," alsdann die „Unter-Ursula-Kammer," die „Michailowitsch-," die „Dresdowitsch-," die „Kaiser Franzens-," die „Rosette-" und „Marie-," die „Pischtek-Kammer" u. s. w. Diese Kammern haben ihre Namen gewöhnlich von ausgezeichneten Beamten, die für ihre Anlegung besonders thätig waren, bekommen, oder von katholischen Heiligen, oder endlich von polnischen Königen oder österreichischen Kaisern, wie denn überhaupt fast kein polnischer König und kein neuerer österreichischer Kaiser ist, dessen Name nicht durch irgend etwas in diesem an Erinnerungen so reichen Bergwerke verewigt wäre. Entweder heften sie sich an eine Kammer, oder an eine Capelle, oder an eine Treppe, Stollen, Schacht, u. s. w.

Im Durchschnitt sind jene Kammern 100 bis 150 Fuß hoch und 80 bis 100 Fuß lang und breit. In einigen wird noch gearbeitet, diese heißen „Arbeitskammern." In andern waren große Vorräthe von Salztonnen aufgeschichtet. Sie gaben den Anblick großer unterirdischer Kirchengewölbe von gothischer Bauart. Hölzerne Treppen, die von Balcon zu Balcon führen, sind an ihren steilen Wänden befestigt. Man ließ auf verschiedenen Balcons Arbeiter mit Lichtern und Fackeln stehen, die uns die dunkeln Wände erleuchteten. Der Höchstgestellte warf dann einen angezündeten großen Haufen Werg von der Höhe herab, der hellaufflammend und funkensprühend über die Salzfelsen hinwegpolterte und die glitzernden Räume bis in die höchsten Spitzen erleuchtete und oft noch bei uns vorbeirollend ungeahnte Abgründe aus der Tiefe hervorblicken ließ. In dem alten Bau sind diese Höhlen besonders malerisch, zumal wenn, wie das oft geschah, die Wände und Gewölbe einstürzten, welche die Höhlen trennten, und sich so dem unerwarteten Blicke Aussichten in schauerliche Tiefen und Klüfte eröffneten, als wenn ein finsteres Thurmverließ unter das andere hinabsteige. Die Beamten, welche uns begleiteten, dictirten uns gewissenhaft bei jeder Höhle eine kurze Geschichte derselben nebst ihren Größenverhältnissen in die Feder. Die neuern Höhlen mit ihren ordentlich bearbeiteten Pfeilern, niedrigen Gewölben und regelmäßigem Mauerwerk sehen viel prosaischer aus. In einigen Höhlen hat man immense Kronleuchter aufgehängt, welche aus einer Menge regelmäßig geschnitzter Salzkrystalle zusammengesetzt sind. In einer Kammer, die große „Halle" genannt, hing ein solcher Kronleuchter, der 55 Fuß Länge und 60 Fuß Umfang hatte. In einer andern, die „Lentow-Kammer" genannt, hingen sogar sechs solcher Kronleuchter.

Ich möchte wissen, mit welchen Gedanken und Gefühlen ein höhlenbewohnender Mönch der griechischen Kirche alle diese Wunder anschaut. Gewiß würde er wünschen, aus jeder Höhle eine Kirche und aus jeder Kammer eine Clause zu machen. Man könnte hier alle Eremiten der Weltgeschichte mit Zellen versehen. Aus einigen dieser Salzhöhlen hat man auch in der That Capellen und Kirchen gemacht, andere benutzt man zu Pferdeställungen. Die größte Capelle ist die des heiligen Antonius von Padua. Sie wurde 1698 gebaut, und es wurde hier sonst jeden Morgen für alle zu Berg Fahrenden eine Messe gelesen, was Joseph II leider abschaffen ließ. Jetzt ist nur noch alle Jahre am 5 Julius Gottesdienst, der mit einem großen Feste verbunden wird. Alle Beamten und Arbeiter erscheinen dabei in Gala, und es wird an einer langen Tafel in mehrern der Salzhallen dinirt. In jenen Capellen ist alles aus Salz gehauen. Der Altar, wie das Gewölbe, die Eingangsthüren, das davor stehende Crucifix, die Nischen der Capelle, so wie die in ihnen stehenden oder am Altare knieenden Bildsäulen des Antonius, Petrus, Paulus, Dominicus, Franciscus, der Maria, Kunigunde, der Bischöfe Stanislaus und Kasimir. Sogar auch die heiligen Lampen sind alle aus halbdurchsichtigem Salze gearbeitet. Ein Licht, das man hinter diese Säulen hält, sieht man selbst durch den dicksten Leib dieser Statuen durchschimmern. Zu bewundern ist es, daß die Säulen jetzt über ein Jahrhundert hier stehen und doch ihre Figur und Zeichnung so wenig gelitten hat. Nur die scharfen Linien ihrer Gesichtszüge und Kleiderfalten sind etwas verwischt. Ein alter 50jähriger Salzarbeiter war bei unserer Anwesenheit eben damit beschäftigt, mit Meißel und Hammer den Zügen etwas nachzuhelfen. Da er natürlich die abgeschliffenen Nasen nur heben konnte, indem er die Wangen austiefte und die Lippen, indem er das Kinn verkleinerte, so verfehlte er nicht, aus jeder Statur eine recht häßliche Fratze herauszubringen. Hundertmal besser hätte man gethan, die alten Bilder unangetastet in ihrem Zustande zu lassen. Uebrigens erscheint einem diese Nachbildung der heiligen Bilder in Salz eine wahre Profanirung, und es ist unbegreiflich, daß die Priester diese Spielerei zuließen.

(Schluß folgt.)

Seidefärbung. Ein Hr. Bertelli, reicher Grundeigenthümer in der Umgegend von Alessandria, hat ein Mittel erfunden, wodurch man die Seidenwürmer nach Gefallen rothe oder blaue Cocons spinnen lassen kann, so daß die Seide, die man erhält, natürlich mit der einen oder andern dieser Farben gefärbt ist, die nicht nur außerordentlich schön, sondern auch unzerstörbar ist. Hr. Bertelli hält noch seine Erfindung geheim, man glaubt jedoch, sie bestehe in einer besondern Zubereitung der Maulbeerbaumblätter, womit er seine Seidenwürmer nährt. (Echo du Monde Savant vom 12 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 5.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen, versandt worden und in allen Buchhandlungen zu kaufen:

Das zweite Heft der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift.

für 1840.

April — Junius.

Inhalt: Stimme eines Protestanten über den kirchlichen Streit. — Die Veränderungen im Organismus der Arbeit und ihr Einfluß auf die socialen Zustände. — Ueber die Aufgaben der Kunst im Bereiche des Protestantismus. — Für unsere Vorprüfung und Vorbereitung zu den höhern Universitätsstudien. — Baden-Baden und die Spielbank. — Geschichte und Bedeutung des Nibelungenliedes. — Die Conflicte der Interessen und Ansichten in Beziehung auf das Heimathwesen. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, April 1840. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

Im August dieses Jahres wird im Unterzeichneten erscheinen:

Handbuch für Officiere des Generalstabs

mit besonderer Berücksichtigung des Dienstes

im königl. würtembergischen u. im achten deutschen Armee-Corps,

mit Genehmigung des königl. Kriegsministeriums

bearbeitet von

F. v. Baur, Hauptmann im königl würtemb. Generalquartiermeisterstab.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

Erster Abschnitt. **Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des k. würtembergischen, großh. badischen und großh. hessischen Armee-Corps**, je mit genauer Anführung für jede Waffe, ihrer Formation, Stände, Waffen, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. **Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps.** — Dritter Abschnitt. **Eintheilung und Functionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps.** — Vierter Abschnitt. **Organisation des k. würtembergischen Generalquartiermeisterstabs.** — Fünfter Abschnitt. **Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs.** 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — Sechster Abschnitt. **Heeresverpflegung.** — Siebenter Abschnitt. **Militärische und allgemeine Notizen.**

Das Werk wird wie wir annehmen, etwa 30 Bogen umfassen und im Preise möglichst niedrig gehalten werden. Wir glauben auf dieses Handbuch nicht allein die Officiere vom Fache, sondern überhaupt alle Militärs aufmerksam machen zu sollen, da die Nachweisungen über dienstliche und Organisationsverhältnisse meist aus officiellen Quellen geschöpft sind, und durch die bevorstehenden großen Kriegsübungen der Truppen des 8ten deutschen Armee-Corps noch ein specielleres Interesse gewinnen dürften. Mit Bestellungen wolle man sich nicht an uns, da wir keinen Detailhandel führen, sondern an jede beliebige nächstgelegene Sortiments-Buchhandlung wenden.

Stuttgart und Tübingen, den 1 Mai 1840. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

In meinem Verlage ist neu erschienen:

Das Thierreich

geordnet nach seiner Organisation.

Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Vom

Baron v. Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von **F. S. Voigt.**

Fünfter Band, die eigentlichen Insecten enthaltend.

Gr. 8. 3 Rthlr. 8 gr.

Der erste Band (Säugethiere und Vögel), 1831, kostet 4 Rthlr.; der 2te (die Reptilien und Fische), 1832, 2 Rthlr. 8 gr.; der 3te (die Mollusken), 1834, 2 Rthlr. 16 gr.; der 4te (die Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insecten), 1836, 2 Rthlr. 8 gr.

Leipzig, im December 1839. **F. A. Brockhaus.**

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abdelkader,

oder

drei Jahre eines Deutschen unter den Mauren.

Von **Karl Berndt.**

Nebst einem Anhange von Darstellungen und Erklärungen maurischer Sitten, Gebräuche, Sprüchwörter, Redensarten u. s. w.

Preis, geheftet, 1 Thlr. 7½ Sgr.

Eine treue und lebendige Darstellung des mächtigen Emirs, der jetzt von neuem der französischen Macht in Afrika feindlich entgegen tritt, wird um so größern Antheil erregen, da der Verf. lange Zeit in der Nähe Abdelkaders verweilte und mit dessen Persönlichkeit genau bekannt geworden ist. — Außer dem allgemeinen geschichtlichen Interesse wird auch der Wechsel der in dem Buche geschilderten Begebenheiten die Leser vollkommen befriedigen.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

Zur Feier des Jubiläums Friedrich des Großen

empfehlen wir folgende in unserm Verlage erschienene Werke:

Marsch, componirt von *Friedrich dem Grosen*, für Militärmusik. Partitur 10 gr., dito arr. für Piano, dito f. Flöte oder Violine 4 gr. oder 18 kr. rh.

Die Feldzüge Friedrich des Grossen, dargestellt vom General-Lieutenant v. *Lossau*. 2 Bde. gr. 8. mit Karte in Fol. 4⅔ Rthlr.

Friedrich und Napoleon, historische Parallele, dargestellt vom k. preuss. General-Lieutenant von *Minutoli*. gr. 8. mit Portrait. Subscr.-Pr. 1½ Rthlr. (Erscheint am 15 Mai.)

Berlin. **Schlesinger'sche** Buch- und Musikhandlung.

Bei **C. W. Leske** in **Darmstadt** ist nachstehendes Werk erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch

der

historisch-comparativen Geographie.

Für höhere Unterrichtsanstalten und Freunde der Erdkunde

von

Dr. Karl Friedrich Merleker.

Drittes Buch. **Umrisse der allgemeinen physikalischen Geographie.**

gr. 8. geheftet 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Haben schon die beiden ersten Bücher (Geschichte der Geographie und der geographischen Entdeckungen, 22 gr. oder 1 fl. 36 kr.; Umrisse der mathematischen oder astronomischen Geographie, 12 gr. oder 54 kr.) eine sehr günstige Aufnahme gefunden, so wird dieselbe dem interessanten dritten Buche, die Atmosphärologie, Hydrologie, Geologie, die botanische, zoologische und anthropologische Geographie enthaltend, gewiß in noch größerem Maaße zu Theil werden.

Das vierte, die historisch-politische Geographie enthaltende Buch ist unter der Presse.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu kaufen:

Gedichte

von

Karl Mayer.

Zweite, sehr vermehrte Ausgabe.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Die Verlagshandlung hat die Genugthuung, dem Publicum hiemit die zweite Auflage einer Sammlung von Gedichten darzubieten, welche sich durch ihre gehaltvolle Eigenthümlichkeit sofort viele stille Gunst und Liebe, wie auch mehrfach laut ausgesprochenen Beifall erworben haben. Ihr Hauptcharakter — innige Sympathie mit der Natur, welche sich bald in glücklich und sinnvoll aufgefaßten, in poetischer, farbenreicher Sprache ausgeprägten, künstlerisch umgränzten und eingerahmten Bildern, bald in der mannichfaltigsten Verlebendigung, Beseelung und Vergeistigung der Natur, in der Deutung ihrer Geheimnisse, Räthsel, Stimmen und Formen ausspricht — darf als bekannt vorausgesetzt werden. Daneben aber finden sich auch viele Lieder, worin die menschliche Empfindung in mannichfachen Tönen des Glücks und der Trauer, der Freude und der Wehmuth, doch immer rein und einfach, mild und liebevoll sich offenbart.

Diese Auflage hat nicht nur an Umfang, sondern hauptsächlich auch an Mannichfaltigkeit gewonnen, indem mehrere Lieder wegblieben, dagegen eine ansehnliche Auswahl neuerer dazu kamen. Einzelne Lieder und zusammengehörende Gruppen wechseln in diesem Buch aufs anmuthigste ab; ein überraschender Reichthum von Anschauungen, Bildern, Gefühlen, Gedanken kommt dem Leser entgegen, der mit empfänglicher Seele in diesen poetischen Park und Lustgarten tritt; und gewiß wird Niemand, der in diesem Bändchen ein Mittel sucht, den Genuß der Gegenwart zu erhöhen, oder Erinnerungen zu beleben und aufzufrischen, darin „die Einheit im Zerstreuten, des Dichters ganz Gemüth" vermissen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu kaufen:

Gedichte

von

Robert Burns.

Uebersetzt von

Philipp Kaufmann.

8. Velinpapier. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Goethe schreibt in seiner Einleitung zu Thomas Carlyle's Leben Schillers, an die Gesellschaft für ausländische Litteratur in Berlin: „Wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so wäre es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführten. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat."

Mit diesem Wunsche Goethe's übergeben wir gegenwärtige deutsche Uebersetzung, in welcher es Hrn. Kaufmann vollkommen gelungen ist, die idiomatischen Wendungen, den zarten Ausdruck und die naive ländliche Anmuth des schottischen Dialekts darzustellen und getreu nachzubilden.

Stuttgart und Tübingen, April 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

MOZINS
vollständiges Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,
nach den neuesten und besten Werken
über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehrern andern Mitarbeitern.

Aufs neue durchgesehen und vermehrt

von **A. Peschier,**

Dr. Philos. und Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gr.

Der ersten Lieferung erste Hälfte Subscriptionspreis für 52½ kr. oder 12½ gr.

Wir haben so eben die erste Hälfte der ersten Lieferung des von Hrn. Prof. Peschier aufs neue durchgesehenen und vermehrten deutsch-französischen und französisch-deutschen Wörterbuches von Mozin ausgegeben und bedauern, daß es uns nicht gelungen ist, die ganze erste Lieferung mit einemmale versenden zu können, wie wir es früher beabsichtigten. Diese Verzögerung wolle man dadurch erklären, daß von Seiten des H. Herausgebers sowohl als von uns keine Mühe gespart wurde, dem Werke in seiner neuen Gestalt die Vollkommenheit zu geben, die man von einem solchen Wörterbuch verlangen kann, und es auf einen Standpunkt zu bringen, der allen gerechten Anforderungen entspricht. — Demgemäß wurden viele mehr als zweifelhafte Ausdrücke, viele bis jetzt in den besten Wörterbüchern als ächt französische Wörter aufgenommene Barbarismen aus dieser neuen Ausgabe weggelassen, und dafür die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und litterarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besondern Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niedern Classen angehören.

Bereichert ist diese Ausgabe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird. Der Druck ist jetzt in raschem Gange begriffen, so daß die weitern Lieferungen rasch folgen werden. — Stuttgart und Tübingen, Februar 1840.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind neu erschienen:

The complete Works
by Charles Dickens (Boz).

Vol. 1 bis 6.

Subscriptionspreis für jeden Band 1 Thaler.

Inhalt.

Vol. 1. 2. Papers of the Pickwick Club.
3. Oliver Twist, or the parish boy's progress.
Vol. 4. 5. The life and adventures of Nicholas Nicklebye.
„ 6. Sketches of London life.

Auch sind nun wieder vollständig zu haben, jeder Band 1 Thlr. Subscr.-Pr.:

Bulwer, E. L., complete Works. 16 Vol.

Marryat, Capt., complete Works. 12 Vol.

Burns, Robert, Works, complete in 1 Vol. 3 Thlr. 8 gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gutensohn, J. G., und **Knapp, J. M.,** Monumenti della religione christiana, o sia Raccolta delle Antiche Chiese o Basiliche Christiane di Roma dal quarto sino al decimo terzo secolo delineati e publicati. — Denkmale der christlichen Religion, oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms, vom 4ten bis zum 13ten Jahrhundert. 1—5tes Heft. Roy.-Fol. 1823 bis 1827. 25 fl. oder 15 Rthlr. Einzeln jedes Heft 5 fl. oder 3 Rthlr.

Stuttgart und *Tübingen.*

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wohlfeile Ausgaben von

Dante, Petrarca, Tasso,

in Uebersetzungen von

Kannegießer, Förster, Streckfuß.

Eine eingetretene Concurrenz nöthigt mich, die in meinem Verlag erschienenen als ausgezeichnet anerkannten Uebersetzungen von Dante's, Petrarca's und Tasso's Meisterwerken, die sich zugleich durch schöne typographische Ausstattung auszeichnen, bedeutend im Preise zu ermäßigen:

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Uebersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer. Dritte** sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Planen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 3 Thlr. **Jetzt für 1 Thlr. 12 gr.**

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **K. Förster. Zweite** verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 6 gr. **Jetzt für 1 Thlr. 4 gr.**

Torquato Tasso's befreites Jerusalem. Uebersetzt von **K. Streckfuß. Zweite** verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. **Jetzt für 1 Thlr.**

(Von der ersten Auflage dieser Uebersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Exemplare vorräthig, die ich für 1 Thlr. 8 gr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 6 gr., im herabgesetzten Preise 3 Thlr. 16 gr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für drei Thaler.

Leipzig, im December 1839. **F. A. Brockhaus.**

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist jetzt vollständig, jedoch nur noch bis zum ersten Mai, zum Subscriptionspreise von 12 Thlrn. oder 21 fl. 36 kr. rhn. zu beziehen:

G. E. Lessings sämmtl. Schriften,

herausgegeben

von Karl Lachmann.

12 Bde gr. 8. Mit Lessings Portrait in Stahlstich und 8 Kupfern.

Mit dem ersten Mai tritt der Ladenpreis von 16 Thlrn. oder 28 fl. 48 kr. rhn. unwiderruflich ein. — Berlin, den 15 März 1840. **Voß'sche Buchhandlung.**

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** ist neu erschienen:

Ritterorden,

Verdienstkreuze und Medaillen

des Russischen Kaiserreichs.

Herausgegeben

von C. G. v. Gelbke.

Prachtwerk mit fein colorirten Kupfertafeln und deutschem, französischem und russischem Texte.

gr. 4. eleg. cartonnirt 4 Thlr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Vierundzwanzig Bücher

Allgemeiner Geschichten,

besonders der europäischen Menschheit,

von

Johannes v. Müller.

Neue Ausgabe in Einem Bande.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Subscriptionspreis 5 fl. 24 kr.

Diese neue Ausgabe des anerkannt ausgezeichnetsten Geschichtswerks deutscher Zunge, welcher wir die beliebte Einrichtung der Ausgabe in Einem Bande gegeben haben, und die sich in Format, Schrift und Papier ganz der Ausgabe von „Menzels Geschichte der Deutschen" anreiht, ist durch ein ihren Werth gar sehr erhöhendes Register bereichert worden.

Stuttgart und Tübingen, im April 1840. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Für Leihbibliotheken und Lesevereine.

Novellen

von

A. Frhrn. v. Sternberg.

5 Bände.

8. Velinpapier. Preis 15 fl. 48 kr. oder 9 Rthlr. 12 gr.

Inhalt und Preis der einzelnen Theile:

1r Theil: **Die Zerrissenen.** 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

2r Theil: **Eduard.** Fortsetzung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

3r Theil: **Lessing.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gr.

4r Theil 1ste Abtheil.: **Waldgespenst. Die Doppelgängerin. Der fliehende Holländer. Voltaire in Verney. Das Grab des armen Andrey. Die Jesuitenschüler.** 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

4r. Theil 2te Abthl.: **Die Schlacht bei Leipzig. Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. Die letzte Rose des Kallenfels. Copernicus. Der Herr von Mondschein.** 5 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

5r Theil: **Molière. Ein Seitenstück zu Lessing.** 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Ferner sind in unserm Verlag von demselben Verfasser erschienen:

Galatee.

Ein Roman.

8. Velinp. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Dieß ist ein angreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung. Die Personen und der Ort der Handlung gehören einem süddeutschen Hofe an.

Schiffersagen.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 12 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt: Der arme Thomas oder die versunkene Stadt. Die rothe Perle. Meerlilie. Der Wetterdeschwörer. Klabautermann. Die Seelen der Ertrunkenen. Scylla, ein antikes Schiffermährchen. Das Mährchen von der verliebten Auster. Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Mit verzüglichem Glück weiß der Hr. Verfasser das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Roman an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und litterarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1840.

Dampfschifffahrt auf dem Dniepr.

(Nordische Biene vom 27 April.)

Es ist eine erfreuliche Erfahrung, daß sich die Dampfschifffahrt im Innern Rußlands auf eine sehr merkliche Art erweitert; so hat z. B. die polnische Bank drei eiserne Dampfboote in England angekauft, um mit denselben die polnischen Flüsse zu befahren; auch sind überhaupt in den letzten Jahren zahlreiche Privilegien an Compagnien und an einzelne Personen verliehen worden, welche die Einführung der Dampfschifffahrt auf einzelnen Flüssen und Seen des Reichs beabsichtigen. Am meisten Vortheil verspricht indeß wohl die Dampfschifffahrt auf dem Dniepr, dessen Gebiet einen sehr bedeutenden, durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Theil Rußlands umfaßt. Hier wird Lein, Theer, Hanf und Holz in außerordentlicher Menge gewonnen, so wie Salz und Cerealien. Wenn auch die Regierung, um einige Gouvernements mit Salz, diesem unentbehrlichsten aller Bedürfnisse, zu versorgen, Magazine unterhält, so kostet doch schon die Herbeischaffung des Salzes in solcher Menge, wie es hier nöthig ist, bedeutende Summen. Die gewöhnlichen Transportfahrzeuge gehen stromaufwärts eine Strecke von sechshundert Werften in fünfzig Tagen; diese Schiffe können nur bei hohem Wasserstande fahren, aber Winde, die Biegungen des Stroms und das Reißen des Wassers verzögern immer die Fahrt, und vertheuern durch die Kostspieligkeit des Transports die Waaren, denn unvordergesehene Hindernisse verzögern nicht nur die Fahrt auf 6, 8 und mehr Wochen, sondern hindern sie auch oft ganz, so daß man nie bestimmt auf die Lieferung rechnen kann. Die Dampfschifffahrt schneidet alles dieß ab, und gibt der Sache einen ganz andern Charakter. Bei dem theuern Transport wurden nur diejenigen Gegenstände fortgeschafft, die man absolut nicht entbehren konnte, alle andern, für den Lebensunterhalt nicht minder nützlichen Dinge, alle Producte, deren Verkauf den theuern Transport nicht deckte, blieben liegen, und das Land entbehrte die Zufuhr, wie den Absatz. Es begreift sich leicht, wie drückend ein solcher Zustand war, und wie sehr er die innere Industrie so zu sagen in ewiger Kindheit lassen mußte; eben dadurch aber wurde auch der Wohlstand und das Streben nach Bildung unterdrückt, und aller Unternehmungsgeist im Keime erstickt. Alle diese Mängel werden der Einführung der Dampfschiffe weichen, welche große Ladungen zu einer bestimmten Zeit abliefern können, und somit eine Berechnung zulaßen.

Das vom Dniepr und seinen Zuflüssen bewässerte Land umfaßt über 3000 Quadratwerste. Unterhalb Kiew bis Krementschug fließt der Dniepr durch ein sehr reiches Land, und ist vollkommen schiffbar. Unterhalb Krementschug fließt der Dniepr durch die Gouvernements Poltawa, Cherson und Jekaterinoslaw, und fällt kurz darauf ins Meer. In diesem Reich erst beginnen die Schnellen. Durch den sogenannten königlichen Canal steht der Dniepr mit der Weichsel und der Düna in Verbindung, verbindet also durch den Bug die südwestlichen Gouvernements mit dem Königreiche Polen; durch die Dampfboote der polnischen Bank und die der Dnieprgesellschaft kann man also vom schwarzen Meere bis Warschau gelangen. Alle die zahlreichen umliegenden Gouvernements können somit leicht ihre Erzeugnisse austauschen. Auch steht der Dniepr durch die Schara, den oginskischen Canal und die Jasolda mit dem Niemen in Verbindung. Es gehen außer einer Menge von Gegenständen jährlich 3 Mill. Pud Salz aus der Krim den Dniepr aufwärts, und so werden dann leicht die Landeserzeugnisse: Holz, Theer, Hanf, Linnen, Stricke und dergl. nach den südlichen Landstrichen gelangen, und die Ukraine von neuem aufleben, deren Erzeugnisse nach einer guten Ernte oft verfaulten, oder um einen Spottpreis weggegeben wurden. Faßt man dieß Alles zusammen, so muß man nur wünschen, daß die Provinzen der Regierung durch ihre Thätigkeit beweisen, wie sehr sie diese Goldquelle zu benützen wissen; denn dann werden diese von Natur reichen, aber durch schlechte oder gar keine Verbindungswege von dem übrigen Rußland gleichsam abgeschnittenen Landstriche allen Nutzen aus den ihnen von der Natur verliehenen Gaben ziehen.

Carlos Bericht über die Provinz Las in Beludschistan.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Tag kam spät Nachmittags ein Chef, der uns in die Audienz führen sollte; da er aber keine Pferde mitgebracht hatte, so sagte ich ihm, er müsse uns drei verschaffen, was auch in wenigen Minuten geschah. Wir ließen die Geschenke vor uns hertragen, und machten uns, begleitet von Soldaten, durch die engen Straßen der Stadt auf den Weg, konnten aber nur mit Mühe uns durch den dichten Volkshaufen durchdrängen, der uns mit Geschrei, als ob sie wahnsinnig wären, umgab. Wir stiegen am Thore des Palastes ab, dem wir uns wegen des Zudrangs kaum nähern konnten; im Hof empfing uns ein Chef, der mich bei der Hand nahm, und an einen gegen den Hof offenen Saal führte, wo der Dschem saß. Der Audienzsaal war ein bloßes Gebäude aus Erde, ohne Schmuck oder Ameublement irgend einer Art, aber der Anblick hatte doch etwas Imposantes, da die Gruppe im Süden so geordnet war, daß sie den besten Effect hervorbrachte. In der Mitte saß der junge Fürst auf einer viereckigen Estrade, die etwa einen Fußhoch und mit einem Teppich und reich gestickten Kissen bedeckt war. Seine Verwandten und die Chefs saßen auf beiden Seiten nach ihrem Range; sein erster Minister Ularaky saß an seiner rechten Hand etwas voraus, und sein Erzieher Hadschi Hasis zur Linken. Der Hintergrund war mit wohlgekleideten, gut aussehenden Garden angefüllt. Mein Führer brachte mich vor die Estrade, und der Dschem lud mich ein, mich auf einen Teppich vor ihm niederzusetzen, worauf Ularaky, welcher die ganze Unterhandlung leitete, die gewöhnlichen Höflichkeitsfragen machte. Während der ganzen Audienz saß der Fürst, dem man wahrscheinlich seine Rolle wohl eingepredigt hatte, ohne ein Wort zu sprechen, und mit einer gleichgültigen Miene, die ohne Zweifel nur angenommen war. Er ist ein hübscher Knabe, dreizehn oder vierzehn Jahre alt, mit schönen, durchdringenden Augen, von ziemlich heller Farbe, und einem Ueberfluß schwarzer Locken, die auf beiden Seiten des Gesichts herabfallen. Sein Gesicht ist noch etwas mädchenhaft, und in seinem Ceremoniengewande, dessen Form die Illusion noch vermehrte, sah er mehr aus wie eine junge indische Königin, als wie der Fürst eines wilden Stammes von Beludschen. Er trug einen Unterrock von Gold und rothem Brocat, Hosen von gestreifter Seide, und darüber einen Mantel von hellblauer Seide, reich mit Gold und Silber, im Geschmack der Kaschemirshawls. Sein Turban war von prachtvollem Brocat und ungewöhnlich weit, mit einer Feder von Goldfiligran, die mit Sapphiren, Smaragden und Rubinen besetzt war, und mit einem andern reichlich mit Edelsteinen besetzten Schmuck, in der Form, die man, glaube ich, in Europa einen „Sevigné" nennt, geschmückt, von dem mehrere Stränge großer Perlen herabhingen. Ein Schwert mit einem goldenen Griff und ein Schild mit goldenen Knöpfen lagen vor ihm. Ich legte ihm die Geschenke vor, welche die allgemeine Bewunderung zu erregen schienen, nahm Abschied, und kehrte mit meiner Escorte, unter die ich einige Rupien vertheilte, nach Hause zurück.

Während der Woche, welche ich in Beylah zubrachte, hatte ich mehrere lange Unterhaltungen mit Ularaky, dem Minister des Dschem. Er ist der zweite Chef des Stammes der Dschamotri, aus dem die Familie des Fürsten stammt, und wurde von der Mutter des Knaben gewählt, um die Regentschaft unter ihrer Oberaufsicht zu verwalten. Es ist ein intelligenter Greis, der keines der Vorurtheile gegen Europäer hat, die man gewöhnlich bei Hindus findet, welche in keiner Verbindung mit ihnen gestanden sind; da er aber von den Chefs der übrigen Clans, welche auf seinen Einfluß eifersüchtig sind, umgeben ist, so muß er mit großer Behutsamkeit handeln.

Beylah enthält etwa 800 Häuser, die aus Holz und Erde gebaut sind, und zwischen 3000 und 4000 Einwohner; es ist auf einem kleinen Hügel über dem Ufer eines ziemlich beträchtlichen Flusses gebaut, welcher sich eine Meile westlich von der Stadt in den Purally ergießt; sie ist mit Ausnahme des nordöstlichen Viertels, das mit einem zerfallenen Erdwall umgeben ist, vollkommen offen. Der Palast des Dschem steht innerhalb dieses Walles, und ist das einzige Gebäude aus Backsteinen in dem Ort. Rings umher erstrecken sich bearbeitete Felder weithin, und die Gegend bildet eine angenehme Mischung von grünen Ebenen und Waldstellen, was, verbunden mit der Lage bei dem Zusammenfluß zweier Ströme, den Platz zum vortheilhaftesten Local für die Hauptstadt der Provinz macht.

Ularaky theilte mir die Antwort der Regierung auf meine Mittheilung in Hinsicht der Aufnahme der Küste mit, und sagte mir, daß der Brief des Dschem erst in zwei Tagen fertig seyn werde; ich beschloß daher in der Zwischenzeit Noghan, eine alte in den Felsen gehauene Stadt im Gebirge gegen Norden, zu besuchen. Ularaky erhielt dazu die Erlaubniß von der Mutter des Fürsten, und sie gab mir einen ihrer Vertrauten, mit der Staatsflinte ihres Sohnes bewaffnet, mit. Der Weg führte durch einen dichten Wald, in dem das Untergehölz so aufgeschossen war, daß man nur mit Mühe hindurch kam, das Gebüsch war von Vögeln bewohnt, unter denen ich Papagaien und einen zierlichen, kleinen Vogel mit grün und goldenem Gefieder bemerkte; es war bei weitem die schönste Localität, die ich in der Provinz gesehen hatte. Von da kamen wir durch eine offene Ebene, bedeckt mit großen, runden Steinen, und in jeder Richtung durch tiefe Bäche durchschnitten, und erreichten das kleine Dorf Momadary, das von Feldern umgeben ist, und wo man gegen Osten große Baumgruppen sieht, die zu einem Park gehören, den der Dschem dort besitzt.

Etwa neun Meilen nördlich von Beylah schließt ein niedriger Halbcirkel von Hügeln das Thal des Purally, welcher durch eine tiefe Schlucht, die etwa 200 Yards breit ist, aus der Westseite derselben hervorbricht. Auf einer Seite der Schlucht, die aus 40 bis 50 Fuß hohen Felsen besteht, liegt auf dem Gipfel von diesen ein alter Begräbnißort, und der Fluß strömt in zwei oder drei kleinen Canälen zwischen Haufen von Steinen und Tamarindenwäldchen herab. Wir ritten in dem Bett zwischen den Büschen hinan, bis wir in die Schlucht

kamen, wo wir bald eine Seitenschlucht fanden, in welcher Roghan liegt, das einen höchst sonderbaren Anblick darbietet. Auf beiden Seiten einer wilden, unregelmäßigen Schlucht steigen steile Felsenwände von 4 bis 500 Fuß hinan, und sind in Wohnungen ausgehauen, so weit man sehen kann. An einigen Stellen, wo die Felsen zugänglich sind, gehen die Aushöhlungen bis an den Gipfel, aber sie sind an der Basis am zahlreichsten. Jede bildet eine abgesonderte Wohnung, von denen die meisten von der Zeit nicht gelitten haben; sie bestehen im Allgemeinen aus einem Zimmer, 15 Fuß im Gevierte, das eine Art offenen Saales bildet, hinter dem ein inneres Zimmer von gleichen Dimensionen ausgehauen ist, zu dem eine Thüre führt. In den meisten sind Nischen für Lampen ausgehauen, und eine Art Magazin ist aufgemauert und bedeckt, wahrscheinlich für das Aufbewahren von Getreide. Die meisten waren ehemals mit Töpfererde bekleidet, und in einigen, wo es die Natur des Felsen erlaubte, ist das innere Zimmer durch kleine Fenster erleuchtet. Die Wohnungen in dem oberen Theil des Felsen sind unzugänglich, da die schmalen, steilen Treppen abgenutzt sind. Die tiefer liegenden scheinen von der ärmern Classe bewohnt gewesen zu seyn, da viele nur unförmliche Höhlen mit einer Thüre von grober Arbeit sind. Der Felsen ist ein Conglomerat, das viel Salz oder Natrum enthält, wie man an der dünnen Kruste sieht, welche die Mauern aller Zimmer bedeckt, und an einigen Stellen in dem obern Theil der Schlucht, wo Wasser von dem überhangenden Felsen träuft.

Es wäre sonderbar, wenn sich an diese Ueberreste keine Sage gehängt hätte, und die Einwohner erzählen folgende Tradition. Die Troglodytenstadt war zur Zeit von Salomo Residenz eines Königs, der eine wunderschöne Tochter, Namens Bad al Temal, hatte, welche von sieben Freunden geliebt ward, die alle nach und nach von Dämonen getödtet wurden, gegen deren Angriffe sie die Prinzessin zu vertheidigen suchten. Um diese Zeit kam Seif al Malek, Sohn des Königs von Aegypten, welcher auf Abenteuer reiste, in Roghan an, und da er der schönste Mann seiner Zeit war, verliebte sich die Prinzessin in ihn. Die Dämonen waren in Verzweiflung und wollten sie aus der Moschee, wo sie betete, entführen, wurden aber von dem Prinzen sämmtlich getödtet. Diese Sage bildet den Gegenstand eines Gedichts, von dem ich in Kuratschi eine Handschrift kaufte.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Julia Cäsarea (Scherschel) in Afrika.

Der bekannte Alterthumsforscher Hase theilte am 24 April der Akademie der Wissenschaften und schönen Literatur nachstehenden Auszug eines Schreibens des Artilleriecapitäns Ajéma de Montgravier mit: „Ich habe einige Tage mitten unter den Ruinen von Julia Cäsarea zugebracht. Ich habe ein gewisses Recht, das moderne Scherschel so zu nennen, weil ich zuerst vier Inschriften aufgefunden habe, die den Namen dieser alten Stadt enthalten; eine große Anzahl minder wichtige habe ich gleichfalls aufgefunden, sende Ihnen aber nur die zwei am besten erhaltenen. Warum kann ich Ihnen nicht auch die bewundernswerthen korinthischen Capitäle, die Granitsäulen und die alten Gräber zeigen, die dem Kubbar Rumiah gleichen, und wie dieß wahrscheinlich numidischen Ursprungs sind! Shaw spricht schon von der riesenhaften drei Lieues im Umfange haltenden Mauer, die Cäsarea einschließt, sagt aber nichts über die Zeit ihrer Erbauung. Ich glaube, sie gehört in die Zeit der zweiten Besetzung Afrika's durch die Römer, als die alte Civilisation ihre letzten Strahlen auf dieß Ufer warf. Viele gegen die Lehren der Geschichte ganz gleichgültige Leute fangen an die alten Schriftsteller zu schätzen, da sie sehen, daß das Geniecorps nichts Besseres zu thun weiß, als sich hinter den Mauern zu verschanzen, die durch Ingenieure errichtet wurden, welche vor 1400 Jahren lebten."

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Schluß.)

Der Spielereien dieser Art sind noch eine Menge in der Grube: Salzobelisken zum Andenken des Besuchs dieses oder jenes Fürsten, Monumente und Trophäen zur Erinnerung an dieses oder jenes Fest. Außer jener Antonius-Capelle noch eine Corporis-Christi-Capelle, in der man alle Jahre am 3 September einen Gottesdienst zum Andenken an den Besuch des verstorbenen Kaisers Franz feiert. Das älteste Salzbild ist das der alten polnischen Königin Kunigunde, der Stifterin des Bergwerks. Auch vor ihm sind uralte Oellampen aus Salzkrystall aufgehängt. Die interessanteste Trophäe ist die im „alten Tanzsaale" aufgestellte, ein mächtiger österreichischer Adler von allen im Bergwerke gebrauchten Geräthschaften und Instrumenten aus Salz nachgebildet umgeben. In eben diesem prachtvollen Saale, dessen Wände von tausend Brillanten widerstrahlen, werden die unterirdischen Feste und Diners gegeben bei einer Illumination, die an Glanz alle unsere Redoutensäle hinter sich läßt. Der Saal muß dann einem Feenschlosse gleichen, und der originelle Suworow fühlte sich so von diesen unterirdischen Wundern angesprochen, daß er bei seiner Anwesenheit in Wieliczka während drei Tagen in diesem Saale sein Hauptquartier und seine Kanzlei aufschlug, in denen er hier wie Pluto in der Unterwelt schaltete und waltete. Seine Secretäre arbeiteten an Salzbureau's, und seine Adjutanten fuhren in den dunkeln Schachten ein und aus, seine Befehle für die Bewegung der Truppen aus der Tiefe zu holen und die Rapporte von der Oberwelt zu bringen.

Auch die Stallungen und sogar die Krippen und Tröge für die hier unten stallenden Pferde sind aus Salz gemeißelt. Es sind gewöhnlich 16 bis 20 Paar hier. Sie sind die einzigen Wesen, die, wenn sie einmal hier unten einquartiert sind, dann auf ewig den überirdischen Sonnen- und Grasplätzen Lebewohl gesagt haben, und bis an ihr Lebensende in der Tiefe verweilen. Auffallend ist es, daß ihnen eine so unnatürliche Lebensweise, bei der sie alles Lichtes, alles frischen Morgenwindes, aller bethauten Grasweide entbehren, so wohl bekommt. Sie werden nicht nur dick und fett, sondern auch recht alt in ihren salzigen Gefängnissen. Man verwendet sie zum Verschleppen großer Salzmassen, zum Bewegen von Göpeln, Wasserrädern und andern Maschinen. Ihre Aufseher, die Stallknechte, sind die einzigen Menschen, welche oft mehrere Wochen lang nicht ans Tageslicht gelangen. Alle andern Arbeiter steigen wie in den andern Bergwerken nach 8 Stunden Arbeit wieder zur Sonne hinauf. Um die Pferde hinabzulassen, werden

sie sitzend in ein eigens dafür verfertigtes Gestell gespannt, das man an einen Strick bindet. Sie sollen sich anfangs sehr gegen dieses Experiment sträuben, nachher aber, wenn sie erst über dem dunkeln Abgrunde schweben, auch nicht ein Glied rühren.

Das wunderbarste unter allen Wundern dieser Gruben sind die unterirdischen Teiche oder Seen. Es soll darin nahe an zwanzig geben, von denen mehrere mit kleinen Nachen befahren werden. Wir fuhren über zwei von ihnen, die durch einen niedrig überwölbten Canal verbunden waren. Jeder war mehrere 100 Fuß lang und 18 bis 24 Fuß tief. Ueber ihnen wölbten sich in hohen Bögen die ungeheuren Salzgebirge. Nie trübte ein Lufthauch die Spiegelfläche dieser stygischen Gewässer. Keine Schwalbe schwirrte je an ihren Ufern, und keine Lilie trank das Naß ihrer Woge. Von unsichtbarer Hand bewegt, wie Charons Nachen, schwebte das Schiffchen mit uns über die glatte Bahn hin. Man glaubt in eine andere Welt zu kommen; denn selbst die Töne klingen in diesen Hallen anders, als dort oben. Man hatte kleine Salzstückchen mitgenommen, und ließ sie aus mitten auf dem Wasser in die Fluth werfen. Es klang, als hätte einer eine Baßstimme angerissen, und noch mehrere Secunden lang tönte der Schall nach, nicht aber so, als hallte es vom Gewölbe zurück, sondern so, als tönte es aus der Tiefe des Wassers herauf.

Sehr willkommen für den wißbegierigen Reisenden ist ein kleines Museum, das man in einer der unterirdischen Kammern angelegt, und in dem man alle Salzvarietäten und alle mineralischen Bildungen des Bergwerks gesammelt hat. Verschiedene Muscheln, die man in der Salzmasse eingeschlossen fand — es schlug also das Salz nieder aus einem bereits belebten Meere — Holzkohlen und eingesalzene Baumäste in Menge — die angränzende Erde war also schon belaubt — Steine, die in die dichte Salzmasse übergingen, wie einzelne kleine Salzkugeln und Würfel in die obern Erdmassen — Salzröhren, Salzzapfen und Tropfsalzbildungen in den verschiedensten Formen, die bei dem Durchsickern der obern Gewässer entstanden. Auch für den Geruch gar mancherlei. Bei diesem Salzstücke Trüffelgeruch, bei jenem Phosphor, bei einem dritten Schwefelwasserstoffgas. Lauter Dinge, die lange zu denken geben und die Phantasie vielfach anregen.

Das Lösen der Salzmassen vom Berge geschieht, so viel wir darüber ins Reine kamen, auf dreierlei Weise:

Da, wo das reine Salz in kleinen Massen, in Adern u. s. w. vorkommt, wird es mit spitzen Hauen in kleinen Stücken herausgehämmert. Und hier gibt es denn bloß Minutiensalz.

Das unreine Salz und Kothsalz wird vermittelst eingebohrter Schußlöcher losgeschossen, und hier gibt es dann mehr oder minder große Naturalstücke.

Das reine in großen Massen liegende Grünsalz und Schibiker aber — und dieß ist der gewöhnliche Fall — wird in großen, langen Parallelopipeden von den Wänden abgelöst. Man verfährt dabei folgendermaßen:

Zunächst hacken sie in der Arbeitskammer eine flache, senkrechte Wand vermittelst Meißel und Hauen auf und ebnen sie meistens in einer Höhe von 20 Fuß. Diese flache Wand heißt der „Spiegel.“ Sie wird nun durch eine Menge senkrechter Rillen und Fugen, die man mit dem Meißel einhaut, in mehrere längliche Streifen zerschnitten. Die Fugen sind 20 bis 50 Zoll tief und stehen 5 Fuß weit auseinander. Vermittelst einer langen Reihe kleiner Eisenkeile, die man zur Seite der Fugen einsetzt und die man alle zu gleicher Zeit anzieht, löst man dann einen solchen gewaltigen Salzstreifen vom Spiegel los. Gewöhnlich steht die Säule, selbst so losgelöst, noch aufrecht an der Wand, und eingesetzte Hebe- oder Wuchtbäume müssen sie erst völlig zu Boden werfen. Die Säule zertrümmert natürlich auf dem Boden in eine Menge kleiner und großer Stücke, die dann, je nach ihrer Größe, entweder zu Balwanen und Formalstücken bearbeitet, oder zu Natural- und Minutienstücken sortirt werden. Für Reisende hält man immer eine solche getrennte und losgekeilte Salzsäule bis zum Umstürzen fertig, um sie dieses Schauspiel genießen zu lassen, und es hat allerdings etwas sehr Wunderbares, diese hier seit Jahrhunderten so fest verkeilten Massen auf einmal nach so langer Zeit sich plötzlich regen und bewegen und auf dem Boden in lauter kleine Brocken auseinander tanzen zu sehen.

Die Ausmeißelung von 400 Kubikklafter Bergmaterial geben 100,000 Centner Salz. Da nun jährlich, wie wir oben bemerkten, durchschnittlich 700,000 Centner gewonnen werden, so erweitern sich die Räume im Werke jedes Jahr um 2800 Kubikklafter oder um eine leere Kammer von circa 80 Fuß Länge, Höhe und Breite. Man könnte mit Hülfe dieser Kenntniß einigermaßen berechnen, wie viel Salz demnach innerhalb dieser 400 Jahre, während welcher das Werk bergmännisch betrieben wird, aus der Erde hervorgeschafft wurde, und zwar auf diese Weise. Die hundert großen Kammern, welche das Bergwerk enthält, lieferten von jeher die Hauptmassen des Salzes. Man kann jede im Durchschnitt zu einer Größe von wenigstens 2000 Kubikklafter annehmen. Ihr Inhalt war meistens reines Salz, und sie gaben demnach zusammen wenigstens 200,000 Kubikklafter oder 50,000,000 Centner Salz. Hiebei ist dann nicht gerechnet, was man in den Gängen, Stollen und Schachten gewann. Schlägt man dieß auf eben so viel an, so erhält man 100 Millionen Centner Salz, welche Summe vielleicht von der Wahrheit nicht sehr fern trifft. Denn es würden danach durchschnittlich in jedem Jahre circa 250,000 Centner ausgebeutet seyn, was auch in der That der Fall gewesen seyn mag. Rechnet man durchschnittlich auf den Menschen jährlich 10 Pfund Salz, *) so hätte Wieliczka demnach innerhalb des halben Jahrtausends seines Bestandes circa 500 Millionen Menschen mit Salz versorgt, oder, durchschnittlich das Lebensalter der Menschen zu 30 Jahren angenommen, jedes Jahr circa 20 Millionen. Allerdings mögen wohl in dem großen Verbreitungsbezirke seines Salzes durchschnittlich so viele Menschen gelebt haben. Gibt man im Durchschnitt dem Centner einen Preis zu 3 Gulden, nach dem heutigen Werthe des Geldes, **) so zeigt sich, daß die Salzwerke von Wieliczka im Ganzen ein Minimum-Capital von 500 Millionen Gulden während ihres Bestehens in Umschwung setzten, und man sieht, welche bedeutende Rolle sie demnach von jeher in der Geschichte der umwohnenden Völkerschaften spielten.

Trocknung der Runkelrübe durch die Kälte. Ein Hr. Bonafous zeigte der französischen Akademie an, daß er sehr gelungene Versuche einer Trocknung der Runkelrübe vermittelst der Kälte angestellt habe, und zwar ohne daß der krystallisirbare Zucker irgend eine Aenderung erfahren hätte.

*) Nach dem Maaße, welches den Einwohnern von Wieliczka zugetheilt wird.

**) Es gab freilich Zeiten, wo der Centner Salz nur 16 Groschen in Wieliczka kostete. Allein dieß erklärt sich wohl mehr aus dem größern Werthe des Geldes, als aus dem geringern des Salzes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.)

Nr. 64.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 Mai 1840.

Miß Grace Kennedy.

(Fortsetzung.)

Eine größere Gesellschaft von Gästen, ältern und jüngeren, war auf Schloß Dunallan versammelt; darunter namentlich mehrere junge Männer, Georg Lennox, St. Clair, Cameron, zum Theil Jugendfreunde von Katharinen, welche mehr oder weniger ihre Bewunderer und Verehrer waren. Ein Spazierritt und eine Wasserfahrt wurde an dem verhängnißvollen Tage beliebt, wo man Dunallans Ankunft erwartete; der junge St. Clair zeigte sich besonders beflissen, sich Katharinen angenehm zu erweisen, die ihn aber kurz abfertigte, und bei der Rückkehr sahen sie einen eben angekommnen Reisewagen vor dem Thor, aus welchem ein schlanker junger Mann von einnehmender Gestalt stieg und von Lord Dunallan empfangen wurde. Katharine, von St. Clair geführt, zitterte so heftig, daß sie sich auf eine Gartenbank niedersetzen mußte. Nach einer Weile ermannte sie sich und stand auf; ihr Vater kam mit dem Fremden ihnen entgegen und stellte Herrn Eduard Dunallan vor. Dieser sah sie mit einer Miene voll Milde an; sie erröthete, als ihr Auge seinem Blick begegnete, schämte sich aber über den Anschein blöder Schüchternheit, die sie dadurch zu verrathen fürchtete; sie brachte kein Wort hervor; bald erinnerte sie sich alles dessen, was sie von ihm gehört; Verachtung, Stolz und Widerwille bemächtigten sich ihrer und sie schritt schweigend weiter, mit aufgerichtetem Haupt und das Auge mit dem Ausdruck des Stolzes auf den Boden geheftet. Als Eduard mit Elisabeth ein Gespräch anknüpfte, war Katharinen selbst der Ton seiner Stimme zuwider, weil er ganz anders war, als sie sich ihn gedacht hatte. Als Elisabeth ihn fragte, ob er wohl Katharinen wieder erkannt hätte, antwortete er: „Ich glaube nicht;" nachdem er sie aber einen Augenblick angesehen, fuhr er fort: „Fräulein Dunallan hat sich weniger verändert, als ich im ersten Augenblick unsers Wiedersehens glaubte;" und stieß dann einen hörbaren Seufzer aus. —

Unter solchen Auspicien begann die erneuerte Bekanntschaft der durch die Uebereinkunft der Väter eigentlich schon Verlobten; über die weitere Gestaltung ihres Verhältnisses müssen wir uns kurz und summarisch fassen. Mit so ungünstigen Augen Katharine den jungen Mann von Anfang an betrachtete, mußte sie sich doch nach und nach gestehen, daß seine äußere Erscheinung nicht wenig Empfehlendes und Einnehmendes habe. Er war vollkommen gewandt und artig, in hohem Grad gebildet und unterhaltend, sprach sehr gut und zeigte in manchen Fällen, wenn die jungen Männer, namentlich St. Clair ihn zum Streit herausforderten und nöthigten, eine große Kaltblütigkeit und eine entschiedene Ueberlegenheit des Geistes. Dabei aber zeigte er sich sehr offen und freimüthig, und verhehlte gelegentlich sein Mißfallen über manches was Katharine sprach oder that, nicht im mindesten. Diese verhehlte sich nicht, daß er in seiner Bildung ihr überlegen sey, bestärkte sich aber eben dadurch in ihrer Meinung, daß sie ihm mißfallen müsse, und ihr Stolz empörte sich immer mehr gegen den Gedanken, daß die Verbindung mit ihr dem jungen Mann aufgedrungen werden solle, je mehr nach und nach manche ihrer Vorurtheile gegen ihn erschüttert wurden. Die Aeußerungen des Mißfallens, welche sie hin und wieder an Dunallan bemerkte, ärgerten sie halb, halb aber beschämten sie sie auch, und ohne es sich selbst recht zu gestehen, räumte sie seinem Beifall und seiner Mißbilligung einen Einfluß, eine Bedeutung ein, wodurch sie sich einigermaßen beklommen und ängstlich in seiner Nähe fühlte. War sie aber auch manchmal empfindlich über ihn, so fühlte sie doch auch, da sein Benehmen gegen sie im Ganzen freundlich und artig war, daß er sie nicht beleidigen wollte und daß er an ihr ein aufrichtigeres und wärmeres Interesse zu nehmen schien, als sie ihm unter den obwaltenden Umständen zutrauen konnte. Dennoch kam dann aber immer wieder der Gedanke, er verachte sie, als ein leichtsinniges, launenhaftes Geschöpf, und sie glaubte manchmal selbst, er habe nicht ganz Unrecht mit seinem Urtheil über sie. Aus seinen strengen religiösen Ansichten machte Dunallan, im vorkommenden Fall, kein Ge-

heimniß, sondern sprach sich offen und ohne Verlegenheit aus, ohne daß er jedoch die Gelegenheit aufsuchte, das Gespräch auf solche Gegenstände zu bringen. Einen sehr günstigen Eindruck machte auf Katharine das Benehmen Dunallans, als ihr Vater sie beide zu Rathe zog wegen einer Schenkung, die er an Elisabeth Murray und ihre Geschwister machen wollte, und wobei Dunallan sich ebenso zartfühlend als großmüthig erwies und ganz mit dem Sinn Katharinens zusammenstimmte. Auch empfand sie es nicht übel, als Dunallan ihre Bestrebungen und Beschäftigungen in wohlwollender Weise als unbefriedigend und weltlich bezeichnete und sie auf andere hinwies, welche allein auf die Dauer Befriedigung und Glück gewähren. Eine herbe Aeußerung Dunallans jedoch über eine Bemerkung Katharinens, „daß dergleichen Wahrheiten aufzufinden dem Kopf mehr Ehre mache als dem Herzen," verletzte und erkältete diese aufs tiefste, und Dunallan gab sich vergebens Mühe, diesen Eindruck durch Freundlichkeit und Milde zu verwischen, da Katharine in seinen Bemühungen nur theilnehmendes Mitleid sah. Bald darauf berief Lord Dunallan seine Tochter zu sich, um ihr anzukündigen, daß ihre Vermählung mit Eduard Dunallan in wenigen Tagen statt finden solle. Katharine war zuerst erschüttert, daß das gefürchtete Ereigniß so bald stattfinden solle; sie war verletzt, als ihr Vater ihr erklärte, die Trauung solle deßwegen beschleunigt werden, weil Dunallan durch wichtige Geschäfte bald auf längere Zeit abgerufen werde; aber noch schmerzlicher wurde sie ergriffen, als sie erfuhr, Dunallan selbst habe um Aufschub gebeten, aber ihr Vater dieß abgelehnt; denn darin konnte sie nur den entschiedensten Beweis von Dunallans Abneigung gegen ihre Verbindung erblicken, und alle Versicherungen ihres Vaters, daß Dunallan nur aus Delicatesse und um ihretwillen diesen Aufschub verlangt habe, konnten ihr tief verwundetes Gefühl nicht heilen und beruhigen. Sie fühlte sich, nachdem sie sich dem Wunsch ihres Vaters als ein schweigendes Opfer unterworfen, höchst elend. In solcher Stimmung wurde sie erst noch von dem jungen Cameron und von St. Clair mit Vorschlägen bestürmt, welche sie mit Entrüstung zurückwies.

In der seltsamsten Lage befanden sich die Verlobten einander gegenüber, als der Tag der Trauung anbrach. Katharine konnte kaum die nöthige Fassung aufbringen, um die Ceremonie durchzumachen. Sogleich nach der Trauung stiegen sie in den Reisewagen und fuhren nach Arnmore. Dunallan begegnete ihr mit der zartesten Aufmerksamkeit; seine Gattin erstaunte über den Ausdruck von Traurigkeit und Gemüthsbewegung in seinem Angesicht; sie glaubte sogar Thränen in seinem Auge zu sehen und dachte: „Wie selbstsüchtig bin ich gewesen; ich vergaß, daß auch er Gefühl besitzt und daß er eben so viel, vielleicht mehr Ursache hat sich unglücklich zu fühlen als ich." Bei einem Versuch zu sprechen brach sie in Thränen aus; er bat sie aufs freundlichste, sich zu fassen: „Bemühe dich die letzten paar Stunden zu vergessen, denke nur daran, daß du jetzt einen neuen Freund hast, der im Angesicht des Himmels gelobt hat über dein Glück zu wachen. Du selbst sollst bestimmen, worin dieß Glück bestehen soll. Ich habe nur zu deutlich deine Abneigung gegen diese, aus äußerlichen Rücksichten geschlossene Verbindung bemerkt und weiß, daß du dich nur durch ein edles Pflichtgefühl hast bestimmen lassen, sie einzugehen. Ich habe alle Mittel, die in meiner Gewalt standen, versucht, um dir deine Freiheit wieder zu verschaffen, aber alle sind fehlgeschlagen. Alles was ich in diesem Augenblick hoffen kann, ist, daß es vielleicht in meiner Macht steht, dich wenigstens nicht unglücklich zu machen. Glaubst du nicht, daß ich der Verzeihung würdig bin, wenn ich einem verstorbenen Vater dasselbe Versprechen halte, dessen Erfüllung du alles deines Widerwillens ungeachtet für eine heilige Pflicht gegen einen Vater gehalten hast, der noch am Leben ist?" Diese Frage schien Katharinen über die wahre Lage der Dinge die Augen zu öffnen, aber ihre Gedanken waren verwirrt und sie schwieg. Im Verlauf ihres Gesprächs zeigte sich, daß Dunallan drei Briefe an Katharine geschrieben hatte, welche sie über Vieles aufgeklärt hätten, die aber von ihrem Vater zurückbehalten wurden. Er hatte ihr darin geschrieben, sein Versprechen, das er seinem Vater gegeben, sey nur ein bedingtes gewesen; und für den Fall, daß Katharine nicht geneigt seyn sollte, ihre Einwilligung zu geben, wäre dasselbe nichtig gewesen. Sie baten sich gegenseitig um Vergebung wegen dessen, was sie einander unwissentlich zu Leide gethan und einander gekränkt hatten, aber doch wurde ihr Verhältniß zu einander noch nicht recht klar. Dunallan sprach Katharinen von der Zukunft. Sie sollte in Arnmore eben so frei seyn, wie in Schloß Dunallan. Seine Tante, eine würdige Wittwe, die auch alle ihre sechs Kinder verloren, werde Arnmore verlassen, wenn sie nicht ausdrücklich das Gegentheil wünsche. Er selbst werde jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen suchen, und sie nie an die Rechte erinnern, welche ihm die Ceremonie des heutigen Tages verliehen habe, so lange Katharine sie so offenbar verabscheue. Er bat sie dann, vieles zu vergessen zu suchen, was sie über und gegen ihn gehört habe, und sich selbst, aus eigner Anschauung, ein Urtheil über ihn zu bilden. Als sie sich Arnmore näherten, bat Dunallan Katharinen, ihr Urtheil über Manches, was ihr daselbst anfangs fremd, vielleicht lästig und widrig erscheine, eine Weile aufzuschieben, bis sie alles näher geprüft habe, und die Ansichten der Personen in Arnmore nicht von vornherein zu verwerfen, weil sie von denen abwichen, welche ihr bisher als recht und vernünftig erschienen, und daß sie sich in einige neue Formen fügen möge, welche sie in der Lebensweise in Arnmore finden werde, wenigstens bis sie sich überzeugt habe, daß sie verkehrt seyen.

Katharine bemerkte, daß Dunallan im Dorfe schon von allen Leuten mit der größten Freude und Herzlichkeit bewillkommt wurde. In Arnmore selbst wurden sie von Dunallans Tante, Madame Oswald, mit mütterlicher Zärtlichkeit und Rührung empfangen. Die Kinder von Eduards Schwester hingen sich an seinen Hals und wandten bald auch Katharinen ihre Liebe zu.

Die neuen, ungewohnten Formen, auf welche Dunallan Katharinen vorbereitet hatte, bestanden hauptsächlich in den täglichen häuslichen Andachtsübungen, welche Dunallan selbst leitete, indem er den Gesang anstimmte und Abschnitte aus der Bibel vorlas, sie erklärte, betete, und welchen alle Hausbewohner anwohnten — Andachtsübungen, worüber St. Clair in

Dunallans Gegenwart oft gespottet hatte. Katharine ward dadurch mit gemischten Empfindungen erfüllt, doch hatte das Wohlgefallen die Oberhand in ihrer Seele. Das übrige Leben und die Sitten in Arnmore, der Friede, die Freundlichkeit und Stille womit alles betrieben wurde, der menschenfreundliche, wohlwollende Sinn, welcher alle Thätigkeit bezeichnete, gefiel ihr sehr gut, und sie empfand bald ein lebhaftes Interesse an den Beschäftigungen, welche zu übernehmen Dunallan ihr anbot. Ihre Achtung gegen diesen, den sie von Jedermann geliebt und geehrt sah, stieg immer mehr; er aber hielt sich in bescheidner Entfernung von ihr, und vermied es sorgfältig, ihr in irgend einer Weise aufdringlich zu erscheinen. Die nachtheiligen Gerüchte über seine Handlungsweise schwebten zwar Katharinen immer noch vor der Seele; aber sie sehnte sich sehr darnach, von dem Ungrund derselben überzeugt zu werden. Dagegen aber erwachte auch in ihr der lebhafte Wunsch, daß sich Dunallans Ansicht von ihrem Charakter und Seelenzustand bessern möchte; denn sie empfand, daß er viel an ihr auszusetzen haben werde, und es war ihr, als hege er Gefühle für sie, wie für ein Kind, dem er unglücklicherweise wehe gethan, das er deßhalb beschwichtigen und einlullen müsse.

Natürlich fehlte es auch nicht an religiösen Unterhaltungen über verschiedne Gegenstände, über das Streben nach Heiligung und Vollkommenheit, über das natürliche Unvermögen des Menschen, über die Wirksamkeit der göttlichen Gnade, über die Nothwendigkeit der Bekehrung u. s. w., und Dunallan fand mit allen seinen Ansichten und Lehren über diese Gegenstände an Katharinen, wenn sie auch anfangs noch einige Einwendungen zu machen suchte, eine willige Schülerin. Sie überzeugte sich mehr und mehr, daß Dunallan Recht habe, und zugleich wurden auch durch die Erzählungen der Madame Oswald die Gerüchte über seine angeblich tadelnswerthen Handlungen berichtigt.

Bald kamen in Arnmore einige, ebenfalls fromme Freunde Dunallans an, welche ihm die Nachricht überbrachten, daß er die Reise, die er schon länger in Aussicht hatte, nunmehr bald antreten sollte. Die Reise betraf Missionsgegenstände, ging nach Rußland, und wurde von der Regierung, in Betracht anderer Gründe, unterstützt. Katharine ward einigermaßen überrascht und betrübt, was sie sich jedoch nicht anmerken ließ. Dunallan stellte es ihrer Entscheidung anheim, ob sie wünsche, daß er die Reise ablehne; in diesem Falle würde er es als seine erste Pflicht ansehen, ihrem Wunsch zu folgen. Katharine erklärte ihm, sie wünsche nicht, daß er um ihretwillen einen Plan aufgebe. Sie aufzufordern, ihn auf einer so weiten und beschwerlichen Reise zu begleiten, wagte Dunallan nicht, und Katharina scheute sich ebenfalls, bei dem zwischen ihnen bestehenden Verhältniß ihm den Vorschlag zu machen, oder ihre Bereitwilligkeit an den Tag zu legen; denn sie zweifelte noch, ob sie damit seinen Wünschen entgegen käme. Aber nur gegenseitige Mißverständnisse waren es, die sie abhielten, miteinander die Reise anzutreten: Dunallan glaubte sich durch Katharinens Aeußerungen aufs neue vergewissert, daß sie wenig oder keine Neigung für ihn habe, und Katharine wagte nicht, die Betrübniß, die er über die Trennung zu fühlen schien, auf ihre Person hauptsächlich zu beziehen.

Indessen verabredeten sie doch, sich, und zwar häufig, zu schreiben, und diese Zusage Katharinens schien Dunallan großes Vergnügen zu machen. Er übertrug ihr vor seiner Abreise viele Geschäfte zur Besorgung, und dieß Vertrauen machte sie sehr glücklich. Er bezeichnete ihr auch in seiner Bibliothek die Bücher, welche er von ihr gelesen wünschte. Dann nahmen sie Abschied, der von Dunallans Seite eben so zärtlich als feierlich war.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Ob nun dieß Stück eine Komödie im eigentlichen Sinn heißen könne, mögen unsre Leser entscheiden; uns scheint es nicht. Man könnte es etwa ein bürgerlich-politisches Drama nennen, oder eine politische Moralität, wie man in frühern Zeiten religiöse Moralitäten aufführte. Weder eine Theorie, ein System, noch auch eine Person (wenigstens keine der Hauptpersonen) wird lächerlich gemacht, verspottet oder beschämt; die Repräsentanten der politischen Parteien ziehen sich im Grund alle ganz gut aus der Sache, und wir möchten fast sagen, Herr Delavigne wagte nicht seine eigene Popularität, so viel ihm davon noch übrig seyn mag, dadurch allzusehr zu compromittiren, daß er ein politisches System allzuscharf geißelte oder an den Pranger der Lächerlichkeit stellte; der komischen Muse werden als Opfer preisgegeben der geldstolze und dumme Goff, der feige Derby und der egoistischberechnende Caverly, aus welchem am Ende ein „wüthender Moderantist" wird. Godwin ist ein boshafter Mensch, der keiner Partei angehört. Es ist augenfällig, daß das Stück durchaus eine Anspielung auf den politischen Zustand und die Doctrinen Frankreichs ist, eine leicht zu durchschauende Uebersetzung ins Englische, welche aber ohne einen festen historischen Boden haltungslos in der Luft schwebt. Es macht einen lächerlichen Eindruck, und zwar einen vom Autor gewiß nicht beabsichtigten, wenn man in einer ganz nahen historischen Periode von berühmten Rednern und Oppositionsführern liest, von welchen die Geschichte nichts weiß, wie dieser Eduard Lindsey ist. Dieser große, aber in der Geschichte nicht bekannte Redner und Staatsmann ist nun zwar ein Ehrenmann (wie auch sein Vater, Sir Gilbert Lindsey), aber wir gestehen, daß er uns den Eindruck eines umsichtigen und klugen Politikers, was doch wohl der mächtige Führer der Opposition seyn müßte, nicht gemacht hat. Er merkt doch wahrlich gar zu schwer und zu wenig; er kommt nicht hinter das Geheimniß seiner Geliebten, er durchschaut nicht die politischen Grundsätze von Mortins, er umgibt sich nicht mit Männern von seiner Ansicht, sondern scheint ganz von dem Einfluß eines Journalisten abhängig. Kurz er stellt sich als ein redlicher und gewissenhafter Mann, aber

nicht als Staatsmann dar, und er erscheint uns am Ende als der Märtyrer nicht nur seiner Vaterlandsliebe, sondern auch als Opfer seiner eignen Kurzsichtigkeit. Auch das ist zu beachten, daß er am Ende nicht sowohl gebeugt ist durch den Verlust seiner Popularität, als seiner Geliebten und seines Freundes, mit denen er nun einmal politisch nicht zusammenstimmen konnte. Besser als die Sache der gesetzlichen Freiheit ist die Legitimität vertreten durch Lady Strafford (die an die Herzogin von Berry erinnert), und die Sache der Republik durch den leidenschaftlichen und aufopferungsfähigen, wiewohl in der Wahl der Mittel nicht bedenklichen Mortins. Der Bund dieser beiden Parteien ist eine Anspielung auf das Zusammenhalten von Republicanern und Legitimisten in Frankreich. Nevils Leichenbegängniß erinnert an das von Lamarque.

Delavigne hatte bei seinem Stück offenbar die ganz löbliche Absicht, die politische Gewissenhaftigkeit, die an Pflicht und Eid festhält, unbekümmert um den Verlust von äußern Vortheilen, Ehren und Volksgunst, zu empfehlen und zu verherrlichen; aber dieß hätte in der Komödie dadurch erreicht werden sollen, daß sich die von ihm gepriesene Gesinnung als dem Verstand nach den andern politischen Systemen und Parteien überlegen gezeigt, den Vortheil des klugen Handelns und wohl auch des Erfolgs über sie behauptet hätte. Dieß ist nun nicht der Fall; Eduard opfert vielmehr, während die Andern ihren Systemen treu bleiben, sein bisheriges System der Opposition, freilich in bester Absicht, auf, und unterstützt das bisher von ihm bekämpfte Ministerium — mit welchem Erfolg für die Wohlfahrt des Landes, erfährt man aus dem Stück selbst noch nicht. Fragt man, wer denn eigentlich den Sieg davontrage, so muß man antworten: das im Stück gar nicht auftretende Ministerium, die Regierung! Aber diesen Triumph hat die Regierung nicht ihrer eigenen Weisheit, sondern Eduards Tugend zuzuschreiben, so daß das etwa beabsichtigte feine Compliment wieder in nichts zerfällt.

Die eingeflochtenen Räsonnements über politische Streitfragen, wovon einige Proben gegeben wurden, sind zum Theil ganz gute Resumés der darüber erhobenen Controversen, und der Ausdruck ist öfters epigrammatisch treffend; aber die Absicht zu belehren und zu predigen tritt allzunackt hervor; und mag der Dichter seinen Landsleuten manche heilsame Wahrheit gesagt haben, wie z. B. in der Stelle, wo es von der Beredsamkeit heißt:

Ein Uebel nenn' ich die Beredsamkeit,
Wenn Unheil ihre Folge ist; und Unheil
Stiftet, wer da beredt beweist: daß Unrecht
Vernunft und Recht hat, daß die Wahrheit lügt;
In dem Vertreter, den zu seiner Schmach
Man hoch erhebt, bewundre ich den Redner,
Indeß den Menschen ich verachten muß;

so hätte er doch seine Aufgabe besser gelöst, wenn er, statt zu declamiren und zu moralisiren, lächerlich gemacht und verspottet hätte. Bessern wird er ohnehin seine Landsleute durch diese zahme Komödie nicht wollen! — —

Den Namen der Komödie trägt noch eher mit Recht die Journalistenschule der Frau v. Girardin, obgleich die Verfasserin selbst fühlt, daß die Form etwas ungewöhnlich ist. Sie sagt: „Im ersten Act ist die Journalistenschule eine Art Vaudeville, mit Scherzen und Calembourgs durchsäet; im zweiten Act eine Art Caricatur, wo das Komische des Gegenstands übertrieben ist, nach dem Vorgang der großen Meister; im dritten Act eine Komödie; im vierten ein Drama; im fünften eine Tragödie. Im Styl der entsprechende Ton, der gleiche Wechsel; im ersten Act ist der Styl satyrisch; im vierten einfach und ernst; im fünften strebt er poetisch zu seyn. Die Verfasserin hat das so gewollt."

Wir haben nichts dagegen, wenn die Verfasserin eine neue Form schuf, wenn nur ihr Stück eine gewisse innere Einheit und Gleichförmigkeit behauptet; aber lächerlich kommt es uns vor, wenn sie sagt: die Journalistenschule sey ein Versuch „der neuen Gattung," welche durch den Geist des Zeitalters bedingt und gefordert werde, und sie dieß Zeitalter, in der Vorrede, folgendermaßen charakterisirt: „Eine Epoche wie die unsrige, wo alle Stände verkehrt, alle Classen durch einander geworfen sind, ein Zeitalter des Neids, wo die Großen sich erniedrigen, um noch etwas zu gelten, die Kleinen steigen, nur weil sie klein sind, wo die nicht anzufechtende Ueberlegenheit ein unentschuldbares Verbrechen ist, wo man spotten muß, um zu bewundern, wo die Entstellungen der Person ein unentbehrlicher Paß zu den Vollkommenheiten des Geistes sind, wo ungebildetes Benehmen Glück macht, die Häßlichkeit ein Zauber und die Mißachtung eine Aegide ist; ein Jahrhundert erhabener Vernunft und unheilbaren Wahnsinns, wo die Staatsmänner Emeutenmachen, und die Krämer sie unterdrücken, ... eine zugleich poetische und bürgerliche, romantische und triviale Epoche, wo die Verbrechen burlesk und die Scherze tödtlich sind, wo die närrischsten Eitelkeiten die unheilvollsten Folgen haben — eine solche Zeit mußte wohl eine neue Gattung in der Komödie erzeugen; ein exceptionelles Drama, unsere exceptionellen Sitten darstellend, die Welt schildernd wie sie ist, d. h. mehr dumm als boshaft, und weniger schuldig als blind, gefährlicher durch ihre Leichtfertigkeit als durch ihre Corruption; eine Tragikomödie, an die Satyre und das Epos streifend, ein groteskes Gemälde, eine furchtbare Lehre, worin der Dichter zugleich Spötter und Richter, Historiker und Prophet ist."

Das heißt wahrlich die Rednerei allzu hitzig übertreiben; das Stück muß seine Rechtfertigung in sich selbst tragen, sonst wird ihm die Berufung auf den Geist der Zeit wenig helfen. Wenn die Zeit confus ist, soll dann auch die Poesie confus werden? Das wäre eine absurde Consequenz; die Kunstform eines Werks, einer Dichtung ist gewiß nie in solchem Grad abhängig von dem herrschenden Geist der Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1840.

Das französische Zuckergesetz.

Zweiter Artikel.

Durchliest man die ganze Verhandlung über das Zuckergesetz, so wird man in der That um wenig klüger: eine politische Rücksicht, die, welche Hr. Thiers aussprach, daß Frankreich im Fall eines Seekriegs in den Fall kommen könnte, Mangel an Zucker zu leiden und ihn zu jedem Preis bezahlen zu müssen, hat, beim Lichte besehen, alle Argumente auf der einen Seite in den Hintergrund geschoben, auf der andern überwältigt. Einige Zahlen haben sich in der Discussion anders herausgestellt, als wir sie angegeben, namentlich die über den Ertrag des einheimischen Zuckers, den man nicht bloß auf 24 Mill. Kilogramme, sondern noch immer auf 40 anschlägt, trotz aller Verminderung, die der Runkelrübenzucker bereits erfahren haben soll. Sonst aber hat sich eine merkwürdige Unsicherheit in allen Berechnungen kund gegeben; mehrere ausgezeichnete politische Redner, wie Hr. Berryer, glaubten sich auch auf diesem Felde hören lassen zu müssen, allein sie haben weder auf die Versammlung einen Eindruck gemacht, noch können sie den fernen Leser befriedigen. Der Mangel an eigentlich sachkundigen Männern in der französischen Kammer hat sich hier auf eine ziemlich auffallende Weise gezeigt. Der Bericht der Commission, obgleich parteiisch für den Runkelrübenzucker, hat doch im Ganzen noch die besten Daten geliefert.

Hr. Thiers hat gezeigt, daß der Handel mit den Colonien ein Dreizehntel des gesammten Aus- und Einfuhrhandels betrage und etwa 10,000 Matrosen, ein Fünftel bis ein Sechstel der gesammten Zahl, beschäftige; er hat gezeigt, wie unpassend es sey, den Handel der Colonien frei zu geben, die dadurch nur in große Noth kommen würden, indem die Emancipation der Sklaven sich ihnen dann in kurzer Zeit und so gut wie ohne Beistand des Mutterlandes aufdringen würde; er hat aber eigentlich nur bewiesen, wie in Frankreich durch ein weit getriebenes Prohibitivsystem alles wie gebunden und gefesselt, und aus dem Kreise, den man um sich gezogen, so gut wie kein Entkommen sey: ein großer Theil seiner Rede klingt wie eine Satyre auf ein zu weit getriebenes Schutz-, respective Prohibitivsystem. Vor allem aber kann man in Deutschland daraus lernen, welcher Vortheil es für uns ist, daß wir keine Zölle von Colonial- und Rübenzucker gegen einander abzuwägen haben. Wäre in Frankreich der Runkelrübenzucker unbesteuert geblieben, so stünde er jetzt nahe daran, den ganzen Bedarf Frankreichs zu decken, dann hätte man allmählich den Colonialzucker mit immer geringerem Zolle belegen können, und die Consumtion wäre wahrscheinlich in dem Maße fortgestiegen wie in den letzten 20 Jahren, während deren sie sich fast verdreifachte, indem sie von 44 auf 120 Mill. Kilogramme stieg.

Bitter bemerkten nach Ausgang der Discussion einige Journale, man habe alles wohl bedacht: die Rübenzuckerfabricanten, die Marine und den Handel, so wie die Colonien, nur an die Consumenten denke Niemand. Der bornirte Geist einer habsüchtigen Fiscalität herrschte hier auf eine ziemlich grasse Weise vor: die Frage über die Höhe des Zuckerzolls hängt mit der über das Verhältniß des Rüben- und Colonialzuckers gar nicht nothwendig zusammen; letzteres erfordert eine Ausgleichung streitiger Industrieinteressen, ersteres aber ist eine Consumtionssteuer, und man hätte die Consumtionssteuer vermindern und damit die Consumtion gewiß bedeutend vermehren können, ohne an dem Verhältniß beider Industrien im mindesten etwas zu ändern.

Der Rübenzucker hatte bei seiner frühern Freiheit von allen Lasten allerdings einen ungeheuern Vortheil vor dem Colonialzucker voraus, der mit 45 Franken belegt war; jetzt hat er nur noch die Hälfte dieser Summe oder 22 Centimes auf das Kilogramm, 11 Centimes auf das Pfund vor dem Colonialzucker voraus, dem wie natürlich der weite Transport immer zur Last fällt. Dieß ist wenig mehr als 2 Sous. Dombasle stellte über die Runkelrübenzuckerbereitung schon vor fünf Jahren folgende Berechnung an.

> Tausend Pfund Rüben kosten 8 Franken, doch hat man sie auch schon wohlfeiler bekommen; die Fabricationskosten von 1000 Pfd. kosten 6 Fr., wovon noch 2 Fr. für die Melasse und den ausgepreßten Kuchen abgehen; also kosten Rüben und Fabrication 12 Fr., vielleicht nur 11. Die 1000 Pfund Rüben können 70 bis 80 Pfd. Zucker geben; nimmt

man die letztere Zahl, und die Kosten der Rüben und der Fabrication zu 12 Fr., so kostet der Centner Rohzucker 15 Fr., und der Centner raffinirten Zuckers etwa 23 Fr. Ist diese Berechnung richtig, so muß eine gut eingerichtete Runkelrübenzucker-Fabrik sich gegen den Rohrzucker halten können.

Hier liegt freilich am Ende die ganze Frage, die in der Zukunft noch entschieden werden muß.

Carlos' Bericht über die Provinz Lus in Beludschistan.

(Fortsetzung.)

Bald nach dem Eintritt in die Schlucht verengt sich diese bis auf 10 bis 12 Yards, und bildet nur noch einen tiefen Gang durch die Felsen. Diese sind auf die Länge einer halben Meile hin auf beiden Seiten und bis auf eine beträchtliche Höhe ausgehöhlt, und ich denke, sie können nicht weniger als 1500 Häuser enthalten. An einer Stelle zeigte sich mir eine Reihe von sieben dieser Höhlen, sehr gut erhalten, und bezeichnete sie als die Wohnungen der sieben Freunde. Hier bildet eine Felsenwand in einer Krümmung der Schlucht eine Art von Mauer, etwa 300 Fuß hoch und 20 Fuß dick; ungefähr 150 Fuß vom Boden ist sie durchgehauen worden, und ein Zimmer von 20 Fuß im Geviert gebildet, dessen entgegengesetzte Seiten offen sind. Man gelangt dahin durch einen Gang, der durch einen Theil des Felsens führt, welcher über die Schlucht hereinhängt, und findet dann in der gegenüberliegenden Wand des Zimmers zwei Thore, welche in geräumige Zimmer führen. Das Ganze war früher mit Kalk beworfen, und muß einen bequemen und sichern Zufluchtsort gebildet haben. Es gilt für den Palast der Prinzessin. Auf dem Gipfel desselben Felsens ist ein anderes Gebäude zu sehen, welches die Moschee der Prinzessin benannt ist, von wo die Dämonen sie entführen wollten. Nachdem wir alles Sehenswerthe in der Troglodytenstadt beaugenscheinigt hatten, kehrten wir nach Beylah zurück.

Den 21 erhielt ich die Antwort und die Geschenke der Regierung, reiste sogleich ab, und erreichte Sunmeny den 24. Unterwegs traf ich eine Gesellschaft von Fakiren, welche nach Hingladsch pilgerten. Sie bildeten einen eigenen Anblick: ihre Gesichter waren bemalt, und ihre Lumpen mit Federsträußen und einer Menge sonderbarer Zierrathen geschmückt. Ihr Agora oder Führer, war ein feister, wohlgekleideter Mann, der an ihrer Spitze zog, und einen langen, weißen Stab als Zeichen seiner Würde trug. Diese armen Teufel waren aus ganz Indien zusammengekommen, und begannen, als wir uns ihnen näherten, zu rufen: „Es lebe der Heilige von Hingladsch, wir gehen zu unserer guten Großmutter, gelobt sey Kali, die heilige Göttin!"

Der Wallfahrtsort, dem sie nachzogen, liegt eine Tagereise von der Küste an dem Ausgange der Gebirgskette, welche Lus von Mekran trennt, und soll von hohem Alter seyn. Der Tempel ist ein kleines Gebäude auf einem Felsen, und steht bei Hindus und Mohammedanern in großer Verehrung. Er ist der Göttin Kali gewidmet, und daneben liegt ein runder Teich, der für bodenlos gilt. Die Pilger, welche schwimmen können, stürzen sich von einem überhängenden Felsen in das Wasser, und schwimmen durch einen unterirdischen Canal in ein anderes Bassin, wodurch sie sich ihrer Sünden entledigt halten. Man pflegt auch eine Cocosnuß mit Gewalt in das Wasser zu werfen, und schließt daraus, ob sie schwimmt oder sinkt, auf sein künftiges Glück oder Unglück. So haben mir Leute berichtet, welche den Ort mehreremale besucht haben.

Die Provinz Lus ist etwa 100 englische Meilen lang und 80 breit, ist im Süden von dem Meer, im Norden von dem Gebirge Dschahlawan, und gegen Osten und Westen von hohen Gebirgsketten begränzt, welche von der großen Bergmasse von Beludschistan auslaufen, und Lus von Sind und Mekran trennen. Eine dritte Gebirgskette, den Hahro, durchschneidet die Provinz fast in der Mitte von Norden nach Süden und trennt sie in zwei ungleiche Hälften. Diese drei Gebirge sind von einer groben Sandsteinformation und von gleicher Höhe, etwa 3000 Fuß.

Die westliche Hälfte der Provinz, welche zwischen den Hahro- und den Hingladsch-Gebirgen liegt, ist der kleinere und unfruchtbarere Theil des Landes. Sie besteht größtentheils aus unfruchtbaren Hügeln, mit kleinen Thälern zwischen ihnen, der Rest bildet eine sandige Ebene gegen das Meer und ist fast ganz unfruchtbar und menschenleer. Die östliche Hälfte ist vom Purally und seinen zahlreichen Nebenströmen bewässert, und der einzige fruchtbare Theil derselben ist die Ebene, durch die er strömt, und die vom Meer bis an das Gebirge etwa 65 Meilen lang und von 35—9 (engl.) Meilen breit ist. Mit Ausnahme eines Streifes von zerrissenen Hügeln an der Küste hin, der etwa 8 Meilen breit ist, ist das Thal vollkommen flach, und daher kommt der Name Lus, welcher eine Ebene bedeutet. Die einzige Stelle, welche sich etwas erhebt, ist der Platz, auf dem Beylah steht, und auch dieser erhebt sich nicht mehr als 10—12 Fuß über der Ebene. Die Einwohner haben eine Tradition, nach welcher ehemals das Thal eine Bucht war, und seine Fläche, sein Alluvialboden und seine unbedeutende absolute Höhe machen es wahrscheinlich.

Der Boden ist überall aufgeschwemmt und besteht aus leichtem, losem Thon, der mehr oder minder mit feinem Sand gemischt ist. An einigen Strecken bildet er eine harte, glatte Oberfläche und enthält Salztheile, aber an andern zerfällt er in feinen Staub, den der kleinste Wind in Wolken umhertreibt und der das Reisen sehr unangenehm macht. Oft findet man Strecken, welche mit großen abgerundeten Steinen bedeckt sind, und in dem obern Theil des Thales jenseits Beylah, wo sich zahlreiche Wasserbäche finden, sind die Steine so dicht gesäet, daß die ganze Ebene wie das Bett eines breiten Stroms aussieht. In der Nähe der Küste sieht man weder Baum noch Strauch, eine verworrene Masse ungleicher Hügel 180 bis 100 Fuß hoch, erstrecken sich in einem acht Meilen tiefen Saum am Meere, und sind mit losem Sand und hin und wieder mit Schlingpflanzen bedeckt, während in den Höhlungen und den

kleinen Thälern zwischen ihnen, in welche das Seewasser bei hohen Fluthen eindringt, nichts wächst als Salzpflanzen und grobes Geröhr. Jenseits der Hügel beginnt die Ebene, und man sieht von Zeit zu Zeit Strecken von Tamarinden, welche in der Nähe von Lavari höher zu wachsen anfangen und dichte Gehölze bilden. In der Nähe der Flüsse ist das Land weit hinein bebaut, aber jenseits dieser Culturflecken ist es mit Salzpflanzen oder Tamarinden bedeckt, und der Boden zu arm, als daß er des Baues werth wäre. In einigen Wäldern wächst die Mimosa im Ueberfluß, sie verschwindet aber in der Nähe von Beylah, und wird von einer Art Weide verdrängt, welche so hoch und buschig ist, daß sie große Wälder bildet. Man sieht überall, besonders auf der rechten Seite des Thales Wildpret in Menge, auf dem offenen Lande Heerden von Antilopen und Damhirschen, in dem Gehölz wilde Schweine, Hasen und Rebhühner, in den Seen und Sümpfen Wasservögel aller Art. An den Ufern der Flüsse und der Seen ist der Boden gut und trägt reiche Ernten von Korn, Oelsaat, Baumwolle und Gemüse. Die meisten Felder werden im Sommer durch Canäle aus den Flüssen bewässert und bezahlen 33 Procent des Ertrags als Landsteuer, die nicht künstlich bewässerten 20 Proc.

Die ganze Provinz enthält nicht über 10 bis 12 Städte und Dörfer, und die Hauptstadt Beylah enthält nicht über 5000 Einwohner, Sunmemy nicht über die Hälfte, und Utel, eine Stadt an der östlichen Seite des Thales, nicht über den vierten Theil; Lavari, Ut, Momadary und die übrigen Dörfer sind kleine Orte von 30 bis 40 Häusern, aus Erde und Matten gebaut, und keiner derselben enthält über 200 Einwohner. Die Bewohner sind größtentheils nomadisch über die Provinz zerstreut und haben keine festen Wohnsitze, errichten ihre Hütten, wo sie Futter für ihr Vieh finden, und da diese aus Stäben und Schilfmatten bestehen, so sind sie leicht abgebrochen und anderswo aufgeschlagen, wenn die Weide erschöpft ist. Die Producte sind Korn, Oelsaat und Baumwolle; Butter wird in Menge fabricirt und in Form von Schmalz nach Sunmemy und Kuratschi zur Ausfuhr geschickt. Die einzigen Manufacturartikel sind Baumwollenzeuge, grobes Tuch für die Kleidung der Bauern, und grobe Teppiche, die in Beylah verfertigt werden.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Australien und die Südsee.

(Nach Cyriax.)

Durch die Umschiffung Australiens oder Neuhollands durch den Capitän King in den Jahren 1818 bis 1822 hat man eine genaue Ansicht von den gesammten Küsten dieses Continents erhalten; allein die Geographie des größten Theils des Innern ist noch von einem dichten Schleier bedeckt. Bei Ausflügen, die von Sidney aus zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Punkten gemacht wurden, stieß man auf Gebirgeketten, auf Ebenen und Flüsse, deren Lauf die Forscher so weit als möglich verfolgten; manchmal wurden sie durch Sümpfe, die am Ende zu sehr bedeutenden Seen wurden, am Weitergehen verhindert und aufgehalten; oft nöthigte sie der Mangel an Lebensmitteln zum Umkehren; denn in jenen nur von einzelnen Horden eines Volkes, des rohesten, welches man auf der Erde getroffen hat, bewohnten Gegenden, wo zudem die Jagd äußerst wenige Hülfsmittel liefert, ist es unmöglich, weit vorzudringen; auch ist man bis jetzt mit den Entdeckungen nicht weiter als 200 Lieues nordöstlich von Sidney gelangt. In südwestlicher Richtung dagegen konnte man bis zum Meere vordringen, und den Lauf der Ströme und der ihrer Zuflüsse untersuchen, die aus den Gebirgen westlich von Sidney oder von andern Punkten herfließen, und sich in den schon bekannten Meerbusen, in deren Nähe bereits neue Niederlassungen gegründet wurden, ergießen.

Andere siedelten sich am König Georgs Sund an, der viel mehr westlich liegt, noch andere am Schwanenfluß an der Westküste. Einzelne Colonisten haben das Land am Schwanenfluß bis zum König Georgs Sund durchzogen, und Versuche gemacht, in östlicher Richtung vorzudringen.

Im Jahre 1838 haben die HH. Wilham, Grey und Lushington, Officiere der königlich großbritannischen Marine, einen Theil der Nordwestküste des australischen Continents erforscht; sie entdeckten daselbst einige Meerbusen und die Mündung eines Flusses. Die beiden Letztern setzten ihre Reise ins Innere in südlicher Richtung gegen 50 Lieues fort, wobei sie einige Hügelketten überstiegen, jedoch nichts bemerkten, was auf das Daseyn eines bedeutenden zur Errichtung eines Verkehrs mit dem Meere geeigneten Wasserlaufes hätte schließen lassen.

Auch die Nordküste wurde besucht; Inseln, die man zuvor als Theile des Continents betrachtete, erhielten Namen. In den Jahren 1824 bis 1828 machten die Engländer den Versuch, Niederlassungen in diesen Gegenden zu bilden, die schon seit langer Zeit von malayischen Fischern häufig besucht sind, welche sich daselbst die Trepang genannte Art von Seeblasen (Holothurien) holen, womit sie die Chinesen versehen. Allein diese Colonisirungsversuche scheiterten an der Unfruchtbarkeit des Bodens der Inseln und des Continents, an dem Mangel an süßem Wasser, so wie an Nahrungsmitteln, und endlich an dem unmäßig heißen und ungesunden Klima. Die Eingebornen bewiesen sich fortwährend mißtrauisch. Ein im Jahre 1838 gemachter neuer Versuch läßt einen günstigern Erfolg hoffen. Diese am Hafen Effington in der Nähe eines ziemlich unbekannten Inselmeeres gebildete Niederlassung trägt den Namen Victoria.

Mit Bedauern sehen die Seefahrer, daß eine Untersuchung der Meerenge von Torres verschiedener entgegenwirkender Ursachen halber nicht auf eine vollständigere Weise, als dieß bis jetzt geschehen, vorgenommen werden konnte; denn die mancherlei Gefahren, die diese Meeresarm bietet, sind erst theilweise bekannt, und jeder Tag kann neue Unfälle bringen.

Lange Zeit hindurch hatte ein Theil der Süd- und Westküsten von Neuguinea die Aufmerksamkeit nicht mehr auf sich gezogen; im Jahre 1828 aber wurde dieser Theil von Hrn. Modera, einem niederländischen Schiffslieutenant, mit vieler Sorgfalt aufgenommen; derselbe fand die Mündungen einiger zuvor schlecht angegebenen Flüsse auf, und bestätigte, daß an der Küste hin auf mehrern Punkten Inseln liegen. Aus dem Verkehr mit den Eingebornen erfuhr man, daß ein großer auf den Westküsten lebender Theil von ihnen sich zum Islam bekenne; dieser Glaube wurde ihnen von Imams, die von Ceram, einer der Molukken,

hergekommen waren, gepredigt. Auf dieſe Weiſe breitete ſich die Lehre Mohammeds nach und nach nach Oſten hin aus, und es läßt ſich nicht wohl behaupten, wie weit ſeine Fortſchritte auf dieſer Seite gereicht haben würden, wenn nicht die Ankunft der Europäer auf den Inſeln des großen Weltmeeres dieſen ein Ziel geſteckt hätte. Hr. Modéra hat Wörterbücher der Sprache der Papuas herausgegeben, wobei er bemerkt, ihre Ausſprache geſchehe vielfach durch die Kehle, und biete dadurch einige Aehnlichkeit mit dem bei den Hottentotten beobachteten Schnalzen.

Franz Valentyn, der Herausgeber eines in den Jahren 1724 bis 1726 erſchienenen bedeutenden Werkes über das den Niederländern gehörige Oſtindien, eines Werkes, das mit vollem Recht die Encyklopädie dieſer Länder genannt zu werden verdient, erwähnt des in der Nähe von Neuguinea liegenden Theiles der Molukken nur mit wenigen Worten. Horsburgh, ein gewandter engliſcher Hydrograph, deſſen vor kurzem erfolgter Tod die Wiſſenſchaft tief betrauert, ſprach von dieſen Seeſtrichen als ſehr unvollkommen gekannt. Im Jahre 1825 reiste Hr. D. H. Kolff, niederländiſcher Marineofficier von Amboina, ab, kam an Timor vorüber und beſuchte von da aus alle in der Nähe liegenden Inſelgruppen. Das durch eifrige Miſſionäre auf einige dieſer Inſeln gebrachte Chriſtenthum war daſelbſt nicht vergeſſen, obwohl man auf einigen derſelben ſeit mehr als 50 Jahren keinen Europäer mehr geſehen hatte. Die Chriſten haben hauptſächlich durch ihre Induſtrie den Vorrang vor der übrigen Bevölkerung. Die Niederländer wurden auf den Inſeln, wo ihre Landsleute früher eine Art von Obergewalt ausgeübt hatten, freundlich aufgenommen. An andern Orten zeigte man ihnen Mißtrauen; auf den Neuguinea nächſt gelegenen Inſeln huldigte die Bevölkerung theils den Lehren des Evangeliums, theils denen des Koran; auf einigen aber waren die rohen Völkerſtämme noch tief in die Finſterniß des Götzendienſtes verſunken. Kurz vor Hrn. Kolffs Ankunft ward ein europäiſches Schiff bei Babba von den Inſelbewohnern überfallen, geplündert und verbrannt, und die Mannſchaft ermordet. Malayiſche Schiffe beſuchen dieſe Seeſtriche häufig, und treiben mit den Einwohnern, die etwas von dem phyſiſchen Charakter der Malayen und der Papuas haben, Handel. Die Erzeugniſſe aller dieſer Inſeln gleichen denen von Neuguinea und den Molukken.

Während des Zeitabſchnittes, mit dem wir uns beſchäftigen, wurde der große Ocean von Schiffen aller Nationen Europa's in allen Richtungen durchkreuzt. Bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts war es möglich geweſen, ein genaues Verzeichniß derer, welche die Reiſe um die Welt machten, zu führen; heutzutage wäre dieß ſehr ſchwierig, wenn nicht gar beinahe unmöglich. Faſt jedes zum Wallfiſchfang in den Südmeeren beſtimmte Schiff fährt, nachdem es durch den atlantiſchen Ocean dahin gelangt iſt, in nördlicher Richtung durch den großen Ocean zurück, und hält ſich ſofort bei den Hawai-Inſeln auf, bevor es in einen europäiſchen oder nordamerikaniſchen Hafen zurückkehrt. Wir wollen deßhalb nicht von allen Seefahrern ſprechen, welche die Fahrt um die Welt gemacht haben; wozu würde auch die lange Aufzählung von Namen führen, von denen die meiſten mit keinem für die Geographie denkwürdigen Ereigniß in Berührung ſtehen? Wir haben bloß von den Expeditionen zu ſprechen, die zum Fortſchritt der Wiſſenſchaft beigetragen haben.

Seit dem Jahre 1819 durchfahren mehrere ruſſiſche Schiffe den großen Ocean; ſie ſtanden unter dem Befehle von Bellinghauſen (1819 bis 1821), A. Lazarew (1822 bis 1824), O. Kotzebue (1825 bis 1826) und F. Lütke (1826 bis 1829). Wegen der genauen Angaben, auf die wir nothwendigerweiſe eingehen müßten, können wir die Operationen dieſer Seefahrer nicht beſonders auseinanderſetzen. Hr. Beechey machte ebenfalls in den Jahren 1824 bis 1827 eine durch ihre Reſultate bemerkenswerthe Reiſe auf dem großen Ocean. Auch Frankreich blieb nicht hinter den andern Seemächten zurück; Hr. Freycinet von 1817 bis 1820; Hr. Duperrey von 1822 bis 1825; Hr. d'Urville von 1826 bis 1829; Hr. Delaplace von 1830 bis 1832; Hr. v. Bougainville von 1824 bis 1826; Hr. du Petit Thouars von 1836 bis 1839; Hr. Vaillant von 1836 bis 1837 haben auf Befehl der Regierung Reiſen um die Welt gemacht. Die Reiſe Hrn. d'Urville's hatte einen doppelten Zweck: abgeſehen von den Entdeckungen und Unterſuchungen, womit ſich dieſer Capitän beſchäftigen ſollte, ſchrieben ihm ſeine Inſtructionen hauptſächlich noch vor, auch die Inſel zu beſuchen, wo die beiden Fregatten unter dem Befehle von La Peyrouſe zu Grunde gingen.

Einige Zeit vor der Abreiſe des Hrn. d'Urville erfuhr man, ein Officier der engliſchen Marine habe einem amerikaniſchen Capitän begegnet, der ihm erzählt, er habe auf einer wohl bevölkerten und mit Riffen umgebenen Inſel Oceaniens in den Händen der Einwohner Gegenſtände geſehen, deren Anblick ihn auf den Gedanken gebracht habe, ſie könnten von den von La Peyrouſe befehligten Schiffen herrühren. Allein kurze Zeit nach der Abfahrt des Hrn. d'Urville gelangten weit genauere Angaben, als die aus dem Munde des amerikaniſchen Capitäns, nach Frankreich; Hr. P. Dillon, Schiffscapitän der oſtindiſchen Compagnie, hörte bei ſeinem Aufenthalt auf den Fidſchi-Inſeln im Jahre 1815 von europäiſchen Schiffen ſprechen, die vor 20 Jahren bei Vanikoro, in der Nähe von Tukopia, nördlich von den Santa Cruz-Inſeln, Schiffbruch erlitten hätten. Hr. Dillon konnte erſt im Jahre 1827 von Bengalen abreiſen. Bei ſeiner Ankunft zu Tukopia verſchaffte er ſich mehrere Gegenſtände, die von den Schiffen La Peyrouſe's herrührten; von da kam er nach Vanikoro, wo er deren noch viele andere kaufte; er brachte alle nach Frankreich, wo ſie zum Andenken an unſere unglücklichen Landsleute aufbewahrt wurden.

Im Monat März 1828 unterſuchte Hr. d'Urville bei ſeinem Aufenthalt zu Vanikoro die Stellen des Felſenriffes, wo die beiden Fregatten La Peyrouſe's untergegangen waren; er zog verſchiedene ihnen angehörige Gegenſtände aus dem Meere, und errichtete zu Ehren der franzöſiſchen Seemänner, die in dieſem entfernten Lande auf eine ſo traurige Weiſe ums Leben gekommen waren, ein Ehrendenkmal.

(Fortſetzung folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 64** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Miß Grace Kennedy.** (Fortſetzung.) — **Zwei politiſche Komödien.** (Fortſetzung.)

In den Monaten dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1840.

Reiseskizzen aus dem Gouvernement Perm.

(Von Melnikow, Vaterländische Memoiren Nr. 5, A. d. R.)

Endlich sind wir aus dem Lande der Wotjäken heraus, — hier ist die Steinsäule mit dem Bären und dem Bogen, — wir sind im Gouvernement Perm. Wir treffen auf Dörfer mit russischen Namen und auf Menschen mit russischer Sprache. Da ich so lange im Gouvernement Wjätka lebte, und das gebrochene Russisch der Udy-Morty*) hörte, war ich sehr froh, in russisches Land zu kommen, und begreife jetzt das Gefühl bei der Rückkehr aus dem fremden Lande in die Heimath. Das reinliche Bauernhaus, in das ich jetzt trat, gefiel mir so wohl, daß ich trotz meiner Ungeduld nach Perm zu kommen über eine Stunde darin verweilte. Dieß Bauernhaus erschien mir prächtig im Vergleich mit den rauchigen Höhlen der Wotjäken, und der Bewohner schien mir sehr gebildet im Vergleich mit den stumpfen Wotjäken. Er war es auch wirklich, denn er konnte lesen und rechnen, eine Seltenheit in unsern innern Gouvernements, aber hier in Perm eine sehr gewöhnliche Sache, weil hier viele Kirchspielsschulen **) sind, die man fast auf allen großen Hüttenwerken findet. Alle Knaben, die noch nicht zur Arbeit taugen, müssen in die Schule gehen, und darum sind Bauern, die lesen können, im Gouvernement Perm nichts Seltenes. Gleich beim ersten Blick bemerkte ich schon, daß die hiesigen Bewohner mehr die russische Sinnesweise als im eigentlichen Rußland bewahrt haben. Sie sind gastfrei und fröhlich, und alles, was anderwärts durch Zeit und Umstände verdrängt wurde, herrscht hier noch in seiner ganzen alterthümlichen Schönheit. Man muß in Sibirien oder im Gouvernement Perm leben, wenn man den russischen Volksgeist in seiner eigenthümlichen Einfachheit kennen lernen will. Alles, Lebensweise, Traditionen und Sitten, trägt einen Stempel hohen Alterthums.

Es war ein schöner Sommertag, als wir auf der ebenen Straße dahin flogen, und auf was für einer Straße! nicht einmal eine Chaussée hält damit einen Vergleich aus; eben, trocken, flach, findet man nirgends auch nur eine Rinne; sie sind entweder aus Schlacken oder aus kleinen, etwa nußgroßen Rollsteinen erbaut, die sich durch das Fahren zu einer festen Masse vereinigen.*) Ich gedachte späterhin immer an die permischen Straßen, wenn ich sie anderswo so gar schlecht fand. Ein früherer Gouverneur, Namens Moderach, hat sie anlegen lassen, und zwar auf eine so dauerhafte Weise, daß ihre Instandhaltung jetzt nur sehr geringe Kosten verursacht. Wo man sonst kaum zu Pferde fortkommen konnte, fährt man jetzt ganz ruhig in seiner Dolgusche**) ohne alle Hindernisse, auch wenn es einen ganzen Monat lang geregnet hat. Wie gesagt, an einem schönen Sommertage rollte unsere Dolgusche auf einer unvergleichlichen permischen Straße fort. Hie und da erfreute ich mich an den malerischen Umgebungen; ich sage „hie und da," weil der Weg meistens durch Wald und unaufhörlich bergauf und bergab ging. Wo aber nur immer der Wald gelichtet war, zeigten sich unsern Augen wunderbare Landschaften, die von denen in Rußland gänzlich verschieden waren. Wenn ich sage: „in Rußland," so spreche ich permisch, denn hier auf der Gränzscheide des europäischen Rußlands nach Sibirien hin

*) So nennen sich die Wotjäken, welchen letztern Namen ihnen die Russen vom Flusse Wjatka geben. Man schlägt sie auf 100,000 Menschen an, die in mehrere Stämme zerfallen, welche sich zum Theil in Sprache und Sitten von einander unterscheiden. So z. B. die Wesermänen im Kreise von Glasow, die das Christenthum noch nicht angenommen haben, und in den Wäldern opfern. Von diesen Wesermänen ist noch nirgends die Rede gewesen, wie denn überhaupt in unsern Geographien und Ethnographien viele finnische Stämme ausgelassen sind. So z. B. weiß Niemand etwas von den Järanen oder Jeranen, die im nördlichen Theile des werchoturischen Kreises im wilden Zustande leben, und sich nur mit der Jagd wilder Thiere beschäftigen. Sehr selten kommen sie in die russischen Dörfer, um Getreide zu holen, und dann können sie, wie sie sagen, sich an den Häusern nicht satt wundern, und wenn sie einen Hahn sehen, wollen sie vor Lachen sterben.

**) Ihre Zahl beträgt 51, außer der von Tagilsk, die man in eine Kreisschule umwandeln will, und die Zahl der Schüler 1760.

*) Also eine macadamische Straße, ohne daß man den Namen gekannt hätte. A. d. R.

**) Ein diesem Gouvernement eigenthümlicher, allgemein gebrauchter Langwagen (von dolgi, lang).

spricht man von Rußland schon wie von einem halbfremden Lande.

Wir fuhren gegen Ochansk: vierzehn Werste vor dieser Stadt gefiel mir die Gegend besonders, namentlich bei dem Dorfe Otscherötii Ostrosdok; hier windet sich ein ziemlich breiter Fluß, Otscher oder Oschschor,*) durch das grüne Thal, und mehrere Dörfer zieren seine Ufer. Rechts und links ziehen sich Berge hin, die theils mit Gras, theils mit dichten Wäldern von ungeheuren Silbertannen bedeckt sind. In der Ferne erblickten wir etwas, das einem hohen Wall auf einem Berge glich, und auf Befragen gab uns unser Postillon die Auskunft, daß solcher alten Befestigungen sich viele im Lande fänden, namentlich auf dem rechten Ufer des Otscher, wo noch Nachkommen der alten Landeseinwohner sich finden; der Postillon schrieb die Befestigungen einem alten Volk von Zauberern zu, das sehr viel Gold besessen, dasselbe aber nachher, damit es nicht in fremde Hände falle, verzaubert habe. Zwischen den oben erwähnten Bergen ist ein Tiefthal, das einst das Bett der Kama gewesen zu seyn scheint, welche jetzt 12 Werste davon fließt. Zu dieser Ansicht führte mich erstens der Umstand, daß in demselben kein Baum wächst, während Wald die Höhen auf beiden Seiten bedeckt; zweitens, weil der Boden aus Schlamm und Thon besteht, während er auf den Höhen steinig ist; drittens aber, weil die Spuren alter Wohnungen hier sich so häufig finden, denn gewiß baute sich ein so handeltreibendes Volk, wie die alten Permier, gerne an Flüssen an.

Wir kamen nach Ochansk, was auf dem hohen, rechten Ufer der Kama liegt, aber ein kleines, sehr armseliges Städtchen ist; die umliegenden Dörfer sehen viel besser aus. Ochansk wurde im Jahre 1787, als Perm zu einer Statthalterschaft gemacht wurde, zur Stadt erklärt; vorher war es ein Fischerdorf, woher auch sein Name, der von Achan, im Permischen das „Netz," herkommen soll; auch hat das Städtchen ein Fischernetz im Wappen.

Anderthalb Werste weiter hin kamen wir ans Ufer der Kama, die hier ziemlich breit ist, etwa 460 russische Klafter; die Ufer sind völlig öde: Wald, Wald und immer Wald. Nur hie und da sieht man eine Fischerhütte, und in der Nähe einen auf dem Wasser schaukelnden Kahn und ein ausgespanntes Fischernetz; der Strom ist völlig einsam, während auf der Wolga das ganze Jahr hindurch ein Schiff das andere jagt, und die leichten, rohen Nachen das ganze Jahr auf- und abfahren. Die Schifffahrt auf der Kama findet nur zeitenweise statt: zuerst, gleich nach dem Aufgehen des Flusses, fährt die Eisenkarawane ab, dann folgt, etwa zwei Wochen später, die Salzkarawane. Die zweite Schifffahrt beginnt Ende Junius oder Anfang Julius, wo die Schiffe mit den sibirischen Waaren auf den Markt von Nishneinowgorod gehen; die dritte Karawane geht endlich im September kurz vor dem Zufrieren des Stroms ab, und führt Getreide aus Sarapul und Usolie nach Solikamsk und Tscherdyn: in der übrigen Zeit sieht man kein Leben auf der Kama, und diese Oede eines großen Flusses macht einen eigenthümlich trübseligen Eindruck. Die Kama fließt im Gouvernement Perm etwa 900 Werste weit. Die Lage der Ufer ist nicht gleichförmig, bald ist die linke, bald die rechte Seite hoch, doch sind die steilen Ufer mehr auf der linken meist mit Wald bedeckten Seite, auf der rechten sind bald Wiesen, bald Sümpfe. Sie gefriert hier gewöhnlich im Anfang Novembers und geht im April auf; die Frühlingsanschwellung beträgt sechs bis eilf Arschinen. Breite und Tiefe sind sehr verschieden: im Kreise von Tscherdyn ist sie 40 bis 60 Klafter breit und 3 bis 4 Arschinen tief; im Kreise von Solikamsk ist die Breite 350 bis 400 Klafter, die Tiefe 4 bis 6 Arschinen; so geht es fort, bis im Kreise von Osinsk die Breite gegen 500 Klafter, die Tiefe gegen 8 Arschinen beträgt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Oschschor bedeutet im Permischen „Bärenfluß." So hieß er wahrscheinlich von den vielen Bären, die es ehemals hier gab

---

Carlos Bericht über die Provinz Lus in Beludschistan.

(Schluß.)

Es ist schwer, die Bevölkerung zu schätzen, aber ich glaube nicht, daß sie 25,000 Seelen übersteigt. Sie besteht hauptsächlich aus dem Numri-Stamm, der von den alten Summa- und Sunvia-Radschputen herkommt, welche früher Sind besaßen. Sie theilen sich in sieben Stämme, von denen einer, der der Arab Gedus, von den Koreischiten herstammen soll, welche sich unter dem Kaliphen Omar in Lus niedergelassen haben sollen. Daß die Familie von Arab Usmanany, dem Chef dieses Stammes, von arabischer Herkunft ist, scheint mir unbestreitbar, denn er und seine ganze Familie haben vollkommen arabische Züge, was sich jedoch nicht auf seinen ganzen Stamm ausdehnt, der wohl von Numri-Herkunft ist. Außerdem bilden die Hindus und Negersklaven einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung, und alle Arbeit wird von den letztern versehen. Sie haben sich mit den untern Classen vermischt, und viele der letztern tragen offenbare Spuren afrikanischer Abkunft. In Ansehen und physischer Stärke stehen die Einwohner unter den meisten orientalischen Racen, sie sind unwissend, träge und abergläubisch; die Weiber sind selbst in ihrer Jugend nicht hübsch und haben ein auffallend freches und unverschämtes Benehmen. Die Kleidung ist dieselbe wie in Sind, und im Ganzen sind sich die Bevölkerungen dieser beiden Länder in Charakter und Aussehen sehr ähnlich.

Dschem Mir Mohammed, Fürst von Lus, ist etwa 14 Jahre alt, und nimmt bis jetzt keinen Antheil an der Verwaltung der Provinz, welche in den Händen von Ularaki, dem Chef des Stammes der Dschemotie ist. Dschem Dinah, sein Vetter, ist der einzige männliche Verwandte, den er hat; er ist etwa 40 Jahre alt und wegen seiner Liberalität sehr beliebt. Die Schwester des Fürsten wurde vor einigen Jahren an einen der Amirs von Sind verheurathet, und es ist beschlossen, daß er, wenn er majorenn seyn wird, eine der Töchter dieser Schwester heurathen soll. Eine seiner Halbschwestern ist an den Fürsten

von Kelat verheurathet, und eine andere an den Chef des Stammes der Dscholia. Die Mutter dieser beiden Schwestern lebt in Sunmemy in großer Armuth, so daß sie vor einiger Zeit ihre Kleider und Juwelen verkaufen mußte, um ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Der Dschem ist nicht unabhängig, sondern Vasall von Kelat, wohin er auf Requisition eine bestimmte Zahl von Truppen schicken muß. Sein Vater war früher genöthigt, einen Theil des Ertrags der Douanen dorthin abzuliefern, aber dieß wurde nicht mehr gefordert, seitdem er eine Prinzessin von Kelat geheurathet hatte. Gegenwärtig ist der Dschem vollkommen abhängig, denn sein kleiner Staat ist überall von Beludschenstämmen umgeben, welche ihn auf Befehl von Kelat sogleich überschwemmen würden. Die Zahl der Truppen, welche er eigentlich zu stellen hätte, beläuft sich auf 4500, aber gegenwärtig übersteigt das ganze Militär der Provinz die Hälfte dieser Zahl nicht. Seit dem Tode des Vaters des Dschem vor etwa acht Jahren haben die Einkünfte der Provinz beträchtlich abgenommen, und belaufen sich nur noch auf 35,000 Rupien; sie bestehen theils in der Landsteuer, theils in einem Zoll von 3 Procent und einem Transitzoll von 1 Procent.

Sunmemy ist der hauptsächlichste Handelsplatz der Provinz und treibt für einen so elenden Ort einen beträchtlichen Handel. Die Stadt ist armselig und schmutzig, und besteht aus etwa 500 Häusern aus Erde und Stäben, mit einem kleinen Thurm auf dem Dach, der gegen die See offen ist, um den Seewind zu fangen, ohne den man die Stadt in den Sommermonaten wegen der unerträglichen Hitze kaum bewohnen könnte. Früher war die Stadt mit einem Erdwall umgeben, den man aber so verfallen ließ, daß kaum noch Spuren davon übrig sind. Die Bevölkerung besteht aus 200 Menschen, welche arm sind und sich von Fischerei nähren, und einigen indischen Familien, welche den Handel in ihren Händen haben. Das Wasser ist schlecht, ich versuchte alle Brunnen in der Umgegend und ließ neue graben, aber das Wasser ist überall brakisch, und ich war genöthigt, nach Kuratschi zu schicken, um die Schiffe zu verproviantiren. Der Hafen wird von dem Purally gebildet und ist ein tiefer unregelmäßiger Einschnitt ins Land, der wie in Kuratschi rings um Sümpfe bildet und Untiefen in Menge enthält. Der schiffbare Canal ist schmal, und enthält in seinem seichtesten Theil bei hoher Fluth 16 bis 17 Fuß Wasser, aber er ändert seine Position alle Jahre, und große Schiffe können ihn nicht ohne Gefahr befahren, so lange er nicht ausgesteckt seyn wird. Gegen die Stadt zu wird er seichter und stärker beladene Boote können sich ihr nicht über eine Meile nähern. Ein anderer kleiner Hafen liegt westlich von dem Hingladschgebirge am Vorgebirge Ambah und heißt Urnarah: er ist der Einschiffungsplatz für die Producte der westlichen Hälfte der Provinz.

Der Handel von Lus beträgt gegenwärtig nicht über 300,000 Rupien jährlich; die Einfuhr besteht aus Tuch, Seide, Stahl, Zinn, Eisen, Kupfer, Pfeffer, Zucker und Specereien von Bombay, aus Sklaven und Datteln vom persischen Meerbusen, aus grobem Baumwollenzeug aus Sind. Der größere Theil der Waaren aus Bombay geht nach Kelat, weil die Bewohner von Lus zu arm sind, sie zu kaufen, und man erhält aus Kelat Wolle und getrocknete Früchte dafür. Der Handel mit Kelat könnte unendlich beträchtlicher seyn, wenn Mihrab Khan die Karawanen von Beylah nach seiner Hauptstadt beschützen wollte. Die dazwischenliegenden Districte sind von Brahuistämmen bewohnt, wie die Mingulls, Bezinjas u. s. w., und jeder derselben erhebt von den Karawanen eine bis vier Rupien Transitzoll, was aber dieselben nicht gegen Straßenraub sichert. Dieß allein hindert eine beträchtliche Einführung englischer Waaren, welche durch ganz Beludschistan äußerst gesucht sind. Früher war der Handel von Lus nach Kelat viel bedeutender, und die Ausfuhr von Beludschistan nach den nördlichen Provinzen von Indien ging großentheils durch Lus. Aber im J. 1808 wurde Sunmemy von den wahabitischen Seeräubern geplündert, so daß die Kaufleute sich lange scheuten, Waaren dahin zu schicken. Nach einiger Zeit fing der Handel wieder an sich zu heben, aber die Amirs von Sind verboten bei schwerer Strafe den Kaufleuten von Karatschi, sich der Straße von Lus zu bedienen, und dieß vollendete, was die Seeräuber begonnen hatten. In der Zwischenzeit waren Beludschistan und Afghanistan so unsicher geworden, daß die Patanen, welche die großen Handelsleute dieser Länder sind, aufhörten, Waaren in Kelat zu suchen, und da sie später fanden, daß die Straßen durch das nördliche Sind sicherer waren, so bezogen sie von dort das wenige was das Land lieferte. Diese Ursachen haben den Handel von Lus auf den fünften Theil von dem herabgebracht, was er im Anfang des Jahrhunderts war.

Anm. des Uebersetzers. (Alle die vom Verfasser angeführten Verhältnisse haben sich seitdem verändert. Mihrab Khan fiel gegen Ende des letzten Jahrs, Kelat ist in Händen der ostindischen Compagnie, Kuratschi ist ihr ebenfalls von Sind abgetreten, und das Gouvernement von Bombay ist im Begriff, alle Handelsstraßen dieser Länder zu öffnen. Nach den letzten Nachrichten aus Indien soll eine Reihe bewaffneter Posten durch das Gebirge von Beludschistan gegen Sunmemy herab errichtet, und die Straße von Räubern und Transitzöllen frei gehalten werden, so daß der Waarenzug nach Kelat und Kandahar wahrscheinlich wieder über Sunmemy und Beylah gehen wird, wie früher.

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Australien und die Südsee.

(Fortsetzung.)

Unter den vielen Nordamerikanern, die den großen Ocean befuhren, machte auch Hr. B. Morell in den Jahren 1822 bis 1825 mehrere Reisen dahin; er zeigte in seinem Berichte an, er habe mehrere Inseln entdeckt. P. Kennedy, Commodore der Marine der Vereinigten Staaten, machte in den Jahren 1835 bis 1837 mit zwei Schiffen eine Reise um die Welt. Er führte Hrn. E. Roberts, welcher von der Centralregierung mit Ueberbringung der Ratificationen eines Handelsvertrags an die Beherrscher von Muscat, Siam und Cochinchina beauftragt war, mit sich. Der russische Admiral, Hr. v. Krusenstern, der schon früher

(in den Jahren 1805 bis 1806) die Reise um die Welt gemacht, und der über die Hydrographie des großen Oceans ausgezeichnete Werke geliefert hat, bemerkt, daß amerikanische Capitäne, welche die Geschichte der Geographie nicht hinreichend studirt hatten, der Meinung seyen, sie hätten zuerst Inseln, die schon von andern gesehen und mit Namen belegt waren, erblickt, weßhalb man dieselben erst nach sorgfältiger Untersuchung in die Karten aufzeichnen könne.

Unter den europäischen Flaggen, welche auf dem großen Ocean wehten, hatte man die preußische niemals gesehen; auf dem Schiffe „die Prinzessin Luise," unter Capitän W. Wendt, wurde sie auf demselben entfaltet. Der Reisebericht wurde von Hrn. Meyen, einem gewandten preußischen Naturforscher, herausgegeben.

Das Resultat der von uns genannten hauptsächlichsten Reisen bestand in Vervollkommnung der Geographie der Molukken, Neuguinea's, der Philippinen, Marianen, Karolinen und der einzelnen sich nach Osten hin ausdehnenden Inselgruppen; ferner der der Hawai- oder Sandwich-Inseln, des Archipels der Gesellschafts- oder Taheiti-Inseln, und der nach Osten sich hinbreitenden und früher größtentheils unter dem Namen des gefährlichen Archipels bekannten Pomotu-Inseln; ferner der Viti- oder Fidschi-Inseln, Neu-Caledoniens, der neuen Hebriden, der Santa-Cruz- und Salomon-Inseln, Neu-Irlands, Neu-Britanniens, Louisiana's und der beiden großen Neu-Seeland bildenden Inseln; endlich sind auch noch einige Inseln entdeckt worden. In Folge der Bemühungen der Seefahrer, die seit 20 Jahren die Oberfläche des großen Oceans durchsegelt haben, besteht nur noch eine geringe Anzahl von bekannten Punkten, deren Lage nicht genau bestimmt ist.

Dem Beispiele Cooks folgend, haben einige der von uns genannten und auch andere Seeleute ihre Fahrten gegen die Südmeere hin, so weit es ihnen das Eis gestattete, fortgesetzt.

Das Daseyn des von de Lozier Bouvet am 1 Januar 1739 entdeckten und deßhalb Beschneidungs-Insel genannten Landes wurde in Zweifel gezogen; man hatte dasselbe sogar aus den Karten ausgestrichen, in der Annahme, der französische Seefahrer habe nichts Anderes als Eisgebirge gesehen. In neuerer Zeit hat jedoch ein Engländer mit Bestimmtheit herausgestellt, daß dasselbe wirklich ein Land ist, und demselben den Namen Insel Bouvet gegeben: dieselbe liegt unter dem 54° S. und dem 8° O. L.

In den Jahren 1820 und 1821 entdeckte Capitän Bellinghausen die Insel Saint Pierre (69° S. und 71° W.) und die Alexander-Insel (69° S. und 88° W.).

Im Jahre 1831 erblickte der Capitän Biscoe unter dem Polarkreis und 48° O. L. eine lange Küstenstrecke, die er das Enderby-Land nannte; seiner Meinung nach erstreckte sie sich in der Richtung von Nordost nach Südwest, der Länge nach 180 Lieues. Im Jahre darauf bemerkte er ebenfalls unter dem 64 bis 66° S. und unter dem 60° W. L. das Land Graham, das von Nordost nach Südwest eine Ausdehnung von 140 Lieues hat.

Im Monat October 1835 glaubte Capitän Kemp unter 58° 30' und 61° S. Land zu sehen; im December erblickte er auch wirklich unter 50° O. L. gegen 66° S. B. Land.

Der Capitän Smith hatte im Jahre 1818 den Archipel der Süd-Shetlands-Inseln entdeckt, der in der Folge in den Jahren 1822 und 1824 von Weddell und im Jahre 1829 von Foster aufs neue untersucht wurde. Eine demselben angehörige, die Insel Deception, ist vulcanisch, und scheint die Verlängerung der feuerspeienden Berge der langen Kette der Anden zu bilden; der kreisförmige Krater bietet eine seltsame Aehnlichkeit mit dem der Insel Amsterdam oder St. Paul, die im indischen Meere ungefähr in gleicher Entfernung von Australien und dem Vorgebirge der guten Hoffnung liegt.

Die Süd-Shetlands-Inseln erstrecken sich vom 61 bis 63° und 59 und 66° O. L.; weiter südlich sah Weddell das Dreieinigkeitsland, das ihm sehr bedeutend erschien, und nordöstlich unter 61° S. und 40° W. L. die Süd-Orkney-Inseln. Er setzte von da seine Fahrt in südlicher Richtung zwischen unzähligen Eisinseln fort, und erreichte am 25 Februar 1823 74° 15' S., unter 31° 66' O. Dieß ist der dem Südpol am nächsten gelegene Punkt, bis zu welchem man bis jetzt gelangt ist. Cook konnte in den Jahren 1775 und 1774 nicht weiter als zum 71° vordringen; er ward von undurchdringlichen Eisfeldern aufgehalten. Weddell berichtet, das Wetter sey schön und das Meer offen gewesen; der von Süden kommende Wind war ihm entgegen; er wäre gern mit vollen Segeln gegen Südwest gefahren, allein da die Jahreszeit schon sehr vorgerückt war und er in einem mit Eisinseln angefüllten Meere mehr als 1000 Meilen zurückzulegen hatte, wo überdieß die Nächte anfingen lang und wahrscheinlich neblicht zu werden, so beschloß er, einen zur Rückkehr nach Norden günstigen Wind zu benutzen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Geodäsie von Frankreich. In der Sitzung der französischen Akademie vom 11 Mai legte ein Hr. Puissant den zweiten Band der „geometrischen Beschreibung von Frankreich" vor. Dieser Band enthält einen großen Theil der Mitte und des Westens von Frankreich, so wie die Resultate der Triangulation der Küsten des Canals, die unter der Aufsicht von Beautemps-Beaupré gemacht wurden. Auch findet sich eine Auseinandersetzung der astronomischen Arbeiten, die zur Messung der Parallelen und Meridiane in Frankreich, so wie zur nähern Bestimmung der Abplattung der Erde nothwendig waren. Es ist noch etwa ein Viertheil der Triangulirung der Oberfläche Frankreichs zu machen, was die Herausgabe eines dritten Bandes zur Vollendung der „geometrischen Beschreibung Frankreichs," einer der größten und nützlichsten geodäsischen Operationen unserer Zeit, nothwendig macht.

Isthmus von Panama. Einer Nachricht im Temps vom 18 Mai zufolge soll die Regierung von Centralamerika einem französischen Hause in Guadeloupe das nöthige Land zur Anlage des Canals von Panama unentgeltlich verliehen, und demselben auch das Privilegium der Fahrt durch denselben ertheilt haben. Auch haben, wie man sagt, die Arbeiten bereits begonnen. (S. Nr. 32 des Auslands v. d. J.)

Ungeheure Pumpe. Nach Londoner Blättern hat man kürzlich daselbst eine Pumpe gebaut, größer, als man sie bisher je sah. Die Kirche St. Mary Aldermanbury ist 114, ihre Thürme 124 Fuß hoch; die durch 52 Menschen in Bewegung gesetzte Pumpe schleuderte einen Wasserstrahl von bedeutender Dicke geraume Zeit hindurch über den Thurm hinaus. Diese Pumpe liefert 176 Gallonen in der Minute, die gewöhnlichen nur 65.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1840.

Die Wahlreform in Frankreich.

Abermals ist in Frankreich eine Veränderung des Wahlgesetzes in Vorschlag gekommen, und vorerst gänzlich verworfen worden. Es ist der Fluch aller bisher in Frankreich versuchten Wahlsysteme, daß man entweder durch zu große Ausdehnung des Wahlrechts unwissende, vielfach bloß durch Leidenschaft geleitete Menschen in die Kammer der Repräsentanten erhält, oder aber durch allzu große Beschränkung desselben Privilegien erschafft, die sich wie z. B. das der großen Wald- und Kohlenbergwerksbesitzer durch den ungünstigen Einfluß auf viele Zweige der Industrie sehr nachtheilig für das Land im Allgemeinen erweisen, wozu noch der Umstand kommt, daß solche nur auf den Geldbesitz gegründete Repräsentationen gar zu geneigt sind, im Steuerwesen alle Lasten so viel möglich von sich ab und auf die rein erwerbende und arbeitende Classe zu wälzen, ein Krebsschaden, der überhaupt an den neuern Finanzsystemen nagt, und um so gefahrdrohender ist, als man weder zur Leibeigenschaft des Mittelalters, noch zur Sklaverei des Alterthums zurückkehren kann, und die mit jedem Tage an Zahl und Bildung steigende Proletarierclasse durch andere Mittel, als die bisherigen, an den Staats- und Gesellschaftsverband geheftet werden muß, wenn sie nicht mehr und mehr den Besitzenden feindlich gegenüber treten soll. Unsere Gesetze schützen nur das Recht des Besitzes, und können auch fast nicht mehr leisten, denn sie haben es mit der materiellen Welt zu thun. Man spricht viel von Rechtsgleichheit, aber sie besteht nur auf dem Papier, denn die materielle Lage der Stände ist verschieden. Wenn ein Fabrikherr auf den Einfall kommt, einem oder dem andern Arbeiter unter irgend einem plausibeln Vorwande seinen Wochenlohn vorzuenthalten, so kann der Arbeiter zwar klagen, und wird auch vielleicht Recht bekommen, aber bis er es bekommt, sitzt er mit seiner Familie wahrscheinlich in Noth und Elend, während der Fabrikherr, wenn die Lohnverweigerung noch so muthwillig war, höchstens eine leichte Strafe zu zahlen hat. Dieß ist ein extremer Fall, aber zwischen diesem extremen Fall und einer stets zuverlässigen Einnahme des Arbeiters und einer stets gerechten und billigen Behandlung von Seite des Fabrikherrn ist ein weites Feld, auf welchem viel menschliches Elend Platz hat. Man wird sagen: dieß ist zu allen Zeiten der Fall gewesen, und zu allen Zeiten hat es mehr oder weniger Menschen gegeben, die mit ihrem Lebensunterhalt von dem guten Willen anderer abhingen; dieß ist wahr, allein das Mißverhältniß ist kaum je so schreiend hervorgetreten, als in unserer Zeit, wo der Staat einerseits die Lage des abhängigen Arbeiters durch Belastung der ersten Lebensbedürfnisse erschwert, und anderntheils durch den Unterricht, den er demselben zu Theil werden läßt, auch das Gefühl seiner Lage in ihm schärft. Und doch ist auf der andern Seite gerade dieser Unterricht wieder das einzige Mittel, den Arbeiter mit seinem Loose mehr und mehr zu versöhnen, wie dieß das Beispiel Englands zeigt, wo die Verhältnisse zwischen Arbeitsherren und Arbeiter sich am schroffsten gestaltet haben, und der Streit zwischen beiden, seit man sich bemühte, die Arbeiter mehr zu bilden, wenn auch nicht minder tief, doch minder heftig und gewaltsam geworden ist.

In Frankreich, das auf der Bahn der socialen Veränderungen jünger ist, als England, und entschiedener mit seiner Vergangenheit brach, nehmen Fragen über die Organisation der arbeitenden Classe rascher eine Form an, wodurch sie in die Tagespolitik eintreten, während in dem politisch weit gebildetern England bis jetzt erst die sogenannte Volkscharte an den Tag gekommen ist, und mit allen socialen Verhältnissen so im Widerspruch steht, daß gar keine Aussicht vorhanden ist, solchen Ansprüchen einen Platz neben den andern politischen Parteien anzuweisen, so daß sie nur als Aufstand sich kundgeben können, während sie in Frankreich sich ohne Mühe als die Ansichten und Forderungen einer politischen Partei geltend machen.

Während der Discussion über die Wahlreform hat Arago mit schonungsloser Hand die Wunde aufgerissen, an der unsere neue Gesellschaftseinrichtung hauptsächlich leidet; seine Argumentation ist kurz aber schneidend: Vergleicht man, sagt er, die Zahl der Conscriptionspflichtigen, wie sie sich 20 Jahre nach einer reichlichen und eben so lange nach einer schlechten Ernte ergibt, so ist der Unterschied unermeßlich. Drei Jahre des Ueberflusses haben 315,000, 320,000 und 326,000 Conscribirte

geliefert; drei Mangeljahre ergaben nach 20 Jahren nur 260,000, 277,000 und 288,000, und noch überdieß mußte man in diesen letzten drei Jahren bis zu den höchsten Nummern hinaufsteigen, um 80,000 brauchbare Soldaten zu finden. Dieß ist die Folge eines Jahrs der Theuerung. Derjenige Theil des Volks, der am meisten leidet, ist die Manufacturbevölkerung, und hier wird das Uebel mit jedem Tage schlimmer. Die kleinen Capitalien können in der Industrie nicht kämpfen mit den großen, — die Industrie, welche durch Maschinen betrieben wird, siegt über diejenige, welche nur Menschenkräfte anwendet, und die, welche große Maschinen anwendet, wird diejenige, welche mit kleinen Maschinen arbeitet, erdrücken. Dieß ist ein wirkliches Uebel, dem man abhelfen muß; die Nothwendigkeit ist vorhanden, die Arbeit zu organisiren, und die gegenwärtigen Einrichtungen der Industrie in einigen Punkten zu ändern." Der Redner wies sodann nach, wie man in früherer Zeit mit der Zünftigkeit der Gewerbe geholfen habe, wie diese vor der Nothwendigkeit, der Industrie den freien Lauf zu lassen, gefallen sey; aber dieß Princip der unbeschränkten Freiheit der Industrie habe jetzt seine Zeit gleichfalls durchgemacht, und sey bei den mächtigen Maschinen, die der menschliche Geist erfunden, allmählich nun seinerseits fehlerhaft geworden. Träumer, wie Fourrier, St. Simon u. s. w., hätten das neu emporkommende sociale Princip zu lösen geglaubt, aber so manches Wahre an ihren Systemen auch sey, so widersprächen sie doch gar zu sehr der menschlichen Natur, und doch machten diese Ideen, aus Mangel an etwas Besserem, nichtsdestoweniger Fortschritte unter der Arbeiterclasse.

Arago hat hier allerdings das Uebel gezeigt, aber nicht die Lösung, denn was er vorschlug, bedeutende Erweiterung des Wahlrechts, kann, abgesehen von der sehr bestreitbaren Wirksamkeit dieser Panacee, doch immer nur ein Mittel seyn, um zu einer Lösung zu gelangen, das Mittel selbst aber nannte er nicht, und es möchte dasselbe wohl auch kaum in Gesetzen zu suchen seyn, wenn gleich diese nicht fehlen dürfen, da den schlimmsten und gefährlichsten Druck auf die Arbeiterclassen die hohen Steuern auf die ersten Lebensbedürfnisse ausüben.

Reiseskizzen aus dem Gouvernement Perm.

(Fortsetzung.)

Es war ein schöner Abend, als wir uns Perm näherten, das endlich von einer Anhöhe herab sich unsern Blicken darbot; es war fast ganz von einem Boulevard bedeckt, das von dem Moskau'schen Schlagbaum bis zur Kunguriſchen Ausfahrt sich erstreckt. Durch die dichten Birkenbäume schimmerten da und dort die Häuser, und verschwanden dann wieder zwischen den Zweigen. Wir kamen an den Einlaß: zwei Säulen, sechsfach mit Adlern oben, mit Bären unten, und mit einer eisernen Kette besetzt, die von der einen zur andern ging, bildeten den Schlagbaum. Während man meinen Paß untersuchte, betrachtete ich Perm; links stand ein schönes Gebäude, das Alexander-Spital; ein reiches, eisernes Gitter umgab dasselbe, und erhöhte noch die Schönheit des Anblicks. Da dachte ich, Perm müsse eine recht hübsche Stadt seyn, erfuhr aber später, daß dieß Gebäude sowohl, als das Schulgebäude für die Beamtenkinder an der sibirischen Einfahrt nichts seyen, als eine List der Permier, die an den Einfahrten solche Gebäude errichteten, um beim ersten Anblick einen günstigen Eindruck zu machen, und die Aufmerksamkeit von den übrigen keineswegs so ansprechenden Gebäuden abzulenken.

Wir fuhren die eine Straße hinein: sie war nicht sonderlich, in die zweite — noch schlechter. Bald hielten wir vor einem Gasthof, wo ich ein unreinliches, staubiges Zimmer theuer, und ein schlechtes Abendessen noch theurer bezahlen mußte. In den benachbarten Zimmern war ein unerträgliches Schreien und Lärmen bis an den lichten Morgen. Mit einem unaussprechlichen Aerger über Perm schlief ich ein.

Perm, auf dem linken, höhern Ufer der Kama, liegt 18 Werste unterhalb der Einmündung der Tschussowaja in dieselbe; es ist regelmäßig, ja man kann sagen regelmäßiger als New-York gebaut: gleiche, große Vierecke, gerade und parallele Straßen und Seitengassen fallen dem Ankömmling auf den ersten Blick in die Augen, zeugen aber auch von der erst kurzen Begründung der Stadt. Perm war früher ein Dorf und gehörte zu den unermeßlichen Besitzungen der Barone Stroganow; im Jahre 1723 errichtete hier der Oberinspector der kasanischen und sibirischen Hüttenwerke, de Genin, auf Befehl Peters einen Kupferhammer, der den Namen Jegoschichinski erhielt, nach dem Namen eines kleinen Flusses. Elisabetha Petrowna schenkte das Werk dem Kanzler Grafen Woronzow, der es bis zur Gründung Perms behielt. Im Jahre 1778 besichtigte der Gouverneur von Kasan, Fürst Meschtcherski, auf einer Reise nach Solikamsk dieses Werk; ihm gefiel die Lage und er schlug der Kaiserin vor, hier eine Gouvernementsstadt anzulegen. Die Kaiserin willigte ein, und im Jahre 1781 wurde das Hüttenwerk Jegoschichinski in die Hauptstadt des Gouvernements Perm umgewandelt, und erhielt auch den letztern Namen. Zehn Jahre später hatte es schon denselben Umfang, wie jetzt.

Die Lage von Perm ist schön und vortheilhaft zugleich. Zwischen zwei ziemlich hohen Bergreihen, welche die Ufer der Kama einschließen, ist ein Thal, dessen Sohle 15 Klafter über dem Niveau des Flusses liegt. Auf der einen Seite wird das Thal von dem Flusse Jegoschicha und einem Bach bewässert, dem die permischen Witzlinge den Namen Styx gegeben haben, weil eine Brücke über denselben nach dem Kirchhof führt; auf der andern Seite von dem Flüßchen Daniliha, in welchem man schwache Anzeichen von Goldsand findet. In diesem flachen Thale liegt die Stadt, deren geringe Erhöhung über dem Fluß die Anlegung eines Hafens sehr erleichterte. Die Ausladung ist hier leicht, und die Befrachtung der Schiffe geschieht hier schneller, als irgendwo. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Transport des Thees und anderer chinesischen Waaren, die nach Perm auf der Achse kommen, und hier zur Verschiffung nach Nishegorod auf Barken geladen werden. Dieß geschieht gewöhnlich zwischen dem 20 und 30 Jun.; dann herrscht große Thätigkeit auf dem sonst unbelebten und ganz öden Kai. Schaa-

ren von Arbeitern bedecken das Ufer und die Barken. Außerdem herrscht am Hafen noch Thätigkeit zur Zeit, wo die Salzkarawane ankommt: in die permischen Magazine werden jährlich aus den Kron- und Privatsalzwerken an 400,000 Pud Salz geliefert. Bald nach dem Aufgehen des Flusses kommen die Kähne heran, und das Ausladen des Salzes beginnt. Dann strömen aus den umliegenden Dörfern die Weiber herbei, welche um ziemlich guten Lohn das Salz in Säcken aus den Schiffen in die Magazine tragen. Zu andern Zeiten ist der Hafen völlig öde, und wenn man in der über dem Fluß erbauten Rotonde sitzt, kann man den ganzen Tag auf die Kama hinsehen, ohne etwas Anderes, als hie und da eine Fischerbarke zu erblicken.

In Perm macht man ohne Mühe Bekanntschaften; die hiesigen Einwohner sind, mit sehr geringen Ausnahmen, munter und zutraulich. Einer meiner Bekannten führte mich alsbald in einem Hause ein, wo sich jeden Donnerstag die ganze Gesellschaft von Perm zum Mittagessen, Kartenspielen und Abendessen bis zwei oder drei Uhr Morgens versammelt. Da ich den ganzen Tag im Hause blieb, so konnte ich die permische Gesellschaft nach Gefallen beobachten. Sie ist von sehr verschiedenem Kaliber, da sie theils aus hier dienenden Beamten, theils aus Fremden verschiedener Gouvernements Rußlands zusammengesetzt ist. Die Hauptbeschäftigung ist Kartenspiel, das hier wie eine Epidemie wüthet: man spielt vor und nach dem Mittagessen, sowie nach dem Abendessen. Getanzt wird wenig, weil fast keine Tänzer vorhanden sind; die eingebornen Permier sind etwas zu plump, die Fremden bleiben nicht lange genug, an den Karten dagegen hängt man mit Leidenschaft. Auch fand ich hier Literaturfreunde, aber Leute darunter, die davon so verkehrte Begriffe haben, wie über alles, was über die Karten hinausgeht. Unter den alten Permiern besonders findet man eine patriarchalische Einfalt, wird aber wunderlich betroffen, wenn man sieht, wie sie sich in Ideen herum bewegen, die vor sechzig Jahren Geltung hatten. Etiquette findet man unter ihnen keine: sie zeigen ihre Zu- und Abneigung ganz offen.

Ich war im Kloster, das ursprünglich im J. 1570 an der Mündung der Wyskorka nicht weit von Solikamsk gegründet, dann im J. 1775 nach letzterer Stadt, und im J. 1781 nach dem neuerbauten Perm verlegt wurde. In der dunkeln Kirche des Klosters findet sich ein Ikonostaß (Bilderschrein) aus dunkelkaffeebraunem Marmor, der sich abe wegen der Dunkelheit der Kirche selbst nicht gut ausnimmt. Im Umkreis des Klosters ist der Kirchhof, mit vielen schönen gußeisernen und marmornen Denkmälern, die hier ausnehmend wohlfeil sind. Zu den besten gehört das Denkmal eines Dr. Gral, der erst im J. 1834 starb, und durch seine Kunst sowohl als durch seine Uneigennützigkeit im ganzen östlichen europäischen Rußland bekannt war. Den Besuch der Kranken nach der ersten Berufung betrachtete er nicht nur als eine moralische Pflicht, sondern auch im vollen Sinne des Worts als eine Staatsdienerschuldigkeit, denn er erschien dabei nie anders als in Uniform. Geld für die Rettung des Lebens ihm zu geben, hätte ihn beleidigt; nur Einmal im Jahr, an seinem Namenstag, gestattete er, daß man ihm Geschenke mache. Nicht nur heilte er die Armen umsonst, sondern bei seinem Tod fand sich auch, daß er 300 armen Familien ständige Unterstützungen gab, wovon man bei seinen Lebzeiten keine Ahnung gehabt hatte. Von weit und breit strömten die Kranken zu ihm und sein Tod erweckte allgemeine Trauer. Gral war Lutheraner, und als er seinen nahenden Tod fühlte, schickte er nach dem Pastor auf einem etwas entlegenen Hüttenwerk: dieser kam nicht; endlich sagte Gral: „Gott will es nicht, daß ich das Abendmahl nach der Sitte meiner Väter empfange; doch will ich noch warten, wenn aber in den letzten Minuten meines Lebens der Pastor noch nicht da ist, so vollzieht an mir die letzte Oelung und reicht mir das Abendmahl nach dem Gebrauch der griechisch-russischen Kirche.“ Dieß geschah. Vom Morgen bis zum Abend wurde der Platz vor seinem Hause nicht leer von den Haufen des Volks, und nur als man erfuhr, daß Gral den Gebräuchen der Nationalkirche sich gefügt, mischte sich einige Freude in den Kummer. Als am Begräbnißtage der Leichenwagen erschien, waren die Stränge in einem Augenblick zerrissen, und der Wagen ward mehr getragen als gezogen. Alles schluchzte laut, als man den Sarg in die Erde senkte. Jetzt sind seit Grals Tode sechs Jahre verflossen, aber noch jetzt treten den meisten Permiern, wenn sie seiner gedenken, Thränen in die Augen.

(Schluß folgt.)

Plan zur Reise quer durch Australien.

Gouverneur Gawler in Südaustralien schickte an die geographische Gesellschaft in England eine Karte von Hrn. Eyre's Reise von Port Lincoln nach Streaky-Bay, und bemerkte dabei: die von Zeit zu Zeit eingesendeten Papiere zeigen, daß wir mit den Entdeckungen rasch vorrücken. Ich möchte gar gern nordwärts vom Torrens-See und der Flinders-Kette vordringen, und hätten wir über 1000 Pfund zu gebieten, so würden wir bis nach Port Essington an der Nordküste gelangen, und zwar in weniger als neun Monaten. Es sind drei Leute hier, von denen jeder dazu erbötig ist, entschlossene Leute, welche das Land und seine Eigenthümlichkeiten wohl kennen. Von den Eingebornen ist nichts zu fürchten, wenn nicht etwa Rind- und Hammelfleisch sie anlockt; sechs bewaffnete Leute könnten sicher überall hin reisen, und meistens würden zwei genügen. (Der Herr Gouverneur scheint indeß hier mehr zu versprechen, als fürs erste auszuführen möglich ist. Solche große Plane, ehe man im Allgemeinen den Weg kennt, sind noch selten gelungen. Von der Nordspitze des Spencergolfes wären auch nur bis zum Golf von Carpentaria 16 Breitegrade und bis Port Essington über 20 Breitegrade völlig unbekannten Landes zurückzulegen.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Australien und die Südsee.

(Schluß.)

Im Jahre 1838 untersuchte Hr. d'Urville, der im Jahre vorher zu einer Expedition in die Südländer und nach Oceanien von Frank-

reich ausgegangen war, diese südlichen Seestriche; im Monat Januar erblickte er zuerst Eis gegen 59° 30′ S. B., die Nebel waren dicht und häufig, seine beiden Schiffe verloren sich oft aus dem Gesicht. Am 22 war ihm das Weiterfahren durch dichte Eismassen gänzlich versperrt; er befand sich gerade unter 64° S. B. und 47° 8′ W. L. Nachdem er sich mit vieler Mühe mitten aus den Eisinseln herausgearbeitet hatte, erkannte er am 25 die Orkney-Inseln, an deren Küsten er sich einige Tage aufhielt. Ein neuer Versuch im folgenden Monat, nach Süden vorzudringen, fiel noch weniger glücklich aus: Hr. d'Urville konnte nur bis zum 68° S. gelangen. Am 22 Februar kam man in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen an einem Eisblock vorbei, dessen Länge man auf 11,000 Toisen bei einer Höhe von 100 Fuß schätzte, seine Wände waren vollkommen vertical und sein Gipfel flach, nahe bei dieser riesenhaften Masse sah man noch zwei andere die eben so hoch, aber zehnmal weniger lang waren.

Hr. d'Urville benutzte einige schöne Tage, um die Umrisse der Orkney-Inseln zu zeichnen, und richtete seine Fahrt sofort nach den Süd-Shetlands-Inseln: den kleinen Vulcan, Bridgeman genannt, sah er in der Nähe; ein dichter Rauch entstieg demselben fortwährend. Am 27 gelang es ihm bei einer langen Fahrt gegen Süden mitten durch Massen von Eis gegen Länder, deren einige Capitäne von Wallfischfängern nur ganz unbestimmt Erwähnung thun, trotz des beinahe beständig schlechten Wetters, trotz der Hindernisse durch Nebel und Eis im Laufe von acht Tagen, die Configuration jener Länder in einer Ausdehnung von etwa 120 Meilen zwischen dem 63 und 64° S. genau zu entwerfen. Diese mit ungeheuren Kegeln gekrönten Länder sind mit ewigen Eismassen von unendlicher Dicke bedeckt; nur durch die schwärzlichen Felsen, welche die Gränze gegen die Küste bilden, und durch das Schmelzen des Schnees sichtbar werden, kann man sie von den zahlreichen sie umgebenden Eismassen unterscheiden. Das bedeutendste dieser Länder erhielt zur Erinnerung an den König den Namen Ludwig Philipps Land; andere Inseln, Berge, Vorgebirge und kleine Inseln wurden auf gleiche Weise benannt. Mit diesen Arbeiten war man bis zum 5 März beschäftigt. Endlich wurde das Wetter so schlecht, die Nächte so lang und so finster, die Schifffahrt so gefährlich, daß man diese furchtbaren Seestriche zu verlassen gezwungen war. Man untersuchte noch den feuerspeienden Berg auf der Insel Deception, einer der Süd-Shetlands-Inseln und noch andere Punkte dieses Inselmeeres, und segelte dann gegen Norden.

Im Jahre 1839 erblickte Hr. John Balleny das erste Eis unter dem 63° 37′ S. B. und 17° 16′ 9″ W. L. Bald war er von ungeheuren Eisinseln und schwimmenden Eisblöcken umgeben; am 1 Februar erreichte er 69° S. B. unter 174° 40′ O. L. Am 9 Februar entdeckte er Länder, die er bis zum 15 nicht mehr aus dem Gesicht verlor; sie bilden fünf gebirgige Inseln; die westliche Spitze der in der Mitte gelegenen Insel liegt unter 66° 44′ S. B. und 165° 57′ O. L. Es war unmöglich zu landen, allein man konnte den Rauch, der dem Gipfel zweier Berge entstieg, deutlich unterscheiden: diese Berge sind offenbar vulcanisch, was aus den Steinproben hervorgeht; dieselben bestehen aus Basalt und Schlacken. Diese Gruppe erhielt den Namen Balleny-Inseln; der höchste Gipfel derselben wurde auf 12,000 Fuß geschätzt.

Am 2 März erblickte man in südlicher Richtung unter 64° 58′ S. B. und 125° 54′ O. L. ein Land; es erhielt den Namen Sabrina-Land; am 3 waren Anzeichen vorhanden, aus denen sich schließen ließ, daß sich auch in östlicher Richtung eines befinde. Man war beständig von Blöcken und Bergen von Eis umgeben; auf einem der letztern, auf einer Höhe von 500 Fuß, befand sich ein Felsen von 12 Fuß Höhe. Könnte dieß nicht etwa zur Erklärung des Ursprungs jener zerstreut umherliegenden Granitblöcke dienen, auf die man mitten in den Ebenen von Continenten stößt, wo diese Felsengattung in den nahe liegenden Gebirgen gar nicht vorhanden ist. Die Eisinsel mit dem von Hrn. Balleny bemerkten Felsen befand sich 450 Meilen ostsüdöstlich von dem am 5 März muthmaßlich gesehenen Land; am 25 entfernte sich Hr. Balleny aus diesen ungastlichen Himmelsstrichen. Seine Reise hat eine bisher leere Strecke von ungefähr 80° Länge unter der Parallele von 60° B., die noch von keinem Seefahrer durchschifft ward, ausgefüllt, und sie wurde in einer Ausdehnung von 5° jenseits des Polarkreises vollzogen.

Hier ist zu erinnern, daß Dirk Gerritz, Capitän eines der fünf Schiffe einer niederländischen Escadre, die bei ihrem Auslaufen aus der magellanischen Meerenge zerstreut wurde, im Jahre 1599, nachdem er sehr weit südlich getrieben worden war, ein Hochland entdeckte, dessen Berge mit Schnee bedeckt waren; die Küste bot einen der Küste Norwegens ähnlichen Anblick dar. Gerritz segelte, sobald das Wetter es ihm erlaubte, gegen Chili. Seine Entdeckung war nicht vergessen worden, allein man trug sie deßhalb nicht in die Karten ein, weil die Schriftsteller, die davon gesprochen hatten, ihre Länge nicht bestimmten. Gegenwärtig, kann man sagen, ist dieselbe durch die der Süd-Shetlands-Inseln und der in der Nähe gelegenen Länder wohl herausgestellt. Der Herausgeber der Reisen Forsters ließ dem Andenken des niederländischen Capitäns die gebührende Ehre erweisen, indem er erklärt, das Dreieinigkeitsland sey dasjenige, das derselbe am Ende des 16ten Jahrhunderts entdeckte; auch Hr. John Barrow, einer der Vicepräsidenten der königlichen Gesellschaft für Geographie in London, hat in der Vorrede zu einer von Hrn. Kendal, dem Lieutenant Forsters, über die Insel Deception geschriebenen Denkschrift erklärt, die Gruppe der Süd-Shetlands-Inseln sey ohne Zweifel ein Theil des von Gerritz entdeckten Landes. Ist es nicht zum Erstaunen, daß der Name des niederländischen Seefahrers nach so vielen, so positiven Zeugnissen keiner von den Inseln, die zu den von ihm zuerst gesehenen Ländern gehörten, beigelegt worden ist?

Einige Reiseberichte erwähnten der Aurora-Inseln, welche östlich und ungefähr unter der Parallele des Feuerlandes liegen; sie wurden vergebens von einigen Seefahrern aufgesucht; im Jahre 1837 wurde ihr Vorhandenseyn mit Bestimmtheit herausgestellt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 65 u. 66** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Miß Grace Kennedy.** (Forts.) — **Zwei politische Komödien.** (Forts.) — **Neugriechisches.**

Zu das Abonnement dieser dem Auslande bevorgehenden Literaturblätter, von welchen wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmen des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65 u. 66.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 Mai 1840.

Miß Grace Kennedy.

(Fortsetzung.)

Allein, dachte dann Katharine über die für ihr Schicksal so wichtigen letzten sechs Wochen nach, und machte sich bei diesem Rückblick bittere Vorwürfe. Sie sagte sich selbst, daß sie sich wissentlich und muthwillig gegen die Anerkennung von Dunallans Werth verschlossen und verblendet und dadurch ihre jetzige, seltsame Lage herbeigeführt habe, „und nun ist er fort," dachte sie, „wo ich gerade angefangen hatte zu fühlen, daß ich seinen Beifall und seine Zuneigung als die Quelle meines ganzen Glückes betrachten könne; und wenn das Gefühl des Mitleids für mich in ihm schwächer geworden ist, dann wird er auch mich vergessen, oder sich meiner nur als einer lästigen Person erinnern, für die er zu sorgen sich anheischig gemacht hat." Ihr Trost während Dunallans Abwesenheit waren in den ersten Tagen besonders Gespräche mit Madame Oswald über Dunallan und über religiöse Gegenstände, Lecture in den von ihm bezeichneten Büchern, Gebet, und bald auch Dunallans herzliche Briefe, die nicht lang auf sich warten ließen, und die sie mit dem größten Eifer und ausführlich beantwortete. Nach einiger Zeit traf ein Brief Dunallans ein, worin er ihr die Geschichte seiner Bekehrung erzählte, mit der Absicht, sie von dem gänzlichen Unvermögen des menschlichen Herzens, wahrhaft moralisch zu seyn in Gedanken, Gefühlen, Werken und Worten, zu überzeugen.

Das Wesentliche dieser Geschichte ist Folgendes. Seine Mutter war eine vortreffliche, höchst religiöse Frau, sein Vater aber stimmte in den religiösen Ansichten ganz und gar nicht mit ihr überein, und brachte den Knaben in ein Erziehungsinstitut, das im Uebrigen trefflich war, aber wo man die Religion vernachlässigte. Der Vorsteher war ein Theist. Der Verlust seiner Mutter überzeugte den eben die Universität beziehenden Jüngling von der Unzulänglichkeit philosophischer Theorien, wahren Kummer zu verscheuchen oder zu lindern; aber nach und nach siegte der Jugendmuth und der Ehrgeiz über die Trauer. Er zeichnete sich auf der Universität sehr aus, und um sich auf die politische Laufbahn vorzubereiten, veranstaltete er mit mehreren Bekannten Zusammenkünfte zur Ausbildung ihrer Rednertalente, denen sich bald viele Studirende anschlossen. Hier machte er die Bekanntschaft eines sehr interessanten jungen Mannes, Churchill, eines Theologen, der eine mit dem größten Beifall aufgenommene Rede Dunallans auf dessen eigne Aufforderung aufs schlagendste und meisterhafteste widerlegte. Dunallan bewarb sich sofort um die Bekanntschaft und Freundschaft dieses jungen Mannes, der sich zuerst dagegen sträubte, da er in seinen Ansichten und Gesinnungen zu sehr von dem weltlichen Dunallan abwich, zuletzt aber doch sich seiner freundlichen Zudringlichkeit nicht entziehen konnte. Sie wurden vertraute Freunde, und blieben es, obgleich bei ihren beständigen Erörterungen über die höchsten Wahrheiten keiner den andern für sein System zu gewinnen vermochte. Wohl aber trat, zu Dunallans nicht geringem Erstaunen, derjenige Freund, den er nächst Churchill am meisten liebte und schätzte, Walderford, zu den Ansichten Churchills über.

Für die in ihren Ansichten so verschiedenen Freunde kam endlich die Zeit der Trennung. Dunallan brachte einige Zeit bei einem Freund seines Vaters zu, um durch die Erfahrung und Anleitung dieses sehr gebildeten Mannes sich noch weiter für die Welt und für die politische Laufbahn auszubilden. Lord Coverdale empfahl ihm besonders die Beobachtung und das Studium der Menschen. Im Hause seines Vaters, der mit einer schlechten Person lebte, machte er in dieser Hinsicht sehr unerfreuliche Beobachtungen, und nicht viel bessere in London, im Hause seines Schwagers Harcourth, der, ein grundsatzloser Wüstling, ihn mit dem Laster auf eine Art bekannt machen wollte, gegen die sich Dunallans unverdorbnerer Geschmack empörte. Churchill, der eine Pfarrei angenommen, warnte ihn ernstlich und wiederholt vor den ihn ohne Zweifel bedrohenden Versuchungen; Dunallan aber glaubte sich dagegen vollkommen gesichert.

Nach einiger Zeit erhielt Dunallan Zutritt im Hause eines

Mannes, der zu den Häuptern einer politischen Partei gehörte. In diesem Hause fand sich, was Geist und Talente betrifft, der auserlesenste Cirkel von Männern und Frauen, und Dunallan, der mit einigem Mißtrauen das Haus betrat, weil er gewarnt worden war, und glaubte, man wolle ihn für jene politische Partei gewinnen, ward aufs angenehmste überrascht durch die anscheinende Unbefangenheit, die einnehmende, würdevolle Feinheit und die vollkommene Ungezwungenheit im Benehmen, die daselbst herrschte. Sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit waren in hohem Grade geschmeichelt, und die Frauen, die er hier fand, flößten ihm eine nie empfundene Bewunderung ein. Für eine verheirathete Frau insbesondere (er nennt sie, da sie noch jetzt als eine Zierde vieler Gesellschaften gelte, mit fingirtem Namen: Aspasia), von den ausgezeichnetsten Talenten und dem einnehmendsten Wesen, empfand er bald, obgleich sie etwa fünfzehn Jahre älter war als er, lebhaftere Gefühle, als er sich selbst zu gestehen wagte. Der Ausdruck von Geist und Gemüth in ihrem Gesicht bezauberte ihn sobald er sie sah; durch ein fein berechnetes Benehmen wußte sie ihn immer mehr anzuziehen und ihn endlich unauflöslich an sich zu fesseln. Ohne Prüfung und Argwohn nahm Dunallan allmählich die in jenem Kreise geltenden schlaffen und lockern Grundsätze an, und seine Bewerbung um Aspasiens Gunst wurde bald mit Erfolg gekrönt. Er war von dieser gefährlichen Auszeichnung ganz berauscht, und ein längerer Aufenthalt auf einem Landsitz, wo die größte Freiheit und Ungezwungenheit herrschte, leistete dem sich entspinnenden strafbaren Verhältniß allen Vorschub. „Ich war zu jener Zeit," schreibt er, „so verblendet, daß ich, ohne die Beschuldigung der Heuchelei zu verdienen, von Tugend reden konnte, während ich ihre deutlichsten Gebote mit Füßen trat. Ich konnte von Ehre sprechen, wie viele Männer beständig thun, während ich mich der ehrlosesten Handlungen schuldig machte. Ich konnte laut über das wahre Wohl der menschlichen Gesellschaft declamiren, und über die Verdorbenheit derer, welche ihr Gesetze gaben, während ich selbst ihre heiligsten Gesetze verletzte."

Noch längere Zeit dauerte der Zauber, welchen Aspasia über ihn ausübte, obgleich er manchmal seine Verhältnisse im wahren Licht zu betrachten anfing; aber er haßte dieß Licht und wurde düster und traurig. Die Briefe von Walderford und Churchill machten ihm wenig Freude; sie schienen sich noch in ihrem alten Wahne glücklich zu fühlen, während er, der Alles besaß was die Welt preist und beneidet, sich unglücklich und elend fühlte. Er schrieb seinen Freunden, wenn sie wirklich glücklich seyen, so sey ihr Glück nur das der Unwissenheit, zu dem er nun nicht mehr zurückkehren könne. Churchill lud ihn in einem ungemein freundlichen und schonenden Brief zu sich aufs Land ein. Dunallan empfand ein Verlangen ihn wieder zu sehen, beschloß zu ihm zu reisen, theilte aber seine Absicht Aspasien mit, welche darüber in Verzweiflung gerieth. Er vermochte sie nicht zu verlassen, so sehr er seine schmähliche Knechtschaft fühlte. Er schrieb an Churchill, daß er nicht zu ihm kommen könne, und kehrte zu seinem alten Leben zurück. Wenige Tage darauf kam Churchill in London an. Er entdeckte Dunallan, daß er aus seinem letzten Briefe auf ein peinliches Verhältniß mit einer Frau gerathen habe und deßhalb nach London gekommen sey, um ihm zu helfen, sich davon loszumachen. Churchill behandelte ihn mit der größten Milde und Theilnahme, machte ihm durchaus keine Vorwürfe und bewog ihn wirklich zu dem Entschluß, jenes Verhältniß abzubrechen und mit Churchill am folgenden Tag abzureisen. Aber dieser Entschluß wurde durch den noch immer fortwirkenden Zauber Aspasiens vereitelt und Churchill mußte tiefbetrübt allein London verlassen. Doch drückte er beim Abschied Dunallan liebevoll ans Herz.

Dunallan blieb, aber seine Ruhe und Sicherheit war vergiftet; er fühlte sich selbst in Aspasiens Gesellschaft nicht mehr glücklich. Churchill schrieb ihm fortwährend und empfahl ihm Beschäftigung. Dunallan warf sich auf die Politik und erntete vielen Beifall. Dieß schmeichelte ihm und hielt seinen Geist aufrecht, aber bald überzeugte er sich auch von der Verdorbenheit, dem grundsatzlosen Parteiwesen und der Nichtswürdigkeit der Machthaber oder derer, die nach der Macht strebten, und über der Beurtheilung und Verdammung fremder Fehler, worüber er sich in einem Brief an Churchill ausließ, vergaß er seine eignen. Churchill schrieb ihm darüber, daß dieß eine Bestätigung der Ansicht von der natürlichen Verdorbenheit der menschlichen Natur sey, meldete ihm aber zugleich, daß er seit längerer Zeit sich unwohl befinde und außer Stand sey, seine Pflichten als Seelsorger zu erfüllen. In demselben Brief entwickelte er mit Wärme und Ausführlichkeit seine religiösen Grundsätze.

Bald darauf erhielt er, und zwar aus den Händen Aspasia's, einen Brief, von einer ihm unbekannten, weiblichen Hand überschrieben; er war von Churchill selbst geschrieben, aber mit sehr veränderter Handschrift; es war sein Abschied; ehe Dunallan diese Zeilen erhalten, werde er wahrscheinlich schon diese Welt verlassen haben. „Wollte Gott, ich könnte Sie noch einmal sehen!" schloß der Brief.

Dunallan eilte fort, in der Hoffnung ihn noch lebend zu finden, und er täuschte sich nicht. Er brachte noch einige Stunden in der Gesellschaft des Sterbenden zu, und dessen Worte und Vermächtnisse, sein Glaube, seine Liebe, die tiefe und doch gefaßte Trauer der Familie erschütterten Dunallan so, daß eine gänzliche Veränderung in seinem Innern vorging. Er hatte dem Sterbenden versprochen, nicht mehr zu Aspasien zurückzukehren, und die Bibel zu lesen, in welcher er das religiöse System Churchills kurz zusammengefaßt fand, indem sie durchschossen war und die Blätter viele Bemerkungen von seiner Hand enthielten. Churchill entschlief mit erleichtertem Herzen.

Beinahe wäre Dunallan noch einmal der Versuchung erlegen; unterwegs auf der Heimreise begegnete er in einem Gasthofe Aspasien, welche in Gesellschaft ihres Bruders reiste; aber er siegte über die Versuchung und legte auch gegen Aspasiens Bruder das Versprechen ab, daß er sich von ihr hinfort entfernt halten wolle. Er ging sodann auf Reisen und bestärkte sich mehr und mehr in den religiösen Grundsätzen, denen er von jener Zeit an treu geblieben war. Churchill blieb gleichsam sein Schutzengel, aber er konnte die schmerzlichen, zuweilen fast unerträglichen Gedanken an Aspasia lange nicht aus seiner Seele

verbannen, bis er endlich in dem vollkommen angeeigneten, lebendig aufgenommenen religiösen Glauben Churchills Beruhigung und Frieden fand. „Von der Zeit an, wo ich die ersten Grundsätze der christlichen Religion vollkommen verstehen lernte, erschien mir Alles in der Natur und der menschlichen Gesellschaft, jedes Gefühl, jede Kraft meines Geistes und Herzens, in einem neuen Lichte; aber ich nahm nur langsam zu in der Erkenntniß, und muß noch immer viele Erfahrungen machen über die Schwäche und Unwissenheit des menschlichen Geistes, die Verkehrtheit und Verdorbenheit seines Herzens und die Gewalt seiner Leidenschaften. Ich habe aber jetzt die Quelle wahrer Erkenntniß, wahrer Tugend und Kraft kennen gelernt, und es ist mein inbrünstiges, beständiges Gebet, daß auch du, meine geliebte Katharine, sie finden mögest." Am Schluß dieses sehr langen Briefs erinnerte Dunallan Katharinen an ihr Versprechen, durch völlige Offenheit in ihren Briefen ihm einen Beweis ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft zu geben.

Zu der Zeit, wo dieser Brief ankam, war der junge St. Clair mit seiner Mutter auf Besuch in Arumore, und der junge Mann ließ sehr deutlich, aber auch sehr unpassend, merken, wie bitter er es empfinde, daß Katharine die Gattin Dunallans, und nicht die seinige, geworden sey. Seine Leidenschaft und Schwermuth, abwechselnd mit bittern Spöttereien und Sarkasmen, drückten und peinigten Katharinen, welche froh war, daß diese Gäste bald wieder abreisten.

Die Beantwortung von Dunallans Briefen, die Gespräche mit Madame Oswald, die Leitung der häuslichen Andacht, die Aufsicht über Schule und Pflege der Kranken und Armen, füllten die Zeit Katharinens aus, welche sich mit den Ansichten, die in Arumore galten, immer mehr befreundete.

Von Dunallan blieben nach einiger Zeit die Briefe aus, während Katharine fortfuhr, ihm fleißig zu schreiben. Dieß ängstigte sie nicht wenig. Endlich erhielt sie einen Brief von Walderford, worin dieser ihr mittheilte, er habe Nachrichten von Dunallan; er befinde sich wohl und seine Sendung sey vom glücklichsten Erfolg begleitet gewesen; er hoffe weit früher nach Hause zurückkehren zu können, als er vermuthet. Wochen und Monate vergingen; noch zwei Briefe von Walderford kamen, die frühern Nachrichten bestätigend, aber auf unmittelbare Nachrichten von Dunallan wartete sie noch lange vergebens. Endlich kam ein Brief; er sprach von „einem Brief" Katharinens, während sie ihm wohl zwanzig geschrieben, und war im Ganzen zwar freundlich, aber etwas zurückhaltend. Jetzt kam Katharine auf den Gedanken, daß sie zu zärtliche Ausdrücke gebraucht und dadurch Dunallans Mißfallen erregt habe. Madame Oswald war sehr betroffen, aber Katharine bat sie dringend, die Sache ruhen zu lassen und Dunallan nicht darüber zur Rede zu stellen. Sie schrieb sogleich wieder an Dunallan und suchte in ihrem Schreiben theils den Ausdruck größerer Zärtlichkeit zu vermeiden, theils hütete sie sich, keine getäuschte Erwartung blicken zu lassen. Noch zwei Briefe langten jetzt von Dunallan an, aber beide ziemlich kalt und theilnahmlos. Mit Angst sah jetzt Katharine seiner baldigen Zurückkunft entgegen, und quälte sich ab mit Muthmaßungen über den Grund seiner Veränderung.

Endlich kehrte Dunallan zurück; der Empfang war von beiden Seiten peinlich; er sah angegriffen und leidend aus und sein Betragen gegen Katharine schwankte zwischen Freundlichkeit, ja Zärtlichkeit, und zwischen Zurückhaltung und Zwang. Katharine war in einer peinlichen, beklommenen Lage; aber es kam zu keiner Erklärung, obwohl Dunallan nach und nach, besonders als er von ihren Beschäftigungen und ihrer Thätigkeit während seiner Entfernung hörte, und aus ihren Gesprächen ihren Seelenzustand erkannte, welcher zu werden schien, oft eine große Rührung zeigte und sichtlich mit sich selbst kämpfte, um in seinem Benehmen sich gleich zu bleiben. Während dieser Spannung lief die Nachricht ein, daß Lord Dunallan erkrankt sey; Dunallan war sogleich bereit, Katharinen hin zu begleiten; sie fanden ihn noch am Leben, aber ziemlich schwach, seine Tochter pflegte ihn mit der größten Aufmerksamkeit, und ihren und Dunallans vereinten Bemühungen gelang es auch, in dem sehr weltlich gesinnten Mann kurz vor seinem Ende noch religiöse Gefühle und Bedürfnisse zu erwecken. Dieß tröstete Katharinen nicht wenig über seinen bald darauf erfolgten Tod.

Durch dieß traurige Ereigniß wurde sie veranlaßt, sich mit größerm Vertrauen an Dunallan anzuschließen, der ihr mit Milde und Güte entgegenkam, und sie nach seinen Kräften tröstete und aufrichtete. Ein paar Worte, die er einmal über ihre Briefe hatte fallen lassen, machten sie aufmerksam und nachdenklich, was ihm denn daran könnte mißfallen haben; sie erbat sich eine Erklärung, und er gab ihr die Briefe, die sie ihm geschrieben, damit sie selbst entscheide, ob er nicht Grund zur Zurückhaltung und zum Kummer habe. Wie staunte sie, als sie fand, daß diese Briefe — in ihrer Handschrift geschrieben — doch nicht die ihrigen waren; daß eine raffinirte, feindliche Bosheit dieselben mußte untergeschoben haben, um ihr und Dunallans Glück zu zerstören. Es war ihr darin der Ton der gleichgültigen, wohl gar mißmuthigen Resignation und Unterwerfung unter Dunallans Willen geliehen. Wer der Urheber dieser Bosheit sey, darüber war sie keinen Augenblick im Zweifel, aber sie beschloß, ihren Verdacht Dunallan nicht mitzutheilen, damit nicht schlimme Folgen daraus entständen. Sie machte die Entdeckung am Tag, ehe sie nach London abreisten, wohin Dunallan durch die tödtliche Krankheit seines Schwagers Harcourt gerufen wurde. Katharine sollte in Edinburg bei ihrer Cousine Elisabeth, die jetzt verheirathet war, bleiben. Unterwegs klärte sich nun Alles auf — Dunallan übergab Katharinen auch noch einen, durch Zufall (in der That aber durch absichtliche Bosheit) in seine Hände gekommenen Brief, angeblich von Katharinen an einen Dritten (St. Clair), der natürlich ebenso unächt war. Eine wonnevolle Verständigung und Herzenserleichterung der beiden Gatten folgte; aber Katharine bat Dunallan, er möchte sie auch ferner noch wie eine Schwester ansehen, bis sie ihm förmlich den Beweis liefere, daß jene Briefe untergeschoben seyen. Der glückliche Dunallan mußte Katharinen sogleich verlassen, um weiter zu reisen, und sie trennten sich mit schwerem Herzen.

Es war als hätten sie eine Ahnung dessen gehabt, was kommen sollte. Katharine wartete mehrere Tage umsonst auf Nachrichten von Dunallan; endlich kamen solche, aber sie lauteten schlimm; St. Clair hatte in London Dunallans Gesellschaft aufgesucht, und sich bemüht, in Streit mit ihm zu gerathen. Eine Ausforderung wies Dunallan zurück; St. Clair lockte ihn nun mit List an einen Ort, wo er ihn mit Waffen erwartete, wollte ihn zum Duell zwingen, und verwundete ihn, als Dunallan dieß standhaft zurückwies, durch einen Pistolenschuß in die Seite schwer. Gefährlich lag Dunallan darnieder. Katharine eilte mit Madame Oswald zu ihm. Er war sehr schwach; sein Leben schwebte in Gefahr; die Kugel war noch nicht herausgenommen, und eine schmerzhafte Operation stand bevor. Katharine pflegte ihn aufs liebevollste; die Operation wurde vollzogen, und nach einigen angstvollen Tagen, während welcher Katharine nur im Gebet Stärkung fand, trug Dunallans starke Natur den Sieg davon. Er hatte sich schon in den Tod ergeben, und machte sich sogar Vorwürfe, daß er mit solcher Liebe am Leben hänge, daß ihm die Genesung wünschenswerth scheine. Langsam erholte er sich. Endlich war er so weit hergestellt, um der Untersuchung gegen St. Clair, die er seinerseits gern verhindert hätte, als Zeuge beiwohnen zu können. Noch ziemlich schwach fuhr er nach der Gerichtssitzung; bis spät in die Nacht blieb er aus; Katharine war in größter Angst; nach Mitternacht endlich kam er erschöpft an. St. Clair war durch andere Zeugen schwer gravirt, so daß eine schimpfliche Verurtheilung unvermeidlich war, so zuversichtlich auch er und seine Verwandten auf Freisprechung gerechnet hatten. Seine eigene Mutter war unter den Zuschauern gewesen, und in ihrer Gesellschaft — Aspasia, auf welche, da sie ganz vorn stand, die ersten Blicke Dunallans fielen. Das war eine bittere Empfindung für ihn, und im Gefühl seiner eigenen frühern Schuld beschloß er, den Angeklagten möglichst zu schonen, was er auch that. Aber St. Clairs Haß war unversöhnlich gegen ihn; er bat, ihm nur eine Frage vorlegen zu dürfen, und als Dunallan vortrat, schoß er eine Pistole auf ihn ab, verfehlte ihn, und erschoß mit einer zweiten Pistole sich selbst. Tief erschüttert entfernte sich Dunallan, um diese traurige Nachricht Katharinen zu bringen, mit der er in den nächsten Tagen nach Arnmore abreiste, beide glücklich nach so vielen Leiden und Prüfungen.

(Schluß folgt.)

Zwei politische Komödien,

Casimir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Als Zweck ihres Stücks gibt die Verfasserin an: „Zu zeigen, wie der Journalismus, durch das Fehlerhafte seiner Organisation (?), ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, die Gesellschaft umstürzt, indem er alle ihre Religionen zertrümmert, allen ihren Trägern die Nahrung entzieht, die sie leben macht, dem Volk die Arbeit raubt, die sein Brod, der Regierung die Einheit, die ihre Stärke, der Familie die Ehre, die ihr Zauber, der Intelligenz ihren Ruhm, der ihre Zukunft ist." Das heißt sich viel vornehmen, und die Leser werden begierig seyn zu erfahren, wie diese Aufgabe gelöst wird; es sey aber erlaubt, vorläufig schon darauf hinzudeuten, daß die Verfasserin den Journalismus, so wie er ist, als die Ursache von einer Menge von Uebeln betrachtet und darstellt, während sein Zustand doch ganz gewiß auch als eine Wirkung, als das Resultat der herrschenden Gesinnung angesehen werden muß. Die periodische Presse wirkt darum oft nachtheilig, weil die Menschen von Leidenschaften und Lastern beherrscht sind, deren Grund nicht in der Presse zu suchen ist. Würde nach der Meinung der Frau von Girardin die Censur das Uebel mit der Wurzel ausrotten? Die Censur in der gewöhnlich geübten Art würde nur etwa der Regierung zu Hülfe kommen; aber hätte die Verfasserin Lust, auch in Beziehung auf Moral, Religion, auf Privatverleumdungen und dgl. die Censur in Frankreich einzuführen? und wäre dann sie selbst und ihr Gemahl so sicher vor der vernichtenden Feder eines puritanischen Sensors? Wie übertrieben dann die Vorwürfe jedenfalls sind, sieht Jeder ein, denn nach den angeführten Worten wäre ganz Frankreich in Armuth, alle Familien in Schande versunken, alle Intelligenzen geächtet — durch die Schuld der Presse!

Gegen die Beschuldigung, daß sie den Journalismus überhaupt angreife, verwahrt sich die Verfasserin mit der Einrede: „Sie nenne ihr Stück: die Schule der Journalisten; eine Schule sey nur für den, der etwas zu lernen habe, und die den Journalisten ertheilte Lection gelte nur den boshaften, geistreichen und leichtfertigen Männern des Tags, die sich der Feder bedienen wie eines Degens; den literarischen Musketieren, die einen beständigen Krieg von Epigrammen und von Witzworten unterhalten, deren Beruf der Streit ist und die der Friede zu Grunde richten würde; den Spöttern von Profession, die nicht ohne Feinde leben können;" und gegen den Verdacht, daß sie persönliche Abneigungen oder Neigungen bei Abfassung ihres Stücks beseelt hätten, ruft sie aus: „die Leute, die etwas von der Kunst verstehen, wissen wohl, daß der Dichter unter der Arbeit vergißt, wer er ist; ach! er arbeitet oft nur um es zu vergessen. Die wirkliche Welt verschwindet in der unermeßlichen Aussicht, welche die Begeisterung ihm eröffnet; seine Individualität erlischt, das Bewußtseyn seiner Persönlichkeit hemmt ihn nicht mehr. Ruft ihm mit seinem Namen, er antwortet euch nicht. Er ist nicht mehr auf der Erde, und die Sprache die ihr sprecht, ist nicht die seinige. Umsonst sagt ihr zu ihm: gib Acht, die Verse, die du mit bewegter Stimme liesest, sind die Apologie deines Bruders, deines Freundes, oder die Ehrenrettung deines treulosesten Feindes, er versteht euch nicht. In der idealen Welt, worin er lebt, gibt es keinen Haß und kein Interesse. In diesem schönen Lande der angeblichen Chimären, wo die ewigen Wahrheiten allein den Zutritt haben, sind die unschuldigen Wesen, die man auf Erden verleumdet, die von unwürdigem Verdacht verfolgt werden; die muthigen Wesen, die zum Lohn ihrer Arbeiten und Opfer nur Unglück und Proscription ernten; sie

sind weder Verbündete, noch Rivale, weder Freunde noch Feinde mehr, sondern Opfer, die man vertheidigen, Märtyrer, die man besingen muß!" — Ist das nicht eine Tirade, die wetteifern zu wollen scheint mit Shakspeare's:

The poets eye, in a fine trenzy rolling etc.?

Die in der Journalistenschule auftretenden, von der Verfasserin selbst charakterisirten Personen sind: Martel, Hauptredacteur des neu gegründeten Journals: la Vérité, ein Mann von gewandtem Benehmen, eleganter, aber nachlässiger Haltung, spöttisch und blasirt, dem man es ansieht, daß er in schlechter Gesellschaft lebt; Guilbert, ein reicher Bankier, der sich mit seinem Geld etwas weiß; Edgar de Norval, Officier der Spahis in Afrika, ein männlich schöner Officier, von würdevollem, offenem Benehmen; Morin, ein alter Historienmaler, ein schöner Greisenkopf, edel, schwermüthig und mit begeistertem Auge; Pluchard, verantwortlicher Gerant des Journals, ist, was man einen guten und tüchtigen Cameraden nennt, nicht elegant, doch auch nicht gemein, in seinem Wesen naiv, aber geistreich; Jollivet, Mitarbeiter, hat das Gesicht eines Lebemanns und Trinkers, voll gutmüthiger Bosheit; Griffaut, Mitarbeiter, groß und blaß, gleichgültig und verdrossen; Biondin, Mitarbeiter, von leichtsinnigem, Dandyhaftem Wesen; Madame Guilbert, eine große und schöne Frau, von edler Haltung; Valentine, ihre Tochter, Gattin Dercourts, Ministers des Innern, hübsch, geistreich, von ausgezeichnet feinem Benehmen; Cornelie, eine Operntänzerin, mürrisch und sprödethuend, Benehmen einer einfältigen Person, die sich für reizend hält. Außerdem mehrere unbedeutendere Personen.

Wie schon erwähnt, beginnt auch diese Komödie mit einem Gelage — der Journalisten, welche die Gründung des neuen Organs der öffentlichen Meinung und der Wahrheit mit einer „Orgie" feiern. Indeß hört man vorerst nur ihre Stimmen, und zwei Lakaien unterhalten sich über ihre Lustigkeit. Dann tritt Martel auf, der der Orgie nicht hat beiwohnen können, weil er mit seiner Geliebten, Cornelie, zu seinem Leidwesen, eine schlechte Mahlzeit hat einnehmen müssen. Die Beleuchtung läßt ihn glauben, Madame Pluchard beabsichtige in ihrem prächtigen Salon einen Ball zu geben; aber er erfährt von einem Lakaien, sie speise auswärts, um den Herren alle Freiheit zu lassen, da es sich um wichtige Sachen handle. Martel stellt darüber wehmüthige Betrachtungen an:

O Frau Pluchard, wie denkst du so erhaben!
O heil'ge Selbstverläugnung eines Ehweibs!
Ha! du bist Gattin, und dein würd'ger Gatte
Darf ohne dich so lust'ge Feste geben!
Und ich, der ich doch nicht den Eid geleistet
Vor einem Maire, ich kann dabei als Gast
Erscheinen nicht, so bitter ist mein Kelch!
Mit Sicherheit, ach! nur in Hymens Bann
Athmet der Freiheit süße Luft der Mann!

Guilbert, welcher die Caution des Journals vorgeschossen, kommt, um sich nach dem Journal zu erkundigen; Martel, bei Seite über den Bankier spottend, gibt ihm Auskunft: heute Abend werde die erste Nummer erscheinen. Martel läßt den Gästen heimlich sagen, sie möchten sich stiller verhalten, und verspricht dem alten Herrn, geheim zu halten, daß er bei dem Journal betheiligt sey. Aber die Gäste lärmen immer ärger, und Martel weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er aus den Mitarbeitern des Journals heißblütige Provencalen macht; denn Herr Guilbert hält, wie er sagt, viel auf Moralität. Sie unterhalten sich über das Journal:

Guilbert.

Die Wahrheit, Herr, ein ganz ausbünd'ger Titel;
Nur muß man ihm auch treu seyn. Ha! nur keine
Winddeuteleien! Immerdar die Wahrheit!

Martel.

Ganz recht! Ihr sprecht als einer der's versteht.
Nur muß, wer stets sie sprechen will, sie kennen.
Ein jeder Gegenstand bietet dem Auge
Zwei Seiten dar, Herr; jegliches Princip
Hat seine zwei Wahrheiten, deren Anspruch
Abwechselnd sich entwickelt. Wenn das Für
Ihr geltend macht, verfechte ich das Gegen,
Und ich besorge, angelangt am Schluß,
Haben wir beide...

Guilbert.

Unrecht.

Martel.

Schlimmer! Recht,
Wenn von zwei Männern jeder Unrecht hat,
So läst vielleicht ein Dritter das Problem;
Ist aber gleich das Recht auf beiden Seiten,
So folgt ein Stoß daraus, der verderblich beiden.
Wem dann den Vorzug geben, gegen wen
Gerecht seyn? Ach! wir haben Alle Recht,
Und das bringt über Frankreich das Verderben.
Die Einen, stolz auf die Vergangenheit,
Leben von der Erinnerung; die Andern,
Erhitzte Träumer, leben ganz der Zukunft.
Die Einen wollen ganz den alten Bau
Erhalten, den die Andern als ein Opfer
Dem Fortschritt darzubringen sind geneigt,
Und jeder mäht vergeblich sich zu siegen.
Hätt' Jemand Unrecht, man verglüche sich.

Guilbert (ironisch).

Glücklich beurtheilt Ihr, seh' ich, die Sachen.

Martel.

Ja, unser Unglück, Herr, hat edle Gründe.
Das Böse ist vorhanden nicht bei uns,
Es liegt in nichts und unsre einz'ge Plage...

Guilbert.

Ist?...

Martel.

Ist des Guten Mißbrauch nur. Doch dieser
Heilose Mißbrauch tödtet alle Keime.
Unrein macht er den Fluß in seinem Lauf;
Blut färbt die Wellen, die die Sonn' vergoldet;

der, im Begriff einen Artikel zu ſchreiben, von den verſchiedenſten Perſonen überlaufen, verhindert, gequält wird. Er ſitzt in ſeinem Cabinet, um zu ſchreiben, aber verſtimmt und unluſtig zu ſeiner Arbeit, zu ſeinem Beruf, wofür er ſich eigentlich nicht geboren fühlt. Er beginnt ſeinen Artikel, da erſcheint Cornelia, in übelſter Laune; ſie beklagt ſich, daß man in Martels Journal ſie mißhandle; er entſchuldigt ſich, den Paſſus nicht geleſen zu haben, und ſucht ſie zu tröſten; ſie wünſcht einen Muff von Marderpelz zu haben; er verweiſ't ſie zur Geduld. Während dem wird Guilbert angemeldet. Dieſer ſieht Cornelie noch hinausgehen und merkt, daß er ſtöre, aber er iſt voller Zorn; er verliert 100,000 Thaler durch das verwünſchte Journal, weil durch einen Artikel desſelben über die Eiſenbahnen die Actien arg gedrückt worden ſind. Martel bedauert, entſchuldigt ſich ... während dem zeigt ſich Cornelie wieder, Martel gibt vor, ſie komme wegen einer Anzeige .. und verſichert, man werde durch einen andern Artikel das Verſehen und den Schaden wieder gut machen. Aber Guilbert erklärt, er werde ſeine Caution morgen zurückziehen, und im Hinausgehen ſtößt er wieder auf Cornelie, die er jetzt erkennt, und unter ſehr moraliſchen Vorwürfen geht er ab. Martel, ſehr verſtimmt, ſetzt ſich wieder an die Arbeit. Während er ſchreibt, ſchleicht Cornelie wieder herein und holt aus einer Mappe ein Manuſcript: Der Miniſter und der Liebhaber, oder Mutter und Tochter, ein altes Feuilleton, das Martel früher einmal geſchrieben, das ſie ſich gut bezahlen laſſen und für das Geld einen Muff kaufen will. Die Erzählung handelt, unter veränderten Namen, von Madame Guilbert und ihrer Tochter. Mit dieſem Raub entfernt ſich Cornelie. Jetzt kommt Pluchard ganz außer ſich und fragt Martel, ob er keine Waffen habe, er ſey von Morin herausgefordert worden wegen des bittern Artikels über ihn in der Vérité. André, der Diener Morins, der ihm zugleich als Modell dient, ein Invalide von den Juniustagen, kommt mit einem Verzeichniß von Morins Gemälden und bittet Martel um einige tröſtende, günſtige Worte für ſeinen tiefverletzten Herrn, den die Journale noch umbringen werden. Beide geben ihm ſüße Worte und ſagen ihm einen günſtigen Artikel zu. Martel bittet Pluchard zu Guilbert zu gehen, um ihn zu verſöhnen. Wieder ſetzt er ſich zum Schreiben ... der Junge aus der Druckerei kommt ... er hat noch nichts fertig .. Griffault, der das Feuilleton liefern ſoll, iſt krank ... da kommt Cornelie mit dem Feuilleton, Martel ſieht es flüchtig an .. er will den Abdruck nicht dulden, aber Cornelie weiß ihn zu überreden, er könne das Anſtößige noch ſtreichen .. ſo gibt er es hin. Jetzt wird das Cabinet überſchwemmt von Dichtern, Verlegern, Abonnenten, Heirathsunterhändlern, Kaufleuten aller Art, die ſämmtlich ihre Anliegen und Wünſche vortragen, ihre Artikel und Waaren anrühmen und im Journal gelobt haben wollen und Proben mitbringen. Martel eilt, außer ſich, mit ſeinen Papieren hinaus; der Heirathsunterhändler erbietet ſich Cornelien, ſie um geringe Koſten zu verheirathen, und die Kaufleute drängen ihre Waarenmuſter Martels Diener, Baptiſte, auf, der alles gern einſteckt und eine ordentliche Ernte macht.

Der dritte Act ſpielt im Hotel des Miniſteriums des Innern, wo Herr Guilbert bei ſeinem Schwiegerſohn, Herrn Dercourt, wohnt. Hr. Guilbert wird von verſchiednen Seiten wegen ſeiner Theilnahme an dem neuen Journal zur Rede geſetzt, die er gern geheim gehalten hätte. Edgar ſagt ihm, der Artikel gegen den Präſidenten des Conſeils werde allgemein ſeinem Schwiegerſohn, dem Miniſter, zugeſchrieben. Dann macht ihm ſeine Gemahlin Vorwürfe, da das Journal ihren Schwiegerſohn um ſeine Miniſterſtelle bringen werde; dann kommt ſeine Tochter Valentine, und ſtimmt das gleiche Lied an; doch würde ſie den Verluſt der Miniſterſtelle nicht eben beklagen. Man hofft die Sache noch ins Geleis bringen zu können; Hr. Dercourt iſt beim König, Herr Guilbert und Madame Guilbert wollen zum Präſidenten und zur Präſidentin eilen, um den unverſchämten Artikel zu desavouiren. Pluchard, ſehr kleinlaut, läßt ſich anmelden, um mit Hrn. Guilbert über die Caution zu ſprechen; dieſer läßt ihn hart an wegen ſeines Journals; Pluchard entſchuldigt ſich, er leſe es gar nicht, er unterzeichne es nur, und es ſtehe ihm jetzt wegen eines Artikels ein Proceß und Gefängniß bevor. Er müſſe die Geldſtrafe erlegen, und er verliere die Erbſchaft eines reichen Oheims, der ihn enterbt habe, weil er in einem Artikel mißhandelt worden ſey. Guilbert und Pluchard überbieten ſich in Klagen und rufen endlich einſtimmig: oh, das verwünſchte Journal! Die Eltern entfernen ſich; Edgar, der die jüngere Tochter liebt, bleibt bei Valentine, der Vertrauten ſeiner Liebe. Dann unterhalten ſie ſich über die Lage von Valentinens Gatten, und ſie geſteht, daß ihr eine Veränderung gar nicht unlieb ſey, weil ſie ihren Gemahl faſt ganz entbehre und ihr die Repräſentation eine Laſt ſey. Edgar bittet ſie, ſich für den Maler Morin zu verwenden, daß ihm die Arbeit an einer Kuppel übertragen werde; Valentine lacht zuerſt über die Nennung dieſes Mannes, von dem ſie, aus den Journalen, die ſchlechteſte Meinung hat, wird aber von Edgar eines Beſſern belehrt, und verſpricht, ſich ſeiner anzunehmen. Morin kommt ſelbſt, ſie um ihre Fürſprache zu bitten, wird von ihr mit Güte aufgenommen, und gebeten ſie zu malen, was er mit Freuden zuſagt. Er beklagt ſich über die Macht der Journale; ſie ſpottet ihrer Macht, der ſie fröhlich trotze. Darauf erwiedert

Morin.

Wir ſollten freilich drüber weg uns ſetzen,
Doch täuſchen wir uns nicht, groß iſt ihr Einfluß,
Nutzlos für ſie, uns aber zum Verderben
Beherrſchen dieſe unbekannten Tyrannen
Das Land und richten es zu Grund; wir ſind
In ihre, unſrer Feinde Macht gegeben.
Umſonſt daß man ſie flieht und ihnen trotzt;
Herr'n unſrer Häupter ſind ſie, unſre Kammer
Iſt ihre Sklavin, und vor ihnen beugen
Im Staub ſich unſres Königes Miniſter....
Ein ſolches Joch trägt Frankreich... welche Schmach!
Tagtäglich ſieht man Künſtler und Beamte,
Soldaten ſelbſt vor Journaliſten zittern,
Sieht Richter, welchen ihr Mißfallen droht,
Ihr Urtheil fälſchen in unwürd'ger Feigheit!
Das ſieht man an, Madame, ein ſchönes Schauſpiel
Journale lenken Alles; ihre Stimme

Iſt ein Orakel; ſagen ſie von einem
Schauſpieler, der ſie übel aufgenommen,
Er tauge nichts... plötzlich verſtummt das Klatſchen.
Wird ein Roman, Werk eines großen Dichters,
Intereſſeles genannt von ihnen... Niemand
Kauft ihn... Doch ſagen ſie von einem alten
Vornehmen Gecken, er ſey ein Genie:
So glaubt es alle Welt im Augenblick.

Nachdem er ſich entfernt, kommt Madame Guilbert ſehr aufgeregt; ſie iſt nicht empfangen worden beim Präſidenten. Decourt iſt noch beim König; Madame Guilbert hofft noch auf eine günſtige Kriſe. Sie geht, nachdem der Lakai ſeine Nachhauſekunft gemeldet, um mit ihm zu ſprechen. Valentine, allein, beklagt, daß der Ball von heute Abend ihr durch dieſe Verwirrung verkümmert werde, ſie lieſt in den Journalen, die Vérité fällt ihr in die Hand; ſie lieſt das Feuilleton und findet darin die Erzählung: der Miniſter und der Liebhaber, oder Mutter und Tochter, von Martel; eine reiche Dame, Lorville genannt, habe ſich in einen jungen Präfecten bis zum Wahnſinn verliebt und durch ihre Gewandtheit ſein Emporkommen gefördert. Eines Tags habe ihr Gatte einen Liebesbrief, an ſie gerichtet, gefunden, ſie zur Rede geſetzt, und ſie habe vorgegeben, der Brief ſey an ihre Tochter gerichtet geweſen, welche ſofort mit dem Miniſter gewordnen Liebhaber der Mutter vermählt worden. — Valentine iſt zuerſt über die Lüge empört — denn ſie merkt bald, daß ihre Geſchichte erzählt ſeyn ſoll, aber nach und nach glaubt ſie, nachdem ſie ſich vieler ſonderbaren Umſtände erinnert, an die Wahrheit und verſinkt in troſtloſe Verzweiflung.

(Fortſetzung folgt.)

Abſchied des Erotokritos von ſeinem Vater.

Aus dem berühmten Roman: „Erotokritos“ von Vincent Kornaro aus Kreta.

Wenn ich durch mein Geſchick vielleicht
Am heut'gen Tag dich quälte:
So zürne länger nicht darob,
Vergib mir, was ich fehlte!
Voll Mitleids gib den Segen mir,
Sonſt wag' ich nichts zu flehen;
Und dann entwöhne dich forthin,
Als Sohn mich anzuſehen.
Fern wird mich der Verbannung Spruch
Durch Städt' und Länder jagen,
Und keiner, keiner wird von mir
Dir jemals Kunde ſagen.
Nur eine Botſchaft wirſt du noch
Dereinſt von mir erhalten,
Die wird mit einem tiefen Weh
Dein Vaterherz zerſpalten:
Vernehmen wirſt du, daß ich ſtarb,
Nun in der Fremde faulend,
Daß Fremde meinen Sarg umringt,
Als Fremdling mich betrauernd. — —
— — Doch nun, wohlan! gib mir mein Pferd
Von auserwählter Art mit,
Gib einen Speer mir und ein Schwert,
Ein einziges, auf die Fahrt mit!
Die andern Roſſ' und Waffen all,
Die laſſ' ich dir zurücke,
Daß du, ſie ſehend, mein gedenkſt,
Und Wehmuth dich durchzücke.

Glückſeligkeit.

Von Athanaſius Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Wenn ich ſchlürf' aus goldnem Becher,
Und des Weines Duft dem Zecher
Sinn und Geiſt in Nebel hüllt:
Ha! dann tanz' ich froh und ſpringe,
Ha! dann lach' ich, ſcherz' und ſinge,
Und mein Herz iſt wonnerfüllt.

Keine Sorge darf ſich zeigen,
Alle Wünſche ruhn und ſchweigen,
Aller Grillen Dunſt entfloh;
Friſcher wird das Herz und heiter,
Meine Bruſt, ſie fühlt ſich weiter,
Schöpfet Luft, und athmet froh.

Mag die Welt ſich immer drehen,
Vorwärts oder rückwärts gehen:
Nur der Weinſtock bleibe ſtehn!
Daß der Schlauch nur nicht verſiege,
Immer uns zur Seite liege,
Daß wir nicht im Durſt vergehn!

Ha, ſo lang mir dieſe ſüßen
Unerſchöpften Schätze fließen,
Und ſo lang ich zechen kann,
Acht' ich nicht des goldnen Tandes,
Acht' ich keines Rangs und Standes,
Und kein Kummer ficht mich an!

Lechner.

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer** in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1840.

Aden und seine neuesten Verhältnisse.

(Nach dem United Service Journal. Mai 1840.)

Im Jahre 1836 kamen Klagen an den Gouverneur von Bombay über die herrschende Unsicherheit an den arabischen und abyssinischen Küsten, und Fälle wurden angeführt, wobei der Sultan von Labadsch sich wenig besser als ein gemeiner Räuber gezeigt hatte. Bald darauf kam ein Fall vor, wo das Schiff eines Arabers, das unter englischer Flagge fuhr, von demselben geplündert wurde, und die anglo-indische Regierung beschloß sogleich, die Gelegenheit zu benutzen, und sich des im Gebiete des Sultans von Labadsch liegenden Adens zu bemächtigen. Im November 1837 wurde Capitän Haines vom Bombay abgeschickt, um volle Genugthuung zu begehren, zugleich aber auch, um wegen Abtretung Adens zu unterhandeln. Der Sultan mußte nachgeben, und ließ sich endlich auch bereden, die ganze Halbinsel Aden gegen eine jährliche Summe für sich und seine Erben von 8700 Thalern an die Engländer abzutreten. Die Zolleinkünfte von Aden, die indeß jährlich abnehmen, wurden, wie es scheint, bei Berechnung der Summe zu Grunde gelegt. Bei dieser Gelegenheit sollen indeß der Hauptrathgeber des Sultans Seied Mussin und des Sultans Sohn, Hamed, den Anschlag gehegt haben, sich des Capitäns Haines zu bemächtigen, wie die Engländer vermuthen, um das schriftliche Versprechen einer Entschädigung für das geplünderte Schiff zurückzuerhalten.

Wie dem auch seyn mag, als Capitän Haines im October 1838 mit neuen Instructionen und einiger Mannschaft wieder kam, hatte der Sultan und sein Sohn ihre Absicht hinsichtlich der Abtretung Adens gänzlich geändert, und sie erklärten, ihre Versprechen hinsichtlich der Entschädigung des geplünderten Schiffs nur dann erfüllen zu wollen, wenn von dem Verkaufe Adens ganz abgesehen werde. Der Verfasser des oben citirten Artikels bemerkt hierüber mit großer Naivetät: „davon konnte natürlich keine Rede mehr seyn.“ Inzwischen wurden dem Schiffe, worauf sich Capitän Haines mit seinen Leuten befand, Holz und Wasser abgeschnitten, und dasselbe mußte sich vier Monate lang mit allen Bedürfnissen dieser Art von der entgegengesetzten Küste herüber versehen. Indeß nahmen die Angelegenheiten schnell eine ernste Wendung.

Am Ende desselben Monats October, in welchem Haines angelangt war, begannen die Dattelschiffe aus Maskat und dem persischen Golf an der Küste von Yemen anzukommen. Einige davon führen bis 300 Tonnen. Die Masse Datteln, die vom Volk auf dieser Küste verzehrt wird, ist sehr groß, und der Mangel daran wird schwer gefühlt. Capitän Haines dachte, wenn er Aden blokire, und so das Volk seiner Nahrung, den Sultan seiner Zölle beraube, so könnte er diesen andern Sinnes machen, und blokirte demnach Aden streng. Dieß that aber keine Wirkung, vielmehr feuerten die Araber zur Rache gegen eines der englischen Boote, worauf Capitän Haines vor aller weitern Unterhandlung Genugthuung für die Beleidigung der englischen Flagge verlangte. Dieß fiel in der Mitte Novembers vor, wenige Tage, nachdem das Dampfboot von Suez Aden verlassen hatte, um nach Bombay zu gehen. Bereits aber hatte Capitän Haines mit diesem Dampfboot Briefe an den Gouverneur abgeschickt, worin er auf baldige Absendung von Truppen drang, indem man auf keine andere Weise als mit Gewalt sich in den Besitz Adens setzen könne. Später hatte er noch mehrere Unterredungen mit den Abgeordneten des Sultans, die ihm offen erklärten, daß derselbe nur mit Gewalt sich zur Abtretung eines Theils seines Gebiets bringen lassen würde. Zugleich suchte der Sultan den mächtigen Stamm der ostwärts wohnenden Fudhli-Araber auf seine Seite und gegen die Engländer in die Waffen zu bringen, was ihm aber nicht gelungen seyn soll, indem dieser Scheikh oder Sultan, Namens Hamed Ben Abdallah, mit den Engländern gemeinsame Sache machen wollte, und deßwegen an Capitän Haines sich wandte, der aber seine Anträge zurückwies, angeblich vorzugsweise darum, weil er keine Befugniß dazu habe, wahrscheinlich aber bloß, weil Hamed Ben Abdallah Geld von ihm verlangte.

Inzwischen kamen Ende Decembers 700 Mann nebst einigen Kriegsschiffen, Volage von 28 und Cruizer von 16 Kanonen, von Bombay an, und am 16 Jan. 1839 wurde nun dem Sultan erklärt, daß er Aden sogleich zu überliefern und Geiseln zu stellen habe. Als keine genügende Antwort erfolgte, begann

am 19 unter dem Schutze der Kriegsschiffe der Angriff, und die Stadt ward nach kurzem Widerstand eingenommen. Der Sultan, um des Geldes nicht verlustig zu gehen, schob die Schuld auf die Beduinen und seinen Sohn Hamed: die Entschädigung für das geplünderte Schiff, welche über 4000 Theresienthaler betrug, ward ihm jetzt erlassen, und die jährliche Summe von 8700 Thaler ihm zugesichert, so lange der Vertrag beobachtet würde. Bis hieher ist der ganze Gang der Begebenheit ziemlich klar, und die Engländer können nicht einmal mehr einen Schleier breiten über die wahrhaft höhnische Rechtsverletzung, mit der sie sich Meister von Aden machten. Später scheinen indeß minder bedeutende, doch nicht minder schlimme Dinge vorgegangen zu seyn, denn die sonst sehr genaue und vollständige Auseinandersetzung der Thatsachen erfährt hier auf einmal eine Lücke, indem wir außer der Wiederherstellung der Mauer quer über den Isthmus, die bald nach der Einnahme von Aden vorgenommen wurde, nur noch von einem am 11 November 1839, also zehn Monate später erfolgten Angriffe des Sultans der Abd Ali's, welcher den Engländern Aden verkauft hatte, und des Sultans der Fudhli gegen die Stadt hören. Was die beiden, bisher nach Angabe der Engländer, ziemlich feindlichen Stämme vereinigt und zu einem Angriff mit 3000 Mann vermocht hat, darüber erfahren wir gar nichts. Die Erklärung ist aber vielleicht in einer Phrase zu suchen, wo der Verfasser am Schluß sagt: „wir könnten wahrscheinlich nichts Besseres thun, als die Franzosen in Algier nachahmen und Yemen für uns in Besitz nehmen."

Zum Schlusse wollen wir noch die Stelle anführen, wo von den Araberstämmen in der Umgegend die Rede ist, wobei wir bemerken, daß wir die Namen nach Capitän Haines Karte der Südküste Arabiens *) schreiben, indem sie in dem United Service Journal auf die gewöhnliche englische Weise geradbrecht sind. Als die Türken im Jahre 1630 Aden verloren, kam dieß in die Gewalt der Imame von Sana, aber im Jahre 1705 erklärten sich die umwohnenden Stämme unabhängig, und haben auch ihre Unabhängigkeit behauptet. Aden fiel in die Gewalt der zunächst wohnenden Abd Ali's, welche jedoch versprechen mußten, den ostwärts wohnenden Fudhli's einen Antheil von 365 Theresienthalern von den Zolleinkünften zu zahlen. Der Stamm der Abd Ali's zählt etwa 10,000 Menschen, von denen der Sultan von Lahadsch 2000 ins Feld stellen kann; letztere Stadt zählt etwa 3000 Einwohner, steht auf einer großen von Dattelpalmen und Gärten besetzten Ebene, die von den düstern Felsen Adens aus gesehen wie das gelobte Land erscheint. Viele Abd Ali's stehen im Dienste indischer Fürsten, die jedoch nur Städte-Araber nehmen, da die Beduinen nicht so geachtet sind; man trifft deßhalb häufig Leute, die das Hindustani sprechen und als Dolmetscher dienen können. Das Gebiet der Yaffai-Araber liegt südwestlich,**) das der Fudhli nordöstlich von den Abd Ali's. Der erstere Stamm hat an seine unruhigen Nachbarn, die Fudhli's, einen großen District Landes verloren, und kann nur noch 1500 Mann mit Luntenflinten stellen. Die Fudhli's (auch Auled Othman, Söhne Othmans genannt) besitzen einen Küstenstrich von etwa 70 Meilen; Suara mit 200 Häusern ist ihr Haupthafen. Der Stamm zählt 15,000 Menschen, worunter 4000 waffenfähige. Al Salih ist die Residenz ihres Sultans, 35 (engl.) Meilen von Aden. Die Urladschi, östlich von den Fudhli's, sind ein mächtiger Stamm, der 7 bis 8000 Waffenfähige zählen soll; Haudha ist ihre Hauptstadt. Der kleine Stamm der Akrabis, (600 Menschen, 180 Waffenfähige), bewohnen etwa 20 Quadratmeilen an der Nordseite der westlichen Bay von Aden; sie waren stets freundlich gegen die Engländer gesinnt. Die Hauscherbis, nördlich von den Abd Ali's, sind nicht sehr mächtig. Die Subeihis, westlich von Aden gegen Mokka hin, sind ein wandernder Räuberstamm ohne Städte und Dörfer. Im Charakter sind diese Araberstämme einander ziemlich gleich: verrätherisch, grausam und geldgierig, keiner traut seinem Nachbar ohne hinreichende Sicherheit. Dagegen muß man sagen, daß sie tapfer, stolz und keineswegs so kurchtisch wie sonst Asiaten sind. Sie sind von schmächtigem Körperbau, zeigen aber viel Muskelkraft und Gewandtheit, und können große Strapazen ertragen. Die Engländer halten sich bis jetzt bloß auf die Defensive gegen dieselben, da sie fürchten müssen, daß sämmtliche Araber sich gegen sie vereinigen. Man behauptet, der englische politische Agent in Aden habe positive Beweise erhalten, daß Mehemed Ali diese Stämme gegen die Engländer aufgereizt habe. Einer Uebereinkunft zwischen Mehemed Ali und den Stämmen zufolge soll ersterer die Seeküste mit den Städten, also auch Aden erhalten, das Innere aber den alten Eigenthümern, den Arabern, verbleiben.

*) S. Journ. of the geogr. Society. Vol. IX Part. I.

**) Dieß ist nach Haines Karte falsch, denn diese setzt die Yaffai zwischen die Abd Ali und Fudhli, was auch den Verhältnissen angemessener ist.

Reiseskizzen aus dem Gouvernement Perm.

(Schluß des ersten Artikels.)

Das hiesige Gymnasium ist ziemlich groß für Perm: es sind 104 Schüler und 10 Angestellte und Lehrer darin. Hier ziehen auch die sogenannten Jermakswaffen (jermakowoje orushie) die Aufmerksamkeit auf sich. Sie bestehen aus einem großen eisernen Gewehr, 60 Pfund schwer, mit Schloß und hölzernem Schaft, aus zwei eisernen Kanonen von 2½ und 2 Arschinen Länge, aber mit so engen Mündungen, daß man sie mit Gewehrkugeln laden muß, endlich drittens aus einer Lunte. Das große Gewehr ist verziert mit eingeschlagenen, schuppenartigen Zierrathen und Damascirungen. Es liegen aber keine Beweise vor, daß dasselbe dem Eroberer Sibiriens gehört habe, denn es ist zu bemerken, daß Jermak vielfach im Andenken der Einwohner Perms lebt, und daß viele auf ihn bezügliche Sagen und Lieder sich noch jetzt erhalten haben. *) In Dörfern und

*) An einer Stelle am Ufer der Tschussowaja ist eine Anhöhe von etwa 20 Klafter Höhe und an derselben eine Höhle, oder richtiger gesagt, ein sehr tiefer Brunnen, der noch jetzt den Namen der Jermakshöhle führt. Die Sage erzählt, daß Jermak, der

Weitern findet man bei jedem wohlhabenden Bauern, bei jedem Geiſtlichen, ein Bild Jermaks, meiſt aus Eiſen; Jermak iſt abgebildet im Panzer, manchmal auch im Helm, mit einer goldenen Medaille auf der Bruſt. Die Sibirier, die ihrem Helden wunderbare Thaten zuſchreiben, legen allen alten Gegenſtänden ſeinen Namen bei, und jeder, der eine alte Schlangenflinte hat, nennt ſie eine Jermaksflinte, und bietet alles Mögliche auf, um einen Fremden zu überzeugen, das alte Gewehr, das bei ihm im Staube vergraben liegt, habe ſich einſt in Jermaks Händen befunden, oder wenigſtens in den Händen eines ſeiner Gefährten. Obiges Gewehr, das ſich im Gymnaſiumsgebäude aufbewahrt findet, reicht wahrſcheinlich kaum über das Ende des 17ten Jahrhunderts hinauf, und befand ſich vermuthlich in einem der Oſtrogs oder Feſtungen, die im permiſchen Gouvernement zum Schutze gegen die Einfälle der Baſchkiren in Menge vorhanden waren.

Wir gedachten lange in Perm zu bleiben, und ich war ſehr erfreut, dieß merkwürdige Zwiſchenland zwiſchen Sibirien und Rußland kennen zu lernen, wo die Induſtrie faſt in allen Zweigen merkwürdige Fortſchritte gemacht hat, und die Natur und Einwohner von denen Rußlands ſo ſehr verſchieden ſind, und beſchloß mit einem meiner Bekannten einen Ausflug nach Tcherdyn zu machen; denn man hatte mir ſo viel von dieſem wilden Lande erzählt, daß ich nur lieber gleich aufgebrochen wäre.

Bis zur Mündung der Tſchuſſowaja zogen wir über Wieſen am Ufer der Kama, weil man eben den Weg über die Berge ausbeſſerte. Es war gerade Erntezeit, und ich hatte Gelegenheit, die hieſige Art des Heumachens zu beobachten, welche ſich von der in den innern Gouvernements Rußlands völlig unterſcheidet. Hier, wie im Gouvernement Wjatka, mäht man mit Gorbuſchen. Dieſe ſind länger als unſere Senſen, und werden auf einen ziemlich kurzen und krummen Stiel geſteckt. Um mit der Gorbuſche zu mähen, muß man ſich unaufhörlich bücken, was ſehr mühſam iſt, indeß können ſich hier die Bauern nicht an die ruſſiſchen Senſen gewöhnen, und behaupten, daß die Gorbuſchen das Heu viel raſcher und reiner abmähten, indem ſie das Gras an der Wurzel träfen, und kein Hälmchen entwiſche. Dieß iſt wahr, namentlich was die Schnelligkeit betrifft, weil die Gorbuſche weiter ausgreift.

Es begann zu dunkeln, die Luft war ruhig, und die Kama floß dahin, glatt wie ein Spiegel. Das entgegengeſetzte, mit pyramidalen Fichten bewachſene Ufer ſpiegelte ſich im Waſſer, und gab der Oberfläche des Stroms das Anſehen einer ungeheuren polirten Malachitmaſſe. Nebel deckte die Umgegend, und in dieſer grauen Atmoſphäre erſchienen die mächtigen Bäume noch rieſenhafter. Der Himmel war an einigen Stellen mit Wolken bedeckt, welche jeden Augenblick Farbe und Form veränderten; hie und da erglänzte ein Sternchen am Horizont und ſeine zitternden Strahlen funkelten auf dem Waſſer. Das Gemälde war köſtlich. Wir konnten uns nicht ſatt ſehen, und bemerkten kaum, daß wir uns dem Uebergangspunkte über die Tſchuſſowaja näherten, der eine halbe Werſt von der Mündung beim Dorfe Lewſchin ſich befindet.

Das Waſſer der Kama iſt viel ſchwärzer als das der Tſchuſſowaja, und ſelbſt das Eis läßt ſich unterſcheiden. An der Mündung iſt ihre Breite nur 80 Klafter, aber ihre Tiefe beträgt 7 Arſchinen. Ihr Lauf iſt etwa 550 Werſte, wovon 475 ſchiffbar ſind. Die Ufer der Tſchuſſowaja ſind durch ihre Steilheit bemerkenswerth, denn ſie bieten zwei weiße, 10 bis 20 Klafter hohe Kalkmauern dar. Zwiſchen dieſen ſtrömt die Tſchuſſowaja raſch dahin, und es kann nicht bloß keine menſchliche Kraft Fahrzeuge ſtromaufwärts bringen, ſondern auch abwärts iſt die Fahrt nur im Frühjahr bei vollem Waſſer möglich, da die reißende Strömung bald da, bald dort Untiefen erzeugt. Da ich viele Flüſſe des Kamagebiets ſah, ſo kann ich nicht umhin zu bemerken, daß alle an der linken Seite einfallenden Flüſſe reißender ſind, als die von der rechten. Der Grund iſt einleuchtend: das Rinnſal der Kama iſt in einem Thale, deſſen linke Seite der Ural und deſſen rechte Seite die in Vergleich mit dem Ural unbedeutenden Höhen im Gouv. Wjatka bilden. — Nachts kamen wir in das Hüttenwerk Polasna, das den HH. Laſarew gehört. Um den Verwalter bei Nachtzeit nicht zu wecken, hielten wir an einem beſondern Hauſe, das zur Aufnahme für reiſende Beamte beſtimmt iſt. Solche Häuſer finden ſich auf jedem Hüttenwerk, und hierin kann man, wenn man auch nur zur 14ten Claſſe *) gehört, wohnen und eſſen, ohne auch nur eine Kopeke zu bezahlen. Ich habe vergeſſen zu bemerken, daß wir auch die Vorſpanne auf den Hüttenwerken, zu denen wir kamen, nicht bezahlten. In Perm erhielten wir nämlich von allen Directoren oder Verwaltern Ausweiſe, auf deren Vorzeigen man uns allenthalben ohne die mindeſte Bezahlung Pferde lieferte. Der Preis, den die Directoren ſelbſt für jedes Pferd bezahlen, beträgt nur zwei Kopeken auf die Werſt, und ſo mäßig auch dieſer Preis erſcheint, ſo iſt er doch den hieſigen Bauern ſehr vortheilhaft.

Am andern Morgen beſuchten wir den Director, einen freundlichen Mann, deſſen Geſichtskreis aber nicht ſehr weit reichte, und deſſen Geſpräch, wie bei allen ſeinen Amtsbrüdern, ſich hauptſächlich um ſein Hüttenwerk drehte. Polasna, das 26 Werſte von Perm liegt, iſt erſt ſeit 1794 angelegt, und liefert jährlich 40 bis 65,000 Pud Eiſen, das hauptſächlich nach Niſchneinowgorod verſchifft wird; auch iſt eine Nagelfabrik damit verbunden, die etwa 200,000 Nägel liefert. In geringer Entfernung finden ſich Steinkohlen, die aber noch nicht benützt werden, da das Holz noch ſo wenig koſtet; indeß geht man im Gouvernement Perm, namentlich auf den Salzwerken, äußerſt verſchwenderiſch mit letzterem um. Bei Polasna findet ſich auch eine ſäuerliche Quelle, die dem Waſſer von Selters gleicht, aber noch nicht genau unterſucht iſt. Perm ſoll ſolcher Quellen überhaupt eine große Zahl beſitzen.

Am zweiten Tag verließen wir Polasna, und mußten kurz

in der Zauberei ſehr geſchickt geweſen, hier überwintert, ſeine Schätze hier verborgen und den Geiſtern geboten habe, ſie zu bewachen. Kecke Leute hätten ſchon verſucht, ſie zu holen, es ſey aber noch keinem gelungen.

*) Dieß iſt bekanntlich die niederſte Rangclaſſe in Rußland.

darauf eine bedeutende Höhe hinanfahren, von der man eine entzückende Aussicht hat. Rechts floß die Kama mit ihrem silbernen Gewässer, und das hohe, rechte Ufer mit seiner grünen Wiesenfläche schnitt scharf das Wasser vom Horizont ab; ganz in der Nähe erhob sich ein hoher, weißer Berg, dessen mächtige Felsen über das Thal hinein hingen und jeden Augenblick den Einsturz drohten. Rechts vor uns war ein öder Wald von Fichten, Roth- und Silbertannen, Lärchen und andern Nadelhölzern, aber nur selten stieß man auf eine junge Birke, oder eine zitternde Espe, die einsam, wie eine Waise, unter den ihr fremden Bäumen wuchs. Wir fuhren durch diesen Wald bald Berg auf, bald Berg ab, endlich stießen wir auf Lichtungen und kamen über feuchte Niederungen, wo Heu gemacht wurde, am Fuße eines großen Berges vorüber, der mauerartig sich über uns erhob. Er war mit schwarzen Fichten bedeckt, die sich zum Theil abwärts beugten, theils schon halb herabgestürzt waren und nur noch mit den Wurzeln hielten. Der Wind pfiff durch die Schluchten und Zweige, und sein dumpfes Geheul stimmte harmonisch zu der uns umgebenden Natur. Träg wand sich der Weg an diesem unheimlichen Berg vorüber, doch sobald wir ihn hinter uns hatten, erreichten wir die Koßwa.

Dieser Fluß ist außerordentlich reißend, noch mehr als die Tschussowaja: schon auf 100 Klafter hört man ihn über die Steine dahin brausen. Dieselben aus Kieseln und Sand zusammen geschwemmten Untiefen, wie in der Tschussowaja. Ufer und Boden sind übersäet mit rosenrothen, carmoisinrothen und grünen Kieseln, mit vielfarbigem Jaspis, Achaten und runden Quarzstücken. Die Koßwa ist, wo man übersetzt, nur 30 Klafter breit. Hier liegt am rechten Ufer ein ziemlich großes Dorf, Peremskoje, dessen Name an das alte Biarmien und Groß-Permien mahnt. Doch hievon später.

Unser Weg ging für dießmal nach Romanowo, wobei wir über die Jaiwa setzen mußten, deren Lauf ebenso reißend ist, als der der Koßwa. Der Weg führt hier nicht weit von dem sogenannten weißen oder Alabaster-Berg vorüber, dem die christlichen*) Umwohner nur mit abergläubischer Furcht sich nähern. So viel wir von unserm Postillon herausbrachten, hat man dort eine Höhle voll Knochen von Renn- und Elennthieren u. dgl. gefunden. Es sollen daselbst vor Alters die Wogulen ihren Göttern geopfert, das Fleisch verzehrt und die Knochen in jene Höhle zusammengeworfen haben. — Unter Gesprächen hierüber kamen wir an die Jaiwa, setzten über, und gelangten so nach Romanowo.

Chronik der Reisen.

Reise von Bangkok nach Pak-Phreek.

(Von dem Missionär Clemenceau der französischen geographischen Gesellschaft mitgetheilt.)

Diese Reise wird gewöhnlich in Barken unternommen, und dauert, je nach der Jahreszeit, in der sie unternommen wird, acht Tage bis einen Monat. Während der regnerischen Jahreszeit sind die Flüsse sehr reißend, und man kann nur mit Mühe aufwärts fahren. Sobald man über Bangkok hinauskommt, stößt man auf einen großen Canal, der westlich nach einem bedeutenden Flusse Mee-nam-taschin führt, welcher in den Obersiam von Ava scheidenden Gebirgen entspringt. An dem Punkte, wo der Canal sich mit dem Flusse vereinigt, liegt eine kleine Stadt, Namens Mahanai, welche Wälle und eine kleine Festung hat; die meisten Einwohner sind Chinesen. Fährt man den Taschin 20 Lieues weit hinauf, so kommt man in einen District Namens Lakankeß, der durch seine Zuckerrohrpflanzungen berühmt ist. Auch hier wohnen fast nur Chinesen, die überhaupt in dem ganzen, von dem Taschin bewässerten Lande sehr zahlreich sind. Der Mee-Khlug mündet sich in geringer Entfernung von der Stadt in den Golf von Siam. Fährt man ins Meer hinaus, und folgt man der Südwestküste des Golfs, so kommt man bald in eine siamesische Stadt, wo gleichfalls Chinesen in Menge sich finden.

Von Mee-Khlug nach Pak-Phreek braucht man nicht weniger als acht Tage, um den Fluß hinaufzukommen, wenn man auch vom Morgen bis zum Abend rudert. In den ersten Tagen trifft man viele Wohnungen und drei beträchtliche Orte, von denen einer den Namen einer Stadt führt. Im ersten wohnen viele Chinesen, meist lauter Freimaurer, so wie eine Menge Diebe. Eine Tagereise von Mee-Khlug liegt Napri, sonst Noraburi, die königliche Stadt, genannt. Diese früher berühmte Stadt wurde während der Kriege zwischen den Siamesen und Birmanen mehrfach geplündert, wie das ganze umliegende Land. Sie ist gut befestigt, hat aber wenig Einwohner. Die Chinesen sind in der ganzen fruchtbaren Provinz sehr verbreitet. Eine Tagereise von Napri ist ein ziemlich bedeutender Ort, Namens Rothiram, dessen Einwohner fast lauter Chinesen sind, und sich mit dem Anbau von Tabak und Baumwolle beschäftigen. Von diesem Orte bis Pak-Phreek, wohin es noch eine Tagereise ist, findet man nichts Bemerkenswerthes: die Wohnungen sind in großen Entfernungen von einander, der Fluß ist minder tief und viel reißender, seine Ufer sehr hoch und mit unermeßlichen Wäldern bedeckt, worin Tiger in Menge hausen. Um sich gegen diese Thiere zu schützen, decken die Chinesen, welche den Handel auf diesem Flusse treiben, ihre Barken fast ganz, und schließen sie an beiden Enden.

Die Stadt Pak-Phreek hat gute Wälle aus Backsteinen; sie hat auf dem linken Ufer des Mee-Khlug eine schöne Lage, aber in einer gewissen Jahreszeit ist die Luft wegen der Nachbarschaft der Berge sehr ungesund. Der Fluß der Karier(?), so genannt, weil dieß Volk in großer Anzahl an seinen Ufern verbreitet ist und derselbe in ihren Bergen entspringt, fällt der Stadt gegenüber in den Mee-Khlug.

Miscellen.

Wasservertheilung in Paris. Man beabsichtigt an der Seine zwischen dem Pont au Change und dem Pont de la Cité vier oder sechs Turbinen einzurichten, welche das Wasser nach allen Quartieren der Hauptstadt leiten würden. Man schätzt die Ausgabe auf 15 Millionen Franken. (Franz. Bl.)

Themseschifffahrt. Man berechnet das in der Themseschifffahrt vermittelst Dampf steckende Capital auf 5 Millionen Pfd. St. Der Dienst wird durch 15 Dampfschiffe betrieben. (Engl. Bl.)

*) Kretschtschenyi, getauft, so nennt man dort häufig die Russen im Gegensatz gegen die lautesteingebornen Finnen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Mai.)

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1840.

Das brittische Colonialreich.

Als im Jahre 1770 die Angelegenheiten der nordamerikanischen Colonien die Aufmerksamkeit des englischen Parlaments wegen der steigenden Widersetzlichkeit der erstern in hohem Grade in Anspruch nahmen, und nun der Schritt geschah, diese Colonien durch das Parlament besteuern zu wollen, brauchte der Redner der Regierung den Ausdruck: „nun werden doch wohl diese durch unsere Sorgfalt groß gezogenen Colonien sich nicht länger sträuben wollen, einen Theil der Lasten auf sich zu nehmen, die wir uns auferlegt haben, um sie zu schützen und groß zu ziehen.“ Damals trat ein Redner der Opposition auf und sagte: „diese Colonien sollen groß gezogen worden seyn durch euré Sorgfalt? nein, sie wuchsen durch eure Vernachlässigung auf; sobald ihr euch um sie bekümmertet, geschah es nur, um Leute hinzuschicken, die sich von ihrem Schweiße nähren sollten.“ Seit 70 Jahren hat sich Manches in dem Colonialwesen der Engländer geändert, dieser Stand der Dinge ist aber wesentlich derselbe geblieben. Die Colonien sind im Durchschnitt bei der Vernachlässigung von Seite des Mutterlandes besser gefahren, als bei dessen vorsorglichem Einschreiten. Dieß ist freilich nur bis zu einem gewissen Sinne wahr, denn in allen Colonien gibt es Beschwerden, denen die Colonisten unmöglich selbst abhelfen können, und wenn sie nach England sich wenden, so stoßen sie auf Gleichgültigkeit und Unwissenheit. Die Colonial Gazette ist voll von Klagen über diesen Gegenstand, und die Specialitäten, die in derselben aufgeführt werden, lassen einen Einblick in die Zustände der englischen Colonialverhältnisse thun, der zu dem Ausspruch berechtigt: England stehe am Anfang der Periode, wie sie für Tyrus, für Portugal und für Holland seiner Zeit gekommen ist, wo dem Mutterlande die Kraft ausgeht, die unmäßig angewachsenen Colonien ferner zu beherrschen und zu schützen. Wir sehen hier von Ostindien ganz ab, das ein eigenes, mit England bloß zufällig verbundenes Reich bildet, und haben nur diejenigen Theile des Colonialreichs im Auge, welche als Colonisationsländer England besonders interessiren. Könnte dieß Land alle seine Colonien in Nordamerika, Westindien, Südafrika und Australien alle ohne weiteres frei und unabhängig sprechen, und nur Handelsverträge mit ihnen schließen, so würde wahrscheinlich für England ein pecuniärer Vortheil herauskommen, aber England kann dieß weder um seiner selbst, noch um seiner Colonien willen wünschen. Ueberläßt es Canada sich selbst, so muß dieß Land nothwendig in Zeit von 10 Jahren um seiner eigenen Erhaltung willen an die Vereinigten Staaten sich anschließen, und so den Nebenbuhler des englischen Handels und der englischen Seemacht verstärken. Wollte es Westindien aufgeben, so würden diese Inseln nicht erst in den nächsten zehn Jahren, sondern gleich im ersten Jahre an Nordamerika sich anschließen, und Englands Handel nach Westindien wäre zu drei Viertheilen vernichtet, abgesehen davon, daß der Schritt der Emancipation sich nicht mehr zurückthun ließe, und ohne englische Truppen wahrscheinlich der Kampf der weißen und schwarzen Race alsbald begönne. Würde das Cap sich selbst überlassen, so würden dort die Engländer ganz beseitigt, zwischen der holländischen und der eingebornen Bevölkerung bräche bald der Kampf der Racen aus, und die ersten würden eine Stütze an ihrem eigentlichen Mutterlande, an Holland, suchen. Eine Emancipation von Neusüdwales und Vandiemensland würde der Verbrecherbevölkerung und ihren Nachkommen unfehlbar das Uebergewicht in die Hand geben, die andern Colonien aber, wie Südaustralien und Australia Felix, sind noch zu schwach, um selbstständig zu seyn, und auch den leichtesten feindlichen Angriff zurückzuweisen. So sind alle diese Colonien noch an England geheftet, und eine Emancipation liegt, etwa die Colonien in Nordamerika ausgenommen, in einer sehr fernen Zukunft.

Doch nicht bloß die genannten Umstände verknüpfen jetzt noch das Mutterland und die Colonien, ein noch specielleres Interesse macht sie einander gegenseitig nothwendig: im Mutterlande ist Ueberfluß an Arbeit und an Capital, die Concurrenz der Capitalien ist in eine wahre wilde Jagd ausgeartet, und die Concurrenz der Arbeiter hat zu mannichfachem Elend geführt. In den Colonien dagegen ist Mangel an Capital und Arbeit. Das Mutterland kann beides liefern, und es handelt sich nur darum, den Austausch auf eine beiden vortheilhafte Art zu bewerkstelligen. So einfach diese Sache scheint, so verwickelt wird sie

durch die besondern Verhältnisse der einzelnen Colonien. Die englische Regierung oder vielmehr die Bureaux des Colonialamts sind noch gewohnt, die Colonien nach Willkür zu verwalten, und diese Willkür wird noch überdieß mit dem Siegel des strengsten Geheimnisses bedeckt, so daß von der Colonialverwaltung nur sehr wenig zur öffentlichen Kunde gelangt, so sehr auch das Land im Allgemeinen bei der öffentlichen Behandlung dieser Angelegenheiten interessirt ist. Die canadischen Angelegenheiten hatten seit 20 Jahren das Ministerium mannichfach beschäftigt, einzelne Stimmen der Unzufriedenen waren auch ins Publicum gedrungen; wäre aber nicht endlich eine Revolution daselbst ausgebrochen, so hätte sich die Angelegenheit, wenn kein äußerer Krieg dazu kam, noch 20 Jahre ohne sonderliche Beachtung hingeschleppt.

Aus diesen Gründen werden namentlich zwei Dinge gefordert: Oeffentlichkeit aller vom Colonialamt erlassenen Gesetze und Verantwortlichkeit der Colonialregierungen. Wären Parlament und Regierung hinreichend unterrichtet über die Colonialangelegenheiten, so würde die halbe Session des erstern durch diese Gegenstände in Anspruch genommen, aber der Colonien wird in den Thronreden kaum erwähnt, außer in Fällen der dringendsten Noth oder gar nur, wenn der Gegenstand die Parteien des Mutterlandes lebhaft interessirt. Die Angelegenheiten des Caps, die Auswanderung der Boers, denen, wenn es ihnen gut geht, höchst wahrscheinlich noch der größte Theil der übrigen holländischen Bevölkerung nachfolgt, sind nie Gegenstand einer Parlamentsdebatte gewesen, und als das Parlament auf den Antrag der Minister im vorigen Jahre sich mit der Angelegenheit von Jamaica befaßte, machte sich die Opposition eine Waffe daraus, um das Ministerium in Verlegenheit zu setzen, und die Folge war, nicht etwa ein Rücktritt des Ministeriums, sondern eine veränderte, und höchst wahrscheinlich verderbliche (S. Nr. 64 v. d. J.) Richtung des Verfahrens in der Streitfrage zwischen Pflanzern und Negern. Fordert ein Minister das Parlament auf, eine gesetzliche Acte für eine Colonie zu erlassen, so verlangt er in der Regel nur, daß man die Krone, d. h. das Colonialamt, ermächtige, die entsprechenden Verordnungen zu erlassen. Und auch dieß geschieht nur in Fällen, wo man die in Colonialangelegenheiten sehr weit gehende Prärogative der Krone nicht für hinreichend erachtet. In allen andern Fällen, und deren ist die bei weitem größte Zahl, wird das Parlament gar nicht beigezogen, und das Colonialamt erläßt Verordnungen oder erläßt sie nicht, gerade wie es ihm gefällt, ohne sich jemals auf Gründe dafür oder dawider einzulassen. Dazu kommt noch der häufige Wechsel der Colonialminister,*) so daß es dem jeweiligen Chef dieses Ministeriums gar nicht möglich ist, sich mit den Details seiner Amtsgeschäfte bekannt zu machen und die genannten Verordnungen somit in der Regel das Werk ziemlich untergeordneter Beamten sind, bei denen gar leicht ein Bureauschlendrian eintritt, welcher bei der großen Entfernung der meisten Colonien doppelt und dreifach verderblich wirken muß. Als Abhülfsmittel gegen diesen Mißbrauch hat man vorgeschlagen, daß alle gesetzgebenden Verordnungen des Colonialamts, nämlich solche, wie sie das Parlament für England abfaßt und auch für die Colonien abfassen würde, wenn es die nöthigen Kenntnisse und die Zeit dazu hätte — unverweilt beiden Häusern des Parlaments mitgetheilt würden, so daß sie Gegenstand der öffentlichen Besprechung werden könnten.

Der zweite Punkt ist die Verantwortlichkeit der Colonialregierungen den gesetzgebenden Versammlungen der Colonien gegenüber. Dieß ist ein äußerst häklicher Punkt, der in einzelnen Colonien kaum besiegbare Schwierigkeiten darbieten möchte. Durham hat eine solche Einrichtung für Canada vorgeschlagen: sie besteht einfach darin, daß die Regierung des Mutterlandes den Gouverneur ernennt, dieser aber seine Minister oder Räthe aus der Majorität der gesetzgebenden Versammlung der Colonie wählt, gerade wie dieß in England mit dem Parlament der Fall ist, dessen Majorität über das Daseyn der Ministerien entscheidet. Es wäre allenfalls auch nicht schwer, die Gränzlinie zu ziehen zwischen denjenigen Gegenständen, welche das Colonialparlament verwerfen darf oder nicht. Es hätte keine Macht über den Gouverneur, der durch eine hinreichende Besoldung unabhängig gestellt wäre; es hätte keine Gewalt über die englischen Truppen in der Colonie; es könnte keinen Zollbeamten der Colonie absetzen, da diese von der Zolladministration in England ernannt wären, aber es hätte völlig freie Hand hinsichtlich der Verwaltung im Innern. In Canada hätte, wie gesagt, die Einführung einer solchen verantwortlichen Regierung nur geringe Schwierigkeit, und Hr. Poulett Thompson scheint auch mit allen Vorbereitungsmaaßregeln dazu beauftragt zu seyn; aber in Westindien, auf dem Cap und in Australien bieten sich die ernstlichsten Hindernisse dar.

Das Zerwürfniß zwischen der gesetzgebenden Versammlung in Jamaica, das hier als der Repräsentant sämmtlicher englisch-westindischer Inseln gelten kann, haben wir schon öfters erwähnt. Sie ist gewählt von den Pflanzern und andern Weißen, die ungefähr den Negern gegenüber in derselben Lage sind; die Versammlung ist demnach ganz im Interesse der Pflanzer und den Negern feindlich, selbst die Emancipation mußte ihr abgenöthigt werden, und alle ihre spätern Schritte zielten nur dahin ab, die Sklaverei, die man dem Namen nach nicht mehr behaupten konnte, wenigstens noch indirect der Sache nach aufrecht zu erhalten. Zu dem Ende griff die Assembly von Jamaica gerade zu denselben Mitteln, wie einst die französischen Republicaner: man suchte die Neger durch unmäßig strenge Gesetze und erschwerte Ansiedlung auf kleinen Grundstücken zum Verbleiben auf den großen Pflanzungen zu nöthigen. Wegen dieses Bestrebens zerfiel der vorige Gouverneur von Jamaica gänzlich mit der Assembly, und weil das Ministerium des Mutterlandes fürchtete, auf diese Weise die Früchte der ganzen Emancipationsmaaßregel zu verlieren, und den Krieg zwischen den Racen allmählich ausbrechen zu sehen, so wollte es die ganze Verfassung von Jamaica auf fünf Jahre suspendiren, um in der Zwischenzeit so viele Neger und Farbige zu eigenem Besitz gelangen zu lassen, daß sie einen bedeutenden Theil der Wähler bildeten, und sich dann durch ihre Repräsentanten

*) Seit 1827 waren es ihrer zehn.

in der Assembly selbst schützen und vertheidigen könnten. Unglücklicherweise aber benützten die Parteien im Mutterlande diese streitige Frage als Waffe, um ihre Gegner aus dem Sattel zu heben, das Ministerium mußte sein Benehmen ändern, und schickte einen Gouverneur hin, der sich mehr auf die Seite der Pflanzer hielt, was aber die Schwierigkeit keineswegs löste, sondern vermehrte: je mehr man die Neger indirect zum Arbeiten auf den Zuckerplantagen zwingen will, desto weniger zeigen sie sich geneigt dazu; dadurch wird das Land werthloser, und die Neger benützen dieß, um sich selbst anzukaufen. Auf diese Weise werden der Hände, die um Lohn für andere arbeiten wollen, immer weniger, und die weiße Classe, welche noch immer die Repräsentanten wählt, immer unzufriedener. Die Regierung muß nothwendig mit ihrer Macht zwischen den Weißen und Schwarzen vermittelnd eintreten, und kann somit nicht die gesetzgebende Versammlung der Weißen nach Gefallen walten lassen. Hier hat also das beliebte System, die Colonien durch Regierungen verwalten zu lassen, welche den Assemblies verantwortlich wären, eine bedeutende Lücke, denn es würde rein zum Unsinn.

Kaum geringer möchten sich die Hindernisse auf dem Cap gestalten, wo es sich nicht bloß um verantwortliche Regierung, sondern sogar noch um Einführung der repräsentativen handelt. Aber wie soll dieß geschehen? Wer will das Verhältniß zwischen Engländern, Holländern und Eingebornen festsetzen? Will man die letztern ganz ausschließen? Keine Colonie erfordert dringender eine Gesetzgebung von Seite des Reichsparlaments, aber hier liegt der Knoten in den Fragen: was ist das Verhältniß zwischen den weißen und farbigen Racen, zwischen Holländern und Engländern, und welche Form könnte man auch nur einer repräsentativen Verfassung geben? Kaum besser, ja in mancher Beziehung schlimmer sieht es in Australien, in Neusüdwales und Vandiemensland, aus. Welchen Grad von politischer Macht will man in die Hände der Verbrecher und ihrer oft nicht bessern Nachkommen legen? Wo will man die Gränze ziehen, jenseits deren keine politischen Rechte mehr statt finden? Das sind Fragen, die wohl keiner leichthin sich zu beantworten getrauen wird, deren Beantwortung vielmehr nur erst angebahnt ist durch die jetzt ausgesprochene Absicht, das Deportationssystem aufzugeben. Die Colonial Gazette macht hierüber die Bemerkung: „die feindlichen Factionen der „Freien" und „Emancipisten," welche aus dem System der Deportation hervorgegangen sind, und hinsichtlich der Bitterkeit ihres gegenseitigen Hasses den Franzosen und Engländern in Niedercanada gleichen, werden bald aufhören, die Colonie zu zerreißen, und sie untauglich zu freien Institutionen zu machen." Bis jetzt also noch muß man sie als untauglich hiezu ansehen, und die Einführung einer Repräsentativregierung und in noch höherem Maaße einer verantwortlichen Regierung ist fürs erste noch ein Unding. Die Panacee also, die man vorgeschlagen, paßt für den Augenblick nur für Canada, nicht für Westindien und nicht für das Cap und Australien.

(Schluß folgt.)

Die Daiaks in Borneo.

Ein Beitrag zu ihren Sitten und Gebräuchen.

Die Daiaks in Borneo bilden unstreitig den zahlreichsten Volksstamm im asiatischen Archipel. Sie verbreiten sich über den größten Theil von Borneo und Celebes, und ihre Stämme sind so verschieden, daß man in jedem Flußgebiete auf fremdem Boden wandelt. Von einer Landschaft zur andern besteht hier kein freundlicher Verkehr, keine theilnehmende Annäherung; Raub und Tod sind die Losungsworte der verwilderten Menschheit. An jeder Stromesmündung liegen Feinde in den mächtigen Rohrgewächsen verborgen, und harren auf Beute, wie das Krokodil dieses unwirthbaren Landes. Jeder Fluß hat seinen Gebieter (Radscha), und große Flüsse haben mehrere. In diesem Fall sind sie unter Einem Haupte vereinigt. Unter dem Radscha von Wahguh stehen siebzig untergeordnete Häuptlinge; unter jenem von Sedgen zählt man fünfzig, und das Oberhaupt von Selgi gebietet über 140 angestammte kleinere Herrscher. Selgi ist ein großes Gebiet, zählt aber nur etwa 150,000 Seelen, welche mit eiserner Hand geführt und in drei Classen getheilt werden. Die erste Classe besteht aus den auserlesensten Kriegern, welche besondere Zeichen tragen und große Vorrechte genießen. Die zweite Classe verfertigt Waffen, nämlich Streitärte, Speere, Schilde, Pfeilröhren und Pfeile, und die dritte ist mit dem Reisbau, der Verfertigung von Kriegskleidern und Zierrathen für die Weiber beschäftigt. Der Radscha von Selgi hat siebzehn Frauen, welche sämmtlich Töchter der untergeordneten Häuptlinge sind. Er selbst und seine beiden Söhne sind außerordentlich kriegslustig; nur im Blute finden sie Gefallen. Im Jahre 1838 widmeten sie drei Monate der Zerstörung fremder Gebiete. Siebzehn Dörfer wurden vernichtet, die Männer und alten Weiber erschlagen, Mädchen und Kinder gefangen genommen. Vierzig Kriegsboote, jedes 95 Fuß lang und mit 10 bis 80 Mann bewaffnet, zogen aus; ihre Absicht war auf Männerschädel und Sklaven gerichtet. Hundert und dreizehn Mädchen, zweihundert Kinder und siebenhundert Schädel waren die Früchte ihrer Thaten. Die Kriegsboote sind dieselben, wie bei den Neu-Seeländern, und werden aus Einem Baumstamme gehauen. Für den Radscha und seine Weiber wird ein besonderes Boot bestimmt, das 105 Fuß lang ist. Die Zahl der Krieger bestimmt die Zahl der Ruder, und ihre Geschwindigkeit bei der Thalfahrt ist so groß, daß sie 3 bis 4 Meilen in Einer Stunde zurücklegen.

Auf ihren Streifzügen legen die Daiaks die größte Beharrlichkeit zu Tage. Kundschaft zu neuen Raubzügen ziehen sie von den gefangenen Weibern ein, die dem Sieger bald ergeben sind, und die Lage anderer Dörfer verrathen. Wenn sie auf einen Zug ausgehen, werden ihre Boote nie bei Tage auf dem Flusse gesehen. Eine halbe Stunde, nachdem es dunkel geworden, reisen sie ab, und rudern in der größten Stille pfeilschnell am Ufer entlang. Ein Boot folgt nahe am andern, und die Ruderstiele werden mit zarter Baumrinde umwickelt, damit kein Laut hörbar wird. So geht es die ganze Nacht rasch vorwärts. Eine halbe Stunde vor Tagesanbruch werden die Boote an dichtbeschatteter Stelle aufs Land gezogen, und hinter dem Gesträuche versteckt, damit man vom Flusse aus nichts von ihnen sehen kann. Hier, im Schatten dichtbelaubter Bäume, wird geschlafen; Affen und Schlangen dienen zur Nahrung. Sind diese Dinge nicht zu haben, so essen sie wilde Früchte und Kräuter, und sollte der Radscha Lust nach Fleisch bekommen, so wird einer von den Kriegern aufgezehrt, dessen Schädel zur ersten

Zierde des Streifzugs dient. Während ein Theil der Räuberhorde mit Kochen und der Jagd beschäftigt ist, schwingt sich der andere auf die höchsten Bäume, um das Land zu erspähen, und wo in weiter Ferne Rauch bemerkt wird, da liegt eine einzelne Wohnung oder ein Dorf (Campong).

Sogleich werden Anstalten zu einem nächtlichen Ueberfalle getroffen. Die Boote werden in Bereitschaft gesetzt, und nähern sich bis auf eine halbe Stunde ihren Schlachtopfern. Ein Theil der Bande zieht zu Lande durch das Gesträuch, und kommt in dunkler Nacht in der Nähe des Dorfes an, wo jeder Fußpfad besetzt wird. Um dieselbe Zeit erscheinen auch die Boote auf der Flußseite im Angesichte des Dorfes. Hier werden die Kriegskleider angelegt, und eine Stunde vor Tagesanbruch wird auf allen Vieren dem Dorfe entgegengekrochen. Alle Streiter ziehen aus, mit Ausnahme von zwei, welche in jedem Boote zurückbleiben, und zwölf Mann, die zur Bewachung der Weiber bestimmt sind. Zwanzig Minuten vor Tagesanbruch werden brennende Pechkugeln (damar) auf die blätternen Dächer der Häuser geschleudert, und sobald der Brand auflodert, wird das Kriegsgeschrei erhoben. Die fliehenden Bewohner, von allen Seiten eingeschlossen, rennen ihren Mördern in die Hände. Die Männer werden mit Speeren durchstochen oder fallen unter den Streichen der Aexte. Weiber und Kinder wollen in das Waldgesträuch entfliehen, finden aber dort ihre Widersacher und gerathen in Gefangenschaft. Nicht eine lebendige Seele darf entwischen, damit keine Kunde nach andern Dörfern gelange. Wenn der Tag am Himmel graut, lodern die Flammen hoch auf, und die Streitärte triefen in jeder Richtung von Blut. So lange der Mond die Nächte bescheint, liegen diese Räuber in den Wäldern verborgen; das Höllenwerk wird nur in der Dunkelheit vollzogen. Starke Regengüsse, ehe die Arbeit beginnt, sind ihnen zuwider, weil die Häuser langsamer sich entzünden; aber ein leichter Schauer wird gewünscht, weil er auf den blätternen Dächern rasselt, und die Bewohner, besonders gegen den Morgen, in tiefern Schlaf versenkt. Sobald keine männliche Seele mehr athmet und die Weiber und Kinder zusammengetrieben sind, werden die alten Frauen geschlachtet, die Männerköpfe gesammelt und das Hirn aus den Schädeln genommen, welches über Feuer geräuchert und getrocknet wird. Schädel — nur Schädel wollen sie haben; alles Uebrige ist Nebensache. Die gefangenen Weiber und Kinder gehören dem Radscha, und von 700 Schädeln bekam Seligi und seine Söhne 250 Stücke. Die ganze Bande verzehrt Menschenfleisch; doch sind einige Mitglieder darunter, die es bloß bei gewissen Festlichkeiten genießen wollen, z. B. bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten oder Leichenbegängnissen. Darum muß jeder Festtag einen neuen Schädel bringen, ohne welchen keine Fröhlichkeit möglich ist. Alle Krankheiten, besonders aber die Pocken, schreiben sie einem bösen Geiste zu, den nur ein Menschenkopf besänftigen kann. Wenn ein Dajak viele Schädel erbeutet hat, ist er stolz wie ein Radscha, und mit Selbstgefühl tritt er vor seinen Gebieter; ist er aber nicht glücklich gewesen, verkriecht er sich vor seinen Genossen.

Der Kriegerstamm der Dajaks ist ausgezeichnet durch körperliche Schönheit, Gewandtheit und Muth. Von einem Aste zum andern schwingen sie sich vom Boden hinweg mit der Hand auf den Gipfel eines Baumes, und schnell wie der Blitzstrahl schleudern sie sich herab. Ohne sich zu beschädigen, verstehen sie es so geschickt auf die untersten Aeste zu fallen, daß sie mit einem Sprunge wieder auf dem Boden stehen. Mitten in den reißendsten Strömungen schwimmen sie mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, fallen im Wasser die Krokodile an und erlegen sie mit ihren Aexten. Wenn ein Boot bei Nacht den Fluß herabfährt, werfen sie sich einige hundert Fuß höher ins Wasser, schwimmen darunter fort, bis sie ihre Beute erreicht haben, tauchen dann schnell auf, fassen den Gegner bei den Haaren, und mit Einem Schlage bleibt der Kopf in den Händen. Die Kleidung der Krieger wird aus wilden Thierhäuten gemacht. Jene des Radscha besteht aus Tigerfellen, die übrigen tragen schwarze Bärenhäute. Brust und Rücken werden damit gedeckt; die Arme bleiben frei. Auf dem Kopfe haben sie zur Bedeckung einen wunderbaren Helm, welcher auf sehr künstliche Weise von Bambusholz gemacht ist und von keinem Pfeile durchbohrt wird. Ueberdieß ist jeder Krieger mit einem leichten, hölzernen Schilde versehen, welcher mit einem Felle überzogen wird. Diese Schilde sind gewöhnlich fünf Fuß hoch und zwei Fuß breit, nach innen gebogen und werden am linken Arme getragen. Wenn Häuptlinge sich bekämpfen, werfen sie die Schilde weg, scharmützeln zuerst mit Pfeilen, und kommen zuletzt ins Handgemenge. Ueberraschung ist ihr Zweck; aber beide Kämpfer sind verschmitzt, und nicht leicht gelingt der Anschlag. Solche Zweikämpfe sind gräßlich. Furcht kennen sie nicht; nur wenn einer der beiden Streiter in Stücke gehauen ist, hört der Kampf auf. Kein Europäer kann sich mit ihnen messen; kaum ein gewandter Fechter kann ihren Streichen sich entziehen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Hawkshaw über fossiles Holz. Hawkshaw las in der geologischen Gesellschaft in London ein Memoire über fossile Bäume, die man bei den Ausgrabungen der Eisenbahn von Manchester nach Bolton gefunden hatte, und stellt die Ansicht auf, das Holz sey auf dem Boden gewachsen, wo man es fand. Die rasche Zerstörung der Dikotyledonen in den tropischen Gegenden kurz nach ihrer Fällung macht es ihm wahrscheinlich, daß die ungeheuren fossilen Bäume, die man im kohlenführenden Terrain findet, dem Umstande zuzuschreiben sind, daß nach der Zerstörung ihres Innern sie sich mit neuen Niederschlägen füllten. Die Geologen betrachten sie mit Unrecht als Fossilien von Monokotyledonen. In den tropischen Wäldern von Venezuela zwischen 8° und 10° N. B. sah Hawkshaw, wie wenige Monate hinreichten, um die größten Dikotyledonenstämme im Innern zu zerstören, namentlich in den niedern Wäldern an der Küste. Aehnliches sieht man äußerst selten bei den Monokotyledonen. Die niedern Striche, wo die Zerstörung am schnellsten ist, haben einen weichen, tiefen und feuchten Boden, wo der Bambus z. B. zwischen den Bäumen wächst. Hawkshaw sagt, daß sie häufig überschwemmt werden, und erklärt somit, wie die Kohlenschichten, die sich bilden müssen, wenige Spuren von Dikotyledonenpflanzen enthalten, und nur hohle, fossile Bäume darbieten. Er zieht daraus den Schluß, daß die Abwesenheit von Dikotyledonenpflanzen in den Kohlenschichten nicht beweist, daß die Bäume ursprünglich hohl waren, und daß sie wohl aus den obenangeführten Gründen hohl geworden seyn können. (Athenäum vom 4 April.)

Temperatur des algierischen Küstenlandes. Die gelehrte Commission unter Bory de St. Vincent hat ihre ersten Nachrichten aus Algier mitgetheilt; man ersieht daraus unter Anderm, daß das Küstenland den Winter über stets eine mittlere Temperatur von 11° bis 12° (Centigrad?) hatte, wobei die Vegetation prachtvoll war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1840.

Ferdinand Jose Artigas *)

war zu Montevideo, der Hauptstadt der Banda Oriental, um das Jahr 1766 geboren. Sein Vater besaß einiges Grundeigenthum in der Nähe dieser Stadt, und gehörte zu der Classe der Haciendados, welche man ziemlich richtig mit dem Namen Landedelleute übersetzt hat. Die literarischen Kenntnisse, welche der junge Artigas erwarb, mochten so ziemlich dieselben seyn, wie die der bessern Classe seiner Landsleute, und hauptsächlich im Lesen und Schreiben bestanden haben, obwohl Einige behaupten, er habe diese Kenntnisse erst in spätern Jahren erworben. Dagegen machte er schon früher große Fortschritte in allen den Künsten, die ihn befähigen konnten, dereinst das Haupt der wilden Bewohner der Pampas zu werden, nämlich im Reiten, der Aufsicht über die Heerden und im Handel mit Häuten im Verein mit bewaffneten Schmuggelbanden, Contrabandistas, einer höchst verwegenen Menschenclasse. **) Sie waren die ächten Landfilibustier, eben so furchtlos und eben so keck in ihren nicht minder umfassenden Unternehmungen.

Wie in Nordamerika Frankreich und England einander gegenüber standen, so waren Spanien und Portugal Rivalen in der neuen wie in der alten Welt. Der Haß der Mutterländer theilte sich den Colonien mit, und verwickelte sie in unaufhörliche Kämpfe, namentlich über die Gränzen beider Reiche ostwärts vom La Plata. Die Banda Oriental, jetzt ein unabhängiger Staat zwischen der La-Plata-Republik und dem brasilianischen Reiche, war damals schwach bevölkert, und bot den Portugiesen eine gute Gelegenheit zur Einrichtung eines Schmuggelhandels dar, wobei portugiesische Waaren gegen spanische ausgetauscht wurden. Dieser Schmuggelhandel ging so weit, daß der ordentliche und gesetzmäßige Handel beinahe vernichtet wurde. So keck waren diese räubermäßigen Kaufleute geworden, daß sie den Handel oft mit dem Säbel in der Faust abmachten, und beim geringsten Vorwand ihre Käufe mit Blut besiegelten. Häufiger Verkehr mit solchen Leuten und eine vorherrschende Neigung zu einem zügellosen, umherschweifenden Leben veranlaßten Artigas frühzeitig, sich nicht nur der elterlichen, sondern auch der bürgerlichen Obergewalt zu entschlagen. Er begann seine Laufbahn, indem er räuberische Ausflüge mit diesen bewaffneten Schaaren unternahm; der Erfolg machte ihn kecker, und bald wurde er der Schrecken der Provinz. Localkenntniß dieses wilden, pfadlosen Landes war eine unerläßliche Bedingung eines guten Erfolges in diesem Schmuggelhandel, und hierin zeichnete sich Artigas bald vor seinen Gefährten eben so sehr aus als in Gewandtheit und Körperstärke, in Reitkunst, unbezwinglichem Muth und Ausdauer, so wie in geistiger Ueberlegenheit, die allen seinen andern Vorzügen erst den vollen Werth verlieh. Die Gewalt, welche er über seine rohen Genossen übte, war unwiderstehlich, jede Gelegenheit erwies seine Tauglichkeit zum Oberbefehl, und man kann weniger sagen, daß er darnach strebte, als daß die Gefahr und die Noth ihm denselben aufdrangen. Artigas wurde der Lieblingsanführer seiner Schaar, und der Schrecken nicht bloß des Landvolks, sondern auch der spanischen Behörden. Selbst die furchtlosen und trotzigen Contrabandistas betrachteten mit Erstaunen und Bewunderung die Schlauheit und unbeugsame Entschlossenheit, mit der er seine Plane entwarf und ausführte, die Justizbeamten listig hinterging, und die gegen ihn ausgesandten Truppen mit nie fehlender Sicherheit abschnitt. Ein Marsch von 30 bis 40 Stunden in Einer Nacht brachte ihn plötzlich in den Rücken der königlichen Truppen, und bei dem Ungestüm und der Heftigkeit, mit der er über sie herfiel, zerstäubten sie gewöhnlich wie Spreu vor dem Winde.

*) Wir glauben unsern Lesern einen nicht unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir die bis jetzt nur unvollständig und verstümmelt bekannte Geschichte dieses einst berühmten Insurgentenführers hier nach Tails Magazine, Mai 1840, mittheilen, da manches nach der hier gegebenen Darstellung ein anderes Ansehen als bisher gewinnt. A. d. R.

**) Diese Nachricht über die frühere Geschichte von Artigas beruht auf der Autorität von General Miller, doch gibt es eine noch weit romantischere. Er soll sehr jung Montevideo verlassen, sich den räuberischen Gauchos angeschlossen, und ihre Sitten und Gewohnheiten so vollständig angenommen haben, daß er seine Eltern und seinen Geburtsort fast vergaß. Nach vielen Jahren habe ihn der Zufall in die Mauern von Montevideo gebracht, und eine schwache Rückerinnerung an die Scenen seiner Jugend habe zu Nachfragen und Erklärungen geführt, die ihn endlich in die Arme seiner Eltern brachten, welche ihn verloren gegeben hatten. Diese Nachricht ist indessen wahrscheinlich falsch.

Durch solche rasche, außerordentliche Bewegungen gewann er die meisten seiner Siege. Stelle, wilde Pfade, andern Menschen unbekannt oder unzugänglich, Wälder, in denen regelmäßige Truppen nicht fortkommen konnten, waren ihm und seiner Schaar so bekannt und vertraut, wie die großen Straßen durch die Pampas. Auf solchen Wegen machte er Einfälle in die benachbarten Provinzen von Brasilien, holte von da seine Schmuggelwaaren, und trieb die Heerden fort, um sie in der Banda Oriental zu verkaufen. Aber er achtete das Eigenthum derer, die nicht gegen ihn auftraten, — ob er sich ein Schutzgeld von ihnen zahlen ließ, weiß man nicht, — und seine unfehlbare Rache traf nur die, welche seinem Handel Hindernisse in den Weg zu legen suchten. Zugleich beobachtete er feste Ordnung in seiner Schaar, und hielt sie in strenger Unterwürfigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das brittische Colonialreich.

(Schluß.)

Eine Verwaltung der Colonien durch Repräsentativversammlungen und verantwortliche Regierungen ist also, mit alleiniger Ausnahme von Canada, bis jetzt noch ein frommer Wunsch, ja in Westindien gar nicht, und in Neusüdwales nur mit großen Einschränkungen wünschenswerth. Es bleibt somit, da das englische Parlament bei seiner durchgängigen Unkenntniß der Colonialangelegenheiten keineswegs mit Aussicht auf günstigen Erfolg sich mit der Gesetzgebung für die Colonien beschäftigen kann,*) nur übrig, daß der Regierung die Verwaltung der Colonien allein überlassen bleibe, nur mit der Bedingung, daß sie alle gesetzgebenden Acte für dieselben bekannt mache. Einen großen Beitrag zur Oeffentlichkeit werden die unter mannichfachen Benennungen erscheinenden Journale liefern, die sich ausschließlich mit den Colonialangelegenheiten, theils mit sämmtlichen, theils mit speciellen befassen wenigstens werden sie das Ihrige dazu beitragen, daß periodisch die Lage und die Zustände jeder Colonie durch Parlamentscommittees untersucht, und die geeigneten Personen vernommen werden, damit das Parlament sich mit einer Colonie nicht erst dann wieder beschäftige, wenn ein Aufstand in derselben ausgebrochen, oder ein feindlicher Einfall erfolgt ist.

Die Colonial Gazette vom 5 und 12 Februar enthält eine ganz ergötzliche Untersuchung, wo denn eigentlich das Mutterland ist, welches eine so ungeheure, theils gute, theils schlimme Macht über die Colonien ausübt, und findet heraus, daß dieß nicht die Krone, nicht das Parlament, auch nicht der Colonialminister ist, sondern irgend ein untergeordneter Beamter des Colonialamtes, den sie im Spotte Hrn. Mutterland nennt. Die Vorzüge und Nachtheile dieses geheimen Bureauregiments werden hier mit einer ungemeinen Richtigkeit und Anschaulichkeit geschildert, und namentlich auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß dieß Regiment durch seine Stätigkeit und den Reichthum an Kenntnissen der einzelnen Zustände von hohem Werth sey, daß aber gerade die großen Fragen dabei unbrachtet und unberücksichtigt blieben. Das schlagendste Beispiel hievon ist Canada, wo die Bureaumenschen ihr Geschäft vortrefflich gethan zu haben glaubten, wenn sie wohl ausgearbeitete Depeschen über die Gewalt der Krone und die Rechte des canadischen Parlaments abschickten, aber ganz übersahen, daß all dieser Streit nur den tiefer liegenden Kampf der Racen verschleierte, bis endlich Lord Durhams, oder richtiger gesagt Eb. Bullers, Bericht den Schleier wegzog, und die klaffende Wunde in ihrer Nacktheit zeigte.

Gegenwärtig dreht sich der Streit namentlich über die Colonisationscommission, deren wir im Anfange des vorigen Monats (s. Nr. 123) erwähnt haben; man greift lebhaft einzelne Mitglieder derselben, namentlich aber den Punkt an, daß die aus dem Erlös der verkauften Ländereien erhaltenen Summen auch zu anderen Zwecken als zur Absendung von Emigranten sollen benützt werden können. In der Colonie Südaustralien wurde zuerst der Grundsatz festgestellt, und überhaupt der ganze Fortgang der Colonie darauf gebaut, daß der Verkauf der Ländereien dazu dienen solle, um Emigranten, namentlich arme, aber arbeitsfähige Leute, nach der Colonie zu senden, und dadurch fortwährend dem in allen neuen Ansiedlungen fühlbaren Mangel an Arbeitern abzuhelfen. Ursprünglich bestand eine Committee aus neun Mitgliedern, von denen nur eins, Oberst Torrens, bezahlt war, ausschließlich für Südaustralien. Lord John Russell, der jetzige Colonialminister, ernannte eine allgemeine Colonisationscommittee mit drei bezahlten Commissären, Torrens, Villiers und Elliot. Man fand die Aenderung insoferne besser, als bezahlte Beamte in der Regel den Dilettanten vorzuziehen sind. Dagegen tadelt man den allgemeinen Charakter, den man der Commission gab: die vorherige arbeitete nur für Südaustralien, und die Commission rechnete es sich zur Ehre, diese besondere Colonie in ihrem Fortgang gefördert zu haben; jetzt soll die Commission für alle sorgen und somit geschieht für jede einzelne wenig, um so mehr, als sich in den mächtigsten Colonien noch bedeutende Schwierigkeiten erheben. In Canada, wohin man den Strom der Auswanderung von Capital und Menschen hauptsächlich zu richten wünscht, muß vorerst die Vereinigung beider Provinzen in Eine vollzogen, und die Frage über die vorbehaltenen Kirchenantheile*)

---

*) Ein auffallendes Beispiel ist die sogenannte „Canada Tenures Act," wodurch der Landbesitz geregelt und auf festere Grundlagen gestützt werden sollte. Die Bill war vom Oberrichter in Nieder-Canada entworfen, der aber unglücklicherweise England verließ, ehe die Bill durchs Parlament ging. Hier wurden dem oder jenem Palamentsglied zu Gefallen einige anscheinend ganz harmlose Aenderungen vorgenommen, da und dort einige Worte ausgelassen, und der Erfolg war, daß dadurch den Seigneurs in Canada ein höchst unbilliger Vortheil über ihre Hintersassen, — wenn man dieß Wort hier gebrauchen darf, — eingeräumt, und alle Eigenthumsrechte auf Grund und Boden erschüttert wurden. (S. Colonial Gazette vom 5 Febr.)

*) Clergy reserves. Seit dem Jahre 1791 wurde in Canada bei allen neuen Landverwilligungen der 7te Theil eines township oder Districts für die Kirche zurückbehalten. Darunter verstand man die Staatskirche. Da aber diese ihre Antheile nicht in Besitz

entschieden seyn. Die westindischen Inseln verlangen gleichfalls ihren Antheil an dieser Auswanderung; für diese müßte aber erst die geeignete Menschenrace aufgefunden werden, da europäische Naturen bei der Arbeit in Westindien zu Grunde gehen. Auf dem Cap schreckt das Verhältniß zwischen Holländern und Engländern vielfach von aller Einwanderung ab, und in Neusüdwales verbraucht die Regierung einen großen Theil des Ertrags der Landverkäufe zu ihren laufenden Ausgaben. Bis alle diese Schwierigkeiten und widerstreitenden Ansichten aus dem Wege geräumt sind, ist die Colonisationscommission halb gelähmt, und es wäre bei weitem zuträglicher, für jede bedeutende Colonie eine eigene, aus den Einkünften der Colonie bezahlte Commission niederzusetzen.

Wir glauben, mit diesen Angaben die Bestrebungen und Richtungen des gegenwärtigen englischen Colonialwesens, so weit sie nicht mit andern Mächten in Conflict kommen können, also namentlich mit Ausnahme Indiens, in einer Weise dargestellt zu haben, daß die Maaßnahmen der Regierung wie der einzelnen Colonien verständlich werden. Die Wichtigkeit dieser letztern für England, und in einem weitern Sinne für Europa überhaupt, indem dadurch europäisches Leben und europäische Bildung immer weiter verbreitet wird, steigt mit jedem Tage. England ist ein unermeßlicher Mittelpunkt geworden, der die Ueberfälle seines Lebens mehr und mehr nach andern Welttheilen ausstreut, und in dem Maße, als dieß stattfindet, wird sich dann auch mehr und mehr in diesen äußern Gliedern ein besonderes und eigenthümliches Leben gestalten, dessen Fortschritt zu beobachten dem Geschichtsfreund wie dem Philosophen gleiches Interesse gewähren muß.

Die Dajaks in Borneo.

(Schluß.)

Die Streitärte machen sie vom besten Stahle, wie ihn die alten Indier zu ihren berühmten Werkzeugen verfertigten, und worin die Europäer, bei aller Geschicklichkeit, keinen Begriff zu haben scheinen. Mit einer solchen Art kann man auf einen Schlag, ohne große Anstrengung, einen Flintenlauf entzweihauen. Nichts kann den Dajaks Furcht einjagen; nur das Gewehrfeuer treibt sie von dannen. Wo eine Flinte in den feindlichen Reihen von ihnen erblickt wird, greifen sie nicht an, wären sie auch in Ueberzahl vorhanden. Darum sind sie den Buggisen (Bouiern) unterthänig, welche ihre Erzeugnisse um eine Kleinigkeit kaufen, und denen sie alljährlich eine gewisse Anzahl ihrer Kinder als Sklaven überlassen. Selgi kann 12.000 Krieger zu Felde stellen; aber ein kleiner mit Gewehren bewaffneter Haufe Buggisen jagt sie auseinander. Ein Flintenschuß treibt sie in die Wälder, und wenn sie in einem Boote sind, springen sie ins Wasser, eilen ans Ufer, und laufen immer fort, bis sie keinen Schuß mehr hören können. Die Dajaks haben eine abergläubische Furcht vor Feuergewehren; selbst die Aufgeklärtesten haben die Vorstellung, daß die Kugel geraden Weges auf sie eindringe, wenn sie einen Schuß hören. Was auch die Entfernung seyn mag, nie glauben sie sich sicher, so lange ihnen der Knall zu Ohren kommt. Selbst auf der Jagd ist es ihre Meinung, daß der entfliehende Vogel zuletzt doch von der nacheilenden Kugel eingeholt werde. Alles Streben der Dajaks ist jetzt auf Flinten gerichtet, und wenn ihnen die Amerikaner genug liefern, wie es sehr wahrscheinlich ist, werden die Holländer einen harten Stand bekommen.

Das Eisen, welches auf der Küste von Borneo gefunden wird, ist von vorzüglicher Güte, und die Eingebornen verstehen es so gut in Stahl zu verwandeln, daß sie von allen europäischen kurzen Waaren nichts gebrauchen, als Rasirmesserklingen, aus welchen sie Sporen zu ihren Hahnengefechten verfertigen. Alle Dolche der Buggisen werden von den Dajaks gemacht, und je tiefer man in das Innere des Landes dringt, desto vorzüglicher wird die Waare. Selgi hat neun und vierzig Schmieden im Gange. Seine Speere und Dolchklingen haben einen großen Ruf, und doch werden sie weiter nördlich noch besser gemacht, woher auch die Streitärte kommen. Alle Pfeile, welche im Kriege gebraucht werden, sind vergiftet. Dieses Gift ist der Saft eines jungen Baumes, Upo (Upas bei den Javanern, Antiaris toxicaria) genannt. Wird man z. B. an der Hand von einem solchen Pfeile verwundet, so eilt das Gift durch den ganzen Arm, und wenn der Ellbogen anfängt grün zu werden, ist die Hand bereits ganz schwarz. Nach vier Minuten ist man todt, und der verwundete Theil verbreitet einen sehr widerlichen Geruch. Jeder Pfeil wird in Limonensaft getaucht, ehe er in das Pfeilrohr (sumpit) kommt, um die Wirkung des Giftes zu vermehren. In diesem Zustande blasen sie ihn 120 Fuß weit gegen Affen oder Vögel, und bis auf 180 Fuß gegen ihre Feinde oder reißende Thiere. Das vergiftete Fleisch wird gegessen, nachdem man es ausgekocht und gebraten hat. Durch das Kochen, sagen die Dajaks, werde das Gift ausgesogen.

Wenn Freundschaft auf Leben und Tod, oder Bruderschaft zwischen den Dajaks geschlossen werden soll, so wird diese Feierlichkeit Sodai genannt. Der Radscha steckt einen Speer auf seines Vaters Grab, zum Zeichen einer allgemeinen Versammlung. Ein 12 Fuß hohes Gerüst wird über dem Grabe errichtet, und einige tausend Krieger versammeln sich in der Nähe. Begleitet von dem Hohenpriester (Agi), besteigen beide Personen, welche das Bündniß schließen wollen, das Gerüst, und nach einigen Ceremonien zieht der Agi zwei kleine silberne Schalen hervor, in welche mit Hülfe eines sehr scharfen Bambusschilfes Blut aus dem rechten Arme gelassen wird. Wenn beide Schalen voll sind, werden sie in die Höhe gehoben und dem Volke gezeigt, welches ein Freudengeschrei erhebt. Auf ein gegebenes Zeichen trinkt jeder das Blut seines Freundes unter betäubendem Lärm der Krieger aus. Gleich darauf wird eine der beiden Schalen mit frischem Blute zur Hälfte von beiden gefüllt, zusammengerührt und ebenfalls von beiden zur Hälfte getrunken. Auf diese Weise wird der Bruderbund geschlossen. Feierlichkeiten folgen, und weil nichts als Blut und Köpfe ein Fest zu würzen vermögen, so müssen auch alsbald einige Opfer fallen. Drei Tage und drei Nächte wird um diese Köpfe getanzt, und der berauschende Toddy im Uebermaße getrunken.

Kein Dajak kann die Tochter eines Kriegers heurathen, wenn er

---

nehmen konnte, so liegen diese jetzt allenthalben ungebaut und unbenützt zwischen den andern, sperren die Communication, weil Niemand Wege durch dieselben anlegt, und dergleichen. Es handelt sich jetzt darum, diese Clergy Reserves zu einem allgemeinen Unterrichtsfonds umzuwandeln, und sie zu verpachten, oder zum Vortheil dieses Fonds zu verkaufen. Dieß ist bisher noch ein großes Hinderniß der Entwicklung, namentlich für Obercanada gewesen.

nicht zuvor einige Schädel errungen hat, und zwischen den großen und kleinen Häuptlingen wird auch keine Verbindung gestattet. Wenn eine Heirath geschlossen werden soll, wird es dem Radscha angezeigt, welcher den Liebhaber und Vater des Mädchens vor sich kommen läßt. Beide werden gefragt, wie viel Köpfe sie erbeutet haben? Hat der Vater zehn im Besitze, so muß der Liebhaber fünf haben, weil der Radscha vermuthet, daß wenn dieser eben so alt als der Vater seyn werde, die Zahl seiner Schädel auch auf zehn heranwachsen könne. Hat aber der Liebhaber nicht so viel, so muß er sie zuvor herbeischaffen, zu welchem Behufe oft eine dreimonatliche Menschenjagd erforderlich ist. Weiberköpfe werden nicht angenommen, sondern bloß Männerschädel sind gültig. Sobald die erforderliche Zahl eingeholt ist, wird alsbald die Rückreise angetreten und der Braut Nachricht davon gegeben. Darauf kleidet sie sich in ihr bestes Gewand, legt ihre Zierrathen an und geht dem Bräutigam in Begleitung des Vaters entgegen. Sobald der Bräutigam die Braut gewahr wird, nähert er sich ihr mit zwei Köpfen, die er bei den Haaren trägt. Die Braut empfängt beide, und behält sie, wenn der Bräutigam mehr hat; im entgegengesetzten Fall ist einer für die Braut, der andere für den Bräutigam bestimmt. Beide tanzen hierauf unter entsetzlichen Gebärden in Gegenwart des Radscha und seines Volkes um einander, und wenn die Familienehre des Schwiegervaters befriedigt ist, gibt der Radscha Erlaubniß zur Vermählung. Ein Schmaus wird bereitet, bei welchem das junge Paar aus Einer Schüssel ißt. Zuletzt werden beide Theile entkleidet. In diesem Zustande setzen sie sich auf den Boden nieder, alte Weiber bestreuen sie mit Reis und murmeln ein Gebet, worin sie den Wunsch ausdrücken, daß das junge Ehepaar eben so fruchtbar seyn möge, als dieses Getreide. Nachts führt der Bräutigam die Braut nach Hause.

Leichenbegängnisse werden bei den Dajaks nicht minder sonderbar gefeiert. Stirbt ein Radscha, so wird er in seine Kriegskleidung gesteckt, und seinem Range gemäß sechs, acht bis zehn Tage in seiner Wohnung behalten. Hierauf wird er auf einer mit weißem Tuche umschlagenen Sänfte zu Grabe getragen und ohne Sarg in die Erde gelegt. Auf beiden Seiten des Leichnams legt man die Waffen des Verstorbenen nebst Reis und Früchten. Ein Erdwall wird über dem Grabe errichtet und mit Bambuspfählen eingeschlossen, auf welche frische Köpfe gespießt werden. Kein Krieger darf vor der Familie des Radscha erscheinen, wenn er nicht wenigstens Einen Kopf als Opfergabe bringt, womit der Grabhügel umgeben wird. Diese Köpfe werden die beiden ersten Jahre hindurch gelegentlich erneuert, und die alten hinweggenommen, welche als Eigenthum des Nachfolgers betrachtet werden.

Beschneidung ist unter den Dajaks nicht gebräuchlich, dagegen herrscht die grausame Gewohnheit unter ihnen, einen Draht durch die Eichel zu treiben, wodurch wenigstens der dritte Theil der männlichen Bevölkerung am Brande stirbt. Dieß wird als eine große Auszeichnung betrachtet, und kein Weib von Stand würde einen Mann ehelichen wollen, wenn er sich dieser Sitte nicht unterworfen hat. Wird Gold- oder Silberdraht genommen, so wird die Operation leichter überstanden, mit Kupferdraht aber tritt manchmal Hundskrampf dazu. Jeder Krieger kann die Frau eines ihm untergeordneten Mannes nehmen, und empfängt obendrein noch Dank. Gleicherweise kann ein Häuptling, welcher 20 Schädel besitzt, das Weib eines andern verlangen, der nur 10 hat, und dieß stufenweise bis zum Radscha, der alle Weiber als sein Eigenthum betrachten kann. Die Mädchen sind im Allgemeinen hübsch, zum Theil schön und von heller Farbe, und was von ihnen aus den Gebirgen kommt, hat rosige Wangen. Sie haben in der Jugend die Gewohnheit, die Hüften und auch einige andere Körpertheile einzubinden, wodurch sie bis zu einem hohen Alter eine schöne Gestalt behalten. Die Beine werden hübsch tättowirt, und der Unterschied des Standes dadurch angezeigt.

Im nördlichen Theile von Borneo werden noch eigentliche Waldmenschen angetroffen. Sie treiben keinen Ackerbau und wohnen nicht in Hütten, essen keinen Reis und leben nicht gesellschaftlich beisammen, sondern irren einzeln in den Wäldern umher. Diese Menschen werden von den übrigen Dajaks als wilde Thiere betrachtet. Jagdgesellschaften von fünf und zwanzig bis dreißig ziehen in die Wälder, und belustigen sich, Pfeile nach den Kindern in den Bäumen zu schießen, wo man sie von Affen kaum unterscheiden kann. Die Männer, welche bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft gerathen, werden gemordet, und nur die Weiber verschont, wenn sie noch jung sind. Unter den Kindern dieser Wilden herrscht ein solcher Hang zum freien Waldleben, daß sie bei der besten Behandlung nach Jahren noch wieder davonlaufen. Darum ist es jetzt gebräuchlich, ihnen gleich einen Fuß abzuhacken, und das verstümmelte Glied in ein mit flüssigem Harze angefülltes Bambusrohr zu stecken. In diesem Zustande werden sie als Ruderer gebraucht, nachdem sie zu Kräften gekommen sind.

Der ganze innere Theil von Borneo wird von den Dajaks bewohnt und die verschiedenen Volksstämme sind Zweige Eines Stammes. Seligl glaubt, daß die Schädelsucht bald aufhören würde, wenn man ihre Aufmerksamkeit auf den Handel lenkte. Die reichsten Theile dieser großen Insel sind nordwestlich und nördlich zu suchen, und auf 250 bis 300 Stunden hin bietet kein anderes asiatisches Land so viele Schätze dar. Gold ist im Ueberflusse vorhanden; Diamanten und die schönsten Perlen gehören zu den Gaben dieses Landes. Der König von Matan soll einen Diamant besitzen, der 367 Karat wiegt. Diesem Gewichte nach zu urtheilen wäre er über 4 Millionen Gulden werth.

Miscellen.

Hydrographie des Canals. Der französische Marineminister hat ein Dampfboot zur Verfügung des bekannten Hydrographen Beautemps-Beaupré gestellt, um Sondirungen im Canal zu veranstalten und eine neue Karte desselben zu entwerfen. Es ist dieß das erstemal, daß man zu solchen Arbeiten Dampfboote verwendet. (Echo du Monde Savant vom 20 Mai.)

Kohlspinat und Kohlspargel. Ein Hr. Tripet-Leblanc, bekannt durch seine Blumenzucht, baut gegenwärtig zwei neue Kohlarten; die erste nennt er isländischen Kohlspinat, weil er wie der Spinat zubereitet wird, und seine Blätter mehreremale nachwachsen; von dem zweiten werden nur die Spitzen genommen, deren Geschmack dem Blumenkohl ähnlich seyn soll. (ibid.)

Merkwürdige Goldgeschiebe. Hr. Demidow hat an die französische Akademie zwei prächtige Proben dieser Art gesendet, die in seinen Minen im Ural aufgefunden wurden; die erstere, in welcher Quarz in der Masse eingeschlossen ist, bietet ein besonderes mineralogisches Interesse dar; die zweite scheint gar kein fremdartiges Gestein zu enthalten, sondern aus compactem Gold zu bestehen. Das erste Stück wiegt gegen 5, das zweite 5 Pfund.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1840.

Die Ruinen in den Karolinen.

(Von Dr. Lhotsky.)

Es ist vielleicht schon zehn oder mehrere Jahre her, daß Officiere von Wallfischfängern, welche aus der Südsee anher zurückkehrten, die Nachricht verbreiteten, daß sie auf einigen Inseln des stillen Meeres sonderbar geformte Steinmassen vorgefunden hätten. Diese Nachricht aber blieb in der ungeheuren Masse von neuen Daten, die immerfort nach England einströmen, unbeachtet, und wäre es noch lange so geblieben, wenn ich sie nicht nun zum zweitenmale angeregt hätte. Als ich mich nämlich in Neuholland befand, wurde mir, und zwar auf geheimnißreiche Art, mitgetheilt, daß sich alte Ruinen auf einer der Südseeinseln befänden. Dieses machte ich sonach in einer Zeitschrift (New South Wales literary, political and commercial Advertiser, Februar 1835. Sydney 8.), die ich damals in Sydney herausgab, bekannt, wovon Nachfolgendes ein Auszug ist.

„Unter den Karolinen ist Ascencion, oder Bonnyday, eine Insel, die erst kürzlich von Europäern besucht wird, und es ist schwierig, selbe auf unsern Karten nachzuweisen; wahrscheinlich ist sie auf keiner derselben vorhanden, oder unter einem andern Namen aufgeführt. Die Ruinen befinden sich nahe an der See, und Theile davon sind nun vom Meere bedeckt. Die Mauern sind mit Brodfrucht, Kokosnuß- und andern Bäumen überwachsen, und nehmen einen großen Umfang ein. Die Bauart dieser Ruinen ist wahrscheinlich cyklopischer Art. Auf einem entfernten Berge sollen sich Felsen befinden, in denen Figuren ausgehauen sind. — Die Sitten der Bewohner bieten eine auffallende Abweichung von dem gesellschaftlichen Systeme anderer Südsee-Inseln dar; die Weiber werden nicht ausschließlich zur Arbeit angehalten, man trägt nach abgehaltenem Mahle Wasser zum Waschen der Hände umher ꝛc. Die Sprache ist harmonischer als in den andern Inseln der Südsee, indem eine Menge Worte mit Selbstlauten enden. — Wenn man die Einwohner nach der Entstehung der Ruinen fragt, antworten sie: „selbe seyen durch Menschen gebaut, die sich nun oben (nach dem Himmel deutend) befinden." — Ungefähr 18 Monate, nachdem dieser Aufsatz in meiner Zeitschrift erschienen war, gab der „Colonist", eine der Sydney Zeitungen, eine ausführlichere Nachricht über diese Ruinen, wovon ich wieder das Vorzüglichste einschalte. Die Nachricht stammt von einem Herrn Campbell her, der als Wundarzt auf einem Wallfischfänger die Insel besucht hatte, und sich nach der Hand in New South Wales niederließ. Da Ascencion bloß durch eine Seereise von 6 Wochen von Sydney getrennt ist, so ist zu vermuthen, daß Herr C. in seinen Nachrichten über diese Inseln nach Kräften genau und aufrichtig gewesen ist. Der Anfang seiner Mittheilung (die ungefähr 6 Colonnen des Colonisten umfaßt), enthält Nachrichten über die Oertlichkeit der Inseln und über die Gebräuche der Bewohner, die ich, als nicht hierher gehörig, übergehe. Ueber diese Ruinen sagt er Folgendes:

„An der Südseite der Inseln, und eine Meile von dem Hafen von Metaleline, sind Ueberbleibsel von Bauwerken, wovon das vorzüglichste ein dreifaches Quadrat bildet, welches Alles zusammen ein Area von ungefähr 300 Quadrat-Fuß einnimmt. Um dieses herum ist ein Parapet, welches 4—5′ hoch und 15′ breit ist. Dieses ist ganz mit Bäumen und Gebüsch bewachsen, jedoch kann ein Boot zu jeder Zeit um diese Bauwerke herumfahren. Die Steinart, aus welcher diese bestehen, ist Granit, manche dieser Blöcke sind 20—25′ lang. Um die Inseite der Mauer ist ein anderes Parapet, 7′ hoch und ungefähr 10′ breit. Die Mauern haben eine Dicke von 30′ an der Grundlinie, nnd 20′ über deren Parapet. Diese Bauwerke haben nnr einen Eingang auf der der See entgegengesetzten Seite; derselbe ist 30′ weit. Ob diese Bauwerke je gedeckt waren, läßt sich nicht entscheiden, jedoch sind keine Löcher in den obern Theilen der Mauer vorhanden, wo sich Balken oder dgl. könnten befunden haben. Weder Kalk noch Mörtel ist irgend sichtbar. In einem der Bauwerke sind mehrere Gewölbe unter dem Boden, welche mit Menschenknochen angefüllt sind. Die gegenwärtigen Einwohner wissen nichts Genaueres über den Ursprung dieser Gebäude, aber doch werden sie als heilig betrachtet, und wenige getrauen sich selbe zu betreten. Nicht weit von diesen Bauwerken ist ein kleinerer Hafen, woselbst ein großer Damm gebaut ist, innerhalb dessen

ein bedeutend großes Schiff vor Anker liegen könnte. Hier herum ist eine Mauer von ungeheurer Stärke, 15 Fuß hoch, aber in ruinirtem Zustande; einige Steine davon wiegen 4 Tonnen. Der Verfasser vermuthet, daß alle diese Mauern und Dämme zum Theil errichtet worden sind, um die mehr im Lande liegenden Bauwerke vor dem Eindringen und der Gewalt der See zu schützen." — Sicherlich herrscht in obengenannter Beschreibung keine erschöpfende Klarheit. Ich vernahm daher mit Vergnügen, daß nach meiner Abreise von Neuholland ein Capitain Gelegenheit gehabt hatte, in mehreren der Südsee-Inseln noch bedeutendere Ruinen aufzufinden; und in einem Briefe, den ich deßhalb erhalten habe, heißt es unter Anderem: „mehrere dieser Inseln seyen mit Ruinen bedeckt." — In meinem der asiatischen Gesellschaft vorgelegten Memoire habe ich folgendes Raisonnement mitgetheilt. „Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst war die europäische Litteratur auf die classischen Sprachen beschränkt. Nachher gesellten sich einige der östlichen (arabisch, persisch, ꝛc.) hinzu. Die neuere und neueste Zeit brachte Europa ganz eigentlich in den Besitz einer Welt-Litteratur, und der Sprachen und Litteraturen, wie sie fast jedes Jahrzehend in ungemeiner Anzahl ans Licht brachte, war fast kein Ende. Nach solchen Vorgängen wurde es möglich, dieselben in gewisse Systeme einzutheilen. Unter diesen mögen wir das griechische, und das ihm entsprungene römische, das, was sich an die arabische Litteratur anreihet, endlich das Sanscrit und das Chinesische nennen. Amerika bot gleichfalls in seinen Ruinen und Hieroglyphen, wenn auch nicht ein System von Litteratur, doch eine ausgesprochene Sippe von eigenthümlicher Kunstbildung dar. Alles dieß ließ sich, wie gesagt, in gewisse mehr oder minder verbundene Systeme ein- oder zusammenreimen. Die Unzahl der Südsee-Inseln allein schien ton- und deutungslos da zu liegen, bis denn zu unserm Erstaunen es auch hier sich jetzt zeigt, wie frühere Menschengeschlechter auch an diesem Orte gedacht und gewirkt haben. Wie sich aber noch fernerhin unsere Kenntniß dieser Monumente gestalten mag, so ist es bisher noch unmöglich zu sagen, an welches der bisher bekannten Litteratur- und Bildungssysteme sich die alte Geschichte dieser Inseln wird anknüpfen und anreihen lassen. Ein Volks-Name jedoch ragt in diesem Gewirre hervor und das sind die Malayen mit ihren wahrscheinlich seit Jahrtausenden fortgesetzten zahlreichen Karawanen-Zügen (wenn wir sie so nennen wollen) von Borneo und Sumatra bis nach der Nordküste von Neuholland, das leckere Trepang sammelnd und verhandelnd, als Zeichen eines weitgediehenen Luxus. Die schönen, kürzlich bekannt gemachten Beobachtungen des Herrn Buschmann in Berlin, zeigen, daß selbst diese fernsten Völker dem Geiste deutscher Forscher nicht entgehen. Die Bibliothek der asiatischen Gesellschaft allhier (und wahrscheinlich auch die der ostindischen Compagnie) besitzt ganze Schränke malay'scher Bücher — die meisten nie gelesen, ja nie entziffert. Es gibt historische Monumente, die sich, so viel mir bewußt, bisher an kein historisches System anreihen lassen; solche sind die Ruinen in Nord-Amerika, die alten Bergwerkshalden in Sibirien u. s. w. Nur zwei Fälle sind hier möglich. Die Ruinen in den Karolinen mögen sprach- und deutungslos verbleiben, wie die obengenannten, oder sie werden sich, (was mir wahrscheinlicher scheint), an das noch unbekannte System der malay'schen Litteratur anreihen lassen. —

Das weitere Raisonnement gründet sich auf die Beobachtung, daß Theile der Karolinischen Ruinen dermal von der See bedeckt sind. Dieß führt uns auf die Theorie von der Versenkung und Erhebung ganzer Landstriche, wie sie die Gegend um den Tempel des Serapis bei Pozzuoli geschichtlich und augenscheinlich beurkundet. Ein Gleiches dürfte mit den Ruinen auf den Karolinen der Fall seyn.

Ferdinand Jose Artigas.

(Fortsetzung.)

Alle Bemühungen, ihn aus dem Wege zu räumen, waren nicht nur ohne Erfolg, sondern endeten auch stets mit der Vernichtung derjenigen, die gegen ihn ausgesandt wurden, obwohl er manchmal doch in große Gefahr kam. Unter den vielen Beispielen seiner Unerschöpflichkeit an Auskunftsmitteln in dem Augenblick der Gefahr ist nachstehendes bemerkenswerth. Er wurde einst in der Ebene, wo kein Versteck zu erreichen und kein Hinterhalt zu legen war, hitzig von einer Schaar reitender Miliz verfolgt. Seine Pferde waren gänzlich ermattet, und weiterer Rückzug wurde unmöglich; da stieg er plötzlich ab, ließ einen großen Theil der Pferde erstechen, bildete aus den Leichen derselben eine Art Wall, und hinter dieser scheußlichen Verschanzung hervor unterhielt er ein so zerstörendes Feuer auf seine Verfolger, daß sie mit großem Verluste sich zurückziehen mußten.

Die Räubereien und Mordthaten dieser bewaffneten Banden gingen endlich so weit, daß die spanischen Behörden nicht mehr umhin konnten, umfassendere Mittel zur Unterdrückung des Contrebandhandels anzuordnen. Um das Jahr 1798 organisirte die Regierung ein starkes Provincialcorps zu dem anscheinend ganz hoffnungslosen Unternehmen, das Land zu durchstreifen und die Räuberschaaren auszurotten. Wo aber war ein Führer zu finden, der Talent und Entschlossenheit genug besaß, gegen den berüchtigten und furchtbaren Artigas ins Feld zu ziehen? Ein solcher war nicht zu finden. Das Uebel war aber verzweifelt und forderte eine verzweifelte Arznei, und das Mittel, das der Vicekönig ergriff, ein Mittel, das unter ähnlichen Umständen nicht selten schon ergriffen worden, wurde von einem in den Annalen des Verbrechens selten erreichten Erfolge gekrönt. Man bot Artigas Amnestie für die Vergangenheit, und gewährte ihm die Aussicht ehrenvoller Beförderung für die Zukunft, wenn er es unternehmen wolle, das Land von den Räubern zu befreien, und dem heimlichen Handel so wie den furchtbaren Räubereien der portugiesischen Contrabandistas ein Ziel zu setzen. Und der kecke Räuber nahm das Anerbieten an. Der Schrecken seines Namens verbreitete sich nun unter den Reihen seiner ehemaligen Genossen, und die

kühnſten derſelben erbeten. Raſch wie der Blitz in allen ſeinen Bewegungen und vollſtändig bekannt mit jedem Schlupfwinkel überfiel er die Schmuggler oft auf die unerwarteſte Weiſe, und ſeiner donnernden Aufforderung zur Uebergabe wagte nicht leicht einer derſelben zu widerſtehen. So energiſch waren ſeine Maaßregeln, und ſo unermüdlich ſeine Ausdauer, daß die zahlreichen Schaaren der Contrabandiſtas, Räuber und Landſtreicher wie die Spreu vor dem Winde zerſtreut und ausgerottet wurden. In kurzer Zeit war das Anſehen der Regierungsgewalt hergeſtellt, und das Privateigenthum auf eine bis jetzt unbekannte Art ſicher geſtellt. Seine Bemühungen blieben nicht unbelohnt: Ehrenſtellen und Geſchenke wurden ihm ertheilt; die Landeigenthümer wählten ihn zum Oberaufſeher des vorher ſo unruhigen Landes mit einer angemeſſenen Beſoldung, und Artigas war ſomit jetzt um eine bedeutende Stufe auf der Leiter emporgeſtiegen; der Unabhängigkeitskrieg, deſſen erſte Scenen auf dem Gebiete der La Plata-republik aufgeführt wurden, hob ihn noch höher.

Artigas blieb einige Zeit nach dem Ausbruch der Revolution der ſpaniſchen Sache treu, im Jahre 1811 aber verließ er, aufgebracht über eine (wirkliche oder angebliche) Beleidigung von Seite des Commandanten zu Colonia, einer Stadt in der Banda Oriental, Buenos Ayres gegenüber, die Royaliſten, und ging über den Fluß nach der letzteren Stadt, wo ihn die Patrioten mit offenen Armen aufnahmen. Man darf wohl annehmen, Artigas habe bei ſeinem natürlichen Scharfſinn bald entdeckt, daß die Sache der Unabhängigkeit ihm ein weiteres und rühmlicheres Feld ſeines Ehrgeizes eröffne, und daß er gleich von Anfang an geſucht habe, ſich ihr mit einer auserwählten Schaar von Gauchos anzuſchließen. An der Spitze dieſer Guerillaſchaar vollbrachte er eine Reihe der glänzendſten Thaten: er durchzog das Land gleich einem Orkan, erfüllte die Herzen der Spanier mit Schrecken, und gab der Sache der Unabhängigkeit einen Schwung, der von ſeinen Landsleuten nicht gehörig gewürdigt wurde. Seine und anderer Anführer Erfolge beunruhigten den Gouverneur Elio ſo ſehr, daß er ſich in die Mauern von Montevideo zurückzog, wo die Patrioten unter General Rondeau ihn belagerten. In der Veſte von Las Piedras lagen gegen 1200 der beſten ſpaniſchen Truppen mit einem ſtarken Artillerietrain, und vor dem Platze befand ſich Artigas mit 200 Gauchos, meiſt nur mit Meſſern und Lanzen bewaffnet. Gegen dieſe kleine, aber tapfere Schaar rückte die ganze Beſatzung von Las Piedras aus, wie zu einem ſichern Triumph, aber die Gauchos griffen unter ihrem Lieblingsanführer ſo ungeſtüm an, daß die Reihen der Spanier bald durchbrochen wurden, und ſie ſich nur mit großem Verluſt in die Feſtung zurückziehen konnten. Bei dieſer Gelegenheit zeigte Artigas wirklich alle Eigenſchaften eines großen Anführers, und dieß glänzende Gefecht, das mehr als ſonſt eines nach den Regeln des Krieges geführt wurde, trug nicht wenig zu ſeinem Ruhme bei.

Aber ein anderer Feind erſchien im Felde gegen die Patrioten: die Portugieſen ergriffen die günſtige Gelegenheit, die ſich ihnen bot, um Buenos Ayres einen Schlag zu verſetzen, und rückten auf Montevideo an. Alle Vorfälle zu erzählen, an denen Artigas Theil nahm, hieße die Geſchichte jenes Kriegs erzählen, genug, Artigas that an der Spitze ſeiner tapfern Schaar ſolche Wunder der Tapferkeit, daß die Portugieſen erkennen mußten, ſie hätten es mit einem Feinde zu thun, der durch Tapferkeit und Todesverachtung die Disciplin regulärer Truppen aufwiege. Die Braſilianer zogen ſich zurück, und die Belagerung von Montevideo ward wieder aufgenommen; Artigas befand ſich dabei, hatte aber nur ein untergeordnetes Commando. Dieſe Stellung ſcheint mit ſeinem ſtolzen Geiſte unverträglich geweſen zu ſeyn, auch hatte er ſchon mehrmals ſich ſo ungeduldig bei allem Zwang und einen ſolchen Widerwillen, dem Befehle eines Obern Folge zu leiſten, gezeigt, daß die junge Regierung von Buenos Ayres ſehr darüber in Unruhe gerieth. Die gebildetern Anführer unter den Patrioten ſahen ihn als einen halben Barbaren an, und behandelten ihn nicht mit der Achtung, die ſeiner Anſicht nach ſeinem Rang und den unſchätzbaren Dienſten gebührte, die er dem Staate in der gefährlichſten Periode ſeines Daſeyns geleiſtet hatte. War es zu verwundern, daß ein Mann von ſeinem ſtolzen Geiſte eine Regierung zu haſſen und zu verachten anfing, welche Leute belohnte, die er beſtraft zu ſehen erwartete? Sein Anſehen bei den Orientaliſtas, wie man die Bewohner der Banda Oriental nannte, war unbegränzt: ſie betrachteten ihn als ihren Führer, und er ſtrebte darnach, als ſolcher von Jedermann anerkannt zu ſeyn, wozu ihm auch ſeine Talente und ſeine Dienſte ein unzweifelhaftes Recht gaben. Aber andere wurden ihm vorgezogen, und dieß erweckte in ſeiner Seele einen unverſöhnlichen Haß gegen die Buenos Ayrier. Eine bald darauf vorkommende Verhandlung brachte die Sache zum Bruch.

(Fortſetzung folgt.)

Die Sumachbaumpflanzungen in Sicilien.

Der Sumach iſt einer der wichtigſten Zweige des ſicilianiſchen Ausfuhrhandels; die Anpflanzungen des Sumachbaumes mehren ſich jedem Jahre, und nehmen nach den letzten Nachrichten jetzt etwa 26,000 Hektaren ein; man verwendet dazu meiſt einen röthlichen, etwas kieshaltigen und trockenen Boden; die Pflanzen ſtehen ⅔ Metre auseinander. Der Preis eines Cantaro (79 Kilogramme) trockener Blätter iſt gegenwärtig zu Palermo 12½ Fr., und da man von einer Salma 5 Cantari erhält, ſo iſt der Ertrag 60 bis 70 Fr. Man gräbt jährlich den Boden zwiſchen den Pflanzen um. Die Geringfügigkeit des dazu verwendeten Capitals, da man keine beſondern Gebäude oder Magazine braucht, die Sicherheit, die Waare jeder Zeit baar verkaufen zu können — Alles trägt dazu bei, dieſe Cultur zu verbreiten. Die Bäume dauern 52 Jahre, und wenn man zugleich mit den Sumachbäumen Oelbäume pflanzt, ſo iſt man nach Verfluß dieſer Zeit im Beſitz eines Oelbaumgartens, der gar keine beſondere Ausgabe erforderte. Früher bezog man den Sumach in Pulverform aus Sicilien, was zur Beimiſchung von andern Blättern Anlaß gab, jetzt aber führt man den Sumach in Blättern aus. (Echo du Monde Savant vom 20 Mai.)

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Nio,

vor Alters und auch jetzt wieder Jos genannt, iſt eine ſehr gebirgige, aber nicht felſige Inſel, nördlich von Santorin gelegen, und eine ſtarke Quadratmeile im Umfange haltend. Ihr Klima iſt im Ganzen nicht ſehr geſund; die bei dem Hafen befindlichen Moräſte verurſachen Fieber, und auch andere Krankheiten ſind hier nicht ſelten. Dennoch ſind auch hier Aerzte und Apotheker unbekannte Perſonen; man hilft ſich einander ſo gut man kann.

Dieſe Inſel iſt dagegen ſehr fruchtbar; im Durchſchnitt liefert eine Ernte das zehnte Korn; an manchen Stellen ſogar das dreißigſte; wegen Mangel an Händen iſt ſie jedoch nicht ſehr cultivirt. Die Bevölkerung von 5000 Seelen, der griechiſchen Kirche zugethan, wohnt beiſammen in dem einzigen Flecken, der ſich auf der Inſel befindet, auf den Grundlagen der alten Stadt Jos, eine halbe Stunde von dem Hafen gelegen. Dieſer Hafen, gewiß einer der beſten von allen Cykladen, welcher überall gehörige Tiefe und einen guten Ankergrund hat und ganze Flotten enthalten könnte, liegt an der Südweſtſeite der Inſel, und könnte einen ſehr zweckmäßigen Quarantäneort für Santorin abgeben, welches keinen beſitzt. Zwar beſteht in ſeiner Nähe nur eine kleine Süßwaſſerquelle, aber wo man nur gräbt, findet man es im Ueberfluß; auch hat die Inſel überhaupt keinen Mangel daran, nur der Flecken iſt nicht reichlich damit verſehen, weßhalb einige Häuſer Ciſternen haben.

Nio erzeugt Gerſte und Weizen von ſehr ſchöner Qualität; auch Seſam von ausgezeichneter Güte. Was bei reichen Ernten davon nicht zu eigener Conſumtion nöthig iſt (welches aber ſelten viel beträgt), wird nach Santorin oder Syra ausgeführt. Gleiches geſchieht mit dem Ueberſchuß von etwa 50,000 Okas Oel von guter Qualität, welche hier gewonnen werden. Man baut auch Baumwolle, ſowohl rothe als weiße, wovon die Weiber Strümpfe zur Ausfuhr nach der Türkei ſtricken. Ferner gewinnt man hier Honig, Wachs und Feigen; letztere, ſo wie der Käſe, welcher hier bereitet wird, gehen großentheils nach Santorin. Der Wein, welcher roth, ſchwer und ſüß iſt, wird auf der Inſel verbraucht. Brennholz und Kalk, an welchen beiden man Ueberfluß hat, werden in Menge nach Santorin verſchifft. In den Gebirgen findet man Marmor, welcher aber nicht benutzt wird.

Die Zehnten waren in dieſem Jahre (1836) für 9500 Drachmen verpachtet; die Viehſteuer betrug 2500 Drachmen und der Ertrag der Zölle 25 bis 2600 Drachmen.

Da Santorin und Syra die einzigen Inſeln ſind, womit man Gemeinſchaft hat, ſo werden von letztgenannter die geringen Artikel, Manufacturen u. ſ. w. bezogen, in Bezahlung für die eigenen Producte, welche man dort verkauft. Zu dieſer kleinen Fahrt bedient man ſich dreier kleiner Kaiks, welche auch die ganze Marine von Nio bilden. Das Vorgeben einiger Reiſebeſchreiber, daß hier die beſten Lootſen im ganzen Archipel gefunden würden, iſt durchaus ungegründet, denn der Ackerbau war und iſt noch der einzige Erwerbszweig der Bewohner dieſer Inſel.

Der Viehſtand beſteht großentheils aus 7000 Ziegen, einigen wenigen Schafen und den für den Feldbau nöthigen Rindern und Eſeln. Für die Jagd findet man Rebhühner im Ueberfluß, und der Hafen hat großen Fiſchreichthum, obgleich man hier wie in ganz Griechenland mehr von auswärts eingeführten geſalzenen und getrockneten, als friſchen Fiſch verſpeiſt.

Für den Primärunterricht gibt es eine Lancaſterſchule. — Auf einem kleinen Hügel, nahe bei dem Hafen, ſoll ſich das Grab Homers befinden, der auf ſeinem Zuge von Samos nach Athen in dieſem Hafen ſtarb. Man behauptet, daß im Jahre 1752 eine holländiſche Fregatte die Ueberreſte des Monuments mitgenommen hat. Ferner findet man auf Nio noch Spuren alter Dörfer, aber keine Alterthümer.

Franzöſiſche Handelsunternehmungen nach Abyſſinien.

Die Früchte der Bemühungen franzöſiſcher Reiſenden in Abyſſinien fangen allmählich an ſich zu zeigen. Franzöſiſche Blätter (Journal des Débats vom 25 Mai) enthalten hierüber folgende intereſſante Nachricht. Zwei bordeleſiſche Häuſer, H. Roba und Valguerie, haben eine Expedition nach Abyſſinien abgeſandt, die ſeiner Zeit von dem Miniſterium Soult lebhaft unterſtützt wurde. Das Schiff Ancober, commandirt von Hrn. Brognant, der kürzlich den Orden der Ehrenlegion erhielt in Folge einer Miſſion nach den Küſten Afrika's, wo er die Handelsgebräuche des Landes unterſuchen ſollte, iſt ſeit mehreren Monaten auf dem Wege nach Zeila, einem abyſſiniſchen Hafen am Eingange der Straße Bab-el-Mandeb. Aus den neueſten Correſpondenzen geht hervor, daß Mehemed Ali ſeit der Eroberung Yemens ſich auch Zeila's bemächtigt hat, was die Engländer ſehr übel auf ihn zu ſprechen machen wird, denn außerdem, daß Zeila ihn noch mehr zum Herren der Schifffahrt auf dem rothen Meere machen muß, liegt dieſer Hafen auch Aden beinahe gegenüber, und beherrſcht den Weg nach Indien ſo gut, als dieſes letztere. — Das Gelingen dieſer Handelsunternehmung intereſſirt die franzöſiſche Marine und Induſtrie in hohem Grade durch die große Bewegung, welche die Folge davon ſeyn muß. Der Kaffee von Abyſſinien, deſſen Erzeugung beträchtlich vermehrt werden könnte, iſt von vortrefflicher Qualität, und wird gewöhnlich nach Mokka geſchickt, zu deſſen Reputation er hauptſächlich beigetragen hat. Abyſſinien iſt reich an Pelzwerk, Goldſtaub, Elfenbein, Wachs u. ſ. w., lauter Waaren, aus denen die Einwohner aus Mangel an Tauſchgegenſtänden bisher keinen genügenden Vortheil ziehen konnten. Außerdem haben einige reiche Rheder eine ſeltſame Operation vor, von der ſie ſich indeſſen einen bedeutenden Gewinn verſprechen. Es handelt ſich darum, nach der Inſel Bourbon und andern franzöſiſchen Colonien in Indien die kräftigen Maulthiere Abyſſiniens zu ſenden, die dort ſehr wohlfeil ſind, und in den genannten Colonien in ſehr hohem Werthe ſtehen. Auch für die franzöſiſchen Manufacturen könnten ſich hier bedeutende Abſatzwege eröffnen.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 67** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Miß Grace Kennedy.** (Schluß.) — **Zwei politiſche Komödien.** (Fortſetzung.) — **Neugriechiſches.**

Zu dem Abonnement dieſes dem Ausland beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Ausland jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 67.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Junius 1840.

Miß Grace Kennedy.

(Schluß.)

Dieß sind freilich nur die magern Umrisse der Erzählung, wobei viele Nebenumstände und Personen übergangen werden mußten, während von dem religiösen Element und von den theologischen Ansichten, denen die Erzählung wohl nur als Vehikel dienen soll, so gut wie nichts mitgetheilt werden konnte. Wir halten uns auch zunächst an den Roman, als solchen. Und da muß man gestehen, daß die Verfasserin, der eine recht treffende Beobachtung und eine lebendige, fließende Darstellung durchaus zugestanden werden muß, von den Motiven und Springfedern des profanen Romans einen ziemlich reichlichen Gebrauch zu machen nicht verschmäht hat. Wir rechnen dahin vor Allem den boshaften Streich St. Clairs mit den unterschobnen Briefen. Eine ganze Reihe von Briefen auffangen, unterschlagen und durch selbst fabricirte ersetzen, ist etwas stark, und involvirt doch gar zu viele Unwahrscheinlichkeiten. Sodann ist das Benehmen St. Clairs in der Gerichtssitzung im höchsten Grade melodramatisch. Konnte ein frommer Roman nicht solcher drastischer Motive entbehren? Sodann ist auch das Mißverstehen ihrer gegenseitigen Gefühle und Gesinnungen bei den beiden Hauptpersonen eine so lange Zeit hindurch schwer begreiflich, zumal da ja beide durch Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit ausgezeichnet sind, wenn schon dieß Mißverstehen von vorn herein ganz gut motivirt und überhaupt mit vieler Kunst und Geschicklichkeit durchgeführt ist. Es ist für den Leser angenehm, früher als die handelnden und leidenden Personen in die Geheimnisse eingeweiht zu werden, von welchen ihr Schicksal, ihr Wohl oder Wehe abhängt; aber gar zu lange ein Nichtverstehen oder Mißverstehen ausgesponnen zu sehen, wird peinlich und für den wissenden Leser unwahrscheinlich.

Was die Charaktere betrifft, so finden wir besonders den des Helden sehr anschaulich und gut durchgeführt. Dunallan ist ein möglicher Charakter, er schließt keine Widersprüche in sich, und dieß genügt den Ansprüchen an den Roman; eine andre Frage ist freilich, ob diesem Ideal auch Exemplare in der Wirklichkeit entsprechen; eine Frage, die bei andern Romanen, welche bloß ein ästhetisches Interesse haben, müßig wäre, aber wohl aufgeworfen werden darf bei einem solchen, der in einer Fiction eine Apologie und Verherrlichung des Pietismus zu geben beabsichtigt. Die Verfasserin hat den Repräsentanten ihres Systems mit allen denkbaren Vorzügen der Persönlichkeit, des Geistes und Gemüths, so wie mit den zufälligeren der Geburt und des Vermögens aufs freigebigste ausgestattet und ihn mit einer Ueberlegenheit gegenüber von allen, die mit ihm in Berührung kommen, ausgestattet, von welcher immerhin zweifelhaft ist, wie viel davon auf Rechnung seiner Religiosität kommt. Sie schreibt ihm überdieß ein wunderbares Glück in Erreichung seiner Absichten zu; denn gewiß gränzt es ans Unglaubliche, daß ein Zeitraum von sechs Monaten genügen soll, um nicht nur ein großes Haus mit sämmtlicher Dienerschaft, sondern ein ganzes Dorf zu reformiren und neue höhere Ansichten und reine Sitten und Fleiß einzuführen. Wenn man sagen wollte, die Verfasserin sey doch nicht parteiisch gegen oder vielmehr für ihren Helden, indem sie ihn ja die schwere Jugendverirrung durchmachen lasse und ihn somit gar nicht als einen Heiligen darstelle, so ist darauf zu erwiedern: gerade auch diese Verirrung und Sünde gehört, im Sinn jenes Systems, dazu, um Dunallan zum vollendetsten Repräsentanten des Pietismus zu machen, indem er dadurch gebrochen und auch in den Erfahrungen der Sünde bewandert und gereift ist. Es ist sehr charakteristisch, daß Dunallan seiner Gattin das Geständniß jener Sünden ablegt und mit bitterer Reue darauf zurückblickt, aber darum doch ihr, der reinen aber noch nicht ganz bekehrten Frau gegenüber, im Tone der religiösen und sittlichen Ueberlegenheit beharrt, und nicht entfernt befürchtet, daß diese Geständnisse sie ihm entfremden möchten. Nicht so glücklich wie mit dem Charakter Dunallans scheint uns die Verfasserin mit dem Katharinens gewesen zu seyn. Zwar ist Katharine, wenigstens von vorn herein, nicht auf gleiche Höhe der Vortrefflichkeit gehoben, sie ist eine gute, edle Natur, jedoch mit manchen Unarten behaftet und leichtsinnig; aber gerade ihr ganzes Wesen, wie es

von vorn herein geschildert wird, ist wohl schwerlich geeignet, die pietistische Färbung anzunehmen. Uns scheint nämlich, ein gewisses Temperament gehöre dazu, um die Eigenthümlichkeiten des Pietismus sich anzueignen, wenn man nicht anders durch Umgebung und Erziehung dazu hingedrängt wird. Dieß Temperament nun scheint uns der verständigen und leichtblütigen Katharine zu fehlen, und ihre Metamorphose von dem etwas übermüthigen Mädchen zu der strengen Rigoristin ist gewiß allzurasch. Freilich — ein mächtiges Motiv wirkt zu ihrer Bekehrung mit — die Liebe. Dieß mag psychologisch sehr richtig seyn; aber lag es wirklich in der Absicht der Verfasserin, der Liebe einen so bedeutenden Antheil an der Bekehrung des Weltkindes einzuräumen? Schwerlich; überall ist die Darstellung so, als ob Katharine auf dem Wege der Ueberzeugung für die religiöse Wahrheit, im Sinne Dunallans, gewonnen würde, aber der insgeheim wirkende Einfluß der Neigung für Dunallan selbst wird nicht in Betracht gezogen. Unter den übrigen Charakteren dürfte der Churchills, welcher nicht handelnd, sondern nur in Dunallans Erzählung auftritt, der ansprechendste seyn. Churchills Frömmigkeit erscheint viel milder und anspruchsloser als die Dunallans ist; sie ist vollkommen im Einklang mit seinem Beruf und seiner Stellung in der Welt, während Dunallan mit der seinigen in viele Collisionen mit der Welt kommt, wodurch seine Religiosität einen etwas bewußten und pretiösen Charakter annimmt.

Ueber die in dem Buch enthaltenen religiösen Ansichten und Grundsätze, welche in England eine bedeutende Anzahl von Anhängern unter allen Ständen haben dürften, können wir uns natürlich hier nicht ausführlich äußern. In den meisten Punkten trifft der englische Pietismus mit dem deutschen zusammen; in einzelnen Punkten, besonders in theoretischen, ist jener beschränkter als dieser, weil die philosophische Bildung weniger dagegen reagirt; in andern dagegen vorzüglich in praktischen, ist er freisinniger, weil in England das öffentliche Leben kräftiger und alldurchdringender ist. „Es ist nichts in der Religion, wodurch eine unschuldige Fröhlichkeit verboten würde; wie sehr irren sich die Menschen, wenn sie die Religion für etwas Finsteres halten;" solche und ähnliche Aeußerungen findet man in Dunallan häufig, dem man überhaupt nicht den Vorwurf machen kann, grämlich und sauer zu seyn. So ist schon die Anerkennung, daß die christliche Ehe auf individuelle und ausschließliche Liebe sich gründen solle oder dürfe, ein Beweis von Freisinnigkeit, gegenüber von der Ansicht, welche bei Schließung der Ehe die individuelle Neigung nicht glaubt gelten lassen zu dürfen, was zu dem Extrem der Herrnhuter führte, die Heirathsfähigen durchs Loos miteinander zu verbinden. Die mehr theoretischen Ansichten, welche in Dunallan niedergelegt und gegen Einwendungen gerechtfertigt werden, übergehend, fügen wir nur noch ein paar Worte über Maximen bei, welche sich auf das praktische Leben beziehen. Die Grundsätze der Pietisten über Tugend und Pflicht sind meist von der Art, daß, im Allgemeinen, jede geläuterte Moral, wenn sie auch nicht jene Färbung hat, damit übereinstimmt. Differenzen ergeben sich dann erst bei der Anwendung aufs Einzelne. Wenn der oberste Grundsatz des Pietismus fürs praktische Leben der ist: der Christ müsse dieses Leben durchaus als eine Vorbereitung auf das jenseitige betrachten und von diesem Gedanken sich immer leiten lassen, so ist hiemit die Vorschrift der nicht pietistischen Moral: nach beständigem Fortschreiten in der Erkenntniß und in der Willensreinheit zu streben, wohl vereinbar; aber in der Anwendung und Ausübung dieser Vorschriften werden beide weit auseinandergehen. Der Pietist gesteht diesem Leben keinen selbstständigen Werth, an sich, zu, oder nur inconsequenter Weise; der Nichtpietist betrachtet sein Handeln in diesem Leben nicht bloß als eine Art Examen und Prüfung; er erkennt in dem Gang der Geschichte das Walten der göttlichen Vorsehung und glaubt sich an seinem Theile, welche Stelle er nun in der Welt einnehme, mit berufen zur Lösung einer ihm zugetheilten Aufgabe. Daher beim Pietisten gewöhnlich das ängstliche Sichzurückziehen von der Welt, und in Folge dieses Sichunterscheidens, dieses seines Gegensatzes gegen dieselbe, die Neigung, sie und ihr Treiben hart zu beurtheilen und zu verdammen, eine Neigung, welche die verschiedensten Gestalten annimmt, aber nicht leicht ganz fehlt. Vermöge ihrer Anschauungsweise des Lebens verlieren die Pietisten gar leicht den rein menschlichen Maaßstab der Beurtheilung von Dingen und Personen aus der Hand, und legen nur noch den von Himmel und von Hölle an. Die Schriftstellerin, mit welcher wir es hier zu thun haben, ist gewiß eine sanfte und milde Natur, und sie gibt sich Mühe, die Härten ihres Systems zu mildern; aber der aufmerksame Leser ihrer Schriften entscheide, ob ihr dieß wirklich gelungen ist?

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Der vierte Act spielt wieder im Hause des Ministers. Edgar, der zu Valentinen beschieden worden, hat das Feuilleton auch gelesen, und ist in großer Sorge, sie möchte es gelesen haben. Martel, von Guilbert kommend, trifft mit ihm zusammen; Edgar macht ihm die bittersten Vorwürfe wegen seines unwürdigen Leichtsinns, gegen die sich Martel nur schwach zu vertheidigen weiß. Valentine kommt, sehr blaß, und Martel entfernt sich scheu. Valentine, sehr angegriffen, entdeckt Edgar ihren Wunsch, daß er sobald als möglich ihre Schwester heirathe, damit sie bei ihm ein Asyl finde; sie müsse ihre Mutter, ihren Gatten verlassen. Edgar sucht sie zu beruhigen, aber sie bleibt überzeugt von der Schuld ihrer Mutter. Herr Guilbert kommt und bringt die Nachricht, daß Dercourt gestürzt sey, und klagt sich selbst als den Urheber dieser Katastrophe an. Er gibt seine Einwilligung zur augenblicklichen Vermählung seiner jüngern Tochter mit Edgar. Madame Guilbert kommt; Valentine mit ihr allein, kann nicht schweigen; sie macht ihrer Mutter die heftigsten Vorwürfe; aber Madame Guilbert eröffnet ihr: es sey wahr, sie habe eine Leidenschaft für Dercourt gefaßt, aber sie

entſchloſſen bekämpft, und um ſich ganz dagegen zu ſichern, habe ſie ihre Tochter mit dieſem ausgezeichneten Mann vermählt. Valentine überzeugt ſich von der Wahrheit dieſer Erzählung, bittet kniend und unter Thränen ihre Mutter um Verzeihung, und ſchwört, in ihrem Leben kein Journal mehr zu leſen.

Der fünfte Act verſetzt uns in Morins Atelier. Sein Diener André legt ihm ein Journal hin, worin Morin gelobt wird — es iſt die neueſte Nummer der Vérité. Morin kommt und ſchickt ihn mit einem Brief fort. Er erblickt das Journal, das er, ohne es zu leſen, im Zorn zerreißt. Sein Nebenbuhler hat den Auftrag bekommen, die Kuppel zu malen. Er ſinnt in düſtrer Schwermuth über ſein Leben, ſeine Leiſtungen, deren frühere Anerkennung und jetzige Verkennung nach. Er betrachtet ſeine an der Wand hängenden Gemälde:

O meine Bilder! Zeugen meiner Qualen!
Empfangt mein Lebewohl, ihr meine Hoffnung!
Meines Talentes Retter werdet ihr!
Der Nachwelt übergebe euch mein Tod!

(Er öffnet eine mit Journalen gefüllte Schatulle, nimmt ein ſchwarz geſiegeltes Heft und legt es hinein.)

Auf dieſen Haufen von Mißhandlungen
Leg' ich mein Teſtament, worin enthalten
Iſt das Geſtändniß meiner langen Qualen.
Wenn man dieß Gift ſieht, das mein Leben tränkte,
Verzeiht man mir, daß ich ihm mach' ein Ende.
In meinem tiefen Falle jetzt empfind' ich's:
Zu haben ein Idol in dieſer Welt
Iſt Sünde! dieſe Sünde war die meine!
In ſchwärmeriſcher Jugend trieb die Liebe
Zur Kunſt ich bis zur Gott'svergeſſenheit
Um Tiefe, Licht zu geben meiner Leinwand,
Das Meer zu ſchwellen, das Gewand zu kräuſeln,
Den Blick, das Lächeln und den Blitz zu malen —
Hät'r verkauft dem Satan meine Seele.
Die Kunſt war Leben mir, war all mein Träumen;
Ein Schüler theurer mir als meine Kinder;
Zwei Tage nur beweint' ich todte Freunde;
Immer bewein' ich meiner Schüler Undank.
Der Kunſt allein blieb treu ſtets mein Gefühl.
Ein Weib!.. es galt mir nur noch als Modell;
Nicht Treu' und Reinheit fordert' ich von ihr;
Statt aller Tugend galt mir ihre Schönheit!
Profanen Aug's ſah ihrer Freud' ich zu,
Grauſam ſtudirt' ich ihre hellen Thränen!
Maler war ganz ich; ohne Angſt und Scheu
Durchforſcht' ich die Geheimniſſe des Todes!
Ich rang mit Gott... der Schöpfer der Natur
War meinem Stolz nur ein Rival im Malen,
Und meine Eiferſucht nahm ihm die Farben
Der Sonne übel, die ich nicht erreichte!
Doch Gott hat mich geſtraft, ſchnell kam die Züchtigung:
Vom Stolz lebt' ich und ſterbe durch die Schande!

Er verläßt das Zimmer. Madame Guilbert und Valentine, die ſich malen laſſen will, treten ein und bewundern die Gemälde. Ein Lärm erhebt ſich draußen... man hat Morins Leiche gefunden. Edgar kommt und verſichert, er ſey nicht mehr ins Leben zu rufen. Mehrere Journaliſten eilen herbei; die Anweſenden werfen Morins Tod Griffaut vor; dieſer entſchuldigt ſich, er habe ihn gelobt, aber dieß Lob kam zu ſpät; er hat das Blatt ungeleſen zerriſſen. Die Frauen erblicken Martel und ſehen ihn mit Entrüſtung und Abſcheu an; André, Guilbert, Valentine ſchreien Weh über die Journale; Pluchard flüſtert Griffaut zu, er werde verurtheilt werden wegen Martels Artikel, und ſeufzt auch über die Journale; Martel ſtimmt ein; ohne ſie wäre er ein Dichter geworden; er bittet Madame Guilbert und Valentine um Verzeihung; ſie gewähren ſie ihm, und er, gerührt und beſchämt, erklärt ſeinen Entſchluß, ſein Journal zu verkaufen. Edgar kauft es;

Edgar.

Und ich, ich kauf' es! Ja, zu heilen ein Uebel
Muß man's ſtudieren. Ich tret' auf den Kampfplatz;
Um die Journale zu beſiegen, mach' ich
Mich zum Mitſchuldigen derſelben; trocknen
Will ich das Blut, die Thränen, drau ſie ſchuld.

Martel (Edgars Hand faſſend).

Mein Freund!

Valentine.

Unglücklicher! du wirſt ihr Opfer!

Edgar.

Ich weiß; mein Herz hat ſich mit Muth gewaffnet;
Ich weiß, was meiner harrt, kenn' ihre Wuth;
Mir bleibt jetzt keine Ruhe mehr, kein Glück!
Mein Leben biet' ich ihnen und ſie werden
Mir meine Ehre rauben... werden meine
Jugend brandmarken, werden mir ſogar
Den Himmel meiner Heimath ſtreitig machen!
Je mehr jedoch ſie lügen und mich läſtern,
Wird die Gefahr man einſehn ihrer Macht.
Als Opfer fallend, dien' ich doch als Beiſpiel;
Den Abgrund werd' ich zeigen, drin verſinkend
Ich, ich allein... und einſt wird auch mein Land
Mein Unglück ſegnen, meine Liebe faſſen!

(Schluß folgt.)

Neugriechiſches.

Abſchiedslied.

Ach, Scheiden iſt ein böſes Ding,
Das „Lebewohl“ iſt bitter,
Doch deine frohe Wiederkehr
Iſt lauter Luſt und Wonne.
Du gingeſt fort und ließeſt mir
Ein Fläſchchen bittern Trankes,
Als Mittags- und als Abendkoſt,
So lang du ferne weileſt.
Den Stein, den du zuletzt betratſt,
Als du das Schiff beſtiegeſt,

Ihn aufzusuchen geh ich hin, —
Mit Thränen ihn zu decken.

Die Wahrzeichen.

„Ich trink', o Liebste, diesen Wein,
„Trink' ihn mich zu berauschen;
„Ich trink ihn aus aufs Glück der Fahrt,
„Auf frohes Wiederkehren." — — —
„— — Geh auf, du Thür der Blonden du,
„Blond mit den schwarzen Augen!" —
„„Wer bist du, und wie nennt man dich,
„„Wie nennt man deinen Namen?""
„Ich bin's, der dir die Aepfel jüngst
„Ins Tuch gewickelt brachte,
„Die Aepfel und die Pfirsiche
„Und zuckerreiche Trauben;
„Ich bin es, welcher dir geküßt
„Die purpurrothen Lippen!" —
„„Sag' mir Wahrzeichen meines Hofs,
„„So öffn' ich, daß du eintrittst!"" —
„Am Thore steht ein Apfelbaum,
„Ein Weinstock in dem Hofe,
„Da hangen weiße Beeren dran
„Mit süßereichem Weine.
„Wer davon trank, der ist gelabt,
„Und fordert mehr desselben." —
„„Wohl sprachst du schlau, du Lügensohn,
„„„Die Nachbarschaft verrieth dir's.
„„Wahrzeichen sag' mir hier im Haus,
„„So öffn' ich, daß du eintrittst!"" —
„Ein goldner Leuchter hangt herab
„In deines Zimmers Mitte,
„Dir leuchtend, wenn du aus dich ziehst
„Und deine Schleifen aufknüpfst." —
„„Wohl sprachst du schlau, du Lügensohn,
„„„Die Nachbarschaft verrieth dir's.
„„Sag' mir ein Mahl an meinem Leib,
„„So öffn' ich, daß du eintrittst!"" —
„Du hast ein Mahl auf deiner Wang',
„Ein Mahl auf deiner Schulter,
„Und eines mitten auf der Brust,
„Dem Abendstern vergleichbar." — —
„„— — So lauft, ihr Mägde, lauft geschwind,
„„Und öffnet ihm die Pforten!""

Zweizeilige Lieder.

Du küßtest mich, da ward' ich krank,
Küss' mich, und heil' mein Wehe!
O küsse mich zum drittenmal,
Sonst sterb' ich und vergehe!

Wenn du Basilienzweige pflückst
Und ihre Blätter zählest,
Dann zählest du der Tage Zahl,
Da du mich Spröde quälest.

Die Liebe fordert hohen Sinn,
Die Liebe will Ergebung;
Sie will des Hasen niedern Lauf,
Des Adlers kühne Hebung.

Wer kennet einen solchen Krieg,
Wo sich die Augen schlagen,
Aus dem wir ohne Schwert und Dolch
Doch tiefe Wunden tragen?

Als Kleine, Kleine liebt' ich dich,
Nicht konnt' ich dich gewinnen;
Doch kommt wohl endlich noch die Zeit,
Als Wittwe dich zu minnen.

Warum zerquälst du dich, mein Herz,
Wie bist du doch so trübe?
Dich freut nicht Sturm, noch Sonnenschein;
Gewiß, du bist in Liebe.

Mich traf dein dunkles Augenpaar
Mit silberblanken Pfeilen,
Die nun, da sie mein Herz durchbohrt,
Voll Tücke weiter eilen.

O daß ich eine Schwalbe wär',
An ihre Lippen flöge,
Sie einmal küßt' und noch einmal,
Dann wieder weiter zöge!

O daß ich eine Schwalbe wär'!
Ich flög nach deinem Städtchen,
Und baute mir ein Nest ganz nah'
Zu deinen Häupten, Liebchen.

O möchten so viel Schwerter mir,
Als Stern am Himmel hingen,
Wofern ich treulos bin an dir,
Mein falsches Herz durchdringen!

Lechner.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1840.

Die Pferde in Chiwa.

(Aus Helmersens gesammelten Nachrichten.)

Das nothwendigste und nützlichste Thier in Chiwa ist das Pferd. Die schönen, turkmenischen Hengste, die unter dem Namen Argamak bekannt sind, verdienen besondere Aufmerksamkeit und genauere Beschreibung. Sie bilden eine besondere Pferderace, die nur bei den Turkmenen ganz unvermischt erhalten wird, sind groß, schön gebaut, haben aber eine schmale Brust, etwas große Ohren und dünnen Schweif. Die gewöhnlichste Farbe ist grau, und schwarze gehören zu den seltenen. Im Allgemeinen sind sie nicht unbändig, nur die Hengste sind böse, beißen und schlagen. Hat ein Argamak sich losgerissen, so läuft er nie weit weg, sondern kommt bald selbst nach Hause gelaufen. Beim Rennen sind sie anfangs sehr schnell, werden aber bald müde. Ist ein Argamak fünf Werst gerannt, so muß der Reiter absteigen, und ihn etwa hundert Faden weit führen; sitzt er dann wieder auf, so wird der Argamak noch schneller laufen. Auf diese Weise kann man auf ihnen in vierundzwanzig Stunden 100 Werst, ja sogar in drei Tagen 400 Werst zurücklegen. Argamaks werden immer in Ställen, oder im Freien an Stricken gehalten, die man mittelst eines Ringes um eiserne Pflöcke laufen läßt. Die Chiwaer haben übrigens die Ueberzeugung, daß nur Turkmenen mit diesen Pferden gut umzugehen verstehen, daher denn auch der Chan und die Vornehmen des Reichs ihre besten Renner den Turkmenen zur Verpflegung geben, wofür diese zwar keine Bezahlung, bei einem Wettrennen aber die Preise erhalten, die diese Renner gewinnen. Man schont sie außerordentlich, reitet auf ihnen fast nur im Kriege, und auch dann setzen sich die Turkmenen oft auf ihre Kamele, andere aber auf gewöhnliche Pferde und führen die Argamaks am Leitzaume, bis der Feind sich blicken läßt. Ebenso werden sie nie zur Tränke geritten, sondern immer geführt.

Mit ungemahlenem Getreide füttert man die Argamaks nie anders als aus Beuteln, die ihnen vor das Maul gebunden und nie von einem auf den andern gelegt werden; wird ein Argamak verkauft, so geht dieser Beutel mit in den Kauf. Das Putzen besteht nur darin, daß man das Fell mit einem Kuhschwanz oder Pferdeschweif ausklopft; die eiserne Striegel kennt man nicht. Im Sommer wie im Winter bedeckt man sie mit einer Decke und darüber noch mit Filz. Diese Pferdedecken werden sehr zierlich und geschmackvoll von den Turkmenen verfertigt, und haben oft Aehnlichkeit mit Caschemirshawls. Zu Hause sind die Pferde unbeschlagen, zu einem Feldzug aber beschlägt man sie mit dünnen Eisen ohne Dornen. Die Sorgfalt, mit der man diese Thiere behandelt, geht aber noch weiter; damit sie sich auf der Jagd die Füße nicht im Gestrüppe verwunden, bewickelt man diese vom Huf bis an das Knie, und vor Insecten schützt man ihre Köpfe durch lederne Kappen, die vor den Augen fein durchschnitten sind, so daß das Pferd wohl sehen kann, die Insecten aber nicht durchkommen.

In Chiwa hält jeder Wohlhabende Argamaks zu seinem Vergnügen, und die Dienstpflichtigen, weil sie welche haben müssen. Der Chodschesch Mechrem allein besitzt nie weniger als 50 Argamaks, und der Chan 200. Die besten Renner dieser Race werden mit 100 chiwa'schen Ducaten das Stück bezahlt; solche kauft jedoch nur der Chan. Die gewöhnlichen Preise sind 30 bis 80 Ducaten, wobei es natürlich auf die Güte und Abstammung des Thieres ankommt. Alle Argamaks, die von den Turkmenen nach Chiwa zum Verkauf gebracht werden, müssen zuerst vor dem Chan die Revue passiren, der die besten für sich aussucht. Oft bekömmt er von den Turkmenen welche zum Geschenk, wogegen er ihnen dann Chalate (Ehrenkleider) gibt.

Wird ein Argamak zum Rennen vorbereitet, so gibt man ihm fünf Tage nach einander täglich nur drittehalb Pfd. Heu, und während dieser Zeit steht er den Tag über im Stalle, Abends aber wird er an den Leitzaum genommen, und die ganze Nacht hindurch in starkem Schritt herumgeführt, wobei der Reiter auf einem gewöhnlichen Kirgisenpferde sitzt. Am Abend vor dem Rennen führt man die Pferde auf diese Weise bis zu gewissen Brunnen, die 30 Werst (4½ Meile) von Chiwa liegen, und bei denen gewöhnlich das Rennen mit dem Anbruch des folgenden Tages beginnt. Gleich nach dem Rennen werden sie wieder 24 Stunden herumgeführt, und bekom-

men in dieser Zeit in kleinen Portionen drittehalb Pfund Heu. Dann werden sie auf den Stall gestellt, und erst nach sechsunddreißig Stunden mit Dschugari gefüttert. Je dicker das Pferd ist, desto länger muß es vor dem Rennen herumgeführt werden. Beim Laufe haben die Pferde nur Sättel, keine Decken, und werden von Knaben geritten. Aller Vorsichtsmaaßregeln ungeachtet gehen manche Pferde nach dem Rennen doch zu Grunde: die Pferde, die unter dem Namen Karabair bekannt sind, sind wahrscheinlich Bastarde von turkmenischen Hengsten und chokandischen Stuten. Sie sind kleiner als die Argamaks, stark, dauerhaft, schnell, und bilden eine eigene Race, die aber wenig geschätzt, und mehr als eine Seltenheit betrachtet wird. Gewöhnliche Pferde werden bei den Kirgisen oder in Rußland gekauft. Paßgänger sind sehr beliebt, und werden theuer bezahlt.

Ferdinand Jose Artigas.

(Fortsetzung.)

Ein Congreß der Banda Oriental wurde im Namen der Regierung berufen, um Deputirte zum Nationalcongreß und einen Provincialgouverneur zu ernennen; Artigas, als Anführer der Orientalistas, befahl, gleichfalls im Namen der Regierung, daß die Wähler sich in sein Hauptquartier verfügen und von ihm Instructionen empfangen sollten. Dieß beleidigte viele,*) die Wähler traten trotz seines Befehls zusammen und vollzogen ihren Auftrag. Artigas erklärte die Verhandlungen des Congresses für null und nichtig, aber nichtsdestoweniger wurde die Wahl der Deputirten und eines Gouverneurs von den Belagerern Montevideo's festlich gefeiert, und nur da, wo Artigas lagerte, war Alles finster und stumm. Der Führer der Orientalistas brütete Rache für die vermeintlichen Beleidigungen, die ihm widerfuhren, und versicherte sich der Truppen unter seinem Befehl, die ganz aus Orientalistas bestanden, und ihm bis auf den letzten Mann anhingen. Er entwarf seine Plane mit gewöhnlicher Schlauheit, zog seine Freunde unter mannichfachen Vorwänden in eine gesichertere Stellung zurück, und verließ in einer dunkeln Nacht die Linien der Belagerer, gefolgt von 800 Mann der tapfersten Truppen des Heers.

Obwohl aber Artigas so die Patrioten verließ, so ward er doch nicht an der Sache der Unabhängigkeit zum Verräther, sondern blieb ihr standhaftester Freund. Seine Absicht war, die Banda Oriental unabhängig, und sich zu ihrem Haupte zu machen. Der Entschluß, den Artigas ergriffen hatte, brachte die Belagerer in eine so gefährliche Stellung, und hatte so viel Verwirrung zur Folge, daß beinahe das ganze Unternehmen mißglückt wäre. Der Director Pasadas vermehrte noch das Uebel durch sein unbesonnenes und übereiltes Benehmen. Etwas kluge Nachgiebigkeit von Seite der Buenos Ayrier hätte Artigas dahin gebracht, seine frühere Stellung wieder einzunehmen, statt dessen aber hörte Pasadas nur auf die Eingebungen seines Zornes, und machte Artigas zum bittersten, unversöhnlichsten Feinde. Durch ein feierliches Decret wurde Artigas für ehrlos erklärt, seiner Stellen beraubt und geächtet, ein Preis von 6000 Pesos auf seinen Kopf gesetzt, und das Volk ermuntert, ihn todt oder lebendig zu liefern. Dieß war reine Tollheit: Artigas war der Abgott der Orientalistas, und keiner wollte je an ihm zum Verräther werden; sie machten vielmehr seine Sache zu der ihrigen, so daß die Aechtung der That nach nicht einen einzelnen Menschen, sondern ein ganzes, ungeheures Gebiet traf. Von diesem Augenblick an scheiterten alle Versuche, welche Buenos Ayres machte, um eine Ausgleichung mit Artigas herbeizuführen.

Inzwischen war dieser über den Uruguay gegangen, welcher die Banda Oriental von Entrerios trennt: die ganze Gauchobevölkerung dieser letztern Provinz strömte zu seinen Fahnen. Seine erste Forderung war bloß, Buenos Ayres solle die Regierung ändern, indem die Executivgewalt schlecht, die militärischen Befehlshaber schwachköpfig seyen. Die Antwort der Regierung war die Absendung eines Truppencorps zu seiner Verfolgung, Artigas aber hieb dieß in Stücke. Er nahm jetzt den Titel eines Protectors an, und schlug sein Hauptquartier zu Purificacion, einem elenden Städtchen am Uruguay, auf. In einer erbärmlichen Hütte erließ er geraume Zeit Befehle, die fünf bis sechshundert Stunden davon am Fuße der Anden noch Gehorsam fanden, und gebot somit über einen ungeheuern Theil von Südamerika. Wie es kam, daß seine Macht so weit über die Ebenen seiner heimathlichen Provinz hinaus sich erstreckte, erfordert einige Erläuterung. Seit dem Beginn des Revolutionskampfs ließ Buenos Ayres, die reichste und gebildetste der Provinzen, die Neigung blicken, eine Herrschaft über das innere Land auszuüben, was aber diese Provinzen so wenig nach ihrem Geschmack fanden, daß sie sich ganz und gar von der Hauptstadt lossagten, und jede Provinz sich unabhängig erklärte. Dieß störte aber alle Ordnung und alle Herrschaft des Gesetzes, und die Vorfälle jener unruhigen Periode der südamerikanischen Geschichte legten den Grund zu den Parteikämpfen, welche noch jetzt fortdauern, und wahrscheinlich am Ende den schwachen Verband des argentinischen Staats in eine Menge kleiner und schwacher Republiken auflösen. Um ihre gemeinsame Sache gegen Buenos Ayres zu verstärken, baten sie Artigas um Hülfe, und dieser war nur allzu geneigt, den geschehenen Bruch zu erweitern.

Um diese Zeit war es, wo der bekannte englische Reisende Robertson eine Unterredung mit dem Protector hatte. Seine Beschreibung von Artigas' Hauptquartier, und die Art, wie derselbe die Geschäfte eines so weiten Landes abmachte, sind geeignet, Erstaunen zu erregen, wenn sie gleich bei manchem, der nur an europäische Formen denkt, einen verächtlichen Seitenblick hervorrufen mögen. Es ist aber zu bedenken, daß man alles nur relativ betrachten, und die Umstände in Anschlag bringen muß. Der „Protector der halben neuen Welt" saß

*) Wohl wahrscheinlich ist hier schon die Eifersucht zwischen den Städtebewohnern und den Gauchos im Spiel, den ersten konnte man allenfalls die modernen Begriffe von Wahl und Repräsentation geläufig machen, den rohen Gauchos wohl schwerlich. Artigas ist nur der Vorläufer von Rosas. A. d. U.

auf einem Ochſenſchädel an einem Feuer, das auf dem Lehmboden ſeiner Hütte brannte, aß eine Schnitte Ochſenfleiſch und trank Branntwein aus einem Kuhhorn! Ein Dutzend Leute in abgeſchabten Kleidern umgab ihn, ebenfalls auf Ochſenſchädeln ſitzend, und wie ihr Anführer mit Eſſen und Trinken beſchäftigt. Alle rauchten und alle ſchwatzten. Der Protector dictirte zweien Secretären, welche an einem ſchlechten Tiſch auf den beiden einzigen zerriſſenen Binſenſtühlen der Hütte ſaßen. Dieß klingt freilich komiſch genug, aber mit ungemeiner Aufmerkſamkeit und Raſchheit wurden die öffentlichen Geſchäfte vorgenommen. Der Boden der Hütte war bedeckt von den Couverts der Depeſchen, die aus den verſchiedenen Provinzen an „Seine Excellenz den Protector," einliefen. Vor der Thüre ſtanden die dampfenden Pferde der Couriere, die jede halbe Stunde ankamen, und friſche Pferde für die nicht minder zahlreichen abgehenden Couriere. Soldaten, Adjutanten, Wachpoſten u. ſ. w. kamen galopirend heran von allen Seiten, und „Se. Excellenz der Protector" auf ſeinem Ochſenkopf ſitzend, rauchend, eſſend, trinkend, dictirend und ſchwatzend, fertigte nach und nach die verſchiedenen ihm vorgelegten Geſchäfte mit einer bewundernswerthen Ruhe und Ueberlegung ab. Er ſchien ein Mann, dem es keineswegs um Pomp zu thun war, was er mit den meiſten großen Männern gemein hatte; auch erzählt Robertſon, daß er an Artigas einen vergleichungsweiſe feingebildeten, ſehr herablaſſenden und freundlichen Mann gefunden habe. Seine Anhänger, die ſich damals auf 1500 belaufen mochten, waren ihm eifrigſt ergeben. Sein Ruf und ſein überwiegender Geiſt ſicherten ihm ihre Hochachtung, und die Art von Vertraulichkeit, worin er mit ihnen lebte, gewannen ihm ihre Liebe. Nichtsdeſtoweniger war ſeine Gewalt ſo unumſchränkt, als die eines orientaliſchen Deſpoten, und er ſprach Todesurtheile aus mit derſelben Gewißheit, daß ſie vollzogen werden würden, wie nur irgend ein türkiſcher Sultan.

Nachdem Montevideo ſich an die Truppen von Buenos Ayres ergeben hatte, verlangte Artigas, als Oberhaupt der Banda Oriental, in den Beſitz dieſer Stadt geſetzt zu werden, erhielt aber eine abſchlägige Antwort. Jetzt brach der Krieg zwiſchen Artigas und Buenos Ayres offen aus: Artigas war meiſt ſiegreich, und zwang endlich ſeine Feinde, den kaum gewonnenen Platz zu räumen. Er nahm ſogleich Beſitz von Montevideo, das der Schlüſſel ſeiner ſpätern Operationen wurde, griff nun die Provinz Buenos Ayres ſelbſt an, und rückte nach Santa Fé, eine bedeutende Strecke am Parana aufwärts. Als zu Buenos Ayres ein Regierungswechſel eingetreten war, hoffte man eine Zeit lang auf die Wiederherſtellung des Bündniſſes mit der Banda Oriental, deſſen Bruch ſo viel Blut gekoſtet, und die Sache der Unabhängigkeit weſentlich verzögert hatte. Um ſeinen ernſtlichen Wunſch einer Vereinigung auszudrücken, und als Sühne für den Schimpf, den man auf Artigas gehäuft, verbrannte das Volk öffentlich die damals gegen ihn erlaſſene Proclamation, und bezeugte auf jede Weiſe ſeinen Abſcheu über das Benehmen derer, die ſie erlaſſen hatten. Ein verſöhnendes Schreiben wurde an den Protector gerichtet, eine entſprechende Antwort erfolgte, und dieß war die Einleitung zu einem Verſöhnungsverſuch, den Alvanes, Director von Buenos Ayres, machte, aber man betrachtete die Forderungen, welche Artigas ſtellte, als übertrieben, und die Conferenzen zwiſchen den beiderſeitigen Abgeordneten führten zu keinem Reſultat.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe ins Land der Mordwinen. Von Fuchs.

(Ruſſiſches Journal des Miniſteriums des Innern. October 1839.)

Wenn man von Kaſan die große Straße nach Orenburg einſchlägt, ſo gelangt man in dem Kreiſe Tſchiſtopol und Spaß (Gouvernement Kaſan) ins Land der Mordwinen. Ich reiſte am 11 Auguſt von Kaſan ab, und kam in einer Entfernung von 7 Werſten ins Woskreſenski-Kloſter in einem breiten Thale, welches links das hohe Ufer eines ehemaligen Wolgabettes, rechts die zwei Seen Kaban hatte, welche den Bewohnern von Kaſan allein das Waſſer liefern. Dieſe Seen ſind Ueberreſte der Frühjahrsüberſchwemmung der Wolga. Der Boden in dieſem Thale beſteht aus einem guten Thon, weßhalb hier viele Backſteine gebrannt werden, was die Aufführung ſteinerner Gebäude in der Stadt ſehr erleichtert. Die mit Buſchwerk geſchmückten Hügel fingen bereits an ſich mit dem fahlen Herbſtgewande zu bekleiden. Die Urſache dieſes frühen Wechſels war die ungewöhnliche Trockenheit des Sommers.

Die Wohnung des Archirei beim Woskreſenski-Kloſter liegt reizend auf einem Hügel und hat eine entzückende Ausſicht nach Kaſan hin. Bald ſtiegen wir die Höhe des ehemaligen Wolgaufers hinan, wo die Gegend ganz offen, holz- und waſſerlos iſt. Allenthalben ſind Ackerfelder. Von hier bis zur Kama haben die Landbewohner nur ziemlich hartes Brunnenwaſſer. Neunzehn Werſte von Kaſan ſtößt man auf ein ziemlich bedeutendes Dorf, Namens Stolbuſchiſche, mit einer ziemlich großen ſteinernen Kirche, deren ſämmtliche Fenſter bis an die Kuppel hinauf mit dicken Eiſengittern verſehen ſind, was einen unangenehmen Eindruck macht. Weiterhin liegen an der Straße unbedeutende Dörfer kaſaniſcher Gutsbeſitzer, die zum Theil mit Birkenwäldchen geziert ſind. Die große hier angelegte Straße wurde im Laufe der Zeit, was ſie früher geweſen, ein Steppenweg, die mit großer Mühe aufgeworfenen Gräben ebneten ſich aus, und die Birkenalleen vertrockneten oder wurden umgehauen. Dieß iſt meiner Anſicht nach ein reiner Vortheil, denn jetzt hindern die ehemaligen Gräben nicht mehr den Weg zu verlaſſen, wenn er im ärgſten Schmutz ganz unfahrbar geworden iſt. 38 Werſt von Kaſan liegt das große Dorf Narmanka, wo ſich ein Haus des Fürſten Kulantſchakow findet, dem ein Theil des Dorfes gehört; der übrige Theil, der einem Hrn. Sterebzow gehörte, hat ſich frei gekauft. Die hieſigen Bauern ſind ſehr wohlhabend: ſie ſind Fuhrleute, und führen die Kaufleute mit ihren Waaren auf den Jahrmärkten herum; viele treiben auch ſelbſt Handel, und überdieß haben ſie einen fruchtbaren Boden. Der Name des Dorfes kommt von ſeinem frühern Beſitzer Narmaſki, deſſen Familienname von den alten Normannen ſtammt, und mit der Zeit in die jetzige Form überging. Die Narmaſkis und Oſtankows waren die erſten, die ſich unter Zaar Fedor Joannowitſch in dieſem Lande niederließen. Zwei Werſte von da liegt das Dorf Panowo, das meinem Freunde Obriſt Juſchkow gehört, der aber leider

gerade abwesend war. Nichtsdestoweniger blieb ich in seiner Wohnung über Nacht. Das Landvolk leidet hier stark an Kolik, wahrscheinlich eine Folge des harten, kalten Brunnenwassers, wenn es bei großer Hitze unmäßig getrunken wird.

Am folgenden Morgen verließ ich Panowo, fuhr über das Ackerfeld wieder auf die große Straße und kam, nachdem ich über die Mjesche gesetzt, in einen Eichenwald, wo indeß auch Linden, rothe Rüstern und Nußbäume wachsen. Der Boden senkt sich hier gegen die Kama hin. Endlich kam ich in eine tiefe, in den Thonboden eingerissene Schlucht unterhalb der Stadt Laischew, bis zu der man von Kasan 56 Werste rechnet. Laischew bot mir noch denselben Anblick dar, wie vor dreißig Jahren; indeß versicherte mich ein Stadtbewohner, daß die Zahl der jungen Leute, die gedient hätten, sich so vermehrt habe, daß die dasigen Schönen nur wenig mehr Kasan besuchten, und Abendunterhaltungen und Tanzbelustigungen fast in jeder Woche im Orte selbst stattfänden. Laischew hat etwa 400 Häuser, indeß beschäftigt sich die größere Hälfte der Einwohnerschaft mit dem Ackerbau. Es findet sich nur Eine Kirche in der Stadt, und in dieser wurden alte Handschriften über die Stadt und ein ehemals hier bestandenes Kloster aufbewahrt. Die Räuber an der Kama griffen einst letzteres an, und erschlugen den Igumen, seit welcher Zeit das Kloster nicht wieder erneuert wurde. Eine Güterbesitzerin verlangte vor nicht langer Zeit von dem Geistlichen die merkwürdige Handschrift, und zerriß solche, ohne sie zu lesen. Jetzt sind keine schriftlichen Acten mehr da, welche über 1761 hinaustreichen. Die Stadt Laischew unterscheidet sich kaum von einem gewöhnlich großen Dorfe; nur im Frühjahre, wenn die Kama angeschwellt ist und aus den uralischen Bergwerken die Barken mit Eisen und aus dem Gouvernement Perm die Schiffe mit Salz ankommen, herrscht größere Thätigkeit in der Stadt, die dann das Bild eines Jahrmarkts darbietet.

Da ich gehört hatte, daß am Flusse Mjesche sich noch alte Befestigungen in Trümmern befänden, konnte ich mich nicht enthalten, sie zu besuchen. Von Laischew ist es 15 Werste dahin. Der Weg führt auf der großen Straße von Spaß durch einen schönen Eichenwald in der Nähe der Kama durch das Kronsdorf Mysy und dann durch das tatarische Dorf Baischuka, wo eine weite Ebene mit gutem Ackerlande ist; endlich kamen wir in das tatarische Dorf Tasch-Kirmen, das 370 Seelen und 115 Häuser zählt. Die hiesigen Tataren kleiden sich im Allgemeinen russisch, nur die Weiber haben ihre Kleidung beibehalten; aber auch sie unterscheiden sich von den übrigen Tatarinnen durch den Kopfputz, welcher dem der polnischen Jüdinnen gleicht; sie tragen auch kurze Aermel und verhüllen das Gesicht nicht vor den Männern, wie sonst die mohammedanischen Frauen; ihr Kopfputz heißt Malesnik. Die Häuser der hiesigen, wie der andern Tataren stehen inmitten eines Hofes. Ihre Speisen bestehen in Schweine- und Pferdefleisch. Einige feiern noch jetzt insgeheim das Beiramfest, und jeder opfert dann zum Heil seiner Seele einen Widder, indem sie glauben, daß sonst das Korn nicht wachse.

In der Nähe des Dorfes Tasch-Kirmen, auf einem hohen Berge, an dessen Fuß die Mjesche fließt, ist ein Festungswerk, das 7 Klafter Höhe und 560 Fuß im Umkreise hat. Von hier aus, wie von allen andern Befestigungen an dem Wege nach Laischew, die von Tataren erbaut wurden, machte man Ausfälle gegen die Russen. Nach der Einnahme von Kasan konnten sich die Tataren nicht sogleich an die russische Herrschaft gewöhnen, empörten sich und bauten an verschiedenen Stellen solche Befestigungen.

Etwas höher hinauf liegt das Dorf Makarowka, das einem Hrn. Delarue gehört. Ich wurde hier sehr freundlich aufgenommen. Als ich in dem großen Garten spazieren ging, erstaunte ich über die Menge mit Früchten beladener Aepfelbäume. Diese Bäume wachsen hier buschartig, sind aber nichtsdestoweniger sehr fruchtbar. Einige Aepfelsorten sind der Art, daß ich sie nicht im Gouvernement Kasan gesucht hätte, ein Beweis, daß Kunst und Anstrengung manche Hindernisse des Klima's besiegen. — Der Getreidebau ist hier ziemlich vortheilhaft: der Roggen trägt gewöhnlich zwölffältig, dieß Jahr aber wegen der Trockenheit nur fünffältig. Die Bauern leben hier auf ganz freundschaftlichem Fuße mit ihren tatarischen Nachbarn, welche ihnen ihre Freundlichkeit damit vergelten, daß sie dieselben bei der Heuernte jeden Tag unentgeltlich über die Kama setzen.

In den hiesigen Eichenwäldern gibt es auch eine Menge Nußbäume, die zu manchen Zeiten den Bauern eine beträchtliche Einnahme abwerfen. Dieser Handelszweig ist in der Statistik noch nicht hinreichend gewürdigt. In den Jahren 1827 und 1828 wurden sämmtliche Steuern damit bezahlt. Kenner versicherten mich, daß im Jahre 1827 im Gouvernement Kasan etwa anderthalb Millionen Pud Nüsse gewachsen seyen, wovon eine Million theils auf der Achse, theils auf der Wolga in verschiedene entfernte Gouvernements geschickt, aus der übrigen halben Million aber Oel für den innern Gebrauch geschlagen wurde. Das Pud roher Nüsse kostete damals 1 R. 10 Kop.; da sie aber in diesem Zustande sich nicht lange halten, ohne zu verderben, so werden sie von den Kaufleuten getrocknet. Nußöl ist wegen seines guten Geschmacks allgemein im Gebrauche und kostet 24 Rubel das Pud. Ein Pud frischer Nüsse gibt 28 Pfund trockene, 4 Pfund trockene Nüsse Ein Pfund Kerne, und 3½ Pfund Kerne Ein Pfund Oel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vase von Präneste. In einer Sitzung der englischen literarischen Gesellschaft las Hr. Brönsted eine Abhandlung vor über eine Bronzevase im Collegium Romanum, von der schon Winckelmann und Visconti gesprochen haben. Sie hat etwa 4 Fuß im Umfange, und ist mit vortrefflichen Bildern aus der Geschichte des Argonautenzuges verziert. Diese Vase wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei Palestrina, dem alten Präneste, gefunden, und Brönsted macht es sehr wahrscheinlich, daß die Bilder von einem Gemälde copirt seyen, das Cydias für den berühmten Redner Hortensius zur Ausschmückung seiner Villa in Tusculum malte, und dessen Plinius erwähnt. Hortensius zahlte 164 Talente dafür, und da er kein Zimmer hatte, das groß genug gewesen wäre, so ließ er einen besondern Pavillon zu dessen Aufnahme bauen. Es stellt Pollux dar, wie er den König der Bebryker, Amycus, welchen er im Cästuskampfe überwunden, an einen Baum bindet, so wie auch den riesenhaften Beschützer einer Quelle süßen Wassers, der alle Reisende, die ohne seine Erlaubniß daraus tranken, ermordet hatte. Eine Victoria steigt herab mit einem Kranze und am Fuße des Baumes liegt ein Diener, der mit allen Utensilien zum Bade des Helden versehen ist. Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß die Vase selbst zur Aufbewahrung solcher Badebedürfnisse bestimmt war. Durch das spätere Anhängsel von einigen grob gearbeiteten Figuren am Deckel wurden früher die Kenner verführt, die Vase für unächt zu halten, da solcher Betrug in Italien nur allzu gewöhnlich ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1840.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

(Von Dr. Ed. Selberg.)

Ankunft vor Surabaya.

Am 14ten Januar Nachmittags 4 Uhr gingen wir auf der Rhede von Surabaya vor Anker. Schon vorher umgaben unser Schiff eine Menge inländischer kleiner Fahrzeuge (Tambangan), welche uns die verschiedenartigsten Dienste anboten. Ein Theil derselben wollte uns nach der Stadt rudern, ein anderer bot uns Früchte und Speisen zum Kauf: Ananas, Pumpelmusen, Arrak, getrocknete Fische, abgesottene Krabben, Weißbrod und dergleichen lagen in nicht sehr sauberen Gefäßen durcheinander. Mehrere Chinesen näherten sich, um uns große Strohhüte, welche vortrefflich geflochten waren, anzubieten, kleine Galanteriewaaren, Cigarren, Tusche, Sonnenschirme (Payongs), Fächer und tausend andere Kleinigkeiten, welche ein Raritätencabinet geziert haben würden, bildeten ihren Waarenvorrath. In andern Kähnen (Prauen) waren Javanen, welche Schuhe und Stiefel von allen Farben zum Verkauf ausstellten. Andere boten Papagaien, Lory's, Affen, Parkitte und Caccadus feil; wieder andere handelten mit Diamanten, Gold und Silberarbeiten, wieder andere mit Knochen- und Hornarbeiten aller Art. Andere erboten sich, uns das Leinenzeug zu waschen und präsentirten Zeugnisse ihrer Redlichkeit in allen Sprachen, von welchen sie nicht eine einzige verstanden. Dazwischen lagen Kanots mit javanischen Mädchen, welche sich selbst feilboten. Diese letztgenannte Erscheinung überzeugte mich hinlänglich, daß wir einer Gegend nahten, wo die europäische Cultur schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Ohne Ausnahme fand ich die Sitten der Eingebornen da am meisten entartet, wo größere europäische Etablissements errichtet sind. Es war eine muntere und bewegte Scene. Ini tuwan ada makanan (hier, Herr, Speise); tabe tuwan (sey gegrüßt, o Herr); mas deri Padang (Gold von Padang); sapatu, sapatu rupiah satu perak (Schuhe für einen Silbergulden); Ini arak ada terlebih bajik (hier ist vortrefflicher Arrak) und unzählige andere Anerbietungen schallten zu dem Verdeck herauf und mengten sich mit dem Geschrei der Vögel, welche feil geboten wurden. Ein großer Orang-Utang von Borneo und einige andere Affen, welche in verschiedenen Kähnen waren, schnitten mephistopheliſche Grimassen dazu. Das Ganze war einem wilden, abenteuerlichen Jahrmarkt ähnlich, welcher noch durch das Schwanken der Schiffchen auf dem wogenden Meere und durch die auffallende Farbe, Physiognomie und Kleidung der Javanen und Chinesen ein eigenthümliches Leben erhielt. Ein Maler hätte hier einen vortrefflichen Vorwurf für seinen Pinsel gefunden. Mehrere der Kanots bestanden nur aus einem ausgehöhlten Baume; um das Umschlagen desselben zu verhüten war quer auf dem Vorder- und Hintertheile ein Bambusbaum befestigt, dessen Spitzen zu beiden Seiten durch einen mit dem Schiffe parallel laufenden Baum verbunden waren. Diese Bambusbäume bildeten auf diese Weise einen viereckigen Rahmen, in welchem der ausgehöhlte Stamm hing. Das Bambusholz ist bekanntlich hohl und sehr leicht, das Kanot wird dadurch getragen und die Gefahr des Umschlagens durchaus verhütet. Diese einfachen Fahrzeuge habe ich bei sehr hochgehender See häufig gesehen, wo sie hoch empor geschleudert wurden und auf der Spitze einzelner Wellen beinahe ihren ganzen Kiel zeigten; aber niemals sah ich eines derselben umschlagen. Selten ist in einem solchen Kanot mehr als Ein Mann. Die Sonne sank nieder, und da sich auch der Landwind erhob, so beschloß ich, erst am folgenden Morgen ans Land zu steigen.

Diese Land- und Seewinde wehen, so lange die Mussons in ihrer vollen Kraft sind, sehr regelmäßig. Der Seewind erhebt sich des Morgens, und weht von dem Meere nach dem Lande hin. Einige Stunden nach Sonnenaufgang bricht er durch, wie sich die Seeleute ausdrücken. Die Sonne theilt dann schnell dem Lande einen Hitzegrad mit, welchen das Meer keineswegs so schnell annimmt; hierdurch wird die Luftschicht über jenem so ausgedehnt und verdünnt, daß die kältere und schwerere Seeluft, welche durch die ungleich langsamer erfolgende Erhitzung des Meeres dann noch nicht so verdünnt ist, nach dem Lande hinströmt, um sich mit dessen Atmosphäre auszugleichen. Beim Sinken der Sonne, wenn der Boden seinen Wärmegrad verliert, entsteht Stille. Das Meer ist nun ebenfalls erhitzt, und die Wärme in demselben tiefer als in

das Erdreich eingedrungen. Zugleich ist das Meerwasser ein schlechterer Wärmeleiter als die Erde; seine erhöhte Temperatur hält deßhalb auch ungleich länger an, so daß man dieselbe häufig noch gegen Sonnenaufgang wahrnimmt. Die auf dem Meere ruhende Luftsäule bleibt deßhalb noch lange in dem verdünnten Zustande, während die auf dem Lande ruhende schon wieder durch die Kühle condensirt ist. Letztere sucht nun wieder mit der ersteren sich ins Gleichgewicht zu setzen; daher strömt gleich nach Sonnenuntergang die Luft nach dem Meere zu und hiedurch entsteht der Landwind. Von sehr kleinen Inseln weht der Landwind strahlenförmig von ihrem Mittelpunkt aus nach allen Himmelsgegenden, während der Seewind ebenso nach ihrem Centrum hinströmt. Obgleich dasselbe bei den größeren Inseln stattfindet, so ist dieß natürlich für diese weniger bemerkbar.

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand Jose Artigas.

(Schluß.)

Liest man die gewöhnliche Geschichte der Revolution durch, so wie die von den Buenos-Ayriern bekannt gemachten Documente, so muß man glauben, Artigas habe das öffentliche Wohl seinem Privathaß und seinem Ehrgeiz geopfert; aber die ganze Wahrheit hat man nicht gesagt, und es scheint gewiß, daß Buenos Ayres zwar sich erbot, die Unabhängigkeit der Banda Oriental anzuerkennen, jedoch sollte diese immer noch gehalten seyn, Deputirte zum Generalcongreß zu senden; dieß erschien Artigas und seinen Gefährten als die Anerkennung einer Obergewalt, und dieser Demüthigung wollte sich der stolze Hauptling nicht unterwerfen. Er wollte sein Land völlig unabhängig machen, und die Folge zeigte, daß er die Buenos Ayrier richtig beurtheilte, denn ihr späteres Benehmen beweist, daß sie über die Banda Oriental dieselbe Obergewalt ausüben wollten, die sie später über alle andern Provinzen errangen, welche in der Zeit, wovon eben die Rede ist, in Uebereinstimmung mit Artigas handelten.

Aber ein anderer Feind rückte heran, um Artigas zwischen zwei Feuer zu bringen. Der brasilianische Hof hatte lange begierige Augen auf die Banda Oriental geworfen, war aber immer, das letzte Mal namentlich durch Artigas und seine tapfern Gauchos, zurückgewiesen worden. Jetzt, wo dieser Anführer mit Buenos Ayres in offenem Bruche war, schien sich eine günstige Gelegenheit zu bieten. Unter dem Vorwande, seine Gränzen gegen die in dem ehemals spanischen Gebiete herrschende Anarchie zu schützen, rückte eine portugiesische Armee von 8000 bis 10,000 Mann unter General Lecor gegen die Orientalistas an.

Gegen eine solche Macht konnte Artigas nur mit Hülfe von Buenos Ayres das Feld halten. Diese Hülfe ward begehrt und zugesagt, jedoch unter der Bedingung, daß die Banda Oriental die Souveränetät des Congresses und die Obergewalt des obersten Directors, damals Puyerredon, anerkenne. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß dieser Antrag von dem stolzen und furchtlosen Artigas verworfen wurde: er zog es vor, sich lieber unter den Trümmern seines Landes zu begraben, als dessen Freiheit und Unabhängigkeit in die Hände einer andern Macht zu geben. Von der heldenmüthigen, aber ungenügenden Vertheidigung der tapfern Gauchos können wir hier nur wenig sagen. Trotz ihrer geringen Zahl, ihrer schlechten Waffen und ihrer Kriegsweise, die ihnen nicht gestattete, offen gegen eine solche disciplinirte Macht aufzutreten, thaten sie doch den Portugiesen mehrfachen Abbruch, und nicht ohne bedeutende Verluste konnte Lecor am 19 Januar 1817 sich in den Besitz Montevideo's setzen. Trotz aller Tapferkeit aber erlitten die Orientalistas doch einige schwere Unfälle, und noch einmal ward ein Versuch zur Aussöhnung mit Buenos Ayres gemacht, jedoch abermals umsonst, da Artigas auf keine Weise sich bewegen ließ, die Unabhängigkeit seines Landes und die Herrschaft, die er über dasselbe ausübte, aufzuopfern. Vergebens suchte Buenos Ayres unter den Orientalistas selbst eine Partei gegen Artigas zu erheben; der Einfluß, den er auf seine Landsleute ausübte, blieb unerschüttert; einige andere Provinzen jedoch, welche sich ihm freiwillig unterworfen hatten, zogen sich von der Conföderation zurück.

Um diese Zeit schrieb Artigas einen Brief an den Director Puyerredon, der große Aufregung verrieth und ein höchst merkwürdiges Document ist. Zuerst behauptet er darin die Heiligkeit und Unveräußerlichkeit der Rechte seines Vaterlandes und vertheidigt die Reinheit seiner eigenen Beweggründe, während er dem Director die Wiederholung jener schimpflichen Beleidigungen vorwirft, „welche den Feind zu dem Glauben verleiteten, daß sein Erfolg unfehlbar sey.“ Dann beschuldigt er ihn, daß er die Nation innerlich zu entzweien, statt sie gegen die Portugiesen in die Waffen zu bringen suche. Dieß bezieht sich auf den Umstand, daß man einige Orientalistas bewog, eine Anerkennung der Ansprüche von Buenos Ayres zu unterzeichnen. „Nichts kann,“ fuhr er fort, „den Verrath entschuldigen, daß E. E. den Feind zu Montevideo, während er von mir belagert wurde, mit Getreide versahen,“ und so geht es einige Seiten fort mit der Beschuldigung, daß der Director die Portugiesen heimlich unterstütze, den Aufstand in den andern Provinzen nähre, kurz unter der Maske der Neutralität die Sache des Feindes befördere. Artigas endete damit, daß er den Director aufforderte, an seiner Seite den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Dieß wäre allerdings der Klugheit und dem Patriotismus am meisten gemäß gewesen, aber die Vorwürfe, welche Artigas ausgesprochen, hatten den Director tödtlich verletzt: er schickte zwei Expeditionen aus, um Plätze, die im Besitz von Artigas waren, zu besetzen, aber seine Truppen wurden verdientermaßen geschlagen.

Das verrätherische Benehmen des Directors ließ sich auf keine Weise entschuldigen. War die Banda Oriental ein integrirender Theil der argentinischen Republik, so mußte man die Portugiesen mit gesammter Macht angreifen; war aber die Banda Oriental unabhängig, so hatte man kein Recht, gegen sie und Artigas die Waffen zu kehren. Aber man wollte Artigas zuerst vernichten lassen, und hoffte dann mit den Portugiesen fertig zu werden, und die Provinz für sich zu gewinnen.

Es iſt nur zu bedauern, daß Artigas nicht der Portugieſen Meiſter wurde, der Kampf aber war allzu ungleich, obwohl er eben ſo wenig beſiegt wurde, als er ſiegen konnte. Seinen Sturz führte einer ſeiner Unterbefehlshaber herbei.

Im J. 1820 gelang es einem Oberſt in der Gaucho-Armee, Namens Ramirez, einen bedeutenden Theil derſelben von der Anhänglichkeit an Artigas abwendig zu machen, und er führte dieſe Truppe gegen ſein Oberhaupt. Artigas ſcheint damals einige Symptome kund gegeben zu haben, daß ſein außerordentlicher Muth, ſeine Kraft und Thätigkeit im Abnehmen ſeyen; ein abtrünniger Prieſter, der ihm als Secretär diente, Namens Monterosa, beherrſchte ihn völlig. Faſt ein halbes Jahrhundert unaufhörlicher Anſtrengungen wirkten auch endlich ſelbſt auf ſeine eiſerne Natur, und ausſchweifender Genuß geiſtiger Getränke trug dazu bei, ihn frühzeitig alt zu machen. Mit tauſend Mann ſeiner beſten Reiterei zog Ramirez gegen Artigas, und nöthigte dieſen nach mehreren Gefechten ſich mit dem Reſt ſeiner Truppen in die zerſtörten Jeſuitenmiſſionen zu ziehen. Gefolgt von tauſend Mann, die noch immer ihm anhingen, erſchien er am linken Ufer des Parana, und bat den Dictator Francia um ein Aſyl für ſich und ſeine Truppen. Nur unter großen Vorſichtsmaaßregeln gewährte dieß Francia, ließ ſogar den alten Artigas, der vergebens um eine Unterredung bat, auf einige Tage zu Aſſumcion gefangen halten, und verbannte ihn endlich nach einem Dorfe, Namens Curuguaty, 85 Leguas nordöſtlich von Aſſumcion. Von hier konnte Artigas nur entfliehen, indem er eine gegen das braſilianiſche Gebiet hin liegende Wüſte durchwanderte, was der alte Feind der Portugieſen nicht wagen konnte.

Hier verlebte Artigas den Reſt ſeiner Tage auf eine Weiſe, die mit ſeinem frühern unruhigen Leben ſehr contraſtirte. Der Dictator wies ihm eine Penſion von 400 Peſos an, und beauftragte noch überdieß den Gouverneur des Kreiſes, ihm alles irgend Nöthige zu liefern, und ihn mit Achtung zu behandeln. Die Art, wie Artigas in dieſer Einſamkeit ſeine Tage zubrachte, gereicht ihm zu großer Ehre: trotz ſeiner ſechszig Jahre baute er ſein Landgut mit eigener Hand an, und wurde der Vater der Armen zu Curuguaty; den größten Theil des Ertrags vertheilte er unter ſie, ebenſo ſeine Penſion, und leiſtete den Kranken allen nur immer in ſeiner Macht ſtehenden Beiſtand. Aber dieß ruhige Leben dauerte nur kurz, denn er ſtarb im J. 1826, ſehr beklagt von dem ganzen Diſtrict. Seinen Charakter haben meiſt ſeine Feinde gezeichnet, und Dr. Funes, ein Buenos Aorter, und ſomit keineswegs parteiiſch für ihn, ſchilderte ihn in ſeiner Geſchichte der Revolution folgendermaßen: General Artigas, dieſer ſeltſame Mann, vereinigte mit einer großen Empfänglichkeit ein kaltes Weſen, mit einſchmeichelnder Freundlichkeit geziemenden Ernſt, mit keckem Freimuth große Höflichkeit, hohen Patriotismus mit einer manchmal ſehr verdächtigen Treue, die Sprache des Friedens mit einer angebornen Neigung zum Hader, eine lebhafte Liebe für die Sache der Unabhängigkeit mit höchſt ausſchweifenden Begriffen über die Art, ſelbe zu erlangen.“ Eine ſolche Sprache von einem politiſchen Feinde iſt geeignet, eine günſtigere Anſicht von Artigas hervorzurufen, als man bisher gehegt hat. Man hat ihn manchmal als einen blutdürſtigen Wilden dargeſtellt, der aus bloßer Luſt Verbrechen beging; dieß war aber keineswegs der Fall, wenn gleich er einen Theil ſeines Lebens hindurch wenig beſſer als ein Räuber war. Aber ſein Benehmen während des Unabhängigkeitskrieges beweiſt, daß er ſein Vaterland wahrhaft geliebt hat, und in dieſer Beziehung verdient ſein Andenken Achtung.

Gegenwärtiger Zuſtand der Inſel Goree.

Die Inſel Goree iſt gerade ſo groß, um für ſich ſelbſt zu beſtehen, und wird vom Hauptlande des Senegal durch eine kleine Meerenge von ¾ Lieue getrennt. Sonſt war hier ein lebhafter Sklavenhandel. Der Hauptort, der nicht gepflaſtert iſt, enthält die Wohnung des Befehlshabers und einiger reichen Signarren. Die Bevölkerung beläuft ſich auf 6000 Seelen, von denen 200 Chriſten; die übrigen ſind Götzendiener, oder vielmehr ohne irgend einen Gottesdienſt, denn die Religion der Neger iſt eine unentwirrbare Miſchung von Mohammedanismus und Fetiſchismus. Die Organiſation der Sklaverei in dieſer Stadt verdient bemerkt zu werden. Es gibt zwei Arten Sklaven; die einen auf Lebenszeit ſind im Hauſe ihres Herrn geboren. Gewöhnlich als Kinder des Hauſes angeſehen, behandelt man ſie mit Milde, und entſchließt ſich ſelten, ſie zu verkaufen. Die zweite Kategorie beſteht aus Sklaven, die von den Negern des Feſtlandes, aber nur auf die Dauer von 14 Jahren, verkauft ſind, nach welcher Zeit ſie von Rechtswegen wieder in ihr Vaterland und ihre Familien zurückkehren. Sie werden in die Regiſter des Gouverneurs von Goree eingeſchrieben. Wenn die Eigenthümer ſie wieder verkaufen, ſo müſſen ſie die verfloſſenen Dienſtjahre in Rechnung bringen. Die Neger ſind ſehr liſtige Diebe, und man erzählt von ihnen in dieſer Hinſicht faſt unglaubliche Dinge. Die Trägheit iſt ihr vorherrſchender Fehler, doch darin ſind die Signarren nicht beſſer. Die Europäer gewinnen in kurzer Zeit große Reichthümer in Goree; ihr Tauſchhandel mit den Eingebornen iſt ſtets für ſie nur vortheilhaft. Ein belgiſcher Officier, der an der Expedition des Hydrographen Theil nahm und welchem wir dieſe Nachrichten verdanken, führt eine Perſon an, die mit 500 Fr. in 8 Jahren mehr als 100,000 Fr. gewann, obgleich er ungeſtraft von ſeinen Sklaven geplündert wurde; doch ſetzt er auch hinzu, daß dieſe Reichthümer den unglücklichen Europäern, die ſich dieſem Klima ausſetzen, theuer zu ſtehen kommen. Das Senegal-Land verſchlingt mehr als Dreiviertel der Franzoſen, die ſich dort aufhalten, und wenn ſie ſich nicht der ſtrengſten Vorſicht in Bezug auf Mäßigkeit, Lebensweiſe, Vergnügungen, Arbeit ſelbſt unterwerfen, ſo iſt ihr Untergang unvermeidlich. Vier und zwanzig Stunden reichen hin, um die feſteſte Conſtitution zu untergraben. Von 80 Soldaten ſind binnen ſechs Jahren nur drei übrig geblieben. (Echo du Monde Savant vom 25 Mai.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe ins Land der Mordwinen.

(Fortſetzung.)

Von Laiſchew bis zur erſten Station, Schuran, rechnet man 22 Werſte. Von der Straße aus ſahen wir einen großen Kurgan, und

in einiger Entfernung, bei dem tatarischen, noch nicht lange angelegten Dorfe Iwankowo, eine alte Befestigung. Das Land bis Schuran ist wild, und geeignet, Trübsinn zu erregen. Obwohl man Ackerfelder und selbst Wald sieht, so erblickt man doch keine Menschen. Schuran, das von seinem ehemaligen tatarischen Besitzer Schur-Chan den Namen haben soll, liegt auf einem hohen Berge, hart an der Kama. Hier endet das hohe Ufer dieses Flusses, und weiterhin bis zu seiner Mündung läuft eine Ebene mit Eichenwäldern. — Der größere Theil von Schuran gehört jetzt dem Gutsbesitzer Dembrowsky. Hier findet sich ein merkwürdiges Gebäude in Trümmern, das mit Befestigungen und Souterrains wie ein Ritterschloß ausgerüstet ist, und vor etwa 80 Jahren von dem damaligen Gutsbesitzer Narmazki aufgeführt wurde. Wie zur Zeit des Feudalsystems überfiel Narmazki die Reisenden, plünderte sie, und hielt sie in seinen unterirdischen Gemächern gefangen, bis endlich die Gerichte diesen Räubereien ein Ende machten durch die Verbannung des Verbrechers nach Sibirien, wo er auch starb.

Am Abend erhob sich ein so heftiger Wind aus Südosten, daß man unmöglich über die Kama setzen konnte. Da wegen des Qualms, der Fliegen und andern Ungeziefers keine Möglichkeit war, in einem Bauernhause zu schlafen, so richtete ich mich in meinem Wagen ein, konnte aber vor Hitze die ganze Nacht nicht schlafen. Der Wind wehte wie aus einem glühenden Ofen, und der Thermometer zeigte am 12 (24) August 29° R. Früh Morgens zog ich von Schuran über eine Sandfläche bis zur Kama, welche in diesem Sommer wenig Wasser hatte, dennoch schätzte man ihre Breite auf etwa 400 Klafter, also mehr wie die Wolga bei Kasan. Die Kama fließt hier viel rascher, und wird nicht so mannichfach gestaut wie die Wolga. Der Anblick des rechten, bergigen Ufers der Kama ist hier viel freundlicher als das der Wolga: es ist mit dünnem Wald und Ackerland bedeckt, und zeigt häufig viel farbige Erdschichten.

Von der Kama kamen wir über Wiesen, welche im Frühjahr auf eine große Ausdehnung von ihrem Wasser bedeckt werden, nach Murschа. Auf dem Wege sahen wir viele schöne, weiße und schwarze Pappeln. Die hiesige Flora zeichnet sich durch manche schöne Pflanzen aus, und kann den Reisenden auf eine angenehme Weise beschäftigen; andere, Aufmerksamkeit verdienende Gegenstände trifft man nicht. Murschа gehört dem Obrist Tolstoi. Man zählt hier 570 Seelen und 110 Häuser. Die Wohnung des Gutsbesitzers liegt auf einer Anhöhe, und daran stößt ein schöner englischer Garten, von dem aus man eine weite und prächtige Aussicht auf die Ufer der Kama und die Berge längs derselben hat. Hier zeigt sich in der Ferne das Dorf Elsterberg (sorotschija gora). Der Hausherr bewirthete uns an der Tafel mit Früchten aus seiner Orangerie: Pfirsiche von ungewöhnlicher Größe und Melonen verschiedener Gattung zierten dieselbe. Namentlich behagte mir das reine, weiche Wasser aus der Kama, das ich an andern Orten auf dem Wege nicht gefunden hatte. Am Abend unterhielt uns auf eine angenehme Weise die Capelle des Hausherrn, die aus dessen eigenen Leuten, sechzehn an der Zahl, bestand. Sie spielten recht gut mehrere Ouverturen bekannter Opern, und das Ganze schloß mit einem russischen Tanz. Dabei zeichnete sich eine Mordwinin aus dem Dorfe Beresowka durch ihre Schönheit und Anmuth aus. Ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden, und stand auf dem Punkte, ihr tausend Artigkeiten zu sagen. Bei dem Hausherrn finden solche Concerte, Samstag ausgenommen, jeden Abend statt, und ich konnte mich der Verwunderung nicht erwehren, daß einfache Bauern oder Bediente in kurzer Zeit so große Fortschritte in der Musik machten. Der Schäfer war ein Virtuose auf dem Clarinett.

Da im Verhältniß zur Seelenzahl in Murschа wenig Ackerland ist, so errichtete der Gutsbesitzer eine Tuchfabrik, und verwandte seine Bauern zu der Arbeit. Sein Unternehmen wurde sehr gefördert durch die Nähe des Flusses Tscheremschan, auf welchem aus den umliegenden Dörfern die beste Wolle im Gouvernement Kasan herbeigeschafft wurde. Auf dieser Fabrik, die jetzt wieder eingegangen ist, wurden jährlich 8000 Arschinen Soldatentuch gefertigt. Der Fischfang, früher sehr bedeutend, hat in den letzten Jahren viel verloren wegen der zunehmenden Sandanhäufung, welche dem Lauf der Fische eine andere Richtung gab; übrigens fing man für uns Sterläde heraus, die eine Arschine lang waren. Früher wurden nicht selten Hausen von 20 Pud gefangen. Im Winter fängt man einen rothen Fisch und Störe. Vor 22 Jahren wurde bei einem Austreten der Kama im Frühjahr an dem Ufer, auf dem der größte Theil des Dorfes steht, viel Schaden angerichtet. Das Wasser war damals so heftig, daß man jeden Augenblick eine gänzliche Unterwaschung der steinernen Kirche fürchten mußte. Der Gutsbesitzer, der die Gefahr erkannte, ließ noch eine Messe halten, und befahl dann, alle Bilder und Gefäße aus der Kirche fortzuschaffen; bald hernach stürzte sie auch unter furchtbarem Krachen in die Kama. Gleich darauf ward auch der Kirchhof angegriffen, und die Kama schwemmte Särge und Leichname fort. Die Bauern eilten in die Nachen, fingen sie mit Haken wieder auf und begruben sie aufs neue. Bald theilte auch das Herrschaftshaus, das nicht weit von der Kirche stand, das Schicksal derselben.

Aus Murschа gingen wir am 14 August am Ufer fort über Wiesen, die im Frühjahr überschwemmt werden. Damit diese Ueberschwemmung sich nicht weiter ausdehne, hat man einen Erdwall aufgeworfen, und jetzt ist hier Ackerland. Alles ist eben. Bald kamen wir ins Dorf Alexejewo, das durch seine Tuchfabrik bekannt ist, und noch von einem Brande rauchte, der wenige Tage zuvor in demselben ausgebrochen war und 400 Häuser in Asche gelegt hatte. Nur die Tuchfabrik und ein Herrenhaus waren stehen geblieben. Die Fabrik hatte etwa 500 Arbeiter, und lieferte, so lange sie in ihrer Thätigkeit war, gegen 60,000 Arschinen Soldatentuch. Jetzt hat dieß Dorf etwa 1200 Stück schlesische Schafe, deren Wolle nach Moskau geschickt wird; aber die Schafe arten trotz der trockenen Wiesen, die sich weit um Alexejewo umher erstrecken, bald aus. Die Einwohner scheinen hier wohlhabend zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Monographie über die Farrnkräuter. In der botanischen Gesellschaft am 1 Mai wurde eine Abhandlung von einer Mrs. Riley über die Farrnkräuter vorgelesen. Die Verfasserin schlägt selbst keine neue Classification vor, sondern zeigt nur, wie die, welche sich in den letzten Jahren mit diesem Gegenstand beschäftigten, die Farrnkräuter geordnet und classificirt haben. Natürlich umfaßt die Arbeit vorerst die brittischen Farrnkräuter, und hierüber scheint sie ziemlich erschöpfend, wiewohl die eigenthümliche Schwierigkeit bei Classificirung der Farrnkräuter nicht übersehen ist, da die Farrnkräuter in verschiedenen Stadien ihres Wachsthums so ausnehmend variiren, und je nach ihrer Localität so mannichfachen Veränderungen unterliegen, daß die Unterschiede sehr schwer aufzufassen sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1840.

Bemerkungen über den Ackerbau in Sicilien.

(Aus dem Echo du Monde Savant, 25 Mai. Vom Grafen Gasparin.)

Graf Gasparin hat im Jahre 1839 Sicilien bereist, in der Absicht, dieses Land in Bezug auf den Ackerbau zu studiren. Folgendes sind die Resultate seiner Untersuchungen:

Wenn man das Land im Allgemeinen betrachtet, so kann Niemand die Bemerkung entgehen, daß es in Sicilien hauptsächlich an flüssigen Capitalien für die Grundbesitzer und Pächter fehlt. Die letztere Classe ist eigentlich nur dem Namen nach vorhanden; um sie zu schaffen, bedürfte die erstere ganz andrer Gesinnungen, als sie wirklich besitzt. Manche Franzosen haben schon dem einen und andern großen Landbesitzer angeboten, ein weitläuftiges Gut in Pacht zu nehmen, und haben ihm einen weit höhern Zins versprochen, als er bisher unter so ungünstigen Wechselfallen bezieht, wenn er nur auf 30 Jahre einen Pachtcontract eingehen wollte, und sie sind abgewiesen worden.

Aber können denn die Grundbesitzer ihrerseits auch nur den Versuch wagen, das zu unternehmen, was sie mit eifersüchtigem Auge bei andern sehen? Einige könnten es wohl, aber die große Masse hat keine Geldvorschüsse, und an Anleihen für den Ackerbau darf man in einem Lande nicht denken, wo die Landbesitzer nur mit 15 Proc. Geld erhalten können, während man in Palermo 5 bis 6 Proc. nimmt.

Drei Grundfehler lasten jetzt auf dem Ackerbau in Sicilien: die Entfernung der Eigenthümer von den Ländereien, die sie bebauen, der Mangel an Capitalien dieser Ackerbauer oder vielmehr das Mißverhältniß dieser Capitalien zu ihren Unternehmungen, und endlich die kurze Dauer der ein- bis dreijährigen Pachtverträge, wodurch der Nachtheil entsteht, daß die Pächter das Land nicht mit Liebe bebauen, immer an die Zeit denken, wo es ihnen nicht mehr gehört, und also Dung und jede Einrichtung vernachlässigen, deren Ertrag für sie dann verloren wäre.

Bei solchen Umständen ist es unmöglich, von dieser nomadischen Pachtweise zu einer einträglichen Verpachtung überzugehen, in einem Lande, wo der Landbesitzer keine Sicherheit für seine Pachtgelder finden kann und der Pächter nicht mit Gewißheit auf eine Ernte rechnen darf, die ihn zahlungsfähig macht. Findet man aber dennoch Pächter in solcher Lage, so sind es Menschen, die Gesetze vorschreiben, und wieder verschwinden, wenn sie einige Jahre hindurch übermäßige Zinsen gezogen haben. Was unmöglich ist und doch geschehen sollte, ist, ein wirkliches Metayersystem einzurichten, wie es sich in Toscana, der Lombardei und halb Frankreich findet; und dazu sollten die Landbesitzer, statt kostspielige Dörfer zu bauen, wo ihre Arbeiter wohnen, für jede Familie ländliche Wohnungen errichten, eine jede mitten in dem Antheil, den sie bebauen sollte, nebst den zur Wirthschaft nöthigen Ställen und Scheunen. Diese kleinen Landgüter sollten im Verhältniß zu den Kräften und Bedürfnissen dieser Familien stehen und sie nicht überschreiten. Gegenwärtig besitzt eine nur sehr kleine Anzahl Personen in jedem Dorfe die zum Ackerbau nöthigen Thiere und Werkzeuge; von ihnen hängen die Landbesitzer ab. Daher würde man vielleicht schwer Pächter finden, deren man doch bedarf, wenn man nicht ewig im alten Geleise bleiben will; die Grundbesitzer sollten kleine Capitalien vorstrecken, die sie jährlich in kleinen Raten von der Ernte nach und nach abziehen, bis der Pächter zu deren völligem Besitz gelangt. Beim gegenwärtigen Zustand der Dinge handelt es sich um ein Paar Ochsen und einige Schafe für jedes Familienhaupt, das man in solche Lage setzen will später würden diese Capitalien an Werth und Bedeutung steigen Ist dann endlich ein Pächter in seinen Pacht getreten, so muß er die Gewißheit haben, nicht leichtsinnig ihn wieder verlieren zu können; er muß versichert seyn, daß er hier bis an seinen Tod bleiben kann, wenn nicht sehr starke Gründe eintreten, die seinen Vertrag nicht länger haltbar bleiben lassen.

Die sicilischen Großen sollten keck diese wichtige Veränderung einführen, sie sollten einige Jahre lang einen kleinen Theil ihrer Einkünfte zur Errichtung von zwei, drei und noch mehr solcher kleinen Höfe verwenden, und bald würde eine allgemeine Nacheiferung, Folge des unzweifelhaften Erfolges, dem Lande ein anderes Ansehen geben. Einfache Wohnungen, ohne große Kosten aufgeführt, und im Verhältniß zu dem beabsichtigten Zweck, gleich den Bauernhäusern in Languedoc und der Pro-

vence, würden weit weniger kosten als manche große Gebäude ohne Zweck und Nutzen, die ich auf meiner Reise angetroffen habe, und ihr Resultat wäre weit wichtiger.

Jeder Pächter müßte einen Theil des Bodens mit Kronenklee (hedysarum coronarium) oder Luzerner Klee zum Futter seines Thiers besäen, die Schwierigkeit des Transports würde keinen Vorwand mehr geben, da er in der Mitte seiner Felder wohnt, und das Stroh könnte als Dünger benutzt werden.

Während diese neue Ordnung der Dinge festern Grund gewinnt, können schon die Grundbesitzer durch verschiedene Mittel ihre Lage verbessern; ihre eigentliche Aufgabe ist weit mehr, dauernde Unternehmungen zu begründen und ihr Grundcapital zu vermehren, als selbst das Land zu bauen, was mit ihren Gewohnheiten in zu großem Widerspruch steht, und was diejenigen, die es anfingen, früher oder später aufgaben, nachdem sie Kosten aufgewendet hatten, die nur Zeit und Beharrlichkeit gewinnreich machen können. Nützlicher verwendeten sie ihre Muße und ihre Capitalien, wenn sie die Oelbaum-, Wein-, Sumach- und Johannisbrodbaum-Pflanzungen vermehrten, die Regenwasser in den Thälern in leicht zu errichtenden Cisternen sammelten, die den Pächtern die Einrichtung von Gärten möglich machen würden, wenn sie ihre Landgüter für Wagen zugänglich machten, mit Einem Worte, durch alle jene Arbeiten, die in ihrer Dauer eben so gut auszuführen als vortheilhaft sind.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Ankunft vor Surabaya.

(Fortsetzung.)

Nach und nach, so wie die Nacht auf das Meer hernieder-sank, verschwanden um uns her die inländischen Fahrzeuge. Schon lange war ich gewohnt, den Abend und einen Theil der Nacht unter den Tropen auf dem Verdeck zuzubringen. Wenn das Schiff einmal durchaus in seinen inneren Räumen erhitzt ist, so können Wochen darauf hingehen, bis es sich wieder abkühlt, denn gerade wenn stürmisches, kühles Wetter ist, welches in den Tropen fast immer Regen begleitet, so werden alle Lucken dicht geschlossen; die dumpfe, verunreinigte, erhitzte Luft in dem Rumpfe wird also festgehalten, deßhalb herrscht fortwährend in den Kammern eine glühende Hitze, und die Luft in denselben wird noch durch die Dünste verunreinigt, welche aus dem faulenden Seewasser aufsteigen, das sich unter dem Schiffsraume befindet. Sobald man in die Kammer tritt, um sich zur Ruhe zu begeben, strömt augenblicklich der Schweiß aus allen Poren, und eine heftige Aufregung im Blutsystem verjagt den Schlaf. Es ist deßhalb jedem zu rathen, der auf einem Schiffe reist, welches sich schon lange unter den Tropen befand, nicht früher zu Bette zu gehen, bis er so stodmüde ist, daß augenblicklich nach dem Niederlegen der Schlaf eintritt, dessen Nothwendigkeit nun über jedes Hinderniß siegt. Häufig fühlt man sich versucht, auf dem Verdecke zu schlafen, doch dieß ist nur dann rathsam, wenn ein Zelt über dasselbe ausgespannt ist, um das Mondlicht abzuhalten; dieses erweckt sonst Augenkrankheiten, und die feuchte, kühle Nachtluft wirkt verderblich auf den durch die glühende Hitze verweichlichten Körper. Sehr häufig sah ich, daß bedeutende Krankheiten allein hierdurch veranlaßt wurden.

Es war eine herrliche Nacht, glanzvoll und prächtig, wie man sie nur innerhalb des südlichen Wendecirkels findet. Still und friedlich war es auf dem Meere. Die vielen Schiffe auf der Rhede begränzten sich durch ihre dunkleren Umrisse scharf und deutlich, und lagen da wie schlafende Riesen. Zwischen ihnen hatte der Mond einen breiten, glänzenden Streifen auf das Meer gezeichnet, dessen sich kräuselnde kleine Flächen das Licht tausendfach reflectirten. Das Land lag wie eine schwarze Wolke vor mir, und der Bromo bei Passaruang warf Flammen aus seinem Krater. Mit wunderbarem Zauber glänzte der südliche Himmel über mir. Der Bär war längst dem Blicke entsunken, und leuchtete der fernen Heimath; aber dafür strahlte der Kanopus, erglänzte das Kreuz, und ein magisches, mattes Licht floß aus den Wolken Magellans. Ernst und ruhig sah ich zu dem Nachthimmel empor, und fühlte die Befriedigung, welche die Erfüllung von Planen hervorruft, denen so viele Hindernisse in den Weg traten.

Die südliche Sternenwelt hat einen Glanz und einen Zauber, welcher selbst in der Brust des Rohesten heiligere Gefühle hervorruft. Die Matrosen, welche sonst kalt und gleichgültig an dem vielen Erhabenen vorübergehen, was die Meerwelt bietet, sah ich mit Andacht zum Himmel aufblicken, als auf unserer Fahrt die bekannten Gestirne immer tiefer am Horizont sanken, und dann von demselben verschwanden. Mit denselben schien ihnen ein Band, welches sie mit den fernen Lieben vereinigte, und eine innere Stütze geraubt zu seyn; inniger schlossen sie sich an das erhabene Wesen über dem wunderbaren neuen Himmel, um das Verlorne zu ersetzen. — Lange noch stand ich an der Festung des Schiffes, und sah träumend auf das Kreuz im Süden, welches dem Seemann sicher, wie sein Compaß, die Himmelsgegend anzeigt.

Den andern Morgen früh kamen drei Javanen mit ihrem Kanot an, welche ich mir Tags zuvor bestellt hatte, um mich nach Surabaya zu bringen. Es war ein herrlicher Morgen, und die immer frequente Rhede von Surabaya war mit vielen Schiffen besäet, welche derselben einen wohnlichen, traulichen Anstrich gaben. Ich fuhr zwischen ihnen hindurch. Eine große chinesische Dschonke nahm durch ihren seltsamen Bau meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war ein plumpes Gebäude, dessen Vordertheil und Spiegel sehr unverhältnißmäßig erhöht waren, während es in der Mitte sehr niedrig war. Auf dem Spiegel waren eine große Menge hölzerner Hütten und Häuschen angebracht, deren wunderbare Gestalt noch durch viele bunte Fähnchen, mit denen sie geschmückt waren, auffallender wurde. Das Schiff hatte einige Aehnlichkeit mit einem Koff, war jedoch ungleich plumper und abenteuerlicher. An das Vordertheil waren ein Paar große Augen gemahlt, welche das ganze Gebäude wie ein fabelhaftes Seeungeheuer erscheinen ließen. Das ganze Takelwerk bestand aus zwei Masten, deren

jeder aus einem einzigen dicken Baume verfertigt war; ein paar breite, viereckige Segel aus geflochtenem Stroh verfertigt, hingen daran; horizontale Falten durchzogen dieſe Segel, und geſtatteten, dieſelben zu verkleinern (reffen); Schoten (Zugſeile) und Braſſen (Seile, womit die Segel umgedreht werden) erlaubten, den Stand derſelben nach dem Winde zu verändern. Das Ruder war ſehr einfach, ohne jenen Mechanismus zu beſitzen, welcher die Bewegung der größten europäiſchen Schiffe ſo leicht macht. Viele Löcher durchbohrten daſſelbe, in welchen Taue befeſtigt waren, vermittelſt welcher daſſelbe in Bewegung geſetzt wurde. Der ganze Bau des Schiffes war ſo eigenthümlich, daß ich auch das Innere desſelben kennen zu lernen wünſchte. Nachdem mir ein Chineſe am Bord in malayiſcher Sprache die Erlaubniß hiezu ertheilt hatte, ließ ich anlegen und kletterte hinauf. Slamat datang di kappal tuan! (Sey willkommen, o Herr, am Bord!) rief mir der Chineſe zu, nachdem ich heraufgeklettert war. Ich hatte mich nicht getäuſcht; wunderbar genug ſah es oben und in dem Innern des Schiffes aus. Es war ein wildes Rennen durch einander auf dem engen Verdeck, und die Töne der chineſiſchen Sprache lauteten mir keineswegs lieblich. Ein Theil der Chineſen, welche ich hier ſah, ſchien ſehr ärmlich zu ſeyn. Beinkleider von Baſt und eine Art Kittel, welche auf nicht unzierliche Weiſe aus Palmblättern, die dachziegelförmig übereinander lagen, verfertigt war, bildete die ganze Bekleidung. Staunend ſtarrte ich in das fremdartige wilde Getümmel. Wenigſtens 200 Chineſen drängten ſich in dem kleinen Raume durcheinander. Der Compas lag in einer Doſe mit Sand, von bunten, wohlriechenden Wachskerzen umgeben; eine derſelben brannte. Dieſe war mit Ringen bemalt, welche in gleicher Entfernung von einander ſtanden, um durch das Abbrennen die Stundenzahl anzugeben. Die Nadel im Compaß war ſehr kurz, etwa von der Länge eines Zolles. Die Windroſe hatte 24 Striche, oder Mata, wie ſich der Chineſe malayiſch ausdrückte. Durch dieſe Striche gingen viel concentriſche Kreiſe hindurch, welche mit abenteuerlichen, zum Theil aſtrologiſchen Zeichen angefüllt waren. Den Compaß nennen die Malayen „Padoman," im Chineſiſchen heißt er aber „Ting-nan-tſchin," d. h. Nadel, die den Mittag zeigt. Die vielen Hütten, welche auf und in dem Schiffe angebracht waren, wurden durch dichte Wände, von denen alle Fugen verkittet waren, von einander getrennt, und waren jede für ſich ſo waſſerdicht, daß eine derſelben hätte ganz mit Waſſer gefüllt ſeyn können, ohne der andern Gefahr zu bringen. Da dieſe Dſchonken außerdem von ſehr leichtem Holze gebaut ſind, ſo können ſie gewiß nur ſelten untergehen. Ihrer Unbehülflichkeit und ihres geringen Tiefganges wegen kann man nicht damit gegen den Wind ſegeln; vor dem Winde jedoch ſollen ſie eine ſehr ſchnelle Fahrt haben. Bewunderungswürdig bleibt es immer, wie mit einem Fahrzeuge, welches ſo mangelhaft eingerichtet iſt, ſo bedeutende Reiſen gemacht werden können, wie wirklich die Chineſen unternehmen. Sie machen ſich zwar die Muſſons zu Nutze, um durch das chineſiſche und indiſche Meer zu kommen, aber im Sturm mag es ihnen übel genug gehen, um ſo mehr, da ſie eine gränzenloſe Unthätigkeit bei demſelben an den Tag legen ſollen. Der Seecapitän Reinhold, mit welchem ich nach Java reiſte, ſagte mir, im chineſiſchen Meere ſey er im heftigſten Sturme dicht mit einer großen Dſchonke zuſammengekommen, welche ſcheinbar von keinem lebenden Weſen bewohnt geweſen wäre. Da er befürchtet habe, daß dieſelbe durch die Wellen auf ihn geſchleudert würde, ſo habe er eine Kanone abfeuern laſſen, um die Aufmerkſamkeit der Chineſen zu erregen; doch ſey dieß durchaus vergebens geweſen. Als bald darauf der Sturm vorüber geweſen ſey, habe er geſehen, daß das ganze Schiff voll von Mannſchaft geweſen ſey. Ich ſtieg hinab in die Cajüte. Der Thür gegenüber an der Wand waren die Bilder zweier männlichen Figuren in Lebensgröße: die eine ein weißer Mann von ungewöhnlicher Dicke, in chineſiſcher Kleidung, ruhte gemächlich in einem Lehnſeſſel. Der Geſichtsausdruck war gutmüthig, fröhlich und ſinnlich lüſtern, wie nur immer ein chineſiſcher Gourmand ausſehen kann. Es war das Bild des guten Gottes der Chineſen, Tepikong genannt. Neben dieſer Figur zeigte ſich eine andere von ſchwarzer Farbe, mit widerwärtig verzogenen Geſichtszügen, grinzendem Ausdruck und ſchielendem Auge. Die Finger dieſes häßlichen Bildes ſchienen auf etwas zu zeigen, während es ſeinen Kopf dem Ohre des Tepikong zuneigte und demſelben Einflüſterungen zu machen ſchien. Jni Sethan (das iſt der Satan) erläuterte mein freundlicher chineſiſcher Cicerone. Vor beiden Gottheiten ſtand ein Altar, auf welchem zwei große bunte Kerzen brannten, und mehrere Schüſſeln mit Leckerbiſſen aller Art ausgebreitet waren. Mein Chineſe erklärte, daß dieſe für den Sethan beſtimmt wären, um ihn zu verſöhnen und ihn abzuhalten, Böſes zu thun. Ich fragte, ob denn der böſe Gott auch die dargebotenen Speiſen annähme, worauf mir der Chineſe ſehr ernſthaft „laja tuan" (ja, Herr) verſicherte. Er (der Chineſe) fügte hinzu, er ſey ein großer Freund der Holländer (orang blanda); unter dieſem Namen werden alle Europäer auf Java begriffen. Er hatte die Freude gehabt, auf dieſem Schiffe einen jüngeren Bruder wiederzufinden, und bedauerte ſchmerzlich, daß es dieſem ſo wenig als ſeinen übrigen Landsleuten, welche mit ihm gekommen waren, erlaubt ſey, ſich zu debarkiren. Er war bereits ſechs Jahre auf Java, und ſprach das Malayiſche ſehr geläufig, jedoch mit dem eigenthümlichen Dialekt der Chineſen, welche das r nicht ausſprechen können. Auf ſeine Bitte nahm ich ihn mit in mein Canot, und wir ruderten der Stadt zu.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe ins Land der Mordwinen.

(Fortſetzung.)

Von hier aus gingen wir auf der großen Straße von Orenburg nach Bilärsk. Der Boden wird von hier an ſchwarz und wellenförmig, das Land offen und waldlos; die Steppenwieſen, die ſich noch vor kurzem hier befanden, ſind in Ackerland umgewandelt. Der Weg wurde ſehr langweilig, man ſah keine menſchliche Wohnung, nur in der Ferne

auf einem Hügel das Dorf Krasnogorsk. Endlich 25 Werste von Alexejewsk stießen wir auf das erste mordwinische Dorf Berefowka, das dem Obrist Tolstoi gehört; dieser hatte es von dem mingrelischen Fürsten Dadian gekauft, welcher von dem Kaiser Paul 20 mordwinische Dörfer zum Geschenk erhalten hatte. Das Dorf Berefowka liegt in einem kleinen Thale, dessen Boden eine ziemlich tiefe Dammerde hat, die keiner Düngung, wohl aber wegen seiner Trockenheit häufigen Regen bedarf. Man zählt im Dorfe 240 Mordwinen, und der Gutsbesitzer hat noch aus seinen andern Dörfern etwa 200 Russen hieher verpflanzt. Der Zweck war dabei nicht sowohl eine Vermehrung der Ackerbauer, als eine Verschmelzung beider Stämme durch Heurathen, und dieß ist auch so weit gelungen, daß die Mordwinen jetzt von allen finnischen Stämmen den Russen am nächsten stehen und am besten und reinsten russisch sprechen. Die Kleidung der Männer, Benehmen, Lebensart, Bau der Wohnungen und innere Einrichtung sind vollkommen russisch. Die Annäherung der Mordwinen an die Russen beruht hauptsächlich auf ihrer Anhänglichkeit an die Kirchenceremonien, denn der Mordwine geht mit wirklichem Eifer in die christliche Kirche, was die andern Stämme nicht so gern thun. Ein verständiger Gutsbesitzer in diesem Lande sagte mir: „wenn Gott uns nur immer mehr mordwinische Landbauer gibt, so werden wir in kurzer Zeit reich.“ Bei einem festen Körperbau sind die Mordwinen viel arbeitsamer als die Russen; sie sind stets mäßig, und befolgen blind die Befehle, die man ihnen gibt. Hr. Tolstoi sagte mir, daß in den 20 Jahren, wo das Dorf ihm gehöre, auch nicht Ein Mordwine gestraft worden sey. Ihre Abgaben zahlen sie stets richtig, und bei herrschendem Mangel nähren sie sich das ganze Jahr hindurch von schwarzem Brod, ohne je zu murren.

Den Bemühungen des Besitzers von Berefowka, die Russen mit den Mordwinen durch Heurath zu verbinden, treten die Russen selbst einigermaßen hemmend in den Weg: sieben mordwinische Bauern heuratheten hier russische Mädchen, aber nur Ein Russe nahm eine Mordwinin. Eine gewisse Hartnäckigkeit und Festhalten an alten Gewohnheiten ist der Hauptgrund davon. Kein russischer Bräutigam wird je einwilligen sich mit einer Mordwinin in ihrem Nationalanzuge zu verheurathen; aus Aberglauben hält er dieß für Sünde, und die arme Mordwinin, welche ihr Kleid von ihrer Mutter erhalten hat, kann sich keinen russischen Saraphan (Ueberrock der Weiber) kaufen. Zudem müssen die aus einer solchen Ehe entsprungenen Kinder russische Kleidung tragen, während die Mordwinen nur mit Bedauern auf ihr altes Nationalcostume blicken. Uebrigens leben die Mordwinen, so viel ich bemerken konnte, sehr einträchtig mit den Russen.

Gestern gab ich meinen nächsten Nachbarn ein kleines Fest. Am Abend nach der Arbeit versammelten sie sich bei mir, und ich sprach mit ihnen von der Ernte u. dgl. Unter meinen Gästen hatten die russischen Bauern immer einen Schritt vor den Mordwinen voraus; doch erinnerten sich bei aller Bescheidenheit auch diese, daß ihre Vorfahren einst ihre eigenen Fürsten gehabt, und daß sie Nishnei-Nowgorod dreimal mit Sturm genommen hatten. Endlich begann das Trinken, und ich nahm mir vor, den Charakter beider Völker näher zu beobachten: die Russen wurden bälder betrunken, als die Mordwinen, ich weiß nicht, ob sie mehr tranken, als diese, oder ob die körperliche Constitution dieser letztern stärker ist. Indeß fingen die betrunkenen Russen mit den Mordwinen keinen Streit an, wie ich befürchtet hatte, im Gegentheil benahmen sie sich sehr freundlich, und nannten sie „Väterchen.“ *) Die letztern wurden eben so zärtlich, reichten ihnen die Hände und führten sie nach Hause. Ich schloß aus dieser Probe, daß beide Stämme friedlich und einträchtig untereinander leben.

Die Hauptnahrung bei den Mordwinen das ganze Jahr hindurch besteht aus schwarzem Brod und saurer Milch (tschapan lausso). Auch brauen sie manchmal Bier wie die Russen. Früher säeten die Mordwinen auch etwas Weizen, aber schon seit einiger Zeit haben sie wegen des schlechten Ertrags diesen, so wie den Gerstenbau aufgegeben. Möhren und Rüben essen sie roh, doch backen sie an Festtagen auch Pastetchen (pirogi) mit Möhren, und essen die Rüben gekocht mit Schweine- oder Hammelfleisch. Am Peterstage schlachten sie einen Hammel und schieben ihn ganz in den Ofen; wenn sie ihn wieder herausziehen, lösen sie die Knochen aus, füllen statt derselben das Fleisch mit Salz und lassen es austrocknen. Dieß Gericht nennen sie baran (Hammel) salto-sivel; es hält sich einige Jahre, und dient ihnen auf längern Märschen zur Speise. Pferdefleisch zu essen haben die Mordwinen längst aufgehört, wie denn überhaupt der Mordwine sich den Russen schon so sehr genähert hat, daß es schwer ist, noch Ueberreste seiner alten Religionsideen zu finden; indeß betet er noch in seiner eigenen Sprache. **)

Die hiesigen Mordwinen nennen sich Erzä. Sie sind fruchtbarer als die hiesigen Russen, doch haben sie in der Regel nicht mehr als 6 bis 7 Kinder. Die Zahl der Weiber ist bedeutend größer als die der Männer. Auch an Festigkeit des Körperbaues sind sie den Russen überlegen. Das Gesicht hat einen sehr männlichen Ausdruck, und meist haben sie eine römische Nase. Die Weiber sind von hohem Wuchs, breitschulterig, und gehen bis ins hohe Alter gerade: man trifft unter ihnen häufig regelmäßige und sehr hübsche Gesichter. Von allen finnischen Stämmen sind die Mordwinen die gesundesten und wohlgebautesten. Sie lieben Bäder und Branntwein, doch bedienen sie sich, wie mein mordwinischer Hauswirth sich ausdrückte, des letztern nur nach Maßgabe ihrer Tasche. Seltsam ist es, daß bei diesem mäßigen Leben ich in fünf benachbarten Dörfern nur drei Mordwinen fand, die etwas über 60 Jahre alt wurden. Man glaubt, der Grund davon sey, daß die Mordwinen nicht mehr so wohlhabend sind, und darum minder gut leben. Früher bereiteten sie Birkentheer, jetzt fehlt das Material dazu; die Mordwinen sind große Meister im Wollschlagen, und erhielten sonst sechs Kopeken für das Pfund gereinigter Wolle, jetzt nur noch drei. Früher waren in der Umgegend große Wälder und Pottaschensiedereien, in denen sie um guten Lohn arbeiteten; diese Mittel zu besserem Auskommen sind ihnen jetzt abgeschnitten.

(Schluß folgt.)

Wissenschaftliche Commission in Afrika. Die HH. Carrette Delamarre, Enfantin und Renou haben die Expedition begleitet, welche vom 9 bis 21 April gegen die Haractas im Osten von Constantine unternommen wurde. Sie fanden in dem durchzogenen Lande zahlreiche Ueberreste der Römerherrschaft, Städte, Flecken und Villas, wo man noch die Gebäude, die Straßen und das Pflaster dieser alten Beherrscher Afrika's erkennt. Die Araber zeigten ihnen auch die tiefen Kupferminen, wo einst so viele Christen Afrika's den Märtyrertod fanden. (Echo du Monde Savant vom 27 Mai.)

*) Ein gewöhnlicher Ausdruck bei den Russen, wenn sie betrunken sind.
**) Der Verfasser führt hier einige Gebete in dieser Sprache an, die hinsichtlich ihres Baues nicht unmerkwürdig scheint, und im Laute bedeutend vom Finnischen abweicht. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1840.

Alterthümer in Cervetri.

(Aus einem Schreiben des Cavaliere Canina. Athenäum vom 9 Mai.)

Ungefähr halbwegs zwiſchen Rom und Civita Vecchia an der Straße liegt das Dorf Cervetri oder Cerveteri, auf der Stelle des alten Cäre, wo gut geleitete Ausgrabungen ein Grab zu Tage gebracht haben, das die Verwandtſchaft der alten Bewohner dieſer Gegenden mit den Griechen zu beweiſen ſcheint, und zugleich die Vermuthung dieſes ihres gemeinſamen Urſprungs beſtätigt, die man aus andern Entdeckungen ähnlicher Natur entnahm. Dicht bei Cervetri erhebt ſich eine Vergebene von ziemlicher Ausdehnung, auf welcher ohne Zweifel das alte Cäre lag, und, wie man annimmt, mit Mauern umgeben war. In kurzer Entfernung von den Spuren muthmaßlicher Mauern liegen eine Anzahl Gräber, von denen das eine hier näher beſchrieben werden ſoll.

Es trägt deutlich die Spuren zweier verſchiedenen Zeiten der Erbauung, da das urſprüngliche Gebäude, das in der Mitte liegt, aus einem einzigen Gemach in der Geſtalt einer runden Steinmaſſe beſteht, über dem ſich ein Erdhügel erhebt. Dieſes Gemach wurde in der Folge durch einen andern Ring maſſiven Mauerwerks erweitert, das verſchiedene Zellen enthielt, über die ſich ebenfalls ein noch größerer Erdhügel erhob. Dieß Bollwerk ſchloß das innere Gemach ſo völlig von jeder Beobachtung aus, daß bis zur gegenwärtigen Zeit ſeine koſtbaren Reliquien unberührt blieben, während die äußern Zellen jedes Gegenſtandes beraubt wurden, den ſie einſt enthielten, weil ſie ſich ſogleich dem Anblick der Eintretenden darboten. Das urſprüngliche Grab beſteht aus einer runden Maſſe, ungefähr 82 Fuß im Durchmeſſer; wahrſcheinlich lief auch eine Einfaſſung von Mauerwerk herum, und ein Pfeiler in der Mitte des Baues, der bis an die Spitze reichte, diente dem Erdhügel zur Stütze, der den kegelförmigen Theil des Grabmals bildete. Wahrſcheinlich erhob ſich auch außerhalb ein Piedeſtal, worauf eine Statue oder etwas Anderes ſtand, das Andeutungen auf den Verſtorbenen enthielt. Die Grabkammern beſtanden aus einer äußern Galerie, ungefähr 30 Fuß lang, 5 Fuß 8 Zoll breit und 11 Fuß 2 Zoll hoch, an deren anderm Ende zwei eiförmige Gemächer von ungefähr 11 Fuß 6 Zoll Länge und 9 Fuß Breite zur rechten und linken Hand roh in den Felſen eingearbeitet waren. Am Ausgange der äußern Galerie iſt eine Mauer mit einer kleinen Oeffnung, die in eine andere Galerie von ungefähr zwei Dritteln der Länge der erſten, oder 20 Fuß Länge und 4 F. 3 Z. Breite führt. Die Mauern der Galerie ſcheinen von roher, maſſiver, perpendiculärer Bauart, gegen 5 Fuß hoch, auf welchen drei überhängende Steinreihen (courses) mit horizontalen Fugen ein an jeder Seite geneigtes Dach bilden. Eine andere oberſte Reihe iſt ſenkrecht, und macht eine Art viereckiger Vertiefung, 18 Zoll breit und 15 Zoll hoch, der in der ganzen Länge ſich hinzieht. Die Mauern der eiförmigen Kammern ſcheinen in den Felſen eingearbeitet, und zeigen keine Spur von regelmäßigen Steinreihen. Im Umkreiſe des äußern Baues waren noch kleinere Kammern, auf ähnliche Weiſe geformt, und als es in ſpäterer Zeit wünſchenswerth ſchien, größeren Raum für die Familie zu erhalten, wurde er, wie es ſcheint, dadurch bewirkt, daß die kleinern Kammern erweitert und ausgedehnt wurden. Doch iſt es bemerkenswerth, daß die große Galerie oder Kammer in der natürlichen Felſenmaſſe nicht durchbrochen wurde, als wollte man hier einen heiligen Ort für die Ueberreſte des Familienhauptes erhalten und es vor Verletzung bewahren, indem man den Eingang verſchloß. Es iſt deutlich, daß die Bauart der Mauern der Galerien denen des unterirdiſchen Gemaches in Mycenä ähnlich iſt, das man gewöhnlich den Schatz des Atreus oder Grab des Agamemnon nennt, und in dem Supplementband zu Stuarts Athen abgebildet iſt. Die Steinreihen ſind horizontal und ſteigen ſtufenweiſe auf nach der Spitze des Dachs, ſind aber unten abgehauen, ſo daß ſie von innen wirklich eine concave Wölbung bilden. Ein anderes merkwürdiges Beiſpiel dieſes ſeltſamen Baues alter Kunſt exiſtirt in Rom im Mamertiniſchen Gefängniß, deſſen untere Zelle einſt augenſcheinlich auf dieſelbe Weiſe gebaut war; ſpäter iſt der obere Theil weggenommen worden, und der Boden, der es jetzt bedeckt, iſt ein regelmäßiges Gewölbe mit concentriſchen Bögen.

In der erſten Galerie, nächſt der Thüre, ſtand ein Kohlenbecken auf einem eiſernen Dreifuß, und dicht dabei ein Weihrauchkeſſel aus Bronze, neben ihm ein anderes Kohlenbecken.

Weiter darin war ein vierrädriger Karren, auf welchem der Leichnam auf einem Bronze-Lager fortgeschafft wurde; auch befanden sich hier manche Ueberreste von dem Holze, aus dem er gemacht, und der Bronze, mit der er verziert war. Nahe am Eingange der ovalen Kammer rechter Hand war eine bronzene Bettstatt, auf welcher der Leichnam des Verstorbenen lag, was aus den Knochen hervorging, die auf dem Boden lagen, und aus den Flecken, welche die Auflösung des Fleisches hervorgebracht hatte. Auch waren daselbst zwei kleine, eiserne Altäre, einer am Kopf und der andere am Fußende der Bettstatt, und ungefähr zwei Duzend kleine, irdene Figuren auf dem Boden, an den drei äußern Seiten der Bettstatt, mehrere Schilde und ein Bündel Pfeile; diese nebst einigen Küraſſen, die an den Wänden hingen, zeigen, daß es die Grabstätte eines Kriegers gewesen. In der Höhlung des Dachs hingen an Nägeln einige Gefäße und Teller von Bronze. Die innere Galerie scheint die Grabstätte einer Frau gewesen zu seyn. Bei ihrer ersten Entdeckung war sie mit dem Schutte der Mauer, die an einer Seite eingefallen war, angefüllt. Als man diesen weggeräumt hatte, fand man mehrere Gegenstände in Gold und Silber unter den Ueberresten des Leichnams, der an der hintern Seite niedergelegt worden war. Ein kleiner, silberner Schöpfeimer (bucket) und eine Schale ohne Henkel, mehrere bronzene Schalen und Vasen für Räucherwerke und Wohlgerüche wurden ebenfalls gefunden. Die beiden ovalen Kammern zur Linken und Rechten der äußern Galerie waren sichtbar aus einer spätern Periode und von sehr roher und grober Arbeit, als wenn sie in großer Eile hinzugefügt worden seyen. Die Kammer links enthielt verschiedene Schalen und andere Gegenstände von Bronze, in der zur Rechten fand man viele kleine Figuren aus Terra-cotta, ähnlich denen in der äußern Galerie an der Begräbnißbettstatt, und einige irdene Geschirre, in deren einem verbrannte Gebeine und Asche sich befanden, wahrscheinlich Reste eines der Mitglieder derselben Familie, und ohne Zweifel aus einer etwas spätern Zeit, da in früherer Zeit die Todten nicht verbrannt wurden. Canina ist der Meinung, daß dieß Grab vor der Zerstörung von Troja erbaut seyn müsse, da auf den Vasen Darstellungen von Gefechten und Jagden sich befinden, doch ohne Anspielung auf jene merkwürdige Periode der griechischen Geschichte; eine Vermuthung, welche durch die eigenthümliche Form der griechischen Buchstaben oder Inschriften bestätigt wird. Daher kann man wohl schließen, daß dieses Grab gegen 3000 Jahr alt seyn muß und in der Periode errichtet wurde, als die Pelasger dieses Land in Besitz hatten.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Ankunft vor Surabaya.

(Schluß.)

Es war bereits glühend heiß und traulich saß ich mit meinem Chinesen unter dem Zelte, welches über dem Tambangan ausgebreitet war. Sowohl meine Kleidung als auch mein freundliches Benehmen gegen ihn ließen ihn schnell wissen, daß ich noch ein Neuling (orang baar) im ostindischen Archipel sey, denn die Chinesen sind nicht gewohnt, zuvorkommend von den Europäern behandelt zu werden. Ihre List, ihre Betrügereien, ihre Feigheit, Sinnlichkeit und ihr Wuchergeist würden sie schon allein der Verachtung preisgeben, wenn nicht die kaukasische Race jeden von einem anderen Stamm als Paria betrachtete. Von ihrer Feigheit wurde mir folgender Zug erzählt. In dem letzten Kriege gegen Palembang hatte man etwa vierzig Chinesen als Schiffszimmerleute und zu anderen Zwecken in den Dienst genommen. Diese waren in einem großen Fischerboote (Prau pukat) eingeschifft worden, und lagen dicht hinter der holländischen Fregatte Wilhelmine unter dem Feuer einer Batterie, welche von dem Fürsten von Palembang an dem Fluß Peladju angelegt war. Die erste Kugel von der Batterie traf das Steuerruder der Fregatte und zerschmetterte dasselbe. In demselben Augenblick erhoben die Chinesen ein Geschrei in ihrer Prau pukat, welches das Getöse des Gefechts übertönte. Zugleich legten sie sich an die Seite der Fregatte, welche von der Batterie abgewendet war, um gegen die feindlichen Kugeln geschützt zu seyn. Hier jedoch hinderten sie die freie Bewegung des Schiffes, und empfingen deßhalb den Befehl, augenblicklich auf ihren Posten hinter dem Schiffe zurückzukehren. Darauf liefen die Helden China's hin und her in ihrem Boote, schrien unter den jämmerlichsten Grimassen, waren jedoch nicht zu bewegen, ihren alten Platz wieder einzunehmen. Als Befehle und Drohungen von dem Commandanten der Fregatte vergebens versucht waren, sandte dieser einen javanischen Corporal mit sechs Mann, mit Bajonetten versehen, in das Boot, um Gehorsam zu erzwingen. Das entsetzliche Geschrei vermehrte sich, und die Javanen machten keine Miene, dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Vielleicht hatte ein sympathetisches Gefühl ihr zartes Herz ergriffen. Ein holländischer Matrose, dem das Geschrei schon lange widerwärtig gewesen war, ergreift da ein Stück Tau, springt hinab in das Boot, und schwingt, ohne einen Ton von sich zu geben, so kräftig und mächtig seine gefürchtete Waffe, daß die Chinesen nun noch wilder unter einander taumeln und fortwährend ampon, ampon, tuan, *) schreien. Nachdem dem Matrosen endlich der Athem der heftigen Bewegung wegen zu vergehen droht, hörte er auf, das „Schiffsledrbuch" zu schwingen und kehrte auf die Fregatte zurück, während die Helden des „himmlischen Reichs" zitternd ihren alten Platz wieder einnahmen. Dennoch sollen die Chinesen, wie alle Feiglinge, blutdürstig und rachsüchtig seyn. Die Idee, dem bösen Gotte zu schmeicheln und den guten zu vernachlässigen, weil dieser dem Menschen nimmer schadet, scheint mir durchaus die eigensüchtige, unedle Gemüthsart der Chinesen zu charakterisiren. Daß sie das gute Wesen, „Tepikong," so dick und fett darstellen, erscheint wenig auffallend, wenn man bedenkt, daß es bei ihnen für das Zeichen eines Mannes von Stande gilt, einen sehr dicken Bauch zu haben. Ein Zeichen der Armuth und Dürftigkeit ist es ihnen, schlank und mager zu seyn. Folgende Anekdote, welche Lord Macartney von seiner Gesandtschaftsreise nach China mittheilt, dient als Beleg hiezu. Einer der Gesandtschaftssecretäre des Lords, ein schlanker und hagerer Mann, saß vor der Wohnung des Gesandten unter

*) Gnade, Gnade, Herr.

der Galerie und schrieb. Ein fetter Chinese, welcher vorüber kam, betrachtete den Schreibenden mit tiefem Mitleid, näherte sich dann diesem endlich und drückte ihm ein Geldstück in die Hand mit der Bitte: der Herr Secretär möge sich etwas dafür zu Gute thun, denn nimmer sey ihm noch ein so ausgehungerter Mensch vorgekommen.

Dicht vor dem Hafen, dessen Eingang, beiläufig bemerkt, sehr flach und durch eine Sumpfbank für große Schiffe ungangbar geworden ist, lag ein kleines, eisernes Dampfschiff. Auch dieses besuchte ich. Es war mit Kanonen versehen, und erbaut worden, um die Seeräuber, welche noch immer nicht ganz vertilgt sind, bis in die kleinsten Buchten verfolgen zu können. Das Verdeck war am Vorder- und Hintertheil höher als in der Mitte. Ein Paar Kanonen, welche an beiden Stellen aufgestellt waren, bestrichen dasselbe. Durch eine Vorrichtung war es möglich gemacht worden, diese Geschütze von dem Zwischendeck aus loszubrennen, um die Räuber auch noch nach Ersteigung des Verdeckes vernichten zu können. Ich stieg in das niedrige Zwischendeck hinab, eine glühende Hitze strömte mir entgegen; ich konnte mich nicht darin aufhalten. Die Mannschaft campirte auf dem Verdeck, doch war auch hier, trotz des Zeltes, die Hitze wahrhaft fürchterlich und unerträglich. Dieses Schiff ging vier Fuß tief (im Meere) und konnte des beschränkten Raumes wegen nur für zwölf Tage Wasser mitnehmen. Der Arzt auf demselben, eine Pole, Namens Marofsky, welcher sehr gut deutsch sprach, versicherte mir, daß auf der kleinsten Fahrt das Schiff, des geringen Tiefganges wegen, so entsetzlich schlingerte, daß die ganze Mannschaft sehr schnell seekrank würde. Wie unzweckmäßig wahrscheinlich auch diese Schiffe seyn mögen — es gibt deren zwei auf Java — so ist es doch gewiß, daß es keine Seeräuber mehr im indischen Archipel geben würde, wenn die Engländer eben so eifrig zu deren Vertilgung als die Holländer gewirkt hätten. Der Major der ostindischen Colonialmarine Hollands Schuler (oder Schupler) hat sich besonders verdient gemacht, indem er gegen die Räuber kreuzte, und viele Schiffe derselben in den Grund bohrte oder verbrannte; doch sind die Seestraßen noch immer nicht ganz sicher. Während ich auf Java war, wurde z. B. in der Straße von Bali ein holländischer Schooner von Räubern genommen. Ein Chinese, welcher sich zufällig an Bord befand, entkam, und brachte diese Nachricht dem Gouvernement. Gleich nach meiner Rückreise las ich auch die Mittheilung hievon in den holländischen Zeitungen; der Name des Schiffes ist mir jedoch entfallen, da ich ihn nicht notirt habe. Der Seeraub wird von den malayschen Völkern der kleinen Inseln betrieben, deren Zahl in diesem Archipel sehr bedeutend ist. Er gilt für ein adeliges Gewerbe, welches die Fürsten und Häuptlinge treiben, um sich Vermögen zu verschaffen. Gewöhnlich verfahren sie mit einer erschrecklichen Grausamkeit gegen die Besiegten und ermorden sie alle; oft jedoch werden auch diese als Sklaven benutzt und verkauft. So hörte ich von einem Herrn auf Surabaya, dessen Namen ich vergessen habe, welcher lange Zeit Sklave bei einem Häuptling auf Sumatra gewesen war. Er war früher Cadet, hatte als Anführer eines Kanonenboots einen Zug gegen die Räuber mitgemacht und war gefangen worden. Nach langer Sklaverei kaufte ihn ein Chinese und nahm ihn mit nach Java, wo er vom Gouvernement wieder ausgelöst wurde.

Gewöhnlich sind diese Räuberschiffe nicht groß und enthalten eine oder zwei Kanonen von leichtem Kaliber, welche nach allen Seiten gedreht werden können (Drehbäse, Drehbasse, Lilla's). Ein großes, schnellsegelndes und bewaffnetes Schiff hat wenig zu besorgen; ist aber die Bewaffnung schlecht und tritt Stille ein, so umgeben die Räuberschiffe in Menge ihren Feind, welcher natürlich mit dem Ruder nichts machen kann, da das Schiff keine Fahrt hat, und schießen ihn in den Grund, wenn er sich nicht ergibt. Auf der Insel Madura sah ich das einfache Denkmal des Kauffahrtei-Capitäns Pfefferkorn, welcher auf eine heldenmüthige Weise gegen die Seeräuber geblieben war. Er führte ein Schiff, welches dem holländischen Residenten auf Madura, Brokhorst, gehörte, und wurde an der Mündung des Suesang (Fluß, welcher bei Palembang ins Meer strömt) von vierzig Räuberschiffen umgeben. Nachdem er sich nicht mehr halten konnte, ergab er sich scheinbar, lockte so viele Seeräuber als nur auf seinem Schiffe bleiben konnten, auf dasselbe, und sprengte sich dann mit allen durch Anzündung des Pulvervorrathes in die Luft; nur zwei Menschen entkamen dem Tode, und brachten dem Schiffseigenthümer die Nachricht. Oft aber auch haben diese Räuber größere, ordentlich bewaffnete Schiffe, und kämpfen mit einer Tapferkeit, welche einer bessern Sache werth wäre. Wie man mir auf Java erzählte, so kaufen sie Waffen und Munition von den Engländern. — Doch ich setzte meinen Weg fort.

Stephens Reise nach Guatimala.

Hr. Stephen, der bekannte Verfasser der Incidents of Travels, ist von der Regierung der Vereinigten Staaten mit einer Specialmission nach Guatimala beauftragt worden, und ein Künstler, Namens Catherwood, sollte ihn begleiten, um nach Palenque zu gehen, und Zeichnungen von den dortigen Denkmälern zu machen, welche in den letzten Jahren besonders viel Interesse erregt haben. Ein Brief aus Guatimala vom 18 Februar ist in New-York eingelaufen, worin es heißt: Hr. Stephens ist vor einiger Zeit von hier nach Salvador aufgebrochen. Als er daselbst ankam und den kläglichen Zustand von Anarchie sah, in den wir versunken sind, beschloß er seine Reise nach Nicaragua fortzusetzen, um zu untersuchen, ob ein Canal vom atlantischen nach dem stillen Meere auch wirklich möglich sey. Man erwartet seine Rückkehr bis zum April, wo er dann mit Hrn. Catherwood seine beabsichtigte Reise nach Palenque antreten wird, deren Resultate die Geschichts- und Naturforscher mit gleicher Begierde erwarten.

Chronik der Reisen.

Reise ins Land der Mordwinen.

(Schluß.)

Am 15 August reiste ich nach dem mordwinischen Dorfe Andrejewka, einem kleinen Dorfe von 40 Höfen, das der Krone gehört,

Dasselbe hat breite, regelmäßige Straßen. Die Bauernhäuser werden aus Espenholz von den Bauern selbst aufgeführt, sind drei Klafter lang, eben so breit und kosten etwa 100 Rubel; die Bauart ist dieselbe wie bei den Russen. Nur die Sprache und die weibliche Kleidung erinnern daran, daß man nicht in einem russischen Dorfe ist. Ich wurde hier sehr freundlich aufgenommen, und meine Hausleute sprachen gut russisch. Beim Abschiede wollte ich ihnen etwas Silbermünze geben, sie nahmen es aber nicht an, und als ich das Geld den Kindern schenken wollte, verboten sie in ihrer Sprache auch diesen es anzunehmen.

Der Mordwine ist der Kirche nicht weniger ergeben, als der Russe. Dazu trägt freilich bei, daß sie schon seit langer Zeit bekehrt sind, und das Russische hinreichend verstehen; das erstere macht, daß ihre heidnischen Gebräuche allmählich ganz verschwunden sind, und das zweite, daß die Geistlichkeit mehr Einfluß auf sie hat. Bei jedem Volke finden sich indeß mehr oder minder die Merkmale alter Gewohnheiten. So z. B. legen die Mordwinen am Gedächtnißtage der Entschlafenen, am 8 Julius, ein Stückchen Brod auf das Grab und murmeln dabei ein kurzes Gebet; können sie dieß nicht auf dem Grabe selbst thun, so geschieht es in einem Garten oder an irgend einem andern verborgenen Orte. Stirbt Jemand aus einer mordwinischen Familie, so läßt man auf dem Felde, das ihm gehörte, einige Klafter lang den Roggen ungemäht stehen zur Speise für ihn, im Fall er dessen bedarf. Bei langer Dürre beten sie um Regen bei einer Quelle, 4 Werste von Beresowka. Oft beten sie auch um die Verleihung solchen Viehes, dessen Wolle dem Hausgott, bei dem sie um Gnade bitten, nicht zuwider wäre. Zu ihrem Aberglauben gehört auch, daß sie die Kartoffeln nicht anbauen, weil sie glauben, sie hindern das Gedeihen des Korns.

Ich konnte bei den Mordwinen keine alten Eigennamen entdecken, da sie seit ihrer Bekehrung sich ganz verloren haben. Eben so vergaßen sie die frühern Namen der Monats- und Wochentage. Bei den alten, noch dem Schamanenthum ergebenen Mordwinen scheinen viele tatarische Worte und Gebräuche gewesen zu seyn. Die Ceremonien der Ehe unterscheiden sich jetzt nur wenig von den russischen. Alte Leute erinnern sich noch, daß man früher bei den Mordwinen für die Braut einen Kalym (Kaufgeld) bezahlte und die Hochzeiten viel ceremonienreicher waren. Noch vor 20 Jahren herrschte die wunderliche Sitte, die Braut, wohl mit ihrer Einwilligung, zu stehlen. Die jungen Leute verliebten sich wie in den Romanen, die Alten sahen aber durch die Finger und hinderten die Kinder nicht, wenn sie entflohen, weil sie dadurch mannichfachen Bemühungen und Hochzeitausgaben entgingen. Geizige Eltern waren sogar sehr erfreut darüber, weil sie dann der flüchtigen Tochter kein Heurathsgut zu geben brauchten, und die Eltern des Bräutigams richteten in diesem Fall keine Hochzeit aus. Diese Sitte hat indeß aufgehört, weil man ihnen verbot, sich ohne Einwilligung der Eltern zu verheurathen. Bei den heidnischen Mordwinen sind die Hochzeitgebräuche eine Mischung der russischen mit denen der Tscheremissen. Auch finden die Hochzeiten der getauften Mordwinen noch wie bei den Tscheremissen und Tschuwaschen im Anfange des Julius vor der Heuernte statt. Die junge Frau kehrt, nachdem sie einige Tage bei ihrem Manne gelebt hat, zur Arbeitszeit wieder zu ihrem Vater zurück, und kommt erst dann wieder zum Manne, wenn auch das Dreschen vorüber ist. Der Mann besucht sie indeß nicht selten. Glöckchen, Trommeln und andere lärmende Instrumente spielen bei einer reichen Hochzeit eine große Rolle. Die Sitte, die Braut am Tage der Hochzeit an den Händen in allen Ecken herumzuziehen, hat sich auch bei den christlichen Mordwinen erhalten.

Von allen finnischen Stämmen sind, wie gesagt, die Mordwinen am meisten russificirt. Nach dem Aeußern und der Kleidung kann man einen Mordwinen kaum von einem Russen unterscheiden. Indeß hat der Mordwine, was bei einem so wenig gebildeten Volke bemerkenswerth ist, viel Selbstgefühl und einen gewissen Stolz auf seine Nationalität. Auch staunte ich nicht selten über die gesunden Urtheile, die man von ihnen hört. Sie zeigen auch viel Anlage zu Gesang und Dichtkunst, weßhalb ich einige Sänger und Sängerinnen aus dem Dorfe zu mir einlud. Sie erfüllten meinen Wunsch bereitwillig, und einige Stimmen sangen in einem trübseligen Ton ein langes Lied. Bei dem Gesang machten die Männer traurige Gesichter, die jungen Frauen runzelten die Stirne, wie gewöhnlich vor dem Weinen, und die alten Frauen weinten bitterlich. Indeß waren Männer und Frauen gleich bereit zu erzählen, und mir ihre Lieder zu übersetzen und zu erklären. Einige Frauen setzten sich im Kreise um meinen Tisch, die Männer näherten sich mir alle, und da jeder erzählen wollte und einer den andern drängte, so machten sie ein furchtbares Geräusch. Endlich hieß ein Blinder sie alle schweigen, stemmte sich mit der einen Hand auf den Tisch, mit der andern stützte er den Kopf, und sang nun ein trauriges Lied, eine Art Romanze, was zu beweisen scheint, daß diese Art von Liedern noch ganz einheimisch unter ihnen seyn muß.

Erdbeben in Oceanien. Dumoulin, Ingenieur-Geographe an Bord der Astrolabe, hat an Arago geschrieben, daß er seine Untersuchungen über die Erdbeben in Oceanien fortsetze. Die Tagebücher der französischen Missionäre auf den Gambier-Inseln ergeben, daß am 7 November 1837 eine außerordentliche Bewegung des Meeres stattfand. Hr. Ghaussen, Pfarrer auf der Insel Taravai, bemerkte, daß das Meer gerade an demselben Tage, wo das Erdbeben in Chili stattfand und Valdivia zerstörte, sehr rasch anstieg. Auf den Gambier-Inseln sind die Erdbeben sehr häufig, und oft von unterirdischem Getös begleitet. Nach den Traditionen der Eingebornen sollen die Ebenen am Fuße der Berge vom Meere überschwemmt worden seyn, das um 25 bis 30 Fuß seine gewöhnliche Höhe überstiegen habe. Auf den Marquesas-Inseln, Taheiti und den Schiffer-Inseln sind die Erdbeben gleichfalls sehr wohl bekannt. In der Nacht vom 6 auf den 7 November fand den Nachrichten des Missionärs auf Opelon zufolge daselbst ein heftiger Orkan statt. Die Schiffer-Inseln sind vulcanisch; Sevai, obgleich die älteste derselben, trägt die neuesten Spuren von Ausbrüchen. Hr. Brooks, ein englischer Missionär auf den Savai-Inseln, hat dort schon zehn Erdbeben erlebt. Auf den Fidschi-Inseln erfuhr man an demselben Tage (7 November) einen heftigen Orkan. Die Salomons-Inseln und die Karolinen geben über die Erhebungen keinen nähern Aufschluß; die Erdbeben auf den Marianen aber scheinen mit denen der Philippinen, Molukken und des Ascension-Archipels zusammenzuhängen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 68 u. 69** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Zehn Jahre später in der Literatur.** Von Sainte-Beuve. — **Zwei politische Komödien.** (Schluß.) — **O there are spirits.** Von P. B. Shelley. — **In einem Concertsaale.** Von S. T. Coleridge.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68 u. 69.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 Junius 1840.

Zehn Jahre später in der Literatur.

Von Sainte-Beuve.

Unter dem obenstehenden Titel hat der rühmlich bekannte Sainte-Beuve in der Revue des deux Mondes einen Artikel erscheinen lassen, welcher zum Zweck hat, die in den zehn Jahren seit der Julusrevolution in der französischen Literatur eingetretene Veränderung anzudeuten mehr, als auszuführen, und die an der Spitze derselben stehenden Männer zu einem kräftigen, einmüthigen Zusammenwirken aufzufordern. Er sucht zu zeigen, daß die Bedingungen hiefür sich im Verlauf der Jahre günstig gestaltet haben, und gewiß, wenn irgend einer, so ist Sainte-Beuve, vermöge seiner ehrenhaften Unparteilichkeit, seiner liebevollen Anerkennung und Würdigung alles wahren Talents, vermöge seiner liebenswürdigen Humanität, und auch der ausgezeichneten Stellung, die er in der französischen Literatur einnimmt, dazu berufen, eine solche Aufforderung ergehen zu lassen. Wir heben die wichtigsten Stellen seines Aufsatzes aus, welcher zugleich zeigt, welche Namen in Frankreich, nach der Ansicht des vielleicht gründlichsten und geachtetsten Kritikers, die geachtetsten, die den Ton angebenden sind.

„Es gibt entscheidende Zeiten im Leben der Individuen, wo ihre physische oder moralische Constitution bedeutende Veränderungen durchmacht und gleichsam umgegossen wird, wo man, so zu sagen, auf einen gewissen Fuß, und unter gewissen Bedingungen mit seinen Ideen, mit seinen Mitteln sich stellt und einrichtet; es gibt kritische, klimakterische Jahre, wie die alten Mediciner sagten, palingenetische, wie die modernen Philosophen sie bezeichnen. Dieß scheint sich auch ziemlich entsprechend im Leben einer Epoche zu wiederholen. Es gibt Momente, wo der gesammte Lauf der Dinge gewisse natürliche Aussichten herbeiführt, und wo er sich zu gewissen Rückkrümmungen und Beugungen bestimmt, die freilich nicht sehr augenfällig sind, aber welche die glücklich geleitete und einstimmig handelnde menschliche Thätigkeit fassen, bestimmen und vollenden kann. Sind wir nicht, unter dem literarischen und moralischen Gesichtspunkt, bei einem solchen Moment angekommen, den man benützen sollte? Man könnte sagen, die literarische Anlage der Epoche schlummre, warte zu, verwandle sich in aller Stille, mache einen jener langsamen Processe innerer Umbildung durch, wo man handelnd eingreifen müsse, mehr ohne Zweifel als zu irgend einer Frist während der letzten zehn Jahre.

Es scheint, daß jetzt, nach zehn Jahren, die literarischen Stimmungen und Neigungen sich mehr vereinigen, als sie dieß in der Zwischenzeit gethan, daß sie sich wenigstens annähern; gewiß kommt man nicht auf den Ausgangspunkt zurück und der Cirkel schließt sich nicht; aber es herrscht eine Art von Correspondenz, wie zwischen den Kreisen einer Spirallinie. Man kommt nach zehn Jahren wieder zu denselben Ideen zurück, nicht um es von neuem mit ihnen zu versuchen, sondern um sie zu beurtheilen; wenn man miteinander zu ihnen zurückkommt, hat man wohl Ursache, sich zu trösten. Man hat nicht mehr den Eifer und die Gluth von früher, aber man hat die Erfahrung voraus.

Die literarische Bewegung der Restauration war im vollsten Gang und vom glänzendsten Eifer beseelt, als sie zerbrochen und so zu sagen beurlaubt wurde durch die Julustage. Eine große Zahl der ausgezeichnetsten und thätigsten Genossen dieses so lebhaften Kreuzzuges gingen unverzüglich zur praktischen Politik über und schienen aufzuhören, Literaten zu seyn. Die durch ihre Lage minder Begünstigten, die Unreiferen, die noch nicht über die Fünfundzwanzig und über die Chimären hinaus waren, ließen sich nicht niederschlagen, und bestrebten sich fortzumachen. Mehr als Ein unerwartetes Werk war die Frucht dieser Beharrlichkeit. Es zeigte sich bei den meisten, welche das Feld behaupteten, eine zweite (nicht eben immer fortgeschrittene), Phase ihres Talents; es wurden viele Streiche in die Luft geführt. Eine kleine Anzahl Neuangekommener reihten sich mit Glanz und Aufsehen ein; aber seit zehn Jahren haben auch diese Zeit gehabt, zu ihrer zweiten Phase zu gelangen. Die Politik dagegen, nach und nach ihren Eifer erschöpfend, hat denjenigen, die zuerst von ihr ganz verschlungen wurden, wieder

einige Muße vergönnt. Mehrere sogar von den Ausgezeichnetsten fangen wieder an zu schreiben, langsam zwar und vorsichtig, aber sie fangen doch an. Man begegnet, man findet sich wieder auf einem etwas neutralen Boden, aber es ist schon etwas, daß man sich findet. Und die, die vor zehn Jahren im Feuer standen, und die sich seither hervorthaten und schon erschöpften, und diejenigen, in welchen jetzt wieder der Blitz einer literarischen Begeisterung sich entzündet, die ihnen lang fremd gewesen, sind alle nicht so weit davon entfernt, sich über gewisse richtige Ansichten, gewisse Geschmacksresultate, über Regeln des gesunden Verstandes und der Duldung zu verständigen. Mit Ausnahme einiger erlauchten Unheilbaren, welche durch die Jahre nichts gelernt haben, sind die meisten, von der einen oder andern Seite, zu einer gewissen Gemeinsamkeit gelangt; das, was ich die zweite Phase des Talents nenne, ist beinahe bei allen zur Erfahrung ausgeschlagen. Kurz, das junge Jahrhundert, oder was man noch vor zehn Jahren das junge Jahrhundert nannte, zählt heute durchschnittlich vierzig Jahre, ein kritisches Alter für die literarischen Constitutionen, wie für andre. Das macht viele Uebereinstimmungen möglich, es macht sie aber auch dringend nöthig. Jetzt, oder nie, ist die Zeit, das wird man zugeben, für die Gesammtheit der ungefähr zeitgenössischen Generationen, die sich lange das junge Jahrhundert nennen ließen, einen letzten Entschluß zu fassen, eine bestimmte Stellung anzunehmen, in der man sich den künftigen Generationen, der Nachwelt zeigt. Wird man den Zeitpunkt entschlüpfen, wird man sich zerstreuen lassen, was im besten Zug ist, sich zu machen? Wird man sich nicht wieder zu einer Masse vereinigen, sondern nur das Schauspiel zersplittern, einzeln ihre Bahn sich suchender Talente geben? Oder wird man verdienen, unter den Jahrhunderten mitzuzählen, welche eine innere Consistenz besaßen, die sich nicht beeilten sich aufzulösen, die ehrenhaft gekämpft haben auf den äußersten, gefährlichsten Abhängen der Literatur, der Sprache, des Geschmacks? Wird man außer den excentrischen, auffallenden Phänomenen, welche einer Epoche ebensoviel Glanz geben, als sie sie kompromittiren, außer den Glückswürfen des Genie's die ebenso oft unklug als rühmlich sind, einen vernünftigeren Grundstock, eine auserlesene Reserve aufzuweisen haben? Die Frage ist gestellt; Jeder kann sie wenden nach seinem Belieben, sie ausdehnen oder einschränken. Mir scheint der jetzige Augenblick ausnehmend günstig, sie klar ins Auge zu fassen.

„Die von uns angerathene und geforderte Vereinigung und Zusammenwirkung wird versucht und besteht schon jetzt mehr oder weniger; sie ist die leitende Idee und der Wunsch dieser Revue, und eben weil die Sache im Zug ist, darum muß sie auch möglich seyn und muß man darauf bestehen, muß man ermahnen und sie zum Ziele führen. Ein Blick auf das Ganze der Literatur und auf die Phasen ihrer Hauptpersonen seit zehn Jahren wird noch besser unsre Idee und das Gemäßigte unsers Wunsches erläutern.

„Herr von Chateaubriand, den man immer zuerst nennen muß, nicht nur als den Ersten der Zeit und dem Rang nach, sondern auch als den Dauerndsten, als den noch immer aufrecht stehenden Stammvater, der viele Söhne und Enkel vor sich geboren werden, vorübergehen und fallen sah, Herr von Chateaubriand, nachdem er sich mit Ehren von der Politik losgemacht und sich einzig seinem großen Schlußwerk, den gewaltigen Basreliefs seines Monuments, gewidmet, hat das Ausgezeichnete und Fortschreitende an sich bewährt, daß sich in einer ruhigeren, heitreren und so vielem Ruhm entsprechenderen Existenz festgesetzt hat. Sein seltner Geist, der in seinen beredten Schriften sich so oft in Hüllen kleidet, und mit blendendem Lichte sich bewaffnet oder verschleiert, hat sich nie großartiger, schärfer und klarer allen denen gezeigt, die das Glück haben, sich ihm nähern zu dürfen. Wenn eine Versöhnung zwischen allen wohlmeinenden und gesunden Parteien in der modernen Literatur möglich erscheint, so ist dieß besonders dann der Fall, wenn man diejenige vor Augen hat, welche mit den Jahren in diesem hohen Geist eingetreten ist, der immer ausgebreiteter, aufmerksamer, umfassender wurde.

Die angesehensten Organe der hochachtbaren Häupter der Bewegung in Geschichte, Philosophie und Literatur während der letzten Jahre der Restauration, die Herren Guizot, Cousin und Villemain, haben ihre Thätigkeit in dieser Rolle etwas rasch abbrechen müssen. Doch haben sie nicht darauf verzichtet, auch ferner jener Entwicklung nahe zu bleiben, sie selbst durch ihren Geist zu leiten; sie haben von ihrer beständigen Gegenwart zwar für diejenigen, die sie bewundern und ihnen gern gefolgt wären, allzu seltene Beweise und Zeugnisse gegeben, die aber doch hinreichen, um ihren überlegnen Einfluß und ihren Namen zu behaupten. Hr. Guizot hat den Washington gegeben, Hr. Cousin den Abälard, Hr. Villemain zwei Bände einer trefflichen, vollendeten Literaturgeschichte. Auch ihrerseits sind manche Elemente da, welche günstig seyn können, und nichts was hindert; sie haben alle ihren Rang behauptet, und der Platz ist andern überlassen worden, die nur nicht alle gekommen sind.

„Dasselbe kann man auch von mehrern ausgezeichneten Historikern oder Philosophen sagen, von Hrn. Augustin Thierry, Hrn. Thiers, Hrn. Jouffroy. Die Erschöpfung einer zarten Organisation bei dem einen, der Strom der Staatsangelegenheiten beim andern, und bei dem ersten, leider! körperliche Leiden,*) die jedoch die innere Gluth und den Eifer nicht zu dämpfen vermochten, haben scheinbar ihren Productionen ein Ende gemacht; aber nichts ist noch versiegt, die Linie ist nicht abgebrochen, die Fortsetzungen stellen sich wohl noch ein. Hr. Thiers hat wieder die Feder ergriffen; wird er sie nicht wieder weglegen? Hr. Thierry hat sie nie unbeschäftigt gelassen in der treuen Hand, welche seine Gedanken aufzeichnet. Auch hier also kann man sich auf bekannte Gränzen stützen und sogar auf Verbündete an den Häuptern hoffen.

„Das Unerwartete, das Außerordentliche seit zehn Jahren ist in andern Orten, durch andre Namen hervorgetreten. Bei Hrn. de la Mennais und Hrn. de Lamartine, diesen ganz offenen Talenten, der eine so ungestüm, der andre so fruchtbar, muß

*) Aug. Thierry ist blind.

muß man vor allem das Ueberraschende neuer Entwicklung und des Abenteuerlichen suchen. Sie haben in gewissem Sinn alle Hoffnungen übertroffen und alle Befürchtungen hinter sich gelassen; alle in den höhern Regionen entfesselten, abenteuerlichen Ideen haben in ihnen geweht und gestürmt, und haben sie alle Saiten anschlagen lassen, je nach ihrer eigenthümlichen, ungestümen oder harmonischen Weise. Gewiß, handelt es sich nur davon, die Hülfsquellen und den Umfang des individuellen Genius zu würdigen, so müssen wir sagen, daß La Mennais und Lamartine, jeder in seiner Art, eine Biegsamkeit und Beweglichkeit, eine Kraft und Anmuth, einen Reichthum in verschiedenem Sinn bewährten, wie man sie in ihren ersten Werken noch nicht fand. Jocelyn einerseits, andrerseits die Worte eines Gläubigen und die Römischen Angelenheiten sind, wenn man nur den Schriftsteller im Auge hat, bewundernswerthe und reiche Beweise von Kraft und Fruchtbarkeit. Aber, sonderbarer, für unsre Zeiten charakteristischer Widerspruch! Bei mehr Entfaltung des Talents, und bei einer Spannung um jeden Preis, ist das Resultat des Werks minder schön geworden als es anfangs war; das Gesetz des Gesammteindrucks, der Einheit ist verletzt worden; der Gesammtcharakter hat Noth gelitten. Diese großen Beispiele konnten nur nützlich seyn, sofern sie erschreckten, und durch ihr Uebermaaß das Einkehren in sich selbst lehrten. Man würde vergebens darin etwas suchen, mit dem man sich geradezu einigen könnte, aber sie haben dem, der zu denken und sich zu belehren versteht, viel geboten.

„Wenn die edle, gern aufnehmende und elastische Natur Lamartine's, die so ganz gemacht schien zum Werk der Versöhnung, bisher diese Rolle nicht erfüllte, vermöge einer zu offenen und leichten Hingebung an neue Eindrücke, so hat eine andre, höchst talentvolle Natur sich dagegen gesträubt in Folge einer unbeugsamen Starrheit. In den letztverflossenen zehn Jahren hat H. Victor Hugo die schönsten Proben seines lyrischen Genius in den Herbstblättern, und seines Talents als Prosaist in seiner Notre Dame de Paris gegeben; auch Marion de l'Orme (ein wahrhaftes dramatisches Werk) ist erst seit 1830 auf der Bühne erschienen. Aber man ist versucht, diese herrlichen Arbeiten zu vergessen, wenn man an so viele rein eigensinnige und hartnäckige Rückfalle denkt, an den völligen Mangel an Modification und Mäßigung in individuellen Theorien, welche das öffentliche Urtheil zu so wiederholten Malen verworfen hat. Man kann sagen, die dem H. Hugo seit zehn Jahren eigenthümliche Verirrung ist sein eigensinniger Widerstand. Die erste Bedingung jeder literarischen Gemeinschaft ist die moralische Gleichheit, wobei der Ueberlegenheit der Talente immer noch alle Ehre widerfahren kann. Bei der rückgängigen Bewegung, bei der gemäßigten Einigung die wir wünschen, bleibt H. Hugo, der bisher so unzugänglich sich gezeigt, natürlich außer der Berechnung; er bleibt eines der großen Muster, die man theilweise bewundert, welche durch Reflexion, in der Entfernung, aufklären, und die Reife derjenigen, die ihrer fähig sind, beschleunigen.

„Sehr wenige ganz neue und entschiedene Talente sind hervorgetreten: im Gebiet der Imagination Hr. von Balzac, George Sand; im politischen Fach Hr. von Tocqueville. Von gröbern Ideen hat man den St. Simonismus und die damit mehr oder weniger verwandten Doctrinen gehabt, aus welchen die Encyklopädie der Herren Lerour und Reynaud hervorging.

„Hr. von Balzac ist in der That erst seit den letzten zehn Jahren erstanden, trotz der fünfzig Romane, die er früher geschrieben; wir möchten nicht gern hinzufügen, daß er auch schon Zeit gehabt zu sterben, trotz der fünfzig andern, die er sich anschickt noch zu publiciren. Es hat ganz das Ansehen als wolle er endigen wie er begonnen, mit hundert Bänden, die kein Mensch lesen wird. Unstreitig hat er seinen günstigen Augenblick gehabt. Er hat die Gesellschaft in einer Viertelstunde galanten Negligé's überrascht; die Unruhen auf der Straße hatten gemacht, daß man den Alkoven halb öffnete; er hat sich hineingeschlichen; aber wenn dergleichen Zufälle kostbar sind, so muß man sie, wie jeder fühlt, nicht mißbrauchen, sie nicht übermäßig verlängern, oder der Reiz macht sonst dem Ekel Platz.

„Die offenkundigste, originellste und glänzendste individuelle Erscheinung, welche seit zehn Jahren sich hervorgethan, ist gewiß George Sand und alles, was sich an diesen Namen knüpft. Mit vielen jener Eigenschaften, die als wahrhaft genial bezeichnet werden können, verbindet sich (eine seltene Ausnahme!) durchaus nichts Ausschließendes gegen die Umgebung, keine literarische Empfindlichkeit in Bezug auf sich selbst oder andere, sondern im Gegentheil eine Art großmüthiger Sorglosigkeit und ein Muth des Geistes, der nur immer vorwärts strebt. Zahlreiche Phasen sind schon aufeinandergefolgt oder vielmehr haben sich durchkreuzt in diesem Talent, das sich immer mehr ausgedehnt hat. Möge denn dieß Talent mit der so sichern Feder immer vorangehen und da und dort seine kühne Schwungkraft versuchen, aber möge es vorzüglich noch oft auf die natürliche und reizende Erzählung zurückkommen!

„Wenn ein Bedauern das Vergnügen und die Achtung mäßigt, welches die gelehrten und muthvollen Arbeiten der encyklopädischen Schule von Lerour und Reynaud einflößen, so ist die Ursache davon das manchmal etwas ausschließende und abstoßende Ansehen, das in ihrem Ausdruck eine so umfassende, eine so geduldige, eine zum Umfassen und zur Toleranz so ganz geschaffene Lehre annimmt. Entschließe sie sich, ein wenig nachzulassen von dem Absprechenden in der Form und der Strenge der Behauptung, sich gegen die Gegner eine Hitze des Widerspruchs zu versagen, welche sehr wohlfeil ist und immer die Fragen verrückt; gestatte sie, daß um sie her viele Detailsachen freier unter der natürlichen Controle eines aufgeklärten Empirismus sich bewegen: so wird sie auch möglich machen, daß man sich oft mit Vortheil auf sie stützt, ohne sich ihr nothwendig anzuschließen; sie wird einen nützlichen Beitrag geliefert haben zu einem wichtigen praktischen Werk, das Intelligenz und Unabhängigkeit fördert.

„Eines der klarsten Resultate der vagen Doctrinen, welche sich an den Namen St. Simonismus knüpfen, ist negativer Art gewesen, wie dieß oft der Fall ist; sie haben die Wirkung gehabt, bei vielen jungen Geistern das hitzige Fieber des Liberalismus zu neutralisiren, zu brechen, sie auf eine ruhigere, friedlichere, den wahrhaft socialen Ideen und Combinationen zugänglichere Bahn

zu leiten. Wenn das moraliſche Gefühl hin und wieder bei dieſer tiefgehenden Umwandlung geſchwächt wurde, ſo iſt dieß ein Uebel, das man bekämpfen und gut machen muß; aber in andern Beziehungen ſind daraus Vortheile erwachſen; es hat ſich in der geſammten Atmoſphäre der Geiſter eine gewiſſe Miſchung verbreitet, welche die Intelligenz und die Toleranz ſich zu Nutze gemacht haben. Es käme darauf an, jetzt, unter der Herrſchaft einer ganz praktiſchen moraliſchen Geſinnung, Bewegung, Einklang und Thätigkeit wieder herzuſtellen. Eine Anzahl von ſchon unter der Reſtauration gebornen Talenten, die aber ſeitdem vollſtändig zu ihrer zweiten Phaſe ſich entwickelt haben, ſcheinen ſich trefflich zu einem Anfang und einer Baſis zu eignen; es fehlt nur daran, daß ihnen irgendwoher ein Anſtoß komme; ſie ſind ganz zur Verfügung ſtehend; ein Hauch könnte ſie in Bewegung bringen, ſie verſammeln.

„Wer hat nicht ſchon in einer jener gedrängten Abendgeſellſchaften, jener routs, worin unſere Epoche ſich ſo treffend abſpiegelt, all' die Talente, all' die verſchiednen Namen geſehen, die eine Literatur als ihren Stolz und ihre Ehre betrachter, und die, von Wien oder Petersburg aus angeſehen, ſich vermöge der Ferne ſo darſtellen, als wenn ſie gruppirt wären, es aber in der That nicht ſind? Wer hat nicht geſehen, wie ſie ſich drängen, ſich ſtoßen, ſich kreuzen? Man begegnet ſich, man grüßt ſich mit einem Blick, mit einer Gebärde; im beſten Fall drückt man ſich die Hand und geht an einander vorüber, und das iſt Alles. Iſt das das Leben einer Literatur?

„Aber ein günſtiges Symptom macht ſich doch bemerklich, und die Sache eines Jeden iſt es, ihm zu Hülfe zu kommen. Freilich exiſtirt keine Gruppe, keine impoſante Schule, kein doctrinelles Centrum, wie man ſagt, und in gewiſſen Beziehungen beklage ich das gar nicht; Mannichfaltigkeit und Freiheit, das iſt auch etwas. Aber ſeit drei bis vier Jahren, wo die Politik allmählich friedlicher und geſetzter geworden iſt, während ſie zuvor den ganzen Menſchen jederzeit in Anſpruch nahm und verſchlang, hat man wieder Muße gewonnen, ſieht man ſich an; in der Literatur iſt nichts Neues mit dem Feuer der erſten Werke geſchaffen worden; die Individuen finden ſich wenigſtens wieder, erproben ſich; die einen kehren gewiſſermaßen zu ihren alten Arbeiten zurück, andere zeigen Beharrlichkeit und Vervollkommnung; etwas Enttäuſchung findet ſich bei allen, im Ganzen aber eine ziemlich günſtige, eines aufrichtigen Intereſſes fähige Stimmung. Die Erſchlaffung der einen, Scheitern der andern, die ſchwierigen und gefährlichen Winde ſelbſt bei den Glücklichen, haben beinahe alle an die gleiche Küſte getrieben; freilich iſt es nicht mehr das Schiff Argo, das mit zauberiſchen Borden auf die Erbeutung des goldnen Vließes auszieht, aber aus all den noch übrigen Fahrzeugen, aus den Trümmern literariſcher Hoffnungen und Schiffbrüche — ſollte ſich nicht doch noch ein ſtattliches Geſchwader zuſammen bringen laſſen?

„Die Kritik vornehmlich ſtrebt durch allmähliche Reinigung und gemeinſame Beſtreitung des Irrthums ſich zu reformiren und ein natürliches Band der Vereinigung darzubieten. Die Kritik iſt die zweite Seite, die zweite nothwendige Phaſe der meiſten Geiſter. In der Jugend verſteckt ſie ſich unter der Kunſt der Poeſie, oder, wenn ſie allein gehen will, miſcht ſich ihr allzuoft die Poeſie, die Begeiſterung bei und ſtört ſie. Erſt wenn die Poeſie ſich ein wenig zerſtreut und geklärt hat, demaskirt ſich die zweite Schlachtreihe und durchdringt die Kritik ganz und gar das Talent. Manchmal härtet ſie es nur, manchmal aber verwandelt ſie es auch. Man muß früher oder ſpäter, gern oder ungern ſich darein ergeben: die Kritik erbt am Ende in uns unſere übrigen glänzenderen oder naivern Eigenſchaften, unſere Irrthümer, unſere gehätſchelten Erfolge, unſere am beſten begriffnen Fehlverſuche. Alles arbeitet auf ſie hin und trägt bei ſie zu beſchleunigen in der jetzigen Zeit. Sie auf breiter Baſis und mit Gleichförmigkeit in der Literatur feſtſtellen, ſie auf hiſtoriſche, poſitive Muſter ſtützen, die ſie lebendig und fruchtbar machten, ſie, ohne Dogmatismus, mit einer geſunden, unmittelbaren, anſtändigen Moral verbinden, das hieße bei dem nur allzuſehr herrſchenden Umſichgreifen von Schamloſigkeit und Unredlichkeit dem Publicum, ja der Geſellſchaft einen wichtigen Dienſt erweiſen.

„Ich glaube es iſt in der Litteratur dermalen wie in der Politik. Wenn ich die Ehre hätte, ein Conſervativer zu ſeyn und mit dem Staatsleben in Verbindung zu ſtehen, ſo dächte ich: jetzt oder nie ſey der Augenblick für alle, welchen die Erhaltung des Beſtehenden am Herzen liegt, ſich zu reinigen, zu begreifen, daß das Allgemeine in einer kläglichen Zerſtücklung von Intriguen, in einer endloſen Schwächung und Verkleinerung aller Gewalten und Functionen zu Grunde geht. Ich würde glauben, die Entfernung einiger verſchiednen Ausgangspunkte müſſe verſchwinden gegen das von nun an gemeinſame Ziel der Wiederherſtellung und der allgemeinen Wohlfahrt. Und eine ſolche Einigung und Duldung, einen ſolchen Bund des guten Willens und der Einſicht, in der Politik ſo wünſchenswerth und ſo fern, könnte man weit leichter proviſoriſch in der Literatur einführen. Es bedürfte nur einer kleinen Anſtrengung, nur ſo zu ſagen eines Zuwinkens mit den Blicken hiezu. Die Ausſcheidung des Schlechten macht ſich von ſelbſt; die Ausſchweifungen haben allerwärts ihre letzten, empörenden Conſequenzen erreicht; der Induſtrialismus, die Habgier, der Stolz ſind bei den Gränzen angelangt, und haben ein eignes, großes Lager ſich geſchlagen, fern von den gemäßigten Geiſtern, die von Abenteuern zurückgekommen, Freunde des Rechts und der wohlthätigen Aufklärung ſind. Man iſt mehr als eine Gruppe, man iſt nahe daran ein Staat zu werden, eben in Folge jener Ausſchweifungen und Räuberzüge, welche das übrige literariſche Gebiet unbewohnbar gemacht, die ehrliebenden Geiſter zuſammengedrängt haben.

In Wahrheit, die Literatur, welche der Ordnung der Dinge vom 8 Auguſt ſich angeſchloſſen hat, ſcheint ſo wenig als dieſe Politik ſich auszeichnen zu ſollen durch große, centrale, glorreiche Einflüſſe, welche das Uebrige beherrſchen, und um welche her ſich Alles mit mehr oder weniger Harmonie unterordnet. Es gibt glänzende Namen, welche abgeſondert auftauchen, und welche ſo ſehr als ſie können von der regelmäßigen Kreisbahn ſich entfernen; aber ſie ziehen keine andre nach ſich. Wenn es

wahr iſt, daß die Könige ſcheiden, ſo iſt es nicht minder wahr, daß die Herrſchaft der literariſchen Halbgötter, für den Augenblick wenigſtens, vorüber iſt. Und, was bleibt dann übrig? eine Vielheit von Parteihäuptern, vornehmlich aber achtbare ausgezeichnete Individuen, ächte und mannichfaltige Talente, die, bei verſchiedenen Anſprüchen ſich als Gleiche anſehen können. Mögen ſie jeder ſeine Bahn verfolgen zu Hervorbringung individueller Werke und ſich dazu verſtehen, neben einander zu exiſtiren unter gewiſſen gemeinſamen Beziehungen und in Verwandtſchaft der Anſichten und Urtheile; bringe man ſo die wahre Gleichheit und Unabhängigkeit in Ausübung, die gegenſeitige Achtung des Weſentlichen bei erlaubter Zurückhaltung des Eigenthümlichen; das wären literariſche Sitten wie ſie einer gerechten und reinen Demokratie wohl anſtünden, und die man als heilſames Beiſpiel zeigen könnte, den nachrückenden jungen Männern, die nichts finden, an was ſie ſich anſchließen können, welche der unbegränzte Ehrgeiz irre leitet oder ſchlecht macht, von welchen manche gleich am zweiten Tag in die literariſchen Laſter, die niedrigſten unter allen, verfallen.“ — —

Der Rath, die Aufforderung iſt gewiß ſehr gut gemeint, und es wäre recht ſchön, wenn die Schriftſteller und Dichter Frankreichs, deren Namen an der Spitze der Literatur ſtehen, ſich zu einer ſolchen ehrenhaften Coalition zuſammen thäten, welche keine wirkliche Macht, ſondern nur die Zwietracht und das Mißverſtändniß ſtürzen ſollte; aber man darf dieß ſchwerlich hoffen; die Symptome von Einigkeit und Annäherung, welche Sainte-Beuve entdeckt, ſind im Grund eben ſo ſehr, oder auch wohl noch mehr das Reſultat der Apathie, der Gleichgültigkeit, der Stagnation, als der beſonnenern Reife. Nur die friſche jugendliche Begeiſterung, nicht die kalte Bedächtlichkeit und wohlmeinende Nüchternheit pflegt ein tüchtiges Bindemittel, ein Kitt der Geiſter zu ſeyn; Sainte-Beuve wird die Männer, die ſich in jugendlichem Muth und Uebermuth um das Banner des Globe ſchaarten, an die er ſich in gerührter Erinnerung an ſchöne Zeiten wendet, nicht wieder zuſammenbringen; ſie werden vielleicht mit Worten ihren Beitritt zu der großen Allianz der tüchtigen Literatur geben, aber dem Wort wird nicht auch das Werk folgen. Wir beſtreiten nicht die Wahrheit der Behauptung, daß ſich die Spannung der Gegenſätze mehr und mehr verliere, daß man ſtillſchweigend ſich über viele Punkte verſtändige, daß man die Bahn der Extreme verlaſſe und das neutrale Gebiet ſich vergrößere (obgleich die neuliche Ausſchließung V. Hugo's von der Akademie eben nicht ſehr dafür ſpricht), aber dieß iſt etwas, das ſich von ſelbſt ſo macht, iſt eine Folge der auch in der Literatur waltenden Geſetze der Schwere und der Trägheit, und mit Rath und Ermahnung iſt dabei wenig auszurichten. Nicht unintereſſant wäre eine Vergleichung des Zuſtands der Litteratur bei Deutſchen und Engländern unter den oben aufgeſtellten Geſichtspunkten, wozu wir vielleicht bald Gelegenheit finden werden.

Zwei politiſche Komödien,

Caſemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Schluß.)

Hiemit ſchließt das Stück. Es iſt, um gleich an dieſen Schluß anzuknüpfen, ſchwer, der Verfaſſerin zu glauben, daß ſie, als ſie dieß ſchrieb, nicht gewußt habe, wie ſie heiße, und daß ihr Gatte Emilie de Girardin ſey, der Gründer des Vierzigfranken-Journals, La Presse, der von der öffentlichen Meinung (mit wie viel Recht wiſſen wir nicht) ſo feindſelig behandelte, ja geächtete, aus der Kammer wegen nicht nachgewieſener Nationalität ausgeſtoßene Abgeordnete v. Bourganeuf, deſſen Namen mit dem Vidocqs zuſammengenannt wurde! Die öffentliche Meinung mag ungerecht ſeyn; aber Factum iſt, daß E. de Girardin ſchon wegen Verleumdungen gerichtlich verurtheilt worden iſt, und daß auf ihm der ſtärkſte Verdacht wegen arger Schwindeleien haftet! Sollte er wirklich der tugendhafte Mann ſeyn, der ſich dem Beruf, den Journalismus zu reformiren, zum Opfer bringt? Entweder iſt Frau von Girardin beſeelt von einem mächtigen Bewußtſeyn ihrer und ihres Gatten Unſchuld, oder —. Abgeſehen indeß von der Perſon des Reformators des franzöſiſchen Journalismus, ob nun dieſer E. de Girardin oder ein Lieutenant der Spahis ſeyn möge, iſt es lächerlich, die Reformation von Einem Manne zu erwarten, da das Uebel, wie groß oder wie klein es ſey, in dem Geſammtzuſtand Frankreichs, im Charakter und in der Moralität des Volks und beſonders der Politiker ſeinen Grund hat. Den Beweis, daß der Journalismus für den Staat ein Unheil ſey, hat die Verfaſſerin nicht geführt; daß der Miniſter geſtürzt wird, erſcheint in ihrem Stück nur als eine perſönliche und Familien-Calamität. Es ſind lauter Privatperſonen, die durch den Mißbrauch der Preſſe leiden; jedoch tritt die Preſſe immer nur zu andern ſchon vorhandenen Uebelſtänden hinzu. Hr. Guilbert verliert Geld an Actien; aber er hat ſich ſelbſt wegen gefährlicher Börſenſpeculationen anzuklagen; Dercourt verliert ſein Miniſterium; hat er aber nie zuvor intriguirt? Die Familie Guilbert wird verleumdet; aber ein bedenkliches Verhältniß hat ſtatt gefunden, und die Verleumdung hätte auch ohne die Preſſe ſich verbreiten können; Merin wird durch boshafte und ungerechte Kritik zur Verzweiflung getrieben; aber klagt er ſich nicht ſelbſt eines übertriebenen Stolzes und einer tiefen Verkehrtheit an, und iſt denn das franzöſiſche Publicum ſo ſchwach, daß es nach gedruckten Kritiken ſtatt nach den gemalten Bildern über einen Künſtler urtheilt? Iſt es denkbar, daß alle Journale, die ſich doch unter einander bekämpfen, ſich in ungerechten und hämiſchen Beurtheilungen vereinigen?

Trotz dieſer Ausſtellungen geſtehen wir den Feuereifer Janins nicht zu begreifen, womit er in ſeinem Brief gegen die Dame zu Felde zieht. Eine Frau, die all die Scenen dieſer Komödie, die Schilderung der Opernſängerin und manche andere Stellen vorlieſt, käme uns allerdings nicht ſehr liebenswürdig und weiblich vor, zumal wenn ſie das Alles ſelbſt gedichtet hat; aber die Franzoſen ſind hierin nachſichtig gegen die Frauen, und

beschränken eine Dame, welche Auteur ist, eben nicht ängstlich, sie räumen ihr so ziemlich gleiche Rechte wie einem Mann ein. Unanständigkeiten im eigentlichen Sinn aber, in den Worten, findet man in dem Stücke nicht. Man hat ihr zum Vorwurf gemacht, daß sie eine Verleumdung gegen Thiers in ihr Drama aufgenommen habe; aber dagegen ist mit Recht erinnert worden, daß sie ja vielmehr das über diesen Mann früher von den Journalen verbreitete Gerücht als Verleumdung darstelle. Weniger mag das zu rechtfertigen seyn, daß sie viele Journalisten und Feuilletonisten zur Vorlesung einlud, deren Situation freilich nicht die angenehmste mag gewesen seyn, wenn sie nicht gute Miene zum bösen Spiel zu machen verstanden; doch dieß geht uns hier nicht an. Das Stück ganz für sich betrachtet, abgesehen von allen Persönlichkeiten, gestehen wir, daß es uns, die unpassende tragische Katastrophe mit Merin abgerechnet (welcher übrigens recht schöne Verse spricht!) als eine geistreiche und witzige, obwohl sehr karikirte Komödie erscheint, in welcher jedoch die Erklärung zwischen Mutter und Tochter peinlich und widerlich ist. Die Uebertreibungen sollte man dem Komödiendichter am wenigsten übel nehmen; sie sind es ja gerade, welche die unmittelbare Uebertragung auf das wirkliche Leben verwehren. Solchen Uebertreibungen sollte man nicht mit Eifer und Verboten entgegentreten, sondern wieder mit Scherz, Witz und Ironie, und Janin hat unsers Erachtens den passenden Ton richtiger getroffen, wenn er nach seinem Frühstück, aus einer Tasse Chololade und einem Glas Wasser bestehend, zu seinem Diener sagt: „François, nimm die Ueberbleibsel dieser Orgie weg!" als mit seinem pathetischen Briefe.

Sind es aber wirklich nur Uebertreibungen? sind es nicht boshafte Unwahrheiten, was die Verfasserin preis gibt? und im besten Fall, verdient sie Lob für ihr Product? Die Uebertreibung ist immer Wahrheit und Unwahrheit zugleich; der Kern, die Substanz ist wahr, aber die Form, die Ausdehnung weicht von der Realität ab. Die Verfasserin verleumdete den Journalismus ohne Zweifel, wenn sie behaupten wollte, daß er durchaus so sey, wie sie ihn dargestellt; aber sie hat gewiß recht, wenn sie nur beabsichtigt hat, die hin und wieder, ja häufig vorkommenden Fehler und Sünden zu einer Gesammtanschauung zu vereinigen, das Umgekehrte jenes athenischen Malers, der von sieben lebenden Schönheiten sein Ideal abstrahirte und combinirte. Für das erstere spricht allerdings das, daß Edgar glaubt, sich als der Einzige, der dieß Unwesen erkenne, zum Gegner aufwerfen und sich opfern zu müssen. Sodann scheint uns, daß eine solche Production, zu welcher gewiß ein ziemlicher Grad von Muth, wie auch Talent gehört, von Werth ist für die Sitten- wie für die Literaturgeschichte, weil sie immer Licht, wenn schon nicht durchaus das zuverlässigste, verbreitet über einen wichtigen Gegenstand, ein bedeutendes Element des modernen politschen Lebens; aber man muß sich auch erinnern, daß zu allen Zeiten diejenigen, welche als Satyriker und censores morum in solcher Art auftraten, meist auch ein tüchtiges Lehrgeld zahlten, und den Scenen und dem Treiben, welche sie darstellten, selbst nicht ganz fern und fremd blieben; und so ist auch zu vermuthen, daß Frau von Girardin eine für eine Frau allzureiche und genaue Anschauung und Erfahrung an den Tag lege.

Es ist hier nicht der Ort, den schlimmen Einfluß der periodischen Presse und den Umfang des ihr aufgebürdeten Unheils zu untersuchen. Im Vorbeigehen erinnern wir nur daran, daß man in England, wo die Presse doch auch ungehemmt ist, sich nicht ebenso über ihre Nachtheile beklagt. Ist man vielleicht in England gleichgültiger gegen guten oder schlimmen Ruf? oder sind dort die Reputationen fester gegründet, die Charaktere besser verbollwerkt, als in Frankreich? Daß aber viel Unfug getrieben, viel Unheil angerichtet wird durch den Leichtsinn und die Bosheit der Presse, kann schwerlich geläugnet werden. Nur verkenne man nicht, daß hieran die Gesammtheit der Nation mitschuldig ist; die Oberflächlichkeit und Seichtigkeit der Bildung begünstigt Autoren, die wenig gelernt haben; die Frivolität der Menge kommt dem frivolen Schriftsteller entgegen; die Freude am Scandal und an der Médisance beim Publicum macht das Gehirn des Journalisten zu einem Mißbeet von gehässigen Insinuationen, und die zweideutigen und perfiden Maximen, die man für Feinheit und Geschicklichkeit ausgibt, ermuntern und fördern die Doppelzüngigkeit derer, die von der öffentlichen Meinung mindestens eben so sehr beherrscht werden, als sie sie beherrschen. Boshafte, mißgünstige, neidische, lügenhafte Menschen gibt es unter den Journalisten ohnehin so viele wie in jeder andern Classe; und wenn es darunter ausschweifende Lebemänner und Wüstlinge gibt, so sind dieß Sünden, die dem Menschen und nicht dem Journalisten zur Last fallen.

Wir Deutschen können uns dazu Glück wünschen, daß wir vor dem Scandal eines Stückes, wie die Ecole des Journalistes, voraussichtlich noch lange werden bewahrt bleiben. Politische Komödien wird man bei uns nicht zu lesen bekommen, viel weniger sie auf den Bühnen aufführen.

Gedichte von Shelley und Coleridge.

O there are spirits.

Von P. B. Shelley.

O es gibt Geister in der Luft,
Und Genien im Abendwinde.
Mit hellem Aug', wie Stern' im Duft
Der Dämm'rung strahlen durch die Linde;
Um sie, die lieblichen, zu sehn,
Sah man dich einsam oft von Menschen gehn.

Du sprachst mit Winden, lautem Quell,
Den Stimmen der seltsamen Wesen,
Mit Seen, vom Schein des Mondes hell,
Bist hocherfreut du dann gewesen.
Wenn Antwort kam; doch wollten sie,
Als ein werthloses Gut, sie deine Liebe nie.

Und suchst in Sternenaugen noch
Du Strahlen, die dir nimmer galten,
Die eines Andern Reichthum? Doch
Zu hilf du den Harm der Sehnsucht walten?

Haſt hoffen, treuer Thor, gewagt,
Daß je ein Wort, ein Kuß dir Antwort ſagt?

Was baust du deinen Hoffnungstraum
Auf dieſer falſchen Erde Schwanken?
Hat nicht die eigne Seele Raum
Für tauſend Lieb' und Schmerz-Gedanken?
Wenn dir Natur — ein Antlitz lacht,
Was läßt du ihnen, dich zu trügen, Macht?

Es iſt entflohn, das Lächeln, ganz
Dein Herz gebrochen und erblichen,
Dir iſt des Monds, der Sterne Glanz,
Die Geiſter ſind, die Träum' entwichen:
Wohl blieb dir deine Seele treu,
Doch ſchmerzdurchzuckt, als ob's dein Todfeind ſey.

Und dieſen Geiſt, der dich umflicht,
Geſpenſtiſch, wie dein eigner Schatten,
Ihn ſcheucht dein eitles Mühen nicht,
Es kann nur größerm Schmerz dich gatten.
Sey, wie du biſt: dein dunkles Seyn
Hüllt jeder Wechſel nur noch dunkler ein!

Bei Conſtanzens Geſang.

Von Demſelben.

So tief verſunken, ſterben, iſt es nicht
Der Tod vielleicht? Conſtanze, halte ein,
In deinem Aug' liegt eine Macht wie Licht,
Mag auch verſtummt der Klang der Stimme ſeyn,
Der brennend deinem Mund entglüht:
Wie Düfte, die durch Odem, Haar' dir fluthen,
Ein Feuer, das deiner Hand entſprüht,
Näßt ſie mir jetzt noch meiner Wange Gluthen —
Das wunde Herz kann nicht vergeſſen — ach, nur bluten!

Jetzt Schau'r, dem ſchnellen Wechſel gleich,
Unſichtbar, wie durch Jugendtraum ſie gehn,
Süß, wild und doch unnennbar wonnereich,
Läßt du durch raſchbelebte Klänge wehn.
Des Himmels Decke ſcheint zerriſſen oben
Vor deinem Zauberlied zu weichen,
Das an die Schultern Schwingen mir gewoben,
Um mich ihm nach, empor zu heben;
Ich ſeh' die mächt'gen Monde fern erbleichen,
Die an den Gränzen die Natur umſchweben,
Entſchwunden weit der Erde dunkles Kerkerleben.

Die Stimme ſchwebt um meine Seele — hüllt
In Schatten ſie, die ſanft die Schwingen breiten;
Das Lebensblut, das dieſe Finger füllt,
Lehrt Zauberei des Inſtrumentes Saiten:
In meinen Adern lauſcht das Blut,
Mir glüht das Haupt, der Odem ſchnell —
Gedrängte Schatten näßt die Fluth,
Die meine Augen überwallt —
Das Herz ein züngelnder Flammenquell!
Wie Thau im Strahl der Sonne, ohne Halt,
Verzehrt mich dieſer Klänge tödtende Gewalt.

Kein Leben hab' ich als in dir, Conſtanze,
Wenn gleich der Luft, die um die Welt ergoſſen,
So rein Geſang mit Melodienglanze
Das All verklärt — bald wie des Sturms Genoſſen
Ich raſch mich fühl' emporgetragen,
Und über Fels und Wogen ſchweben,
Froh, wie die Luft beim Morgentagen,
Bald wie ein Hauch der Sommernacht,
Wo ſich des Südens Inſeln heben
Aus ſtillen Wäſſern, duftumfacht,
In ſeiner Wolluſt Fluth er mich vergehen macht.

In einem Concertſaal.

Von S. T. Coleridge.

Mein Herz iſt kalt und hart nicht! doch mich ſcheucht
Der dumpfe Raum, wo flimmerndem Gedränge
Die Dirne ſtolz des Buſens Heben zeigt,
In wirren Trillern mühſamer Geſänge.

Die fühlen ächte Kraft der Muſik nicht,
Sind hart bei der Natur wildinn'gen Klagen —
Wenn ſich der Sang langathmig trillernd bricht
In Stoßgeſchrei — hört man ſie Bravo! ſagen.

Horch, das Geſumm' von Eitelkeit und Haß!
Mylady muſtert lächelnd und gequält
Ein einfach Mädchen — höhniſch, neidesblaß,
Indeß der Pfaff, der freche Hauptmann ihr
Leis von entſprechendem Skandal erzählt.
O könnt ich fern von dieſer Scene hier
Den greiſen Spielmann zaubern mir herbei,
(Den einſt von meiner Amme Arm ich küßte),
Daß er die Schottenmärſche mir aufs neu
Im Mondſchein ſpiele, in der Sommernacht;
Indeß ich tanze um die Schober Heu,
Mit Mädchen, froh, in lichter Lockenpracht.

Und liegt der Abend purpurn auf der Bay
Des glatten See's, möcht' ich mich leiſe nahn
Unhörbar, ungeſehn, den Erlenbäumen,
An deren Wurzeln ruht der Fiſcherkahn,
Der hübſche Sitz von Edmunds läſ'gem Träumen,
Wo er, vom Schaukeln auf und abgetragen,
So wild und leis läßt ſeine Flöte klagen,
Daß ſtilles Weinen ſeine Wangen netzt.

Doch, meine Anna, wenn der Nachtſturm hetzt
Und tobt in tollen Stößen um die Ställe,
Daß ſchrill der Hahn den Regenſturm ankräht,
O dann dein Lied, das voll des Grames weht, —
Vom todten Schiffer, fluthend auf der Welle,
Den ſein Treulied im Küſtenſand begrub!
Du ſüßes Weib! durchmißt doch deine Bruſt
Was nur an Tönen ſchwermuthsvoller Luſt
Geſchöpfe hauchen, Vögel, laub'ge Aeſte,
Seewinds Geſeufz in moos'ger Grotte Bogen,
Die ſtraffen Halme, die im Haidkraut wogen,
Melod'ſches Murmeln, ſchwach, im Hauch der Weſte.

An eine Dame, mit Falconers „Schiffbruch."

Von Demſelben.

Am Cam und Iſis nicht, berühmten Flüſſen,
In Waldgewölben, jungen Dichtern rauſchend,
Noch in entzückten Träumen den Ergüſſen
Von einer Dame Spiel und Stimme lauſchend:

Nicht in erhabenern Begeiſterungen
Im Alpenthal, bei Fels und Waſſerfällen,
In Grotten nicht, die wirr vom Tanz durchſchlungen,
Geſtalten zaubernd bei des Meeres Schwellen,

Sang unſer Seebard' den Geſang: ſein Singen
Tönt Freundin dir und dem Gefühl noch immer!
Horch! wie der Kahn ſteigt, ſchwankt auf Sturmesſchwingen,
Nun ächzt zerſchellt, hinabſinkt — horch — Gewimmer! —

„Hängt an die Segel Euch!" — umſonſt — die Brandung
Brüllt und der Tod! Mit zwei'n von allen Leuten
Gelingt dem Dichter am Geſtad' die Landung.
'S iſt Hellas, das die Armen müd' beſchreiten.

Sprich, welche Muſe flammt in ſeinem Herzen,
Hat ſeinen Geiſt ſo glänzend hell erleuchtet?
Der Hochgedanke an vergangne Schmerzen,
An Leid, deß Bild noch manches Auge feuchtet.

Die Dankbarkeit vor allen! Angedenken
An ferne Freund', entſchwundene Geſtalten,
Die Lieb' ins Leben ruft. Drum laß mich ſchenken,
Dir, Theur', bis meine Lebenspuls' erkalten,
Dir ſüßes Weib, das Herz und Geiſt verehren,
Das für die Freundſchaft ward, dieß Werk. Und ſenken
Die Wimpern dir bei ihm mitleid'ge Zähren,
Für Falconer — wirſt du auch mein gedenken.

Liebeserinnerungen.

Von Demſelben.

Wie warm die Waldung, — ſtill und wild!
Hierhin mag ſcheue Liebe fliehn;
Dieß weiche Bett von Haidkraut ſchien
Zu ſinken nur, als ob's gewillt,
Dich ſchmeichelnd näh'r an ſich zu ziehn.

Acht Lenze flohn, ſeit ich durchirrt
Des ſeebeſpielten Quantocks Höhn,
Wo aus verborgnen Quellen wehn
Verirrte Klänge — oben ſchwirrt
Die Lerche hoch und ſchrill Getön.

Durch deinen Namen hatte noch
Die Luft ſich nicht wie jetzt verſüßt,
Weßhalb die Thräne denn, die fließt —
Das Fühlen von Verheißung doch?
Mein Lieb! hat mich dein Geiſt begrüßt?

Wie wenn die Mutter ſuchet bang
Das Maal am langverlornen Sohn,
So ſah ich dich und liebte ſchon,
Als liebt' ich dich vorher ſchon lang —
So tief — wär' Täuſchung wohl mein Lohn?

Du ſtandeſt vor mir wie ein Traum,
Deß man in einem Traum gedenkt;
Doch als dein Auge tiefgeſenkt
Geſtand, du gäbſt der Liebe Raum —
O Strom, der ſeine Waſſer lenkt

Durch meine Heimath — ward der Reiz
Der Liebe Flüſtern ewig nicht,
So wie ſich nie dein Rauſchen bricht
Wenn rings es ſtill und Nacht bereits —
Wie ein Refrain des Lebens nicht?

Levin Schücking.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1840.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

Indessen waren wir bis in den eigentlichen Hafen von Surabaya gekommen, welcher durch den Kalimas, der hier in den indischen Ocean mündet, gebildet wird. Ein Paar Mole von Pfählen und Steinen fassen die Mündung ein und erstrecken sich beinahe eine Stunde weit bis ins Meer. Die Stromkraft wird hiedurch aufrecht erhalten und dem möglichen Verflachen und Versanden der Mündung vorgebeugt. Dieser Hafen war fast zu lebendig, so daß man befürchten mußte, in den Grund gesegelt oder umgeworfen zu werden. Die verschiedensten Fahrzeuge strichen pfeilschnell an einander her, und Ausrufungen, Flüche und Signalworte tönten in allen Sprachen wild durcheinander. Marineofficiere, nachlässig zurückgelehnt, mit schwarzen Matrosen in weißer, leinener Kleidung, javanische Mädchen in den Tambangan liegend, ernste Schiffscapitäne mit ihren weißen Jäckchen und eben solchen Beinkleidern, liplappische Damen (Creolinnen), welche von Gold und Juwelen blitzten, mit schönen, dunkeln Augen, Chinesen mit dem langen Zopf und dem großen Sonnenschirm in der Hand, Matrosen mit rothen wollenen Hemden und großen Strohhüten, Araber mit Turban und eleganter, mit Schnüren besetzter Kleidung, schossen wie Zauberbilder an mir vorüber, dazwischen Schiffe, welche mit Kaffee, Zucker, Reis, Rohr, Früchten und andern Dingen beladen waren. Fahrzeuge von allen Größen lagen an den Seiten, um ausgebessert zu werden, und die Schläge der Art und des Hammers von den vielen, schwarzen Handwerkern schallten noch durch das oben beschriebene Getöse, so daß man wirklich sein eigenes Wort nicht hören konnte. Etwas weiter hinauf wurde es stiller. In dem Strome schwammen viele Javanen von jedem Geschlecht und jedem Alter umher, rechts lagen freundliche, europäische Wohnungen mit schönen Bäumen davor, links breitete sich ein dicht gebauter, schmutziger, javanischer Kampong aus, welcher fast nur von öffentlichen Mädchen und deren Angehörigen bewohnt wurde.

Auf den Wunsch meines Chinesen, welcher sich von hier aus zu Fuße in seine Wohnung begeben wollte, legte ich hier an und durchwanderte flüchtig diesen ekelhaften Platz voll von Unrath, Schmutz und gemein thierischer Wollust. Halb entkleidete, betrunkene Matrosen trieben sich zwischen den engen Barracken umher und boten mir ihre Dienste als Wegweiser an. Die Javaninnen sind ohnehin häßlich und ungraziös, wenigstens gehört ein längerer Aufenthalt auf dieser Insel dazu, um sie schön finden zu können, aber deutlich lag auf den jungen Gesichtern der Ausdruck der tiefsten Entwürdigung und entstellte die ohnehin unschönen Züge auf eine ekelerregende Weise. Es waren Mädchen darunter, welche kaum eilf Jahre zählten, und es in der Frechheit bereits zu einer Virtuosität gebracht hatten, welche mich mit innigem Bedauern erfüllte. Es ruht ein Fluch auf der Civilisation, die der Europäer jenen halbwilden Völkern bringt und gebracht hat. Die Bildungsfähigkeit derselben scheint sich nur auf unsere Laster und Sünden zu erstrecken. Selbst die zahlreichen Christengemeinden unter den Eingedornen in dieser Zone geben ein abschreckendes Beispiel davon. Macht vielleicht das glühende Klima eine Entsagung unmöglich, wie sie die Lehre Jesu fordert? — ich glaube ja. Aber ein großer Theil der Schuld fällt auf das Beispiel, welches die soi-disants Anhänger jener Religion gaben. Vielfach habe ich in großen volkreichen Städten die Gemeinheit ohne Schleier kokettiren sehen; doch bleibt selbst der Auswurf des europäischen Auswurfes weit hinter jener Verworfenheit zurück, der man hier begegnet. So gränzenlos viehisch ist die Wollust nicht in Europa, als in den Colonien. Während gewiß die größere Schlaffheit und die geringere Reizfähigkeit der Constitutionen dieß mit veranlaßt, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß im Innern von Java, wo die Zahl der Europäer sehr gering ist, Ehrbarkeit und Treue herrscht. Noch nie hat unsere Civilisation den tropischen Völkern gute Früchte getragen. Laster und Knechtschaft waren noch immer in ihrem Gefolge. Java wird von den Holländern mit einer Milde und Umsicht administrirt, die der höchsten Anerkennung werth ist, aber alle Bestrebungen dieser Regierung können den Fluch nicht vertilgen, der den weißen Fremdlingen in diese entfernten Gegenden folgt. Mehrere von den Mädchen mit eingefallenen Nasen begegneten mir — doch genug hievon.

Wenn jedoch ein holländischer Schriftsteller von anerkanntem Werthe*) in einem politischen Schriftchen über Java behauptet, „es sey unverkennbar der Wille der Vorsehung, den fremden wilden Völkern Beherrscher zu geben, welche erst durch unrechtliche, dann aber durch rechtliche Mittel die Hand böten, um diese Völker zu wahrhaften Menschen zu bilden," wenn eben dieser Schriftsteller fortfährt: „man habe sehr verschieden über die Niederlassung der Holländer auf Java geurtheilt, habe aber nicht bedacht, daß es auch mit dem Plane Gottes übereingestimmt habe, das menschliche Geschlecht im Anfange durch Blutschande fortzupflanzen, und dennoch sey durch Böses nur Gutes erreicht; so müssen wir bedauernd bemerken, daß Hr. Roorda van Eysinga als Philosoph und Politiker den Ruhm nimmer behaupten wird, welchen er sich als Sprachforscher erwarb. Doch man verzeihe mir die kurze Abschweifung.

Ich kehrte in mein Canot zurück und fuhr den Strom weiter hinauf, bis in die Nähe des Gasthauses, welches zum Gebrauch der immer anwesenden Europäer errichtet ist. Hier kehrte ich ein und erfreute mich der üppigen Eleganz, mit welcher das ganze Gebäude ausgestattet war. Ein wegen grober Vergehen mit einem Brandmal Gezeichneter, welcher früher Galerensklave war, ist der reiche Besitzer der Wirthschaft. Man begegnet auf Java dem Auswurfe aller Länder und besonders unter denen, welche schon sehr lange hier sind (Altgäste), findet man viele, die wegen Vergehen die Heimath verlassen mußten. Häufig befand ich mich in Gesellschaft von Europäern, welche, wie es hier Sitte ist, sehr stark tranken. Die Offenheit der Trunkenen enthüllte sodann Biographien, welche der nüchterne Mund niemals verrathen hätte. Dennoch waren diese immer Beamte, Officiere u. s. w. Häufig jedoch verrathen auch Landsleute die frühere Lebensgeschichte. Mir wurde oft unheimlich in der Gesellschaft, jedoch später wird man nur um so verschlossener, und duldet, was man nicht ändern kann. Das Klima selbst nimmt einem die Kraft, heftig zu widerstreben, und man gewöhnt sich schon deßhalb an die früher Unwürdigen, weil es ja doch Europäer sind. Vielleicht sind sie auch moralisch besser geworden, obgleich dieß selten genug seyn mag; legal wenigstens sind sie, was freilich am Ende wenig bedeutet. Einst war ich zu einem Diner eingeladen, welches wie immer mit einem Trinkgelage endete; mein Nachbar war ein Deutscher aus den Rheinprovinzen, welcher bereits 18 Jahre auf Java war; er wurde durchaus trunken und sprach von seiner geliebten Heimath, welche er wohl nie wieder sehen würde. Er besaß Rang und Vermögen, und auf meine Frage, was ihn vermocht habe nach Java zu gehen? antwortete er mir, daß er einen Diebstahl begangen habe. Mir war, als wenn ich von einer Natter gestochen wäre. Unter allen Verbrechen ist Diebstahl eines der gemeinsten und ekelhaftesten. Der zudringliche Mensch war mir vom Anfang an fatal gewesen; er hatte Augen, wie ich sie nie bei einem ehrlichen Manne gesehen habe. Ich sprang auf und bat den Gastgeber, mir einen andern Platz anzuweisen; lachend that er dieß, versicherte mir aber, ähnliche Geschichten könne ich von manchen hören, aber sie seyen Europäer, überdieß fröhlich und ihr Betragen auf Java sey tadellos. Natürlich wird man durch eine solche Umgebung mißtrauisch, und verfällt in einen Egoismus, welchen die glühende Hitze nur zu sehr begünstigt. Aus allen Ländern Deutschlands traf ich Landsleute, wenige waren zufrieden mit ihren Verhältnissen, aber bei dem größten Theile der Europäer fand ich jene Eigensucht und Gleichgültigkeit, welche dem Ankömmling so widerwärtig ist, und ihn mit bitterm Mißtrauen erfüllt. Im Anfange glaubte ich, daß die Deutschen, welche ich kennen lernte, eine Ausnahme hievon machten, aber ich täuschte mich. Sie hatten nur noch die lebhaftere und chevalereske Art zu sprechen beibehalten.

Hr. Dr. V . . . in Batavia sagte mir, daß mir meine Landsleute den Rock vom Leibe ziehen würden, wenn ich fortführe, mich so gegen dieselben zu benehmen, wie ich es gegen ihn und einige andere gethan hatte. Doch später komme ich auf diesen Gegenstand zurück, welcher einen kleinen Beitrag zu dem anthropologischen Capitel von der Einwirkung des heißen Klima's auf die Europäer liefern kann.

Es war beinahe Mittag und die schwüle Hitze erdrückte mich fast; ich verschob deßhalb eine Besichtigung Surabaya's auf den Nachmittag. Die Table d'Hote war vorzüglich besetzt; alles, was Europa und der Archipel an wohlschmeckenden Speisen liefert, war reichlich vorhanden. Die Gesellschaft bestand fast nur aus den Capitänen der verschiedenen Schiffe, welche auf der Rhede lagen. Sie hatten ihre europäische Redlichkeit mit nach Java gebracht, deßhalb durfte denn auch der Herr Wirth, des Ansehens ungeachtet, welches ihm sein großes Vermögen verschaffte, nicht mit in der Tischgesellschaft erscheinen. Seine frühere Lebensgeschichte war bekannt genug. Jeder Gast hatte hinter seinem Stuhle einen Javanen zur Bedienung, welcher schnell wie der Blitz den Teller ergriff, sobald man nur einen Augenblick bei der Bearbeitung der Gegenstände auf demselben pausirte. Eine fatale Mode, welche bei dem Essenden ein Gefühl der Unsicherheit des Besitzes hervorbringt und in eine gemüthliche Tischunterhaltung sehr störend eingreift. Der deutsche Wein, welchen ich trank, war vortrefflich und mir in zwiefacher Bedeutung sehr theuer. Es liegt eine große Eingangssteuer auf den Rheinweinen, man trinkt deßhalb gewöhnlich Franzweine und besonders rothe, welche auch in diätetischer Hinsicht für vortheilhaft gehalten werden. Doch kann man alle möglichen Sorten auf Java erhalten, welche in Kisten angebracht werden. Manche Weine machen bekanntlich die Reise nach Java mit, um hiedurch feuriger und besser zu werden. So trank ich schon in Holland Portwein, welcher die Linie passirt hatte. Der Medoc ist besonders billig, man erhält ihn auf Surabaya kistenweis die Flasche zu einem Gulden; in einem Wirthshause kostet er jedoch das Dreifache. Auf Java selbst wächst kein Wein; man hat viele Versuche gemacht, um Trauben zu ziehen, aber vergebens. Sie wurden nothreif, ohne Zuckerstoff in sich zu entwickeln. Fast alle Gewächse der gemäßigten Zone haben ein ähnliches Schicksal. Sie degeneriren schnell und erreichen nimmer die Schmackhaftigkeit, welche sie bei uns

*) Roorda van Eysinga: Jets over Neerlandsch Indie. Te Kampen by van Hulst. 1836.

haben, oder sie blühen einmal und gehen dann durch Erschöpfung zu Grunde.

Nach Tische hielt ich meine Siesta, welche sich kein Europäer auf Java nehmen läßt, denn das Klima ermattet sehr. Auch kann man sich zu dieser Zeit um so weniger beschäftigen, da die Hitze gegen 2 Uhr Nachmittags am glühendsten ist. Vortrefflich sind die Schlafkammern in den europäischen Wohnungen eingerichtet; sie liegen nach der stillsten und kühlsten Seite des Hauses hin, sind sehr groß und hoch und fast immer im Erdgeschoß. Statt der Fenster sind Jalousien davor, um dem Lichte den Zugang verschließen zu können. Jene sind überhaupt ein überflüssiges Meuble auf Java, weil die ganze Bauart nur Kühlung und einen freien Zugang der Luft zum Hauptzweck hat. Der Boden der Kammern ist mit Steinen gedeckt, über welche Matten von geflochtenem Rohr ausgebreitet sind. Das Bett selbst besteht aus Matratzen von roher Baumwolle (kapas), welche hart genug ist, um nicht durch Anschmiegen an den Körper die Hitze zu vermehren. Ein rollenförmiges Kissen von demselben Stoff wird zwischen die Knie geschoben, damit die Berührung der Extremitäten nicht die Wärme erhöhe, und durch einen durchsichtigen, weißen Umhang ist das ganze Lager dicht verschlossen, um die lästigen Musquitos hiedurch abzuhalten. Nachdem ich dem Javanen, welcher mir zur Bedienung zugewiesen war, befohlen hatte, mir nach 3 Uhr einen Wagen zu besorgen, entließ ich ihn, um der Ruhe zu pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Handel von Malaga und Motril.

Die Provinz Malaga ist etwa 57 Meilen (O. W.) lang und 11 bis 15 (N. S.) breit, und enthält 547,000 Einwohner in 109 Ortschaften, unter welchen außer der Hauptstadt die Städte Velez Malaga, Antequera, Ronda, Estepona, Marbella (diese beiden am Meere), und die Flecken Manilla, Coin und Arola die vorzüglichsten sind. Malaga selbst mit seinem sandigen Boden und die Hügel, welche hier eine vom Meere nur wenig entfernte Reihe bilden, sind einer kräftigen Vegetation, mit stellenweisen Ausnahmen, nicht sehr günstig, aber man kann die Vega des Guadalhorce und seines Nebenflusses Riogordo, welche von einander nur durch eine Hügelreihe getrennt sind, als einen großen, 6 Meilen langen und 5 Meilen breiten Fruchtgarten ansehen, welcher den Handel von Malaga ernährt. Die folgende Uebersicht der Artikel dieses Handels ist die neueste und vielleicht die genaueste, welche hierüber bekannt geworden ist.

Artikel.	Quantität und Werth.	Totalwerth.	Verzehrpunkte.
		Realen.	
Rosinen (pasas).			
Muscat	800,000 Arrobas zu 18 bis 20 und die besten zu 40 bis 50 Realen. Mittelpreis 24 Realen.	19,200,000	Vorzüglich die Ver. Staaten und das englische Amerika, England, Holland, Frankreich, Deutschland, das spanische und das unabhängige Amerika.
Sonnen-R. (de sol)	250 bis 300,000 Arr. zu 11 bis 12 Realen.	3,165,000	Hamburg, Kopenhagen, die Ver. Staaten, Holland und die Häfen 2ten Ranges von England.
Laugen-R. (de legia)	50 bis 60,000 Arr. zu 7 bis 8 R.	412,000	Die kleinern Häfen Englands und Schottlands.
Mandeln.			
Feine Mandeln	12 bis 14,000 Fanegas zu 70 bis 80 Realen (gesucht).	975,000	Die besten nach London, die kleinern Häfen Englands, Deutschland, Holland und Amerika.
Große Mandeln (almendron) . .	2 bis 3000 Fanegas zu 40 bis 50 Realen (gesucht).	112,000	Deutschland.
Feigen (higos)	130 bis 140,000 Arr. zu 9 bis 9 Realen (gesucht).	1,148,000	England, Deutschland und Kopenhagen.
Citronen (limon)	12 bis 14,000 Kisten jede von 12 bis 13 Arr. und zu 70 bis 80 R.	11,644,000	England, Holland, Deutschland, Dänemark und etwas für die Vereinigten Staaten.
Grüne Trauben	100,000 Arr. zu 20 bis 24 Realen.	2,200,000	England und die Vereinigten Staaten.
Wein, dunkler (abocado)	500,000 Arr. Most 9 bis 10 Realen.		Vorzüglich die Vereinigten Staaten, aber dieser Handel stockt jetzt; Hansestädte, Petersburg und Rio-Janeiro.
weißer	100,000 Arr. Most 7 bis 8 Realen.		
Ehemals wurden 1,800,000 Arr. erzeugt, und viel mehr als jetzt ausgeführt.	Acht Monate nach der Lese ist der Wein 4 bis 8 Realen mehr werth. Mittelpreis 10 Realen.	6,000,000	
Citronen- und saure Pomeranzenschalen	12,000 Arrobas zu 8 bis 9 Realen.	102,000	Deutschland.
Bataten	. . . . .	120,000	Valencia und Sevilla.
Cochenille	2 bis 300 Arr. zu 620 Realen.	150,000	

Man sieht hieraus, daß diese Artikel, welche fast alle im Monat September versendet werden, 45 bis 46 Millionen Realen (2,200,000 bis 2,300,000 spanische Thaler) betragen. Dazu kommt die Versendung von Oel, welche in den Jahren, wo die Olivente in Italien schlecht ausfällt, wie eben im vergangenen Jahre, wohl 500,000 Arrobas beträgt. Dieses kommt zwar nicht der Production der Provinz von Malaga, wohl aber dem Handel zu Statten; welchen Nutzen dieser zurücklässt, kann man daraus schließen, daß täglich 2000 Arrobas in Malaga ankommen und dort manipulirt werden.

Die Industrie hat in neuern Zeiten sich wieder etwas aufgeholfen. Man zählt in Malaga zehn Fabriken von harter Seife, welche 60,000 Centner zu 160 Realen liefern; dreizehn Seidenfabriken, jede liefert 4000 Stücke zu 1000 Realen, und die Nachfrage nimmt zu; sechs Lederfabriken, vier Bleiweiß-, eine Nagel- und eine Cremorfabrik. Mehrere Destillirmaschinen, unter Anderem eine, welche alle 24 Stunden 800 Arrobas Branntwein liefert. Die Eisenfabrik des Hrn. Augustin Heredia mit einer Maschine, deren tägliches Product 400 Centner ist, und welche mit einer andern von der Stärke von 80 Pferden vermehrt werden wird.

Malaga und Alicante sind die zwei spanischen Häfen, welche den meisten ausländischen Handel treiben. Der erstere Platz ist offenbar im Zunehmen; man muß indessen nicht übersehen, daß nicht nur ein Theil der Provinz Malaga, sondern die ganze Küste von Granada bis jetzt keinen eigenen Handel hat. Der Mangel an Wegen und an habilitirten, d. h. zum ausländischen Handel berechtigten Häfen trägt daran die größte Schuld. Die herrlichen Früchte und andere Producte der Serrania de Ronda und der paradiesischen Vega von Loja (fünf Meilen westlich von Malaga) könnten dem Hafen von Marbella, welcher jetzt nur zum Schleichhandel dient, eine bessere Beschäftigung geben. Aber die Küste von Granada verdient eine etwas ausführlichere Erwähnung, da dieser Gegenstand bereits beginnt die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. (Schluß folgt.)

Bevölkerung der russisch-amerikanischen Colonien.

Das russische Journal des Ministeriums des Innern (Dec. 1839) theilt aus den Papieren eines gewissen Weniaminow Notizen über dieses wenig bekannte Land mit. Der Verfasser derselben lebte als Geistlicher 10 Jahre in den Besitzungen der russisch-amerikanischen Compagnie, und soll auch bald wieder dahin abgehen. Gegenwärtig bereitet er die Früchte seiner literarischen Bemühungen zum Drucke vor. Die Redaction des genannten Journals verspricht, noch mehrere Auszüge aus dem noch ungedruckten Werke mitzutheilen. Inzwischen entheben wir aus demselben nachstehende freilich mangelhafte Notizen, die aber doch in so fern ein Interesse haben, als sie manchen Irrthum berichtigen. So gab z. B. der akademische Kalender vom Jahre 1834 die Bevölkerung der russisch-amerikanischen Colonien auf 400.000 an, während Weniaminow sie auf 40,000 angibt, und dieß eigentlich noch übertrieben ist. Die Aufzählung der Völkerschaften ist folgende:

1. Koloschen auf den Inseln und zum Theil auf dem festen Lande Amerika's in den östlichsten Besitzungen Rußlands	5,000
2. Ugalinzen am Eliasberg	150
3. Mjednowzer*) oder Atnachidnen am Kupferfluß	500
4. Koltschanen mehr im Innern des Landes in der Nähe der russischen Gränzen. (Zahl unbekannt.)	
5. Tschugatschen am Meerbusen desselben Namens	471
6. Kenaizen am Ufer des Meerbusens von Kenai	1,628
7. Bewohner auf der Südseite von Aläska (mit Ausnahme von Kadjak)	1,600
8. Aglegmüten auf der Nordseite von Aläska	402
9. Kadjaker oder Konägen auf der Insel Kadjak	1,508
10. Unalaschker oder Aleuten auf den Fuchsinseln und zum Theil auf Aläska	1,497
11. Die Aleuten von Atcha auf den andreanowischen Inseln	750
12. Kuskolwiner, am Flusse Kuskolwina, der in die Beringsstraße fällt	7,000
13. Kwichpaker, Kijätenen, Malegmüten und andere Völker an den Ufern der Beringsstraße und den dreinfallenden Flüssen. Man kann ihre Zahl nicht geringer als die der eben aufgezählten Völker anschlagen.	
Hiezu kommen nun noch Russen	708
Mischlinge von Russen und Eingebornen oder Creolen	1,295
Die in den Listen aufgezeichnete Bevölkerung beträgt demnach	10,515
Bekannte, aber nicht in die Listen eingetragene Bevölkerung	12,500
Die unbekannte Bevölkerung ist annähernd anzuschlagen auf	17,000
Gesammtzahl gegen	40,000

*) Von Mied, Kupfer.

Sämmtliche russische Besitzungen in Amerika zerfallen in fünf Haupttheile: Sitcha, Kadjak, Unalaschka, Atcha und den nördlichen Theil. *) Zu der Abtheilung von Sitcha rechnet man alles Land östlich von Eliasberg; zu Kadjak das Land östlich vom Eliasberg bis zur Mitte der Halbinsel Aläska; zu Unalaschka und Atcha gehören alle Inseln, welche die Beringsstraße von dem stillen Meere trennen von Asien bis Amerika hin, nebst einem Theile des in der Nähe liegenden festen Landes; zu dem nördlichen Theile, dem größten und am wenigsten bekannten, kann man alle Ufer der Beringsstraße und der nördlichen Meere rechnen, und alle innerhalb des festen Landes liegenden Orte.

Das ganze russische Amerika steht unter der Verwaltung der russisch-amerikanischen Compagnie, und wird von einem Gouverneur regiert, den die Compagnie aus den Flottenofficieren wählt, und den die Regierung bestätigt. Uebrigens hat die Compagnie noch allenthalben ihre Comptoire unter besondern Vorstehern.

*) Noch ist eine besondere Colonie, Namens Ros, in Californien; da diese aber ihre Ausgaben nicht deckt, so hat man beschlossen, sie aufzugeben.

Richtung der Luftschiffe. Es ist von der neuen Erfindung Greens schon mehrfach die Rede gewesen, aber die englischen Blätter gaben anfänglich eine höchst confuse Erklärung des Mechanismus. Derselbe soll aus einem Räderwerk, ähnlich dem einer Uhr, bestehen; am Ende einer Welle (pivot) befänden sich zwei Flügel, die man mit Leichtigkeit in horizontale oder geneigte Stellung versetzen kann. Vermittelst dieser Aenderungen soll man in die Höhe steigen oder sich senken können, was bisher nur geschehen konnte, indem man Ballast auswarf oder Gas ausströmen ließ. (Echo du Monde Savant vom 27 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1840.

Die indischen Frauen.

3. Der Harem oder Zenana in Indien.

Einige menschenfeindliche Philosophen haben behauptet, daß Egoismus, Eigenwille und Eifersucht des Mannes allein bewirkt hätten, die Einrichtung des Harems und die Abschließung der Frauen beizubehalten; Andere dagegen haben gesagt, diese angenehmen Zufluchtsörter der Schönheit des Orients wären nur gegründet worden, um ihr einen sichern und freundlichen Schutz gegen die verderblichen Leidenschaften einer rohen Bevölkerung zu sichern. Unter den Vertheidigern des Harems muß man einen Schriftsteller besonders nennen, dessen Name stets entscheidend bei ernsten Fragen war, der berühmte Montesquieu.

„Wenn die Frauen des Orients," sagt er, „gleich den Europäerinnen einer vollkommenen Freiheit genössen, würden sie bald von den Individuen der untern Volksclasse beschimpft werden. Die Abschließung ist also eine durch die ausschweifenden Sitten des Landes gebotene Maaßregel." Doch trotz der Bewunderung, die wir für einen so großen Geist als den Verfasser des Esprit des Lois fühlen, möchten wir hier nicht ganz seiner Meinung seyn. Daß der Harem in Indien nicht nothwendig ist, läßt sich leicht aus den Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen nachweisen. Die freien Frauen gehen ohne Furcht vor Beschimpfungen ihren Geschäften nach, und werden nicht einmal von den faden und unpassenden Galanterien belästigt, denen die Europäerinnen so oft ausgesetzt sind. Es ist ein interessanter Anblick, sagt Terry, die achtungsvolle Höflichkeit zu sehen, mit denen die in diesem glühenden Klima gebornen Männer, trotz ihrer heftigen Leidenschaften, auf den Straßen, in den Dörfern, selbst an einsamen Orten einzelne Frauen anreden. Nie hat sich Jemand eines schändlichen, schmachvollen Angriffs schuldig gemacht.

Als Abbé Dubois noch in guter Absicht schrieb und nicht bloß des Vergnügens am Widerspruch halber, wie es ihm später geschah, huldigte er auf ausgezeichnete Weise der Reinheit der indischen Sitten. „Trotz des Zustandes der Erniedrigung, in dem die indischen Frauen seufzen," sagt er, „muß man gestehen, daß sie öffentlich die Zeichen der tiefsten Achtung erhalten. Zwar empfangen sie nicht die faden und frivolen Complimente, die wir an die Europäerinnen oft zu ihrem großen Mißfallen verschwenden, aber sie haben auch keine Beschimpfungen zu fürchten. Die Frauen können ohne Furcht überall hingehen, ohne Zaudern dürfen sie an öffentlichen Plätzen wie in einsamen Gegenden ungestraft hingehen durch die Menge von Wollüstlingen, die das Klima aufregt; keine unanständige Gebärde, kein freies Wort wird ihnen zugerufen, denn der Mann, der keck genug wäre, auf sie einen begehrenden Blick zu werfen, würde von der Menge sogleich wie ein wildes Thier verfolgt und verhöhnt." Die Hindus selbst gestehen die unangenehmen Folgen eines oft ungerechten Mißtrauens und der Abschließung, welche stets im Widerspruch mit den Gesetzen der Gesellschaft stehen.

Das hindert sie aber keineswegs, sich jedem Reformvorschlag in Bezug auf ihre Harem zu widersetzen. „Nicht wahr," sagte ein alter Bramine, „das Duell ist nach dem christlichen Gesetz verboten?" — Ja, antwortete man. — „Kann also ein christlicher Officier ein Duell ablehnen, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten?" — Nein. — „Dann ist der Fehler nicht in eurem Gesetz, sondern in euren Gewohnheiten; so lange diese nicht anders sind, mögt ihr auch uns erlauben, die unsrer Voreltern zu behalten." — Hat man diese Wahrheit gehörig durchschaut, daß das System der Abschließung eher ein Reiz zum Laster als ein Schutz für die Tugend ist, und hat man von den Hindus selbst das Geständniß gehört, daß dieser Gebrauch ohne sittlichen Nutzen sey, hat man dann nicht das Recht, die Aufrichtigkeit derer in Zweifel zu ziehen, die dabei beharren? Diese Bemerkung äußerte einst ein Europäer gegen einen indischen Nabob, mit dem er sehr befreundet war. „Du hast Recht," sagte der Indier, „denn ich behaupte keineswegs, daß die siebenzig Schönen meines Harems zu meinem Glücke unerläßlich sind.... Ich wäre weit glücklicher, wenn ich mich mit meinen vier gesetzmäßigen Frauen begnügte, oder wenn ich nur zwei besäße. Aber die Würde und das Ansehen eines Nabob hängen vorzüglich von der Zahl und der Schönheit seiner Frauen ab, weit mehr als von seinem Rang. Niemand würde

uns achten, wenn wir diesen Geschöpfen keinen gastlichen Aufenthalt gewährten, der übrigens wohl dem System deiner Landsleute vorzuziehen seyn möchte, die erst junge, schwache Mädchen verführen, und sie dann ohne Schutz, geschändet, einsam, dem Hohngelächter der Welt und den Schrecken des Hungers überlasse."

Diese Erklärung zeigt deutlich, daß die zahlreichen Harems für die Großen Indiens Quellen der öffentlichen Achtung sind. Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Vergangenheit, so sehen wir, daß die mächtigen Fürsten von Bidschanagor, ihres alten Ruhmes beraubt, und genöthigt, sich statt des höhern Titels eines Ram-Radschah mit dem eines einfachen Radschah zu begnügen, sich damit trösteten, daß sie gewisse Titel ihrer Vorfahren aus dem Staub der Vergessenheit hervorholten, und den ihrigen beilegten, um sich für die verlorenen Würden zu entschädigen. Unter den wieder aufgeweckten Titeln bemerkt man auch den des Herrn von tausend unvergleichbaren Frauen, die der regierende Fürst annahm. Zwar besaß dieser Fürst kein so zahlreiches Harem, aber er rühmte sich der Abkömmling derjenigen zu seyn, die dieses Privilegium genossen. Andere muselmännische und indische Fürsten haben sich mit den Titeln, reich an Schönheiten, Besitzer von Jungfrauen, geschmückt.

Man bemerkt mit Erstaunen, daß alle Schriftstellerinnen sich für das System des Harems ausgesprochen und seine Vorzüge gerühmt, während alle Männer den Druck übertrieben haben, der dort herrscht. „Mit Unrecht beklagt man das Schicksal der mohammedanischen Frauen," sagt Lady Montague, „sie sind die freiesten Frauen der Welt, ihr Daseyn ist eine fortlaufende Kette von Vergnügungen." Frei von allen Sorgen des Lebens haben sie nichts zu thun, als ihr Geld auszugeben und neue Moden zu erfinden. Wäre ein Mann so übel berathen, auf Ersparungen in dem Hauswesen seiner Frau zu denken, würde man ihn für wahnsinnig halten. Seine Sache ist es, Geld herbeizuschaffen, die ihre, es auszugeben." Es ist wahr, nichts ist, wie Lady Montague sagt, angenehmer und bequemer, als ein solcher Stand der Dinge. Mrs. Draper ihrerseits, deren scharfes Urtheil so oft gerühmt worden ist, scheint derselben Meinung, denn sie stellt uns die eingeschlossenen Frauen als liebenswürdige, keusche, sanfte und interessante Wesen dar, deren Unterhaltung voll Anmuth und Geist ein eigenthümliches Gepräge von gutem Geschmack trägt in der glücklichen Wahl des Ausdrucks und der naiven Einfachheit der Sprache. „Diese Frauen," sagt sie, sind im Allgemeinen von freundlichem, ruhigem Charakter, voll Vertrauen, gefühlvoll, und vor allem treu. Ihr lebendiger, wißbegieriger Geist ist keineswegs beschränkt, trotz der geringen Erziehung, die sie genossen, und der entnervenden Lebensweise, deren wollüstige Sitte sie angenommen haben." Ganz entgegengesetzter Meinung sind die Schriftsteller.

Der Kaiser Schah Dschehan versuchte es, das Harem aufzuheben, verfuhr aber nicht redlich genug, um seinen Plan durchzusetzen. Während er seine Großen aufforderte, die Veränderung anzunehmen, wollte er selbst seine Frauen als kaiserliches Privilegium beibehalten, indem er vorgab, das Monopol der Frauen sey ein kaiserliches Recht, das kein Unterthan sich anmaaßen dürfe. Als aber die indischen Großen sahen, daß ihr Fürst sich so wenig uninteressirt zeigte, weigerten sie sich, diese neue Maaßregel anzunehmen.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

(Fortsetzung.)

Die bunten Bilder des Tages gingen nochmals an meinem Geiste vorüber. Wieder war ich auf dem Kalimas. Die Epauletten, Turbane, chinesischen Zöpfe und zärtlichen Augen verschlangen sich zu abenteuerlichen Arabesken; der javanischen Ruderer schwarzes langes Haar flatterte wild dazwischen. Den Morgen war mir auf den Kalimas in einem Tambangan eine junge Kreolin begegnet. Der Zufall hatte es gewollt, daß ich mehrere Minuten dicht neben ihr herfuhr. Ihr zarter, sylphidenartiger Bau fiel mir auf, und ihre runden, dunkeln Augen hatten einen eigenthümlichen, zärtlichen Ausdruck, welcher durch lange, seidene Wimpern noch gehoben wurde; sie schien eine Dame von Stande zu seyn, wenigstens ließ ihre reiche europäische Kleidung und zwei Sklavinnen, welche sie begleiteten, dieß vermuthen. Lieblich und freundlich war ihr Gesichtsausdruck. Ich redete sie in holländischer, französischer und dann malayischer Sprache an, erhielt jedoch nur einen zauberisch lieblichen Blick zur Antwort von jenem Auge, das stärker glänzte als die vielen Juwelen im Ohrgehänge und Halsschmuck, von jenem Auge, welches durch alle Arabesken, zu welchen mein halbwacher Zustand die vielen Bilder des Tages verwirrte, hindurch blickte. Ich schüttelte mich und wählte einen andern Platz auf meinem Lager, um meine Gedankenreihe zu unterbrechen; laut lachte ich über die Thorheit meiner Phantasien und konnte doch jenes Bild nicht abschütteln. Wer war jene stumme Unbekannte? Werde ich sie wieder sehen? ich verspottete diese kindische Neugier, mein Verstand bewies schlagend, daß mir dieß gleichgültig seyn müßte, und doch hörten jene Augen nicht auf, mich zu verfolgen. Ich unterhielt mich im Halbschlafe mit jener Kreolin, bis ich plötzlich erwachte. Ein heller Lichtglanz, welcher durch die Thüre hereinströmte, blendete mich. Ich stand auf, der Javane stand vor mir: Tuwan, karetta sudah satja (Herr, der Wagen ist bereit) tönte es von seinen Lippen. Rasch sprang ich auf, kleidete mich an, um Surabaya zu besehen und einigen Europäern, welchen ich empfohlen war, Visite zu machen.

Die Stadt Surabaya, welche ich schon früher erwähnte, nimmt ohne Zweifel als europäisches Etablissement auf Java den ersten Rang ein. Sie ist schöner und lebendiger als Batavia, welches nichts mehr als ein Sammelplatz von Packhäusern, Kaufmannsläden, Magazinen und Märkten ist. Die alten verfallenen Häuser desselben scheinen den Wanderer erdrücken zu wollen. Surabaya ist aber nicht allein eine

blühende Handelsstadt, sondern die Industrie hat vieles hier vereinigt, was sonst nur große europäische Städte darbieten. Obgleich über 300 engl. Meilen von Batavia entfernt, blühte es schnell zu einer bedeutenden Handelsstadt auf. Die größere Gesundheit des Klima's, die Sicherheit gegen den feindlichen Anfall einer fremden europäischen Macht und ein herrlicher, schiffbarer Strom der Kalimaas, dessen Kraft nicht durch Canäle, wie zu Batavia, gebrochen ist, hat sicherlich zum größten Theil seine Blüthe mit veranlaßt. Wenn man Batavia als die östliche Hauptstadt betrachtet, so kann man Suradaya als die westliche ansehen. Der Generalgouverneur Dandels schenkte der Stadt seine besondere Aufmerksamkeit, und sein Nachfolger Van der Capellen trat in seine Fußstapfen. Das Arsenal, der „Constructie-winkel," die Münze, vortreffliche Schiffszimmerwerften, ein Hospital nebst manchen andern öffentlichen Einrichtungen beurkunden dieß. — Die vielen weitläuftigen Gebäude des „Constructie-Winkels" umfassen die Werkstätten der Schiffszimmerleute, der Kloben- und Pumpenmacher, der Küper, Blechschläger, Kupferschläger, Klempner, Schmiede, Maler, Gewehrmacher, Holzsäger, Sattler, nebst einer Ankerschmiede und Kugelgießerei. Ueber 600 Arbeiter sind dabei beschäftigt. Für jedes Handwerk sind offene Werkstätten errichtet, welche mit Schienen bedeckt sind. Die Arbeiter sind meistens Javanen und Maduresen, welche unter Meistern stehen, welche den malayischen Titel Lurah führen. Nur unter den Schmiedemeistern sah ich einige Europäer und darunter auch Deutsche. Ein Deutscher, Namens Waller, welcher als Zimmermeister nach Java kam, führte die Oberaufsicht über die Ankerschmiede, und einen großen Theil der Anstalt. Ein Beamter, welcher den Titel Director führt, hat die Oberaufsicht, unter ihm steht ein Capitän-Constructor, ein Zeichner und ein Buchhalter, welcher letztere die Aufsicht über das Magazin hat. Es werden hier schöne Arbeiten verfertigt, von denen ein großer Theil den europäischen wenig nachsteht, und die Anstalt dient zugleich zur Schule für viele Handwerke, deren Ausübung auf Java immer nothwendiger wird. Sie kostet freilich dem Gouvernement jährlich an zwei Millionen Gulden, ist aber nicht allein eine Zierde der holländischen Besitzungen, sondern auch nothwendig für das Bestehen derselben. Vielfach ist in Holland und Indien über die Aufrechthaltung dieses kostbaren Institutes gestritten worden. Wenn man jedoch bedenkt, daß Alles hier verfertigt werden kann, was Armee, Marine und Festungswerke erforderlich machen, und daß den Colonien Hollands hiedurch die Mittel in die Hand gegeben worden, sich gegen einen Feind zu halten, selbst wenn das Mutterland an einer Unterstützung verhindert würde, so wird man gewiß mit mir die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Anstalt behaupten.

Bei den Erkundigungen, welche ich über die Güte der gelieferten Arbeiten einzog, hörte ich nur die des Eisenwerkes bezweifeln, welches dem europäischen bedeutend an Dauerhaftigkeit nachstehen soll. Schiffscapitäne tadelten vorzüglich die Anker als leicht zerbrechlich. Als Grund davon gab man mir an, das Feuer habe in der tropischen Atmosphäre weniger Kraft als in dem gemäßigten und kalten Klima. Ob dieß wahr ist, weiß ich nicht; manche Erscheinungen scheinen aber allerdings dafür zu sprechen, daß die Luft hier weniger Gehalt an Sauerstoff besitzt als in unserer Atmosphäre. Der Blitz schlägt hier z. B. sehr häufig ein, zündet aber nie, wenn er auch die trockensten Bäume, oder andere eben so leicht brennbare Gegenstände trifft. Häufig sah ich in den Feueröffen die Flammen das nächstliegende Gebäude laden, welches doch nur aus trockenem Bambusholz erbaut war, aber es gerieth nicht in Brand. In den javanischen Kampongs, deren dicht gedrängte Wohnungen alle aus diesem leichten trockenen Holze gebaut sind, findet eine Unvorsichtigkeit bei dem Gebrauch des Feuers statt, welche mich in die höchste Verwunderung setzte. Dicht vor der Hausthüre unter dem Vordach wird das Kochen der Speisen mit einer Sorglosigkeit gegen Feuersgefahr vorgenommen, welche mir unbegreiflich war. Ich äußerte mich oft darüber gegen Europäer, bekam aber ohne Ausnahme zur Antwort, daß das Feuer hier nicht so leicht als in Europa zünde und Feuersbrünste verhältnißmäßig höchst selten seyn. Die Lichter brennen hier mit weniger Glanz und Intensität, wie ich sehr bald bemerkte. Aehnliche Erscheinungen, welche allerdings auf eine geringere Quantität Sauerstoff in der Atmosphäre schließen lassen, kommen auch im organischen Leben vor. Der Europäer, welcher in aller Kraft und Blüthe hieherkommt, verliert schnell die Röthe seiner Wangen, wenn auch keine Krankheit eintritt. Die arterielle Constitution geht in die venöse, das cholerische und sanguinische Temperament geht in das phlegmatische und melancholische über. Der ganze Gang des Lebens wird torpider. Die Krankheiten nehmen schnell diesen trägen Charakter an; in ihnen findet man fast nie eine heftige Reaction, und wenn diese ja im Anfange, z. B. bei eben angekommenen Europäern, vorhanden ist, so ist ihre Dauer doch nur sehr kurz. Der synochale Charakter geht schnell in den torpiden über. Die ausgebreitetsten Wunden schmerzen wenig oder gar nicht, wenn sie der Luft ausgesetzt werden, ihre Ränder sind schlaff und ihre ganze äußere Gestalt zeigt jenen Mangel energischer Reaction, welcher den Verlauf der innern Krankheiten so eigenthümlich gestaltet. Noch manche andere Erscheinung könnte ich anführen, fürchte jedoch zu medicinisch zu werden. Obgleich allerdings obige Behauptung nur dadurch constatirt werden kann, daß man die Luft einer chemischen Analyse unterwirft, so sind diese Erscheinungen doch zu interessant, als daß ich sie hier hätte ganz übergehen dürfen, selbst wenn man sie auch auf andere Weise erklären will.

(Fortsetzung folgt.)

Gold- und Silberertrag der russischen Bergwerke.

Vom Jahre 1823 bis 1838 (incl.) wurden auf den

Kronbergwerken gewonnen an Gold	. . .	2.440 Pud	22 Pf.
auf denselben an Silber	. . . . .	18.005 —	57 —
auf denselben an Platina	. . . . .	29 —	—
Auf Privatbergwerken an Gold	. . . . .	5.009 —	50 —
an Platina	. . . . .	1.280 —	2 —

Zu diesen Massen kamen noch über 1500 Pud Gold und über 20.000

und Silber, die von Privaten oder von den türkischen und persischen Contributionen her in die Münze geschickt wurden, so daß diese seit jenem Zeitpunkte prägte

in Gold für	85,452,139	Rubel
in Silber für	48,964,828	—
in Platina für	2,458,000	—

Der Handel von Malaga und Motril.

(Schluß.)

Zwischen der Sierra Nevada und dem Meere, doch dem letztern näher, streift eine 10 bis 12 Meilen lange Bergreihe, deren nördliche und südliche Abhänge der Vega des Guadalhorce weder an Güte, noch an Mannichfaltigkeit der Production nachstehen. Diese Bergreihe wird in der Mitte von dem Flusse Orgiva durchbrochen, welcher zwischen Almunnecar und Motril sich in das mittelländische Meer ergießt. Zwischen ihrer östlichen Spitze und der Sierra Gador streckt sich das Thal des Abra aus, welcher mit dem östlichen Arme des Orgiva einen fast gemeinschaftlichen Ursprungspunkt hat, und bei dem Ort Abra und dem gleichnamigen Golf einen kleinen Hafen bildet. Das Thal des Abra ist gleichsam nur ein Anhang zu dem weit größern des Orgiva. Die beträchtlichsten Oerter in dem nördlichen Theile des letztern (nämlich im Norden der erwähnten Bergreihe) sind Lanjaron und Orgiva, der Hauptort am obern Abra ist Uchichar, ein Flecken, der als der Hauptort der Alpujarras betrachtet wird.

Jenseits der Sierra Nevada ist die berühmte Vega von Granada und das Gebiet von Loja, welches letztere eine harte, glänzende, glatte Traubensorte, die beste und gesuchteste von denen, welche in Malaga eingeschifft werden, liefert. Ihre harte Schale macht sie eines langen Aufbewahrens fähig, und sie wird daher nicht nur ins Ausland, sondern auch in andere Gegenden Spaniens und bis nach Madrid verführt. Man zieht ihre Ranken an Feigen- und Birnbäumen, und das Product eines Joches Grund, dessen Cultur etwa 40 Thaler erfordert, wird den Eigenthümern von den Speculanten noch an der Ranke um 70 bis 100 Thaler abgekauft. Loja baut auch Oel und andere Früchte, und zwischen dem Genil und der Sierra gelegen, zieht es aus der letztern ebenfalls mehrere Erzeugnisse.

Das Thal von Lanjaron ist nicht nur wegen der dortigen Mineralwasser, sondern auch wegen seiner Schönheit und Fruchtbarkeit berühmt; es liefert eine Traubensorte, welche die von Loja noch übertrifft, und sobald sie im Handel bekannt geworden, eine starke Nachfrage veranlaßt hat. Auch die Trauben von Ohanes, welches zwar schon jenseits des Gebirges von Gador liegt, haben großen Ruf. Die Feigen von Turon, Cejayar und Jorairata im Thale des Abra haben nicht ihresgleichen.*) Das ganze Gebiet der Alpujarras liefert Oel, Seide und Südfrüchte, und war zur Zeit der Mohren ein wahrer Garten. Endlich wenn man an die Küste herabkommt, wird das Klima so mild, daß Zucker und Baumwolle gedeihen. Die Gegend von Motril hat nicht nur diese Producte, sondern auch Oel, Barrilla, Wein und sehr gute Feigen. Die Berge liefern Alkohol, Bleiweiß, Marmor u. s. w. In der Sierra Nevada findet man Eisen und Kupfer. Die Vega von Granada ist außer den Südfrüchten wegen ihres Leines und Hanfes berühmt, dessen Production in alten Zeiten sehr beträchtlich, nachher verfallen, seit Karl III wieder belebt und zuletzt wegen des Verfalls der spanischen Marine auf eine verhältnißmäßig unbedeutende Quantität beschränkt geblieben ist.

Die Hauptstadt Granada machte ihren Einfluß hauptsächlich nur durch ihre berühmte Justizkanzlei fühlbar. Des Uebergewichts beraubt, welches mit dem altspanischen Systeme zusammenhing, muß diese Stadt in Verfall gerathen, wenn sie nicht zur Industrie und zum Handel ihre Zuflucht nimmt. Es ist keine Hauptstadt von diesem Range in Spanien, welche so sehr aller guten Communicationswege beraubt wäre; diese hätten hier eine besondere Sorgfalt erfordert, da man allenthalben Gebirgsreihen zu übersteigen hat. Granada bezieht seine Artikel aus Malaga, welches etwa 20 Meilen entfernt ist; man übersteigt die Sierra Tejeda (ein südwestlicher Anhang der Sierra Nevada), läßt sich von Alhama in das schöne Küstenland von Velez Malaga herab und zieht noch 5 Meilen westlich nach Malaga. Der eigentliche Hafen von Granada wäre Almunnecar oder Motril, beide nur auf 15 bis 14 Meilen Entfernung; um nach Almunnecar zu kommen, muß man die Sierra Nevada und die Sierra Tejeda passiren; nach Motril hingegen kann man dem Durchbruche des Flusses Orgiva folgen, nachdem man die Sierra Nevada überstiegen. Almunnecar und Motril sind nur 8 Meilen von einander entfernt, das erstere hat einen bessern Hafen, das letztere eine doppelte Einwohnerzahl (5000), aber der Einschiffungsplatz ist eine bloße Rhede und eine starke halbe Stunde vom Orte entfernt, man nennt ihn el Varadero. Zwischen beiden, rechts vom Ausflusse des Orgiva, eine Meile von Motril, liegt der kleine Ort Salo Vregna, welcher auch einige Barken beschäftigt. Vielleicht wenn man ein genaues Studium über die topographischen Verhältnisse dieser Ortschaften und den Lauf des Orgiva anstellte, würde man finden, daß der Ausfluß dieses letztern die eigentliche Stelle zur Anlegung eines Hafens wäre; allein daran ist nicht zu denken; man muß schon zufrieden seyn, daß Almunnecar seiner Rivalität mit Motril entsagt hat, und dem Ansuchen dieser Stadt um die Habilitation ihrer Rhede zum ausländischen Handel keine Schwierigkeiten in den Weg legt. Von der Abfertigung dieses Gesuches, welches seit Jahren in Madrid schläft, hängt auch die Anlegung eines Kai im Varadero ab, unterdessen hat die Provincialdeputation bereits einige Localsteuern aufgelegt, um einen Weg von Motril nach dem Einschiffungsplatze herzustellen. Die Steuern werden gewiß erhoben, ob der Weg aber zu Stande kommt, ist eine andere Frage. Wie die Sachen jetzt stehen, kommen bloß einige Fuhrleute mit Oel und Getreide aus dem Innern an und nehmen Fische als Rückfracht. Da sie aber einen Tag zur Hinreise, einen andern zur Rückreise brauchen, wenn sie auch nur von Lanjaron, welches vier Meilen entfernt ist, herkommen, und noch die Unbequemlichkeit des Transports nach dem Varadero auszustehen haben, so kommen ihre Artikel zu theuer zu stehen, als daß Käufer und Verkäufer dabei ihre Rechnung finden könnten. Von der andern Seite beklagen sich die Producenten und Kaufleute des Innern, welche ihre Versendungen nach Malaga machen müssen, daß die Transport- und Commissionskosten und die übrigen Plackereien eines Verkehrs, der in einer andern Provinz und durch fremde Hände betrieben wird, allen Nutzen aufzehren. Es ist daher kein Wunder, daß die Provinz Granada ungeachtet ihres erstaunlichen Naturreichthums bis jetzt alles Lebens und aller Thätigkeit beraubt und die Production selbst in gewissem Rückstande liegt — leider ist von der Regierung, welche doch Alles centralisiren will, wenig oder nichts zu erwarten.

*) Zugleich werden dort gute Mandeln erzeugt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1840.

Die Debatte im englischen Parlament über die Korngesetze.

Die Discussion über diesen wichtigen Gegenstand, welche am 4 April eine so seltsame Unterbrechung erfahren, ward am 26 Mai wieder aufgenommen und in Einer Sitzung zu Ende gebracht. Wenn irgend die Wahrheit des Satzes, daß das Herz eines Staatsmannes in seinem Kopfe seyn muß, noch einer weitern Bestätigung bedürfte, so wären es die Debatten über nationalökonomische Gegenstände in großen, öffentlichen Versammlungen, denn nirgends zeigt sich die Nothwendigkeit, einem kalt berechnenden Verstande mehr als den Eingebungen einer oft mißverstandenen Philanthropie zu folgen, in einem höhern Grade als bei solchen Fragen. Der Antragsteller, Villiers, beging gleich vorn herein den Fehler, die Kornproducenten und die Manufacturisten als entschiedene Feinde einander gegenüber zu stellen, und somit den Haß zwischen beiden Classen zu schüren. Ganz richtig bemerkte ein anderer Redner, daß die Classe, welche hauptsächlich unter den Korngesetzen leide, die Pächter seyen, denen die Gutsbesitzer feste hohe Preise versprechen zu können glaubten, und ihre Pachtschillinge darnach regelten, während es doch keiner Macht der Erde gegeben sey, das Gesetz zu ändern, daß der Markt den Preis der Waare bestimmt. Aber auch abgesehen von dieser Berichtigung erfuhr der Antragsteller im Laufe der Debatten manche, fast kränkende Aeußerung: er mußte z. B. von Lord Sandon hören, daß er gar nicht abgeneigt sey, in eine Aenderung der allerdings fehlerhaften Getreidegesetze zu willigen, daß er aber auf die Anträge des Hrn. Villiers nicht eingehen wolle, da dieser augenscheinlich eine gänzliche Aufhebung der Korngesetze, und nicht bloß eine Aenderung derselben bezwecke. Villiers' Rede war dießmal noch weit mehr als das erstemal nichts als eine Amplification des Satzes, daß die Getreidegesetze das Korn vertheuerten, und dieß die Manufacturen benachtheilige, wobei er eine klägliche Schilderung des Zustandes der Manufacturbevölkerung entwarf, und diesen den Korngesetzen allein Schuld gab.

Hr. Villiers mag, weil dieser Gegenstand gerade die öffentliche Aufmerksamkeit besonders anregt, und die niedern Classen in Noth sind, mit seiner Rede und seinen Ansichten vielleicht populär werden, um sein Ansehen als Staatsmann hat er sich aber, wenn er je ein solches besaß, völlig gebracht, und seine Stimme wird fast eben so verhallen, als die der eigennützigen Landjunker, die aus blinder Selbstsucht sich einer nothwendig gewordenen Aenderung der Korngesetze widersetzen. Die Discussion vom 26 Mai hat Ein wichtiges Ergebniß, und dieß ist das Hervortreten einer Partei, welche die Verwerflichkeit der jetzigen Korngesetze erkennt, aber in das Geschrei um gänzliche Abschaffung derselben nicht einstimmen kann, noch will. Das Korn ist in längeren Zwischenräumen der allgemeine Werthmesser: hält man es in die Höhe, so sind andere Dinge verhältnißmäßig theurer, als sie sonst gewesen wären, oder mit anderen Worten, das Geld steht verhältnißmäßig niedriger im Preise, und es ist leichter, große Summen in Abgaben zu erheben. Dieß letztere ist aber nöthig, wenn man nicht an Englands Staatsschuld, nach Cobbets Ausdruck, den „Schwamm" anlegen will. Nimmt man z. B. an, daß der Quarter Weizen vom Continent zu 40 Shillinge nach London geliefert werden könne, aber dort durch eine Abgabe von 10 Shill. auf 50 stiege, und dieß der Durchschnittspreis im Lande wäre, so braucht das Land, um die 30 Millionen jährlicher Interessen der Nationalschuld zu bezahlen, den Werth von 12 Millionen Quartern; fällt aber durch die gänzliche Aufhebung der Korngesetze der Preis auf 40 Shill., so bedarf das Land 15 Mill. Quarter, um die Interessen zu bezahlen. Hierin liegt die Erklärung, weßhalb England von einer Besteuerung der Korneinfuhr nicht sobald abgehen kann.

Ein Hr. Warburton führte im Laufe der Debatten an, Huskisson habe vorausgesagt, der erste Schritt zur Abschaffung der Korngesetze werde die Feststellung eines mäßigen Zolles seyn, dem in nicht sehr ferner Zukunft eine gänzliche Abschaffung der Korngesetze folgen werde. Natürlich benützten beide extreme Parteien, die der gänzlichen Abschaffung der Korngesetze, wie die der unbedingten Beibehaltung, diesen Ausspruch für sich; Huskisson wollte aber damit wahrscheinlich nur die wachsende Macht der Proletarier gegen die reichen Grundeigenthümer bezeichnen, da die Elemente dieses Kampfes sich schon

damals auf eine Besorgniß erregende Weise gezeigt hatten und seitdem sich immer rascher entwickelt haben. Aber noch steht der Chartismus den Mittelclassen zu fern, als daß an eine so radicale Maaßregel, wie die gänzliche Aufhebung der Korngesetze zu denken wäre, wenn nicht die unvernünftige Hartnäckigkeit der Landjunker im Parlament, die sich aller und jeder Aenderung widersetzen wollen, ein solches Ereigniß herbeiführt. Die eigentlichen Männer der Regierung, Peel, welcher schwieg, so gut, wie Russell, welcher seine Ansicht offen aussprach, sind einer Veränderung der Korngesetze, und der Einführung eines bestimmten Zolles entschieden günstig, und hinsichtlich der Größe dieses Zolles schwanken sie nur zwischen 7 und 10 Shill. Wir müssen hier wiederholen, was wir schon am Ende Aprils (siehe Nr. 117—119) geäußert, daß es sich gegenwärtig nur um Einführung eines solchen bestimmten Zolles handeln kann, und daß erst, wenn man durch diesen eine größere Stätigkeit im Preise erreicht hat, der Streit zwischen Manufacturisten und Agriculturisten anheben kann.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

(Fortsetzung.)

Von dem Constructiewinkel fuhr ich zur Münze, in welcher jedoch nur Kupfergeld geschlagen wird. Sie besteht aus leichten, schoppenähnlichen Gebäuden, welche mit Atap oder Palmblättern bedeckt sind; in diesen wird das Kupfer geschmolzen, in Platten geformt, gewalzt, dann in kleine, runde Plättchen geschlagen und endlich gestempelt und zu Deuten (duiten) gemacht. In dem ersten Schoppen werden die Schmelztiegel und Formen zu den Platten gearbeitet; junge Inländer verrichten diese Arbeit. Sie benutzen hiezu eine besonders geeignete thonähnliche Masse aus dem Solostrom; diese wird mit gebranntem Reisstroh gemengt und mit Wasser verdünnt. Zwei Arbeiter sind immer zusammen beschäftigt, von denen der eine die Masse durch Stampfen mit den Füßen verarbeitet, während der andere der so behandelten die bestimmte Form gibt. Doch tauschen diese beiden alle acht Tage ihre Beschäftigung. Derjenige, welcher stampfte, hat nach Verlauf dieser Zeit die Fußsohlen durchgetreten und fängt nun an zu formen. Sein Mitarbeiter übernimmt das Stampfen und befindet sich acht Tage später in derselben Lage, wie sein Vorgänger. Innerhalb dieser Zeit heilen die Füße wieder, ohne der Gesundheit, wie die Leute behaupten, bleibende Nachtheile zu hinterlassen. Schmerzlich bedauerte ich die armen Jungen, welche mit dieser satanischen Arbeit beschäftigt waren. Durch einen nicht kostspieligen, einfachen Mechanismus könnte man leicht das Stampfen mit den Füßen ersetzen. Aber die Herren auf Java thun dieß nicht. Arbeitende Hände sind billig und leicht zu haben, leichter als alle Mechanismen. Die fertigen Formen werden alsdann durch die Sonne getrocknet. Die zweite Abtheilung wird die Schmelzerei genannt und umfaßt mehrere Schmiedöfen und Feueröffen, welche aus Backsteinen gemauert sind. Man gebraucht Steinkohlen als Brennmaterial, und durch Handblasebälge, welche hinter den Oefen stehen, wird das Feuer gehörig angeschürt. Hier werden auch die Formen polirt und bestrichen, in denen das geschmolzene Kupfer in Platten gegossen wird. Einen der oben beschriebenen Tiegel kann man selten zweimal, niemals aber öfter gebrauchen. Das Kupfer wird, nachdem es aus der Form genommen ist, zuerst zwischen zwei Cylinder gewalzt, welche durch ein hydraulisches Werk in Bewegung gesetzt werden. Da aber die Tafeln hiedurch noch nicht hinreichend dünn geworden sind, so werden sie von neuem durch einen Cylinder bearbeitet, welcher auf dem Boden des Hauses seinen Platz hat, und durch eine Mühle bewegt wird, welche, da ein passender Mechanismus fehlt, durch Menschenhände getrieben wird. Jene armen Stampfjungen fielen mir wieder ein. Es ist kränkend für den Menschenfreund, dergleichen schwere Arbeiten durch Menschen verrichten zu sehen. Man bemerkt zugleich, daß trotz des Constructiewinkels die Mechanik auf Java noch Manches zu wünschen übrig läßt. Ich sprach mit den Arbeitern über die Schwierigkeit ihrer Beschäftigung, doch schienen sie, wie die Tretjungen, wohlgemuth und zufrieden zu seyn. Ich mag Unrecht haben, daß ich sie beklage; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Doch ist es ärgerlich, wenn ein Mensch nur als Büffel gebraucht wird und sich so brauchen läßt. Gezwungen werden die Javanen nicht zu diesen Arbeiten; im Gegentheil, es bieten sich mehr dazu an, als man nur irgend beschäftigen kann. Mit einer großen Behendigkeit und Leichtigkeit geschieht das Schlagen und Prägen der Deute (duite). Die Stämpel waren zum Theil aus Niederland herübergeschickt, zum Theil jedoch in dem Constructiewinkel verfertigt worden. Bei der Stämpelschraube werden nur Maduresen zu den nöthigen Dienstleistungen benutzt. Javanen lassen sich nie dazu gebrauchen, weil diese Arbeiter täglich, bevor sie nach Hause gehen dürfen, durchaus entkleidet werden, um jeden möglichen Diebstahl zu verhüten. Diese Münze kann jeden Monat 40,000 holländische Pfund Kupfer zu Deuten schlagen, welches einen Werth von mehr als 100,000 Gulden ausmacht. Diese nicht unbedeutende Summe würde man leicht noch um ein Bedeutendes vermehren können, wenn man die Walzen durch zweckmäßige Mechanismen in Bewegung setzte.

Das Kupfergeld spielt in den holländischen Colonien eine zu wichtige Rolle, und hat zu allzu vielen Klagen Veranlassung gegeben, als daß ich es ganz mit Stillschweigen übergehen dürfte. Es werden nämlich von allen Gehalten auf Java zwei Drittheile in Kupfergeld ausbezahlt, oft aber noch mehr; der Rest in Silber oder Papiergeld. Natürlich ist es den Empfängern keineswegs angenehm, ihre Gagen in einer so schwer zu transportirenden und unangenehm zu zählenden Münzsorte zu erhalten. Zugleich, was noch empfindlicher ist, gehen an dem Nominalwerthe des Gehaltes 20 Procente verloren, indem das Gouvernement den Gulden zu 100 Deuten rechnet, während nach gewöhnlichem Cours 120 Deute auf einen Silbergulden gehen. Wenn man also auf Java etwas kaufen oder verkaufen

will, so muß man sich über die Münzsorte wohl verständigen, worin gezahlt werden soll. Gewöhnlich empfängt man dieses Kupfergeld in Säckchen, welche von Baumbast verfertigt sind, deren jedes 20 Gulden enthält. Nicht nur die Masse Kupfergeld, welche auf Java selbst gemünzt wird, wird daselbst consumirt, sondern große Quantitäten werden noch in Holland für die Colonien fabricirt, und jährlich in Fässern hinübergeführt. Diese ungeheure Consumtion der Scheidemünze ist nur dadurch erklärlich, daß ein großer Theil derselben von den Javanen eingeschmolzen wird, um ihnen zur Verfertigung ihrer Kochgeschirre, Instrumente und dergl. zu dienen. Diejenigen, welche aber behaupten, der letzte Krieg auf Java sey durch die ungeheure Ueberschwemmung mit Kupfergeld im Jahre 1826 veranlaßt worden, irren sich sehr, denn dieser Krieg brach bereits im Jahre 1825 aus.

Wieder hatte ich meinen Wagen bestiegen und fuhr im schnellen Trabe vorwärts, um zu dem Hospital, welches drei englische Meilen von der Stadt entfernt liegt, zu gelangen. Die Straßen waren sehr lebhaft. Rasch flogen die Wagen nach allen Seiten hin; ich glaube, daß man in der ganzen Welt nicht so schnell fährt, als auf Java. Nachlässig lag ich auf dem bequemen, luftigen Sitz des Wagens und gab mich der träumerischen Stimmung hin, welche die Abwechslung der üppigen, duftenden Vegetation mit den freundlichen Gebäuden der Europäer hervorruft. Im schnellen Galopp raffelte ein Wagen mit Vieren bespannt, welcher mich eingeholt hatte, an mir vorüber; während ich die abenteuerliche Livree der beiden „Budjangers," die hinten aufstanden und mit großen chinesischen Schirmen das im Wagen sitzende Paar gegen die stechenden Strahlen der Sonne deckten, betrachte, blickt sich die Dame im Wagen um und ich erkenne jene Augen vom Kalimaas; hlei kusier tjepat tjepat, *) rufe ich meinem schwarzem Kutscher zu, meine kleinen Braunen fliegen im schnellsten Galopp dahin. Der in einer Beugung des Weges fast meinen Blicken entschwindende Vierspänner nähert sich mir wieder — da ist er dicht vor mir! plötzlich stehen meine Pferde still — der Vierspänner entschwindet in einer Krümmung des Wegs und der weiße Schleier der Kreolin winkt mir den Abschiedsgruß zu, indem er zwischen den Pisangbäumen des Seitenweges noch einmal hindurch blickt. — Was wollte ich denn eigentlich, frage ich mich lachend, während der Budjanger **) von meinem Wagen vergebens die Pferde vorwärts zu bugsiren sucht, welche allen Schlägen des Kutschers nur Hufschläge entgegensetzen, aber nicht von der Stelle gehen. Die Pferde auf Java haben, so klein sie auch sind, einen sehr festen Charakter und gehen trotz der Peitsche nicht vom Platze, wenn sie nicht wollen. Oft schon hatte ich meinen Aerger deßhalb gehabt, denn häufiger schon hatte ich erfahren, daß sie keineswegs immer mit dem im Wagen Sitzenden sympathisiren. Ich sagte dem Kutscher, er solle die Thiere nur ein wenig verschnaufen lassen, sie würden dann schon wieder anziehen. Was wollte ich dann — fragte ich mich nochmals, schneller nach dem Hospital kommen? oder mich davon überzeugen, daß die tropische Sonne den Augen ihrer Töchter eine Farbe und einen Ton gibt, welche man in Europa selten oder nie findet. Ich hielt gerade der schönen, palastähnlichen Wohnung des Residenten von Surabaya gegenüber. Zwei rothe Sphinxe aus Stein gehauen lagen zu beiden Seiten des Eingangs; ein blühender Garten, welcher zwar klein war, aber eine köstliche Flora enthielt, umgab das Gebäude. Meine Pferde waren indessen andern Sinnes geworden und ich fuhr in das Hospital, um Hrn. Dr. F. einen Besuch zu machen, welcher an dieser Anstalt angestellt war. Zugleich wünschte ich auf einige Zeit meinen Wohnsitz hier nehmen zu können.

Da ich dem Blicke meines Lesers neue Bilder vorzuführen gedenke, so will ich erst noch einige Bemerkungen, welche ich in und über Surabaya zu machen Gelegenheit hatte, hinzufügen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kutscher, fahr schnell.
**) Stalljunge, Bedienter.

Statistische Angaben über die Cykladen.

Melos,

oder Milo, liegt in einer Entfernung von 18 deutschen Meilen von der Küste des Peloponnesus, und hat einen Umfang von etwas mehr als 5 Quadratmeilen. Auch diese Insel scheint vulcanischen Ursprungs zu seyn; ihr Boden besteht durchgehends aus verwitterter Lava und Bimsstein; er enthält, vorzüglich in der Gegend von St. Joannes, viel Eisen, auch Schwefel und Alaun. In den tiefer liegenden Theilen steigt hin und wieder Dampf aus dem Boden auf, und an mehrern Stellen findet man eisen- und schwefelhaltige heiße Quellen. Ferner findet man in einer Höhle, nahe bei der alten Stadt, Schwitzbäder, welche sehr heilsam in syphylitischen Krankheiten sind, aber höchst unsauber gehalten werden.

Der vielen Ausdünstungen wegen ist die Luft in den niedrig gelegenen Gegenden nicht gesund; das Trinkwasser durchgehends mit Schwefeltheilen verunreinigt, und deßhalb, vornehmlich für Fremde, schädlich. Auf den Anhöhen und in dem auf dem Gipfel eines sehr hohen Felsens gelegenen Flecken, wo die ganze Bevölkerung in elenden Hütten zusammenwohnt, ist es weniger ungesund, obschon die Leute alle sehr gelb und kränklich aussehen. Das Trinkwasser wird in Cisternen gesammelt, denn es herrscht überhaupt Mangel an gutem Wasser.

Diese in der alten Geschichte so berühmte Insel hat jetzt kaum 2500 Einwohner, ohne Ausnahme Griechen. Obgleich die Bevölkerung im Ganzen nicht abnimmt, findet sie dennoch nur einen spärlichen Unterhalt in dem Landbau, weßhalb viele ihr Brod suchen als Lootsen auf den Fahrzeugen, die den Archipel beschiffen. Da Melos nur wenig bebaubaren Boden hat, liefert auch die Ernte im Durchschnitt nur die vierfache Aussaat; es gibt jedoch einige fruchtbarere Stellen. Es werden etwa 2000 Kilos Weizen gewonnen, die für den eigenen Bedarf kaum hinreichen; 11,000 Kilos Gerste, wovon 4 bis 5000 nach Kreta, Santorin und Syphanto ausgeführt werden; etwa 800 Cantaros Baumwolle, wovon die Hälfte nach Seriphos, Syphanto und Santorin verkauft, und der Ueberrest auf Melos für eigenen Verbrauch verarbeitet wird. Von Wein baut man nicht mehr als das Nöthige für eigenen Bedarf; er ist weiß, von geringer Qualität und hält sich nur von einem Herbst bis zum andern; Oel, welches hier schlecht zubereitet

wird, Honig und Wachs müſſen zum Theil eingeführt werden. Uebrigens findet man hier außer einigen andern Obſtarten die beſten Melonen des ganzen Archipels. — Die Zehnten tragen 10,000 Drachmen ein; die Verpachtung der an den Staat gekommenen Kirchengüter 4000 Drachmen jährlich; die Viehſteuer ungefähr eben ſo viel, und auch der Ertrag der Zölle wird auf etwa 4000 Drachmen geſchätzt.

Pferde hat man auf Melos faſt gar nicht; 2 bis 300 Stück Hornvieh, eben ſo viel Eſel und gegen 150 Maulthiere werden für den Landbau gebraucht. Zwiſchen 8 und 9000 Schafe und Ziegen liefern ein paar hundert Centners Käſe von ſehr guter Qualität, wovon jedoch nichts ausgeführt wird. Die Wolle wird, wie auf den andern Inſeln, für eigene Kleidung verbraucht. Beſondere Erwerbszweige werden von den Weibern nicht ausgeübt; man behauptet, daß ſie zu faul dazu ſind; auch ſind ihre Sitten eben nicht muſterhaft.

Wenn der Ertrag des Ackerbaues gering iſt, ſo bietet der Boden dagegen für eine fleißige Bevölkerung reichen Erſatz in andern Erzeugniſſen dar. Auf einer Höhe, Panagia Armenia genannt, hinter der alten Stadt, fanden wir eine Alaungrube, welche ſehr reichhaltig zu ſeyn ſchien, aber, ſo wie einige andere, ſeit der Zeit der Venetianer, und alſo ſeit mehr als 100 Jahren, nicht mehr bearbeitet wird. Die Salzpfannen an der Südküſte, bei dem Hafen, zwei italieniſche Meilen von der alten Stadt, ſind auch im Verfall, welches jedoch zum Theil dem von der jetzigen Regierung beſtimmten viel zu hohen Preis, von 8 Lepta per Oka an Ort und Stelle, zuzuſchreiben iſt. (Unter der türkiſchen Herrſchaft war der Preis nur 5 Paras das Kilo von 20 Okas, und betrug alſo nur den fünfzigſten Theil des jetzigen Preiſes.) Die Pfannen, welche gegenwärtig von Privatleuten für gemeinſchaftliche Rechnung mit der Regierung bearbeitet werden, bringen daher dem Staat auch nur 10 bis 15,000 Drachmen jährlich ein. Der Gyps, woran die Inſel gleichfalls Ueberfluß hat, bringt aus derſelben Urſache jetzt nur 4000 Drachmen jährlich ein. Von dem weichen Stein, welcher in Menge vorhanden iſt, wird gegenwärtig viel gebraucht für die neuen Bauten in Athen, woraus den Einwohnern von Melos ein temporärer Vortheil erwächſt. Außerdem findet man viele Gruben von einer andern Steinart, welche in der ganzen Levante häufig als Mühlſteine gebraucht wird. Da dieſe Gruben ſchon im Alterthum bekannt waren, behaupten einige, daß die Inſel ihren Namen davon erhalten habe. Die Regierung läßt ſie von Privatleuten bearbeiten, und zieht daraus einen Vortheil von etwa 30,000 Drachmen jährlich.

Der Einfuhrhandel iſt auf dieſer Inſel höchſt unbedeutend; die geringen Bedürfniſſe, welche für die ſehr arme Bevölkerung durchaus unentbehrlich ſind, werden zu Syra und Paros eingetauſcht.

Melos hat einen vortrefflichen Hafen, welcher groß genug iſt, um mehrere Flotten aufzunehmen. Vorzüglich an der Seite von Protothalaſſa liegt man darin gegen alle Winde beſchützt vor Anker; auch iſt es in dem Hafen gar nicht ungeſund, ſo lange man an Bord bleibt. Die einheimiſche Marine von Melos beſteht aus einer kleinen Brigg, einer Goelette, einem Kutter und acht Kaiks, von denen die letztern meiſtens für den Lootſendienſt, die andern für die kleine Frachtfahrt zwiſchen griechiſchen Häfen gebraucht werden. Außerdem hat man hier noch 40 bis 50 kleine Fahrzeuge, deren Eigenthümer auf Kreta wohnende Griechen ſind, welche ſie, wahrſcheinlich um ſich den Erpreſſungen der ägyptiſchen Behörden zu entziehen, unter griechiſcher Flagge fahren laſſen, und die für den Transport von Stein, Gyps, Salz u. ſ. w. dienen.

Außer dem oben ſchon erwähnten Hauptort, welcher Kaſtron heißt, weil er um ein verfallenes venetianiſches Fort herum gebaut iſt, findet man auf Melos noch Tripite, Plakas und Trivaſala, drei höchſt unbedeutende und elende Dörfchen. Die Stadt, deren Tournefort noch erwähnt, und wovon hier oben als von der alten Stadt geſprochen wurde, lag in einer Ebene, eine halbe Stunde von dem Ende des Hafens. Nach ſeiner Zeit iſt durch eine Peſtſeuche die Bevölkerung derſelben faſt ganz ausgeſtorben, und dadurch die Stadt, welche ziemlich bedeutend, aber zugleich ſehr ungeſund geweſen zu ſeyn ſcheint, vermuthlich ganz in Verfall gerathen, während die übrig gebliebene Bevölkerung ſich ſchon damals und ſpäter zu Kaſtron, welches der jetzige Hauptort iſt, niedergelaſſen hat. Die alte Stadt iſt gegenwärtig nur ein großer Schutthaufen, unter welchem einige arme Bauern ein elendes Obdach finden.

Als Antiquität iſt höchſt merkwürdig das marmorne Amphitheater, auf einer maleriſchen Anhöhe bei dem Eingange des Hafens an dem Meere gelegen, wovon noch viele ſchöne Ueberreſte vorhanden ſind. Den Grund, worauf es liegt, hat der König von Bayern ſchon vor mehreren Jahren angekauft, wodurch dieſes merkwürdige Denkmal des Alterthums vor weiterer Zerſtörung geſichert iſt. In ſeiner Nähe, tiefer an das Geſtade hin, findet man auch noch Ueberbleibſel von Katakomben, welches jedoch nur kleine in dem Felſen ausgehauene Höhlen ſind, die nichts enthalten, und einigen armen Leuten zur Wohnung dienen.

Melos war übrigens das Vaterland von Diagoras.

Miscellen.

Der provençaliſche Dichter Dionlouſet. Ende vorigen Monats ſtarb zu Cucuron, Arrondiſſement von Apt, dieſer Troubadour des 19ten Jahrhunderts an einem Schlagfluſſe. Sein Tod wird als ein großer Verluſt für die provençaliſche Poeſie betrachtet, namentlich gilt ſein Gedicht Dels Magnans als ein Meiſterwerk. Im vorigen Jahre erhielt er von der Akademie der jeux floraux zu Toulouſe den ſilbernen Olivenzweig für ſein Gedicht: Lou voyagé de Eliézer in Patois-Verſen. (Franz. Bl.)

Opiumeinfuhr und Verbrauch in England. Im Jahr 1838 wurden in England 95,855 Pfund Opium eingeführt und 51,306 Pfund verbraucht; im Jahre 1839 ſtieg die Einfuhr auf 196,246 Pfund und der Verbrauch auf 81,671 Pfund. (Revue brit. April 1840.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 70** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die brittiſchen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.** In Auszügen überſetzt von K. L. Kannegießer. — **J. Janin über Herrn von Balzac's Pantrin.**

Zu dem Blumenwerk beſteht das Ausland vorgenannten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und ganzjährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 70.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Junius 1840.

Die brittischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

In Auszügen übersetzt von K. L. Kannegießer.

Die vor zwanzig Jahren erschienenen „Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter, herausgegeben mit übersetzten Auszügen vorzüglicher Stellen aus ihren Gedichten und mit den Bildnissen der berühmtesten jetzt lebenden Dichter Englands von Friedrich Joh. Jacobsen, Altona bei Hammerich 1820," waren wohlgeeignet, eine Bekanntschaft mit der neuesten englischen Literatur einzuleiten. Leider sind sie meines Wissens nicht neu aufgelegt, noch durch ein anderes deutsches Werk erweitert und vervollständigt, wohl aber durch das obengenannte englische „the british poets of the nineteenth century etc. Frankfurt a. M. Brönner 1828," das deßwegen wohl eine Uebersetzung, wenn nicht des Ganzen, doch wenigstens in Auszügen verdiente. Ich beginne hiemit einen solchen Versuch, und werde dabei die Uebelstände des Jacobsenschen Buches möglichst zu vermeiden suchen. In diesem waren meistens nur Bruchstücke größerer Gedichte gegeben, diese im Original abgedruckt, und unter dem Text eine (meist) unmetrische Uebersetzung hinzugefügt. Ich werde dagegen meistens kleinere ganze Gedichte, aber nicht im Original, sondern in metrischer Uebersetzung mittheilen, übrigens aber Jacobsen darin folgen, daß ich etwas über Lebensumstände und Werke des Dichters voranschicke. — Dieß Unternehmen ist wohl ein zeitgemäßes, da wir mit den englischen Romanen zwar wohl bekannt sind, außerdem auch besonders von Byron, und etwa noch von Moore Uebersetzungen haben, die übrigen Dichter aber so gut wie gar nicht kennen,*) und auch ein würdiges, da die neuesten englischen Dichter zweiter Classe, zu welchen auch Moore zu rechnen seyn dürfte, so daß Byron die erste allein ausmachte, durch Adel der Gesinnung, tiefes Gefühl und klare, ruhige, einfache Darstellung sich vor den neuesten französischen, auch vor ihrem an Genie ihnen freilich überlegenen Landsmann Byron auszeichnen, und besonders an beschreibenden, didaktischen und lyrischen Gedichten reich sind.

1. William Wordsworth,

geboren den 7 April 1770 in Corkesmouth, verdient wohl den Anfang zu machen, theils weil er einer der ältesten unter den jetzt lebenden, theils weil er recht eigentlich Liederdichter ist, und Mittheilungen ganzer Gedichte, wie ich sie beabsichtige, von ihm am leichtesten zu machen sind. — Er studirte 1788 in Cambridge, und lebte, nachdem er eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien gemacht hatte, zuerst unabhängig, vereint mit seinem Freunde, dem Dichter Coleridge, zu Alfoxden bei Bridgewatter in Somersetshire, späterhin aber, nachdem er sich 1803 mit Miß Hutchinson vermählt hatte, als Stempeleinnehmer zu Rydale in Westmoreland. Er gehört zu den Dichtern, welche als Naturfreunde auf dem Lande und an Landseen wohnend, eine besondre Schule, die Lakeschool bilden. Seine größern Gedichte sind: Descriptive Sketch in verse, Schilderung seiner Reise; the Excursion, ein didaktisches Gedicht, Unterhaltungen eines in den Gebirgen von Nordengland umherwandernden Hausirers mit dem Dichter, mit einem Feldprediger, einer Webersfrau und andern Personen über Begebenheiten des Lebens; und the white doe of Rylstone, das weiße Reh von Rylstone, ein elegisches, erzählendes, vorzüglich geschätztes Gedicht. Seine ziemlich bedeutende Sammlung kleinerer vermischter Gedichte enthält hauptsächlich Lieder, nebst einigen Balladen und Erzählungen, Beschreibungen, Idyllen, Sonnetten u. s. w. Hievon gebe ich eine kleine Auswahl. *)

*) Diesem Bedürfniß zu entsprechen, das deutsche Publicum auch mit andern englischen Dichtern bekannt zu machen, wurde in diesen Blättern schon öfters versucht.

Anm. d. Red.

*) Die beiden ersten der folgenden Gedichte sind schon früher in diesen Blättern übersetzt worden; doch geben wir auch diese neue Uebertragung.

Anm. der Red.

Sieben ſind wir.

Ein ſchlichtes Lied, ein Kinderlied
Von Leben und von Tod!
Wer Leben fühlt in jedem Glied,
Was fühlt doch der von Tod!

Ein kleines Mädchen, kaum acht Jahr',
Traf auf dem Land' ich an,
Dem dichtes, langes Lockenhaar
Vom Scheitel niederrann.

Nur dörflich war ſie anzuſchaun,
Und ſchlecht geputzt war ſie;
Doch ſolche ſchöne Augen, traun,
Hatt' ich geſehn noch nie.

Wie viel, mein Kind, ſagt' ich zu ihr,
Haſt du Geſchwiſter? Sprich! —
Sie gab zur Antwort: ſieb'n ſind wir. -
Und blickt' erſtaunt auf mich.

Wo aber ſind ſie? fuhr ich fort. —
Sieben ſind wir! ſprach die Maid.
Zween ſind zur See am fernen Ort,
Zwo dienen hier nicht weit.

Und auf dem Kirchhof liegen zwei,
Schweſter und Brüderlein.
Im Kirchhofshäuschen dicht dabei
Wohn' ich mit Mutter mein. —

Zwo, ſagſt du Mägdlein, dienen hier,
Entfernt zur See ſind zween;
Doch ſeyd ihr ſieben, ſagſt du mir,
Wie ſoll ich das verſtehn? —

Da nahm ſie wiederum das Wort:
Ja unſer ſieb'n ſind wir;
Zwei liegen auf dem Kirchhof dort
Am Vanme, ſag' ich dir. —

Du irrſt dich, Mägdlein, ſprach ich nun,
Du lebſt und ſchauſt mich an;
Doch wenn zwei auf dem Kirchhof ruhn,
Nur fünfe ſeyd ihr dann. —

Grün ſind die Gräber, komm nur mit!
Sprach da das liebe Kind —
Von Mutters Thüre nur zwölf Schritt,
Ich zeig's dir, wo ſie ſind.

Oft geh' ich hin und nähe dann,
Und ſtrick' auf ihrem Grab;
Ich ſang' auch wohl zu ſingen an,
Das ſchallet dann hinab.

So ſitz' ich an dem lieben Ort;
Und glänzt das Abendroth,
Hol' ich vom Hauſ und eſſe dort
Mein Stückchen Abendbrod.

Klein Hannchen ſtarb zuerſt, ach die
War gar zu krank und bleich,
Der liebe Gott erlöſte ſie,
Und nahm ſie in ſein Reich.

Sie ſenkten ſie zur Gruft hinab,
Und Sommers Tag für Tag
Spielt' ich mit Bruder Johu ums Grab,
In dem die Schweſter lag.

Dann fing es wieder an zu ſchneen,
Zum Gleiten gingen wir,
Da war's um Bruder Johu geſchehn,
Nun liegt er neben ihr. —

Wie viel, fragt' ich aufs neu, ſeyd ihr,
Wenn zwei im Himmel ſind? —
Was fragt ihr, Herr, doch? Sieb'n ſind wir!
Erwiederte das Kind.

Doch ſie ſind todt, und wer da todt,
Der iſt ja nicht mehr hier! —
Es war umſonſt, denn fort und fort
Erneute ſie das alte Wort,
Und ſagte: ſieb'n ſind wir!

An den Kuckuck.

Willkommen, Gaſt, wie freu' ich mich,
Dich hört' und ſeh' ich zu;
Nicht Vogel kann ich nennen dich,
Ein Wanderlaut biſt du!

Im Graſe lieg' ich, horch, wie mir
So laut dein Ruf erſchallt,
Jetzt iſt er dort, nun iſt er hier,
Bald nah, und ferne bald.

Hernieder plauderſt du ins Thal
Von Blum' und Sonnenſchein,
Und mahneſt wieder mich einmal
An alte Träumerei'n.

Du Frühlings Liebling, Ankömmling,
Der du zu jeder Friſt
Ein unſichtbar geheimes Ding,
Nur Ton, kein Vogel biſt;

Nach dem als Schulknab' ich geſpäht,
Durchſuchend jeden Raum,
Wo ich ihn hörte, früh und ſpät,
Gebüſch und Luft und Baum!

Wie ſtrich ich oft durch Thal und Flur
An Hügeln und an Seen!
Doch bliebſt du Hoffnung, Sehnſucht nur,
Und wareſt nie zu ſehn.

Hier lieg' ich wie in jener Zeit,
Es lauſcht auf dich mein Ohr,
Die goldene Vergangenheit
Schwebt mir von neuem vor.

O Vögelchen, dieß Erdenrund
Iſt wohl, ſo dünkt es mich,
Ein weſenloſer Feengrund,
Heimath ſo recht für dich.

Des wandernden Juden Geſang.

Ströme rauſchen aus den Quellen
Manche Felſenſtuf' hinab;
Doch es finden ihre Wellen
Endlich in der Tief' ein Grab.

Adlerſchnell mit kühnem Satze
Schwingt die Gemſ' ob Klippen ſich;
Doch an einem kleinen Platze
Fühlt ſie wohl ſich heimathlich.

Gleich dem meergepeitſchten Schiffe
Schwebt der Rab' im Sturm dahin;
Zum geliebten Felſenriffe
Trägt den Schweifenden ſein Sinn.

Seepferd' in der Wogen Toſen
Haben zwar kein eigen Haus;
Dennoch ruhn die ſorgenloſen
Auf der Bruſt der Fluthen aus.

Aber meine Mühn und Plagen,
Täglich, nächtlich wachſen ſie,
Ich muß wandern, ich muß jagen,
Denn zum Ziele komm' ich nie.

Thal Almain oder das enge Thal.

Am ſtillen Ort, der Welt fernab,
Im Engthal hier iſt Oſſians Grab,
Am ſtillen Ort, wo ſanft und ſchwach
Hinrieſelt nur ein klug'ger Bach.
Von Krieg erſcholl ſein Sangeswort,
Von Schlachtenſturm, von Tod und Mord:
Drum, als ſein letzter Laut verſchollen,
Hätt' er ſein Grab wohl finden ſollen,
Wo Felſenblöck' hochaufgethürmt,
Von Dämons Ungeſtüm zerſtürmt,
Wo rauh die Anſicht, wild der Schall,
Zwietracht und Hader überall,
Wo Klagen nur, ja wo nur Grauſen,
Wo Schrecken und wo Schwermuth hauſen:
Doch ſtill iſt's hier, es dünket mir,
So ſtill iſt's nirgends wohl wie hier.

Ward wirklich hier ſein Leib zu Staube?
Vielleicht iſt es ein falſcher Glaube.
Was thut's? Nicht möcht' ich tadeln, die
Hier fühlten ihre Phantaſie,
Und ſolcher Art dann ausgedrückt,
Wie ſie die tiefe Ruh entzückt!
Selbſt Kloſter, ſelbſt Einſiedlerzelle
Kann ſich nicht gleichen dieſer Stelle;
Nicht bloße Still' und Ruh iſt hier,
Noch etwas Tiefres ſcheint es mir,
Als ob in dieſem Thale wäre
Grabeinöd' und das ſel'ge Hehre
Gefühl des abgeſchiednen Geiſtes:
Und drum mit allem Rechte heißt es,
Daß er, mit dem ſein Stamm erſtarb,
Am ſtillen Ort ſein Grab erwarb.

(Fortſetzung folgt.)

J. Janin über Herrn von Balzac's Vautrin.

J. Janin ſcheint an der Rolle eines Censor morum neuerdings Geſchmack gefunden und ſich ſelbſt, indem er Andre tadelt und ſchilt, zu einem ganz enthuſiaſtiſchen Rigorismus begeiſtert zu haben. Nachdem er neulich die Frau von Girardin abgekanzelt, ſchleudert er jetzt eine Philippica gegen den Hrn. von Balzac, deſſen erſtes Drama ſofort, unter dem Beifall der geſammten beſſern Preſſe, wieder aufzuführen verboten wurde, und welches den Inhaber des Theaters Porte St. Martin mit in ſeinen Sturz gezogen hat. Die Verdammung dieſes Machwerks iſt ohne Zweifel ſehr gerecht; aber ſie wird beinahe komiſch im Munde von Janin, der freilich mehr Geſchmack und Tact beſitzt als Balzac, und das Publicum beſſer kennt, der aber ſelbſt in ſeiner Strafkritik einen gewiſſen leichtfertigen, frivolen Ton nicht laſſen kann, und beinahe nur darum ſo unbarmherzig über Balzac herzufallen ſcheint, weil ſich die Stimme des Publicums ſo entſchieden gegen ihn ausſprach. Wir geben nur ein paar Stellen aus ſeiner ausführlichen Analyſe und Kritik:

„Wir haben geſtern von ſieben Uhr Abends bis Mitternacht einem kläglichen Schauſpiel zugeſehen, und kaum haben wir uns jetzt, am Morgen, ein wenig erholt von der tiefen Betrübniß, (!) deren man ſich nicht erwehren kann gegenüber von ſolchen namenloſen Werken, wo Alles fehlt: Geiſt, Styl, Sprache, Feinheit, Erfindung, geſunder Menſchenverſtand. Sollen wir wirklich unſern Augen und Ohren trauen? Hat man wirklich Hrn. von Balzac als Verfaſſer dieſes troſtloſen, bar-

barischen und absurden Stücks genannt? Ach! Wer da wüßte, welch ein Jammer das ist, der plötzlichen Herabwürdigung eines Mannes zuzusehen, der acht Tage lang der schönste Geist des Jahrhunderts war! Wo anfangen? Ich weiß es nicht. Der eigentliche Richter über ein solches Stück wäre der Chef der Sicherheitspolizei, Hr. Allard; nur er könnte einem sagen, was an diesem Drama wahr und was falsch ist. Die Analyse erliegt; denn mag sie auch alles zudecken, die Lumpen verstecken, die eiternden Wunden verhehlen, ihren Firniß über den häßlichen Aussatz ausgießen, alle mit Lust und Liebe ausgemalten Verbrechen in Schatten stellen: sie hat doch noch so viele Befleckungen des Geistes und der Sinne zu erzählen, daß man sie leidenschaftlich nennen, sie gebässig nennen wird, daß sie gelogen haben muß. Und was kann die Kritik thun, verirrt und verwirrt in diesem Pandämonium aller schlechten Leidenschaften? An was kann sie sich halten als an Verbrechen, an Phrasen, an Leidenschaften in Fetzen, wo jeder Fetzen ihr beim Anrühren in der Hand bleibt!" — „Zweiter Act. Wir befinden uns jetzt in der ganz großen Welt, in der Welt, welche Hr. von Balzac entdeckt hat. In dieser Welt ist er der Entdecker, der Architekt, der Tapezierer, die Modehändlerin, der Sprachmeister, die Kammerfrau, der Parfumeur, der Coiffeur, die Clavierlehrerin und der Wucherer. Er hat diese Welt ganz zu dem gemacht was sie ist. Er schläft auf diesen Canapés, die ausdrücklich für den Schlaf und für den Ehebruch bestimmt sind; er drückt alle Frauen unter dem Gewicht des gleichen Elends nieder; er kauft auf Credit Pferde, Kleider und Schmuck für alle die schönen jungen Herren ohne Magen, ohne Geld und ohne Herz. Er hat zuerst jenen gelbfahlen Firniß erfunden, jene vornehme Blässe, welche alle seine Helden auszeichnet. Er hat in seinem fruchtbaren Kopf ausgebrütet alle jene anbetungswürdigen Verbrechen, alle jene parfumirten Verrätherein, alle jene sinnreichen Entehrungen, welche der gewöhnliche Verlauf seines Drama's sind. Der Jargon, welchen diese Extrawelt spricht, ist auch eine von Herrn von Balzac wieder aufgefundene Ursprache.... In seinen ersten Büchern war Alles neu, die Sitten, die Leidenschaften, die Laster, die Tugenden, die Schönheiten, die Häßlichkeiten, die Gesichter, die Costumes, der Himmel selbst und die Erde und die Luft, die seine Helden einathmeten. Er hatte Alles über den Haufen geworfen, so daß er in seinen Fabeln selbst die Jugend unterdrückt hatte, und die Gesundheit, als etwas zu Gemeines und Triviales!"

Mit all diesem hat J. Janin gewiß ganz Recht; aber seltsam muß es Einem vorkommen, wenn seine Entrüstung auf den höchsten Grad steigt darüber, daß Balzac seinen Herzog von Montsorel einen Spionen zu sich berufen läßt:

„Und so wäre also der Spion in die Komödie eingeführt als ein nothwendiger Agent? Die Spionerie sollte eines der Elemente des täglichen Lebens geworden seyn? Bei der kleinsten Verlegenheit soll man hinfort sagen: laßt mir einen Spion kommen! wie man sonst nach dem Arzt schickt? Das soll natürlich, billig, verständig seyn? Man bebt nicht zurück vor diesem neuen schmutzigen Element? Den Angeber, großer Gott, den Spion, der Einem im Dunkel auflauert, von fern Einem folgt, an der Thüre horcht, die geheimsten Papiere durchstöbert, die treuesten Diener verführt, den wollt ihr in eure Häuser, in euer Drama aufnehmen. Wenn Hr. von Balzac den tiefen Ekel hätte sehen können, welchen die bloße Erscheinung seines Polizeiagenten hervorrief, das allgemeine Staunen bei dem Anblick des Herzogs und Pairs im Verkehr mit einem mouchard der niedersten Art, hätte er wohl die ganze Größe seines Mißgriffs eingesehen. Pfui! dieß Ungeziefer muß man in den Kerkern und in den Cloaken lassen. Ein ehrlicher Mann und ein ehrliches Drama beflecken sich durch solche Berührungen!" Man sieht, das französische Publicum empfindet einen tiefen Abscheu vor Spionen, mouchards, und was nach geheimer Polizei schmeckt, und Niemand wird diesen Abscheu tadeln, vielmehr wird man ihn loben — obgleich die Franzosen mit ihrem Abscheu vor dem Namen doch der Sache selbst keineswegs los sind, ja jährlich Millionen für die geheimen Fonds hergeben; J. Janin kennt diese Stimmung des französischen Publicums und weiß sie trefflich auszubeuten zu einer tüchtigen, pathetischen Declamation; es mag ihm damit wohl auch Ernst seyn; aber wir können uns doch des Gedankens nicht enthalten, daß in diesem Pathos etwas Gemachtes liege, und wir sind der Ansicht, daß das bloße Auftreten eines Spions in einem Melodrama doch noch keine so große Sünde gegen die Aesthetik und die Moral sey, als der eifernde Feuilletonist uns glauben machen will. Man erkennt hieraus, wie mächtig das Vorurtheil bei den Franzosen ist, und wie wenig sie auch auf dem Gebiet der Fiction von der Realität sich losmachen können; man erkennt, wie das Verstoßen gegen die Schicklichkeit, gegen den guten Geschmack, welche bei ihnen eigenthümliche Gesetzbücher haben, höher angerechnet wird, als arge Unsittlichkeiten. Würde Shakspeare Anstand genommen haben, einen Spion in einem Trauerspiel auftreten zu lassen, wenn er einen solchen hätte brauchen können? Wir zweifeln. Hat man es Schiller zum Vorwurf gemacht, daß er im Fiesco den Mohren das Amt eines Spions versehen läßt? Unsers Wissens nicht. Aber J. Janin würde wohl ohne Bedenken über Shakspeare und Schiller das Verdammungsurtheil aussprechen, weil nun einmal der Spion dem französischen Publicum — und zwar in der Wirklichkeit gewiß mit allem Recht — eine verhaßte und verächtliche Person ist. Doch wir hätten diese Dichter vielleicht gar nicht nennen sollen zusammen mit einem Balzac, dessen Reputation wohl auch in Frankreich den Todesstoß erhalten zu haben scheint. Die, einestheils nachtheilige, Vermischung der wirklichen Welt mit der Bühnenwelt hat jedoch bei den Franzosen anderntheils den großen Vortheil, für die Dramatik, daß das Publicum der theatralischen Illusion viel lebendiger sich hingibt, als z. B. das deutsche, das sich der Illusion immer bewußt bleibt, und dem daher die Kunst nie ganz lebendig wird.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1840.

Türkiſche Waſſerleitungen.

(Aus der Revue de l'Architecture et Travaux Publics.)

Das Syſtem der Waſſerleitungen, welches Conſtantin in Konſtantinopel eingerichtet, genügte viele Jahrhunderte lang den Bedürfniſſen der Bewohner und reichte für die vielen und prächtigen Bäder hin. Gegen Ende des byzantiniſchen Reichs jedoch hatten die Kaiſer die Unterhaltung der Leitungen vernachläſſigt, die Feinde, welche die Stadt umgaben, ſchnitten oft die Waſſerleitungen ab, wenn ſie ihre verheerenden Einfälle machten, und zur Zeit, als die Hauptſtadt erobert wurde, fand der Eroberer Mohammed ſich genöthigt, den größern Theil der Waſſerleitungen neu aufbauen zu laſſen. Bei dieſer Gelegenheit führten die türkiſchen Ingenieure das Syſtem des Su-Terazi oder der „Waſſerwaage" (balance) in Konſtantinopel ein, wodurch ohne alle Waſſerleitungen nur durch einfache irdene Röhren das Waſſer über Berg und Thal gebracht wird, und jeder Erhebung des Landes folgen kann. Dieſe Methode, die ſehr einfach iſt, beruht auf dem hydrauliſchen Geſetz, nach welchem das Waſſer, das in Röhren läuft und von der Wirkung der Luft ausgeſchloſſen iſt, am Ende ſeines Laufes durch dieſelben ſein früheres Niveau wieder einnimmt. Soll die Bewegung des Waſſers eine neue Richtung nehmen, ſo wird eine Säule errichtet, auf deren Spitze die Röhren das Waſſer, das ſie enthalten, ausſtrömen; die Säule enthält eine abwärts gehende Röhre, die das Waſſer aus der erſten Leitung erhält und der Druck treibt das Waſſer bis zur nächſten Säule. Dieſen Säulen hat man den Namen Su-Terazi gegeben. Dieſe Art Waſſerleitungen trifft man in allen Ländern, die in den Händen der Muſelmänner geweſen oder noch ſind. Viele Schriftſteller ſind geneigt, ihnen die ganze Ehre der Erfindung zuzuſchreiben, doch dabei hat man einen Umſtand nicht berückſichtigt, nämlich, daß die Alten das Syſtem der Su-Terazi eben ſowohl angewendet haben als das, das Waſſer in Bogen über die Thäler wegzuleiten. In der Umgegend von Patara in Lycien ſahen wir eine große Waſſerleitung, welche die Stadt mit Waſſer verſah. Da das Waſſer über ein Thal weggehen mußte, wurde es in Röhren geleitet, die aus großen ausgehöhlten und ſo genau an einander paſſenden Steinen gebildet waren, daß die äußere Luft nicht eindringen konnte. Das ſo geleitete Waſſer folgte den Abhängen der Thäler, ſtieg an ihren Seiten hinauf, und erſchien nicht eher in freier Luft wieder, bis es eine Ebene zu durchlaufen hatte.

Die große Waſſerleitung, welche die Ebene von Aspendus durchſchneidet, empfängt ihr Waſſer aus einem Born, ſieben Meilen weit von der Stadt, und iſt auf ähnliche Art eingerichtet. Das Waſſer ſteigt auf Bogen an einem Abhange hinab, läuft in einen horizontalen Canal längs dem Thale hin, und ſteigt wieder in leicht anſtrebenden Bogen hinauf, um ſich in die Ciſternen des alten Aspendus zu ergießen. Dieſe Waſſerleitung, die vollkommen erhalten, und bemerkenswerth durch ihre Bauart iſt, bietet an ihren Enden den Anblick von ſogenannten ruſſiſchen Rutſchbergen. Die Fürſten von Caramanien, die, während ihrer Kriege mit den Osmanlis, oft einige ihrer Scheiks und Gelehrten als Geiſeln den ottomaniſchen Sultanen ſchickten, waren ohne Zweifel die erſten, nach den Alten, die zur Leitung des Waſſers ſich der verſchloſſenen Röhren bedienten. Noch heute iſt dieſes Syſtem über ganz Anatolien verbreitet. Die großen und zahlreichen Ciſternen Konſtantinopels erhielten ihr Waſſer direct aus den Waſſerleitungen von Juſtinianus und Valens, doch nach der Eroberung der Stadt wurde es nöthig, die Maſſe des Waſſers zu vermehren. Daher warf man Dämme in dem Walde von Belgrad, 5 Stunden von der Stadt, auf, um das Regenwaſſer oder die kleineren Bäche in den Thälern zurückzuhalten, die ſich dort vielleicht ſammeln möchten. So wurden dieſe Thäler in Waſſerbehälter, Bende genannt, verwandelt, und dienten, die Waſſerleitungen Konſtantinopels zu verſtärken. Es war ſtreng bei den ſchwerſten Strafen verboten, in dieſem Walde Bäume zu fällen, damit der Schatten die Feuchtigkeit des Bodens erhalten möchte. Wenn die Waſſerleitungen die Hauptſtadt erreicht haben, ergießen ſie ſich in große Reſervoirs (Taſſim genannt) und in einige der alten Behälter.

Die Debatte im engliſchen Parlament über die Korngeſetze.

(Schluß.)

Es liegt allerdings in den Korngeſetzen bis zu einem gewiſſen Grade die ganze Zukunft Englands in induſtrieller und politiſcher Hinſicht. Nachdem Villiers die unglückliche Lage der Manufacturiſten geſchildert, ſetzte er hinzu: „nicht erſt wenn das Uebel geſchehen iſt, und in der Hütte jedes Arbeiters gefühlt wird, kann man ſagen, die Zeit ſey da zur Abſchaffung der Korngeſetze. Wenn ihr nicht bloß eure Arbeiter, ſondern auch euer Capital aus dem Lande getrieben habt, und in jedem Staate des Continents Rivalen emporgeſtiegen ſind, welche wohlfeiler als ihr verkaufen, dann könnt ihr nicht erſt ſagen, daß ihr im Irrthum geweſen, und daß ihr bereit ſeyd, euern Fehler zu verbeſſern. Das Volk wäre dann in furchtbarer Noth, und dieſe Noth würde von Erbitterung begleitet ſeyn. Man würde mehr und größere Veränderungen von euch verlangen, die ihr würdet weder bewilligen wollen noch abſchlagen können.“ In dieſer Argumentation liegt viel Wahres, und doch iſt ſie ſchief. Der Redner hatte zuvor bemerkt, England ſolle jetzt, ehe Deutſchland und Nordamerika ihre Tarife wieder auf eine geraume Anzahl Jahre hinaus feſtſetzen, Unterhandlungen anknüpfen, indem zu hoffen ſey, daß dieſe kornerzeugenden Länder gerne dem induſtriellen England Conceſſionen machen und ſeine Manufacte annehmen würden, wenn man dagegen ihrem Korn freien Eintritt geſtatte. Daß dieſe Nachgiebigkeit Englands im Jahre 1826 und nicht im Jahre 1840 hätte kommen ſollen, und daß die Zeit bedeutender Conceſſionen Deutſchlands zum Nachtheile deutſcher Induſtrie wohl glücklicher Weiſe vorüber iſt, ſcheint Hr. Villiers mit manchen ſeiner Landsleute nicht wohl bedacht zu haben. Auch mit Amerika möchten die Schwierigkeiten wegen der dortigen financiellen und induſtriellen Verhältniſſe *) bedeutender ſeyn, als man gewöhnlich annimmt. Doch können wir hierauf nicht näher eingehen, um ſo weniger, als die Erledigung der Kornfrage bei weitem mehr in England ſelbſt als im auswärtigen Handel liegt, indem, wie wir ſchon früher gezeigt, die Korneinfuhr aus Irland es hauptſächlich iſt, welche das Gleichgewicht in England geſtört hat und auf die ackerbauende Claſſe drückt. Dieſen Punkt hat Hr. Villiers ganz außer Acht gelaſſen, und dieß eben macht ſeine Argumentation ſchief.

Auf der andern Seite hat aber Hr. Villiers doch im Allgemeinen den wunden Fleck Englands getroffen. Seine Nationalſchuld macht ungeheure Steuern, die ungeheuern Steuern einen hohen Preis aller Dinge nöthig, und dieſer hohe Preis hemmt auf der andern Seite die Induſtrie, da trotz aller Capitalien und aller Maſchinen in die Länge nicht mehr ſo wohlfeil wie anderswo producirt werden kann. Kommt nun noch dazu, daß andere Völker nicht bloß ſich ſelbſt durch Mauthgeſetze der Einfuhr engliſcher Waaren widerſetzen, ſondern auch durch die dadurch in ihrem Innern erzeugte Induſtrie die engliſche allmählich auch an andern Orten verdrängen, ſo muß die induſtrielle Thätigkeit Englands leiden, und die ſteigende Noth des Volkes zu politiſchen Aenderungen führen. In ſo fern hat Villiers völlig Recht, und wenn er das Parlament auffordert, in dieſem Sinne zu handeln, ſo kann man ihn unmöglich tadeln. Aber Männer, wie Ruſſell und Peel, ſehen dieß wohl eben ſo klar, erkennen aber zugleich die Nothwendigkeit, den Uebergang aus dem künſtlichen Zuſtande, in welchem ſich England durch ſein lange fortgeſetztes Prohibitivſyſtem befindet, in einen natürlichern ſo leicht wie möglich zu machen, damit nicht die ganze Staatsmaſchine durch heftige Stöße Nachtheile erleide. Wir werden wohl noch manchen Chartiſtenaufſtand ſehen, noch manchen Ausbruch des Haſſes zwiſchen den in England ſo ſchroff geſchiedenen Claſſen der Beſitzenden und der Arbeiter, aber nur ein ſtarres Feſthalten der erſteren an dem bisherigen Zuſtande ließe eine gewaltſame Erſchütterung des ganzen Staatsgebäudes fürchten, und in dieſer Beziehung ſind die Engländer zu ſehr Männer der Erfahrung, um nicht bei Zeiten einzulenken, ehe es zu ſpät iſt. Lord Ruſſell hat deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß die Zeit zu einer Aenderung der Korngeſetze nahe ſey, und einer der bedeutendſten Sprecher der Debatte am 26 Mai erklärte, Sir Robert Peel habe ſich über die Korngeſetze auf eine Art ausgeſprochen, daß man ſich, wenn er ſelbſt Miniſter würde, eine ſehr bedeutende Aenderung in denſelben von ihm verſprechen könne; die eigentlichen Staatsmänner ſcheinen demnach ziemlich gleiche Anſichten zu hegen.

*) So lange nicht in Amerika das Papierſyſtem großentheils abgeſchafft iſt, kann man auf keine Sicherheit des Handels und kein Gedeihen der Induſtrie rechnen. Die Ueberſchwemmung mit Papier treibt die Preiſe der Waaren in die Höhe, die Fremden benützen dieß, führen Waaren ein und Geld ſtatt des Papiers aus, ſo daß die Banken aus Mangel an baaren Mitteln in Noth kommen, und die Induſtriellen mit den Fremden nicht die Concurrenz halten können. Ehe nicht die Bankfrage in Amerika entſchieden iſt, kann der Handel nicht gedeihen, zu dieſem letztern aber könnte eine lebhaftere Ausfuhr von Korn nach England weſentlich beitragen, und die Erledigung der Bankfrage erleichtern, indem mehr Geld aus England nach Amerika zurückkehrte.

Mittheilungen aus einem Reiſetagebuch über Java.

Surabaya.

(Fortſetzung.)

Ueber ſechs Wochen lang hielt ich mich in der Nähe dieſer Stadt auf, um von hier aus ihre Umgebungen mit allem, was ſie Fremdartiges enthielten, kennen zu lernen. Oft kehrte ich natürlich nach Surabaya zurück und verbrachte manche ſchöne Stunde daſelbſt. Nicht weit von jenen Hütten der Javanen ſind die Schiffszimmerwerften; von hier aus gelangt man in den chineſiſchen Kampong. Es thut dem Auge wohl, nach den elenden Bambushütten die freundlichen, maſſiven, chineſiſchen Wohnungen (rumah-gedong) zu erblicken. *) Ein fortwährend lebendiges Treiben herrſcht hier, wie ich es bereits bei dem

*) Oft ſind Treppen vor dieſen Gebäuden und dann nennt man ſie Rumah-Tangga.

chinesischen Kampong in Batavia beschrieb. *) Besonders prächtig und wunderbar nimmt sich jedoch des Abends dieser Stadttheil aus; der Platz ist dann durch tausend Fackeln (obor) erhellt, welche die Fremdartigkeit des Ganzen für ein europäisches Auge noch vermehren. Javanen, Chinesen, Europäer, Liplappe und Abkömmlinge von vielen andern Völkern sieht man dann hier vereinigt, um an den öffentlichen Vergnügungen Antheil zu nehmen, welche bei gutem Wetter fast jeden Abend dargeboten werden. Hier erblickt man Taschenspieler und Seiltänzer, welche mehr Kunstfertigkeit und Uebung an den Tag legen, als man in Europa zu sehen gewohnt ist, dort sieht man chinesische Puppenspiele, Komödien mit Orchester, deren wunderbare, oft mißtönende Musik dem europäischen Ohre gerade nicht wohlthut. Da bewegen sich die Rongangs **) in plumpem, wollüstigem Tanze, an andern entfernteren Stellen liegen Chinesen an der Erde, und nehmen in Typho und Topho den Javanen das Geld ab. Die sprechenden Augen der schwarzen, stummen Spieler sehen erwartungsvoll auf die Büchse, aus welcher der Würfel niederfällt. Nur ein leidenschaftlicher Mißton unterbricht bisweilen die tiefe Stille. Es war mir wunderbar zu Muthe, als ich zum erstenmale des Abends durch diesen belebten Platz wanderte. Ein wildfreudiges, munteres Leben pulsirte in der Menge, welche mich umgab, aber die Töne, mit denen es mich ansprach, verstand ich nicht. Nur der Schmerz redet eine allgemein verständliche, zum Herzen dringende Sprache, weniger die Freude, niemals aber die wilde Munterkeit jener Völker. Immer weiter entfernte ich mich aus dem wüsten Gedränge und sah den stummen leidenschaftlichen Hazardspielen einer Truppe Eingeborner lange zu, welche an einem einsamern Wege lagen. Wie die Brandung des fernen Oceans schlug das Geräusch der wilden unharmonischen Klänge der inländischen Musik und des Jauchzens an mein Ohr. Aber ein Ton löste sich los aus dem Gewirre und klang in meinem Innern wieder so sehnsuchtsvoll, so innig wie Töne aus dem fernen Vaterlande, wie einer Aeolsharfe Klänge, welche der Wind hinwegführt, und dann wieder wie die heimathliche Glocke, welche des Sonntags zur Kirche rief. Ich stand unter einer Cocosnußpalme und lauschte träumend. Die Sehnsucht nach den fernen Lieben überschlich mich. Ich folgte den Tönen, um das Instrument kennen zu lernen, welchem sie entlockt wurden. Wieder kam ich in das wüste Getümmel. Leicht jedoch unterschied ich das Gesuchte. Es bestand aus zwei metallenen Becken, welche in einem Gestelle aufgehängt waren, und beinahe vier Fuß im Durchmesser hielten. Die Masse der Becken bestand aus Kupfer, Zinn und und Zink, sie waren ungefähr einen halben Zoll dick, und wurden mit einem Stabe, dessen dickerer Knopf mit elastischem Gummi umgeben war, geschlagen. Der Ton dieses Instrumentes ist so tief, so voll und rein, daß es, in einem europäischen Orchester benutzt, gewiß von bedeutender Wirkung seyn würde. Man nennt es „Gong," oder auch „Gong-gong." Wahrscheinlich haben die Javanen dasselbe von den Chi sen erhalten, wie auch der Name vermuthen läßt.

Da gerade die Musik eines Volks ein helles Licht auf seinen Culturstand wirft, und in ihren Tönen den Modificationen der Stimmung entspricht, welche unter eben diesem Volke gefunden werden, so mag es nicht uninteressant seyn, wenn ich die verschiedenen Instrumente der Javanen beschreibe, welche ich hier und später mehr im Innern des Landes sah. Brauche ich jedoch irgend einen musikalischen Kunstausdruck unrichtig, so möge mir der Leser gütigst verzeihen, denn ich bin nicht musikalisch. Außer dem Gong haben die Javanen noch einige ähnliche Instrumente, welche ebenfalls aus metallenen Becken bestehen und mit Hämmern geschlagen werden, nämlich das Ketuk und Kampul, welches aus kleineren Gongs besteht, die an einem Seile hängen, und das Kromo und Bonang, welches aus einer doppelten Reihe von kleinen Becken besteht, die auf einem hölzernen Gerüste geordnet sind. Der Ton beider Instrumentarten ist hell, sanft und eindringend, ähnlich dem Tone der Harmonika. Ein anderes Instrument, welches in seinem Bau einer Glasharmonika noch ähnlicher ist, wird Gambang genannt. Es besteht aus einer Anzahl Stäbe, welche auf einem hölzernen Kasten befestigt sind. Diese Stäbchen bestehen entweder aus Holz (Gambang-Kaju) oder aus Metall (Gambang-kanfu). In beiden Fällen wird das Instrument mit kleinen Hämmern gespielt. Eine dritte Art von Gambang ist vollkommener als die beiden genannten Arten und mit mehr Scharfsinn ausgedacht. Es besteht aus dünnen, metallenen Täfelchen, von welchen jedes auf zwei Darmsaiten ruht, die ebenfalls über einen Kasten ausgebreitet sind, jedoch so, daß diese Täfelchen die Ränder des Kastens nicht berühren. In diesem befindet sich unter jedem Täfelchen eine Büchse von hohlem Bambusholz, um den Ton der mit einem Hammer angeschlagenen Plättchen zu verstärken. Bei dem Regenten von Surabaya, welchem ich mich vorstellen ließ, sah ich ein solches Instrument von wahrhaft prachtvoller Arbeit, mit reichen Verzierungen von Gold und Silber. Trommeln bemerkte ich sehr viel bei den Festlichkeiten der Javanen, doch stehen dieselben sehr an Güte den europäischen nach. Gewöhnlich werden sie mit der Hand geschlagen, und ihr Ton ist matt.

Einen viel geringeren Grad von Kunstfertigkeit besitzen die Javanen in dem Anfertigen und Spielen der Blase- und Saiteninstrumente. Das älteste und roheste der ersteren ist das Angklong, welches man wenig in den europäischen Etablissements, häufig jedoch im Innern des Landes, und besonders in den Sunda-Districten sieht. Es besteht aus Büchsen von Bambusrohr, welche nebeneinander befestigt sind, und der Reihe nach in ihrer Länge abnehmen. Das ganze Instrument hat mit einer Panspföte Aehnlichkeit. Ein wunderbares Blasinstrument sah ich auf der Insel Madura. Es hatte mit einer Querpfeife Aehnlichkeit, war von vier Fuß Länge, und wurde zugleich von vier Maduresen gespielt. Seine Töne ähnelten denen der Hoboe. Auf der Insel Bali soll dieß Instrument sehr im Gebrauche seyn, und ist wahrscheinlich von den Bewohnern der Insel nach Madura gebracht worden. Das Ga-

*) S. Ausland Nr. 78. Märzheft 1839.

**) Tanzmädchen, Bajaderen.

ling und Serdum sind eine Art Flöten, das Gruni hat mit einer Trompete Aehnlichkeit. Doch haben die Javanen auch die gewöhnliche europäische Trompete, welche sie Nasiri oder Salompret nennen. Unter den Saiteninstrumenten verdient besonders das Tjalempung erwähnt zu werden, welches 10 bis 15 Saiten hat, und wie eine Harfe gespielt wird. Bei den vornehmen Javanen ist dieß Instrument besonders im Gebrauch. Das Trawangsa und Katjapie hat mit unserer Guitare Aehnlichkeit, doch kommen ihr beide Instrumente bei weitem nicht gleich, weder in Ansehung des Tons, noch der feinen Arbeit. Rabab ist eine Art Violine, welche von den Persern den Javanen überbracht worden ist. Sie hat zwei Saiten und wird mit einem Bogen gestrichen. Die Töne derselben sind hoch und oft sehr rein. Sie bildete gewöhnlich das Hauptinstrument in dem Orchester bei den dramatischen Vorstellungen der Eingebornen.

Ein großer Theil dieser beschriebenen Instrumente wird von den Javanen zu Orchestern (Gamalan) zusammengestellt, welche sowohl ihre Schauspiele als auch ihre Festlichkeiten verherrlichen. Für einzelne dieser Zusammenstellungen haben sie wieder besondere Namen. Am meisten Instrumente enthält das Gamalan Sakatin, welches nur bei hohen Feierlichkeiten benutzt wird. Die gewöhnliche Musik, welche fast bei allen Gelegenheiten erschallt, wird durch das Gamalan-Manggang hervorgebracht, welches mein javanischer Diener selbst gamalan kodok ugorek (Froschconcert) nannte. Diese Benennung war treffend, und zugleich der einzige Witz, welchen ich jemals von meinem Sidia hörte. Die Kriegsmusik wird Gamalan Sruning genannt.

Wie viel oder wie wenig von diesen Instrumenten die Javanen den Chinesen zu verdanken haben, kann ich nicht entscheiden. Besondere Instrumente, welche den letzteren auf Java eigenthümlich sind, habe ich nicht bemerkt. Die Javanen haben Talent für Musik, lieben dieselbe leidenschaftlich, und lernen auch leicht den Gebrauch der europäischen Instrumente. Fast jeder Gutsbesitzer hat seine Musikanten, welche immer nur aus Eingebornen bestehen, und oft ganz erträglich spielen. Die Fürsten und Vornehmen unter den Javanen haben gleichfalls ihr Orchester. Bei Gastmählern hatte ich nicht selten das Vergnügen, Stücke aus bekannten europäischen Opern ganz erträglich vortragen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Pholegandros,

auch wohl Polykandros genannt, ist, so wie das benachbarte Sikynos, eine dürre, felsige und kahle Insel, kaum eine Quadratmeile im Umfange haltend. Hin und wieder findet man noch ein wenig anbaubaren Boden, der in guten Jahren etwa fünffachen Ertrag liefert, und hinreicht für den Bedarf der Bevölkerung. Diese beträgt gegen 1200 Seelen, und wohnt beisammen in dem einzigen Dorfe, Kastron genannt, welches man auf der Insel findet, und welches auf einer steilen Anhöhe an der Nordküste liegt. Sie gehört zur orthodoxen Kirche.

Diese Insel hat keinen Hafen, sondern nur eine Rhede, im Südosten gelegen, welche ziemlich groß und sicher ist. Die Erzeugnisse des Bodens bestehen aus 12,000 Kilos Gerste, 2500 Kilos Weizen, 5000 Okas Oel, 150 Cantaros Baumwolle, 500 Cantaros Feigen, etwa 1000 Barils Wein, einigem Honig und Wachs. Der Viehstand ist von 200 Stück Hornvieh und 500 Esein für den Landbau, und etwa 2000 Schafen und Ziegen. Von letztern wird eine Anzahl als Schlachtvieh nach Santorin ausgeführt, wohin man auch bei guten Ernten den Ueberschuß des Getreides und etwas Wein verkauft. Hierauf beschränkt sich die ganze Ausfuhr von Pholegandros, wenn man nicht eine geringe Quantität baumwollene Strümpfe, Mützen, Handtücher und einige grobe wollene Zeuge mitrechnen will, welche die Weiber verfertigen und nach Santorin zum Verkauf schicken. Zwei kleine Kaiks nebst einem paar Fischerbooten bilden die ganze Marine der Insel. Einige Einwohner treiben auch noch einen geringen Handel mit Candia. Die Zehnten waren 1836 verpachtet für 4500 Drachmen; die Viehsteuer betrug 700 Drachmen, und der Ertrag der Zölle war so gering, daß er nicht einmal die Kosten des Zollpersonals deckte.

Das Klima ist auf Pholegandros sehr gesund, und die Einwohner erreichen hier ein hohes Alter. Es fehlt der Insel aber an süßem Wasser; nur in dem Dorfe gibt es einen guten Brunnen. Für den Volksunterricht hat man eine hellenische Schule.

Die Höhle, von welcher einige Reisebeschreiber so viel Schönes erzählen, befindet sich auf der Nordostküste, in der Mitte steiler Felsen, hoch über dem Meere, etwa eine Stunde von der Rhede entfernt. Von der Seeseite kann man sich ihr nur bei sehr stillem Wetter nähern; von der Landseite muß man auf einem sehr beschwerlichen Pfade zu ihr emporklimmen, und findet sich dann für seine Mühe nicht eben reichlich belohnt.

Antiquitäten findet man auf der Insel nicht; sie hat nur hie und da zerstreute Ueberreste von kleinen venetianischen Forts.

Miscellen.

Normännische Denkmäler in Brasilien. In der Sitzung der archäologischen Gesellschaft zu Kopenhagen am 16 Mai wurde ein Brief von Dr. Lund aus Brasilien vorgelesen, worin dieser gelehrte Geologe eine wichtige antiquarische Entdeckung ankündigt. Bei einer Nachgrabung in der Umgegend von Bahia fand er eine zerbrochene Steinplatte mit Runenschrift, aus der er trotz der Beschädigungen einige isländische Worte entzifferte. Alsbald ließ er die Nachgrabungen in allen Richtungen fortsetzen, und fand bald Fundamente von Häusern aus behauenen Steinen, die den im nördlichen Norwegen, in Island und im westlichen Grönland noch vorhandenen Ruinen ungemein gleichen; endlich fand er auch eine Statue des Thor mit allen ihren Attributen, dem Hammer, den Handschuhen und dem magischen Gürtel. Der Professor Rafn, Verfasser der Antiquitates Americanæ, erhielt den Auftrag, einen Bericht über diesen Brief abzustatten, der zu beweisen scheint, daß die nordischen Völker sogar im südlichen Amerika dauernde Niederlassungen gründeten.

Gasparines Mordmesser. Dieser Bandit, durch dessen Hand 45 Menschen fielen, und der sich im Gefängniß von Civita Vecchia befindet, hat sein Messer an einen Engländer um 500 Scudi verkauft, früher schon seinen Hut um 50 Louisd'or. Das erlöste Geld ist zum Unterhalt seiner Frau und Kinder bestimmt. (Voleur vom 31 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Junius 1840.

Der Sklavenhandel in Brasilien.

Hamburg, den 15 Mai 1840.

Den neuesten Nachrichten zufolge, welche von Angola über Lissabon gekommen sind, scheinen die Engländer sehr streng mit den brasilianischen und portugiesischen Schiffen zu verfahren, die sich an der afrikanischen Küste blicken lassen. Die brasilianische Regierung hat sich durch ihren Beitritt zur Unterdrückung des Sklavenhandels auf die edle Seite der Menschheit gestellt, und ist ihren Unterthanen um ein Jahrhundert vorangeschritten. Ob dieser Beitritt aus festen Grundsätzen, oder bloß in einem Augenblicke freisinniger Aufwallung geschehen ist, mag dahin gestellt bleiben; zwei Dinge aber hätten dem Scharfblicke der brasilianischen Minister nicht entgehen sollen: 1) die Sittenlosigkeit und Bestechlichkeit ihrer Unterbeamten, und 2) der unwiderstehliche Reiz eines großen Gewinnes, der durch das Verbot selbst gesteigert wurde. Die ungeheure Zunahme im Bedarfe der Colonialwaaren, der in den letzten 20 bis 25 Jahren um 60 Procent sich vermehrt hat, und die Gewißheit, daß Brasilien allein im Stande sey, diesem Bedarfe zu entsprechen, waren der Unterdrückung des Sklavenhandels schnurstracks entgegen. Ueberdieß mußten die brittischen Minister überzeugt seyn, daß man den dort lebenden Negern die Freiheit nicht schenken konnte; daß die Weißen, Creolen u. s. w. den Boden nicht bebauen können, und daß kein anderer Menschenstamm zur Arbeit unter dem lothrechten Strahle der Sonne geeignet ist, als der Neger. Was daher Jeder voraussehen konnte, der in Brasilien gewesen, ist geschehen. Der Beitritt zur Unterdrückung des Sklavenhandels besteht auf dem Papier, in der Wirklichkeit aber hat er sich seit 1820 verfünffacht!

In den Jahren 1817 bis 1820 konnte man den brasilianischen Sklavenverkehr auf 20,000 jährlich schätzen. Von 1820 bis 1825 wurden über 30,000 Neger von Afrika geholt, und vom 1 Julius 1827 bis 30 Junius 1830 kommen 49,646 auf Rio allein. Mit Inbegriff von Bahia, Pernambuco, Maranham und Para soll die gesammte Negereinfuhr (1830) in Brasilien 71,200 betragen haben. Seit dieser Zeit ist die brittische Regierung dem Sklavenhandel feindlich gegenüber getreten, und jetzt sollen statt 70,000 über 90,000 Neger in Afrika geholt werden. J. F. Burton ist sogar der Meinung, daß diese Zahl noch zu gering seyn dürfte, weil sehr wahrscheinlich auf einer so großen Küstenstrecke von 38 Breitegraden eine große Anzahl Sklaven, von den Haupthäfen des Landes entfernt, eingeschmuggelt werden; allein daran ist nicht zu denken, weil man sie in beliebiger Zahl nach den gewöhnlichen Märkten bringen kann. In der Nähe dieser Märkte werden Neger bisweilen auf Inseln und in besondern Schlupfwinkeln gelandet, wie z. B. auf Ilha grande, Ponta negra, San Sebastian unweit Rio, oder außerhalb von Bahia; allein nie wird es einem Sklavenhändler einfallen, eine Ladung Neger nach dem Mucuri, Rio das Lontas oder nach dem Hafen von Ilheos zu bringen, weil sie von hier weit nach den Hauptmärkten getrieben werden müßten. Dadurch würde die Waare ganz nutzlos vertheuert, weil die Reise auf einer so weiten Strecke durch die Küstenwälder in vielfacher Beziehung gefährlich, und aus guten Gründen nicht rathsam ist. Alle Sklavenhändler sind mit den brasilianischen Zollbeamten einverstanden, und weil diese Menschen, wie man in Brasilien sehr naiv sagt, ganze Ladungen verschlucken können (que podem engolar navios enteiros), so geht auch der Handel ohne Hinderniß seinen gewöhnlichen Gang. Sind die Neger entladen, so kommt das Schiff nach dem Hafen, wird als in Ballast von Afrika kommend declarirt, und der Capitän auf die Todtenliste gebracht.

Die Regierung von Brasilien hat also nichts weiter erzweckt, als daß sie ihre frühere Einnahme vom Sklavenhandel verloren hat, die man 1830 über 200,000 Gulden schätzte. Jetzt muß sie durch die Finger sehen, und bereut ihren Schritt. Ohne die Sklaveneinfuhr hätte Brasilien seinen jetzigen Zustand nicht erreicht. Gegen das Jahr 1817 hatte der Kaffeebau in Rio noch nicht lange bestanden, und im J. 1839 wurden schon 1,128,000 Centner ausgeführt! Die Zuckerausfuhr aus Brasilien wurde 1820 auf 750,000 Entr. berechnet, 1839 wird sie auf 1,500,000 Entr. angegeben! In Brasilien liegen noch 1500 Millionen Morgen unangebautes Land, — wer soll es bebauen? Die Europäer taugen nicht dazu, weil sie die Feldarbeiten zwi-

schen den Wendekreisen nicht ertragen können. Eben so wenig sind die Creolen dazu tauglich; sie sind an der Wiege schon erschöpft. Wollte man daher den Zucker- und Kaffeebau auf die Weißen übertragen, so müßte man nothwendigerweise die erste Generation abwarten, und hätte man sie abgewartet, so würde sie nichts leisten, weil der Einfluß des Klima's nicht zu besiegen ist. Nur die Neger bleiben in diesem Lande frisch und gesund. Selbst wenn sie erst kürzlich aus Afrika gekommen sind, und im Innern der Wälder zur Arbeit angehalten werden, sieht man nur wenig erkranken. Dieser Vortheile ungeachtet vermehrt sich die schwarze Bevölkerung doch nur durch frische Zufuhren; im Gegentheile wird der jährliche Abgang auf fünf Procent angeschlagen, was aber wahrscheinlich übertrieben ist. Dieser Abgang mag daher rühren, daß das männliche und weibliche Geschlecht in keinem richtigen Verhältnisse stehen, und daß durch Zufälle und Anstrengung viele Neger vor der Zeit erliegen. Im Jahre 1820 hat die schwarze Bevölkerung in Brasilien 1,878,500 Seelen betragen; 1835 gibt sie Burton nach amtlichen Angaben auf 2,100,000 an. Daraus ergibt sich bloß eine Vermehrung von 221,500 Seelen in einem Zeitraum von 15 Jahren, während die Einfuhr 600,000 betragen haben mag. Sind diese Zahlen richtig, so ist der Verlust auf die Einfuhr 1,03 Proc. jährlich, nebst dem ganzen Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen, wenn ein solcher vorhanden ist. Uebrigens wird auch unter der weißen und farbigen Bevölkerung keine erfreuliche Zunahme bemerkt. Von 1820 bis 1830 beträgt sie nur 1 Proc. jährlich, wenn man die Gesammtbevölkerung auf 5,500,000 als Mittelzahl zweier Angaben von 5,700,000 und 5,300,000 für das Jahr 1830 annimmt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika dagegen rechnet man die jährliche Zunahme der Schwarzen auf drei, und jene der Weißen, selbst in den Sklavenstaaten des Südens, im Durchschnitt auf zwei Procent. Für die Tropenländer hat die Natur den Neger, für die gemäßigten Himmelsstriche den Weißen bestimmt.

In ihrem gegenwärtigen Zustande erheischen Brasilien und Cuba einen jährlichen Zuwachs von 150,000 Negern. Der Sklavenhandel wird daher nie unterdrückt werden, wenn nicht die Sklaverei selbst überall aufgehoben wird, oder Europa auf 4,000,000 Ctr. Zucker und 1,500,000 Ctr. Kaffee verzichtet. Uebrigens arbeiten die Engländer selbst mit allem Eifer daran, den Sklavenhandel zu erhalten; denn in Manchester, Glasgow, Sheffield und Birmingham werden eine Menge Waaren verfertigt, welche für die afrikanische Küste bestimmt sind, und über Brasilien dahin gehen. Gesetzt aber, der Sklavenverkehr höre in Brasilien und den übrigen Theilen Amerika's ernstlich auf, was wird die Folge davon seyn? die Folge wird seyn, daß die Sklaverei und Bedrückung in Ostindien und Java nur noch größer werden dürften, als sie es jetzt schon sind, und daß die Europäer ihren Zucker und Kaffee, ihre Baumwolle und Gewürze noch lange hin aus Sklavenhänden empfangen werden. Die jetzige Zahl der Sklaven in Ostindien beträgt nach ziemlich genauer Schätzung wenigstens 12,000,000; theils sind es Sklaven von Geburt, theils werden eine Menge Kinder von ihren Eltern verkauft, theils sind es freiwillig gewordene Sklaven, die aus Mangel an Unterhalt sich selbst verkaufen mußten. In Carnatic, Mysor und Malabar ist ihre Zahl Legion, und während der Regenzeit kommen ganze Züge nach den Küsten herab, um dort verkauft zu werden. Dieser Handel wird aber unter den Augen der englischen Regierung betrieben, und obgleich man seit fünfundzwanzig Jahren dagegen geschrien und geschrieben hat, so ist doch noch nichts geschehen. Aus welchem Grunde wird er aber in Ostindien nicht verboten? Wahrscheinlich aus keinem andern, als weil das Interesse Englands dabei betheiligt ist. Der Anbau von Zucker und Kaffee ist bisher in Ostindien vernachlässigt worden, seit fünf bis sechs Jahren aber rührt man sich gewaltig. Im J. 1834 kamen nur 76,400 Ctr. Zucker aus Ostindien nach England, 1839 schon 520,000 Ctr. Man sage nicht, daß die Sklaven in Ostindien schonender behandelt werden, denn auch in Brasilien finden sie häufig unter den Creolen ein wahrhaft patriarchalisches Leben, und wer es gesehen, kann nur mit Wohlgefallen dieser Verhältnisse sich erinnern, obgleich der Gedanke an Sklaverei jeden bessern Eindruck wieder verscheucht.

Auch Holland ist der Unterdrückung des Sklavenhandels beigetreten; wenn er aber in Amerika nicht mehr betrieben wird, so scheint er doch in Asien nicht erstorben zu seyn. Handelsbriefe haben kürzlich gemeldet, daß man demnächst 2000 freiwillige Schwarze von Elmina erwarte, welche unter das Militär gesteckt werden sollen! Zunächst kann man die Frage aufwerfen, ob die Bewohner von Java besser als Sklaven sind? Es liegt mehr Ehre darin, den Baum umzuhauen, als ihn langsam seiner edelsten Säfte zu berauben: oder soll das Wort und nicht die That eine Bedeutung haben? Endlich blicke man nach Nordamerika, wo Sklaverei immer weiter um sich greift, und nimmt man alle diese Verhältnisse zusammen, so erscheint in Asien als Recht, was in Amerika, je nach der geographischen Breite, bald Recht, bald Unrecht ist. Dieselbe Nation gebietet hier so, dort anders; und seitdem man im englischen Oberhause der Opiumschmuggelei das Wort geführt, weil es das Interesse Englands erheische, muß man auch den Brasilianern das Recht einräumen, den Sklavenhandel zu treiben, weil offenbar ihr Interesse sehr dabei betheiligt ist. Es darf daher gar nicht befremden, wenn demnächst der Sklavenhandel durch Dampfkraft betrieben wird, und Hochdruckmaschinen dabei angewandt werden, um sechs bis sieben Stunden in Einer Stunde zu segeln. Zu den 15 Millionen bisher erhandelter Schwarzen werden alsdann noch andere 15 Millionen im Fluge geholt werden, die Ingenieure von Manchester und Liverpool werden die Sklavendampfschiffe bauen, Engländer werden sie führen, und noch obendrein die Kohlen dazu liefern. Von welcher Seite man auch diese Verhältnisse betrachtet, der Finsterniß ist kein Ende, die Gewinnsucht wird jede freudige Hoffnung immer vereiteln.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

(Fortsetzung.)

Hin und her strich ich durch das wüste Gedränge in dem chinesischen Kampong. Nur mit Mühe sonderte ich einzelne Bilder aus dem Ganzen, welches fast zu viel auf einmal darbot. Alle Sinne suchte ich anzuspannen, um nichts unbenutzt an mir vorübergehen zu lassen. Man hat wahrlich, wenn man in diesen Zonen reist, oft einen festen Vorsatz nöthig, um dieß auszuführen. Das Klima nimmt der Phantasie die warmen Farben, ihre Bilder werden deßhalb leicht unklar, verwirren sich und eine einzelne Gestalt reißt sich dann nur schwer aus dem großen, neuen Bilde los, welches mit einemmale dem erstaunten Auge des Fremden vorgehalten wird.

Vor einem chinesischen Schattenspiel (naijang) blieb ich stehen. Es war ein dichtes Gedränge vor dem Zelte, welches mit einem Vorhange von weißer Baumwolle versehen war, hinter welchem plumpe, schlechte Marionetten bewegt wurden, die ihre Schatten auf den Vorhang warfen. Die Figuren waren vielleicht zwei Fuß hoch und von einer unzierlichen Gestalt; ob ein Chinese oder Javane der Unternehmer dieses Spiels war, weiß ich nicht. Sehr häufig sah ich diese Schattenspiele auf Java, dessen Eingeborne dasselbe auch, wie Crawfurd behauptet, ursprünglich erfunden haben sollen. Schauspiele sind bei diesem Volke sehr beliebt und stehen im hohen Ansehen. Besonders nimmt der Dalang, welchen ich nur mit dem Barden der altgermanischen Völker vergleichen kann, einen bedeutenden Rang ein. Vor der Aufführung des Schattenspiels oder vor der Bewegung der Marionetten, welche sich auch oft in voller Beleuchtung zeigen, erklärt dieser, was dargestellt werden soll und theilt den Marionetten ihre Rollen zu; diesen selbst aber Worte in den Mund zu legen, wagt er nicht. In seiner ganzen Würde erscheint er jedoch in einer andern Art von Drama, dem Topeng. Dieses Topeng besteht mit dem Dalang gewöhnlich aus eilf Personen, von denen vier im Gamalan spielen und sechs maskirt sind, um als Schauspieler zu agiren. Im Vordergrund sitzt der Dalang und declamirt im singenden Tone einzelne Stücke aus der alten, zum Theil fabelhaften Geschichte Java's oder auch Hinduüberlieferungen aus dem Ramayana und Mahabarata. *) Hiernach übernehmen die Schauspieler ihre Rolle. Das Costume derselben ist gewöhnlich gut gewählt und entspricht vollkommen der Art der Darstellung. Doch sprechen sie wenig und dieß Wenige in unnatürlichen, unverständlichen Tönen. Ihre Darstellungen sind fast nur mimische; das Orchester fällt mitunter ein und füllt die Zwischenräume der einzelnen Acte. Eine Scenerie fehlt ihnen durchaus. Die Andacht und die Leidenschaft, mit welcher ich die Javanen dem Dalang lauschen sah, die tiefe Stille, welche die Vorstellung selbst begleitete, ist der Bewunderung ähnlich, welche wir in Europa einem ausgezeichneten Künstler auf der Bühne zollen. Die Gewohnheit hat für jede der genannten Arten der dramatischen Vorstellungen ziemlich fest den Cyklus bestimmt, dem sie ihre Sujets entnehmen. So gehören die Hindu-Sagen für das Schattenspiel und die Marionetten; ihre eigene traditionelle Geschichte wird gewöhnlich im Topeng vorgeführt, während sie noch außerdem in Possen (lingkah, gurauh) das gegenwärtige Leben häufig nicht ohne Witz darstellen. Eine besondere Fertigkeit besitzen sie, die Thiere ihrer Wälder durch Costume und Manieren zu copiren. Oft jedoch werden auch Affen und Hunde mit zu den Darstellungen benutzt.

Wenn nun auch sowohl die musikalischen als dramatischen Darstellungen dem gebildeten Europäer wenig zusagen, so geben doch die Javanen hiedurch eine Anlage zu erkennen, welche man leicht ausbilden und wodurch man nach und nach die Culturstufe, worauf sie jetzt noch stehen, bedeutend heben könnte. Bei feierlichen Gelegenheiten und auf besonderes Verlangen übernimmt der Dalang auch, ohne Theater, die Rolle des Declamators, und trägt Gedichte in einer Weise vor, welche mit unserm Recitativ übereinkommt.

Die Dichtstücke der Javanen sind zum Theil Romanzen, in welchen die Geschichte und Mythologie der Hindus besungen wird, zum Theil behandeln sie dieselben Gegenstände, welche unsrer Poesie anheim fallen, als Krieg, Liebe, Sehnsucht u. s. w. Außerdem findet man freie Uebersetzungen aus dem Ramayana und Bratayuda in das heutige Javanische. Zum Theil besitzen diese den Vorzug vor dem Originale, daß ihnen die gränzenlose Weitschweifigkeit des letztern abgeht. Eine kleine Probe aus der javanischen Uebersetzung der Epopöe Maha-Bharata, in welcher bekanntlich der Krieg der Kurus und Pandus, zweier Aeste des Bharat, *) eines berühmten Königs der Hindus, besungen wird, will ich als Beispiel mittheilen: „der Anfall des Königs von Awanga war der Alles besiegenden Fluth gleich. Tosend nahten sich die Banden der Pandus, sie trafen mit dem Karna zusammen. Ihre Feldherren beleben den Muth und die Tapferkeit, um den feindlichen Andrang auszuhalten, aber ihre dicht gedrängten Glieder werden über den Haufen gestürzt und durch die Hufe der muthigen Pferde zertreten. Sein Wagen rollt fort mit donnerndem Geräusch der Schnelle von Garudo gleich. Nach allen Seiten fliegen seine Pfeile und wechseln ab mit den Blitzstrahlen, welche er auf sie schleudert. Seine Pfeile stürzen wie ein Sturzregen durch den Sturm getrieben auf den Feind und sinken unaufhaltsam auf ihn herab; umzingelt und zerschmettert sinken die Pandus nieder. Die Wuth zerfleischt Karna. Die Hunderte der Pandus schlossen verzweifelnd von neuem ihre Glieder, versuchten von neuem den Anfall, sie flohen aber wiederum, wurden auseinander getrieben, unter die Füße getreten, zerstreut, als risse sie ein gewaltiger Bergstrom mit sich fort. Indessen nahten sich die Kurawa's mit einem Siegesgeschrei gleich dem Tosen des Sturms oder gleich einer niederstürzenden Fluth u. s. w."

*) Mahabarata ist bekannter unter dem Namen Bratayuda oder Krieg von Barat.

*) Bharat oder Bherrt, Duschamantas Sohn, war einer der glorreichsten Könige Indiens. In den Sanskritbüchern wird deßhalb Indien nach ihm Bharatlath oder Bherrtwarsch, das Land Bherrts genannt.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Amerika.

(Nach Cyrill.)

Als der unerschrockene Magellan die von ihm entdeckte Meerenge durchfuhr, schloß er aus verschiedenen Umständen, daß das ihm zur Linken liegende Feuerland genannte Land von vielen Meeresarmen durchschnitten seyn müsse; verschiedene in diesen Seestrichen angestellte Nachforschungen bestätigten die Richtigkeit seiner Annahme; sie wurde aber durch King, der in den Jahren 1826 bis 1856 jene Gegenden untersuchte und eine große Anzahl von Positionen bestimmte, vollkommen berichtigt. Von den das Feuerland durchschneidenden Meeresarmen liegt der südlichste beinahe in paralleler Richtung mit dem Aequator; östlich findet man deren weit weniger als westlich, wo die Küsten, wie auch die ganze Länge des amerikanischen Continents und die nordwestliche Westküste Norwegens von einer Menge kleiner Inseln umgeben sind. Nördlich von der Meerenge bietet die Küste von Patagonien in einer sehr weiten Strecke hin denselben Anblick; das berühmte Cap Victoire, das nach dem Schiffe, auf welchem Magellan fuhr, benannt ist, liegt an der äußersten Spitze einer kleinen Insel. Die Arbeit Hrn. Kings und Hrn. Fitzroy's, Capitäns des zweiten Schiffes der Expedition, umfaßt die Küsten von Chili und Peru, welche dadurch einen ganz neuen Umriß erhielten.

Aus den Nachforschungen des Hrn. Pentland im Jahre 1825 im Innern des Continents hat man ersehen, daß der Gipfel des Illimani und des Sorata in dem östlichen Zweige der Anden eine Höhe, und zwar der erstere von 7515, der zweite von 7696 Metres habe; hienach sind dieselben höher als der Chimboraço, der bisher für den höchsten Berg Amerika's galt. Hr. Pentland hat später mit Hrn. Bowring eine Untersuchung des Titicaca-Sees vorgenommen; ungeheure Ruinen von alten peruanischen Denkmälern, besonders von Gräbern, in einer Höhe von 11,000 Fuß beweisen, daß ehedem eine sehr zahlreiche und sehr thätige Bevölkerung in jenen hochgelegenen Gegenden hauste.

Hr. A. d'Orbigny, der in den Jahren 1827 bis 1832 diese Gegenden sowohl mit Rücksicht auf Geographie als Naturgeschichte bereiste, hat dieselben Bemerkungen gemacht. Er drang mit seinen Forschungen im Süden in den Pampas nach Patagonien, und in die Gebirge und Ebenen, welche die Anden von Brasilien trennen, bis zu den Ufern des Paraguay und des Mamore, der in Verbindung mit dem Guapore den obern Lauf des Madera, eines der Hauptzuflüsse des Amazonenstromes, bildet. Vier Jahre lang durchforschte er das Gebiet von Bolivia in allen Richtungen.

Um dieselbe Zeit untersuchte Hr. Pöppig, ein deutscher Naturforscher, mit vielem Eifer das südliche Chili, und gelangte von da zur See nach Peru; hierauf ging er in nordöstlicher Richtung von Lima aus, überstieg die westlichen Anden in der Provinz Ober-Maynas, ging dann herab in die Provinz Tarma, von da über die östlichen Anden und verfolgte den Lauf des Huallagua bis zum Amazonenstrom, der ihn in den Ocean führte.

Dieselbe Reise war früher von Hrn. Lister Maw, einem englischen Officier, gemacht worden; ebenso machten die HH. J. Smith und J. Lowe, gleichfalls Marineofficiere, in den Jahren 1834 und 1835 eine ähnliche Reise; dem Laufe des Huallagua folgten sie jedoch nur bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Chipurana; von da kamen sie nach der Mission von Sarayaku am Ucajali, und verfolgten den Lauf dieses großen Stromes bis in den Amazonenstrom. An dem Vereinigungspunkt dieser beiden Ströme erreicht das Senkblei den Grund nicht; die Strömung hat eine Schnelligkeit von 5 bis 4 Meilen in der Stunde.

Die Beobachtungen dieser Reisenden haben die Mittel zur Berichtigung des Laufes des Amazonenstromes an mehrern Stellen der Karten geliefert; das Becken dieses Flusses ist so unermeßlich, seine Nebenflüsse durchströmen eine solche Masse noch wenig bekannter Länder, daß es noch lange Zeit dauern wird, bis die Forscher alles ihn Betreffende vollständig anzugeben im Stande seyn werden.

Von denen, die dessen Untersuchung in neuerer Zeit unternahmen, gelangten die HH. Spix und Martius, bayerische Naturforscher, an dessen Ufer, nachdem sie in den Jahren 1817 bis 1820 einen Theil des Innern von Brasilien von Rio-Janeiro bis Maranhao und Para durchreist hatten; von da fuhren sie den Amazonenstrom aufwärts bis zu den Gränzen des brasilianischen Reichs, liefen in den Rio-Negro, einen seiner linken Nebenflüsse, ein, und kamen dann gegen den Ocean zurück.

Hr. A. de St. Hilaire reiste in den Jahren 1816 bis 1822 im Innern von Brasilien und den Missionen am Paraguay; er sah Rio-Janeiro, Goyaz, die Provinz Minas, die von St. Paul, und verfolgte die Küste bis zum Rio de la Plata: man hat somit durch ihn vom ganzen südlichen Brasilien Kunde erhalten.

Im Jahre 1827 durchzog Hr. Langsdorff das Gebiet von Rio-Janeiro nach Matogrosso an den Gränzen Bolivia's, und kam auf den Zuflüssen des Rio-Tapupes in den Amazonenstrom.

Hr. v. Eschwege richtete seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Provinzen von Minas, auf die von Rio-Janeiro und Alta Grande. Walsh verfolgte in den Jahren 1828 bis 1829 denselben Weg. Im Jahre 1858 und 1859 drang Hr. Guillemin über die Provinz St. Paul hinaus. Der Prinz Maximilian von Neuwied besuchte die Küstengegenden und einen Theil des Innern von Rio-Janeiro bis Bahia. Koster begab sich von Pernambuk aus in das Innere. Die Bemühungen dieser Europäer eben unsere Kenntnisse über ein Reich, dessen Oberfläche drei Viertheile von der Europa's beträgt, um Vieles bereichert: der Vicеadmiral Hr. Rousin hat mit der Genauigkeit, mit der unsere Marineofficiere bei allen ihren Unternehmungen zu Werke gehen, die Küsten untersucht.

(Fortsezung folgt.)

Miscellen.

Alte Münzen in England. In dem Districte von Cuerdale am Ufer des Ribblefluß fanden Arbeiter, die den Uferbau ausbesserten, eine hieieren Kiste mit Münzen, Silberbarren und Silberschmuck. Die Zahl der Münzen soll 10,000 betragen und 290 Unzen wiegen, das übrige Silber noch 750 Unzen weiter. Die Münzen sind meist von Ethelred, Alfred und Edward dem Aeltern, die jüngsten von diesem letztern, der im Jahre 925 starb. Die Antiquare wühlen den ganzen benachbarten Boden um, in der Hoffnung, noch mehr zu finden, und der Fund ist auch in antiquarischer Hinsicht wichtig genug. (Angl. Bl.)

Der italienische Naturforscherverein soll vom 15 bis 30 September zu Turin stattfinden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1840.

Beludschistan.

(Mit einer Karte.)

1. Das Land und seine Bewohner.

Beludschistan ist in neuerer Zeit ein sehr wichtiges Land geworden, das wir leider noch höchst unvollständig kennen. Zwar haben in neuerer Zeit wiederholt brittische Officiere einige Theile des Landes bereist, von ihren Beobachtungen aber ist mit Ausnahme des Berichts über die unbedeutende Provinz Las (s. Nr. 147 bis 150) noch sehr wenig zu Tage gekommen, und Pottingers Reise im Jahre 1810 bleibt nahezu fast alles, was darüber in neuerer Zeit bekannt geworden ist. Wichtig ist es aber, dieß Land kennen zu lernen, weil die Engländer durch die Eroberung von Sind, was seit vielen Jahrhunderten fast immer eine Dependenz von Beludschistan war, mit diesem merkwürdigen Volke in mannichfachen, bis jetzt beinahe nur feindlichen Verkehr gekommen sind, aber wie es scheint emsig daran arbeiten, dieses kühne Volk für sich zu gewinnen.

Beludschistan macht den südöstlichen Theil des Gebirges aus, welches das Plateau von Iran einschließt. Zwischen 30° u. 31° N. B. stoßen die Beludschen an die Afghanen, und die Gebirge Beludschistans und Afghanistans hängen zusammen. Von 30° an ziehen sich die erstern herab gegen die Meeresküste, wenden sich dann westwärts dem Meere entlang, bis Cap Djask (57° 55′ ö. L. v. Gr.), nehmen aber schon zwischen 60° u. 61° ö. L. zugleich eine Richtung gegen Norden. Dieser Vorsprung des Gebirges setzt sich in geringer Höhe nordwärts fort und scheidet die westliche und östliche Sandwüste Persiens. Das Heimathland der Beludschen ist demnach der Halbkreis, der von dem Randgebirge Irans zwischen 30° u. 25° N. B. und 60° bis 68° O. L. v. Gr. gebildet wird und dessen Sehne der 30° N. B. bildet. Die zwischen den beiden Gebirgsästen liegende Sandebene führt auch gewöhnlich nur den Namen „Wüste von Beludschistan," läuft gegen den Hilmend aus, und stößt an die Wüste von Sistan oder Sedschestan. Die Gebirge, welche von Khelat westwärts sehr rasch und in Terrassen abfallen, heben sich, wenn man die Sandebenen durchzogen hat, gleichfalls ziemlich schnell, jedoch wie es scheint, nicht terrassenförmig, wenigstens erwähnt Pottinger nichts hievon.

Das Gebirge, welches von der Provinz Las bis nach Afghanistan sich hinaufzieht, und gleich am Cap Mowari oder Monze (25° N. B.) sich schroff erhebt, ist die eigentliche Wurzel aller übrigen. Pottinger nennt sie die Brahuikette, weil sie größtentheils von Brahuis bewohnt ist. Sie läuft zuerst 20 geogr. Meilen weit nordöstlich, und sendet hier einen Arm aus, dessen Fuß vom Indus bei Sihwen bespült wird. Die Hauptkette läuft von diesem Punkt (von 25° 45′ N. B.) bis zu 30 gerade gegen Norden, und schlägt dann wieder ihre ursprüngliche, nordöstliche Richtung ein, nimmt nun aber an Umfang und Höhe so rasch ab, daß sie auf einer Strecke von 9 geogr. M. zu gleichem Niveau mit den Bergen herabsinkt, die von den Kakers und andern Afghanenstämmen bewohnt sind. Das Plateau von Kelat (29° N. B.) scheint der höchste Theil, indem Pottinger die Höhe desselben auf 8000 Fuß schätzt. Es fällt im Osten gegen Ketsch Gondawa, im Westen gegen Nuschki zur großen Sandwüste in den steilsten Stufen hinab; Nuschki, nur etwa 15 Meilen von Kelat gegen Nordwesten entfernt, soll bereits um 7000 Fuß niedriger liegen, was aber wohl zu viel ist. Von dem Plateau von Kelat an breitet sich Beludschistan nach Südwesten in immer wärmer werdenden Landschaften mit einer Menge paralleler Bergzüge und untergeordneter Höhen aus, die sich mitunter zu Schneegipfeln erheben, und im Westen an die Gebirge von Kirman und Farsistan anschließen. Ueber das Bergland Kohistan braucht Pottinger den merkwürdigen Ausdruck: „diejenigen Berge, welche westlich von Mekran entspringen, finden in ihrer ursprünglichen Richtung keinen Ausgang, wenden sich zurück (recoil) zu ihrer Hauptmasse, und häufen sich hier zusammen in eine sehr confuse Masse, und diese ist es, welche von den eingebornen Beludschen mit dem besondern Namen „Bergland" bezeichnet wird." Von den südlichen Ketten wissen wir sehr wenig, um so mehr, als die Zahl der Städte und Dörfer klein ist, und die Mehrzahl des Volks wandernd umherzieht.

Pottinger theilt das Land folgendermaßen ein: 1) die Provinzen Jhalawan und Suruwan mit dem District von Khelat; diese umfassen den von Beludschen und Brahuis bewohnten Theil

des indopersischen Gränzgebirges, das im Norden mehr unter dem Namen der Solimanskette bekannt ist, wo der weiße Berg, Suffaid oder Sefid Koh*) emporragt. 2) Die Provinzen Mekran und Lus. Diese umfassen hauptsächlich den Küstensaum, dessen Bevölkerung von den in den Bergen wohnenden Beludschen wesentlich verschieden ist. Der Name Lus lautet bei einigen orientalischen Schriftstellern auch Lukh oder Lukhi, **) woraus man dann die Benennung Luhki-Berge gebildet hat; Lukh bedeutet aber in der Beludschen-Mundart einen Bergpaß, der das tiefere Land öffnet, und da dieß mit dem Terrain zusammenstimmt, indem die Provinz Lus den Weg in das Tiefland am Meere öffnet, so mag wohl der Name daher entstanden seyn. 3) Die Provinz Ketsch Gondawa. Dieß ist das Land von Schikarpur und Larkhana (am Indus) gegen Norden, und scheint ein allmählich von den Beludschen und Brahuis erobertes Land zu seyn. 4) Kohistan, Bergland, bezeichnet den oben erwähnten Vorsprung des Gebirges in die Sandwüste Persiens hinein, die dadurch in die östliche und westliche getheilt wird. 5) Die Wüste, d. h. der tief liegende Landstrich zwischen dem indopersischen Gebirge und dem eben genannten Kohistan gegen den Hilmend hin. 6) Sind, oder das Land des untern Induslaufes, das in den letzten Jahrhunderten völlig in die Hände der Beludschen gerathen ist, und auch durch eine Beludschenfamilie beherrscht wird. Dieß sind die oft erwähnten Amirs von Sind, die neuerlich durch die Engländer gedemüthigt wurden.***)

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

(Schluß.)

Im Ganzen sind die Uebersetzungen der Ramayana schwächer und unwichtiger, als die von Bratayuda, wovon ich hier nur auch noch ein kurzes Beispiel anführen will. Es beschreibt den Zustand des Riesen von Ceylon, Rowana, nach dem Tode seiner Söhne. „Der Fürst war auf dem höchsten Gipfel der Wuth, er nagte an seinem Bart, sein Gesicht war erhitzt, und seine Brust roth, gleich der Warawari-Blume; feuchter Schweiß drang aus seinem Körper, seine Lippen zitterten, und seine zusammengezogenen Augenlieder drückten den heftigsten Schmerz aus. Seine Wuth glich der eines Mannes, welcher einen Unschuldigen ermordet hat. Er entfloh der Erde und nahm seine Flucht mit der Schnelligkeit eines Falken, welcher auf seine Beute niederstürzt, nach den Gegenden über den Wolken. In dem stürmischen Drang Rache zu nehmen wegen des Todes seiner Söhne, griff sein Verlangen vor in die Zukunft; seinen Feind glaubte er vor sich zu sehen. Seine Brust schwoll vor Freude, welche er durch einen lauten Schrei zu erkennen gab. Er forderte alle seine Feinde zum Kampf, um sie alle zumal zu bestreiten.“ Wer denkt hier nicht unwillkürlich an Homer und Ossian? Das, was wir gewöhnlich orientalische Poesie nennen, wird weniger durch das Vaterland, als durch das Alter hervorgebracht. Es gehört allen Nationen zu. Die alten Werke der orientalischen wie occidentalischen Dichter zeigen dasselbe Colorit, denselben Ton, mit nur geringen Abänderungen. Der Mangel eigenthümlicher Benennungen der Gegenstände und der Einfluß der Phantasie und Leidenschaft gab ihren Dichtwerken ihre Eigenthümlichkeit. Der Hang zum Uebertriebenen bewirkte, daß sie jeden Gegenstand mit den wärmsten Farben ausmalten. Die alten Gedichte eines Volks sind wichtiger, als seine alte Geschichte. Die letztere unterrichtet nie gründlich, wenn sie einen entfernten, dunklen Zeitraum behandelt; die menschlichen Sitten aber sind in jedem Alter der Gesellschaft ein anziehender Gegenstand, und eben diese nebst der Geschichte der menschlichen Einbildungskraft und Leidenschaft führt uns die Poesie jener Völker vor.

Der Javane ist der Regel nach nicht poetisch, nichtsdestoweniger jedoch findet man hin und wieder Gedichte, welche, wenn sie auch keinen großen poetischen Werth haben, doch aus den genannten Gründen die Aufmerksamkeit erregen. Seine eigenthümlichen Dichtstücke haben keinen Reim, aber ein Sylbenmaaß, welches durchaus dem Inhalte angemessen ist, und deßhalb zu Zeiten in einem und demselben Gedichte wechselt. Außerdem besitzen sie noch eine Art der Assonanz, welche durch ein regelmäßiges Wiederkehren des Vocals in der Schlußsylbe jedes Verses hervorgebracht wird. Jede Veränderung des Maaßes hat einen eigenen Namen. Das Metrum des folgenden Gedichtes wird Pangkur madengdo genannt. Das Gedicht selbst enthält die Schilderung eines Gefechtes. Ich füge den ersten Vers des Originals hier bei, um den Leser, dem ich ein Beispiel der javanischen Poesie gebe, auch zugleich mit den Tönen dieser Sprache und der äußeren Form der Gedichte bekannt zu machen. Da wir keine javanischen Typen haben, so habe ich lateinische gewählt, und die Worte so geschrieben, wie sie auf Java ausgesprochen werden.

Ramening prang, hudhiro lir lepen benno,	Assonanz in		o oder a,	12 Sylben.
Tan buth musuh pri badhi,	—	i —		7 —
Lir gaba nginteran,	—	a —	o	6 —
Bame habilulungngan,	—	a —		7 —
Hlawor pangkriki turanggi,	—	i —		8 —
Watang kang rempak,	—	a —		5 —
Lir sarah huneng wari,	—	i —		7 —

Der Streit war heftig, das Blut floß wie ein geschwollener Strom,
Die Feinde erkannten sich selbst nicht.
Sie waren wie auseinander fliegende Körner,
Dicht auf einander gedrängt.

---

*) In der Puschtusprache Spin ghur. Spin ist das afghanisch gemodelte Wort für sapid; eben so entspricht Ghur dem koh, nur hat es die harte r-Endung. Dieses Wort Ghur kommt in Nordindien unzähligemal vor, überall wo Afghanen sich angesiedelt, und bedeutet namentlich Bergveste.

**) Auf unserer Karte Les, was Tiefland bezeichnen soll; dieß scheint aber entschieden unrichtig.

***) S. Zug gegen Afghanistan. Ausland 1839, Nr. 247.

des indoperſiſ
Namen der S
oder Sefid Ko
Lus. Dieſe
Bevölkerung
weſentlich ve
orientaliſchen
aus man da
Luth bedeute
paß, der da
Terrain zuſar
das Tiefland
her entſtande
Dieß iſt das
gegen Norden
und Brahuis
land, bezeich
in die Sandn
und weſtliche
liegende Lan
dem eben ge
Sind, oder
letzten Jahrhu
then iſt, und
Dieß ſind die
durch die Engl

Mittheilun

Im Gan
cher und unw
nur auch noch
den Zuſtand de
ſeiner Söhne.
Muth, er nag
ſeine Bruſt ro
drang aus ſei
zuſammengezo
aus. Seine
ſchuldigen erm
Flucht mit de
Beute niederſti

*) In der Pu
gemodelte W
hat es die
indien unzä
und bedeute
**) Auf unſer
ſcheint aber
***) S. Zug

Damit mengte ſich das Wiehern der Pferde;
Lanzen, brechend
Wie Stroh, trieben auf dem Waſſer wie Späne.

Dicht an einander gedrängt wich keiner zurück,
Kein Geſchütz konnte donnern;
Es war nur ein Ringen;
Wer es anhielt, ſank ermattet nieder.
Dicht auf einander gedrängt ſtanden die Schaaren
Das Volk von Oſten
Wird nimmer erſchüttert durch Schreck.

Man hörte ein Toſen, als erzitterte die Welt,
Der Geſchützdonner klang,
Das Knattern der Lanzen,
Gleich Baumſtämmen, welche von einander geriſſen werden,
Vermiſchte ſich mit dem Kriegsgeſchrei.
Wie ein Gebirge, welches zuſammenſtürzt,
Donnerten die Geſchütze.

Der Streit war heftig, das Blut floß wie ein geſchwollener Strom,
Die Becken *) klangen nicht mehr, ſie trieben umher
Wie Schildkröten auf dem Sumpfe,
Kleider, Lanzen wie Späne,
Wie Steine, welche der Elephant zertrümmert,
Kleider trieben
Wie Pflanzen auf dem Waſſer.

Der Streit war heftig, das Blut floß wie ein geſchwollener Strom,
Die Leichen thürmten ſich auf einander.
Den Tigern gleich
Mordete das Volk von Tuban,
Wer getroffen wurde, verſank im Tode.
Das Volk von Oſten
Hatte viele mit Wunden.

Man erblickte wie Hügel
Die Haufen der Leichen vor dem Auge,
Andere, welche angefallen wurden,
Fielen wieder heftig an,
Andere kamen in dem Waſſer um;
Die Beweinten wurden
Durch ihre Freunde hinweg getragen.

Dieſe wörtliche Ueberſetzung zeigt eine Schilderung des Kampfes, die der, welcher die Art in Indien Kriege zu führen kennt, gewiß lebendig, natürlich und nicht unpoetiſch finden wird. Die Nothwendigkeit, das Maaß neben der Aſſonanz ſtreng zu beachten, macht die javaniſche Poeſie zu einer ſchwierigen Kunſt. Allein den vielen Veränderungen der Worte, welche die Euphonie erlaubt, iſt es zuzuſchreiben, daß überhaupt dieſe Schwierigkeit überwunden werden kann. Durch den ganzen Text des Originals iſt die Sylbenzahl ſowohl, als auch die Aſſonanz ſtreng gewahrt, ſo wie ich ſie bei der erſten Strophe bemerkte. Doch ein andermal mehr über dieſen Gegenſtand.

*) Dieſe Becken ſind die oben beſchriebenen Gongs.

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Sikynos.

Dieſe ſehr wüſte und felſige Inſel iſt mit Bergen überdeckt, welche viel Eiſenerz enthalten, und hat nur eine Oberfläche von ½ Quadratmeile. — Sie hat weder Hafen noch Rhede, denn die einzige Stelle an der Südweſtſeite, wo man ſich der ſteilen Küſte nähern kann, iſt gar nicht ſicher. Sie iſt daher auch nur ſpärlich bevölkert; etwa 700 Einwohner in 170 Familien vertheilt und alle zur griechiſchen Kirche gehörig, wohnen in einem kleinen Ort auf einem hohen Berge; auf deſſen Gipfel ein kleines altes Fort ſteht. Dieß iſt das einzige Dorf auf der Inſel.

Dem nicht ſehr dankbaren Boden, welcher bei einem guten Gewächs kaum das fünfte Korn zurückgibt, entwuchern die Einwohner etwa 5000 Kilos Gerſte, die aber für den eigenen Bedarf nicht hinreichen; 5000 Kilos werden eingeführt, und hauptſächlich bezahlt mit den 1500 bis 2000 Barils ziemlich gutem, aber ſchwerem Wein, welchen man in Nauplia, dem Piräus und andern Häfen des Feſtlandes zu verkaufen ſucht. In frühern Zeiten, wo dieſe Inſel *Ophiuſa*, oder das Weineiland, hieß, muß der Weinſtock beſſer auf ihr geblüht haben, als gegenwärtig. Ferner gewinnt man Honig, Wachs, Oel und Baumwolle, aber nicht in hinreichender Quantität, um davon etwas ausführen zu können.

Das ſehr geringe Quantum an Manufacturen, welches man braucht, ſo wie die übrigen unbedeutenden Bedürfniſſe, werden von Syra oder Santorin geholt, wofür man zwei kleine Kails beſitzt, das einzige Mittel, um die Gemeinſchaft mit der übrigen Welt einigermaßen zu unterhalten.

An Vieh beſitzt man 2000 Schafe und Ziegen, nebſt gegen 100 Stück Hornvieh und Eſeln für den Landbau, dem einzigen Erwerbszweig der Einwohner. Die Viehſteuer betrug 200 Drachmen; die Zehnten waren für 3500 Drachmen verpachtet, und die Zölle beliefen ſich auf 5 bis 600 Drachmen im Jahre.

Auf Sikynos gibt es wenig Wild; auch der Fiſchfang iſt unergiebig. Das Klima iſt ſehr geſund, und endemiſche Krankheiten ſind unbekannt. — Der Volksunterricht iſt gänzlich vernachläſſigt; weder Schule noch Lehrer ſind vorhanden. Alterthümer gibt es hier nicht.

Auf der zwiſchen Sikynos und Pholegandros gelegenen Inſel Karlotyſſa ſteht eine der Panagia oder heiligen Jungfrau gewidmete Kirche, welche den Vorüberfahrenden eine beſondere Ehrfurcht einzuflößen ſcheint. Uebrigens iſt die Inſel ganz unbewohnt, und die Bewohner von Pholegandros ſchicken von Zeit zu Zeit ihr Vieh dorthin auf die Weide.

Ueberſicht der neuern geographiſchen Entdeckungen.

Amerika.

(Fortſetzung.)

Hr. de Bauve und Hr. Leprieur haben Reiſen in das Innere des franzöſiſchen Guiana's gemacht, indem ſie auf den Flüſſen dieſes Landes bis in die auf den heutigen Tag am wenigſten beſuchten Theile aufwärts fuhren.

In dem britiſchen Guiana unterſuchte Hr. Schomburg im Jahre 1837 den Corentyn und den Berbice; hierauf befuhr er den Eſſequibo

bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Ruyununy, und gelangte auf dem Reva und Quitaro, die sich in den obigen ergießen, bis zu 2° 51′ N. B.; auf seiner frühern Expedition war er nicht so weit gekommen. Er ging unter dem 61° 41′ W. L. über den Aequator, und rückte bis zum 2° S. B. vor. Von da kam er nach Pirara zurück, passirte die Gränze Brasiliens und gelangte zum Fort San Joaquim. Er fuhr den Rio-Branco eine Strecke von 30 Meilen abwärts und untersuchte die an seinem östlichen oder linken Ufer gelegene Bergkette Karuma. In Pirara wieder angelangt, ging er in nordwestlicher Richtung über die Paracaraima-Berge bis zur Quelle des Carumi, und den aus Sandstein bestehenden und wegen ihrer abgeplatteten Gipfel merkwürdigen Rorima-Bergen. Nach seinen letzten Briefen vom Ende des Jahres 1838 hat er den Plan, sich westlich bis zur Quelle des Orinoco zu begeben, und auf diesem Flusse bis Esmeralda herabzufahren, *) von da über die Gebirgskette zu gehen, welche sein Becken von dem des Amazonenstromes trennen; ferner den Lauf des Padaviel bis Thomar zu verfolgen, und nach Pirara und von da nach Demerary zurückzukehren. Die Arbeiten dieses Reisenden haben sich den vollkommenen Beifall Hrn. v. Humboldts erworben; der letzte von ihm beabsichtigte Ausflug wird ihm den Vortheil gewähren, seine Beobachtungen mit denen dieses berühmten Gelehrten zu Esmeralda am Orinoco, einer Lage, die sich bereits durch ähnliche Operationen an die von Guayaquil anschließt, zu vereinigen; man wird dadurch ein sicheres Mittel erhalten, die wirkliche Breite des südlichen Continents von Amerika zwischen Guayaquil am stillen und Demerary am atlantischen Ocean bestimmen zu können.

Die Felsengebirge in den Vereinigten Staaten von Nordamerika waren bis zum Jahre 1819 von wissenschaftlichen Männern nicht besucht worden; in diesem Jahre beauftragte die Centralregierung den Major Long mit der Untersuchung derselben. Durch diese im Jahre 1820 beendigte Expedition wurde man nicht allein mit dieser Gebirgskette, die man als eine Verlängerung der Anden betrachten kann, sondern auch mit dem ganzen Landstrich, der sich von Pittsburg in Pennsylvanien bis zu ihrem Fuße hin ausdehnt, bekannt. Ihre Richtung geht im Allgemeinen von Nordnordost nach Südsüdwest. Ihre Breite wechselt zwischen 50 und 100 Meilen; sie erheben sich schroff aus der östlich von ihnen gelegenen weiten Ebene. Auf ihrer Höhe ragen sehr hohe Pics hervor. Man wird sie in östlicher Richtung in einer Entfernung von mehr als 100 Meilen gewahr. Die höchsten Punkte sind mit ewigem Schnee, der ihnen aus der Ferne einen lichten, sogar glänzenden Schein verleiht, bedeckt; deßhalb haben sie auch den Namen shining-mountains (glänzende Berge) erhalten. Sie liegen zwischen 38° 30′ und 66° N. B.; der im Gebiete der Vereinigten Staaten untersuchte Theil hört unter 46° N. B. auf. Ihre Höhe beträgt im Durchschnitt 1000 Metres; der Pic Long (40° N. 108° 26′ W.) ist 15,000 englische Fuß hoch. Der etwas mehr südlich gelegene Pic James liegt 8500 Fuß über der Ebene. Sie bestehen aus Urfelsen, ihr Anblick ist ungleich und zackig; die Seiten derselben sind theilweise mit Fichten und Eichen, theils mit großen Wachholderstauden und Stechginster bewachsen. Aus ihrer östlichen Seite entsenden sie mehrere Flüsse, unter andern die, welche vereint den Missouri bilden, alle aber ergießen sich in den Mississippi. Die auf dem westlichen Abhange entspringenden strömen dem Golf von Californien zu, oder vereinigen sich mit dem in den großen Ocean fallenden Columbia; der Lauf einzelner derselben, die sich unmittelbar in den großen Ocean ergießen, ist noch sehr unvollständig bekannt; im Allgemeinen fehlt es uns noch an bestimmten Berichten über das westlich von diesen Bergen und der ihnen parallel laufenden Sierra Verde gelegene Land.

Man hat sich überzeugt, daß der Undjigah oder Friedensfluß, der die Felsengebirge unter 56° durchschneidet, sich in die Seen der unermeßlichen östlich gelegenen Gegend, und nachdem er mehrere derselben durchströmt und seinen Namen geändert, endlich unter dem Namen Mackenziefluß ins Meer ergießt.

Durch die Expedition des Major Long hat man wichtige nähere Angaben über das große Thal oder Becken des Mississippi erhalten; obwohl dasselbe von unterrichteten Männern in verschiedenen Richtungen bereist worden war, ist man doch noch nicht gehörig damit bekannt, was auch nicht zu verwundern ist, indem es über 20° der Breite und beinahe 30° der Länge umfaßt. Oestlich und südöstlich ist es von den Alleghany-, westlich von den Felsengebirgen, südlich von dem Meerbusen von Mexico begränzt. Gegen Norden zu ist es unmöglich, demselben eine bestimmte Gränze zu bezeichnen. Man war der Meinung, die Gewässer des Mississippi seyen auf dieser Seite von denjenigen, die ins Polarmeer oder in die Hudsonsbay fallen, durch Gebirgs- oder wenigstens Hügelketten getrennt. Allein damit verhält es sich anders, denn die Erfahrung hat bewiesen, daß die Versicherung der Indianer theilweise sehr gegründet ist; sie behaupteten nämlich immer, die vier größten Flüsse des Continents, nämlich der Mississippi, der St. Laurent, der Saskatschewan und der Oregon oder Columbia hätten ihre Quellen in derselben Ebene. Wir werden bald sehen, was aus den in dieser Beziehung angestellten Untersuchungen sich ergeben hat.

Die Arbeiten des Major Long haben herausgestellt, daß sich in östlicher Richtung von den Felsengebirgen eine große, öde und nackte Ebene hinzieht, die östlich von den Ozarkgebirgen begränzt ist; diese letztern nehmen an der Quelle des Rio-Colorado von Texas ihren Anfang, erstrecken sich von Südwest nach Nordost bis zum Zusammenfluß des Missouri und des Mississippi, und reichen in derselben Richtung noch weiter hin, wobei sie an Höhe abnehmen. Bei ihrem Ursprung, wo sie sehr breit sind, bilden sie mit den Felsengebirgen einen Winkel von 45 Graden.

Eine andere Kette von Höhen, die Black Hills (Schwarzen Berge), beginnt unter 42° N. B. am linken Ufer des Platteflusses, und bildet, wie die Ozarks mit den Felsengebirgen, einen Winkel von 45°; diese ist von letztern 100 Meilen entfernt, und zieht sich in nordöstlicher Richtung bis zu der großen im Jahre 1806 von Lewis und Clarke untersuchten Krümmung des Missouri hin. Zwischen dem Mississippi und Missouri von 43 bis 48° N. liegt ein ziemlich erhobener breiter Landrücken, der von den Franzosen den Namen Coteau de la Prairie erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Was bekanntlich seitdem geschehen. S. Ausland Nr. 122 v. d. J.

Reise der Astrolabe. Neuern Nachrichten aus Vandiemensland zufolge sind die Astrolabe und Zélée unter Capitän Dumont d'Urville nach einer längern Fahrt im asiatischen Archipel daselbst angekommen, um ausgebessert zu werden; beide haben sehr durch Krankheiten gelitten, vier Officiere sind gestorben und 20 Mann mußten am Ufer gelassen werden, während die Schiffe südwärts segelten, wahrscheinlich um den südlichen magnetischen Pol aufzusuchen. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Mit einer Karte von Beludschistan.)

Nr. 71 u. 72.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 Junius 1840.

Hegesippe Moreau.

Schon früher geschah mehrmals in diesen Blättern des oben genannten Dichters Erwähnung, *) der, von geringer Herkunft und von seiner Hände Arbeit lebend, vor noch nicht anderthalb Jahren in einem Spital in Paris starb. Wir versprachen damals Proben von diesem Dichter, dessen Poesien unter dem Titel: Myosotis erschienen sind, mitzutheilen, und werden diesem Versprechen durch Uebersetzungen mehrerer Gedichte nachkommen; für jetzt aber geben wir, mit einigen Abkürzungen, den Aufsatz eines französischen Beurtheilers, Desfalles-Regis, über Moreau, in welchem besonders das, was über die Stellung und die Verhältnisse des Dichters im bürgerlichen Leben, worüber man häufig so verkehrte Ansichten und Faseleien hört, gesagt wird, alle Anerkennung und Beherzigung verdient. —

Zu allen Zeiten haben die Dichter die Gesellschaft beschuldigt, daß sie ihr Genie verkenne und gegen ihre Töne taub sey, und es scheint dieß beinahe die Folge einer Art von bitterm Instinct zu seyn, der ihr Eigenthum seyn muß; aber nie vielleicht ist jene Anklage häufiger und lebhafter ausgesprochen worden, als in unsern Tagen. Wäre es wahr, daß die Gesellschaft sich das Unrecht, das man ihr aufbürdet, gegen ihren edelsten Theil sich vorzuwerfen hätte, so könnte man nicht hart genug das Urtheil gegen sie aussprechen, das sie vollkommen verdiente; denn die Gesellschaft, welche jedem Schutz und Unterstützung schuldig ist, der hienieden seinen Beruf, und wäre es der niedrigste, redlich erfüllt, ist dem Dichter noch etwas mehr schuldig, als das leibliche Leben, nämlich den Ruhm, welcher die Nahrung der Seele ist. Aber wir glauben, man verfällt in dieser Beziehung nur allzuoft in ein Mißverständniß, welches man aufdecken sollte; wenn ich mich nicht irre, haben die Dichter oft da die Poesie vorangestellt, wo sie gar nichts zu schaffen hatte, und mehr als einer hat für mehr oder minder anzufechtende persönliche Beschwerden gestritten unter dem Vorwand und Namen der stets heiligen Interessen der Kunst. Die kleine Zahl von Dichtern betreffend, welche bei ihren Lebzeiten nicht die ihrem Genie gebührende Belohnung erntete, so dürfte sich vielleicht bei genauerer Beobachtung finden, daß der Fehler zum Theil an ihnen lag.

Ich will nicht behaupten, daß Alles in dieser Welt aufs beste bestellt sey, und Niemand Ursache habe, sich über das ihm zugefallene Loos zu beklagen. Ich weiß, es gibt hienieden traurige Unbilligkeiten, schmerzliche Verkennungen, über die einem das Herz bluten muß, und welche eben mit der Unvollkommenheit alles Menschlichen zusammenhängen. Es gibt manche Fälle, wo die blinde Gewalt triumphirt über die intelligente Schwäche, wo das Factum unbarmherzig das heiligste Recht zermalmt. Wer läugnet das? Aber noch öfter, glauben wir, könnte man unberechtigte Klagen, unzeitige Aufregungen nachweisen; in vielen Fällen wenigstens ist das Unterliegen die Folge einer zu schnellen und leichten Unterwerfung, einer zu schwachen Beharrlichkeit und Verfolgung des Siegs. In der jetzigen Gesellschaft, so schlecht man sie macht, bleibt doch ohne Widerrede immer noch ein Platz übrig für jedes gewaltige Genie, für jedes entschiedene Talent. Nur ist die Bedingung, daß man diesen Platz zu erobern wisse durch die geduldigen Kämpfe der Beharrlichkeit, der Arbeit und des Willens; und er wird einem um so weniger fehlen, je weniger man sich aufhalten läßt durch die kleinen Ungerechtigkeiten, die vorübergehenden Verkennungen, die unvermeidlichen Hemmungen, welche das natürliche Vorspiel jedes Lebens sind, und gleichsam seine furchtbare Schwelle bilden, über die man hinschreiten muß.

Auch gegenüber der Poesie scheint mir die dermalige Gesellschaft nicht so schuldig als man sie schon hat darstellen wollen. Gewiß unsre Epoche ist weit davon entfernt, das goldne Zeitalter der Poesie zu realisiren. Ich möchte vielmehr sagen: vermöge ihrer Tendenzen und ihrer Rolle in der herrschenden Sphäre der materiellen Interessen scheint mir unsre Epoche der poetischen Begeisterung wenig günstig. Aber vielleicht ist sie darum nur um so mehr geeignet, die Dichter anzuerkennen und

*) Neuestens in Nro. 25 dieses Jahrgangs.

zu bewundern, diejenigen meine ich, welche diesen Namen wirklich verdienen. Weit entfernt, daß die Menschen der jetzigen Zeit mit Plato die Dichter aus dem Staat vertreiben wollen, nehmen sie sie auf und wünschen sie herbei mit aller Sehnsucht, und das um so mehr, je seltner und schwieriger ihre Erzeugung ist. Ich brauche keinen andern Beweis von unsrer aufrichtigen Liebe zur Poesie, als den großen Ruf, die rasche Popularität, welche sich in unsern Zeiten eine ziemliche Anzahl Dichter allein in Frankreich errungen haben. Hat nicht das Publicum mit Entschiedenheit und mit mehr oder minder leichter oder innigerer Sympathie anerkannt und begrüßt: den Sänger der Messéniennes (Delavigne) und den des Vieux Drapeau (Beranger), den Dichter der Harmonies (Lamartine) und den der Orientales (V. Hugo), den Sänger von Eloa (A. de Vigny), den Verfasser der Consolations (Sainte-Beuve), und den der Curée (Barbie), so wie die reizende Muse der Contes d'Espagne et d'Italie (A. de Musset)? Ich will nicht sprechen von einigen andern, minder hoch gestellten, die auch ohne viel zu erwarten, ihren Erfolg gehabt haben. Es bedurfte nur einer etwas stark hervortretenden Ader, um sogleich hervorgezogen zu werden. Mehr als eine junge Frau, mit einiger Anmuth in der Empfindung und einiger Melodie in der Stimme, hat rasch ihren Lorbeer gepflückt und ihren Kranz gewunden, wenn auch unter Madame Valmore stehend. Wir sind mithin nicht so gleichgültig gegen die Muse, als man behaupten möchte. Nur sind unsre oft aufgeregten Fibern etwas rebellischer gegen Rührungen geworden; denn, eine seltsame Sache! in dem Augenblick, wo man die Gesellschaft am meisten der Gefühllosigkeit und des prosaischen Sinnes zeiht, bestürmt man sie ohne Ende und ohne Unterlaß mit den Erzeugnissen einer Begeisterung, deren Verständniß man ihr abspricht. Bei den so zahlreichen und so verschiednen Zeugnissen poetischer Thätigkeit begreift man wohl, daß das Publicum darauf hält, zu wählen, und dazu ist etwas Zeit und Besinnen erforderlich. Wehe dem, der es nicht erwarten kann, bis seine sonore Stimme endlich durch das ganze verworrene Getöne um sie her durchdringt!

Einer der nicht unbedeutendsten Charakterzüge unsrer Zeit ist jenes Ungeduldsfieber, das uns verzehrt, und das sich in Allem zeigt. Jeder will aufs schnellste sein Verdienst und seinen Ruhm in klingende Münze umsetzen, man will nicht bis zum nächsten Tag warten. Die Gegenwart ist alles, die Zukunft nichts oder sehr wenig, die gegenwärtige Wirklichkeit hat die sonst dem menschlichen Herzen so süße Hoffnung enterbt. Das Korn ist kaum ausgesäet, so will man schon die Ernte schneiden. Die Arbeit des Tags ist noch nicht vollendet, so erwartet man schon den Lohn. Vorzugsweise die Dichter scheinen mit diesem unseligen Stachel begabt, der sie ohne Unterlaß vorwärts und nur zu oft zu Verirrungen treibt. Die Ungeduld, mit Stolz gemischt, erzeugt bald die Muthlosigkeit und Bitterkeit. Dann, wenn die Resultate den Ahnungen des Ehrgeizes nicht entsprochen haben, wenn der Ruhm, eine bittre und spät reifende Frucht, nicht den gehofften Geschmack gegeben, weil man ihn zu hastig gekostet hat, flucht man der Gesellschaft und stirbt. Das ist die Geschichte einer Menge von verunglückten Geistern, von Chatterton an bis auf Escouflé, die ihre Bestimmung verfehlten, weil sie sich zu sehr beeilten, und die, moderne Ikarusse, ihre Flügel bei einem allzufrühen Aufflug in der Sonne schmelzen sahen. In einem gewissen Zeitpunkt besonders haben diese Ungeduld und Muthlosigkeit unter uns einen gewissermaßen ansteckenden Charakter angenommen, damals als einer unserer anmuthigsten und feinsinnigsten Dichter auf der Bühne den stolzen Selbstmord jenes genialen Knaben zu idealisiren versuchte, der das alterthümliche Gewand des Mönches Rowley mit so wunderbarem und täuschendem Geschick entlehnte. Alfred de Vigny hat durch sein ergreifendes, aber mehr poetisches als wahres Drama, ohne daran zu denken, gefährliche und unselige Tendenzen gerechtfertigt, denen man besser widersprochen hätte.

— Man hat auch in unsern Tagen vielen Illusionen sich hingegeben hinsichtlich dessen, was die Poesie ihren Jüngern eintragen, was sie ihnen an Glück, Ehren und materiellen Vortheilen jeder Art verheißen kann. — Man hat sich mit einigem Schein des Rechts gesagt: da die Poesie die edelste Gabe des Menschen und seine höchste Beschäftigung sey, müsse sie ihm auch die schönsten Belohnungen vorbehalten; und in dieser Beziehung ist man selbst über die erlaubtesten Hoffnungen weit hinausgegangen. Das auffallende Glück einiger Auserwählten der Poesie unter den Zeitgenossen hat viele schwache Augen geblendet. Mehr als Ein junger Ehrgeiziger träumte in seinen unruhigen Nächten vielleicht von den Gesandtschaften Chateaubriands, von den freiherrlichen Residenzen und den pompösen Pilgerzügen Lamartine's, oder doch jedenfalls von der reichlichen und eleganten Gemächlichkeit Victor Hugo's. Keiner hat sich gesagt, daß diese Männer, deren Verhältnisse sie beneideten, glänzende und seltne Ausnahmen seyen, sowohl was ihr Glück, als was ihren Erfolg betrifft, und daß überdieß der eine oder andere unter ihnen den Ueberfluß schon an seiner Wiege walten sah. Sie haben nicht erkannt, daß, wenn das Gold leicht glänzend hervorstrahlt an der Krone, welche die Stirne des Dichters schmückt, es doch selten in seiner Hand glänzt und sich an seine Schritte heftet. Sie haben nicht begriffen, daß es auch vieler Gedichte bedarf, die man dem Glück ins Ohr singen muß, vieler tönenden Schläge an seine Pforten, um es zu wecken und es als demüthigen Diener ins Gefolge der Poesie aufzunehmen. Es ist ein großer und oft verderblicher Irrthum von manchen, welche die Poesie ausüben, gewesen, daß sie glaubten, es genüge an einigen Strophen (mögen diese noch so voll ächter Begeisterung seyn!), um sich eine Existenz zu erobern, und um auf die launenhaften Aufwallungen der Muse den schwierigen Bau der socialen Stellung zu gründen.

Diese vorherrschende Sucht nach Gewinn, dieß Inrechnungnehmen des Vortheils in Sachen der Poesie ist etwas um so Verderblicheres, als man im jetzigen Augenblick nur zu geneigt ist, aus dem Versemachen ein Metier zu machen und mit der Inspiration Handel zu treiben. Der poetische Industrialismus, dieß letzte Wort der allgemeinen Corruption, hat sein Gift auf die Werke der Zeitgenossen gespritzt, wie die unsaubern Schnecken, welche den Kelch der schönsten Blumen beflecken. Es scheint als solle die Poesie für die Meisten eine Art von unerschöpflichem

Bergwerk realisiren. Nicht allein die Masse der gemeinen Poeten ergibt sich diesen mißbräuchlichen Richtungen, sondern die Häupter selbst, die längst Berufenen, ergeben sich ihnen in die Wette und hegen um sich her das Uebel immer mehr. Kaum einige keusche Geister, zwei oder drei vielleicht, zeigen sich dem wahren Heiligthum treu, bewahren in sich die Religion der Poesie und warten in gefaßter Stille ab, bis die Stunde der Poesie schlägt. Die Uebrigen, gehorchend ich weiß nicht welcher armseligen Rivalität in Beziehung auf Gunst und Absatz, oder welcher kindischen Befriedigung, bei jeder Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Haufens auf sich zu ziehen, scheuen sich nicht, die halb nackte Muse an den hellen Tag hervorzuziehen, ohne Anfechtung wegen der Verletzung ihrer heiligen Schamhaftigkeit. Es handelt sich weit mehr darum, mit der Anzahl von Bänden zu prunken und das Honorar bis auf 500,000 Francs zu steigern, als man sich darum kümmert, den eignen Genius zu ehren, indem man zum Herzen der Menschen spricht. Dadurch hat man es schnell erreicht, die Poesie zur letzten Stufe herabsinken zu machen, nicht bloß durch das eigne Beispiel, sondern auch durch die Gleichgültigkeit und Verachtung, die man ohne Bedenken als Princip an den Tag legte. Es gibt Leute, welche, die Aufregung der äußern Welt vorziehend den stillen Freuden der Seele, das Forum der heiligen Freistatt, und das Gelärme öffentlicher Erörterungen den geheimnißvollen Gesprächen des eignen Gedankens, aus der Poesie, dieser Königin der Welt, eine Art von demüthiger Vasallin, oder selbst eine wandernde Dirne haben machen wollen. Aber diese ungetreuen Liebhaber der Poesie haben auch bald den Lohn ihres Verrathes empfangen. Mehr als Ein gefallner Engel vermochte, nachdem er sein reines Gewand ganz auf der Erde hingeschleppt, nicht mehr sich zu dem erhabnen Empyreum zu erheben; es scheint daß der Anblick der armseligen Dinge hienieden von Tag zu Tag mehr die himmlischen Betrachtungen verdrängt habe. Für solche, die einmal die Stimme der Priesterin verkannt, gab es forthin keinen heiligen Hain, keine Nymphe Egeria, keine göttlichen Orakel mehr; die Verächter der Inspiration hat dann auch die Inspiration verlassen. Es wäre daher sehr ersprießlich, die Poesie zu trennen, zu scheiden von allen eiteln Wünschen, von allen unrechtmäßigen Hoffnungen, welche sie begleiten, und sie in der ganzen reinen Jungfräulichkeit ihrer ursprünglichen Uneigennützigkeit zu halten.

Ich gehöre gewiß nicht zu denen, welche dem Dichter das Recht absprechen, reich zu seyn und ihn wie einen der socialen Güter und Wohlthaten unwerthen Paria ausstoßen. Im Gegentheil glaube ich, daß man es als ein Glück zu betrachten, sich zu freuen hat, wenn der Dichter, trotz Allen, sein Glück begründet, unter der Bedingung jedoch, daß er die Gunst des Glücks dazu gebraucht, seine Muse zu ehren, nicht sie zu corrumpiren und zu verweichlichen. Aber noch viel weniger trete ich denen bei, welche sich ereifern und schreien gegen die Armuth des Dichters, wenn diese sein unvermeidliches Loos ward, das heißt, wenn der Dichter die Hand nicht ausstrecken konnte nach jenen goldenen Früchten, welche zu pflücken Niemand mit Sicherheit hoffen darf und die meist der Zufall vertheilt. Warum sollte der Dichter nicht auch in der Armuth bleiben können, so gut wie er manchmal dem Reichthum entgegenschreitet? Man muß nicht glauben, die Poesie sey ein bequemer Schritistein, eine unfehlbare Bahn, um zu den Behaglichkeiten und Genüssen des Lebens zu gelangen. Die Poesie erscheint vielmehr als ein Priesterthum, das übernommen seyn will mit all seinen Pflichten, Obliegenheiten, Gefahren, mit Einem Wort mit seinem ganzen heiligen und treuen Dienst. Oder vielmehr sollte ich sagen: sie ist ein freiwilliger, unwillkürlicher Cultus, der alle profane Berechnung und Nebenabsichten ausschließt. Das poetische Gefühl genügt sich ganz in seiner eignen, reinen Wesenheit. Wenn der Dichter eines jener klangreichen Instrumente ist, welche von sich selbst tönen, frei, durch das Vorrecht ihrer Natur, ohne äußere Anregung, so wird er selbst in der Nacht, in der Verlassenheit, im Elend singen. Der aufrichtige, wahrhaft inspirirte Dichter wird alle Freude und allen Trost im Schooß der Poesie selbst zu finden wissen. Was die materiellen Bedürfnisse des Lebens betrifft, so wird die Arbeit der Hände dafür sorgen, sie wird die Nahrung des Leibes anschaffen, wie die Poesie der Seele Nahrung gibt.

Man wird mir freilich einwenden, die gemeine Arbeit sey ein Joch, das die Seele des Dichters nicht ertragen könne; aber ich meinestheils habe nie ernstlich an diese angebliche Unverträglichkeit der physischen Arbeit und des geistigen Strebens geglaubt. Mehr als Ein berühmtes Beispiel kann uns nöthigenfalls beweisen, daß die Poesie so gut in grobe Leinwand wie in Purpur sich kleiden, die Hütte so gut wie den Palast bewohnen kann. Weit entfernt, daß körperliche Anstrengung die Geisteskraft mindern sollte, möchte ich vielmehr glauben, daß sie sie bereichere um das Vermögen strenger und concentrirter Innigkeit, das sie nicht erworben hätte in der entnervenden Sattheit der Behaglichkeit. Der Dichter, welcher arbeitet, singt zwar wenig; aber seine im Tiegel des Leidens und der bedächtigen Beschauung gediegenen Inspirationen müssen, nicht so aufs Gerathewohl in alle Winde gestreut, das Gepräge einer eigenthümlichen Kraft und Originalität an sich tragen. Nach der Poesie, welche durch die Allmacht ihres Zaubers alle Höhen und Ehren der Welt erobert, weiß ich keine schönere und würdigere als die, welche demüthig in der Werkstätte lebt. Neben Chateaubriand, der aus dem Genie eine Art europäischen Königthums macht, vor welcher die Höchsten sich beugen, bewundre ich den Schotten Burns, der in der Niedrigkeit doch der Poesie all ihren Glanz erhält; Burns, einen Dichter und Landmann, der zugleich groß und einfach, ruhig und begeistert zu seyn verstand. Burns, seine in Gold schimmernde Muse empfangend in einem dunkeln Winkel seiner Hütte, scheint mir das schönste Ideal des Volksdichters zu realisiren.

Und am Ende, ist es denn unerläßlich, sich ganz und gar dem Dämon des Gedichts zu eigen zu geben, die Poesie als ein lohnendes Gewerbe zu treiben, und in möglichster Eile seinen Inspirationen die Form eines Octavbandes zu geben? Wenn das Geschick dem Dichter nicht die Freiheit vergönnt hat, zu jeder Stunde zu singen und seine Gedanken mit Muße zu gestalten, warum sollte der Dichter nicht anfangs für sich allein,

im Grunde ſeiner Seele, ſeine liebſten Inſpirationen behalten, begnügt mit der innern Bewegung und dem Glück, die ſie ihm gewähren hinſichtlich ſeiner geiſtigen Vervollkommnung? Widmen wir unſre Achtung ſolchen, die, Beſſeres erwartend, ſich darein ergeben, die Schätze ihrer innern Poeſie auszubreiten auf alles was ſie umgibt, die ihr ein moraliſch praktiſches Ziel zu geben ſuchen. Solche beſcheidne Menſchen benützen die Poeſie dazu, die Liebe, die Freundſchaft, die Familiengefühle zu verſchönen, das Bewußtſeyn der Pflicht zu erhöhen; ſie ſind Dichter in der heimlichen Innigkeit des Herdes, in der Erfüllung ihrer täglichen Lebensaufgabe; ſie ſind Dichter durch Gefühl und That, bis ſie es durch den Gedanken und die Form ſeyn können. Die Poeſie, zur rechten Zeit verſchloſſen, durchwürzt oft, wie gewiſſe getrocknete Pflanzen, die man in einem Schranke hat, eine ganze Seele mit ihrem Balſam. Wenn das poetiſche Vermögen wirklich in uns iſt, ſo findet es immer ſeinen Ausweg, ſeinen Beruf, ſeine Befruchtung; es kann ſich umgeſtalten aber nicht untergehen. Verliert auch die Welt ſo einige ſchöne Gedichte, welche in dem Geheimſten der Seele zurückgedrängt bleiben und vielleicht nie hervorbrechen werden, ſo gewinnt ſie andererſeits Menſchen von friedlichem, heitrem Daſeyn, welche der allgemeinen Harmonie, dem gemeinſamen Wohl zu ſtatten kommen.

Gewiß, darum weil ſie die Nothwendigkeiten des praktiſchen Lebens verkannten, weil ſie ſich feſtrannten in einem eiteln und unbeſonnenen Hochmuth, darum ſind ſo viele Dichter des Glücks und der vollſtändigen Entfaltung ihrer Talente verluſtig gegangen. Der Ungeſtüm zügelloſer Strebungen und Begehrungen hat mehr als irgend eine andre Urſache zu jener langen Märtyrerliſte von Poeten beigetragen, in der jede Nation ihre Vertreter hat, Deutſchland ſeinen Günther, England Savage, Collins, Chatterton, Frankreich Malfilatre, Gilbert, Andrer zu geſchweigen, die durch einen beklagenswerthen Tod nicht einmal die Berühmtheit, das Ziel ihrer Wünſche, errangen. Unter der Myriade von verirrten Kindern, die ein oft zweifelhafter Beruf in die Arme der Muſe treibt, laſſe man mich jedoch die unglückliche Eliſa Mercoeur beklagen, welche der Ehrgeiz zu ſchreiben und zu viel Vertrauen zu unbedachten Schmeicheleien ihrer friedlichen Bretagne entriſſen, um ſie auf den verſchlingenden Boden der Pariſer Literatur zu werfen, wo ſie bald, ein Opfer ihres Irrthums, zu Grunde ging. Und wie muß man erſt die traurige Uebereilung derjenigen bejammern, die in den ſchwarzen Dünſten und Nebeln der Muthloſigkeit den Glanz eines wahren Talents erſtickten, welchem die Zukunft wirklichen Ruhm verhieß!

Leider iſt es auch nicht ſelten, daß junge Männer, begabt mit den tauſend poetiſchen Gaben, plötzlich, wenn kaum das erſte Werk vollendet, kaum die Bahn vor ihnen eröffnet iſt, ſich leichtfertiger Weiſe zurückziehen, ſey es nun in unfruchtbarer Selbſtbeſchauung, ſey es in der egoiſtiſchen Befriedigung einer allzufrühen Gemächlichkeit. Entweder ſchlafen ſie auf den erſt halb geflochtnen Kränzen ein, oder ſie denken in ihrer ſorgloſen Trägheit, oder in ihrer Thorheit: ſie hätten an dem ihnen gezollten Tribut genug, ſie hätten genug Antheil am Kampf genommen, und die Welt ſey hinfort ihrem unfruchtbaren oder verſchleuderten Genie alle Huldigung ſchuldig. So, während die Unmächtigen hartnäckig beharren, entziehen ſich nur zu oft die Starken; und in der That, wir müſſen gleich ſehr die verdammen, die ſich in feigem oder hochmüthigem Müßiggang vernichten, und die ſich in thöriger Verzweiflung aufreiben; die erſtern ſchwächen und entmuthigen die Menſchheit, die zweiten machen ſie ſich entſetzen und verleumden ſie.

Es war unſerer Zeit vorbehalten, alle dieſe Beiſpiele, gleichſam alle Formen der Entmuthigung und der Abtrünnigkeit vereint zu liefern. Es gibt einen Fall namentlich, der in unſern Tagen noch mehr als im vorigen Jahrhundert überraſchen darf, und deſſen Vorkommen im Schooß unſerer ſo aufgeklärten Civiliſation unmöglich ſcheinen ſollte. Vor ungefähr einem Jahr verbreitete ſich das Gerücht, daß in Paris ein Dichter, ein neuer Gilbert, ſo eben im Hoſpital geſtorben ſey. Dieſer Dichter war kein anderer als Hegeſippe Moreau, deſſen Namen und Talent ein wenige Monate zuvor erſchienenes Bändchen Gedichte, Myoſotis, bekannt gemacht hatte. Nach dem ſchmerzlichen Staunen, in das ein ſolches Ereigniß die literariſche Welt verſetzte, mußte man ſich fragen, welcher Zuſammenſtoß von Umſtänden dasſelbe veranlaßt? Es war von Bedeutung zu erfahren, ob es eine blinde, unvorſichtige Verkennung geweſen, wie ſich deren die Welt manchmal ſchuldig macht, oder aber ob es ſich von einem perſönlichen und gewiſſermaßen freiwilligen Unrecht handle. Mußte man die Geſellſchaft zur Rechenſchaft ziehen wegen des Todes eines Dichters, oder nur dieſen Dichter ſelbſt wegen ſeines traurigen Schickſals anklagen? Die Wahrheit wurde bald bekannt, und wir glauben, daß dießmal die Geſellſchaft vom Verbrechen eines Mords freigeſprochen werden muß.

Die Geſchichte Moreau's gleicht, abgeſehen von Nebenumſtänden, in der Verkettung der unglücklichen Ereigniſſe und Verwicklungen, der von den meiſten Dichtern, welche ihm auf der Bahn der Unklugheit und des Unglücks vorangingen. Auch hier wie ſonſt begegnet man der Keckheit und dem Leichtſinn, womit man einem ſtürmiſchen Meere trotzt, denſelben überſehenen Klippen, woran man ſtrandet, demſelben Schiffbruch, wo keine Rettungsplanke ſich darbietet, den Reiſenden zu retten.

Hegeſippe Moreau, geboren in Provins im Jahr 1809 oder 1810 und frühe verwaiſt, wurde von einem Prieſter unter ſeinen Verwandten aufgenommen, der ihn ins Seminar nach Fontainebleau brachte, wo er ſeine Jugend verlebte. Dieſer Umſtand, der in der Seele des Dichters als eine rührende Erinnerung hätte fortleben ſollen, ließ im Gegentheil nur ein bittres Gefühl in ſeinem Herzen zurück, welches ſich ſpäter in einem ſeiner Gedichte Luft machte, und ſchon, man muß es geſtehen, viel Undankbarkeit zeigt:

Ein Oger hatte ſchon das Fleiſch gewittert *)
Des Neugeborenen, und wimmernd trug
Er mich hinweg in ſeinem Prieſterrock.
Auf wuchs, gefangen, ich unter den Schülern,

*) Im Franzöſiſchen ſind es Alexandriner und zwar ſehr ſchöngebaute und vollklingende, aber da der Inhalt ſo gar nicht poetiſch iſt, begnügen wir uns, ſie in Jamben zu überſetzen.

Schönern Hoffnung, ich in Schmerzen von
Der Trennung Stunde mit Freuden komme kommt,
Schmerzhaft Sehnsucht, wo jener Hoffnungs
Hilft sie so leichten von Hoffnungs Hoffnungs
Ich Hoffnungs, weinen Hoffnungs Hoffnungs
Meine Hoffnungs Hoffnungs wird mir Hoffnungs
Nach meiner Hoffnungs meinen Hoffnungs
Verschieden, Hoffnungs in meiner Hoffnungs
Hoffnungs ich mir meiner Hoffnungs

Hoffnungs den Hoffnungs, die der Hoffnungs, entfloh Hoffnungs auch dem Hoffnungs, Hoffnungs dem Hoffnungs gestalt, und erinnert Hoffnungs Hoffnungsvoll. Hoffnungs, in Hoffnungs einer Hoffnungs Hoffnungs, die Hoffnungs in ihrer Hoffnungsvoll meinem Hoffnungsvollen Hoffnungs, Hoffnungs in Hoffnungs Hoffnungs, Hoffnungs Hoffnungs Hoffnungs Hoffnungs. Hoffnungs Hoffnungs, Hoffnungs Hoffnungs Hoffnungs Hoffnungs Hoffnungs, Hoffnungs Hoffnungs Hoffnungs Hoffnungs Hoffnungs

wäre unnöthig geweſen, wenn die nachfolgende That gegen Ulf hinreichend geweſen wäre, um die Reue des Königs zu begründen. Der dritte Act ſpielt nämlich in Dänmark, wohin Kanut eilig zurückgekehrt iſt und die Empörung ſchnell gedämpft hat. Ulf erhält Verzeihung, aber Eadrik muß wieder der Unheilſtifter ſeyn. Er erregt Ulfs Wuth, der ſich vom König verſpottet glaubt, und dieſen daher höhnend an die durch ihn erlittene Niederlage erinnert, ſo daß Kanut einem wackern jungen Kriegsmanne Tym den Auftrag zur Hinrichtung gibt. Tym beſchließt dieſen vom Könige im Zorn gegebenen Befehl nicht zu vollſtrecken, aber Eadrik übernimmt ihn nun aus eigenem Gutdünken und tödtet den Ulf. Hier iſt der Antheil des Königs an dem Tode ſeines Feindes zwar etwas bedeutender als das vorigemal, aber doch kaum hinreichend, um eine eigentliche Zerknirſchung zu bewirken. Vielleicht ließe ſich dafür zur Vertheidigung ſagen, daß ein wiederholtes Vergehen die Reue ſchärfe, noch mehr, daß eben die zarte edle Geſinnung Kanuts darin dargeſtellt ſey, inſofern ihm, ſelbſt ein Antheil am Vergehen, dennoch keine Ruhe laſſe, und eine ſittliche Beimiſchung verurſache, wie ſie eigentlich nur bei einem groben Verbrechen zu erwarten iſt. Indeß iſt dieß zu fein für das Drama, wenigſtens thut es hier nicht die bezweckte Wirkung, ſo wenig wie die Geiſter der beiden Getödteten, Edmund und Ulf, die zu Anfang des vierten Actes am Lager des ſchlafenden Königs als Sinnbilder ſeines böſen Gewiſſens ſtehen, aber bei ſeinem Erwachen verſchwinden. Wie zart, aber auch wie undramatiſch iſt dieß im Vergleich mit dem am Tiſche des Macbeth erſcheinenden Geiſtes Banco's bei Shakſpeare! Ein ſchöner Gedanke des Dichters iſt es übrigens, daß Kanut, nachdem er erſt von Tym erfahren hat, ſein Auftrag ſey von dieſem nicht vollzogen, nachher aber von dem Biſchof die wahre Nachricht erhält, daß Ulf dennoch getödtet ſey, den Mörder Eadrik, der bei der Entdeckung und den ihm gemachten Vorwürfen ſich ſogar an dem König vergreifen will, zum Tode abführen läßt, alſo, von Reue getrieben, einen dritten Todſchlag begeht, der freilich zu rechtfertigen iſt, aber doch einem zarten Gewiſſen neuen Schmerz machen müßte. Dieß iſt hier freilich nicht benutzt; vielmehr erſchrickt Knud bloß über die Kaltblütigkeit, mit welcher Eadrik dem Tode entgegen geht und klagt ſich wegen des Vertrauens an, das er dieſem Manne geſchenkt habe, jammert freilich, daß er ſelbſt nicht mehr unſchuldig ſey, und faßt nun den Entſchluß, die Krone niederzulegen, in den Wald zu gehen und als Eremit Buße zu thun. Das ganze Selbſtgeſpräch nach Eadriks Abführung lautet:

Entſetzenvoll iſt dieſes Schurken Tod;
In dieſem kalten Trotz, im letzten Zucken
Des herzlos unverſchämten Uebermuths
Seh' ich den allerſchauerlichſten Selbſtmord.
Die Seele tödtet er, wär' ſie zu tödten. — —
Und dieſer Mann, Knud, war dein Steuermann!
Wie lange liehſt du ſeinem Worte Glauben,
Daß Größe ſich zur Liſt erniedern dürfe,
Daß Herrſcherabſicht Sünden adeln könne!
Was bin ich nun? Als König ſteh' ich freilich
Norwegens, Englands, Dänmarks Reichen vor;
Doch hab' ich ſo viel nicht einmal erreicht,
Als mancher Bettler, mancher Hirt am Zaun,
— Den Namen eines unſchuldigen Manns!
(Gerührt.)
O himmliſche Natur, ſo lehre du mich,
Was mich nicht lehren kann die Liſt des Hochmuths!
Ich eil' in deinen Arm, eil' in den Wald,
Und Purpur, Kron' und Scepter laſſ' ich hier.
Ja weilen will ich, wie der junge Schwärmer,
Uralte Waldung, unter deinen Buchen!
O lehre, Hirſch und Vogel, Lamm der Wieſe,
Lehrt Knud, den großen Knud, o lehrt ihn Unſchuld!
Und, wenn ich Menſch zu ſeyn zuvor gelernt,
Dann will ich wieder Menſchenkönig ſeyn!

Dieß ganze Selbſtgeſpräch ſcheint mir nicht aus richtiger Beobachtung der menſchlichen Seele entſprungen zu ſeyn. Nicht zu gedenken, daß Knud in dieſer Lage weniger an Eadrik und an deſſen Tod denken kann, als an ſich ſelbſt, ſo iſt auch die ächte Reue völlig an ihren Zuſtand gefeſſelt und blickt nicht, wie es hier geſchieht, darüber hinaus auf den Zeitpunkt der Entſühnung hin. Der Zerknirſchte iſt von ſeinen gegenwärtigen Gefühlen durchdrungen, und hofft kaum Begnadigung. Auch die Anrede an Vogel, Hirſch und Lamm hat etwas Prunkendes. Der Reuige blickt nicht in die Natur und äußere Welt, am wenigſten um aus ihr etwas zu lernen, er blickt nur in ſich, in den Abgrund ſeines beleidigten Gewiſſens, und kann auch von daher nur Hülfe finden. Es iſt aber um ſo mehr zu bedauern, daß der Dichter hier nicht das Rechte getroffen hat, weil dieß Selbſtgeſpräch die Kataſtrophe bildet und das Nachfolgende einige damit in Verbindung ſtehende, wiewohl auch einige davon unabhängige Fehler hat. Wir hören Knud ſeine Reue in folgenden lyriſchen Verſen ausſprechen:

Durch die Waldung ging ich hin,
Doch nicht konnt' ich Troſt erlangen,
Wo von Aſt zu Aſt ſich ſchwangen
Vögel mit vergnügtem Sinn.
Drum ich itzt noch trüber bin
Auf dem Wege ſonder Licht
Stand Blaiblume Hoffnung nicht,
Aus dem Gras auf meinen Wegen
Griffle Löwenzahn entgegen,
Aber nicht — Vergißmeinnicht.
Viel iſt's, was Natur vermag,
Neuen Wuchs der Pflanz' ertheilen
Kann ſie, manchen Schaden heilen,
Nicht das Herz, das wund und zag.
Selbſt der Nachtigallen Schlag
Schlägt im tiefen Waldesgrunde
Tiefer nur des Herzens Wunde.
Dort, wo Alles Fried' und Luſt,
Wird man ſich erſt ganz bewußt,
Wie ſo herb des Leidens Stunde. —

So in mir verwirret ganz
Keines Schmerzes Linderung fand ich,
Und mit Hohngelächter band ich
Dieſen Dornenroſenkranz.
Ja, dein kurzer Purpurglanz
Sinkt ins Dornenmeer herab,
Das Natur der Erde gab,
Leben! und Erinnerungen,
Was ſind ſie, wenn du verklungen?
Welke Roſen auf ein Grab!

Dieß iſt Spielerei und gezwungener Witz, z. B. „der Nachtigall Schlag ſchlägt Wunden" und „das Dornenmeer," eines Knud unwürdig. — Er findet ein Kreuz, hängt den Dornenkranz daran auf, ſchläft dort ein, und nachdem Algitha, die ihn, als Geliebte Edmunds, wegen deſſen Ermordung verfolgt, ihn, den Schlafenden, verſchont hat, erwacht er im Beiſeyn des Biſchofs Alſwyn und ſeines Dieners Tom, erzählt dieſen, daß im Traum ihm Chriſtus erſchienen ſey und ihm zugerufen habe:

Nein, Knud, du wirſt für mich kein Judas ſeyn!

Hiedurch glaubt er ſich entſühnt und will auf den Thron zurückkehren. — Hier geht das Menſchliche im Chriſtkatholiſchen völlig unter. —

(Fortſetzung folgt.)

Die brittiſchen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung und Schluß.)

Die einſame Schnitterin.

O ſiehe die Hochländerin
Allein im Aehrenfelde dort!
Arbeitend ſingt ſie vor ſich hin —
Steh oder ſchleiche fort!
Einſam die Garben bindet ſie,
Und klagend tönt die Melodie;
O horch, das ganze Thal entlang
Schallt ihrer Stimme voller Klang.

So ſüß ſang nie die Nachtigall
Der Karawane, die den Sand
Durchwallt, und nun am Waſſerfall
Ein Ruheplätzchen fand.
So ſüß ruft ſelbſt der Kuckuck nicht,
Wenn er im Frühling unterbricht
Das Schweigen, welches fort und fort
Herrſcht fern bei den Hebriden dort.

Was ſinget ſie? wer ſagt mir's? wer?
Vielleicht iſt's aus der Vorzeit Nacht
Wohl eine alte Trauermähr'
Und langverjährte Schlacht.
Wie aber iſt es ſanfterer Art
Von Mann und Frau und Kindern zart,
Von allgemeiner Sorg' und Pein,
Die iſt und war und ſtets wird ſeyn?

Was es auch war, das Mädchen ſang,
Als käm' ihr Lied zu Ende nie,
Und eifrig, wie die Stimme klang,
Führt' auch die Sichel ſie.
Zur Genüge labt' ich ſo das Ohr;
Und als ich ſtieg die Höh' empor,
Hört' ich im Herzen noch den Ton,
Obgleich ich weit entwandert ſchon.

Das vollkommene Weib.

Gleich einem Engel ſtand ſie da,
Als ſie zuerſt mein Auge ſah,
Geſandt aus höhern lichten Sphären,
Um Augenblicke zu verklären,
Ihr Aug', ein Stern der Dämmrung, klar,
Gleich Dämmrung auch ihr dunkles Haar,
Kleid, Band, und was an ihr nur immer,
War Maienglanz und Morgenſchimmer,
Geſtalt, Bild, Geiſt, hintanzend froh,
Erſchien, erſchreckte ſie, und floh.

Als ich darauf ſie näher ſah,
Ein Geiſt noch, doch auch Weib war's da,
Frei, leicht in ihres Hauſes Mitte,
Jungfräulich edel ihre Schritte,
Im Blicke ſüße Einigung,
Von Hoffnung und Erinnerung,
Doch nicht zu blendende Gebärde,
Gemäß vielmehr der Menſchenerde,
Voll jeglicher Empfänglichkeit
Für Scherz, Liſt, Spott, Lob, Lieb' und Leid.

Froh ſeh ich nun am heut'gen Tag
Des ächten Lebenspulſes Schlag,
Ein Weſen von dem beſten Streben,
Hinwandelnd zwiſchen Tod und Leben,
Geſchickt, klug, mäßig, unerſchlafft,
Von reifem Geiſt, von Willenskraft,
Vollkommnes Weib, von Gott erſehen
Zu herrſchen, tröſten, beizuſtehen,
Und doch noch aus dem Geiſterreich,
So klar, faſt einem Engel gleich.

Luiſe.

Im Schattenhaine trat ich nahe
Luiſen, und als ich ſie ſahe,
O ich geſteh es frei:
Sie iſt voll Kraft, hat leichte Glieder,
Und ſpringt die Felſenſtufen nieder,
Wie Bächlein in dem Mai.

Solch Lächeln ſah noch nicht die Erde,
Und zu dem Lächeln die Gebärde
Beim Schwinden, beim Entſtehn,
Endloſe Reize ſtets entdeckend,
Und wieder ſich im Aug' verſteckend
Bei ſcheinbarem Vergehn.

Ihr Hüttchen, nichts geht ihr darüber
Doch übers Moor läuft ſie hinüber,
Sturmwetter hemmt ſie nicht.
Kämpft ſie entgegen Regengüſſen,
O dürft' ich dann die Tropfen küſſen
Vom lieblichen Geſicht!

All meine Habe wollt' ich geben,
Könnt' ich nur Einen Tag verleben
Mit ihr auf mooſger Bank
Im Winkel alter Grottenhalle,
Wenn ſie nacheilt dem Waſſerfalle
Den kühlen Bach entlang.

Aufruf.

Der erſte März, wie mild, wie ſchön,
Minütlich ſchöner, ſchöner faſt!
Rothkehlchen ſinget ſüß Getön
Vor unſrer Thür vom Aſt.

Ein Segenshauch im luft'gen Raum,
Wie es belebt, erquickt und ſchwellt
Den kahlen Berg, den kahlen Baum!
Und ſchon ergrünt das Feld.

O Schweſter, weißt du, was zu thun?
Laß jetzt, gefrühſtückt haben wir,
Die Morgenarbeit heute ruhn,
Und ſonne dich mit mir!

Mit Eduard drum komm herbei,
Wirf eilig um dein ländlich Kleid!
Der ſüßen Müßiggängerei
Sey dieſer Tag geweiht!

Nicht dem Kalender traue man,
Nur was wir fühlen, das iſt wahr;
Drum fangen, Theure, heut wir an
Des Frühlings neues Jahr.

Heut feiert Lieb' ihr Wiegenfeſt,
Ihr Geiſt durchathmet jede Bruſt,
Die Erde bebt im ſanften Weſt
Von ſtiller ſüßer Luſt.

Ein ſolcher Augenblick gilt mehr
Als funfzig Jahre Grillenfang;
Wie wird die Seele froh und hehr!
Ja, das iſt Lebenstrank!

Es übt das Herz geheime Macht,
Und treulich folgt man ſolchem Wort.
Wie heute wir den Tag vollbracht,
Sey' es die Zukunft fort.

Und jene Kraft, die ſegnend kreiſt
Aufwärts und abwärts, dort und hie,
Ein Vorbild ſey ſie unſerm Geiſt,
Und Liebe heiße ſie!

Drum, liebe Schweſter, komm herbei,
Wirf eilig um dein ländlich Kleid!
Der ſüßen Müßiggängerei
Sey dieſer Tag geweiht!

Spinnerlied.

Gegründet auf einen in den Hirtenthälern von Weſtmoreland herrſchenden Glauben.

Hurtig dreht das ſchnurrende Rad,
Denn die Stund' iſt da, die nächt'ge,
Wo den müden Fingern naht
Hülfe durch die Fee, die mächt'ge.
Thauige Nacht hüllt jeden Ort, —
Dreht die Räder fort und fort!

Unterm Sternenhimmel wird
Ruh itzt den zerſtreuten Schafen.
Schwirrt, ihr lieben Räder, ſchwirrt!
Denn die Spul', indeß ſie ſchlafen,
Weil ſie glatter, ebner läuft,
Wird verläſſiger umhäuft.

Neigung kurzer Dauer nur
Zeugt der Augen wankend Rollen;
Treue Liebe gleicht der Schnur,
Die man dreht von milden Wollen,
Wenn die Heerden alle nun
Auf des Berges Buſen ruhn.

K. L. Kannegießer.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1840.

Engliſche Colonialverhältniſſe.

Die Canada-Bill.

Am Ende des vorigen Monats ging eine der wichtigſten Bills für die engliſch-nordamerikaniſchen Colonien durch das Unterhaus. Nach einer keineswegs bedeutenden Debatte wurde dieß wichtige Actenſtück, das einen Nebenbuhler der Vereinigten Staaten in künftigen Zeiten heran bilden ſoll, angenommen. Merkwürdig war dabei die Offenheit, welche ſich hinſichtlich des Verhältniſſes der franzöſiſchen Canadier zu den engliſchen Bewohnern ausſprach. In Niedercanada wohnen bekanntlich etwa 600,000 Menſchen, wovon ein Viertheil Engländer ſeyn mögen; in Obercanada wohnt nur eine halbe Million ſämmtlich engliſcher oder celtiſcher Abkunft. Die vorgelegte Bill verordnet, daß beide verſchiedenen Theile eine gleiche Anzahl Repräſentanten zum gemeinſamen Parlament ſtellen ſollen; da nun ein Viertheil in Niedercanada engliſch iſt, ſo kann dieß immer im Verein mit Obercanada in allen Fragen, welche direct oder indirect den Kampf der Racen betreffen, gemeinſam handeln, und die franzöſiſchen Canadier überſtimmen. Durham hat dieß in ſeinem berühmten, wahrſcheinlich größtentheils von Ch. Buller verfaßten Bericht offen ausgeſprochen, und inſofern iſt die Sache nicht neu, auch wurde die Nothwendigkeit ſo ſehr anerkannt, daß trotz der Ungerechtigkeit, die darin liegt, ſelbſt O'Connell, ſonſt ſo eifrig als Vertheidiger des Katholicismus, der hier mit der franzöſiſchen Nationalität zuſammenfällt, nur halblaut die Stimme dagegen erhob, und keineswegs die Donner ſeiner Beredſamkeit ertönen ließ.

Merkwürdig bleibt dagegen die Härte, womit der eben genannte Ch. Buller, den die öffentliche Stimme ſchon als einen künftigen Colonialminiſter bezeichnet, ſich über dieſen Punkt ausſprach: „So lange die franzöſiſch-canadiſche Partei die Majorität hatte, würde ſie ſich den Wünſchen der engliſchen Regierung widerſetzen; ich berufe mich aber auf alle, die den Charakter der Franzoſen unter willkürlichen Regierungen kennen, mir zu ſagen, ob es ein Volk gebe, das ruhiger ſich unterwerfe, ſobald es ſich als den Schwächern erkennt; meine einzige Furcht iſt, ſie werden, wenn ſie einmal die jetzige fruchtloſe Oppoſition aufgegeben haben, allzu ſchmiegſame Werkzeuge der Regierung werden. Was übrigens auch dieſe Bill für Folgen nach ſich ziehen mag, einer ihrer Hauptzwecke iſt, der brittiſchen Race das Uebergewicht zu geben.“ So ſchroff dieß klingt, ſo muß man doch Buller, wie der engliſchen Regierung Recht geben: ſie können nicht anders handeln, und müſſen gegen die franzöſiſchen Canadier ungerecht ſeyn. Das Todesurtheil über die franzöſiſch-canadiſche Nationalität iſt alſo geſprochen, und darf nur noch vollzogen werden. Das bedeutendſte Mittel hiezu iſt wohl, daß die engliſche Sprache in der legislativen Verſammlung zur geſetzlichen erhoben wird.

Mit gleicher Entſchiedenheit, wie über dieſe dem Abſterben geweihte Nationalität, ſpricht er ſich auch über die andern Hauptpunkte der Bill aus, mit deren ſämmtlichen Punkten er indeß keineswegs übereinſtimmt, wenn er gleich ſeine abweichende Meinung zurückhält. Der erſte Punkt ſind die kirchlichen Angelegenheiten, wo man, vielleicht um das Oberhaus nicht vor den Kopf zu ſtoßen, das in Amerika faſt unerläßliche Freiwilligkeitsprincip (Voluntary principle) nicht völlig gelten laſſen will, und unter Anderm auch Geiſtliche in den legislativen Rath, der die Stelle des Oberhauſes vertritt, aufzunehmen gedenkt. Der andere Punkt iſt die in neuerer Zeit ſo oft beſprochene Frage über die verantwortliche Regierungsweiſe in den Colonien.*) In dieſer letztern Beziehung führte er einen ſchlagenden Fall an, um die Nothwendigkeit einer wahren Repräſentativregierung zu beweiſen. Einſt ſah er eine Schaar Freiwilliger von 800 Mann; davon waren 200 wirkliche Amerikaner, die über die Gränze herüber gekommen waren, und ſich auf engliſchem Gebiet angeſiedelt hatten, 250 davon waren zwar eingeborne Canadier, aber von amerikaniſchen Eltern, welche Verwandte in den Vereinigten Staaten hatten, 150 andere waren Irländer. „Würden ſolche Leute, fragt er, in eine Regierungsform einwilligen, wobei ſie keine Stimme haben?“ Und um dieſer Bemerkung einen noch größern Nachdruck zu geben, fügte er hinzu: „Ereigniſſe können in kurzem eintreten, wo wir uns auf die offene Mitwirkung aller unſerer Mitunterthа-

*) S. Ausland v. d. J. Nr. 153, 154.

uen in Canada werden verlassen müssen, und können wir darauf hoffen, wenn wir sie einer willkürlichen Regierung unterwerfen?"

Diese Worte, die man zugleich auch auf die kirchlichen Verhältnisse ausdehnen muß, enthalten alle wahren Gründe für diesen wichtigen Schritt, die beiden Canadas wieder zu vereinigen, ein Schritt, dem wohl bald der zweite folgt, auch die übrigen englischen Colonien in Nordamerika: Neu-Braunschweig, Neu-Schottland u. s. w. gleichfalls mit den Canadas zu verbinden, und so einen, wenn auch sehr umfang-, doch noch nicht menschenreichen Staat zu gründen, der einigermaßen, mit Hülfe Englands, ein Gegengewicht gegen die Vereinigten Staaten bilden kann. Zu den wichtigsten Folgen dieser Maaßregel gehören zwei Dinge: die großen Unternehmungen, welche Obercanada begonnen, aber nicht vollendet hat, um eine Wassercommunication vom Obern-See bis zu der Mündung des Lorenzstromes herzustellen, werden jetzt auf gemeinschaftliche Kosten vollendet werden und dem Handel dieser Länder eine Entwicklung geben, deren sie bisher zum großen Nachtheil im Vergleich mit den Vereinigten Staaten wesentlich ermangelten. Diese neue Bewegung des Handels wird Capitalien und in Folge derselben auch Massen von Auswanderern hinziehen, denn von allen englischen Colonien ist Canada diejenige, welche den brittischen Auswanderern am meisten zusagt: sie haben von den dortigen Indianern nicht das Mindeste zu fürchten; sie sind, wie in England selbst, rein auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen, und das Klima ist, wenn auch strenger als in den meisten Theilen Englands, doch gesund, und dem Engländer angemessen, was sich in gleichem Grade weder vom Cap, noch von Australien sagen läßt, Westindiens zu geschweigen.

Wir werden deßhalb bald eine regelmäßig geordnete Auswanderung nach Canada sehen, und die Bevölkerung, nämlich die national-englische, wird sich schnell heben und ein factisches Uebergewicht über die französische auch in Niedercanada gewinnen. Die Furcht vor Nordamerika wird mehr thun, um die englische Regierung zu steter Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der englischen Canadier zu bewegen, als die eindringlichsten Vorstellungen, und es steht seit Lord Durhams Bericht der große Gedanke fest, ein canadisches Reich auch hinsichtlich der freien Entwicklung den Vereinigten Staaten gegenüber zu stellen, wie man dieß in Betreff der militärischen Rüstungen schon seit 20 Jahren gethan hat: man fühlte indeß seit dem canadischen Aufstand die Nothwendigkeit, dem Gebäude einen andern Halt, als bloß den der brittischen Bajonette zu geben, von denen ein großer Theil nach den Vereinigten Staaten ausreißt.

Beludschistan.

1. Das Land und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Ueber die Bewohner Beludschistans herrscht noch vieles Dunkel: gewöhnlich nennt man nur Beludschen und Brahuis, aber abgesehen von den einzelnen, augenscheinlich in neuerer Zeit eingewanderten Hindus und einer Kurdencolonie im Westen, herrscht in Beludschistan dasselbe Verhältniß, wie in Afghanistan und in den meisten übrigen Theilen Persiens. Die beiden erstgenannten Stämme sind die Eingewanderten, die Eroberer, welche hier, wie fast in ganz Persien, die Ureinwohner unterdrückt haben. Wir finden hier zwar nicht den Namen Tadschik, wie im nördlichen Persien und im Turkomanenlande, aber die Dehwars oder Dehkans bezeichnen dasselbe. Pottinger sagt in seiner Reise ausdrücklich: „Die Dehwars oder Dorfbewohner sind dasselbe Volk, das man in vielen Theilen Asiens unter verschiedenen Namen findet, welche alle rein persisch reden, gleiche Sitten und Beschäftigungen haben, und, so viel ich weiß, allenthalben unter gleichen Verhältnissen zum herrschenden Stamme leben." Pottinger zieht daraus den Schluß, es seyen Colonien, die nach und nach eingewandert seyen, und unter bestimmten Verträgen mit der herrschenden Macht sich ansiedelten. Andere sind freilich der Ansicht, diese Persischredenden seyen der eingeborne Stamm, und die wandernden Krieger- und Hirtenstämme die Fremden, wie dieß z. B. mit den Afghanen — der völlig fremden Turkomanen und Araber gar nicht zu gedenken — entschieden der Fall scheint, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach aus den Paropamisaden in ihre gegenwärtige Heimath zogen. Der Streit ist indeß wohl leicht zu lösen, wenn man annimmt, daß in frühern, glücklichern und ruhigern Perioden des Perserreichs die angesessenen, städtebewohnenden und ackerbautreibenden Einwohner das Uebergewicht über die Hirtenstämme besessen, während die unruhigen Zeiten diesen letztern die Herrschaft in die Hände gaben.

Woher die Beludschen ins Land gekommen seyn sollen, läßt sich, so lange man ihre Sprache nicht genauer untersucht und ihr Verhältniß zu den übrigen persischen Dialekten nicht hergestellt hat, unmöglich entscheiden. Persisch ist ihr Dialekt ohne allen Zweifel, und Pottinger sagt ausdrücklich, so fremd ihm auch anfangs ihre Sprache vorgekommen sey, so habe er doch allmählich bloß durch seine Bekanntschaft mit dem Persischen sie verstanden, in dem Maaße, als er sich an ihre Art die persischen Worte zu verändern und auszusprechen gewöhnt habe. Daß der Name Beludschen nicht, wie Manche vermutheten, neuern Ursprungs sey, sondern in ein hohes Alterthum hinaufreiche, hat Ritter in seiner Erdkunde hinreichend nachgewiesen. Daß Pottingers Ansicht, sie stammten von versprengten Turkomanenstämmen ab, wenig Wahrscheinlichkeit für sich habe, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sie entweder ihre turkomanische Sprache behalten, oder die Sprache der alten Landeseinwohner, der Dehwars, der Persischredenden, hätten annehmen müssen, aber keinen besondern, dem Persischen doch sehr verwandten Dialekt sprechen könnten.

Anders verhält es sich mit den Brahuis, welche mehr den östlichen Theil bewohnen: sie sprechen eine entschieden nichtpersische Sprache, und sollen sich auch in ihrer Gesichts- und Körperbildung sehr wesentlich von den Beludschen unterscheiden. Ritter hat es durch Zusammenstellung mehrerer Nachrichten wahrscheinlich gemacht, daß zahlreiche indoskythische Völkerreste in dieses Gebirge versprengt worden seyen. Wir können seiner

Auseinandersetzung nicht folgen, und bemerken bloß, daß sowohl vor als gewiß auch nach der griechischen Eroberung von Baktra Völker aus dem Norden des Orus, (Sacae, Skythen,) in diese Länder eingedrungen sind und Reiche gestiftet haben. Die Geschichte jener Völkerzüge, welche in nahem Zusammenhange mit dem Kampfe der Braminen und Buddhisten zu stehen scheint, fängt seit der Entdeckung und Ausgrabung der Topen erst zu dämmern an, so viel aber ist bereits ermittelt, daß im Lande südlich von Hindukusch, wahrscheinlich bis tief in Beludschistan hinein, die buddhistische Religion, zu der viele der indoskythischen Völker sich bekannt zu haben scheinen, die herrschende war. Aus jenen Zeiten, wohl kaum aus einer spätern, datirt sich die Einwanderung der Brahuis, und in diese Beziehung ist es bemerkenswerth, daß Pottinger eine große Aehnlichkeit des Klanges zwischen der Sprache der Brahuis und dem Pendschabdialekte*) gefunden hat. So neuen Ursprungs, als Pottinger meint, kann die Niederlassung der Beludschen und Brahuis in diesem Lande unmöglich seyn, dafür zeugt außer den bereits angeführten, der Sprache entnommenen Gründen namentlich auch der enge Verband, der sich zwischen zwei so gänzlich verschiedenen Völkern gewiß nicht im Laufe weniger Jahrhunderte gebildet hat, denn durch die zahlreichen Zwischenheurathen sind bei manchen Familien und selbst ganzen Stämmen die charakteristischen Unterschiede beider Völker so gut wie verschwunden, so daß sich eine dritte, zwischen beiden mitten innestehende Race gebildet hat.

Die Beludschen zerfallen nach Pottinger in drei Hauptzweige, die Narui, Rind und Maghsi. Die ersten bewohnen hauptsächlich den westlichen Theil des Landes, besonders das Kohestan, die zwei andern Zweige in Ketsch Gendawa, wohin sie in verschiedenen Zeiten aus Mekran her eingewandert sind, und sich mit den Jeths (Jhats), den alten Ackerbauern des Bodens von indischem Stamm, vermischt haben. Pottinger rechnet die Narui's auf etwa 12,000, die Sinds auf 33,000, die Maghsis auf 44,000 Seelen; doch sind nicht alle einzelnen Zweige mit Zahlen aufgeführt. Diese Beludschen sind schön gebaut, schlank, doch nicht besonders kräftig, ein Hirtenvolk, das gerne auf Plünderung ausgeht, rachsüchtig und grausam. Die Brahuis dagegen haben dicke Glieder, kurze Gestalt, runde Gesichter, glatte Physiognomien, braune Haare und braunen Bart; auch sind sie, obgleich kräftiger und tapferer, doch friedlicher gesinnt, als die Beludschen, und ihre Häuptlinge, denen sie sehr treu sind, üben eine unumschränktere Herrschaft über sie aus. Pottinger führt keine Hauptabtheilungen unter ihnen auf, wie die Narui, Rind und Maghsi bei den Beludschen, sondern nur die einzelnen Clans, und gibt die Zahl von 52 derselben zu etwas mehr als 100,000 Menschen an. Ein Stamm derselben, die Kamboranis, nimmt wohl von andern Weiber, gibt ihnen aber keine; auch einige Clane der Rind-Beludschen und der Brahuis stehen auf demselben schroffen Fuß gegen einander.

*) Er führt auf S. 54 ausdrücklich an, daß viele alte Hindworte sich in der Brahuisprache fänden.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutsche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

Por el Santo se besa la Péana.

Oftermal küßt man den Schemel ums Heiligenwillen,
Schmeichelt der Mutter, weil man liebt die Tochter im Stillen.

Por el Pan bagla el Perro.

Willst du des Hundes Künste sehen,
So mußt ein Stücklein Brod ihm geben.

Piensa mal y acertarás.

Denk' immer schlecht,
Behältst du recht.

Pobre porfiada saca mendrugo.

Bettle nur mit Ungestüm,
Hast gewiß davon Gewinn.

Paga adelantada es viciosa.

Vorausbezahlen ist nicht gut,
Weil man es gern vergessen thut.

Perdido por mil, perdido por mil y quinientes.

Wenn einmal tausend zum Teufel sind,
Schlag' fünfzehnhundert ich auch in den Wind.

Por la Boca muere el péz.

Der Fisch stirbt durch sein Maul, das nimm dir zum Exempel,
Und drück' auf deines fest des Schweigens weisen Stempel.

Puerco, cochino, marrano, lechon, quatro palabras y una cosa son.

Frischling, Sau, und Schwein, und Bache,
Sind vier Wort' für Eine Sache.

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1820 erhielt General Caß von der Centralregierung den Auftrag, den nordwestlich von den großen Seen gelegenen und von dem Mississippi begränzten Gebietstheil der Union zu untersuchen. Der Bericht dieser Expedition ist von Hrn. H. R. Schoolkraft herausgegeben worden. Der Zweck der Reise war, genaue Notizen über die Namen, die Anzahl, die Geschichte, den Zustand, die Lebensart und den Charakter der indianischen Stämme zu erhalten, die Geographie des Landes zu studiren und Materialien zur Fertigung einer Karte zu sammeln; ferner einen Ort für eine Garnison an den entlegensten Ufern des obern Sees zu bestimmen, so wie Nachrichten über die Kupfer- und Bleiminen und über die in jenen Gegenden befindlichen Gypsgruben einzuholen; endlich aber, von den Indianern die für die Vereinigten Staaten vortheilhaft scheinenden Gebietstheile anzukaufen.

Die in den ersten Tagen Auguste begonnene Reise ward am 25 September beendigt. Man ging von New-York aus, erreichte den Erie-See zu Land, fuhr auf einem Dampfschiffe von Buffalo nach Detroit und bis zu dem Flusse gleichen Namens, der den Erie- und Saint-Clair-See verbindet. Hierauf begaben sich die Reisenden auf indianischen Booten an den Huronen- und Missisagaiegon-See, den man aber gewöhnlich den obern See nennt. An den Ufern eines Flusses untersuchte man eine ungeheure Masse gediegenen Kupfers, wovon schon verschiedene Reisende gesprochen hatten. Hr. Caß und seine Gefährten fuhren, nachdem sie bis zum westlichen Ende des Sees gelangt waren, den Saint-Louis-Fluß aufwärts, begaben sich zu Land an den Sandy-See, bestiegen sodann ihre Boote wieder, und kamen auf dem kleinen See Winnipek zu einem andern unter 48° 50′ N. gelegenen See; dieß war das Ende ihrer Reise. Eben dieser See erhielt den Namen Kassina; der nicht weit daron entspringende Missisippi durchfließt ihn; er liegt 2978 engl. Meilen von dem Meerbusen von Mexico. Man ging hierauf an den Sandy-See zurück, und fuhr den Missisippi abwärts bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Wisconsin, auf welchem man aufwärts fuhr; von da gelangte man zu dem Fuchsfluß, der zum Michigan-See führte, den sie gänzlich umfuhren, und von wo aus sie nach Detroit zurückkehrten. Diese Forschungsreise lieferte sehr interessante Nachrichten über Gegenden, die bloß von Jägern besucht worden waren. Gegenwärtig ist bereits ein Theil derselben von zahlreichen Colonisten bewohnt. Hr. Schoolkraft versäumt nicht, in seinem Bericht der Franzosen zu erwähnen, die seit ihrem ersten Erscheinen in diesen Gegenden im 17ten Jahrhundert beständig daran arbeiteten, dieselben sowohl durch ihre Züge als durch ihre Schriften bekannter zu machen.

Gegenstand einer zweiten Reise des Major Long im Jahre 1825 war der Gebietstheil der amerikanischen Union zwischen dem Missisippi und dem Coteau des Prairies. Er ging von Pittsburg aus bis an das südliche Gestade des Michigan, von da an den Wisconsin und Missisippi, fuhr über letztern und setzte den Weg seinem rechten Ufer entlang fort. Bei dem Wasserfall St. Anthony, am Zusammenfluß des St. Pierre angekommen, fuhr er den letztern in seiner ganzen Länge aufwärts, so daß er bis an seine Quelle gelangte, die sich in einer Hochebene unter 45° 55′ N. nicht weit von der des rothen Flusses befindet; letzterer fließt anfangs gegen Norden, später aber in entgegengesetzter Richtung.

Die Expedition verfolgte bei ihrem Uebergange von dem Gebiete der Union auf das von Großbritannien den St. Pierrefluß bis zur Mündung in den großen Winnipec-See, der sein Wasser durch den Bourbon- oder Nelsonfluß in die Hudsonsbay sendet. Den Winnipec-See verließ sie, indem sie den Fluß gleichen Namens aufwärts fuhr, kam hierauf über den Wälder-, den Regen-See und andere minder bedeutende Seen, und gelangte auf diese Weise an das nördliche Gestade des obern Sees, den man bis zum Wasserfall St. Marie verfolgte. Bei der Ueberfahrt vom Winnipec zum Missisagaiegon mußte man die Boote zweiundsiebzigmal zu Lande weiter schaffen, wei man bei der Menge von Katarakten und Wasserfällen keinen Gebrauch von ihnen machen konnte. Die Beschaffenheit des Landes bis zum St. Pierrefluß, der von den Sioux Menesota oder Utapan (Fluß mit trübem Wasser) genannt wird, ist von der Art, daß es den Vereinigten Staaten eine sehr feste und sehr sichere Schutzmauer gegen jeden feindlichen Einfall bietet.

Die physikalische Geographie dieser Gegenden hat durch die Beobachtungen Hrn. Longs und seiner Gefährten sehr viel gewonnen. Die von Träumern als Scheidungslinie der Gewässer angenommenen Gebirge sind so wenig vorhanden, daß der Travers-See, aus welchem der Rothe Fluß entspringt, zur Zeit des Austretens mit dem bloß drei Meilen entfernten und von dem St. Pierrefluß durchströmten Bigstone-See in Verbindung tritt.

Zwischen den Sioux und Tschippeways waren Feindseligkeiten ausgebrochen, denen die Regierung der Union ein Ende machen wollte. Hr. H. R. Schoolkraft erhielt den ehrenvollen Auftrag, diesen Krieg beizulegen. Während Hr. Schoolkraft damit beschäftigt war, den Frieden zwischen diesen Stämmen herzustellen und über ihren dermaligen Zustand alle der Regierung nützlichen Notizen zu sammeln, sollte er ihnen auch die Vortheile der Schutzpocken auseinandersetzen, und sie bereden, zur Impfung zu schreiten. Er erfüllte im Jahre 1831 diesen Theil seines Auftrages, und untersuchte dann das Land zwischen dem obern See und dem Missisippi südlich vom St. Anthonyfall; im Sommer 1832 richtete er dann seine Aufmerksamkeit auf das nördlich gelegene Land, welches die Hochebene bildet, wo die dem Becken jenes großen Flusses angehörigen Gewässer von denen, die ihren Lauf in die Hudsonsbay nehmen, sich scheiden.

Der General Caß hatte von Indianern erfahren, die Quelle des Missisippi befinde sich in einem 60 Meilen nordwestlich vom Kassina gelegenen See; als Hr. Schoolkraft zu diesem gelangt war, schiffte er sich auf demselben ein, kam von einer Wasserfläche zur andern, und erreichte endlich den Itasca-See, den entferntesten von ihnen; er liegt 3160 Meilen vom Meerbusen von Mexico und 1500 Fuß über dessen Wasserspiegel; östlich, südlich und nördlich bemerkt man sehr niedrige Hügelketten. Hr. Schoolkraft untersuchte auch das von den Flüssen St. Croix und Brulée bewässerte und bis zum obern See hin sich erstreckende Land.

(Fortsetzung folgt.)

Medaillen der englischen geographischen Gesellschaft. Am 25 Mai hielt diese ihre neunte Jahressitzung, bei welcher die jährlich für die wichtigsten Reisen zu ertheilenden Medaillen an Hrn. Schomburg für seine Reisen in Guiana, und an Hrn. Major Rawlinson für seine Forschungen in Persien ertheilt wurden. Rawlinson war nicht anwesend, sondern befindet sich noch in Bombay, weßhalb Contreadmiral Malcolm die Medaille für ihn in Empfang nahm. — Die Gesellschaft zählt jetzt 697 englische Mitglieder.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 71 u. 72** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hegesippe Moreau. — Dänische Literatur.** (Fortsetzung.) **— Die brittischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.** (Fortsetzung

Zu das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 9 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1840.

Die Bevölkerung Portugals.

Lissabon, Mai 1840.

Noch immer ist und bleibt es eine schwierige Aufgabe, die wahre exacte Angabe der Bevölkerung Portugals auszumitteln. So oft auch noch Zählungen vorgenommen wurden, eben so oft gibt es Differenzen, die in die Hunderttausende gehen, was übrigens gar nicht zu verwundern ist, da man nicht einmal ausfindig machen kann, wie viele Wohnhäuser oder Feuerstellen man zählt, so daß man in diesem Jahre abermals einige 70 Tausend mehr angibt, wie in dem vergangenen, und die doch gewiß nicht in dieser Zeit neu erbaut wurden; daß man aber auch nicht einmal weiß, wie viele Kirchspiele oder Pfarreien man im Lande hat, und daß es in den Angaben der statistischen Tabellen, die das Gouvernement bekannt machen läßt, ihm auf einige Hunder Pfarreien mehr oder weniger nicht ankommt, ist wohl unverzeihlich. Es zeigt dieses so recht von Haus aus, wie nachlässig hier alle Gouvernementsgeschäfte betrieben werden, und auf welchem erbärmlichen Grund der ganze Staatshaushalt erbaut ist. Wenn man nicht einmal weiß, wie viele Menschen man regiert, so weiß man auch noch viel weniger, auf welche Hülfe zu den Staatsausgaben von diesen Menschen zu zählen ist.

Das Gouvernement hat es besonders in den letzten Jahren nicht an Erinnerungen und Verordnungen zur Aufstellung statistischer Tabellen fehlen lassen, so wie zu regelmäßigen Einsendungen derselben, allein die Behörden, denen dieses obliegt, gehorchen nicht, sie leisten keine Folge, wohl wissend, daß so etwas hier gar nicht bestraft wird, und daß das Gouvernement sich nur damit begnügt, Befehle zu ertheilen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob man ihnen auch nachkommt. Die beauftragten Oberbehörden bekümmern sich deßhalb auch nicht darum, ob die Unterbehörden bei der Aufstellung der partiellen Tabellen genau zu Werke gehen; sie bemühen sich nicht, dieselben zu prüfen, was schon daraus hervorgeht, daß man nicht einmal die Pfarreien gehörig angibt, die doch jeder Beamte in seinem Districte an den Fingern herzählen könnte. Auf diese Art werden dann nun meistens unrichtige Tabellen eingeschickt, die das Gouvernement hierauf einer dazu ernannten Commission übergibt, um daraus eine Generaltabelle zusammenzustellen. Die Resultate dieser Commission, an deren Spitze der durch seine meteorologischen Beobachtungen bekannte Oberst Franzini steht, und welche den Anfang des Jahres 1838 in sich begreifen — die Tabellen von dem Jahre 1839 sind noch nicht alle eingegangen — sind nun folgende: Portugal enthält nach der neuern Eintheilung sieben Provinzen, Minho, Tras os Montes, Beira alta (Hoch-Beira), Beira baixa (Nieder-Beira), Estremadura, Alemtejo und Algarbien, und diese sind zusammen in 17 Administrativdistricte vertheilt, diese wieder in 51 Comarcas (Gerichtsbezirke), und diese in 382 Concelhos (Territorialbezirke) mit 3692 Kirchspielen und 827,947 Feuerstellen oder Familien (was hier gleichbedeutend ist, und auf diese Art kann ein einziges Haus viele Feuerstellen oder Familien enthalten), mit einer Gesammtbevölkerung von 3,224,474 Seelen. Minderjährige unter sieben Jahren zählte man 513,017; Geborne 99,097, Gestorbene 67,541, geschlossene Ehen 23,598.

Die Commission macht hierüber noch folgende Bemerkungen: die Zahlungen, welche man in den Jahren 1815 bis 1819 vernahm, gaben ein Resultat von 4100 Kirchspielen, 754,858 Feuerstellen und eine Bevölkerung von 3,013,900 Seelen, 102,037 jährlicher Geburten, 66,410 Gestorbene und 21,433 geschlossene Ehen. Hieraus folgt also in Vergleich mit der letzten Zahlung eine Vermehrung von 73,099 Familien oder Feuerstellen und 210,575 Individuen; allein aus diesem Factum kann man nicht den Schluß ziehen, daß die Bevölkerung zugenommen, denn die Anzahl der Gebornen in der letzten Zählung ist nicht größer geworden, im Gegentheil ist sie um 2940 geringer, und die Anzahl der Verstorbenen ist auch in dem letzten Jahre um 1131 größer, als in den vorhergehenden Jahren, so wie auch die Zahl der Ehen um 2165 stärker war. Hieraus ist wohl der richtige Schluß zu ziehen, daß die einzelnen Tabellen nicht mit Genauigkeit aufgestellt sind, woran hauptsächlich noch das Mißtrauen des Volks die Schuld hat, richtige Angaben einzureichen; es versteht noch nicht, was man mit solchen Tabellen bezwecken will, und verheimlicht Vieles. — Den Beweis für diese Meinung will der Berichterstatter darin finden, daß sich das

Mißtrauen nach und nach verliere, und daß in der letzten Zählung schon 37,015 Feuerstellen mehr angegeben sind, als in der Zählung von 1836; allein dieß scheint keinen Halt zu haben: wie kann man denn ganze Familien und Feuerstellen verläugnen und dieselben ignoriren, da sie doch im Angesichte der Behörden leben? — Die Unrichtigkeiten in diesen Tabellen sind einzig und allein der Nachlässigkeit der Behörden zuzuschreiben, die ungestraft thun und lassen, was ihnen gutdünkt. Solche Wahrheiten scheuen sich aber die ernannten Commissionen öffentlich zu bekennen, denn sie wollen es mit Niemanden verderben.

Die Commission bemerkt nur noch, daß die Zahl der Verstorbenen viel zu gering angegeben, weil eine große Menge verstorbener Kinder gar nicht in die Kirchenbücher eingetragen wird, eben so wenig wie die Vielen, welche in den Hospitälern sterben. Was die Kinder betrifft, so ist dieses schon schwieriger, denn die Eltern, welche arm sind, nehmen ihr todtes Kind, und tragen es in die erste beste Kirche (um die Kosten der Beerdigung zu ersparen), legen es daselbst auf einen Altar oder in irgend eine Ecke, und gehen davon, das Begräbniß dem Pfarrer oder den Kirchenvorstehern überlassend; aber auch dieses wäre ja mit gehöriger Aufsicht abzustellen! — Die Geburten im Vergleich mit der Bevölkerung geben das Resultat von 32 Individuen auf jede Geburt, was mit den Resultaten in Frankreich und Belgien übereinstimmend ist.

Beludschistan.

1. Das Land und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Die Provinzen Jhalawan und Sarawan mit dem dazwischen liegenden District von Kelat umfassen genau die von Pottinger sogenannte Brahuikette bis zu 26° N. B. Jhalawan, die südlichere, umfaßt die Thals oder Districte von Wadd, Khozdar, Nal, Punduran, Zahri und Sedi nebst einigen andern von geringerer Bedeutung, deren Häuptlinge alle von dem Chan von Kelat mehr oder minder abhängen. In Jhalawan gibt es nur ganz kleine Bäche, aber Wasser genug zur Befruchtung des Bodens kann gewonnen werden, wenn man nur einige Fuß tief gräbt. Sarawan, das im Norden an die afghanischen Berge stößt, zerfällt in die Districte Nuschky, Kur, Kohek, Painkothal, Sirroh, Kischkan u. s. w.; sie haben weder feste Städte noch Dörfer, und die Tumans (Wanderdörfer) der Brahuis wechseln unaufhörlich ihren Platz, je nach dem Bedürfniß der Weide. Der District Kelat gehört eigentlich zur Provinz Sarawan; es ist aber allmählich Gewohnheit geworden, ihn davon zu unterscheiden, weil die Chans von Kelat sich das Recht angemaßt haben, die Ländereien an ihre Khanesads (Haussklaven) und andere abhängige Leute zu vergeben, ohne Rücksicht auf die Häuptlinge der Kheils (Clans), welche sonst in diesem Gebiet wohnten, und in Folge dieser Ansiedlung der Khanesads sich allmählich entfernten, so daß diese jetzt ausschließlich um Kelat her den Boden bauen. Die Provinz Jhalawan, obgleich ausnehmend gebirgig, hat doch einige kleine Ebenen oder Thäler, wie die von Wadd, Soherab und Khozdar, wenn gleich das Brahuigebirge gegen Süden kaum noch 9 bis 10 geogr. Meilen breit ist; die Provinz Sarawan dagegen hat außer einer 6—7 Meilen breiten, ganz unfruchtbaren, und darum auch Deschtibedaulet (die arme Wüste) genannte Fläche, durchaus keinen ebenen Landstrich, der auch nur einige Meilen im Umfang hätte. Zudem hat auch die erstere Provinz ein gemäßigteres Klima, und der Regen fällt häufig genug, daß der sonst steinige und arme Boden anbaufähig wird, nichtsdestoweniger aber ist Sarawan, auch ganz abgesehen von Kelat, doppelt so stark bevölkert, als Jhalawan, was Pottinger bloß einer unerklärlichen Vorliebe für ein nördliches Klima zuschreibt.

Die Stadt Kelat gilt gegenwärtig und schon seit langer Zeit als die Hauptstadt dieser Provinzen, und ihr Besitz übte mehr als Einmal eine gewisse Autorität über ganz Beludschistan aus, da sie der Sitz der einzigen, regelmäßigen Regierung im Lande ist. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts soll noch eine Hindudynastie in Kelat geherrscht haben, die aber, von räuberischen Afghanen angefallen, Beludschen aus dem Westen zu Hülfe rief. Diese kamen unter Anführung eines gewissen Kambor, *) verjagten die Räuber, aber bald auch die Hindudynastie, von welcher ein Zweig unter dem Namen Gurowani **) im Lande blieb und den Islam annahm, der Rest aber nach Schikarpur, Bukhor und Multan zog, und sich dort an seine Glaubensgenossen anschloß. Diese Begebenheit scheint den Anstoß zu dem spätern Vordringen nach Osten gegeben zu haben, wenn sie gleich, so wie sie Pottinger erzählt, manches Unwahrscheinliche hat, denn von ältern Zeiten her kann sich keine Hindudynastie hier erhalten haben, wie aus dem sehr eifrigen Mohammedanismus der Beludschen und Brahuis, so wie ihrer alten Verbindung mit den Arabern hervorgeht, und es müßte nur ein Hindugouverneur des mongolischen Delhikaisers sich hier behauptet und bei seiner bedrohten Stellung die Beludschen aus dem Westen, von denen notorisch viele in das Heer des Großmogols traten, zu Hülfe gerufen haben. Doch dem sey wie ihm wolle, genug, seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts herrschte in Kelat eine mohammedanische Beludschendynastie, deren Haupt später von Nadir Schah zum Beglerbeg von ganz Beludschistan ernannt wurde. ***) Kurz vor diesem Ereigniß war Ketsch Gondawa, das mehrere kleine Häuptlinge unter der Obergewalt des Gouverneurs (Nawab) von Sind in Besitz hatten, von Kelat aus erobert worden, und zwar unter Verhältnissen, die hier einen fortdauernden siegreichen Kampf des Islam mit dem Hinduglauben voraussetzen.

Nadir Schahs Zug nach Indien hatte sämmtliche ostpersische Völker in Bewegung gebracht. Nassir Chan, derselbe, den Nadir Schah zum Beglerbeg von Beludschistan ernannt, ein kluger Fürst, schloß sich an Ahmed Schah Durani, den Schöpfer der Duranidynastie in Afghanistan an, in der Art, daß er weder

*) Daher der Clan der Kamboranis, die keine ihrer Töchter an einen andern Clan verheurathen.

**) Von Guru, was einen Hinduprieſter bedeutet.

***) Er machte, um seine Herrschaft zu befestigen, einen militärischen Marsch in der Runde durch ganz Beludschistan.

Tribut zahlen, noch bei innern Streitigkeiten zur Stellung von Truppen angehalten werden könne, sondern nur zur Vertheidigung Afghanistans gegen äußere Feinde beizutragen habe. In dieser Stellung folgte er Ahmed Khan auf seinen Zügen nach Indien, so wie im Kriege gegen die Perser, welche Afghanistan wieder unter persische Hoheit bringen wollten, und dieß Verhältniß scheint bis in die neueste Zeit fortgedauert zu haben. Denn während des Bürgerkriegs, der Afghanistan zerriß, hören wir nie von Beludschen, die darin aufgetreten waren, aber als die Perser gegen Herat zogen, finden wir wieder Beludschen, in Verbindung mit den Fürsten von Kandahar, und gegen die Engländer trat der Chan von Kelat bekanntlich, so viel in seinen Kräften stand, gleichfalls als Streiter wieder auf.

Die Macht von Kelat über das übrige Beludschistan war immer schwankend: die Stämme wählen sich ihre Häupter selbst, und meist bleibt die Würde üblich. Nassir Chan setzte Hakims oder Gouverneure in Kedschi, der Hauptstadt von Mekran, und in Gondawa ein, die Bevölkerung dieser Städte betrachtete dieß aber als eine solche Verletzung ihrer Rechte, daß die Gouverneure sich nur durch starke Truppencorps halten konnten. Sobald Nassir Chan todt war, wurden die Gouverneure verjagt, und nur in Gondawa konnte der eine durch Nassir Chans Nachfolger wieder eingesetzt werden, die Hauptstadt von Mekran aber stand seit jener Zeit nur unter einer nominellen Hoheit des Chans von Kelat. So sehr indeß die Clans einer Einmischung in ihre innern Angelegenheiten widerstrebten, so entschieden war die Obergewalt des Chans von Kelat in auswärtigen Angelegenheiten, denn er erklärte Krieg und Frieden, und die Sirdars der Clans mußten mit ihren Truppen ihm Beistand leisten, ja auf Verlangen dieselben in Person begleiten. Auch konnte, wenn ein Mitglied eines Clans sich über den Sirdar zu beschweren hatte, die Sache vor den Chan von Kelat gebracht werden. Pottinger schätzt die Anzahl der Truppen, welche derselbe nöthigenfalls auf die Beine bringen konnte, auf etwa 60,000 Mann, und seine Einkünfte auf 350,000 Rupien, was über eine halbe Million Gulden ausmacht. *) Zu Nassir Chans Zeit betrugen die Einkünfte fast das Zehnfache, aber Mekran, Las, Pendschghur, Dizak, Kharan u. s. w. zahlten damals noch Tribut, und die Zölle zu Karatschi in Sind gehörten gleichfalls dem Chan von Kelat.

(Schluß folgt.)

Ausgrabungen im Parthenon und der Akropolis von Athen.

Vor kurzem hat man am Fuße des Parthenon eine große Menge Fragmente von jeder Größe gefunden. Friesen, Triglyphen, Metopen, Akroteren sind aus Terra Cotta, mit Gemälden nach Art der griechischen oder etruskischen Vasen geschmückt, und lassen ihrer Form und ihren Verzierungen nach keinen Zweifel, daß sie zur Bekleidung des ersten Baues gedient haben, auf dessen Ruinen Iktinus seinen unsterblichen Tempel errichtete. Die Propyläen, die so lange durch türkische Gebäude maskirt waren, haben seit einigen Monaten einen Theil ihrer Pracht wieder erlangt, und verkündigen immer noch auf würdige Weise das Heiligthum, wo Griechenland seine Meisterwerke aufhäufte. „Das ist," spricht Pausanias, indem er davon redet, „das bewundernswürdigste Gebäude, das man bis jetzt unternommen, sowohl in Bezug auf die Größe der Marmorblöcke, als die Schönheit der Ausführung. Zur Rechten erhebt sich der Tempel der Victoria Aptera, zur Linken ist ein mit Gemälden geschmücktes Gebäude."

Dank den letzten Ausgrabungen, diese Beschreibung ist in allen ihren Theilen wahr. Von allem Beiwerk befreit, können die Propyläen leicht nach der Idee wieder hergestellt werden; ihre dorischen Säulen, ihre Gesimse, ihre Friesen so zart ausgemeißelt, ihre Deckenverzierungen, wo goldene Sterne auf azurnem Grunde glänzten — Alles ist da; der Grund der alten Stufen ist wiedergefunden, nur die Gemälde fehlen in der Pinakothek und fünf Bronzethüren, die in das Innere der Citadelle führten; man sollte glauben, man könne am Tage des Festes der Panathenäen die lange Procession heraustreten sehen, deren Gruppen an den Metopen des Parthenon in Stein gehauen sind. (Echo du Monde Savant vom 5 Junius.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Otto v. Kotzebue, ein russischer Marineofficier, hatte im Jahre 1817 nach Durchschiffung der Beringsstraße an der Küste Amerika's unter dem 67° N. B. eine Bay entdeckt, die südlich bis zum 60° reicht; die Umstände gestatteten ihm nicht weiter nördlich vom Cap Golowin (68° 45') vorzudringen.

Der Capitän Beechey legte, nachdem er den stillen Ocean durchsegelt hatte, am 25 Julius 1826 in der Bay Kotzebue's an; er verfolgte hierauf die Küste bis zum Eiscap, dem östlichsten Punkt, wohin Cook im Jahre 1779 gelangt war; im Begriff, in die Bay Kotzebue's zurückzukehren, entsendete Hr. Beechey unter dem Befehl zweier Officiere eine Schaluppe in östlicher Richtung, und diese drang bis zu einem Vorgebirge, das den Namen Cap Barrow erhielt. Sie kamen in häufige Berührung mit Eskimos, die sich aber stets grob, ungestüm und sogar feindselig benahmen. Das Cap Barrow war der nördlichste Punkt, den man damals an der Küste des amerikanischen Continents kannte; derselbe bildete einen um so bemerkenswerthern Vorsprung, als die ganze übrige Küste wellenförmig und mit Inseln besetzt erschien. Die Breite dieser Landspitze betrug nicht über anderthalb Meilen; an ihrem äußersten Ende bemerkte man mehrere kleine Seen und an dem östlichen Gestade ein kleines Dorf; die sehr gegründete Furcht, in das Eis zu gerathen, veranlaßte die beiden Officiere, den Weg nach dem ihnen bestimmten Zusammenkunftsort einzuschlagen; nach mehrfach überstandener Gefahr, von den mit jedem Augenblick sich mehrenden Eisblöcken eingeschlossen zu werden, kamen sie am 9 September daselbst an. Durch die Expedition des Hrn. Beechey lernte man einen bedeutenden Theil der Küste des Polarmeeres kennen.

Dieser Officier wollte im folgenden Jahre, nachdem er in der Bay Kotzebue's den Winter zugebracht hatte, seine Arbeiten wieder beginnen: unvorhergesehene Umstände aber stellten sich ihm dabei entgegen; er nahm mehrere Punkte an der Küste auf, und verließ am 22 October 1827 diese Gegenden.

Die Entdeckung der östlichen Einfahrt in das Polarmeer war von

*) Pottinger sagt 45,750 Pf. St.

Hrn. Parry im Jahre 1819 gemacht worden; im Jahre vorher beſehligte er das zweite Schiff der Expedition unter Capitän John Roß; nachdem dieſer letztere die Küſten der Baffinsbay befahren und die Richtigkeit der Beobachtungen dieſes großen Seefahrers des 17ten Jahrhunderts erkannt hatte, befand er ſich am 30 Auguſt vor der James Lancaſter-Bay; er hatte ſich derſelben bis auf eine Entfernung von 10 Meilen genähert: da er aber am weſtlichen Ende dieſes Seearmes Land zu erblicken glaubte, das die Durchfahrt verſperrte, ſo kehrte er um und kam nach England zurück.

In dieſem Lande zweifelte man daran, und mehrere Officiere des Capitän Roß theilten die Meinung, daß die Lancaſter-Bay von keinem Lande verſperrt ſey. Man ſandte deßhalb Hrn. Parry im Jahre 1819 mit den beiden Schiffen Hekla und Griper ab: die Abfahrt geſchah zu Anfang Mai; am 1 Auguſt befand man ſich am Eingange in die Lancaſter-Bay (74° N.); Parry wagte ſich hinein, und bemerkte bald, daß dieß eine ſich nach Weſten hin öffnende Meerenge ſey; ſie wurde die Meerenge Barrows genannt: als man noch weiter vorwärts gelangte, entdeckte man den Prinz-Regent-Canal, fuhr in denſelben ein, konnte aber wegen des Eiſes nur bis 72° der Breite gelangen; man kehrte nördlich in die Meerenge zurück, und ſegelte zwiſchen zwei Ländern bis jenſeits 93° 27' W. L., wo man in das offene Polarmeer gelangte. Die Inſeln, auf die man rechts und links ſtieß, wurden beſucht, die Schiffe aber durch das Eis ſehr am Vorkommen gehindert, und am 20 September vollkommen von demſelben aufgehalten; man ließ ſie in einen Hafen der Inſel Melville unter dem 75° N. einlaufen, wo ſie den Winter zubrachten.

Am 26 September zeigte der Thermometer 15° unter Null; das Meer war gänzlich zugefroren; am 31 December fiel der Thermometer bis auf 23°, und am 26 März 1820 zeigte er 28°, denn der Winter war ſehr lang und ſtreng; alle Thiere waren verſchwunden; am 12 Mai endlich ſah man wieder einige Vögel, und am Tage darauf Spuren von Rennthieren und Moſchus-Ochſen; gegen den 21 konnte man bemerken, daß auf dem Lande der Schnee nach und nach abzunehmen anfing; das Meer blieb übrigens fortwährend zugefroren.

Erſt am 1 Auguſt konnte Hr. Parry den Hafen verlaſſen und in weſtlicher Richtung durch das Eis weiterfahren; als er unter 116° 14' W. anlangte, ſtellten ihm die Maſſen von Eis eine unüberſteigbare Schranke entgegen; es war dieß der weſtlichſte Punkt, den man im Polarmeere erreicht hatte. In ſüdlicher Richtung erblickte er das Banks-Land; bei Nacht verband der gefallene Schnee, dadurch daß er bei Tag ſchmolz, die Eisſchollen, die das Meer bedeckten, immer feſter. Man mußte nun daran denken, dieſe Gegenden zu verlaſſen; Hr. Parry entſchloß ſich auch am 25 Auguſt dazu, ſchlug den Weg gegen die Meerenge von Lancaſter wiederum ein, und kam am 25 November in London an.

Dieſe merkwürdige Reiſe lieferte den Beweis, daß nordweſtlich eine Durchfahrt von einem Ocean in den andern vorhanden ſey, bewies aber auch zugleich, daß dieſelbe für die Schifffahrt unnütz ſeyn würde, indem ſie nur für die Dauer von wenigen Tagen befahren werden könne. Hr. Parry war der Meinung, dieß würde eher durchzuführen ſeyn, wenn man unter einer ſüdlichern Breite dahin zu gelangen ſuche.

Dieſer Anſicht zufolge wurde er im Jahre 1821 wieder abgeſendet; unter ſeinem Befehle ſtand die Fury; Lyon befehligte die Hekla; außer dieſen beiden folgte ihnen noch ein drittes Schiff, der Nautilus. Am 7 Mai verließen ſie die Mündung der Themſe; am 1 Julius befanden ſie ſich an der Einfahrt in die Hudſonsbay, und hier nahm man die Gegenſtände, die auf den Nautilus geladen waren, dieſem ab, worauf derſelbe nach England zurückkehrte. Am 2 fuhren ſie weiter in die Hudſonsbay; von allen Seiten erblickte man Eis. Nachdem ſich Parry den von Bilott im Jahre 1615 und von Fox im Jahre 1632 entdeckten Inſeln genähert hatte, fuhr er am 21 Auguſt in die Meerenge von Middleton, dann in die Repulſe-Bay an der weſtlichen Küſte ein; dieſe beiden beinahe ganz mit Eis bedeckten Meeresarme ließen keinen Ausgang erkennen; am 5 September entdeckte er die Lyon-Bay. Am 8 October warf er in einer Bay der Winter-Inſel Anker, und blieb auch den Winter über daſelbſt. Wegen des Eiſes konnte er dieſelbe nicht vor dem 1 Julius 1822 verlaſſen. Er fuhr in nördlicher Richtung dem Continent entlang, und gelangte am 26 vor eine Oeffnung, die mit Hülfe der Eskimos bereits von einigen Leuten der Schiffsmannſchaft ausgekundſchaftet worden war. Man hatte ausgemittelt, daß dieſelbe eine in weſtlicher Richtung in das vom Eis bedeckte Meer führende Meerenge ſey; ſie wurde die Meerenge der Fury und Hekla benannt, und liegt unter 72° N. B. Die Schiffe wurden hier unter dem 87° W. vom Eis aufgehalten, und brachten den Winter an einer Inſel ſüdlich von der öſtlichen Einfahrt in der Nähe einer Halbinſel des amerikaniſchen Continents zu, die bis 69° 10' N. reicht.

Vergebens verſuchte man beim Anfang des Frühjahrs 1825 dieſe Halbinſel zu überſchreiten; hohe, ſteile mit Schnee bedeckte Gebirge machten es unmöglich. Am 9 Auguſt konnten die Schiffe durch das Eis vorwärts kommen; Hr. Parry benutzte dieß, um nach England zurückzukehren, wo er am 12 November ankam. Folgendes ſind die Reſultate dieſer Reiſe: die Bay verlängert ſich ſüdlich von der Halbinſel Melville ſehr gegen Weſten; dieſe letztere iſt durch die Zugefrorne (Prozen) Meerenge von dem Southampton-Land im Süden und von der Rockburn-Inſel im Norden durch die Fury- und Heklaſtraße geſchieden. In dieſen Gegenden fällt beinahe unaufhörlich Reif. Die Eskimos zeigten ſich ſtets freundſchaftlich geſinnt, und ertheilten in Betreff der Geographie genaue Auskunft.

Im Jahre 1824 wurde Parry abermals in die Meerenge von Lancaſter geſchickt; er kam am 11 September in derſelben an, und traf anfangs wenig Eis, was jedoch bald bedeutend zunahm. Parry fuhr hierauf in den Prinz-Regents-Canal, wo er mit ſeinen beiden Schiffen den Winter zubrachte und die Küſten unterſuchte. Als man im Jahre 1825 dieſen Meeresarm verlaſſen wollte, wurde die Fury durch das Eis ſo ſehr beſchädigt, daß man gezwungen war, ſie mit einem Theil ihrer Ladung zurückzulaſſen; die Hekla kam am 20 October nach England zurück.

Während Parry die Fahrt in den Lancaſter-Sund machte, wurde Lyon im Jahre 1824 auf dem Griper in die Hudſonsbay geſchickt, um zu der Repulſe-Bay zu gelangen, und wo möglich das Polarmeer zu erreichen. Es gelang ihm, den Meeresarm, der Sir Thomas Roe's Welcome heißt, zu erreichen, und die ihn weſtlich begränzenden Küſten zu unterſuchen. Das ſchlechte Wetter und die Windſtöße wurden aber ſo gefährlich, daß es ihm unmöglich war, ſeinen Plan durchzuführen; am 1 September ſtrandete das Schiff und war dem Untergange nahe. Glücklicherweiſe entging er dem Schiffbruch, und Lyon erreichte am 9 November wieder die Rhede von Portsmouth.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1840.

Poltawa und Kleinrußland.

(Von J. G. Kohl.)

Das ganze ungemein volk- und städtereiche Land, welches der Dniepr in seinem mittleren Laufe durchfließt, wird von ihm zugleich in ein östliches und westliches Stück getheilt. Das östliche, früher auch wohl, weil es den Russen zuerst zufiel, die russische Ukraine genannt, ist das jetzige Gouvernement Poltawa, das westliche, weil es den Polen länger blieb, auch die polnische Ukraine genannt, das Gouvernement Kiew. In diesem Stücke ist die Stadt Kiew, in jenem Poltawa der Hauptsammelplatz des Lebens. Da das Gouvernement Poltawa jetzt über zwei Millionen Einwohner hat, so könnte man von Poltawa als der provinciellen Hauptstadt so vieler Menschen allerdings nichts Unbedeutendes erwarten; doch steht die Stadt ungefähr in demselben Verhältnisse zu ihrem Gouvernement, wie ehemals Petersburg zum ganzen Reiche. Was nicht durch Geschäfte und Amt an den Ort gebunden ist, kommt nicht hin, und bleibt auf seinen Gütern.

Ueberhaupt lieben die Kleinrussen nicht das enge Beieinanderwohnen in den Städten. Sie ziehen das Landleben, oder wie sie sich ausdrücken, das „w' derewiach shitj" „das Leben auf den Dörfern," vor, daher auch ihre Dörfer immer voll von Edelleuten stecken. Vor allen Dingen aber sind sie der Haupt- und Residenzstadt des ganzen Reichs, dem nordischen deutsch-großrussischen Petersburg, abhold. Die Moskowiter lieben Petersburg auch nicht, jedoch bloß deßwegen, weil es ihnen zu viele nichtrussische Elemente enthält. Die Abneigung der Kleinrussen ist aber stärker, da ihnen als Südländern auch noch das kalte Klima und dann das Großrussische in Petersburg zuwider ist. Es gibt daher eine Menge reicher kleinrussischer Familien, die von ihren Dörfern aus alle Hauptstädte Europa's bereisten, nie aber in der Hauptstadt ihres eigenen Landes waren.

Die Abneigung der Kleinrussen gegen die Großrussen, ihre Beherrscher, ist so groß, daß man sie fast Haß nennen könnte. Wenn sie sich in einem Streite mit einem Großrussen auch nur ein wenig ereifern, so ist das Wort „proklatui Muskal" „verfl . . . . . Muskal" (Moskowite) ihnen bald auf der Zunge. Dieser Haß ist seit dem 17ten Jahrhundert, wo sie an die Großrussen fielen, immer im Steigen begriffen gewesen, jemehr die ihnen früher zugestandenen Privilegien vor der Willkürherrschaft der russischen Kaiser verschwanden. Mit den Polen hingegen haben sie nie mehr sympathisirt, als seitdem sie ihrer Herrschaft entzogen wurden. Das Schlimmste, was sie von einem Polen sagen, ist: „besmosgli Polak," „die tollen Polen," buchstäblich „die hirnlosen Polen," womit sie auf die unbedachte Handlungsweise der Polen hindeuten. Nie aber bekommt der Pole das Beiwort „proklatui," was dem Moskowiter vorzugsweise reservirt bleibt.

Vor der Vereinigung mit Rußland waren alle Kleinrussen freie Leute; die Großrussen erst haben die Leibeigenschaft bei ihnen eingeführt, und die Hälfte der ganzen Bewohnerschaft in Sklaverei gebracht. In dem ersten Jahrhundert der Vereinigung mit Rußland hatten die Kleinrussen noch ihre eigenen Hetmans, ihre besondere Verfassung und große Privilegien. Fast Alles ging aber im Laufe des letzten Jahrhunderts verloren; auch unter der Regierung des jetzigen Kaisers gingen diese rückschreitenden Reformen noch weiter. Die letzten und neuesten derselben sind diese: erstlich die völlige Vernichtung und Abschaffung des Namens „Malo Rossija" (Kleinrußland), der nun seit drei Jahren gar nicht mehr in den officiellen Papieren gebraucht werden darf. Bis zum Jahre 1837 gab es noch einen „malo-rossianischen Generalgouverneur." In diesem Jahre wurde die Inschrift vor seinem Residenzschlosse in Poltawa: „Generalgouverneur in Kleinrußland," vertilgt,*) und seitdem heißt Kleinrußland nur das Gouvernement Poltawa, Kiew ꝛc. Der Adel des Landes hat dieß schmerzlich empfunden, und dem

*) So groß auch der Absolutismus in Rußland überall schon jetzt ist, so ist er doch immer noch mehr und mehr in Läuterung und Steigerung begriffen, und er findet noch in allen nichtrussischen Provinzen des Reichs kleine auszeichnende Besonderheiten, an deren Beseitigung und Wegräumung er arbeitet. In Curland, Livland und anderen Provinzen passirten ähnliche Dinge, wie in Kleinrußland; doch hat man hier immer weit weniger Umstände gemacht, als dort. Finnland ist anjetzt noch die privilegirteste aller russischen Provinzen.

Fremden wird von den kleinruſſiſchen Patrioten häufig genug dieß angethane Leid geklagt.

Der allerneueſte und empfindlichſte Schlag für die große Maſſe der Bevölkerung Kleinrußlands iſt zweitens die von dem im Jahre 1838 neuerrichteten Miniſterium der kaiſerlichen Domainen ausgehende Reducirung der freien Bauern, der „Kaſſaki.“ Dieſe Leute waren bisher völlig unabhängige und freie Beſitzer ihres Bodens; ſie zahlten nur der Krone die gewöhnliche Kopfſteuer und Unterthanenabgabe. Die Regierung war dem Stande der freien Kaſaken ſchon längſt nicht gewogen. Im vorigen Jahre wurden die ſämmtlichen Unterthanenabgaben dieſer Leute in Grundzins verwandelt, ſo daß ſie dieſelben nun nicht mehr als Unterthanen, ſondern als Inhaber des Bodens zahlen. Die Krone depoſſedirte durch dieſe merkwürdige Maaßregel, die man ſo ganz im Stillen ausführte, und von der bisher auch noch nicht einzige Kunde in Europa erſcholl, nicht weniger als zwei Millionen Menſchen, und ſchrieb ſich einige tauſend Quadratmeilen Landes als ihr Eigenthum zu. Die Leute, welche früher freie Menſchen waren, können nun nicht mehr ſelbſtſtändig über ihre Perſon verfügen, und die Krone verſetzt ſie nach Gutdünken, wie die übrigen Kronsbauern. Auf ihren Befehl wandern nun jährlich mehrere tauſend Menſchen, die gezwungen werden, ihren väterlichen Boden zu verlaſſen, bald hier-, bald dorthin in entfernte Wüſteneien, wo ihnen anderweitige, bisher noch uncultivirte Länder angewieſen werden. Es iſt dieß eine finanzielle Maaßregel. Die Regierung bedarf immer mehr Geld, die Leibeigenen des Adels darf ſie nicht alljährlich beſteuern, um nicht dieſen gegen ſich aufzuregen; die armen, bisher noch freien, ſchutzloſen Bauern werden daher ihre Beute. Es iſt dieſ Maaßregel ein nicht unbedeutender Fingerzeig, aus welchem Geſichtspunkte man das Streben der Regierung nach Befreiung der Privatleibeigenen zu beurtheilen habe. Es geht daſſelbe offenbar nicht darauf hinaus, den Unterthanen wirklich das ſegensreiche Gut der Freiheit und des unabhängigen Beſitzes zu Theil werden zu laſſen. Die Frage iſt vielmehr nur, ob ſie die Leibeigenen der Krone oder des Adels ſeyn ſollen. Wenn es der Krone gelänge, den Adel ſo zu ſchwächen, daß ſie ſeinem Herrenrechte alle Bauern entziehen und ſie frei hinſtellen könnte, ſo würde ſie bald ſelber dieſe von ihr geſchaffene Freiheit wieder angreifen, und die Bauern mit ſammt dem Adel zu ihren Leibeigenen machen, wie ſie es jetzt mit den kleinruſſiſchen Freibauern gemacht hat.

(Fortſetzung folgt.)

Beludſchiſtan.

1. Das Land und ſeine Bewohner.

(Schluß.)

Ueber Lus haben wir nach den kürzlich darüber mitgetheilten Notizen nur wenig anzugeben, doch iſt Folgendes von Intereſſe. Der Name ſoll (wenn er nicht, wie wir oben bemerkten, mit dem Worte Luhb zuſammenhängt) in der Dſchungali-Sprache ein Thal oder eine Ebene bedeuten. Der Landſtrich iſt auf drei Seiten von Gebirgen, und auf der vierten vom Meere eingeſchloſſen. Die Gebirge ſind nur durch fünf Luchs oder Päſſe zugänglich, wovon zwei nach Mekran, zwei nach Sind und einer nordwärts nach der Provinz Jhalawan führt; der letztere heißt Kohen Wat, oder die Bergſtraße, weil er in die höhern, nördlichen Gebirge hinaufführt. Der Häuptling oder Dſchem hängt von dem Chan von Kelat ab, deſſen Befehlen er Folge leiſten muß, denn ſein Land liegt den Einfällen der Bezundſchas, Mingulls und andrer Brahuiſtämme, die Luſt genug zu ſolchen Raubzügen haben, dermaßen offen, daß er nur durch den Schutz des Chans von Kelat beſtehen kann.

Die Bewohner von Mekran, obgleich meiſt ſelbſt Hirtenſtämme, unterſcheiden ſich weſentlich von den Beludſchen in Kohestan, ſelbſt in der Sprache. Sie ſind klein, abgehärtet gegen Strapazen und tapfer, leben aber in ſteter Furcht vor den Beludſchen, mit denen ſie keinen Kampf wagen. Sie wohnen bis gegen Huſtur und Kellegan hin, wo ſie dann mit den Nharuis zuſammenſtoßen; gegen die Südküſte hin ſind ſie größer und ſchwärzer, wahrſcheinlich in Folge zahlreicher Verbindungen mit Negerinnen, die man von Maskat und andern Punkten der arabiſchen Küſte einführt; aber auch dieſe nehmen ſich in Vergleich mit den Brahuis und Beludſchen ſchmächtig aus, und ſind mancherlei Krankheiten unterworfen, wovon die Schuld zum Theil auch dem Klima zuzuſchreiben ſeyn mag, gewiß aber mehr ihren Ausſchweifungen in der ſinnlichen Liebe, ſo wie einem ſehr berauſchenden, aus Datteln bereiteten Getränk, deſſen Wirkungen ausnehmend ſchädlich ſcheinen. Die Gouverneure, die der Chan von Kelat im Lande eingeſetzt hat, ſind theils verjagt worden, theils haben ſie ſich unabhängig gemacht, und das nur von wandernden Hirtenſtämmen bewohnte Land iſt in Anarchie verſunken.

Von dem Kohestan, welches das eigentliche Stammland der Beludſchen ſcheint, läßt ſich wenig mehr ſagen, als daß ſeine Einwohner tapferer, roher und räuberiſcher ſind, als die Mekranis, in eine ziemlich bedeutende Anzahl kleiner Clans zerfallen, und unter ſich nur das Fauſtrecht und die Blutrache anerkennen. Das Land zerfällt in zwei Theile, Meidani, die Ebene, und Kohekl, die Berge. In dem letzten Theile wohnen reine, ganz unvermiſchte Beludſchen, während in dem Meidani eine Vermiſchung mit Mekranis vorgegangen ſcheint. Im Ganzen genommen iſt das Land ſchwach bevölkert, theils wegen der ziemlich allgemeinen Unfruchtbarkeit, theils wegen der Auswanderungen, die in neuer Zeit nach Perſien und nach Ketſch Gondawa ſtatt fanden.

Ehe wir auf Sind übergehen, müſſen wir noch einige Worte über Ketſch Gondawa ſagen; die Hauptmaſſe der Bewohner beſteht, wie ſchon erwähnt, aus Jeths oder Jhats, einem Volk, deſſen Sitten, Gewohnheiten und Körperbildung ihre Hinduabſtammung verrathen, wenn ſie gleich jetzt zum Islam bekehrt, großentheils dazu gezwungen worden ſind. Sie wohnen wie die Dehwars von Kelat, ausſchließlich in Dörfern, und bauen den Boden unter den Bedingungen, die ihnen von den Häuptlingen der Beludſchen und Brahuis, welche von dem Chan von Kelat mit dem Lande belehnt wurden, auferlegt

worden ſind. Die meiſten Beludſchen und alle Brahuis, die hier Land beſitzen, halten ſich nur die kälteſten Monate des Jahres hindurch hier auf, ſobald er Frühling kommt, ziehen ſie nach den Bergen und überlaſſen es den Jhats, ihnen ihren Antheil an der Ernte zu ſenden oder bis zu ihrer Rückkehr aufzubewahren. In gleichem Verhältniß ſteht der Diſtrict Harrend Dadſchel, der nördlich daran ſtößt, in deſſen Süden ſich jedoch einige Beludſchen-Clans niedergelaſſen haben. Das Vordringen des Islam und der perſiſchen Stämme auf dieſer Seite iſt der Hauptumſtand, der hier im Auge zu behalten iſt.

Durch die Provinz Sind kamen die Engländer zuerſt in Verhältniſſe mit den Beludſchen. In dieſem alten Hindulande war ſeit dem 16ten Jahrhundert eine bedeutende Veränderung vorgegangen: dasſelbe wurde, ſeit Baber das neue Mongolenreich in Indien aufrichtete, eine Provinz desſelben, aber die Entlegenheit desſelben begünſtigte Unabhängigkeitsplane, und in dieſer Abſicht nahmen die Gouverneure mehr und mehr Beludſchenſtämme in ihren Sold. Während dieſer Zerrüttungen hatte ſich die Familie der Kaloras (wie es ſcheint perſiſche Abenteurer, die aber von den abbaſſidiſchen Khalifen abzuſtammen behaupteten) zu Herren des Landes gemacht. Nach Nadir Schahs Zuge ward Sind als perſiſche Provinz betrachtet, und kam nach ſeinem Tode an Ahmed Schad Durani. Dieſe Abhängigkeit ward aber durch die Züge der Mahratten unterbrochen, welche eine Zeit lang Ahmed Schahs Afghanen über den Indus zurücktrieben, bis das Glück ſich wandte und ſie im J. 1761 auf den Feldern von Panniput in jener bekannten Entſcheidungsſchlacht erlagen. Seit dieſer Zeit ward Sind zum afghaniſchen Reiche gerechnet, um ſo mehr, als auch, wie oben mitgetheilt, der Chan von Kelat bis zu einem gewiſſen Grade Vaſall desſelben war. Dieſe Abhängigkeit ſchützte aber die Kaloras, welche ſich allmählich durch Grauſamkeit verhaßt machten, nicht vor dem Sturze: eine Beludſchenfamilie, die Talpuris, empörten ſich im J. 1779 gegen ſie, die Familie der Kaloras mußte fliehen, und die Talpuris theilten ſich in das Land, erkannten jedoch die Könige von Afghaniſtan als ihre Oberherren an; der Tribut ward aber nur ſelten, und nur wenn ein afghaniſches Heer ſie bedrohte, zum Theil bezahlt. Die Zerrüttungen im Afghanenreiche lockerten das Band vollends, und ſeit Jahren betrachten ſie ſich als völlig unabhangig, lebten aber in ſteter Furcht vor Randſchit Singh und den Engländern. Immer mehr Beludſchen wurden ins Land herein gezogen, und dieſe bildeten, wenn auch nicht die Mehrzahl, doch den tapferſten Theil der Bewohner, und wurden ſtets von den Amirs — dieß war der Titel, den die Fürſten aus der Talpuri-Familie annahmen — im Solde gehalten. Ihre Herrſchaft war und iſt noch drückend, denn man kann ſie nicht anders, denn als eine im Lande liegende Kriegerſchaar betrachten, und ſie hinderten ſelbſt Ackerbau und Handel, aus Furcht, ihre Unterthanen möchten reich und unabhängig werden. So geben ihnen wenigſtens die Engländer Schuld, die freilich keine ſehr unparteiiſchen Richter ſind.

Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutſche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

Quien a buen arbol se arrima, buena sombra le cobija.

Wer unter ſtarken Baum ſich ſtellt,
Auf den ein kühler Schatten fällt.

•

Quando veas cortar las barbas de tu vecino, echa la tuyas en remojo.

Es iſt wohl Zeit die Seife anzuwenden,
Wenn Nachbars Bart iſt in des Meiſters Händen.

•

Quien echa pan a perro ageno, pierde el pan y pierde el perro.

Wer Brod gibt einem fremden Hund,
Verliert Brod und Hund zur Stund'.

•

Quando el Arriero vende la mula ò cocea ò recula.

Wenn der Fuhrmann verkauft ſeinen Gaul,
Beißt oder ſchlägt er, oder iſt faul.

•

Quien quita a ladron, gana cien años de perdon.

Ablaß von hundert Jahren gewinnt,
Wer Räubern etwas vom Raub' wieder nimmt.

•

Quando pasan peras, comprarlas.

Wenn man „kauft's Birnen" ſchreit,
Dann iſt's zum Birnenkaufen Zeit.

•

Quien paga, descansa.

Wer bezahlt hat, der hat Ruh',
Und auch noch Credit dazu.

Ueberſicht der neuern geographiſchen Entdeckungen.

Amerika.

(Fortſetzung.)

Während ſich die britiſche Regierung mit dieſen Expeditionen zur See im nördlichen Ocean beſchäftigte, dachte ſie auch daran, andere zu Land in eben dieſe Gegenden abzuſchicken.

Hearne hatte im Jahre 1772 und Mackenzie im Jahre 1789 den amerikaniſchen Continent von Süden nach Norden durchzogen, und waren ans Polarmeer gekommen. Einige ſchwer zu überzeugende Leute hatten über die Wirklichkeit ihrer Entdeckung Zweifel geäußert, und behauptet, dieſe beiden Reiſenden hätten nicht hinlänglich bewieſen, daß ſie das Meer geſehen hätten. Dieſe Bedenklichkeit wurde durch Hrn. Franklin, damals Lieutenant in der königlich großbritanniſchen Marine, jetzt Capitän und Baronet, gelöst. Er verließ England am 25 Mai 1819 mit den HH. Back und Hood, zwei jungen Officieren, und dem Dr. Richardſon, einem in der Naturgeſchichte ſehr bewanderten Mann. Am 30 Auguſt landete er am Fort York, an der Küſte des Hudſon-Meeres; hierauf brachte er den Winter im Fort Cumberland, einem am Fichten-See gelegenen Comptoir, zu. Am 19 Januar 1820 machte er ſich zu Land nach einer Hügelkette auf den Weg, die er überſtieg, und von wo aus er an den See Athabaska und das Fort Chippeway

(58° 42' N., 113° 20' W.) gelangte. Hierauf fuhr er den Stoneyfluß, der sich bald mit dem Undjigah verbindet, dann Sklavenfluß heißt und sich in den Sklavensee ergießt, abwärts. Das an dessen Nordostküste (62° 17' N. und 116° 29' W.) gelegene Fort Providence ist das auf dieser Seite am weitesten vorgeschobene europäische Comptoir. Franklin schiffte sich auf dem See ein, wandte sich nordwärts auf einer andern Straße, als Hearne fuhr, den Beghelo-Tesse (dexeth?) aufwärts, und kam durch eine Reihe kleiner Seen und Flüsse zu einem nach Norden fließenden Bach, und von da zu einem See, in dessen Nähe man das Fort Entreprise erbaute, um den Winter daselbst zuzubringen. Vom 26 August an waren die Gewässer gefroren; erst am 4 Junius 1821 konnte man sich wieder auf den Weg machen. Die Seen waren noch immer zugefroren. Am 20 fand man den Kupferminenfluß schiffbar; man fuhr auf demselben abwärts bis zu seiner Einmündung ins Meer (67° 47' N., 117° 65' W.); das Wasser war salzig, und somit war die Entdeckung Hearne's bestätigt. Franklin schiffte sich mit seinen Leuten auf zwei indianischen Booten ein, und fuhr in östlicher Richtung. Die Küste zeigte bedeutende Krümmungen; man entdeckte den arktischen Golf, der gegen Süden zu bedeutend ins Land einschneidet, und dessen östliche Spitze das Cap Flinders bildet. Man fuhr fortwährend an der sich gegen Norden wendenden Küste hin. Das Herannahen des Winters und Mangel an Lebensmitteln machten es nöthig, am 22 August am Cap Turnagain unter 68° 18' N. B. und 111° 37' W. L. anzuhalten. In einer Entfernung von 7 Meilen mehr nordöstlich erblickte man eine andere Spitze. Deßhalb kehrte man zum arktischen Golf zurück, zu welchem auch die Coronation-Bay gehört; in sie ergießt sich auch der Back- und Hood-Fluß. Auf letzterem fuhr man aufwärts, war jedoch gezwungen, die Boote zu verlassen und zu Fuß das Fort Providence zu erreichen. Nach überstandenen unerhörten Mühseligkeiten kam man erst am 10 October daselbst an. Franklin kehrte im October 1822 nach England zurück. Bei dieser Expedition hatte man zu Wasser und zu Land, die Fahrt auf dem Polarmeere mit eingerechnet, eine Strecke von 5550 Meilen zurückgelegt.

Da die brittische Regierung beschlossen hatte, die Untersuchung der Küsten des Polarmeeres fortsetzen zu lassen, so erbot sich Hr. Franklin nach seiner Rückkehr nach England, die Leitung einer neuen Expedition zu übernehmen; es wurden hiezu vier passende Boote erbaut. Er schiffte sich am 16 Februar 1825 mit Dr. Richardson und Hrn. Back zu Liverpool nach New-York ein; von da kam er an den Ontario-See und an das nördliche Ufer des obern Sees, und traf am 15 Junius im Fort Cumberland ein. An die Ufer des Mackenzie konnte er erst Mitte Augusts gelangen; die Jahreszeit war schon zu weit vorgeschritten, als daß man hätte daran denken können, diesen Fluß hinabzufahren. Man erbaute deßhalb in der Nähe seiner Ufer, an den Gestaden des großen Bärensees, ein Fort, um in demselben den Winter zuzubringen. Während man daran arbeitete, schiffte sich Hr. Franklin nach dem Polarmeere ein. Er untersuchte die Mündung des Mackenzie, und erblickte beim Ersteigen des Gipfels einer Insel die Felsengebirge, die sich von Südwest nach Norden hinzogen; das Meer war ganz frei von Eis. Hr. Franklin überzeugte sich von der Richtigkeit der Beobachtungen Mackenzie's, und kam am 5 September wieder ins Fort zurück.

Hr. Richardson hatte seinerseits einen Ausflug an die nordöstliche Küste des Sees gemacht, um sich Gewißheit über den im Frühjahr einzuschlagenden Weg zu verschaffen. Am 28 Junius konnte man aufbrechen. Zwei Boote, auf denen Hr. Franklin, Hr. Back und ihre Begleitung fuhren, wurden bei ihrer Ankunft an der Mündung des Flusses von den Eskimos ausgeplündert. Nachdem sie sich diese Wilden vom Halse geschafft hatten, fuhren sie in westlicher Richtung der Küste entlang; fast keinen Tag konnte man vor dichtem Nebel die Gegenstände auch auf einige Meilen weit erkennen. In Folge der Anhäufung der Eismassen mußte man die Hoffnung aufgeben, mit Capitän Beechey, der Hrn. Franklin und seine Gefährten erwartete, zusammenzutreffen. Von der Mündung des Mackenzie an, auf einer Strecke von 570 Meilen, zeigte sich an der Küste nicht eine einzige Oeffnung, die einem Schiff hätte als Zufluchtsort dienen können. Die Beecheyspitze liegt etwas nördlich von 70° und unter 148° W. L. Am 16 August wendete man gegen Osten um, und am 21 September erblickte man das Fort Franklin, wohin Hr. Richardson und seine Gefährten bereits von ihrem Ausfluge nach Osten zurückgekehrt waren.

Hr. Richardson, der am 4 Julius von der Mündung des Mackenzie ausging, fand von Seite der an der Küste wohnenden Eskimos nur geringe Hindernisse; die zwischen diesem und dem Kupferminenfluß, den er am 8 August erreichte, zurückgelegte Strecke betrug 500 Meilen. Am 5 September waren sie nach dem Fort Franklin zurückgekehrt.

Der Raum zwischen dem Cap Turnagain und den äußersten von Parry erblickten Küsten betrug noch eine Strecke von 400 Meilen, die unbekannt blieb. Capitän John Roß, dessen oben erwähnt wurde, machte im Jahre 1829 den Plan zu einer Expedition, deren Kosten durch eine Subscription gedeckt wurden; er befehligte das Dampfschiff Victor, und verließ am 24 Mai die Mündung der Themse; am 6 August befand er sich am Lancaster-Sund, segelte von da gegen den Prinz-Regents-Canal, und fand daselbst einen großen Theil der Lebensmittel, die Parry zurückzulassen gezwungen gewesen war; diese waren ihm von bedeutendem Nutzen. Vier Jahre lang hielt er sich mitten im Eise auf; sein Schiff blieb daselbst zurück, und nur mit Hülfe seiner Schaluppen und Boote gelang es ihm, die Barrowstraße zu erreichen, wo er einen Wallfischfänger traf, auf welchem er nach England zurückkehrte.

Wir verdanken dieser Expedition die Kenntniß eines neuen Theils des amerikanischen Continents westlich von dem Prinz-Regents-Canal; er wurde zum Andenken an Hrn. F. Booth, welcher der große Beförderer der Ausrüstung war, Boothia genannt. Im Süden befindet sich ein Meeresarm, dessen Küste man bis zum Cap Franklin unter 69° 30' N. verfolgte, und der in einer Entfernung von nur 222 Meilen vom Cap Turnagain liegt. In östlicher Richtung von diesem Meeresarme, wo man mehrere Inseln erblickte, verbindet diese Landenge Boothia mit dem südlich von ihr gelegenen König Wilhelms Land.*) Diesen Theil des Continents konnte man nur bis zu 92° W. L. verfolgen. Capitän James Roß, dem man die Hauptresultate dieses Zuges verdankt, entdeckte an der Westküste von Boothia Felix den magnetischen Pol, dessen Lage er unter 70° 5' N. und 99° 12' W. L. angibt.

(Schluß folgt.)

Lieutenant Wood von der indischen Marine ist vor kurzem in London angekommen, und wird in der nächsten Sitzung der geographischen Gesellschaft Nachrichten über seine Reisen nach Khunduz und zur Aufsuchung der Quellen des Orus mittheilen. (Athenäum vom 30 Mai.)

*) Dieß ist bekanntlich falsch, und wurde sogleich bezweifelt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1840.

Begräbnißgrotte von Mapimi.

(Aus dem Journal de la Marine. Sept. bis Dec. 1839.)

Diese Grotte befindet sich in einer Gebirgskette, welche das westliche Ufer des Sees Tjahuita bildet, den Hr. von Humboldt in seinen Karten mit dem Namen Caymansee bezeichnet. Es ist ein Wasserbecken von ungefähr 30 Lieues Länge, dessen Breite zwischen 2 und 3 Lieues wechselt, und worein die Gewässer des Nasas sich verlieren. Fast auf der halben Höhe des Berges steigt man wie durch einen senkrechten Brunnen von 40 Varas *) Tiefe in das Innere der Grotte, die fast kreisrund ist und deren Gewölbe ein einziger Felsen scheint. Im Durchmesser kann sie vielleicht 13 Varas haben. Die Leichname sind lagenweise geordnet, und den Boden der Grotte zu bemerken, so wie die Zahl der Lagen, die ihn bedecken, zu beurtheilen, ist unmöglich, obgleich Don Juan in dieser Absicht mehrere Leichen wegnehmen ließ; aber der ekelhafte Geruch, der ihnen entströmte, und der außerordentlich dicke und unangenehme Staub ließ ihn von seinem Unternehmen abstehen. Die Art, wie die Körper beerdigt sind, ist nicht weniger außerordentlich als die, wie sie hingelegt sind. Der Körper ist zusammengelegt und durch Binden in die Lage eines Kindes im Mutterleibe gezwungen, dann in ein fest und gut aus Pita gefertigtes Gewebe und endlich in eine Art Netz desselben Stoffes gehüllt. Zwischen den beiden Hüllen trifft man gewöhnlich bei den Frauen einige ihrer Zierrathen, Reihen kleiner, weißer, platter und polirter Kiesel, elastische Schnüre von verschiedener Farbe ꝛc.; bei den Männern Waffen, wie Pfeile, eine Art Lanze oder Dolch. Ihre Fußbekleidung, eine Art Sandalen (Guavaches), deren unterer Theil wie sammetartig ist, wird aus Lechuguilla, einer weniger rohen Art Pita gemacht. Ob die Körper familienweise gelegt wurden, ist durch nichts angedeutet, obwohl man auf einer künstlich gefertigten Matte drei Körper zusammenliegend fand. Welcher Nation diese Reste angehören und wann sie niedergelegt wurden, sind Fragen, deren Lösung schwer, wenn nicht unmöglich ist. Einige Gelehrte halten sie für die Nationen, die im 6ten Jahrhundert aus dem Norden ins Land einbrachen und stützen ihre Meinung auf den gänzlichen Mangel von Spuren menschlicher Wohnung in der Nähe dieser Gräber. Aber gerade dieser Grund läßt einen andern Reisenden der entgegengesetzten Meinung seyn, denn jene Nationen, die aus Norden kamen, haben ihren langen Zug durch noch jetzt vorhandene Denkmale bezeichnet, wie in Cinaloa, Zacatecas u. s. w., den Punkten ihrer Hauptstationen; übrigens hat die Natur selbst für ihre Bedürfnisse gesorgt, indem das Gebirge längs dem See mit zahlreichen Grotten versehen ist, und ihren Bewohnern das Häuserbauen ersparte, wie das milde Klima, der fischreiche See, das zahlreiche Wild und die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens jede menschliche Anstrengung entbehrlich machen.

Der Inhalt der Grotte scheint übrigens sehr bedeutend für eine Nation, die hier nur einige Jahre sich aufgehalten hat; denn die Fläche eines Kreises von 13 Varas Durchmesser hält ungefähr in runder Summe 253 Quadrat-Varas; ein dreifach zusammengelegter menschlicher Körper, der das Kinn an den Knien hat, kann kaum eine Vara in der Länge und eine halbe in der Breite einnehmen, also sind wenigstens 506 Mumien in einer Lage. Dabei ist das nicht die einzige dieser Grotten. Einige Lieues davon traten wir in eine Grotte, die zur Wohnung gedient haben muß; die Fragmente von Gebeinen, die man daselbst findet, und die von den Thieren herstammen, die sie wahrscheinlich aßen, zeigen durch ihre große Masse, daß sie sehr zahlreich waren. Mein Führer war sehr furchtsam, weßhalb ich nur unvollkommene Untersuchungen anstellen konnte. Auch war seine Furchtsamkeit nicht ohne Grund, da er vor einigen Tagen von den Apaches geplündert und geschlagen worden war. Die Fledermäuse hätten mich bald um mein Licht gebracht. Meinen französischen Bedienten hatte ich am Eingang gelassen, damit mein Führer mir nicht davonlaufen könne, doch die Besorgniß, mir ein Bein zu brechen, wenn mein Endchen Licht verlöschte, machte, daß ich mich zurückzog, um so mehr, da der Spaziergang nichts Angenehmes hatte, denn wir wateten fast bis an die Knie in den Excrementen der Fledermäuse.

Don Juan hält dafür, daß die Grotte, von der ich gespro-

*) Der Vara hat ungefähr 30 Zoll Länge.

chen, nur dem Adel und den Kriegern zum Begräbniß diente, denn in den andern sind die Leichname nackt oder schlecht eingewickelt. Ich fragte ihn, was er gefunden habe; weder Eisen, noch Glaswaaren, noch gegerbtes Leder, kurz nichts, das zum Glauben führen könnte, sie hätten europäische Nationen gekannt; völlige Abwesenheit der Hieroglyphen, und man weiß, daß die aus dem Norden kommenden Eroberer Mexico's genau ihre Pyramiden zu bauen wußten, sich der Hieroglyphen bedienten, und tiefe Kenntniß in der Astronomie besaßen; die Periode von 40 Jahren, deren sie sich bedienten, mißt die Zeit besser, als unser Jahr. Also möchten wohl die Bevölkerungen des Bolson de Mapimi mit den Eroberern Mexico's nicht gleichen Ursprung haben.

Die Hirten Don Juans haben aber eine neue Höhle entdeckt, die vielleicht mehr Curiositaten enthalten wird. Sie hatten Steine weggeräumt, die ihnen ein unterirdisches Gewölbe zu verschließen schienen, konnten aber, der mephitischen Dünste wegen, die aus der gemachten Oeffnung herausströmten, nicht hineintreten. Eine große Seemuschel befand sich am Eingange.

Die Gebirge, welche die See umgeben, wie die jenseitigen, sind reich an Silberadern; die Schwefeladern, die der Zweck meiner Reise waren, beschrieben wegen ihres Ausgangspunktes in drei verschiedenen Höhen, bei einer Dicke von 18 Zoll, einen Halbmond, der das Gebirge am See bildet. Diese Adern haben wenigstens 300 Toisen Länge, aber die Apaches sind böse Nachbarn. Sonst begnügten sie sich, denen, die sie begegneten, von Zeit zu Zeit die Kleider auszuziehen; jetzt schlagen sie Alles todt, und schonen weder Frauen noch Kinder.

Der See, von dem ich gesprochen, und der sich im Bolson de Mapimi befand, ist nicht mehr vorhanden. Da der Nasas ein sandiges Erdreich durchfließt, hat er, indem er sich ein neues Bett öffnete, in einer Ebene, welche die Straße von Matamoras durchschneidet, einen See gebildet. Als ich nach Frankreich ging, reiste ich auf dieser Straße, bei meiner Rückkehr fand ich statt einer Ebene einen neuen See. Wenn die Wasser fortfahren, zu steigen, werden sie bald die kleine Stadt Alamo de Parras verschlingen.

Poltawa und Kleinrußland.

(Fortsetzung.)

Noch viele andere Regierungsmaaßregeln haben Kleinrußland bis in die neuesten Zeiten herab hart betroffen, so auch das Tabaksmonopol, das die Regierung sich neuerdings zugeeignet hat. Die kleinrussischen Gouvernements sind die vorzugsweise tabakerzeugenden Gegenden Rußlands, und sie versahen den ganzen Norden des Reichs mit den geringeren Sorten dieses Productes; insbesondere waren es die Kasaks, die Freibauern, die sich mit seiner Erzeugung beschäftigten. Große Karawanen mit Tabak beladen gingen beständig von Kleinrußland aus; durch jenes Monopol ist ihnen eine bisher starkfließende Erwerbsquelle nicht wenig getrübt worden.

Das wichtigste Privilegium, das dem Adel Kleinrußlands noch von allen Privilegien geblieben ist, ist der freie Branntweinhandel; in den innern Theilen Rußlands ist bekanntlich auch dieser Monopol der Krone. In Kleinrußland aber kann jeder Edelmann so viel Branntwein brennen, als ihm beliebt, und ihn verkaufen, wo und wie es ihm gefällt, d. h. auf dem Lande, denn die Städte sind doch wieder von dieser Freiheit zu Gunsten der Regierung ausgenommen. Der Branntwein ist daher in Kleinrußland drei- bis viermal billiger, als in den übrigen Gouvernements; deßhalb ist denn auch dieser Theil von Rußland mehr als irgend einer in Trunkenheit und Völlerei versunken. Durchaus alles Getreide, was das Land über seinen Brodbedarf erzeugt, wird in Branntwein verwandelt, denn ausgeführt wird fast gar nichts.*) Man möchte deßhalb auch vorzugsweise gerade dieses Vorrecht dem Adel entrissen sehen. Die Krone hält die Preise des Branntweins höher, und es könnte dadurch mancher Rausch verhütet werden; allein einstweilen halten Adel und Volk an ihrem wohlfeilen Branntwein noch so fest, daß eine Entziehung jenes Privilegiums wahrscheinlich einen unmittelbaren Aufstand von ganz Kleinrußland zur Folge haben würde.

Die Kleinrussen sind schlechte russische Patrioten. Die den Großrussen so auszeichnende Liebe und Vergötterung des Kaisers ist hier vollkommen unbekannt. Sie gehorchen ihm, weil sie nicht anders können, aber sie betrachten die Petersburger Imperatoren durchaus als ihre aufgedrungenen fremden Herrscher. Die Kleinrussen bildeten ehemals eine Republik unter polnischem Schutze. Hetmans waren die in vielfacher Hinsicht sehr beschränkten Oberhäupter dieser Republik. Es ist daher mit dem Kleinrussen nicht die Begeisterung und treue Anhänglichkeit an ein und dasselbe Fürstenhaus, die man bei dem Moskowiter findet, aufgewachsen, und bisher gelang es auch von Seite der Moskowiter noch nicht, sie ihm einzuimpfen. Ich könnte vielfache, höchst merkwürdige, diese Behauptung bestätigende Anekdoten und Beobachtungen, welche ich zu hören und zu machen Gelegenheit hatte, anführen. Der Großrusse, dem Gehorsam und Aufopferung für seinen Kaiser eins ist mit Gehorsam gegen Gott, haßt, ja verachtet seines Widerstrebens wegen den Kleinrussen, und schilt ihn eigensinnig, tückisch und falsch.

Man muß dem Kleinrussen, wenn man ihn nicht verletzen will, ja nicht von der Unterwürfigkeit seines Vaterlandes gegen Rußland reden. „Vereinigung! Vereinigung! nicht Unterwerfung!" wird er sogleich verbessernd einfallen. „Wir sind mit Rußland vereinigt, Rußland thut uns Unrecht, wenn es uns als unterjocht ansieht!" — Der Patriotismus für „Malo Rossija" ist noch immer so groß in Kleinrußland, wie der für Polonia in Polen. Der Adel, wie wir schon oben bemerkten, bewahrt auf seinen Gütern eine Menge Andenken an die ehemalige Größe und die goldene Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Bei vielen Familien findet man noch eine Reihe von Portraits aller Hetmans von den Chmelnizkys an bis auf die Mazeppas, Skoropadskys und Rasumowskys herab. Hier und da Rüstungen, Briefe, Handschriften oder sonstige sorgfältig

*) Nur höchst selten, wenn die Weizenpreise in Odessa zu außerordentlicher Höhe steigen.

aufbewahrte Souvenirs von diesen malo-rossianischen Helden. Die Geschichte Kleinrußlands ist ein nur noch wenig durchforschtes Feld. Wir Europäer wissen fast gar nichts davon und verachten dieß Alles als barbarisch. Wie erstaunt aber jeder, der in dieß Land kommt, hier Alles so selbstständig, so abgeschlossen und patriotisch zu finden, und zu sehen, wie hier Alles von geschichtlichen Erinnerungen lebt und webt. Die großrussischen Geschichtschreiber Karamsin, Polewoi u. s. w. behandeln die Geschichte Kleinrußlands nur als die Geschichte einer russischen Provinz. Die Kleinrussen endlich selbst dürfen über ihre Geschichte natürlich nicht den Mund aufthun; doch gibt es mehrere von einheimischen Edelleuten geschriebene Geschichten Kleinrußlands. Einige sind nur im Manuscripte vorhanden, andere sind gedruckt worden.

Von den letztern ist die bekannteste die von Bantysch-Kamensky in vier Bänden. Der Verfasser derselben, ein Edelmann aus einer alten kleinrussischen Familie, war im Anfange der 20er Jahre Kanzleidirector bei dem kleinrussischen Generalgouverneur Fürsten Repnin. Die Herausgabe seiner Geschichte soll in Bezug gestanden haben zu den in ganz Rußland verbreiteten Verschwörungen, die im Jahre 1825 zu dem mißglückten Ausbruche kamen. Es soll die Idee gewesen seyn, Kleinrußland zum Aufstande gegen die Zaren dadurch vorzubereiten. Es wird daher dem kleinrussischen Patriotismus nicht wenig in diesem Buche geschmeichelt, und die glorreiche Zeit der Hetmans *) ins schönste Licht gestellt. Dieß und eine möglichst freisinnige Aeußerung über die Verhältnisse Malo-Rossija's zu Rußland, ist aber auch das Hauptverdienst des Buchs. Sonst ist es voll falscher Ansichten und unbegründeter Behauptungen. Es konnte nur unter der Regierung des milden Alexanders zu einer Zeit erscheinen, wo man sehr nachsichtig gegen solche Aeußerungen war. Jetzt soll es ziemlich verpönt seyn. Von den ungedruckten Geschichtschreibungen Kleinrußlands ist die angesehenste und wichtigste die von einem gewissen Kaniewsky, einem Bischofe von Woronesh, geschrieben. Sie geht von den ältesten Zeiten bis auf Katharina herab; sie ist genau, treu und vollständig, und dabei so freisinnig geschrieben, daß sie nie hat zum Druck gelangen können. Sie ist dafür natürlich, aber besonders auch, weil sie in kleinrussischer Sprache abgefaßt ist, am meisten geachtet und geliebt und in einer Menge von Abschriften im ganzen Lande verbreitet. Es gibt Districte in Kleinrußland, in denen man fast auf jedem Gute ohne Ausnahme ein Exemplar von Kaniewsky findet. Wer von den Westeuropäern nur eine kleine Ahnung davon hat, in welchem Grade die Geschichte Kleinrußlands mit der von Polen, Dacien, Großrußland, ja mit der aller Länder des schwarzen Meeres, mit der von Trapezunt und Konstantinopel verwebt ist, und wie viele Aufschlüsse sie über so manche vergangene Dinge, und wie viele Fingerzeige für zukünftige sie zu geben im Stande wäre, der wird gewiß nicht wenig wünschen, daß diese historischen Schätze endlich einmal von einem tüchtigen, europäischen Kopfe gehoben und von einer geschickten Feder der übrigen Welt bekannt gemacht würden. Wir kennen die Kleinrussen meistens nur aus den verheerenden Zügen ihrer plündernden Kosakenmiliz und beurtheilen darnach das Ganze verächtlich, ohne zu ahnen, daß die ganze Geschichte eines großen Volksstamms, der zu allen Zeiten 5 bis 6 Millionen Seelen — mit einer friedlichen, ackerbauenden Bevölkerung und einem mächtigen Adel — stark war, dahinter liegt. Wenn aber Jemand sich dieser Arbeit widmen wollte, so müßte er vor allen Dingen das Land selbst bereisen und durchforschen, den Volkscharakter kennen lernen, müßte die alten Edelsitze besuchen, die Klöster durchstöbern, die eigenthümliche Schönheit des Landes bewundern, sich mit den Sitten des Volks befreunden, und vor allen Dingen auch seine alten Gesänge und seine mündlichen Traditionen sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nebenbei sey hier die Anmerkung gemacht, daß wir das Wort Hetman falsch aussprechen; wir sprechen immer die erste Sylbe mit einem kurzen e, wie Hett-man. Sie muß gedehnt werden, wie Heet-man.

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Amerika.

(Schluß.)

Die so lange dauernde Abwesenheit des Hrn. Roß erregte lebhafte Besorgnisse; deßhalb wurde Hr. Back, von dem wir oben sprachen, zur Aufsuchung desselben Seefahrers abgeschickt: er fuhr am 17 Februar 1835 in Begleitung des Hrn. King, eines Chirurgen und dreier Matrosen von Liverpool ab. Zu New-York stieg er ans Land, durchreiste den amerikanischen Continent, und am 8 August befand er sich beim Fort Resolution an den Ufern des Sklavensees; den Rest der schönen Jahreszeit benutzte er, um das Land im Osten kennen zu lernen.

Er entdeckte neue Seen, den Lauf verschiedener Gewässer, und endlich den Thlui-Tscho-Dessih (großer Fischfluß), der nach Nordost fließt. Die Annäherung des Winters zwang ihn zur Rückkehr in das Fort; am 7 Junius 1834 verließ er dasselbe abermals, und schiffte sich auf einem Boote, das er zu Lande hatte fortschaffen lassen, auf dem Fluß ein, den er zuerst erblickt hatte: er fuhr denselben in einer Strecke von 600 Meilen durch Seen und Kataraкten abwärts, und kam am 29 Julius an seine durch Eis verschlossene Mündung. Die Lage eines auf dem Lande errichteten Zeltes ward unter 68° 15' N. und 97° 24' W. L. angegeben. Eine in westlicher Richtung ausgeschickte Abtheilung konnte nur 15 Meilen weit gehen, wo sie von einem Hügel aus westlich Gebirge, nördlich Land, östlich Niederungen und das mit Eis bedeckte Meer erblickte. Verschiedene Umstände führten Hrn. Back zu der Meinung, daß von Westen her eine Strömung komme, daß sich wahrscheinlich unter 69° oder 70° N. eine Meerenge befinde, und die Expedition hier das äußerste Ende des Continents erreicht habe. Wegen der Strenge der Jahreszeit mußte Hr. Back diese Gegenden am 21 August verlassen. Er brachte den Winter abermals im Fort Resolution zu, und kam im Jahre 1835 nach England zurück.

Hr. Back wurde im Jahre 1837 wiederum abgeschickt, jedoch diesmal in die Hudsonsbay. Entgegengesetzte Winde und ungeheure Eismassen gestatteten diesem unerschrockenen Officier nicht, die westliche Küste zu erreichen. Trotz der ihn umgebenden fortwährenden Gefahren untersuchte er die Insel Southampton in einer Länge von 120 Meilen.

eher nur durch eine Art Wunder entging er dem Eis, das ihn sechs Monate lang eingeschlossen gehalten hatte.

Dieser schlechte Erfolg wurde durch die Reise der HH. W. Dease und G. Simpson, Beamte der Hudsonsbay-Compagnie, ausgeglichen. Sie verließen am 1 Junius den Athabasca-See, fuhren den Mackenzie hinab und kamen am 9 Julius 1837 im Polarmeere an, und schifften mitten durch das Eis in westlicher Richtung an der Küste hin. In der Ueberzeugung, daß sie ihren Weg zu Wasser nicht weiter fortsetzen könnten, verfolgte Hr. Simpson zu Land das Ufer und gelangte zum Cap Barrow; somit kennt man jetzt auf dieser Seite die Küste von Nordamerika von der Beringsstraße bis zur Mündung des Mackenzie. Am 17 August kehrten die beiden Reisenden in diesen Fluß und am 2 September in die an den Ufern des großen Bärensees von ihnen erbauten Barracken zurück.

Im Jahre 1838 zogen sie in östlicher Richtung aus durch das Land, das den Mackenzie von dem Kupferminenfluß trennt, und fuhren auf diesem in Booten abwärts bis zum Meere; hier wurden sie vom 1 bis 17 Julius vom Eis eingeschlossen, gelangten hierauf zur Spitze Turnagain, und endlich an eine Küstenzelle, wo sie unter 68° 45' N. 108° 29' W. eine steinerne Säule errichteten. Jenseits des Meeres erblickten sie hohes mit Schnee bedecktes Land, dem sie den Namen Victoria-Land ertheilten, auch sahen sie in einer Entfernung von wenigstens 100 Meilen von der Küste einen Archipel. Die von ihnen an der Küste hin untersuchte Strecke betrug 120 Meilen. In östlicher Richtung erblickten sie das Meer, allein dessen Ausdehnung zu beurtheilen war ihnen nicht möglich. *)

Hr. Graah, Schiffscapitän der dänischen Marine, untersuchte im Jahre 1829 die Ostküste von Grönland, und fand, daß die vorhandenen Karten an mehrern Stellen fehlerhaft seyen. Eine genaue Untersuchung zeigte ihm, daß an dieser Küste keine dänischen Colonien bestanden hätten, und daß unter 65° eine Bank von fortwährendem Eis anfängt, welche die Schiffe zwingt, nach Osten zu fahren, um zu den nördlichen Theilen eben dieser Küste zu gelangen. Diese letztere wurde von Hrn. G. Scoresby, dem Capitän eines englischen Wallfischfängers, welcher sich in Beziehung auf die Geographie dieser Gegenden bedeutende Verdienste erworben hat, besucht und beschrieben.

Hr. Julius v. Blosseville, ein junger Marineofficier, welcher sich bei der Reise des Hrn. Duperrey um die Welt durch seinen Eifer, seine Thätigkeit und Anstrengung auszeichnete, faßte im Jahre 1833 den Entschluß, die Island umgebenden Meere zu besuchen. Die französische Regierung übergab ihm das Commando der Lilloise. Blosseville hatte den doppelten Auftrag, die französischen Schiffe, die in den in der Nähe von Island befindlichen Meeren auf den Stockfischfang ausgingen, zu beschützen und die Küsten Grönlands zu untersuchen. Der junge Seefahrer näherte sich einem Theile der Küsten Islands, worüber er im Junius an das Marineministerium ganz ausgezeichnete Berichte und Karten einschickte; von da segelte er in westlicher Richtung weiter. Seit jener Zeit hat man keine Nachrichten mehr von ihm.

Die französische Regierung, ernstlich beunruhigt, als derselbe im Herbst 1833 noch nicht zurückkehrte, schickte im Jahre darauf Hrn. Dutaillis ab, um ihn aufzusuchen; allein es war umsonst. In den Jahren 1835 und 1836 geschah dieß wiederholt, allein mit eben so schlechtem Erfolg. Hr. P. Gaymard und Hr. Robert, Naturforscher bei der Expedition, konnten durch ihren Aufenthalt in Island wenigstens zu den über die Naturgeschichte dieser eigenthümlichen Insel bereits bekannten Thatsachen manche neue hinzufügen, auch gab Hr. X. Marmier, ein junger Schriftsteller, welcher die Sprachen des nördlichen Europa's studirt hat, im Jahre 1838 sehr geistreiche Briefe über die Reise, die er mit Obigen in jenen Winkel der Welt gemacht hatte, heraus.

Das noch nördlicher als Island gelegene Spitzbergen, die beständige Heimath der Kälte, wird von den Seefahrern, deren Reisezweck wissenschaftliche Forschungen sind, sehr wenig besucht. Der letzte, der einen Bericht darüber herausgab, war Hr. C. J. Phipps, und nach ihm Lord Mulgrave; er war im Jahre 1773 dahin gereist, konnte aber nicht weiter als bis 80° 37' N. B. kommen. Undurchdringliches Eis hinderte ihn am Weitergehen.

Der unermüdliche Parry versuchte im Jahre 1827 in der Gegend des Nordpols sich dieser Küste zu nähern; er dachte vermittelst eigens hiezu erbauter Boote, die gelegenheitlich auch als Schlitten, entweder von Rennthieren oder Hunden gezogen, dienen könnten, die Eisebene, von der er glaubte, sie dehne sich bis zum Pol hin aus, zu durchfahren. Die Vorbereitungen wurden demzufolge gemacht, und nachdem der Hekla ausgerüstet war, segelte Hr. Parry am 5 März von der Mündung der Themse ab, und hielt im Hafen von Hammerfest an der Nordwestküste von Norwegen an, um acht Rennthiere aufzunehmen. Erst nachdem er sich durch sehr dichte Eisblöcke durchgearbeitet, näherte er sich der Küste von Spitzbergen, wo das Schiff fortwährend von solchen umgeben war. Am 25 Junius machte sich Hr. Parry mit seinen beiden Booten auf den Weg, allein statt einer fortwährend gefrornen Ebene stieß er auf nichts als Eisblöcke, die manchmal von bedeutender Länge, unverhältnißmäßig dick und durch Meeresarme von einander getrennt waren. Wenn er über diese hinweggefahren war, mußte er die Boote wieder ins Meer bringen, und später sie wieder herausnehmen; diese Operationen wiederholten sich an einem Tage oft acht-, zehn- und sogar siebzehnmal. Man konnte nicht weiter kommen, als bis 82° 45' der Breite. Die Bewegung der Eisblöcke trieb die Boote beständig wieder rückwärts. Am 12 August erblickte Hr. Parry die kleinen Inseln nördlich von Spitzbergen wieder, und bald darauf schlug der Hekla den Rückweg nach England ein, wo er am 6 October ankam.

Die Recherche machte die Fahrt nach Spitzbergen in den Jahren 1838 und 1839. Die Umstände gestatteten nicht, die Ostküste, die am wenigsten bekannt ist, zu untersuchen.

Diese sehr gedrängte Darstellung der Fortschritte in der Geographie seit dem Jahre 1819 zeigt, daß dieselben sehr bedeutend sind; dagegen bleibt das Innere von Asien, Afrika und Australien noch wie zu jener Zeit mit dichtem Dunkel bedeckt, obwohl kein Hinderniß vorhanden ist, um nicht mit der Zeit dasselbe gänzlich zu lichten; was aber das nördliche und südliche Ende des Erdkreises betrifft, so ist, wenn man nach dem Bericht über die Versuche, sich dem Pol zu nähern, schließen darf, zu befürchten, daß dieß wohl niemals gelinge. C....s.

*) Die neueste Reise der HH. Simpson und Dease war dem Verfasser noch unbekannt. A. d. R.

Preise der französischen Akademie. Gustav de Beaumont erhielt für sein Werk über Irland einen Preis von 6000 Fr.; Mlle. Sauvan für ein Unterrichtsbuch für Mädchen in Dorfschulen 3000 Fr., Hr. Hello für seine „Philosophie der Geschichte Frankreichs" eine goldene Medaille und 2000 Fr., und Hr. Geruzez für seine „literarhistorischen Versuche" 2000 Fr. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1840.

Ein Beſuch der Ruinen von Cteſiphon.

(Aus Fraſers Reiſe in Kurdiſtan ꝛc.)

Die beiden Städte Cteſiphon (oder Ul-Madain) und Seleucia waren auf beiden Seiten des Euphrats erbaut, und lagen einander gegenüber, obgleich ſie zu verſchiedenen Zeiten blühten. Die einzigen Ueberreſte der letztern beſtehen aus dem Schutthaufen einer großen Mauer, die in der That beide Ufer umfaßte, und einen ungeheuren Flächenraum einſchloß, auf dem jetzt eine Menge anderer Schutthaufen von verſchiedener Größe liegen; alle aber tragen auf gleiche Weiſe das Merkmal, einſt Wohnungen der Menſchen geweſen zu ſeyn. Denn Fragmente von Backſteinen, Töpfergeſchirr, Gläſern und andern ähnlichen Ueberreſten liegen in großen Maſſen umher. Der weitereilende Reiſende, der keine Zeit hat in dieſen Ruinen umherzugehen, und ſie mit der Kenntniß und geduldigen Beharrlichkeit eines Alterthumsforſchers zu unterſuchen, hat wenig Nutzen von einer Anſicht der Stätte, außer daß er ſagen kann, er habe ſie geſehen, ſey wirklich da und da geweſen, und habe gefühlt, was man in der Nähe der Spuren eines ſo hohen und bezweifelten Alterthums fühlen kann. Und auch das iſt etwas, und zwar ein Etwas, das ſchon der Mühe verlohnt.

Die Ruinen, oder vielmehr Ruine von Cteſiphon (denn es exiſtirt nur eine Reliquie dieſer einſt reichen und herrlichen Stadt), muß ganz andere Gefühle erregen: denn Niemand kann Tak-i-Kesra ſehen, ohne vor der gigantiſchen Größe des Gebäudes zu ſtaunen, von dem es einen Theil gebildet haben muß, und bewundernd des hohen Geiſtes zu denken, der es errichtete. Es gibt im Orient keinen Palaſt, den ich kenne, der eine ſolche Façade, oder wenn wir annehmen es ſey nur ein Thorweg geweſen, einen ſolchen Eingang hätte. Die Ali Capi zu Iſpahan oder die Thore des Palaſtes zu Delhi, ſo prächtige Gebäude ſie an ſich ſind, ſinken neben dem Tak-i-Kesra zur Unbedeutenheit herab, denn welches von ihnen kann eines Bogengangs von mehr als 100 Fuß Höhe ſich rühmen?

Wir beſuchten aber dieſe herrliche Ruine nicht vor dem nächſten Morgen, wo wir nicht ohne Mühe und Liſt ein Guſſah uns verſchafften, um über den Fluß zu ſetzen. Der Morgen war dunkel, und die Sonne erhob ſich in dunkelgelben und blutrothen Wolken gerade hinter dem Tak, der ſich ſo in ſcharfen Conturen gegen das wachſende Licht abzeichnete. Es war ein beſonders ſchöner Anblick. Rundum, zwiſchen zahlreichen unregelmäßigen Schutthaufen trafen wir ein ganzes Lager arabiſcher Zelte, aber der Scheikh des Stammes, ein höchſt ſchmutziger, roh ausſehender Kerl, deſſen ungeheure, rothbraune Naſe ihn der Verletzung des neunten Gebots anklagte, wenn ihr Beſitzer nicht verbotenen Getränken ſich zu ſehr ergab, kam heran uns zu begrüßen und Alles war in Ordnung. Ein anderer Burſche derſelben Art kam aber mit ſechs oder acht Gurgelſchneidern herangeſprengt, um zu erfahren, wer wir wären, und als er es hörte, wandte er ſich mit dieſen Worten zum Scheikh: „Es iſt gut für dieſe Leute, daß ſie bei dir ſind, denn wenn es nicht ſo wäre, hätte ich ſie bis auf das Hemd ausgeplündert!“ und der Himmel weiß es, er ſah ganz aus, als wolle er ſeine Worte wahr machen. Einer der Geſellſchaft aber lachte ihm ins Geſicht und ſagte: „Vielleicht iſt es eben ſo gut für dich, daß du es nicht gethan; ſchau her und ſieh, ob wir Männer ſind, die ſich geduldig ausplündern laſſen?“ — und er zeigte ihm meine Doppelflinte und ein Paar Doppelpiſtolen — ein Anblick, der ſichtbare Wirkung auf ſeinen Muth hatte und merklich ſeine Achtung vermehrte. Er unterſuchte die Flinte genau, und als er ſie zurückgab, ſagte er bitter: „Ach! der Fluch Gottes ſey auf der Flinte, die ohne Stein und Feuer ſchießt!“ Doch folgte er uns an das Ufer und beobachtete uns, bis wir über den Fluß ſetzten.

Ich will hier keine weitläufige Beſchreibung des Tak verſuchen, ſondern nur ſagen, daß er aus einer Façade von mehr als 300 Fuß Länge beſteht, in welche eine gewölbte Halle von 106 Fuß Höhe führt, die den großartigſten Eingang in der Welt gebildet haben muß; der übrige Theil der Façade auf beiden Seiten iſt mit vier Reihen von Pfeilern und kleinen Bogen, gleich Fenſtern, geziert. Das iſt faſt Alles, was von dem Gebäude übrig iſt, und ſelbſt das, obgleich aus dem trefflichſten Mauerwerk gebildet, hat ſo ſehr von der Hand der Zeit gelitten, daß wir den Charakter und die Anſicht des Ganzen, den es hatte, als es noch vollſtändig war, nur errathen können.

Es ist von vielen Schutthaufen umgeben, und das Land, in großer Ausdehnung herum, trägt überall Spuren alter Bauwerke in zerbrochenen Ziegeln, Glas, Geschirr, Porcellan u. s. w. Während wir um uns blickten, kam ein Araber hervor, und bot uns einen Cylinder aus Bergkrystall und verschiedene Alterthümer zum Verkauf an, die er nicht weit von dem Orte, wo wir standen, aufgelesen hatte; Münzen, Gemmen, bronzene Bilder u. dergl. werden von den wandernden Arabern oder Hirten, die hier ihre Schafe weiden, häufig gefunden. Ich nahm zwei Ansichten dieser interessanten Ruine auf, die, wie ich mit Schmerz es sagen muß, unter den Angriffen der Menschen und der Zeit schnell verfällt, und verließ sie, nachdem ich mehrere Stunden in ihrer Betrachtung zugebracht hatte; aber die Zeit drängte uns unglücklicherweise, und da wir gerne noch vor Einbruch der Nacht einen Chan oder Karavanserei, Rahawill genannt, erreichen wollten, so gingen wir über den Fluß wieder zurück, nahmen ein eiliges Frühstück ein, und waren um halb ein Uhr wieder auf den Pferden.

Poltawa und Kleinrußland.

(Fortsetzung.)

Was die Traditionen betrifft, so haben die ehemals so unternehmungs-, oder wie wir sagen, plünderungslustigen Kleinrussen deren weit mehr als die Großrussen und die Polen. Bei den Großrussen war von jeher Alles der Zar, bei den Polen Alles der Adel, bei den Kleinrussen aber sprachen auch die gemeinen Krieger mit. Daher sich bei jenen beiden keine Volkstradition ausbildete, bei diesen dagegen eine solche bis auf unsere Tage herab in Blüthe und sehr thätiger Wirksamkeit gefunden wird. Nicht nur in ihren zahlreichen Liedern besingen die Kleinrussen einzelne Heldenthaten und Kriegszüge, Kämpfe mit den Türken, Expeditionen auf dem schwarzen Meer, Plünderungen der Bosporusgegenden u. s. w., sondern es gibt auch eine Art von überschaulicher Tradition ihrer ganzen Geschichte. Geringe Leute aus dem Volk treten zuweilen an gewissen Festtagen, namentlich z. B. an dem ersten und zweiten Pfingsttage — mit diesem christlichen Feste fällt ein ehemals altes heidnisches Fest auf dieselbe Zeit — vor, ergreifen die Balalaika und erzählen singend die Geschichte des ganzen Volks, von der Herrlichkeit Kiews, Tschernigows und der andern, alten, berühmten Städte des Landes, von ihren ehemaligen Großfürsten, dann von ihren Hetmans, von ihrer Verbrüderung mit den Polen und von ihren in Gemeinschaft mit den Polen geführten Kriegen gegen die Moskowiter, Tatarn u. s. w., alsdann von ihrer Vater altem Glauben, von den Bedrückungen dieses Glaubens durch die Polen, und von ihren Aufständen gegen die Unterdrücker und ferner von ihrer Verbrüderung mit den Moskowitern zur Rettung ihres Glaubens. Endlich geht der Erzähler zur Schilderung dieser Verbrüderung über, und singt, wie die Kleinrussen von ihren Brüdern betrogen seyen. Wenn er zu diesem Punkte kommt, so endet er seine Worte gewöhnlich mit vielen Seufzern und Thränen, und auch die Zuschauer stehen traurig umher. Diese Thränen, die fast nie ausbleiben, sind ein merkwürdiger Beweis, wie stark noch die Nationalgefühle unter den Kleinrussen sind. Sie können dem Großrussen dermalkinst theuer zu stehen kommen.

Es ist keine Frage, daß wenn einmal der große Riesenleib des russischen Staates wieder auseinanderfällt, Kleinrußland einer der Theile seyn muß, die sich daraus selbstständig lösen werden. Die Naht, wo der Bruch hier geschehen wird, ist schon sehr deutlich bezeichnet. Die Kleinrussen stehen als ein ganz eigenthümliches, sehr zahlreiches Volk, mit ihrer eigenen Sprache, mit ihren eigenen historischen Erinnerungen da. Mischung mit den Großrussen im Großen findet nirgends statt, nur im Einzelnen. Nur einzelne große oder groß gemachte Familien hat Großrußland dem kleinrussischen Vaterlande entfremdet. Die Hauptstärke desselben besteht aber in dem zahlreichen niedern, in seinen Dörfern lebenden Adel, aus dem immer die Retter des Vaterlandes für Kleinrußland hervorgingen. Unter den von dem russischen Kaiser in Kleinrußland groß gemachten Familien ist die größte die der Rasumowskys. Der Feldmarschall Rasumowsky, der Bruder des bekannten Lieblings von Elisabeth, war es, den Katharina mit Gnaden überhäufte. Sie machte ihn zum Hetman von Kleinrußland — dem letzten des Landes, — schenkte ihm die alte Residenz der Hetmans, die Stadt Baturin am Dniepr, mit allen ihren Dependentien, und außerdem noch so viel Land und Leute, daß er am Ende nicht weniger als 140,000 leibeigene Seelen *) besaß. In dem Palaste von Baturin soll sich ein ungeheurer, den Hetmans gehöriger Schatz von Silber und Gold, ganze massive silberne Panzer und Rüstungen, und große Massen silberner Geräthschaften, Kisten und Tonnen, mit edlen Metallen gefüllt, gefunden haben, die auch den Rasumowskys zufielen. Aus diesem ungeheuren Vermögen des Feldmarschalls gingen die vielen andern großen Vermögen zu 10,000, zu 20,000 Bauern ꝛc. hervor, die Europa in seinen verschiedenen Hauptstädten allmählich unter den verschwenderischen Händen seiner Erben zerschmelzen und vergeuden sah. Andere solche große in Kleinrußland gesammelte Vermögen sind die der Kotschubeys, der Besborodkos u. s. w. Diese Vermögen sammeln sich in Rußland zuweilen wie die Wolken, zergehen aber auch oft eben so schnell, während sie in England oder in andern Ländern gewöhnlich fest gegründet sind wie die Felsen, und lange Zeit von Geschlecht zu Geschlecht fortdauern. In Kleinrußland zergehen sie noch schneller, als in Großrußland, denn während es dort, wie auch hier, keine Majorate gibt, sind dort auch weder die Erstgebornen vor den jüngern Kindern, noch auch die Söhne vor den Töchtern bevorzugt. Alle Kinder theilen zu gleichen Theilen, daher die Vermögen sich bald zerstückeln; und da dabei auch keine Gutseinheit und Untheilbarkeit der Güter wie — in den deutschen Provinzen, wo immer der Werth des Vermögens ge-

*) Es sind darunter nur männliche Seelen zu verstehen, die Weiber mitgerechnet mochte sich also die ganze Anzahl der diesem Manne angehörigen Menschen auf nahe an 300,000 belaufen. Gewiß verfügte selten ein Sterblicher über eine größere Anzahl seiner Mitmenschen als seiner leibeigenen Sklaven.

theilt wird, die älteſten Söhne das Gut bekommen und die andern ſich mit ausgezahlten Geldſummen begnügen müſſen — beobachtet wird, ſondern wirklich die Ländereien und die Seelenzahl eingetheilt werden, ſo entſteht daraus nicht nur eine baldige Zerkleinerung des Vermögens, ſondern auch die in Kleinrußland ſo große Zerſtückelung des Bodens und Seelenbeſitzes. Zerſtückelung iſt überhaupt das Hauptunglück des kleinruſſiſchen Stammes auch in politiſcher Beziehung geweſen. Einzig und daher groß war er nur eine kurze Zeit, als Wladimir in Kiew reſidirte. Nach ihm zerfiel Alles nach demſelben Princip, wonach noch jetzt die Gutsherrſchaften getheilt werden, in eine Menge kleine Theilfürſtenthümer. Die aus ihnen hervorgehenden kleinen Koſakenrepubliken vergrößerten noch die Anzahl der kleinruſſiſchen Staaten. Jetzt bildet ein Theil der Kleinruſſen jenſeits der Karpathen, mit den Magyaren vereinigt, den ungariſchen Staat; ein anderer gehört mit Galizien zu den öſterreichiſchen Provinzen, einige fielen ſogar den Türken zu, andere am obern Don ſind großruſſiſchen Gouvernements beigefügt. Am untern Don bilden andere die Gemeinde der doniſchen Koſaken mit einem Ueberreſte eigenthümlicher Verfaſſung, die Hauptmaſſe aber blieb freilich immer am Dniepr im eigentlichen Kleinrußland. Könnte man nun alle dieſe Stücke einmal wieder politiſch einen, ſo ſtünde der kleinruſſiſche Stamm dem großruſſiſchen mit, wenn auch nicht gleicher, doch bedeutender Macht gegenüber. Die Bauſteine zu einem ſolchen Gebäude liegen noch immer fertig; vielleicht findet ſich im Laufe der Zeiten noch einmal der Baumeiſter, der ſie zuſammenfügt.

Die neuern Bewegungen und Entfaltungen in der ruſſiſchen Literatur gehen freilich von den Großruſſen aus und ihre Sprache iſt eben ſo, wie in Deutſchland die oberſächſiſche Mundart, die eigentlich gebildete Schrift- und Umgangsſprache geworden, und ſelbſt die Kleinruſſen, welche ſich der Schriftſtellerei hingeben, ſchreiben im moskowitiſchen Dialekt. Früher war dieß anders. Die Kleinruſſen hatten ſchon eine Reihe ſchriftſtellernder Metropoliten von Kiew und andern Orten hervorgebracht, als über Großrußland noch tiefe, literariſche Dunkelheit brütete. Und auch jetzt noch wird Vieles in kleinruſſiſcher Sprache gedichtet und geſchrieben. „Die Kleinruſſen lieben ihre Sprache ſehr," ſagte mir ein großruſſiſcher Profeſſor, „und ſie legen die Unarten ihres Dialekts in unſern Schulen nur ſchwach ab." Es iſt höchſt ſonderbar, daß die ſlaviſchen Literaturgeſchichten, ſelbſt die von Schaffarik nicht ausgenommen, der kleinruſſiſchen Literatur keine beſondere Abtheilung gewidmet haben. Eines der trefflichſten und originellſten neuerer Producte dieſer Literatur iſt die Aeneide von Kotlarewsky. Der Held dieſes Gedichtes iſt ein Kleinruſſe, der, in verſchiedenen Gegenden des Erdballes ſchweifend, die intereſſanteſten Schickſale erlebt. Es iſt Vieles aus der Geſchichte des Landes mit eingemiſcht und das Gedicht daher in ganz Kleinrußland ein ſehr verbreitetes und viel geleſenes Volksbuch. Der geiſtreiche Verfaſſer desſelben ſtarb leider vor einigen Jahren in Poltawa.

(Fortſetzung folgt.)

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Antimelos,

nordweſtlich von Milo gelegen, iſt ein koloſſaler Felſen, in ſpätern Zeiten wahrſcheinlich durch unterirdiſche Eruptionen entſtanden. Es iſt ganz kahl und unbewohnt, und hat weiter keinen Nutzen, als daß es den Schiffen, die von Weſten her kommen, als Baake dient.

Polino,

oder die verbrannte Inſel, liegt öſtlich von Melos, nur durch einen ſchmalen Canal von demſelben getrennt. Auch dieſe Inſel iſt ein vulcaniſches Product; es gebricht ihr durchaus an Waſſer, und daher zeigt ſich nur bei anhaltenden ſchweren Herbſtregen einige Vegetation, ſo daß ſie alsdann eine Weide für einiges Vieh darbieten könnte. Man hat ſie auch dafür verpachten wollen, aber bis jetzt vergeblich Liebhaber dafür geſucht. Sie iſt übrigens ganz unbewohnt.

Nordweſtlich von Polino liegt

Kimolos,

oder Argentiera, ebenfalls nur durch einen ſchmalen Canal von Melos, ſo wie von Polino getrennt. Beide ſcheinen, nach der äußern Geſtalt zu urtheilen, durch irgend eine vulcaniſche Ummälzung von Melos abgeriſſen zu ſeyn. Kimolos, welches einen Flächeninhalt von 1½ Quadratmeile hat, beſteht faſt ganz aus dürren und nackten Bergen. In den dazwiſchen liegenden Thälern findet man etwas ziemlich fruchtbare, röthliche Erde, welche in guten Jahren die fünfzehnfache Ausſaat zurück gibt. Mangel an Waſſer, welches man ſich nur aus einigen gegrabenen Brunnen verſchaffen kann, verhindert jedoch die weitere Ausbreitung des Landbaues, welcher denn auch nur einen geringen Theil der 700 Seelen ſtarken Bevölkerung beſchäftigt. Die Erzeugniſſe des Bodens ſind hauptſächlich Gerſte und Wein, erſtere nicht einmal hinreichend für den eigenen Bedarf. Von dem Wein, welches eine ſchwere, rothe Sorte iſt, werden jährlich noch etwa hundert Fäßchen nach Melos verkauft. Ein wenig Baumwolle von geringer Qualität wird von den Weibern zu Strümpfen verarbeitet, und dieſe eben, ſo wie von den übrigen Inſeln, in die Türkei ausgeführt. Die Zehnten ſind für 4000 Drachmen verpachtet.

Der Berg Chimmias, ſo wie die Melos gegenüberliegende Küſte der Inſel, liefern die bekannte kimoliſche Erde, eine Art weißen Thons oder Bolus, welcher viel Natrum enthält und eine Art natürlicher Seife iſt, deren man ſich hier wie auf Melos zum Waſchen grober Zeuge bedient, und außerdem, wie mit Kalk, die Wände der Häuſer damit tüncht. Hiervon werden jährlich drei bis vier Kalkladungen ausgeführt. Von Zeit zu Zeit holen die Hydrioten und Spezzioten auch einiges davon, um es in der Türkei, den Häfen des ſchwarzen Meeres oder Trieſt abzuſetzen.

Ein großer Erwerbszweig für die Kimolioten iſt die Fiſcherei und die Schifffahrt. Sie beſitzen ſechs Goeletten, drei Kutter, drei Tzernikes und einige andere kleine Fahrzeuge, die hauptſächlich für den Transport der Mühlſteine von Melos benutzt werden, und womit man überdieß die geringe Gemeinſchaft mit Syphanto und Seriphos unterhält.

Häfen hat Kimolos nicht, denn der, welcher Polino gegenüberliegt, verdient ſeiner geringen Tiefe und Umfangs wegen dieſen Namen nicht. Die Schiffe bleiben hier daher auch auf der Rhede, oder bei ſchlechtem Wetter unter der genannten Inſel vor Anker liegen.

Das einzige Dorf der Insel, Kastron genannt, eine Viertelstunde von der Rhede oder dem Hafen, ist ein sehr ärmlicher Ort, welcher jedoch noch eine Lancasterschule hat. — Die Einwohner besitzen etwa 800 Stück Hornvieh, wovon das, was nicht für den Landbau erforderlich ist, als Schlachtvieh nach den umliegenden Inseln verkauft wird; ferner 200 Esel und gegen 4000 Schafe und Ziegen. Die Wolle wird auf der Insel selbst verbraucht. — Von den Silberminen, nach welchen die Insel den Namen Argentiera führt, ist nicht die geringste Spur mehr zu entdecken. Man glaubt, daß sie sich auf dem Meles gegenüber gelegenen Theil der Küste befunden haben. An der gegen Syphanto gelegenen Seite findet man auf Kimolos mehrere heiße Quellen, welche ebenfalls für den vulcanischen Ursprung der Insel zeugen. — Das Klima ist für Fremde nicht gesund, und auch die Einwohner sehen nicht blühend aus. Uebrigens herrscht viele Armuth unter ihnen. — Alterthümer findet man auf Kimolos nicht.

Extreme in Ungarn.

(Von G. Elsner.)

Schwerlich dürfte eines von den übrigen Ländern Europa's so viele Extreme aufzuweisen haben, wie Ungarn. Ich will hier nur einige anführen, die ich auf meinen Reisen dort kennen gelernt habe.

Nur in England trifft man neben der jammervollsten Armuth so großen Reichthum, wie man dieß in Ungarn so häufig sieht. Während der reiche Magnat Millionen als Einkünfte hat und verschwendet, gibt es in den Karpathendistricten ganze Ortschaften, wo der Reichste kaum hundert Gulden W. W. sein Eigenthum nennen kann. Während jener den ungeheuersten Luxus in jeder Art entwickelt, könnte man hier die Garderobe einer ganzen Ortschaft für ein paar hundert Gulden W. W. noch am Ende zu theuer kaufen.

Von dem eben Gesagten gehe ich auf ein ähnliches Extrem über. Es ist weltbekannt, wie reich Ungarn an natürlichen Erzeugnissen ist, und daß es in der Regel kaum weiß, wie es dieselben verwerthen soll. Deßhalb stehen auch gewöhnlich die Getreidepreise dort viel niedriger, als in den meisten übrigen europäischen Ländern. Und trotz dieses Ueberflusses und dieser Wohlfeilheit vergehen wenig Jahre, wo in den gedachten Gebirgsdistricten nicht Mangel, ja Hungersnoth herrscht. Der über alle Vorstellung geringe Erwerb, welchen die dasigen Einwohner haben, und der sich für einen männlichen Arbeiter durchschnittlich nicht über 20 kr. W. W. (8 kr. C. M.) beläuft, ist daran Schuld. Ist nun gleich das Getreide in den fruchtbaren Ebenen überaus wohlfeil, so wird sein Preis durch den Transport in jene Gebirge schon höher, und es ist zum Einkauf für jene Bevölkerung viel zu theuer.

Ein weiteres Extrem kommt in den Getreidepreisen überhaupt in Ungarn fast öfter wie irgendwo vor. Wie die Erfahrung lehrt, es dort schon oft in kurzer Zeit aufeinander dem größten Ueberfluß und außerordentlicher Wohlfeilheit drückender Mangel, Theuerung und Hungersnoth gefolgt. Ein anderes Extrem, welches in dem Wechsel der Witterung liegt, und welches ich bald anführen werde, ist davon die Ursache. Zur Zeit des Ueberflusses nun werden die Gaben Gottes vergeudet, und es fehlt auch überhaupt an großen Magazinen, worin man für die Zeit des Mißwachses aufsparen könnte.

Das Extrem in der Witterung, welches macht, daß auf gesegnete Jahre höchst unfruchtbare folgen, liegt in übermäßiger Trockenheit und Nässe, die zuweilen vorherrschen, oder in der glücklichen Mischung derselben. Findet letztere statt, so bringen die Früchte auf dem fetten und vorzüglichen Boden, mit welchem der größte Theil von Ungarn begabt ist, einen überschwänglichen Ertrag, und alles ist im Ueberfluß. Da wird denn unendlich viel vergeudet, und es könnten sich Tausende von Familien von dem nähren, was unnütz verwüstet wird. Herrscht aber Trockenheit, und zwar schon vom Frühjahr an, vor, so versengt alles auf dem geilen Boden, und man sieht zuletzt keinen grünen Halm mehr. Da trifft es sich, daß ganze weite Landstrecken bei weitem nicht die Aussaat wiedergeben. Ein Gleiches, aber auf andere Art, findet bei zu großer Nässe statt. Im Anfange schießt bei dieser alles in übergroßer Geilheit auf, bald lagert es sich zusammen und vermodert und verweset stehend. Diese beiden Extreme kommen ganz besonders auf den großen Ebenen an der Theiß vor. Denn man kann den dasigen Ackerboden fast wie einen verwitterten Düngerhaufen betrachten, so reich ist er an Humus, und auf solchem äußern sich die Wirkungen einer dergleichen anomalen Witterung am stärksten. Wo nun bei fruchtbaren Jahren es keine Seltenheit ist, im Durchschnitt alle Früchte fünfzehnfältig zu ernten, da gewinnt man bei solchem Mißwachs kaum die Einsaat wieder.

Noch ein Extrem in der Witterung führe ich an. Es ist das des so oft vorkommenden plötzlichen Wechsels der Wärme und Kälte. Darin liegt auch eine Ursache von den vielen Fiebern, die in Nieder-Ungarn so oft herrschen. Hiezu gehört auch die ungeheure Differenz in der Temperatur, welche sich zwischen der größten Hitze des Sommers und der strengsten Kälte des Winters ergibt, und die sich bis auf 60 Grad nach Réaumur beläuft. Es ist nämlich die Hitze im Nordschatten oftmals 30 Grad über und die strengste Kälte manchen Winters 30 Grad unter dem Gefrierpunkte. Vergleicht man in dieser Hinsicht Ungarn mit England, so ergibt sich ein ungeheurer Unterschied. Denn dort ist die größte Differenz kaum halb so groß wie hier.

Welche Extreme aber findet man in Ungarn in der Civilisation der Bevölkerung! Während man bei den meisten Cavalieren und dem größten Theil der Einwohner vieler Städte den höchsten Grad von wissenschaftlicher und Weltbildung findet, und Luxus und Moden wie in der Weltstadt Paris im Schwange gehen; mag man einmal die Hirten in den Wäldern und auf den Ebenen sehen, die wenig sich über die ihnen untergebenen Heerden erheben, und den Wilden von Australien weit näher stehen, wie dem gebildeten Europäer.

Auswanderung nach Canada. Die Colonial Gazette vom 3 Junius zeigt an, daß in Aussicht der nahe bevorstehenden Vereinigung und definitiven Beruhigung beider Canada's bereits eine „North American Colonial Association of Ireland" zusammengetreten sey, um die Auswanderung im Großen zu leiten und zu befördern.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 73** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Hegesippe Moreau.** (Fortsetzung.) — **Dänische Literatur.** (Fortsetzung.)

Je das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 Junius 1840.

Hegesippe Moreau.

(Fortsetzung.)

Mehrere Jahre vergingen, während welcher Moreau Tag für Tag jenes haltlose und rastlose Leben lebte, welches das unvermeidliche Loos eines jeden zu seyn scheint, der einmal eine falsche Richtung eingeschlagen, unablässig hin- und hergeschleudert zwischen seinen schmeichlerischen Träumen von künftigem Ruhm und der harten Wirklichkeit seiner gegenwärtigen Verhältnisse; abwechselnd sorglos oder gereizt, je nachdem er einen Strahl oder einen Schatten an seinem Horizont auftauchen sah, übrigens aber im Ganzen huldigend dem Banner einer opponirenden, ja sogar entschieden feindseligen Politik. Wenn er, wie es heißt, auch an den Barricaden des Junius focht, so zeigte er sich doch daselbst mehr aus Verzweiflung und Lust zu sterben, als aus politischem Haß. Schon handelte es sich bei ihm darum, das Leben zu verlassen, dem Kampf zu entsagen. Bei einem ersten Aufenthalt im Hospital, im Jahre 1832, sehen wir ihn schon mit Todesgedanken umgehen; in einer Art geheimer Ahnung verfaßte er dort ein Gedicht zum Gedächtniß Gilberts, voll rührender Schwermuth, wo am Schluß jeder Strophe die mitleidigen Worte wiederkehren:

„Was mußtest du, o armer Gilbert, dulden!"

aber vielleicht ohne selbst damals noch ernstlich zu denken, daß das Schicksal des unglücklichen Satyrikers einst das seinige seyn werde.

Dennoch, wenn Moreau später gewollt hätte, hätte ihm einige Ruhe und ein bescheidenes Glück gesichert werden können. Es war weit nicht an dem, daß es ihm an allen Hülfsquellen gefehlt hätte. Er war nach einander maitre d'études in einem Collegium und Redacteur des Journal des jeunes Personnes. Aber dieser Stellen wurde er überdrüssig. Eine Dame, die sich lebhaft für sein Schicksal interessirte, bot ihm Geld an, um sich ein Druckerei-Patent zu kaufen; aber Moreau, mehr als je irregeleitet, schlug es aus, und zwar wenn man denen glauben darf, die uns sein Leben erzählt, die am meisten seine Fehler entschuldigt und am innigsten seine Leiden mitgefühlt haben, war das, um wenig zu sagen, sonderbare Motiv dieser Ablehnung, das, daß er, hätte er das Geld angenommen, er es sogleich ohne zu arbeiten würde durchgebracht haben, weil er Hunger und Durst nach den Genüssen des Lebens hatte. — Das wird, in Wahrheit, einer der beklagenswerthesten Widersprüche einer Epoche seyn, wo man viele angebliche Freunde des Volks ohne Gewissensanfechtungen in üppiger Weichlichkeit leben sah, wo mancher, der sich für einen Puritaner ausgibt, und die Maske des Stoicismus trägt, insgeheim nach sybaritischen Genüssen trachtet. — Als Moreau kurze Zeit nachher sich entschloß, in die Druckerei von Hrn. Bethune als Corrector einzutreten, war es schon nicht mehr Zeit für ruhige Einfachheit und ruhiges Glück des Lebens. Es war um den Menschen wie um den Dichter geschehen. Während seine Seele unwiederbringlich zerrüttet war, hatten Leiden und Entbehrungen in seinem Körper den Keim einer Auszehrung hinterlassen, die ihn in das Charité-Hospice führte, wo er den 20 December 1838 starb.

Hegesippe Moreau besaß ein poetisches Talent, das weit über seine moralische Organisation hinaus ging und ihn in Wahrheit eines bessern Looses würdig machte. Er war, man darf es behaupten, ein Dichter von andrem Schrot und Korn als viele jeden Tag gefeierte und gehobne Reimer, deren Werke, mehr erkünstelt als naiv, gewiß mit der Nachwelt nichts zu schaffen haben werden. Es sind in der Myosotis, wovon viele Blätter bleiben werden, Stücke voll bewundernswerther Energie, und andre von ausgesuchter Anmuth, wo der scharfe, treffende Ausdruck immer glücklich den Gedanken einrahmt, wo die Philosophie sich mit der Phantasie, die Idee mit der Farbe schön vermählt. Obgleich das Ganze nicht jenes Gepräge entschiedner Einheit und Originalität hat, welches die im höchsten Sinne geweihten Dichter auszeichnet, zeigt sich doch zu viel wahre Begeistrung und unmittelbarer Wohllaut, als daß man nicht lebhaft sich ergriffen fände. — Der Gesammtcharakter von Moreau's Talent erinnert an Beranger, an welchem er ganz

beſonders ſcheint ſeine Begeiſterung haben entzünden zu wollen. Dieſe Eingenommenheit von Beranger iſt beſonders fühlbar in zwei Gedichten, worin Beranger gehuldigt und ſein Name angerufen wird, und von welchen das eine, ſchon alt, vom Jahr 1828, uns zuerſt auf die Spur führt, Nachahmung zu entdecken. Als treuer Schüler reproducirt Moreau die hervorſtechenden Eigenſchaften Berangers. Viele Stücke in der Myoſotis ſind nur Oden oder Lieder in der Art unſers Nationaldichters, ſowohl hinſichtlich der zu Grund liegenden Ideen und der Natur der Gegenſtände, als auch der Form, welche rein, ſcharf, prägnant iſt, von beinahe gleicher zierlicher Vollendung und gleicher Nüchternheit. Nur nähert ſich Moreau hin und wieder in dem ungezwungeneren Versbau der neuern poetiſchen Schule. — Wie Beranger, bekennt ſich Moreau zu einem angreifenden, herausfordernden Liberalismus, der den Königen und überhaupt aller Ariſtokratie Trotz bietet; wie jener liebt er das Volk, zeigt ſich als leidenſchaftlicher Bewunderer der republicaniſchen Freiheit und des kaiſerlichen Ruhms; er hat auch ſeine Anwandlungen von Gottloſigkeit und ſeine gegen den Himmel ſich empörenden und frevelnden Strophen; er beſingt endlich Liebe, Wein, Frohſinn, den ganzen nothwendigen Zugehör der von ſeinem Muſter und Meiſter gerühmten epikuräiſchen Philoſophie.

Bald aber allerdings ſtimmt der Dichter einen andern Ton an, ſingt in gerade entgegengeſetzter Weiſe; er fügt zu ſeiner anakreontiſchen Leyer die Saite des Fluchs und der Verzweiflung; neben den friſcheſten und fröhlichſten Blättern finden ſich Stücke voll des ſchwärzeſten Menſchenhaſſes.

Der Sänger, der eben noch ſo fröhliche Weiſen angeſtimmt, verwünſcht und verflucht jetzt; er ſpitzt den Stachel der Ironie, er ſchleudert das Anathema. Nicht mehr den geiſtreichen Refrain Berangers, ſondern die heftige Satyre des neunzehnten Jahrhunderts oder die blutige Nemeſis glaubt man zu hören. Es iſt leicht einzuſehen, daß die Leiden und Bitterkeiten von Paris hier ihren Einfluß geübt haben; man merkt, daß ein mörderiſcher Nordwind über die blühenden Gärten des Dichters geweht und ſie zerſtört hat. Auch ſein Patrietismus hat in ſolchen Stunden einen ganz andern Ton; ſeine Farbe iſt düſtrer, ſeine Haltung drohender; er verläßt zuſehends die Ebenen der Gironde, um ſich auf den Berg zu verrirren.

Aber dann, manchmal im nämlichen Stück, nach einem Zwiſchenraum von einigen Zeilen, wird der Vers wieder milder, das Gefühl mäßigt ſich, die Inſpiration betritt eine glücklichere Sphäre. Und in Wahrheit, uns gefällt ſo der Dichter der Myoſotis beſſer, wenn ſein Jambus zur Elegie ſich wendet, wenn er ſeine Rufe mit Thränen benetzt. Dann erinnert er uns an die ſüße Melancholie und die wohllautvolle Anmuth eines André Chenier, von dem er auch manchmal die kunſtvolle Einfachheit hat. Das Gedicht: der Winter, bietet uns, nach vielen Verwünſchungen und ſelbſt drohenden Prophezeyungen gegen die Glücklichen der Welt, ein rührendes Beiſpiel der Rückkehr von der Bitterkeit zu milder Reſignation:

So zu unſlagem Wunſch und Wort ward ich verführt,
Ich hab' mein heißes Lied mit Thränen noch geſchürt.
Ich haßte; bitter macht das Unglück, die Entbehrung;
Doch einem Strahl von Glück gelang meine Bekehrung.
Damit ſein Herz, verſöhnt, nicht mehr der Menſchheit droht,
Was braucht's beim Dichter? Nichts als einen Kuß und Brod.
Ich hab' mein Theilchen Sonn', und viele von den andern
Brüdern Wallfahrern ſeh' ich tief im Schatten wandern.
Dieß irre Volk, o Gott! leit' und beſchütz' es du!
Wie mir, wend' ihnen auch Huldoffenbarung zu!
Die Läſterung erſtick' durch deinen Mannaregen!
Die Leiden nimm hinweg — du willſt ja Liebe pflegen.
Mild laß den Winter ſeyn, und, wenn er flieht von hier,
Dichter und Vogel ſingt: Preis ſey und Dank ſey dir!

(Schluß folgt.)

Däniſche Literatur.

Oelenſchläger.

(Fortſetzung.)

Der fünfte Act hat noch den beſondern Fehler, daß die eigentliche Handlung fehlt, ſtatt deſſen aber Nebendinge, Sagen, Anſpielungen, Anekdoten benutzt ſind, ihn zu füllen. Von der Art iſt die Erwähnung des Sieges von Macbeth und Banko über Svend, Knuds Sohn, der Streit zweier Barden über den Geſang, womit Knud begrüßt werden ſoll, und die Wahl des ſchlechteren Geſangs, in welchem der König als Herrſcher über die Elemente geprieſen wird — ein Lob, das dieſer ſofort in ſeiner Lächerlichkeit darſtellt, indem er im Freien, wo er ſich mit ſeinem ganzen Gefolge während eines Sturms, Regens und Gewitters befindet, dem Blitz und Donner zu ſchweigen gebietet, und da der Blitz ſofort dicht neben ihm einſchlägt, ſeine Demuth gegen Gott ausſpricht, und ſeine dreifache Krone am Chriſtuskreuze aufhängt mit den Worten:

Hier hängt ſie! Meine Bruſt hat wieder Frieden,
Von nun an herrſche nur die Unſchuld!

Darauf folgt denn auch gleich der Lohn, indem ſeine Feindin Algitha ihm verzeiht, und ſeine Gemahlin, die ihn früher wegen ſeiner ſcheinbaren Unfrömmigkeit verlaſſen hatte, zu ihm zurückkehrt mit dem Ausruf:

Geliebter Knud, nein, nicht verlaſſ' ich dich!

worauf er das Stück mit der Antwort ſchließt:

Als ich den Himmel fand, da fandſt du mich.

Die Schwäche dieſes Ausgangs oder vielmehr des ganzen zweiten Theiles liegt am Tage. Wenn Oelenſchläger früherhin mehr als Nachklang von Goethe und Schiller zu betrachten war, und in ſeinen nordiſchen Stoffen ſo wie im Aladdin wohl ſogar einige Eigenthümlichkeit zeigte, ſo ſieht man hier die Einwirkung Werners, deſſen Periode in Deutſchland gottlob längſt vorüber iſt, und die dramatiſche Entnervtheit des Dialogs geht bisweilen faſt ins Lächerliche über, wie dieß ſchon in einigen ſeiner früheren Stücke, namentlich in Hogbarth und Signe der

Fall war. Der wahre Oelenſchläger lebt und webt in der Darſtellung der kräftigen nordiſchen Helden und der zarten Nordlandsfrauen, eines Hakon, Palnatoke, Axel, einer Thora und Walburg, und nebenbei der komiſchen Charaktere, wie in einigen Scenen des Aladdin. Dieß iſt ſein Feld, hierauf ſollte er ſich beſchränken. Eine Fortſetzung des Knud, die der Dichter beabſichtigen ſoll, um den Helden und König in einen Skalden zu verwandeln, würde dem erſten Theile ſchwerlich aufhelfen, vielleicht aber als unabhängiges Werk beſſer glücken.

Um dem Dichter nicht wehe zu thun, iſt jedoch hinzuzufügen, daß dieſes Stück, wie wohl alle Dramen desſelben, treffliche Einzelnheiten hat, Nachklänge des vorherbezeichneten nordiſchen Geiſtes. Dahin rechne ich den Charakter des Tym, und beſonders deſſen erſten Auftritt, als er ſeine Kriegsthat erzählt. Ich gebe die ganze nicht eben lange Scene.

Biſchof Alfwyn. Tym, ein Chorknabe mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe und eine Fahne in der Hand.

Alfwyn.

Nein, biſt du's wirklich, Tym, mein Schweſterſohn?
Du Burſch von fünfzehn Jahren, Chorknab' in der Kirche,
Und Fahnenträger (Maerkisman) ſchon?

Tym.

Ja, lieber Oheim,
Der König hat mich ſelbſt dazu erkoren
Für meinen heldenmüth'gen Streich. Gott weiß,
Woher den Muth ich nahm, ich rettete
Ein Theil des Heeres in der Schlacht.

Alfwyn.

Erzähle!
Es klingt mir ja wahrhaftig wie ein Mährchen.

Tym.

Auch mir. Und hätt' ich es nicht ſelbſt gethan,
So ſchwür' ich, daß es eitel Lüge wäre.

Alfwyn.

Nun alſo?

Tym.

Ich und andre Kirchenknaben
Wir waren mit den Prieſtern mitgegangen,
Latein'ſche Pſalmen vor der Schlacht zu ſingen,
Damit die Kämpfer mehr noch Muth bekämen.
Das iſt ja alter Brauch.

Alfwyn.

Ein heil'ger Brauch.
Knud ſang wohl nicht mit?

Tym.

Nein, nicht eben.
Sein Kopf war wohl von andern Sachen voll.

Alfwyn.

Und Andacht, die das Herz erfüllen ſoll,
Die achtet er geringe —

Tym.

Nun, wir ſangen!
Und dann, dann kämpften ſie, die ältern! — Ich
Wär gerne mitgegangen auf der Stelle.
Du weißt, ich erbte von dem ſel'gen Vater
Ein bißchen Muth, 's war auch das ganze Erbe.
Doch, Oheim, du erzogſt mich für die Kirche.
Indeſſen die Natur läßt ſich nicht ganz
Vertreiben — heißt es in dem alten Sprüchwort. —
Ich ſtand am Wald und ſahe nach den Rittern,
Wie flink ſie ihre Speer' und Schwerter brauchten,
Bald klaſchr' ich in die Hände, bald ergrimmt' ich
Und dachte: wärſt du doch ein ſolcher Kerl!

Alfwyn.

Ein tücht'ger Wunſch!

Tym.

Indeß ich das ſo dachte,
Entſteht im größten Schlachtgetümmel juſt
Unordnung, ſieh, ein Fahnenträger fliegt
Zum Berg, verfolgt von einem Ritter, der
Ihn einholt grade bei des Waldes Eingang,
Wo ich mit mehrern Kirchendienern ſtand.
Er haut ihn nieder, daß vom Pferd er ſtürzt,
Und windet dem Erſchlagnen aus der Hand
Das Banner, und ſo reitet er davon.
Des Todten Pferd ſtand ſtill, als ob es harrte,
Daß es ſein Herr aufs neu beſteigen ſolle;
Jedoch der Arme — konnte nicht mehr reiten.
Da glühte mir durchs Herz ein Wundermuth;
Ich dachte: ſoll nun Edmund Sieger werden? —
Bei Leibe! — Wird Knuds Kriegsheer fliehn? — Bei Leibe! —
Grad' über den Erſchlagnen bog ſich hin
Ein Buchenaſt, ſieh, da ergriff ich ſchnell
Des Todten Schwert, hieb ab den Aſt, und ſchwang
Mit dem zu Roß mich. Ha, das war ein Banner!
Du ſagteſt oft mir: ein Gebet macht ſtark!
Das fiel mir ein. Ich ſagte Pſalme, ſang ſie,
Indeß ich auf dem Vierbein zu dem Heer kam,
Und rief und ſchrie dann: flieht nicht, Dänen! Hier
Iſt euer Hoffnungsbanner, grün iſt's wieder!
Das Buchenbanner! Unſers Dänemarks Buche
Wird über dieſen Heldenſcherz ſich freun. —
Und ohne Weitres eilt' ich vorwärts, und
Drang auf den Feind ein, und mit mir, was da war,
Sich wieder ſammelnd, jagt' ihn bis ins Lager,
Und, eh wir's wußten, hatten wir geſiegt.

Alfwyn.

In dieſer That erkenn' ich Gottes Finger.
Er ſandte dich, das Kind, den Kirchendiener,
Um ihn den Stolzen, Mächtigen zu retten.
Und was that Knud? Weint er nicht laut vor Freude,
Als er's erfuhr?

Tym.

Nicht doch! Er lachte laut,
Doch war's Verachtung nicht, es war Bewundrung.
Er nahm mich auf den Schooß, er küßte mich.
Und dann, dann übergab er mir dieß Banner,
Und sagte: Banner sey nunmehr dein Name!

Alfwyn

(ihm seine Hand auf das Haupt legend).

Sey fromm! Gib Gott die Ehre für die That,
So wird er deinen Weg auch fürder segnen.
Du bist nicht mehr ein Kind, bist nun ein Mann,
Nicht bloß ein Mann, du bist ein Fahnenträger,
Und du verdienest mein Vertraun.

Tym.

Du bist betrübt?

Alfwyn.

Ich bin's um König Knud,
Weil er von Gott sein Herz hat abgewandt.
Was hilft ihm sein Verstand und Muth und Macht,
Wenn er es nur mit ird'schem Glanze hält,
Wenn, was er kann und weiß, er nur gebraucht
Zur Sättigung der Ehrbegier? Zur Seite
Des Königs ging ein Engel, unsre theure
Geliebte Fürstin Emma. Lange sah ich
Sie leiden, weil am harten, wilden Herzen
Des Königs all ihr Bitten fruchtlos war.
Als sie nun nichts ausrichtete, da reiste
Nach Dänemark sie zuletzt zu ihrem Sohn.
Seitdem steht an des Königs Seit' ein Teufel,
Den Todesstich zu geben seiner Tugend.
Verräther Eadrik Streon, du wirst endlich
Mit deiner Arglist ihn noch ganz umspinnen.
Ach, Tym, er höret nicht mehr Gottes Wort,
Nur öffentlich geht er zu Gottes Tisch,
Des Volkes wegen, nicht aus Herzens Drang,
Nicht mehr erbaut ihn unser frommer Sang
Im Beichtstuhl; wenn ich ihn hinweis' auf Gott,
Lacht er beinah' mich aus, den Blick voll Spott,
Und spricht zu mir, runzl' ich die Stirne dann:
Du lehre mich nicht handeln, alter Mann!

Tym.

Ach, Mutterbruder, seyd drum nicht bekümmert!
Nicht todt ist seine Frömmigkeit, sie schläft nur,
Und wacht schon wieder auf zur Zeit der Ruhe.
Nein, mach mich nicht betrübt! Ich bin so froh!
Und nimm mir nicht das Zutraun zu dem Herrn,
Der mich so gut, so königlich belohnte.
Sieh hier mein Banner!

(Er hebt den Landaß in die Höhe.)

Ist es doch noch grün,
Und so laß denn auch dir die Hoffnung blühn!

Ich habe diese Scene auch darum gewählt, um noch einmal auf die Charakterdarstellung Knuds zurückzublicken. Der Bischof wirft ihm hier Unfrömmigkeit vor; indeß diese zeigt sich in Knuds Reden nicht; er sagt sogar einmal:

Vom Kloster geht
Aufklärung übers ganze Land aus.

Knud erscheint vielmehr bis zu seiner Sinnesänderung als ein wackrer Mann, dem freilich Aufklärung, Licht, Freiheit, und — die Herrschaft über Alles geht, und er sucht diese Ansicht auch dem König von England beizubringen, der als roher Krieger aber nichts von Kunst und Wissenschaft hält. Knuds Fehler ist ein starker Hang, sein Ziel zu erreichen, weßhalb er denn wohl zweifelhaft wird über die Mittel. Hier sein Selbstgespräch.

Es ist doch schön zu herrschen! Als Gott schuf
Den ersten Menschen, gab er Alles ihm,
Und wo der Mann in rechter Mannheit auftritt
Und ächter Kraft, erwacht die Lust ihm wieder
Zur ersten und ursprünglichen Gewalt.
Des Eichbaums Aeste brauchen großen Raum;
Das Blümchen kann im eignen Bett gedeihn.
Und doch — wie selten ist ein mächt'ger Geist!
Wie viel kann der ausrichten in der Welt,
Steht hoh genug er, so daß man ihn sieht
Und hört — und ihm gehorcht. Im tiefen Thal
Da zanken sich die Zwerg'! Es ist ein kluges,
Ein fleißges Volk, es hämmert, schmiedet gut;
Jedoch Walhalla's Held muß ihm befehlen,
Denn sie zerschlagen sonst sich mit den Hämmern
Die eignen dummen Stirnen.
Ich will mich nicht im Volksgewimmel spiegeln,
Das Volksgewimmel soll in mir sich spiegeln!
Nicht wandl' ich um in Sklaverei die Freiheit,
Ich mach' im Gegentheil die Sklaven frei,
Und führe sie ein paar Jahrhunderte
In Klugheit und in Sitten vorwärts. —
Und dennoch, läugn' es nicht, du stolzer Knud,
Gibt's eine größre Wohllust als zu herrschen? —
Ha, glückt es mir, dereinst noch zu vereinen
Mit Dänemarks Buchenhain das schöne Bretland
(Norwegens Schneefeld huldigt mir schon längst),
So will ich Glanz auf Leire's Krone strahlen,
Und jeder Däne soll, mich nennend, stolz erröthen,
Und sprechen: Knud, der Große, war mein Landesmann!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1840.

Beludschistan.

2. Neuere Verhältnisse.

Ehe wir den Angriff der Engländer auf Sind, den Marsch derselben durch einen Theil von Beludschistan, wenigstens durch den nördlichen Theil der Provinz Ketsch Gondawa, erwähnen, müssen wir einen Blick auf die Lage der Engländer im westlichen Indien und ihre Verhältnisse zu Afghanistan werfen. Nassir Chan, den Nadir Schah zum Beglerbeg von ganz Beludschistan ernannte, erkannte ganz richtig, daß dieß Land den Ereignissen in Afghanistan nicht fremd bleiben könne, und wenn gleich kein afghanischer Fürst mächtig genug war, Beludschistan gänzlich seiner Herrschaft zu unterwerfen, so zeugte dieß um so mehr von dem klaren Blick, womit Nassir Chan seine Lage durchschaute, und seine Ansicht erbte auf seine Nachkommen. Dieß zeigte sich deutlich in dem Benehmen Mihrabs, Chan von Kelat, gegen die Engländer.

Diese wurden von den Amirs in Sind in dem Maaße, als die englische Herrschaft sich ausbreitete, immer mißtrauischer beobachtet: wie man schon Pottingern im J. 1810 Schwierigkeiten machte, das Land zu betreten, so noch im J. 1830 dem Lieutenant Burnes. Vor allem aber widersetzten sie sich dem Handel auf dem Indus, und nur mit größter Mühe brachten es die Engländer im J. 1834 dahin, deßhalb eine Convention mit ihnen abzuschließen. Diese war auch, wie die Amirs bald fühlten, nicht sehr zu ihrem Vortheil: vorher hatten sie von einer jeden Kamelsladung Opium, die aus Malwa kam, um von dem Hafen Kuratschi aus verschifft zu werden, mehrere hundert Rupien Zoll erhoben, jetzt durften sie von einem Schiff, das den Indus herabkam, nur ungefähr 250 Rupien erheben: natürlich ging nun das Opium von Malwa aus den kürzern Weg nach dem Setledsch, und wurde auf diesem nach dem Indus und so weiter nach Bombay verschifft.

Solche Dinge hätten indeß zu keinem Bruch geführt, aber die Engländer fühlten mehr und mehr die Nothwendigkeit, ihre Gränze an den Indus zu verlegen. In den westlichen Radschputenstaaten sah es höchst unruhig aus, und die Engländer konnten nur dann hoffen, hier ganz Ruhe zu schaffen, wenn sie den flüchtigen Schaaren den Rückzug nach dem Setledsch und Indus zu verleiden konnten. Indeß auch dieß war eine secundäre Rücksicht; dringender wurde die Nothwendigkeit, sich am Indus festzusetzen, erst, als die Angelegenheiten in Persien sich verwickelten, und Rußland unter persischem Namen Herat zu besetzen drohte. Dieß mußte wenn immer möglich verhindert werden, und nun ergab sich die Frage: auf welche Weise? Sollten die Engländer selbst nach Afghanistan gehen, um mit eigener Macht sich dem Vordringen der Perser und Russen zu widersetzen, oder sollten sie sich auf den Indus beschränken, und die Fürsten von Afghanistan und Buchara mit sich verbinden und sie so weit unterstützen, daß sie Rußland und Persien gewachsen wären?

Hier finden wir die Ansichten der Engländer sehr gespalten. Gewiß bestand eine, schwerlich sehr zahlreiche, doch sicherlich durch Einsicht und Erfahrung bedeutende Partei, welche den Marsch nach Afghanistan nicht wollte, und es für höchst gefährlich hielt, bei dem Stand der Dinge in Indien selbst englische Truppen so weit in unbekannte Länder zu senden, wo ein einziger, unvorhergesehener Unfall bedeutende Nachtheile nach sich ziehen und den ganzen Bestand der Herrschaft in Indien erschüttern konnte. Man kann die Frage so stellen: konnten die Engländer mit den Fürsten von Afghanistan sich in dem Maaße verbinden, daß diese, unterstützt von etwas englischem Geld und englischen Officieren, Fronte gegen Rußland zu machen im Stande waren? Daß die Fürsten Afghanistans aus der Barekzei-Familie hiezu geneigt sich zeigten, ist, nachdem die Unterhandlungen von Sir Alexander Burnes mit ihnen zur öffentlichen Kunde gekommen, nicht mehr zu bezweifeln. Dost Mohammed fragte Hrn. Burnes, ob er auf die Unterstützung Englands rechnen könne, im Fall er von der persischen Seite her angegriffen würde? Die Antwort war ein Achselzucken, und somit blieb Dost Mohammed und seinen Brüdern nichts übrig, als sich an Persien und Rußland anzuschließen.

Der nächste Grund dieser von Sir Alexander Burnes ertheilten abschlägigen Antwort waren wohl die Verhältnisse, in denen die Engländer zu Randschit Singh standen, der für sie eine Vormauer gegen die Afghanen war, und wahrscheinlich die

Behauptung der Provinz Peschawer zur Bedingung eines Bündnisses mit den Engländern gemacht hatte, denn Burnes war beauftragt worden, von Dost Mohammed zu verlangen, daß er Peschawer nicht mehr angreife und Randschit Singh im ruhigen Besitz desselben lasse, eine Forderung, die Dost Mohammed als Afghane und Moslem unmöglich erfüllen konnte. Die anglo-indischen Diplomaten verfolgten den ganz unvereinbaren Plan, Randschit Singh und die Afghanen zugleich für sich zu gewinnen, und der Erfolg war, daß sie beide unversöhnlich verletzten *). Schah Schudscha in sein Reich zurückzuführen, war schon darum ein Fehler, weil es mit Hülfe der Sikhs geschehen sollte, gegen welche die Afghanen einen tödtlichen Haß hegen, und als zweiten Fehler kann man betrachten, daß sie sich von Randschit Singh das Gesetz vorschreiben ließen, ihre Armee nicht durch den Pendschab zu senden. Dadurch vergaben sie sich in ihrem Ansehen, und schadeten sich mehr, als sie irgend durch den Schein von Billigkeit gewinnen konnten, den ihnen der Entschluß, den Durchgang nicht erzwingen zu wollen, geben mochte: sie mußten eher ungerecht seyn, als einen Zweifel an ihrer Macht aufkommen lassen. Das mag nach europäischen Begriffen falsch seyn, nach asiatischen ist es gewiß richtig. Wollten sie sich nicht entschließen, Randschit Singh zu vernichten, und sich längs des ganzen Induslaufs festzusetzen, so mußten sie auch den Feldzug nach Afghanistan aufgeben, weil es ihnen an einer gehörigen Basis fehlte. Der Zug von Schikarpur durch den Bolanpaß nach Candahar war ein militärischer Fehler, denn wären sie in der Zeit, wo ihre Corps durch Hunger, Durst und Strapazen bald aufgelöst waren, ernstlich von einigen Tausend Mann Beludschen und Afghanen angefallen worden, so wären sie verloren, denn sie hatten keinen Rückzug, als eben den kaum zurückgelegten Paß von Bolan.

Dieser Fehler wirkte lange und wirkt noch jetzt nach. Dieser Fehler war Schuld, daß sie den Rückzug durch den Kheiberpaß nach dem Pendschab **) mit baarem Geld erkaufen mußten, und daß sie genöthigt waren, ein Corps gegen Mihrab, Chan von Kelat, zu senden. Bis jetzt ist ihnen noch Alles ganz glücklich ausgegangen, aber die ganze Unternehmung behält einen höchst gewagten Charakter. Sehr einsichtsvolle Leute behaupten, der Erfolg in Afghanistan sey mehr blendend als solid, und die Unternehmung gleiche mehr einem Theatercoup, als der Handlung eines besonnenen Staatsmannes. ***) Es ist allerdings höchst schwierig über solche Unternehmungen abzuurtheilen, ohne höchst genaue Kenntniß aller Gründe; allein es sind Engländer selbst, welche in dieser Weise urtheilen, und man behauptet, sogar der Herzog von Wellington, eine große Autorität in indischen Angelegenheiten, gehöre zu diesen Personen.

Diese Bemerkungen liegen unserem eigentlichen Gegenstand, den Verhältnissen der Engländer zu Beludschistan weniger aus dem Wege, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, denn nur das Verhältniß zu Randschit Singh erklärt den sonst unbegreiflichen Entschluß, von Schikarpur aus auf einer ungeheuer langen, schmalen Linie sich in ein solches Land hineinzuwagen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß hat sich jetzt deutlich gezeigt durch den Haß, den die Afghanen gegen Schah Schudscha und die Engländer hegen, so wie durch schlecht verhehlten Groll der Sikhs gegen die letztern.

**) Nach Randschit Singhs Tod erst wagte man die Forderung zu stellen, daß der Rückmarsch durch das Gebiet der Sikhs angetreten werden dürfe.

***) Für die, welche sich näher um diese Gegenstände bekümmern, verweisen wir auf einen Artikel in den Bombay Times vom 15 Februar d. J., wo die nachtheilige Seite mit persönlichen Anspielungen sehr scharf herausgehoben ist.

Poltawa und Kleinrußland.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Poltawa liegt am hohen Ufer der Worskla, da wo eine tiefe Regenschlucht, an welche sie sich lehnt, dasselbe durchschneidet, theils auf den Höhen, welche diese Regenschlucht und das Worskla-Thal bilden, theils in diesem Thal und der Schlucht selber. Die alte kleine Stadt in dem Umfange, wie sie zu Peters des Großen Zeit bestand, sondert sich noch jetzt durch einen weiten freien Zwischenraum von den neuern, aber viel bedeutendern Anhängseln und Zusätzen ab, die sich mit regelmäßigen Straßen von da aus fächerartig ausbreiten; das berühmte Schlachtfeld liegt jenseits der Regenschlucht im Nordosten der Stadt. Es ist ein hohes, vollkommen ebenes, zwei Stunden langes und über eine Stunde breites Plateau, das nach Poltawa und nach der Worskla hin mit einem 150 Fuß hohen Rande schroff abfällt; in der Mitte des Feldes ist jetzt ein Hügel von ungefähr 150 Schritt im Umfang und 60 Fuß Höhe errichtet, der die in der Schlacht gefallenen Todten deckt. Auf seiner Spitze ist ein Kreuz errichtet mit folgender Inschrift: „Aber von Peter wißt ihr, daß ihm das Leben nicht theuer war, wenn nur Rußland lebt und sein Glück blüht, sein Ruhm und euer Wohlseyn.“ Es waren dieß die Worte, welche Peter der Große zu seinen ihn nach der Schlacht becomplimentirenden Generalen und Freunden sprach. Von dem Hügel aus überschaut man das ganze Schlachtfeld vortrefflich. Es ist auf dem ganzen weiten Felde nicht eine einzige Unebenheit, Vertiefung oder Erhöhung des Bodens zu bemerken, außer einigen Ueberresten von Verschanzungen des russischen Lagers; auch steht kein einziges Haus und nicht einmal ein Bäumchen oder Strauch auf dem ganzen Felde, Alles ist ebene Grasfläche, jetzt von Rindern friedlich beweidet, oder von Ackersleuten befurcht. Auf einem Vorsprunge des Plateau's nach der Worskla zu, Poltawa gegenüber, liegt ein Kloster, das einzige Gebäude des Feldes. Die Schweden hatten es während der Schlacht besetzt. Im Nordwest des Feldes zieht sich die große Straße aus der östlichen Ukraine auf Poltawa vorbei, auf welcher Carl XII heranrückte, und an die so wie an einen jenseits der Straße sich hinziehenden Wald er sein Lager lehnte. Im Südost fließt die Worskla in tiefem Thale an dem Plateau vorüber. An ihr zog Peter der Große herab, und lagerte anfangs jenseits derselben. Karl XII, dem es natürlich nicht um Hinziehen des Kriegs, sondern um eine Schlacht zu thun war,

ließ die Russen ruhig Brücken über den Fluß bauen, und das Plateau des Schlachtfeldes erklimmen, auf dem sie sich dann festsetzten. Im Norden ist die Bühne des Kampfes wieder von einer Regenschlucht mit hohem Abfalle begränzt, und in der Tiefe dieser Schlucht schleicht im Moraste ein sumpfiges Wasser, ein Nebenfluß oder Arm der Worskla. Daß die Schweden keine genaue Notiz von dieser Regenschlucht nahmen, entschied den Tag von Poltawa zu ihrem Unglück. Im Anfange des Kampfes nämlich, am 28 Junius 1709, waren die Schweden Sieger über die Russen, und die ganze russische Reiterei war vor der schwedischen auf vollständiger Flucht begriffen; das russische Fußvolk war darüber so erschreckt, daß schon die Pferde vor die Bagagewagen gespannt waren, um den Rückzug der ganzen Armee zu bewerkstelligen.

Hätten die Schweden die russische Reiterei nur noch einige hundert Schritte weiter verfolgt, so hätten sie dieselbe in jene Schlucht hinabgestürzt, und es wäre ihr unmöglich gewesen, wenn die Schweden nur mit weniger Mannschaft die steilen Ränder besetzt hätten, um sich wieder zu sammeln. Allein aus einer bisher noch nicht gehörig aufgehellten unbegreiflichen Ursache stellten die Schweden kurz vor dem Abhange ihre Verfolgung ein, und die Russen faßten am Rande desselben wieder Posto; dem Fußvolk kehrte der Muth zurück, die Reiterei ermannte sich. Karl XII fragte ganz erstaunt den Feldmarschall Renskiöld um die Ursache des Stillstehens der Reiterei. „Allein dieser war ganz außer sich, und wußte nicht mehr, was er that und sprach,“*) und das Ungewitter zog nun vernichtend über den Schweden zusammen. Vielleicht haben die Schweden nichts von jener den Russen ums Haar so fatalen Regenschlucht gewußt. Man entdeckt solche Schluchten der Eigenthümlichkeit der Terrainconfiguration zufolge in der Ukraine nicht eher, als man an ihrem Rande schon steht. — So hing Schwedens und Rußlands Schicksal einen Augenblick von einer scheinbar so unbedeutenden geographischen Kenntniß ab.

Die Bedeutsamkeit der Schlacht von Poltawa für Rußland und Europa, als dem ersten Siege der Russen über europäische Truppen, als dem Kampfe, in dessen Folge Rußland nicht nur seine eigene, von Fremden angegriffene Unabhängigkeit rettete, sondern auch nun mit Gewalt in die europäischen Kreise eindrang und seine Eroberungen an der Ostsee, von der seine Civilisation ausging, befestigte, ist schon oft erwogen, weniger aber ihre Beziehung und Wichtigkeit für die Ukraine und Kleinrußland, für welches sie ganz dieselbe Bedeutung hat, wie die Schlacht am Weißen Berge für die Böhmen. Wie die Oesterreicher hier nicht nur den ins Land gerufenen Friedrich von der Pfalz beseitigten, sondern auch das aufgestandene Böhmen in stärkere Fesseln schlugen, so auch vertrieben die Russen bei Poltawa nicht nur den ins Land gerufenen Karl XII, sondern besiegten auch die mit ihm verbündeten Kleinrussen, und bestätigten die Unterwürfigkeit der Ukraine unter russischem Scepter. Die Reactionen gegen die Kleinrussen waren nicht weniger stark und noch strenger und grausamer, als die der Oesterreicher gegen die Böhmen. Am Tage nach der Schlacht sahen die gefangenen schwedischen und deutschen Officiere, die ihrerseits sehr gut bei den Russen aufgenommen, und bei einem herrlichen Gastmahle auf dem Schlachtfelde bewirthet wurden, dieß ganze Feld mit den armen, auf eine höchst grausame Weise hingerichteten Kleinrussen bedeckt. Peter der Große behandelte sie, die für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes mit patriotischer Gesinnung gehandelt hatten, und die aus allgemeinen Gesichtspunkten in den Augen eines Philosophen eine viel mildere Strafe verdient hätten, als die in fremdes Land eroberungssüchtig und leichtsinnig eindringenden Schweden, wie Aufrührer und Hochverräther an Rußland. Viele wurden gespießt, viele gehenkt, und mehrere lebendig mit zerbrochenen Beinen und Armen auf Räder geflochten. Eine Menge Güterconfiscationen und Reformen in der Verfassung Kleinrußlands folgten der Schlacht und diesen Hinrichtungen. Die Kleinrussen reden daher auch noch bis auf diese Stunde von der Schlacht von Poltawa eben so, wie die Böhmen von der Schlacht am Weißen Berge.

(Schluß folgt.)

*) Worte eines Augenzeugen.

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Auszug aus dem Tagebuche eines holländischen Officiers.)

Den 15 September 1836 begaben wir uns zu Hellevoetsluis an Bord des Kauffahrteischiffes Prinzessin Marianne, Capitän A. Plug. Zwei Tage darauf wurden die Anker gelichtet, und wir befanden uns auf der Reise in die niederländischen Besitzungen an der Westküste von Afrika. Ohne daß uns auf der Reise etwas Merkwürdiges begegnet wäre, kamen wir den 26 October vor dem Fort St. Antonio zu Arim an. Den 31 segelten wir nach dem mehr östlich gelegenen niederländischen Hauptfort St. George d'Elmina, und traten daselbst den folgenden Tag ans Land.

Einige Tage nach unserer Ankunft wurde einer der inländischen Beamten der dortigen Regierung mit einem Steckträger oder Boten *) an den König von Ashantee abgeschickt, um diesem Fürsten die Ankunft der Gesandtschaft anzuzeigen, und für dieselbe die Erlaubniß zu erbitten, sein Reich betreten zu dürfen. Gegen die Mitte des Monats December kamen diese beiden Männer zurück, begleitet von einem Caboceer (inländischem Großen), vier Fähndrichen und einem Trupp bewaffneter Leute und Sklaven, welche der König uns zur Begleitung und zur Sicherheit auf unserer Reise zusandte. Außerdem brachten sie die günstigsten Nachrichten mit, und meldeten, daß Se. Hoheit uns in dem folgenden Monat bei sich zu sehen hoffte.

Dem Adjunct-Commissär wurde die ganze Einrichtung der Landreise aufgetragen, sowohl was die Bestimmung der einzelnen Tagereisen, als die allgemeinen Bedürfnisse für die Hin- und Zurückreise betraf.

Es waren damit große Schwierigkeiten verbunden, welche, da man von der in diesen Gegenden üblichen und nothwendigen Art zu reisen unterrichtet war, schon in Holland aus dem Wege hätten geräumt werden sollen. Man wußte, daß die Neger nicht mehr als 60 oder höchstens 80 Pfund tragen, und dennoch hatte man große schwere

*) S. Ausland 1839. Seite 1272 in der Anmerkung.

Palankine machen laſſen, und auch die Kiſten und Koffer waren faſt ohne Ausnahme zu ſchwer. Einige wogen mehr als 400 Pfund, und mußten bei unſerer Ankunft zu Elmina umgepackt werden, und die Sklaven konnten nur durch Gewalt und Strafen gezwungen werden, dieſelben zu tragen. Mit dem beſten Willen war es unmöglich mit den Palankins durch den dichtverſchlungenen Wald zu kommen; allein da man eine dem Lande angemeſſene Art zu reiſen anzunehmen nicht für gut fand, mußte von Elmina bis Commaſſie, der Hauptſtadt von Aſhantee, ein fünf Fuß breiter Weg durch den Wald gehauen werden, wozu die dazwiſchen liegenden Fürſten ſich bereit finden ließen. Rechnet man nun zu Obigem noch die gänzliche Unkenntniß der Negerſprachen, ſo wird man überzeugt ſeyn von den Schwierigkeiten, welche dieſe Reiſe darbot.

Den 7 Januar Morgens um 8 Uhr verließen wir — der General Verveer, Commiſſär des Königs, der Adjunct-Commiſſär, der Secretär, ein Arzt, der Reſident des Forts Axim, ein Aſſiſtent von der Verwaltung der Küſte, ein Dolmetſcher, ein weißer Bedienter — das Caſtell St. George d'Elmina, um die Reiſe nach Commaſſie anzutreten. Die drei erſtgenannten Officiere wurden in Palankins von vier Negern, die übrigen Perſonen in geflochtenen Körben auf den Köpfen von zwei Negern getragen. Sechs und dreißig ſolcher Träger waren für den Transport aller obengenannten Perſonen beſtimmt, und 192 für das Tragen des Gepäcks, der Lebensmittel und anderer Bedürfniſſe. Mit den Geſchenken für den Fürſten von Aſhantee, ſo wie mit den Lebensmitteln für die Zurückreiſe waren bereits 580 Sklaven vorausgeſchickt worden, welche uns in der Nähe von Commaſſie erwarten mußten, um unſern Einzug in dieſe Hauptſtadt zu verherrlichen. — Vor dem Palankin des Generals ſchritt ein Unterofficier mit der Fahne, gefolgt von dem dreizehn Mann ſtarken Muſikcorps der Garniſon von Elmina, nebſt zwei Negerbedienten; ferner der Stockträger von Elmina, eine Brigade Sappeurs, die Waſchjungen und geringern Bedienten, eine Anzahl Weiber, gefolgt von einem Caboceër, vier Fähndrichs und ſiebzehn Soldaten, welche der Aſhantiner König uns als Geleite geſchickt hatte.

Unſer Weg lief anfangs in nordöſtlicher Richtung über die Salzebene längs der Plantage des Hrn. Simons, wo wir einen Augenblick anhielten. Die Beamten und angeſehenſten Einwohner von Elmina, welche uns bis hieher begleitet hatten, nahmen Abſchied von uns mit den herzlichſten Wünſchen für den glücklichen Ausgang unſerer Geſandtſchaft in ein Reich, wo ſich bis jetzt keine Holländer befunden hatten. Darauf ſetzten wir unſern Weg zwiſchen niedrigem Gebüſch fort, wo man nur hie und da ein wenig Zuckerrohr und Ananaspflanzen fand, bis zum eine halbe Stunde weiter gelegenen Krom Amevano, von etwa 120 Einwohnern, welche in elenden Hütten von Binſen und Lehm wohnen. Als wir uns dieſem Orte näherten, ließen die Muſikanten ſich hören; ein Gleiches geſchah in der Folge bei allen auf unſerem Wege liegenden Ortſchaften, und ſie ſpielten dann gewöhnlich die Volkslieder. Ohne uns hier aufzuhalten, zogen wir in nordweſtlicher Richtung weiter nach dem Krom Simmien, welches ungefähr 240 Einwohner hat und in einem reizenden Thal liegt. Mit Salven von Flintenſchüſſen wurden wir hier empfangen, ruhten eine Weile aus und genoſſen ein paar Töpfe Palmwein, die man uns angeboten hatte, und wogegen wir einige Flaſchen Rum gaben. Wegen der Menge umgefallener Bäume waren wir gezwungen, den Weg bis Aſaton, in dem Reich Fantee, zu Fuß zurückzulegen, wo wir um 1 Uhr Nachmittags anlangten. Da wir beſchloſſen, hier zu übernachten, wurden die drei dafür beſtimmten Zelte aufgeſchlagen; zwei davon waren für das Quartier der Officiere eingerichtet, das dritte diente als Küche. Wir nahmen gewöhnlich, je nach der Stunde unſerer Ankunft an dem Nachtlager, um 4 oder 5 Uhr unſer Mittagmahl, welches von einem im Küchenfach ſehr erfahrnen Negerkoch bereitet wurde. Der Abend wurde gewöhnlich mit dem Anhören unſerer Muſikanten zugebracht, welche dann einige Stunden vor den Zelten ſpielten.

Jeden Morgen bei Tagesanbruch wurde Reveille geſchlagen, und nachdem die nöthigen Anordnungen für die bevorſtehende Tagereiſe von dem Adjunct-Commiſſär getroffen waren, machten die Träger und Bedienten ſich fertig, um aufzubrechen. Da jedoch nicht alle Officiere des Morgens früh bereit waren, die Reiſe anzutreten, welches doch der drückenden Mittagshitze wegen in dieſen Gegenden ſo nothwendig iſt, ſo geſchah es oft, daß wir nicht vor 10 Uhr abreiſten. — Der Weg lief jetzt durch einen majeſtätiſchen Wald; bisweilen zeigte ſich ein Maisfeld, eine Bananen- oder Ananaspflanzung. Nach einem Marſche von zwei Stunden kamen wir in dem Krom Sodoffer an, wo uns der Caboceër dieſes Ortes mit ſeinen Großen und Fetiſchprieſtern entgegen kam, und uns einige Töpfe Palmwein anbot, wogegen wir ihnen einige Bouteillen Rum, etwas Tabak und holländiſche Pfeifen zum Geſchenk machten. Nachdem wir eine halbe Stunde geruht hatten, zogen wir auf engen Pfaden weiter, und hielten gegen 5 Uhr unter heftigen Regengüſſen unſern Einzug in dem großen Krom Abakrampa, der Reſidenz des Fanteereichs. Wir wurden bei unſerer Ankunft von einem Trupp bewaffneter Leute eingeholt, die unter dem Abfeuern ihrer Flinten und dem Singen von Kriegsliedern mit größter Schnelligkeit hin und her rannten. Der König von Fantee, ein ſchöner, hochgewachſener Mann, von etwa 40 Jahren, erwartete uns, von ſeinen Großen und anderem Gefolge umringt, an dem Ende eines großen Platzes. Alle ſaßen in einem Gebüſche unter Sonnenſchirmen, welche ihnen von Sklaven über dem Kopf gehalten wurden. Wir defilirten bei ihnen vorbei, die unterſten im Range voran, und grüßten ſie alle; nur dem König gaben wir die Hand. Vor dieſem ſtand ein Hanswurſt, der immerfort mit beiden Händen ein Schwert mit ſilbernem Griff vor uns ſchwang, und während deſſen mit lauter Stimme die Titel ſeines Herrn und deſſen Kriegsthaten verkündete. Da der Regen immer noch anhielt, wurden wir eingeladen, in die Wohnung des Königs zu kommen. Durch einen ſchmalen Gang kamen wir auf einen Raum, auf welchem ſich vier offene einander gegenüberliegende, etwa drei Fuß über den Boden erhabene Gemächer befanden. Alle waren reinlich und groß; die Lehmmauern waren weiß getüncht und mit allerlei Waffen geſchmückt; der Fußboden war mit rother Erde beſtrichen; einige Schemel und ein Lehnſtuhl machten den ganzen Hausrath dieſes Theils der königlichen Wohnung aus. Während wir uns hier aufhielten, ſuchte der Hanswurſt durch ein unmenſchliches Geſchrei und die fremdartigſten Windungen des Körpers ſeinen Herrn zu unterhalten, und dieſer ſchien in der That an den Talenten ſeines Hofnarren eine große Freude zu haben. (Fortſetzung folgt.)

Ueberſetzung Shakſpeare's ins Polniſche. In Wilna wird gegenwärtig eine Ueberſetzung der Dramen Shakſpeare's gedruckt; der zweite Band enthält Macbeth, König Lear und den Sturm. (Tygodn. lit. Nr. 22.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1840.

Poltawa und Kleinrußland.

(Schluß.)

Außer jenem Kreuz und Hügel auf dem Schlachtfelde selbst gibt es auch in der Stadt Poltawa noch einige Monumente, welche an die Ereignisse von 1709 erinnern. Zuerst eine große, etwa 20 Fuß hohe Denksäule in der Mitte des größten, öffentlichen Platzes der Stadt. Sie steht auf einem Piedestal von Granit, der den Felsen entnommen wurde, welche die Wasserfälle des Dniepr bilden; die Säule selbst ist von Metall und zwar von zusammengeschmolzenen, schwedischen Waffen, eben so auch das sie umgebende Gitter. Aus dem Piedestale gucken auf jeder Seite drei schwedische Kanonen mit ihren Mündungen hervor. *) Die Säule ist mit Kränzen von Palmen und Lorbeeren umsteckt; auf ihrem Gipfel breitet der siegreiche russische Adler seine Flügel aus. Das Ganze wurde bei der hundertjährigen Feier des Festes zum Andenken der Schlacht am 28 Junius errichtet. Noch jetzt hat hier jährlich eine kirchliche Feier dieses Tages statt. Das erste Tedeum, unmittelbar an dem Tage der Schlacht selbst von den noch blutriefenden Kämpfern wurde in einer kleinen hölzernen Kirche gesungen, die noch jetzt steht, sich aber recht traurig, obgleich den russischen Patrioten ehrwürdig, neben den in ihrer Nachbarschaft später aufgebauten prächtigen Tempeln ausnimmt. Neben der Kirche ist auf dem Platze, wo Peter der Große sich am 28 Jun., nachdem die Schweden abgezogen, und er in Poltawa eingerückt war, zum erstenmal ausruhend auf einen Stein hinsetzte, und den Rapport des Commandanten der Festung empfing, wieder ein anderes Monument errichtet, mit der Inschrift: „Hier ruhte sich Peter nach seinen Mühen auf dem Schlachtfelde aus. Ein heiliger, ein geweihter Ort.“ Aus jenem Berichte des Commandanten ging hervor, daß noch anderthalb Pfund Pulver in Poltawa vorräthig war. Sämmtliches Blei und anderes Metall im Orte war schon zu Kugeln verbraucht, ja fast alle Gebäude waren abgetragen und vernichtet, um die von den Schweden geschossenen Breschen und Lücken in den Mauern und Befestigungswerken wieder auszufüllen. Die Bürger der Stadt, von patriotischer Gesinnung ergriffen, hatten selbst die Balken und Steine ihrer Gebäude herbeigeschleppt, und sie zu den Befestigungen verwendet. Ihr Eifer fürs Vaterland war so groß, daß sie Einen von ihnen, der, als die Noth aufs Höchste gestiegen war, zur Uebergabe an die Schweden rieth, auf öffentlichem Platze gesteinigt hatten, nachdem sie ihn zuvor in die Kirche geführt, wo sie ihn communiciren ließen. Peter der Große hielt sich noch drei Tage in der Stadt auf, und verließ sie erst, nachdem er die Todten beerdigt, bei deren Bestattung er selber die Leichenrede hielt.

*) Es ist nämlich erwiesen falsch, was Voltaire behauptet, daß Karl XII nur noch vier Kanonen vor Poltawa gehabt habe.

Die Bevölkerung Poltawa's — so und nicht „Pultawa,“ wie alle unsere Geographen thun, und noch weniger wie die Franzosen sprechen: „Pültawa,“ muß man den Namen schreiben und sprechen — besteht aus Malo-Rossianen, Großrussen, Juden und Deutschen, denen dann auch natürlich noch Franzosen, Tataren, Zigeuner, Kalmücken und andere Nationen beigemischt sind. Die Hauptbevölkerung besteht aus Kleinrussen, die den Stamm der Bürger machen. Die Großrussen sind hier nur temporär als Beamte, Arbeiter ꝛc. Die Juden sind nach den Kleinrussen am zahlreichsten, die Bettler zugleich und die Krösusse des Orts. Der reichste Mann ist jetzt der Jude Portugalow — alle Juden haben hier sonderbarer Weise kleinrussische, oder doch westeuropäische, aber russificirte Namen — er hat sieben Töchter. Jede derselben bekam von der Natur eine reichliche Ausstattung von Grazie und Schönheit und von ihrem Vater zur Verbrämung dieser Schönheit eine Million Rubel. Die Juden sind die einzigen Geldwechsler des Orts.

Die Deutschen sind hier als Lehrer, Officiere, Apotheker ꝛc. wie in andern russischen Städten; die meisten wohnen aber in einer Vorstadt Poltawa's, in der sogenannten deutschen Colonie. Der Kaiser Alexander rief 1808 mehrere sächsische und preußische Manufacturisten, namentlich Tuchmacher ins Land, mit denen er in Poltawa, Tschernigoff und Krementschug drei manufacturirende Colonien stiftete. Doch gediehen dieselben nicht sonderlich. Es wurden den Leuten von dem russischen Gouverneur die gemachten Versprechungen nicht eingehalten, und viele gingen daher unzufrieden in ihr Vaterland zurück.

waren, mußten die ungeordneten Schaaren der Beludſchen weichen. Es iſt nicht genau bekannt, auch an ſich gleichgültig, ob die Amirs mit dieſem Widerſtand gegen die Engländer einverſtanden waren. Ihr Intereſſe war von dem der Maſſe der Beludſchen bereits getrennt: ſie wollten ihre aufgehäuften Schätze retten, und ſchlimmſten Falls ſelbſt die Herrſchaft über Sind aufgeben, den Beludſchen aber war es darum zu thun, Herren im Lande zu bleiben, und von dem Solde der Amirs und den Bedrückungen der armen Sindier zu leben. Die Amirs, welche mit den gehaßten Engländern einen Vertrag zur Stellung von Kamelen und, wie es ſcheint, auch über die Beſetzung mehrerer feſten Plätze geſchloſſen hatten, erfüllten dieſen, und wurden nur zeitenweiſe zum Widerſtand gegen die Engländer fortgeriſſen. Endlich aber traten dieſe ernſter auf, rückten vor Heiderabad, und drohten mit augenblicklichem Sturm, wenn man nicht ihre Forderungen erfülle: dieſe beſtanden in der Bezahlung von 27 Laks Rupien, in der Beſetzung mehrerer Feſtungen, namentlich Bukhor, und in der ſtändigen Aufnahme eines Corps von 4500 Mann engliſcher Truppen. Die engliſchen Befehlshaber wollten den Sturm nicht, weil ſonſt der Schatz der Amirs als Priſengeld an die Armee vertheilt hätte werden müſſen, und ſpannten darum ihre Forderungen nicht gar zu hoch, und die Amirs wollten ſich natürlich noch weniger der Gefahr ausſetzen, Alles zu verlieren; ſo kam der Vertrag zu Stande. Ein Augenzeuge berichtet, daß die Maſſe der Beludſchen in Heiderabad ſelbſt zwiſchen 9 und 10,000 betragen habe, und dieſe ſeyen nach der Beſetzung der Stadt gegen die Amirs nicht minder erbittert geweſen, als gegen die Engländer. Natürlich war aber ihre Wuth umſonſt, denn die Engländer ſetzten ſich ſchnell zu feſt, als daß einzelne Ausbrüche ihnen hätten ſchaden können. Indeß hatten doch die Engländer mit den einzelnen Schaaren, die keinem Befehl gehorchten, ihre arge Noth, und entgingen ihr nur, indem ſie am Indus in möglichſter Schnelle aufwärts marſchirten.

Mit welchen Schwierigkeiten ſchon dieſer Marſch beſetzt war, davon einige Proben aus der Correſpondenz der anglo-indiſchen Journale. So heißt es in der Delhi Gazette vom 3 April vorigen Jahrs: „die Straße zwiſchen Bukhor und Schikarpur iſt vollgepfropft mit Beludſchen, die jeden Vorübergehenden ausplündern.“ Aus Bukhor wurde geſchrieben: „das ganze Land um Schikarpur her iſt in Waffen und die Beludſchen tödten Alles, was ſie antreffen. Zehn bis 12 Tage lang war die Verbindung zwiſchen Bukhor und der Armee völlig durch die Räuberſchaaren der Beludſchen unterbrochen.“ Hiezu kam, daß die Bombayarmee bei weitem nicht aus ſo guten Materialien beſteht, wie die bengaliſche. In die letztere treten lauter kleine Landeigenthümer, großentheils aus dem Königreich Audh, und dieſe ſind meiſt ſehr zuverläſſige Soldaten, die Bombayregimenter enthalten dagegen ſehr viele Leute aus niederer Kaſte, unzuverläſſiges Volk, was einen Correſpondenten zu der Aeußerung veranlaßte: „die Bombay-Armee iſt ein wahres Geſindel, das ſich allenthalben im Lande umher zerſtreut;“ o fielen Hunderte durch die allenthalben herumſchweifenden Beludſchen.

Dieſe erkannten nur allzu wohl, daß ihre Herrſchaft über Sind factiſch zu Ende ſey, ſo wie die Engländer feſten Fuß im Lande faſſen, darum thaten ſie aus eigenem Antrieb alles, was in ihren Kräften ſtand, um die Engländer zu beläſtigen. Man hat den Amirs Schuld gegeben, ſie hätten das Volk aufgereizt, und die anglo-indiſchen Zeitungen enthielten manche Correſpondenzen, die ſich über die Verrätherei der Amirs ſehr erbittert ausdrückten; allein man hat gar nicht nöthig, über Verrätherei der Amirs zu klagen, da der Grund der Erbitterung in der Maſſe der Beludſchen lag, welche die militäriſche Ariſtokratie von Sind bildeten, und das Ende ihrer Herrſchaft vor ſich ſahen. Das mag auch wohl der Grund ſeyn, weßhalb die Regierung mit den Amirs noch ſo glimpflich verfuhr, da ſie trotz alles Mißtrauens, welches ſie gegen ſich rege machten, immer noch am meiſten geeignet waren, unter dem wilden Volke nach und nach eine gewiſſe Ordnung zu handhaben.

(Schluß folgt.)

Die holländiſche Geſandtſchaft an den König von Aſhantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortſetzung.)

In der Zwiſchenzeit waren unſere Zelte aufgeſchlagen, und als wir dahin zurückkehrten, erhielten wir von dem König ein Geſchenk, beſtehend in zwei Schafen, einem Schwein, fünfzig Mamswurzeln und drei Töpfen Palmwein. Nun ſetzten wir uns in einem Halbkreis, der General in der Mitte und die übrigen nach ihrem Rang zu beiden Seiten deſſelben, vor unſere Zelte, um den Beſuch des Königs zu empfangen, welcher auch bald mit ſeinem Gefolge erſchien. Die unterſten im Range drückten den Bedienten die Hand, und zogen an uns vorbei, indem ſie bei jedem Schritt die Füße aneinander brachten, ſich verbeugten und mit der rechten Hand uns begrüßten; der König kam zuletzt, von ſeinen Sklaven und einem Trupp Bewaffneter gefolgt, und reichte allen Officieren die Hand. Nun begab er ſich zu der Stelle, wo er uns zuerſt erwartet hatte; hier wiederholten wir dieſelbe Ceremonie, und bezeugten ihm unſern Dank für die Geſchenke; die Bedienten und Neger von Elmina voraus, gefolgt von dem Aſhantiner Caboceër Poko mit ſeinen Fähndrichen, dann die Officiere der Geſandtſchaft, der General zuletzt. Nachdem dieſe langweiligen Complimentirungen ein Ende genommen hatten, kehrten wir in unſere Zelte zurück, und ſchickten dem Fürſten einige Geſchenke, beſtehend in zwei Paar kattunenen Paantjes (Tücher), jedes von 14 bis 16 Ellen; einigen Schnüren Korallen, ein paar Kannen Rum, einigem Tabak und holländiſchen Pfeifen, worauf Se. Hoheit nochmals erſchien, uns ſeinen Dank zu bezeugen.

Dieſes Krom unterſcheidet ſich ſehr vortheilhaft von den übrigen durch die Sauberkeit der Wohnungen und die Reinlichkeit der Bewohner. Seine Bevölkerung beträgt etwa 800 Seelen; es hat lange, gerade und breite Straßen, in welchen wir jedoch zu unſerer höchſten Befremdung weder Thüren noch Fenſter an den Wohnungen fanden, ſondern nur alle 20 oder 30 Schuh einen ſchmalen Gang zwiſchen den Wohnungen. Wenn man dieſe paſſirt, kommt man in eine andere ſehr enge, mit der erſten parallel zwiſchen den Häuſern laufende Straße

und hier findet man die Thüren und Fenster. Diese Bauart hat man wahrscheinlich angenommen, um sich gegen die Einbrüche der in der Nacht herumschwärmenden Raubthiere oder gegen feindliche Ueberfälle zu sichern. In der Nähe dieses Kroms sah man einige Spuren von Ackerbau, Maisfelder und Bananenpflanzungen. —

Den folgenden Morgen reisten wir um 8 Uhr von hier ab, und kamen gegen 10 Uhr bei dem Krom Akrofoo an, wo die Einwohner uns mit dem Abfeuern ihrer Flinten bewillkommten. Hier schienen die Weiber sich mehr über unsere Ankunft zu freuen, als dieses in den früher von uns besuchten Orten der Fall war; sie tanzten und sprangen um uns her, und viele von ihnen boten uns Früchte zum Geschenk an. Von dem Oberhaupt erhielten wir einige Töpfe Palmwein und einen Cabriet. Von hier bis Tuacna lief der Weg theilweise längs Hügeln, machte jedoch, da er nicht wie die andern Strecken ausgehauen war und wir also zu Fuß gehen mußten, unsere schon in den Palankins beschwerliche Reise höchst unangenehm und ermüdend, und war Ursache, daß wir erst um vier Uhr Nachmittags in dem Krom Paintry ankamen. Weil der Caboceër dieses Dorfes eben abwesend war, blieben wir von den üblichen langweiligen Begrüßungsceremonien verschont; die Zelte waren in Kürze aufgeschlagen, und sobald wir unsere Mahlzeit eingenommen hatten, legten wir uns nieder, um von den Beschwerden der Tagesreise auszuruhen. Leider sahen wir uns in unserer Hoffnung getäuscht, indem es die ganze Nacht heftig regnete und stürmte, und das Brüllen der Tiger, Leoparden und anderer wilden Thiere, die unsere Zelte umschwärmten, uns am Schlafen verhinderte.

Den 10 Januar reisten wir nach dem 5 Stunden weiter gelegenen Krom Jan Comadie, der Residenz des Königs von Assim. Als wir uns diesem Ort näherten, kamen uns einige Neger entgegen, um uns zu begleiten. Etwa 500 in acht Trupps vertheilte Neger liefen unter dem Abfeuern ihrer Gewehre und mit einem fürchterlichen Geschrei hin und her. Nachdem wir einen Augenblick Halt gemacht hatten, gingen wir in der oben beschriebenen Ordnung an dem König vorbei, der uns in einem Gebüsch unter Sonnenschirmen von seinen Großen umringt erwartete. Als von unserer Seite die Begrüßungsfeierlichkeit abgelaufen war, setzten wir uns etwa hundert Schritte von ihnen entfernt nieder, um jetzt auch die Bewillkommnung des Fürsten zu empfangen, der mit seinem Gefolge in neun Abtheilungen, in Zwischenräumen von vier bis sechs Minuten, erschien, um uns zu begrüßen; Se. Hoheit kam zuletzt, umringt von einer großen Anzahl Sklaven, in buntfarbigen Jacken, die mit Schellen besetzt waren. Ein Fetischpriester und eine Priesterin, mit ganz bemaltem Oberleib, folgten ihm. Während der Ceremonie fuhr der bewaffnete Trupp fort mit dem Hin- und Herrennen, dem Singen und Abfeuern von Flinten, und das Volk tanzte und sang nach dem Tact unserer Musik. Kaum waren auf diese Art die gegenseitigen Complimente beendigt, als wir eingeladen wurden, in ein dazu bestimmtes Haus zu treten, wo wir die Kleider wechselten und die Geschenke des Königs in Empfang nahmen, welche in einem Cabriet und einem Vorrath Bananen bestanden, wogegen wir Sr. Hoheit einige ostindische Tücher, Korallen, einige Flaschen Rum, Pfeifen und Tabak schenkten. Darauf besuchten wir den Fürsten in seiner Wohnung, und fanden ihn in einem seiner innern Gemächer mit vier seiner Großen und zwei Sprechern. Der Zweck unseres Besuches war, den König von der Unwahrheit des Gerüchts zu überzeugen, daß zu Elmina ein holländischer General mit einer großen Anzahl Officiere angekommen sey, um das Volk von Assim zu bekriegen und zu vertilgen, welches Gerücht von einem sich bei uns in Gewahrsam befindlichen Ashantiner Sklaven ausgestreut war. Dieser Palabber (Conferenz, siehe Ausland 1839, Seite 1227) währte ziemlich lange, und gab unserem Gefährten, dem Ashantiner Caboceër Poko, mehr als einmal Gelegenheit, uns seine diplomatischen Talente zu zeigen. Man konnte jedoch nicht zu einem Resultat gelangen, und wir kehrten also unverrichteter Sache zu unsern Zelten zurück. Kaum waren wir hier angekommen, als der Fürst mit einigen seiner Großen erschien, um uns einen Recruten anzubieten, welcher gegen eine Summe von zwei Unzen Gold (80 fl.) für den holländischen Dienst angenommen wurde. Hier erfuhren wir zum erstenmal, wie schwer es ist, mit diesen Menschen den Werth des Goldes zu berechnen wegen ihrer endlosen Chicanen über Gehalt und Gewicht. Auf den Abend luden wir Se. Hoheit ein zu einem Glase Punsch. Er kam mit einigen seiner Großen und acht Musikanten, die auf Trommeln, ausgehöhlten Elephantenzähnen oder Büffelhörnern, und mit Kieseln gefüllten Kürbissen spielten und mit unsern Musikanten einen Wettkampf unternehmen wollten. Dieser fand statt, und hatte das Geständniß des Königs zur Folge, daß er jetzt einsehe, wie seine Musik, welche ihm bis jetzt so überaus herrlich vorgekommen sey, den Namen einer Musik gar nicht verdiene; seine Leute erhielten auch den Befehl, für diesen Abend ihr Talent ruhen zu lassen. Sehr belustigte uns bei dieser Fete die eigene Art, auf welche der Caboceër Poko seinen Sklaven ihren Antheil an dem geliebten Punsch zutheilte. Statt ihnen nämlich aus einem Gefäß zu trinken zu reichen, ließ er sie nebeneinander in einer Reihe stehend alle zugleich den Mund thorweit aufsperren, als ob sie ein fürchterliches Geheul anstimmen sollten, und nun nahm er selber den Mund voll Punsch und spritzte ihn aus ziemlicher Entfernung seinen Jungens in den Rachen, ohne daß Ein Tropfen verloren ging, und mit einer Geschicklichkeit, welche auf eine fleißige Uebung dieser Kunst schließen ließ. Während des Besuchs war die Hitze unerträglich geworden, indem die ganze Bevölkerung des Kroms und der Umgegend sich vor unsern Zelten eingefunden hatte, und zum Theil sogar in dieselben durchgedrungen war. Nach dem Aufbruch der Gäste vermißten wir aus einer Reisecassette einen schönen krystallenen Becher, welcher wahrscheinlich von einem der Eingedrungenen entfremdet war. Es wurde dem König Anzeige davon gemacht, welcher versprach, sogleich eine Untersuchung zu veranstalten und den Thäter ausfindig zu machen. Eine Stunde später wurde der Becher wirklich zurückgebracht mit der Nachricht, daß der Dieb seine Strafe, welche in dem Abschneiden beider Ohren bestand, bereits erlitten habe.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 74** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: An die ewige Liebe. — Hegesippe Moreau. (Schluß.) — Dänische Literatur. (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden: es beträgt für den Abnehmer des Auslandes [illegible] 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1840.

Die Missionen in Neuseeland.*)

In der 59sten Nummer des „Auslandes" ist ein Aufsatz aus englischen Blättern eingerückt, der, obgleich er den Missionären arg mitspielt, dennoch ihnen den guten Dienst erweiset, das Publicum auf die steigende Wichtigkeit des Missionswerks aufmerksam zu machen, und den wahren Sachbestand ans Tageslicht zu bringen. Der Aufsatz hat schon eine authentische und sehr vollständige Widerlegung in der Allgemeinen Zeitung (unterm 10 und 11 Mai, Beilage) hervorgerufen, und indem ich auf diese Widerlegung ernstlich verweise, will ich hier nur noch einige Bemerkungen kurz und einfach hinzufügen, um die wahrheitliebenden und philanthropischen Freunde des Auslandes in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, was sie von jenem englischen Aufsatze zu denken haben.

Im Aufsatze heißt es: „Im Jahre 1837 erklärte ein Katechet vor den Lords, daß die Mission in Neuseeland Ländereien von solcher Ausdehnung gekauft hätte, daß ein Strich derselben 15 (englische) Meilen lang sey, andere Tausende von Morgen enthalten." Ich habe diese Ländereien nicht als „Augenzeuge" gesehen und gemessen, was jener Katechet gethan haben muß, wenn wir ihm ganz Glauben beimessen sollen; — aber wer nur etwas von den Missionsangelegenheiten weiß, dem ist wohl bekannt, daß es ein stehendes Grundgesetz der Church-Missionary-Society ist, welches jedem Jahresberichte der Gesellschaft vorgedruckt wird, daß sie jedem ihrer Missionäre gerade so viel Gehalt gibt, als für ihn nöthig ist, um nicht durch Nahrungssorgen von Erfüllung seiner wichtigeren Pflichten abgehalten zu werden, und daß sie eben deßwegen auch ihren Wittwen eine Pension gewährt, und für die Erziehung ihrer Kinder bis zu einem gewissen Lebensalter sorgt. Diese Gehalte und Pensionen sind sehr verschieden, nach der größeren oder geringeren Theure der Lebensmittel u. s. w. in den verschiedenen Ländern, wo der Missionär hingesandt wird. Um daher ihre Kinder zu versorgen, hat die Gesellschaft ihren Missionären sicherlich kein Geld zum Ankauf von „Provinzen" bewilligt. Aber eine bekannte Thatsache ist, daß, außer den ordinirten Missionären, auch Laien und Katecheten in jene Länder gesendet werden, welche Landbau oder Handwerke treiben, um den Eingebornen Beschäftigung und Unterhalt zu verschaffen, sie um sich herum in Dörfern zu sammeln, sie zu civilisiren und zum Christenthume zu bringen. Dasselbe haben die Missionäre der Brüdergemeinen seit mehr als einem Jahrhundert auch gethan, und mit anerkannt segensreichen Erfolgen. Der Verfasser des Aufsatzes sagt, daß durch diesen Ankauf von Ländereien für die Kinder der Missionäre die Gesellschaft das Zutrauen des Publicums verloren habe, und ihre Einnahme sich mit jedem Jahre vermindere, aber die Grundlosigkeit dieser ganzen Behauptung ist schlagend dargethan durch die Thatsache, daß ihre Einnahme in den letzteren Jahren, seit Flatts Denunciation, im Steigen war, und daß in der öffentlichen Jahresversammlung im Mai dieses Jahres die Einnahme von 75,877 Pfd. Sterl., was sie im Jahre 1838 war, zu 104,000 Pfd. St. gestiegen ist, eine größere Einnahme, als die irgend einer andern englischen Missionsgesellschaft!

Ferner sagt der Verfasser: „Die Direction (Ch. M. Soc.) hat beschlossen, ein geistliches und ein weltliches Mitglied als Commissäre nach Neuseeland zu schicken, um über den Stand der Dinge zu berichten. Aber dieß ist ein weitaussehendes Mittel, und es ist weit wahrscheinlicher, daß die Regierung dem Capitän Hobson Befehl geben wird, die gesammten Landankäufe der Missionäre für illegal zu erklären ꝛc.," oder mit andern Worten: der Verfasser dieses Aufsatzes und eine gewisse Partei wünschen, daß die Regierung die Missionäre ohne alle Untersuchung durch einen Machtspruch ihrer bürgerlichen Rechte berauben, und sie (lieber gar gleich) für vogelfrei erklären möchte, damit die habsüchtigen Seefahrer und Colonisten so recht ungehindert unter den armen Insulanern wüthen, sie mit Bluthunden hetzen, mit Kartätschen niederschießen und ihre Ländereien an sich reißen könnten! — Wer Krohns unwiderleglich-authentisches, interessantes Werkchen über die Missionen in Polynesien lesen will, wird sich zur Genüge überzeugen, welcher schreienden Ungerechtigkeiten die Pflanzer sich gegen die Insulaner, und welcher Calumnien, selbst durch

*) Von einem deutschen Mitglied der Church-Missionary-Society eingesandt.

einen untergeschobenen Brief, sie sich gegen die Missionäre haben zu Schulden kommen lassen. Die gegenwärtige Anklage ist nur eine neue Edition jener Lügenberichte.

„Sie" (die Church-Missionary-Society) steht, trotz ihres Titels, außer allem Verhältniß mit der anglicanischen Kirche, und erkennt die Autorität der englischen Erzbischöfe nicht an." Wer auch nur das Geringste von der Rhenius'schen Streitigkeit mit der Gesellschaft gehört oder gelesen hat, weiß, daß die Church-Missionary-Society treu und gewissenhaft die Autorität der englischen Bischöfe und Erzbischöfe anerkennt, und eben deßwegen den Missionär Rhenius, ungeachtet seiner von ihr selbst anerkannten anderweitigen ausgezeichneten Eigenschaften, ihres Dienstes entließ, weil er die Autorität der anglicanischen Bischöfe nicht anerkennen wollte oder konnte.

„Die Missionäre können sicher seyn, daß ihnen, trotz des Fanatismus, der sie bisher mit einem Heiligenschein umgab, auf die Finger gesehen werden wird . . ." Aus diesem Eingeständnisse, daß sie zeither mit dem Heiligenschein umgeben waren, erhellet, daß der Verfasser entweder von den frühern heftigen Anklagen von Seite der Seefahrer und Colonisten gar nichts weiß, und eine klägliche Unbekanntschaft mit dem Gegenstande, worüber er schreibt, verräth, oder daß er jene Anklagen als Calumnien anerkannt hat, und an diese nicht wieder zu erinnern wagte. — Weiter unten sagt er: „Dazu kommt, daß die katholischen Missionäre einen Ehrgeiz, die Krone des Martyrerthums zu erlangen, besitzen, von dem die verheuratheten Missionäre der protestantischen Kirche ziemlich frei sind." Obgleich ich ein Protestant bin, so ergreife ich doch mit Freuden diese Gelegenheit, meine Ueberzeugung auszusprechen (was ich auch schon anderswo im Druck und mündlich gethan habe), daß viele römisch-katholische Missionäre sich aus wahrer Religiosität und reiner, ungeheuchelter Menschenliebe dem Märtyrertode hingegeben haben; aber der Verfasser dieses Aufsatzes scheint gar keine Idee zu haben, daß es Menschen geben kann, die aus reiner Liebe zu Gott und Menschen, aus inniger Ueberzeugung von der Göttlichkeit und den segensreichen Wirkungen des Christenthums für Zeit und Ewigkeit irgend etwas unternehmen und wagen können, — er wittert überall nur Ehrgeiz oder Habsucht. — Doch genug!

Beludschistan.

2. Neuere Verhältnisse.

(Schluß.)

Anders war die Stellung zu dem Chan von Kelat. Die Engländer sind nichts weniger als aufrichtig über ihre Verhandlungen mit diesem. Gewiß ist, daß Sir A. Burnes und ein Capitän Simpson, bald nachdem die Brücke bei Schikarpur über den Indus geschlagen worden war, sich zu dem Chan von Kelat verfügten, und mit diesem über die Lieferung von Lebensmitteln unterhandelten. Allein es geht aus allen Umständen hervor, daß auch noch ganz andere Dinge zur Sprache kamen. Ein Brief in der Delhi Gazette vom 10 April besagt: „eine sehr günstige Uebereinkunft scheint mit dem Chan von Kelat geschlossen worden zu seyn, und die Plünderungen in der Nähe des Lagers haben so ziemlich aufgehört." Diese Nachgiebigkeit des Chans von Kelat scheint indeß durch eine andere Nachgiebigkeit von Seite der Engländer ausgeglichen worden zu seyn, indem der Chan von Kelat verlangte, daß die englischen Truppen nicht ihren Weg über Gondawa nehmen sollten. Dieß wäre der nächste Weg von Larkhana nach Dadur gewesen, und der dortige Paß ist für Menschen und Pferde gangbar, denn der Chan von Kelat zieht, wie früher schon erwähnt, im Spätjahr nach Gondawa, um dort die kältesten Wintermonate zuzubringen, und dieß geschieht jedesmal mit großem Gefolge Dennoch melden alle Berichte der Engländer aus der Zeit des Hinmarsches, man habe den Paß von Gondawa „impraktikabel" gefunden. Auf dem Rückmarsch aber, als Mihrab Chans Veste genommen und er selbst gefallen war, zogen die Engländer ohne Schwierigkeit hindurch.

Die Täuschung über Mihrab Chan dauerte nicht lange. Schon in einem Briefe aus Kwettah vom 10 April heißt es: „Sir A. Burnes und Capitän Simpson sind so eben aus Kelat zurückgekommen; sie haben kein Korn mitgebracht, scheinen aber der Ansicht, daß ihre Unterhandlungen uns mit nächstem welches verschaffen werden. Ich vermuthe aber, daß Mihrab Chan sie hinters Licht geführt hat, und daß wir nicht einen Sack voll bekommen werden." Bald wurden die Beweise, daß er die Engländer hintergehe, mannichfacher, und ein im Asiatic Jour. (October 1839 p. 102) erwähntes Gerücht besagt geradezu, man habe Briefe von Mihrab Chan an die verschiedenen Beludschenhäuptlinge aufgefangen, worin er sie aufforderte, die Engländer auf ihrem Marsch so viel möglich zu beunruhigen. Daß dieß in vollem Maaße geschehen ist, leidet keinen Zweifel, und es ist nur zu verwundern, daß nicht die Angriffe in größern Massen geschahen, wo höchst wahrscheinlich ganze Regimenter aufgerieben worden wären. Die Engländer befanden sich indeß nichtsdestoweniger in einer so übeln Lage, daß sie Alles geduldig hinnehmen mußten, und sich der lästigen Angriffe nur so gut es gehen wollte erwehrten.

Sie durften nicht zögern: der geringste Aufenthalt konnte ihnen Verderben bringen, deßhalb war ihr einziges Bestreben, nur schnell möglichst vorwärts nach Candahar zu kommen, sich dort auszuruhen, die Armee wieder möglichst in Ordnung zu bringen, und dann den Hauptmarsch gegen Cabul anzutreten. Die Bestrafung Mihrab Chans ward auf den Rückweg verschoben, und wir lesen deßhalb schon in einem Schreiben aus Cabul vom 12 August: „Die Bombay-Truppen werden im nächsten Monat aufbrechen, und über Candahar gegen Kelat marschiren, um Mihrab Chan zur Vernunft zu bringen oder ihn zu verjagen." (Asiatic Jour., Oct. 1839, p. 286.) So geschah es auch. Nach dem Bericht, den Generalmajor Willshire aus seinem Lager von Kelat unter dem 14 November abstattete, erhielt er in Cabul vor seinem Abmarsch am 17 September den Befehl, Mihrab Chan von Kelat wegen seiner offenkundigen Feindseligkeiten während des Feldzugs abzusetzen. Am 13 Nov. erschienen die Engländer vor dem Fort, das von mehr

als 2000 Mann besetzt, und von Mihrab Chan selbst vertheidigt war. Die Engländer bereiteten sich sogleich zum Sturm, einige Höhen, welche den Eingang ins Fort beherrschten, wurden genommen, und dann das Thor eingeschossen. Die englischen Truppen drangen ein trotz eines heftigen Widerstandes, und drängten die Belagerten in hitzigem Kampfe zurück bis zur Citadelle. Hier war der Widerstand am hartnäckigsten, denn Mihrab Chan, umgeben von seinen Häuptlingen, focht hier in eigener Person, und fiel auch, nebst sechs anderen vornehmen Beludschen, mit dem Säbel in der Faust. Unter den Gefallenen waren vier Clanhäuptlinge, Sirdars; ihre Namen sind in dem Bericht des Generals Willshire aufgeführt, und sie gehören, wie es scheint, alle dem Brahuivolk an, zwischen dem und den Beludschen die Engländer in ihren neuern Berichten durchaus keinen Unterschied gemacht haben. Die Schreibart des Berichts ist verdorben, vergleicht man sie aber mit Pottingers Aufzählung der Stämme, so waren es die Mingulls, Zehris, Scherwaris und Schadoseis.

Keiner von allen den Anführern hatte Pardon annehmen wollen, und die Engländer waren über den trotzigen Muth, den sie zeigten, nicht wenig erstaunt; 400 Beludschen sollen im Fort gefallen, und 1000 Mann gefangen genommen worden seyn, der Rest, den einige noch, wohl übertrieben, auf 2000 angaben, entfloh. Die Engländer waren genöthigt gewesen mit dem Angriff zu eilen, denn Mihrab Chans Sohn zog von Nuschk heran mit einer Verstärkung, die wahrscheinlich die Einnahme der Festung bedeutend erschwert hätte. Der Chan hatte wohl seine besten Schätze mit seinen Frauen fortgesendet, dennoch aber fanden sich noch 10 Laks Rupien, welche den Stürmenden als Prisengeld anheimfielen. Die Engländer säumten nicht, einen Verwandten des gefallenen Chans, der sich ihnen in die Arme geworfen hatte, als Chan an des gefallenen Mihrab Stelle einzusetzen.

Mittlerweile sind sie emsig beschäftigt, das Indusland in Ruhe zu bringen. Sie haben einen neuen Vertrag mit den Amirs von Sind geschlossen, der den Handel auf diesem Strom erleichtert, und die Amirs verstehen sich jetzt zu Allem, da englische Besatzungen in ihrem Land liegen, und man ihnen den größten Theil ihrer aufgehäuften Schätze gelassen hat. Der englische Commandant zu Bukhor ist ausnehmend thätig, die Raubereien zu unterdrücken. Die Bombay Times vom 31 März melden, daß die plünderungssüchtigsten Beludschen- (oder wahrscheinlich Brahui-) Häuptlinge sich in sicherm Gewahrsam zu Bukhor befänden. Andrerseits hat man aus einigen Beludschenstämmen eine Art Polizeicorps gebildet, welche das Land, namentlich auf der Straße von Schikarpur nach Kwettah unaufhörlich durchstreifen.*) So gelingt es ihnen, in dieß Land allmählich Ruhe und Ordnung zurückzuführen. Schon auf dem Hinmarsche nach Afghanistan äußerten mehrere Officiere die Ansicht, man könnte wohl einzelne Beludschenhäuptlinge gewinnen, und sie als Schutz gegen die andern gebrauchen. Nach dieser Ansicht ist man jetzt verfahren, und die Reise am Indus aufwärts und bis nach Kwettah scheint fast keine besonderen Gefahren mehr darzubieten, so beschwerlich sie namentlich wegen Wassermangel auch immer noch ist. Geben die Engländer einem Theil der Beludschen Sold, und benützen sie deren kriegerische Neigungen zu ihren Zwecken auf eine verständige Weise, so können sie, da sie gelernt haben, sich nicht unnöthig in die innern Verhältnisse solcher Stämme zu mischen, bald die Mehrzahl auf ihre Seite bringen, und die übrigen durch Furcht in Schranken halten. Für unsere geographische Kenntniß dieser Länder und Stämme geht dann gewiß bald ein neues Licht auf.

*) Sie werden in den angle-indischen Blättern „Bolan rangers" genannt, da sie hauptsächlich auch für die Sicherheit des Bolanpasses zu sorgen haben.

Der Stamm der Tschongs,

der im Norden von Tschantaburi wohnt, hat die hohen Gebirge in Besitz, welche den Siamesen unzugänglich sind; das haben sie mit den Kariern gemein, von denen sie sich übrigens in allen andern Beziehungen sehr unterscheiden. Es scheint schwierig, den Ursprung der Tschong anzudeuten; ihr Name bedeutet in der siamesischen Sprache Durchgang, Engpaß, Schlucht. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß dieser Stamm ein Haufe flüchtiger Sklaven verschiedener Nationen gewesen, die sich nach und nach in die Gebirge flüchteten und in ihren tiefen Wäldern Freiheit suchten. Die Verschiedenheit, die man in der physischen Constitution der Tschong bemerkt, weist eine Mischung der cambodschanischen, laoeischen und siamesischen Race nach. Fast alle sprechen und verstehen das Siamesische; aber sie haben noch außerdem eine besondere Sprache, die sehr roh ist und einige Aehnlichkeit mit der von Cambodscha hat. Genau gesprochen, sind die Tschong unabhängig; doch diejenigen, welche neben den Siamesen wohnen, bezahlen ihnen Tribut in Bauholz, Wachs, Cardamom u. s. w., aber aus dem Innern würde kein siamesischer Mandarin wagen, Tribut zu holen, weil die Tschong die Schluchten und Engpässe der Gebirge bewachen, und Niemand zu sich lassen, als die kleinen Kaufleute, von denen sie nichts zu fürchten haben. Der Bischof Pallegoix hat auf seiner Reise nach Tschantaburi nichts Sicheres über ihre Religion erfahren können, die in Verehrung der guten und bösen Genien zu bestehen scheint. Unter denen, welche an der siamesischen Gränze wohnen, haben mehrere auf Antrieb einiger flüchtigen Talapoinen die Religion des Sommana Khodom angenommen, und haben sich kleine Pagoden und Götzenbilder gemacht. Diese verbrennen ihre Todten, jene begraben sie. Die Tschong des Innern gehorchen einem König, der unumschränkte Macht ausübt, und die Beobachtung der Gesetze und Gebräuche bewacht. Diese Gesetze sollen sehr strenge und die Vergehen nicht häufig seyn. Wenig Personen sind kühn genug, zu den Tschong zu gehen, da sie die Fieber fürchten, von denen diejenigen angegriffen werden, die durch ihre dunkeln Wälder reisen. Hiedurch leben sie von den Kariern, Cambodschanern und Siamesen völlig getrennt. (Echo du Monde Savant vom 5 Junius.)

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Morgen um 6 Uhr verließen wir Jan Comadie. Da der Weg sehr uneben und nur theilweise in dem Gestrüpp aus-

gehauen war, kamen wir nur langsam vorwärts. Jenseits der Kroms Kokowassie und Anfarabeim passirten wir ein Flüßchen, das ein reizendes Thal bewässerte, und dessen Ufer von den schönsten Bäumen, die wir noch gesehen hatten, beschattet wurden. Ueber die kleinen nur aus 8 bis 10 Hütten bestehenden Kroms Etjuma, Cyanasie und Jowerom erreichten wir gegen 2 Uhr Nachmittags Mansen, einen ansehnlichen Flecken von 7 bis 800 Einwohnern. Wir begaben uns, nachdem die üblichen Ceremonien stattgefunden hatten, zu dem Caboceër, und suchten ihm ebenfalls die Ungereimtheit des auch hier von dem Sklaven in Umlauf gebrachten Gerüchts zu beweisen, allein mit keinem bessern Erfolg als zu Assim. Deßhalb empfahlen wir uns dem Caboceër, nahmen unsere Mahlzeit und legten uns zeitig zur Ruhe, um den folgenden Morgen früh aufbrechen zu können, welches um 6 Uhr geschah. Den 12, 13 und 14 passirten wir auf meistens sehr beschwerlichen Wegen eine Anzahl Kroms, ohne daß uns irgend etwas Bemerkenswerthes begegnet wäre, und waren froh, als wir den 14 des Abends zu Praffou ankamen, wo wir in dem gleichnamigen Fluß die Gränze von Ashantee vor uns hatten, welche wir den folgenden Morgen überschritten. Von hier an war überall ein 16 Schuh breiter Weg für die Gesandtschaft gebahnt worden, eine Vorsorge, worüber wir uns schon bei der ersten Tagereise auf Ashantiner Gebiet sehr zu freuen Ursache hatten, da der Wald, durch welchen der Weg lief, dicht verwachsen und der Boden stellenweise sehr sumpfig war. Diesen Tag kamen wir durch die Kroms Apetja und Atoviati, und übernachteten zu Effelman; den folgenden, nach einem sehr beschwerlichen Marsch, zu Acousseram, den 17 zu Toman, den 18 zu Akankawassie, den 19 zu Amafor und den 20 zu Edoubin. In allen Kroms, durch die unser Weg uns führte, wurden wir mit denselben herzlich gemeinten, aber langweiligen Freundschafts- und Ehrenerzeugungen empfangen. So viel wir davon urtheilen konnten, schien uns das Land ziemlich stark bevölkert zu seyn; die Vegetation war aber bei weitem so üppig und schön nicht, als in den Gegenden jenseits des Praffou-Flusses.

Zu Edoubin erhielten wir einen Botschafter des Königs von Ashantee, welcher uns herzlich auf seinem Gebiete bewillkommte und Instructionen für den Caboceër Poku mitbrachte. Kurze Zeit nach unserer Ankunft bemerkten wir eine große Bewegung unter der Bevölkerung, und einige Weiber, die aus ihren Wohnungen eilten. Später erfuhren wir, daß der König von Kokofoe, der höchste Verwalter des Reichs nach dem König von Ashantee, gestorben war, und daß die eben erwähnten Weiber seine Verwandten seyen. Bald darauf erschienen zwei Neger mit grünen Zweigen um den Hals und großen Messern in den Händen in dem Krom, und hielten eine allgemeine Haussuchung, um die jenem König gehörenden und entflohenen Sklaven einzufangen und zu schlachten. Man sagte uns, daß in dem Krom Bipolsa, wo wir vor einigen Stunden Halt gemacht und wo die Einwohner sich herzlich mit Tanzen nach unserer Musik belustigt hatten, schon etwa 60 Personen umgebracht und die übrigen entflohen waren. Edoubin mit den darin befindlichen Sklaven war ein Eigenthum jenes Königs, und noch denselben Abend wurden 40 Sklaven gefangen genommen, um bei seiner Leichenfeier geopfert zu werden. Des Nachts um 1 Uhr langten einige Ashantiner Großen und Hofbeamten an, und benachrichtigten uns im Namen Sr. Hoheit, daß er wegen des Ablebens seines ersten Unterthans verpflichtet wäre, mit seinem ganzen Hof und den übrigen aus allen Gegenden des Reichs für unsern Empfang herbeigekommenen Großen die Hauptstadt Coomassie zu verlassen und sich zur Beiwohnung der Leichenfeier nach Kokofoe zu begeben. Den folgenden Tag hörten wir, daß das Gefolge die Hauptstadt bereits verlassen habe, und über Edoubin, wo wir uns befanden, nach Kokofoe gereist sey.

Dieses Ereigniß und andere am Hof von Ashantee vorgekommene Verhinderungen hatten zur Folge, daß unser Aufenthalt zu Edoubin vom 20 Januar bis zum 10 Februar währte. Täglich kamen Botschafter von dem König, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen und uns ein Schaf und Palmwein zu bringen. Den 25 Januar ließ der König uns wissen, daß er auf dem Wege nach Kokofoe wäre. Den 24 fertigten wir unsern Dolmetscher und den Stockträger von Elmina mit einer Kiste weißen Zucker, einer Kiste Wachslichter, einigen Pfund Thee und einem porcellanenen Theeservice als Geschenke an Sr. Hoheit nach Kokofoe ab. Bei ihrer Zurückkunft überbrachten unsere Abgeordneten die nicht sehr frohe Nachricht, daß wir wenigstens noch zehn Tage an diesem elenden Orte würden bleiben müssen. Den 26 mußten wir wegen eines hier sogenannten Travado (Tornado?) (Orkan mit heftigen Gewittern und Platzregen) unsere Zelte verlassen und in einer Hütte eine Zuflucht suchen, wo unsere Elminaer Palankin- und Bagageträger uns Abends eine Serenade mit Tanz brachten, die bis in die späte Nacht fortgesetzt wurde, und woran allmählich die ganze Bevölkerung Theil nahm. Der König mochte am Ende eingesehen haben, daß der Aufenthalt zu Edoubin uns eben nicht sehr angenehm seyn konnte; er überraschte uns wenigstens den 29 des Abends mit einem hübschen Geschenk, bestehend in sechs jungen Mädchen, alle von seiner Familie, welche er den Officieren schickte, in der Hoffnung, wie seine Botschaft lautete, daß dieselben uns zum Zeitvertreib und zur Belustigung würden dienen können. Sie wurden zu uns geführt in einem feierlichen Aufzug mit Fackeln, wobei sich 120 Sklaven mit Bananen, Yams und Palmwein befanden. Den andern Morgen ließen wir Sr. Hoheit unsern Dank bezeugen, und schickten ihm noch eine Kiste Malagawein, einige Confituren und zwei Flaschen mit in Branntwein eingemachtem Obst als Gegengeschenk. Den 1 Februar sandte der Fürst, in der Erwartung, daß das Geschenk der Damen uns nicht unangenehm gewesen seyn würde, uns noch drei seiner weiblichen Verwandten. Den 2 kamen einige hiesige Großen von der Leichenfeier in Kokofoe zurück, und machten uns bei dieser Gelegenheit ihre Aufwartung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Toreador Montes. Dieser durch seine Kraft und Geschicklichkeit ausgezeichnete Mann gab kürzlich zu Sevilla einen merkwürdigen Beweis seiner Gewandtheit. Ein Picador, der auf dem Punkte stand, von einem wüthenden Stier in die Luft geschleudert zu werden, sah kein Rettungsmittel vor sich, als sich selbst vom Pferde herabzuwerfen. Zufälliger Weise fiel er gerade auf den Hals des wüthenden Thieres, worauf Montes herbeieilte, dasselbe am Schweife ergriff, und in der Bahn nach Gefallen bald links, bald rechts zog, bis der Stier, dieses Manövre's müde, endlich ans andere Ende der Arena rannte und den kecken Toreador stehen ließ, den die Menge mit Beifallsgeschrei begrüßte. (Die spanischen Amerikaner, bei denen diese Art, einen Stier abzumatten, sehr gewöhnlich ist, nennen dieß das Colaspiel. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Junius 1840.

An die ewige Liebe.

Unvollendetes Fragment von Shelley.

Du bist der Wein, o Liebe, den zu trinken
Verklärung heißt; dich schöpft die reine Seele,
Eh deiner Rebe Blätter herbstlich sinken,

Und tränkt von deinem nie versiegten Oele
Der Menge Durst nach deinem heil'gen Thau.
Du bist der Goldblick in des Meeres Höhle;

Du füllst der Himmel Tiefen aus mit Blau;
Und glänzt die Erde in der Schönheit Spiegel,
So ward der langen Wüsten nackte Au *)

Vom raschen Abglanz deiner schnellen Flügel
Mit einem Kleide strahlend angeschienen;
Und wie der Mai des Schlummers schweres Siegel

Vom Walde haucht, bis morgenschimmernd grünen
Die dürren Zweige von dem Lenzeslaube,
Schwebst du ums Haus der Menschen, bietest ihnen

Was sie dir bieten sollten: ach, der Glaube
Der Schwachen nur kniet vor dir mit dem Herzen,
Das durch die Starken brach — und doch im Staube

Wer suchte je ein Kleid, dem du's nicht gabst — — —
— — — — —

Fr. Notter.

*) Daß der Sinn der Worte fast nie mit der einzelnen Terzine abschließt, sondern immer in die nächstfolgende hinüber greift, gehört zur eigenthümlichen Weise, wie Shelley diese Versart behandelte, und macht ihre Uebertragung ins Deutsche zu einem etwas gewagten Unternehmen, da der Leser leicht Undeutlichkeiten des Originals dem Ueberseyer zur Last legen dürfte. D. Uebers.

Hegesippe Moreau.

(Schluß.)

In dem Gedicht: **Vereinzelung**, verweilt das Gemüth unter all den Klagen und sehnsüchtigen Wünschen, welche darin ausgesprochen sind, mit Wohlgefallen bei den letzten Versen, worin ein Gefühl von Dankbarkeit und Hoffnung athmet, dem der Dichter zu folgen nur zu oft versäumt hat. Die Stelle ist an eine Frau gerichtet:

Es brauchte nur ein Wort; dieß Wort sprachst du.
Und sieh nur, wie der Zauber plötzlich wirkt!
Muth! — ich bin stark; Hoffnung! — schon hofft mein Herz.
Geduld! dereinst bezahl' ich meine Schuld;
Ich weiß nicht, was mein Loos wird seyn als Dichter:
Werd' ich, den Kelch dem Schenken Amor reichend,
Befruchten mit dem fall'nden Schaum mein Lied?
Als Falter, flatternd um des Schwertes Glanz,
Werd' ich im Blut die Epopee erbeuten?
Pflück' ich im Dorf die Blume der Idylle?
Entblättre ich den Zweig der Trauerweide?
Ich zweifle noch; doch diese Ruhmeswerke
Machtest du sprießen; treu ist mein Gedächtniß;
Zu Füßen dir die duft'ge Beute legend,
Sprech' ich dann: nimm! dieß Alles — es ist dein!

Nicht minder freut man sich, bei Hegesippe Moreau eine edle Entrüstung zu finden gegen die schmählichen Huldigungen, welche vor einigen Jahren die ehrlose Muse Lacenaire's umringten. Er spricht in edler Weise die Dichter frei von aller Verwandtschaft mit diesem schöngeistigen Mörder, dessen Gedichte nur eine verächtliche Nichtswürdigkeit mehr waren, und zeigt sehr gut, daß die wahre Poesie unzertrennlich ist von der Rechtlichkeit:

Der Dichter, der das Gute liebt und Schöne,
Schaut über'm Grab eine zwiefache Zukunft;
Im Alter noch an Kindereinfalt reich.

Hat er zu thun nichts mit der Guillotine;
Nur Einen Henker sieht sich droht der Dichter:
Das Unglück; oder wenn ein unrecht Urtheil
Ihn trifft, stirbt er als Märtyrer, im Himmel
Ist Freude über ihn, und Niemand spricht
Auf Erden: was gerecht war, ist geschehn!
Ein König ist der Dichter, des Gesetzes
Beil hat gemäht Cheniers bekränztes Haupt.
Zur Zeit, wo man die Kön'ge hat getödtet.

In dem Gedicht, das den Titel hat: Eine fromme Viertelstunde, schildert Moreau, wie das Verlangen zu beten, die Trauer, daß er nicht glauben kann, sich eines Abends, während der Feierlichkeit in einer Kirche seines gesammelten Gemüths bemächtigten. Aber nach wenigen Augenblicken sank er, wie er sagt, in die ungläubige, spottende Welt zurück. Diesen raschen Uebergängen begegnet man überall in seinem Buche.

Wir glauben, die Folge von allem, was man bis auf diesen Tag über Hegesippe Moreau gesagt hat, ist: daß man allgemein eine ziemlich falsche Vorstellung von ihm hat. Solche, die Myosotis nicht gelesen, sind gewiß versucht zu glauben, Moreau sey seinem ganzen Wesen und Temperament nach ein düstrer Träumer, eine scheue Natur, ein ausschließlich elegischer oder satyrischer Dichter gewesen. Nun! wir können verbürgen, daß von diesem gerade das Gegentheil wahr ist. Moreau war vor Allem ein liebenswürdiger, lebhafter, aufgeweckter Geist, der die hübschesten und reizendsten Sachen gemacht haben würde, hätte er in heiterern Verhältnissen gelebt; wäre er z. B. in seiner Vaterstadt, bei einem ehrlichen Gewerbe geblieben. Die Galle, die ihm das Herz zerfressen, hat erst später, nach dem Fieber des getäuschten Ehrgeizes, ihn angesteckt. Nicht ohne Vergnügen findet man vorn in Myosotis mehrere Erzählungen in Prosa, sehr gefällig und naiv geschrieben, namentlich eine Therese Sureau, wo ein feiner und geschmackvoller Spott gegen anspruchsvolle Frauen und überhaupt gegen den literarischen Ehrgeiz durchdringt. Man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß der Verfasser selbst dereinst das Opfer des von ihm verspotteten Ehrgeizes werden werde, und die meisten dieser kleinen Erzählungen, die letzte namentlich, lassen den Dichter der Elegie an Loyson gar nicht erkennen.

Die ausgezeichnetsten Eigenschaften von Moreau's poetischem Talent scheinen mir in der That die Anmuth und die Frische. Und gerade dieß hat man bisher nicht, wenigstens nicht im gehörigen Licht, gezeigt. Man darf nur in Myosotis blättern, so wird man sich bald überzeugen, daß auf ein Gedicht voll Bitterkeit und Zorn wohl zehn Gedichte voll fröhlicher Begeisterung und im muntersten Styl kommen. Voulzie ist eine Elegie, aber im anmuthigsten und frischesten Ton gehalten. In den Nöthen und der Qual des Pariser Lebens erinnerte sich Moreau gern seiner Heimath, des Asyls, wohin unser Herz im Unglück flüchtet; er sehnte sich wieder nach den Tagen seiner Kindheit, und den Gegenständen, welche zuerst sein Auge entzückt hatten. Der Titel dieses kleinen Gedichts erinnert gerade an einen der Orte, an die er mit besondrer Liebe zurückdachte und die seine Phantasie mit Eifer verschönte:

Gibt's einen Namen, süß, ganz für die Poesie
Gemacht — o sagt ist's nicht der Name von Voulzie?
Voulzie, ist das ein Strom mit großen Inseln? Nein!
Es ist ein Murmelbach, sanft wie sein Name, klein,
Er macht nicht viel Gebraus; fast unsichtbar im Kiese
Tränkt mit Einem Schluck ihn aus ein durst'ger Riese;
Oberon, der grüne Zwerg, spielend daran, zum Spaß
Hüpfend darüber, kaum macht' er die Schellen naß...

Etwas weiter unten gewinnt die Bitterkeit im Herzen des Dichters die Oberhand, je mehr die Empfindung der Gegenwart in ihm wieder erwacht und mit ihrem Schatten die weißen Bilder der Vergangenheit durchkreuzt:

Der Freunde hatt' ich viel, als ich dort kam zur Welt,
Den Rosen von Provins als Kornblümlein gesellt;
Den Todesschlaf, nach dem auch meine Wünsche streben
Voll Neides, schlummern jetzt fast alle; und im Leben
Ach! ist der Weg, deß Dorn frech meine Lumpen faßt,
Der Alten Straßen gleich, mit Gräbern eingefaßt.
Bei Tauben bin ich mit der Leyr herumgezogen;
Sang ohne Echo lang; vom Wahnsinn dann betrogen
Zerbrach ich sie; dem Wind gab ich die Trümmer preis
Des heil'gen Elfenbeins, und weinte bitter, heiß!...

Ganz aber will ich ein Gedicht, in dieser anmuthigen Weise, eines der lieblichsten die man lesen kann, von Anfang bis zum Ende tadellos, hersetzen, da man es bis jetzt noch nicht gehörig gelobt hat. Ich meine das Gedicht: die Pächterin.

Der Pächt'rin Preis! sie ist so sanft,
So zärtlich von Gemüthe!
Gleich dem Waldvöglein, fern dem Lärm,
Begnügt bei Weißdorns Blüthe;
O mutterlose Waist, o Greis,
Die betteln Brod gewinnen:
O fändet ihr auf eurem Weg
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Am Herdesfeuer auf der Bank
Darf sich der Arme laben;
Der große Schrank von Nußbaumholz
Kargt nicht mit seinen Gaben;
Dort eines Tages saß auch ich
Bestaubt, Kraft zu gewinnen
Durch kurze Rast; dann bald: Lebwohl
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Es schwand mein einz'ger schöner Tag,
Schwand mit dem Frührothsschimmer;
Doch jener Stund' Erinnerung
Ist Wonne mir noch immer.
Das Auge zu, seh ich den Ort
Noch mit geschloss'nen Sinnen,
Den blühenden Hag, den kleinen Wald,
Pachthof und Pächt'rin drinnen.

Wenn Gott, wie unser Pfarrer müd
Nicht werd uns einzuträufen,

Wohlthat, auch an Unwürd'ge, lohnt:
Mög' meiner Schuld er denken!
O laß er Blumen viel das Thal,
Die Hütte Glück gewinnen!
Vor Sturm und Thränen hüte er
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Um ihre Spindel, Winters, soll
Ein Schwarm von Kindern wühlen,
Wie Engel um den Rocken her
Der heil'gen Jungfrau spielen;
Sie führen sanft ein Brüderlein
Daher, in weißen Linnen,
Und ihr Gejauchz' erfüll' mit Lust
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Botschaft.

Mein Liedchen, flieg' dahin, des Danks
Zwar schwach, mich zu entled'gen;
Aber im Mai die Nachtigall
Soll sie dafür entschäd'gen.
Der Leichenvogel soll, erschreckt
Vom Sang der süßen Minnen,
Oh! lange, lange schweigen für
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Man fragt sich, wie ein so glücklich begabter Mann, dessen Geist sich sonst so natürlich entfaltet, sich von der Verzweiflung überwältigen lassen konnte, wie er einem Tod sich entgegenwarf, der beinahe einem Selbstmord gleicht? Woran fehlte es denn Moreau, um das Leben segnen und Gott dankbar seyn zu können? Hatte er das Recht, sich zu beklagen? Ein Liebling der poetischen Begeisterung, konnte er alle ihre innerlichen Freuden kosten. Nicht ohne Unterstützung von außen, hatte er die freie Wahl zwischen verschiednen Stellungen, welche ihn hinsichtlich der materiellen Bedürfnisse gesichert hätten; er hatte einen Beruf, der ihm mehr als die Nothdurft verschaffte. Er zählte in der ungeheuern Stadt, wo so viele Verlassene sind, einige Freunde, worunter einer besonders ihm jederzeit ein Asyl bot, ja er besaß, eine noch köstlichere Seltenheit, die heilige Freundschaft einer Frau. Als Dichter sah er seine geliebten Poesien schön gedruckt erscheinen, und gleich bei seinem Auftreten verkündeten wohlwollende Federn seine poetische Sendung und priesen sein Genie. Können sich viele so viel versprechen? Gibt es nicht in Paris und überall viele junge Leute, auch von Talent, die verkannter, isolirter sind, als er je war, und denen in ihrem Leben nicht die Tröstungen und Ermuthigungen zu Theil werden, welche ihn auf seinem Lebensweg hätten stärken sollen?

Welchen Schluß muß man am Ende ziehen aus dem unglücklichen Ende von Dichtern, wie es so oft die Welt überrascht und betrübt? Soll man sagen, die Poesie, dieß göttliche Geschenk, müsse als eine Unglücksgabe, als eine Art von vergiftetem Trank betrachtet werden, tödtlich denen, die davon kosten? Sollte die Inspiration uns nur ein Marterwerkzeug seyn, wie der Geier des Prometheus an uns gekettet? Oder sind es nicht vielmehr die Dichter selbst, die Opfer der Poesie, welche in ihrer eignen Verirrung ihres Unglücks Quelle zu suchen haben, ohne Zweifel darum, weil sie es daran fehlen lassen, ihre geistige Begabung durch die Entwicklung des sittlichen Charakters zu kräftigen? Hegesippe Moreau, mit Leidwesen sagen wir es, scheint auch, unter Andern, mit eignen Händen sich sein frühes Grab gegraben zu haben, indem er so für immer unter dem kalten Steine die schönen Gedichte verschloß, die sich nur frei zu ergießen sehnten. Moreau war, wenn man sich recht ausdrücken will, kein eigentlicher Volksdichter, friedlich und stark, singend zugleich und leidend. Bei einem Talent, das dem von einigen proletarischen Dichtern, welche sich in neuern Zeiten hervorgethan, weit überlegen ist, besitzt der Verfasser der Myosotis weder ihre Einfachheit noch ihre sittliche Gediegenheit. Es ist eine Frucht, welche die Pariser Civilisation mit ihrem nagenden Wurm angefressen.

Das unterscheidende Unglück, die geheime Wunde der gegenwärtigen Generation besteht in der Menge von unvollendeten, unfertigen und stolzen Talenten, welche sich von vorn herein hochmüthig ankündigen und sich mit Gewalt geltend machen wollen, ehe sie ihre volle Reife erreicht haben. Man verläßt sich auf schöne Keime, man bewundert an sich die ersten üppigen Schößlinge, und, wenn die Blume eines angenehmen Talents kaum entfaltet ist, athmet man sogleich den schmeichelnden Wohlgeruch ein, weidet sich an dem schönen Glanz der Farben. Aber die Blume ist nicht die Frucht; man hat sich berauscht, ohne sich zu nähren; man hat vom Talent allein, ohne eine hinreichende Bildung, verlangt, was es nur mit Hülfe der Zeit und der Arbeit gewähren kann.

Um mit Hegesippe Moreau zu schließen, der ein wahres Talent besaß, — was ihn wie viele Andre in diesem sturmbewegten Jahrhundert zu Grunde gerichtet hat, ist die Unmäßigkeit der Seele, die Ungeduld und Hast gegenüber dem Schicksal, das rastlose Ueberströmen der gährenden Phantasie über die Gränzen der strengen Vernunft, die Aufopferung der religiösen und moralischen Pflicht an die Forderungen der Leidenschaften. Was ihm fehlte, ist: die Beharrlichkeit bei der Arbeit, das Vertrauen zu seiner eignen Kraft, d. h. zur Kraft der Poesie; denn hätte er aufrichtig an die Poesie geglaubt, so hätte er sich entschlossen, für sie zu leben, für den Dienst ihres Cultus und ihrer Altäre. Was Moreau fehlte, ist endlich: das heitere Erwarten der Zukunft, welche diejenigen selten täuscht, deren Glauben selbst im Unglück nicht nachläßt.

Dänische Literatur.

Oelenschläger.

(Schluß.)

Dieß Selbstgespräch gibt den Schlüssel zu Knuds Charakter und zu der Absicht des Dichters, in ihm den aufgeklärten herrschsüchtigen Mann zu zeigen. Aber wie läßt sich das mit dem nachherigen Eremiten und Betbruder vereinigen? Oder sollte gezeigt werden, daß auch ein solcher Charakter das Aeußere der Religion nicht ungestraft verletzt darf? Das ist wenigstens nicht

befriedigend gezeigt. Es läßt sich keine feste Ansicht gewinnen. Die Gespräche über Volksbeglückung zwischen Knud und Edmund haben einige Aehnlichkeit mit der ersten Scene zwischen Philipp und Posa in Schillers Don Carlos; aber dergleichen ist zu didaktisch. Das Drama, besonders das Theaterstück muß von den allgemeinsten menschlichen Triebfedern der Gefühle und Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, es wird sonst immer an Handlung verlieren. Die Lehre des Drama's liegt im Ganzen, es darf daher nicht einmal zu spruchreich seyn; auch das Lyrische darf nicht zu stark hervortreten. Die Handlung muß ferner einfach, oder bei aller Mannichfaltigkeit doch eine einige seyn, in welchem Punkte Shakspeare in manchem seiner Stücke eine große Kunst zeigt. Leichter machten es sich die Griechen und Römer durch Beschränkung des Inhalts und Kürze ihrer dramatischen Dichtungen. Hierin folgten ihnen die früheren französischen Dramatiker, und die deutschen vor Lessing, z. B. Elias Schlegel — von dessen Kanut ich nun noch zu reden habe.

Das Stück sollte eigentlich Ulfo heißen, da dieser der Hauptcharakter ist, an welchem der Neid eines kraftbegabten Mannes gegen den kräftigeren, der unedlen Ruhmsucht gegen die edlere Ehrbegier dargestellt wird — ein Neid, der sich auf die Siege gründet, die er nicht sowohl durch Tapferkeit als durch List über Kanut davon getragen hat, und welche besonders darin bestehen, daß er, wie gesagt, die Schwester desselben sich als Gemahlin zugeeignet, und seinen Oberherrn oder dessen Heer ins Verderben gelockt hat. Dieß letztere hat ihm besonders geschmeichelt, und er geht nun darauf aus, sich wo möglich über Kanut zu erheben und ihn zu diesem Ende zu stürzen. Sein Haß hat weiter gar keinen Grund als den Neid, und dieser bekommt durch Nichtverhehlung und Selbstgefühl etwas Blendendes. Er erklärt gleich im Anfang des Stücks, daß er das Leben gering achte und es seinem Zwecke gern zum Opfer bringe; er ist deßhalb auch gar nicht geneigt, Abbitte zu thun; er kommt nach Kanuts Hauptstadt, nur um die Verzeihung anzunehmen, die ihm seine Gemahlin, Estrith, Kanuts Schwester, bei ihrem Bruder auszuwirken hofft, sodann aber die Dänen aufzuwiegeln, und zuvor einzelne bedeutende Männer für sich zu gewinnen. Da ihm dieß nicht gelingt, Kanut ihn entlarvt, aber aufs neue begnadigt, und, um seinem Ehrgeize Befriedigung zu gewähren, ihn nach Deutschland schicken will, um dem ihn um Hülfe ansprechenden Slavenfürsten Godschalk zu seinem Reiche zu verhelfen, sucht er diesen zur verrätherischen Gefangennehmung Kanuts zu überreden. Da ihm auch dieß mißlingt, kann der gelinde Kanut nach der Entdeckung seiner nicht länger schonen, aber Ulfo erinnert ihn sonder Reue und mit Hohn noch in der letzten Unterredung an die ihm in Schweden beigebrachte Niederlage. Ein solcher Charakter gränzt freilich beinahe an Wahnsinn, indeß der Dichter hat das durch die Sage Dargebotene trefflich benutzt, um selbst für ein solches Uebermaaß von Leidenschaften Theilnahme zu erwecken, und zwar durch die Liebe oder Treue, mit der seine Gemahlin an ihm hängt, und durch welche sie in ähnliche Verlegenheiten gebracht wird, wie die Camilla, die Schwester des Horatiers und Braut des Curiatiers in der bekannten Tragödie von Corneille. Diese Liebe Estrithens läßt auf einen edlen Kern in Ulfo schließen, durch welchen er ihr jene Neigung eingeflößt hat, wenn es gleich wahr ist, daß dieses Festhalten an dem vor Ehrsucht rasenden Gatten mehr aus ehelicher Treue entspringt und als Tugend bei ihr erscheint. So ist Estrithe ein treffliches Gegenbild von Seelenadel gegen ihren Mann, der zuletzt selbst durch sie erweicht wird; wenigstens sagt er, als sie von ihm zuvor getödtet zu seyn wünscht, um seinen Tod nicht zu erleben:

Geliebteste, steh auf, und schäme dich zu weinen.

Sein Charakter bleibt sich aber gleich; denn als sie bei seiner Wegführung zum Tode wie in Verzweiflung ausruft: Wohin? antwortet er: „zum Ruhm." Zum Kanut aber sagt er kurz zuvor, als dieser ihm seinen Tod ankündigt:

Nun bin ich erst vergnügt, nun sagt die späte Zeit:
Kanut hielt Ulfo's Tod für seine Sicherheit.
Des Fürsten Richterschwert, der Uebelthaten Rächer,
Macht Helden groß und schimpft nur niedrige Verbrecher.

Und als ihn Estrith zurückhalten will, um ihn zur Abbitte zu bewegen, sind seine letzten Worte:

Was ich gesagt, das widerruf ich nie.

Warum ist nun dieß höchst dramatische, originelle und in seiner Art vollkommene Trauerspiel vergessen? A. W. Schlegel sagt in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst, als er von Elias Schlegel und dessen dramatischen Zeitgenossen spricht: „Ich weiß nicht, ob uns ihre Arbeiten, in vortreffliche französische Verse übertragen, eben so frostig vorkommen würden wie im Deutschen. Es ist uns unleidlich, ellenlange Verse zu lesen, in denen sich die Schreibart fast gar nicht über eine wässerige Prosa erhebt; der wahrhaft dichterische Ausdruck ist seitdem erst im Deutschen erschaffen worden." — Schlegels letzte Worte sind allerdings wahr, und besonders auf Schiller und Goethe zu beziehen, wiewohl der erstere durch Redeglanz bisweilen den ächten dramatischen Ausdruck beeinträchtigt hat, an welchem es dem Verfasser des Kanut, wenigstens in diesem Stücke, gewiß nicht fehlt. Der Alexandriner, besonders der deutsche, ist freilich nicht der beste Vers und veranlaßt durch seine Länge einen breiten Ausdruck, noch öfter durch sein Zerfallen in zwei Halbverse etwas Epigrammatisches, Spruchhaftes. So käme es denn darauf an, den Kanut in ein andres dramatisches Sylbenmaaß zu übertragen und ihm allenfalls noch einigen Schmuck der Rede zu verleihen, wobei dann nur noch zu besorgen seyn dürfte, ob das Publicum diese Raserei der Ehrsucht ertragen könnte, einen Muth, der des Märtyrerthums für die edelste Sache würdig wäre und hier einem falschen Zwecke, dem Scheinbilde eines Glückes dargebracht wird. Und doch, sollte es nicht dergleichen Verblendete geben können oder gegeben haben? Erzählt nicht die Sage von einem Herostratus, und sind nicht viele Eroberer dergleichen Verblendete? — Nur würde in der Hauptsache an Schlegels Werke nichts zu ändern seyn, wenn man nicht das Ganze zerstören wollte, noch auch in den einfachen Plan kaum etwas hinein oder hinzugedichtet werden können, das der raschen Handlung nicht hinderlich wäre. — Auf jeden Fall ist Kanut das beste, wenigstens das am meisten dramatische Stück des deutschen Dichters, während Knud den besseren Tragödien des dänischen nicht zugesellt werden kann.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1840.

Die Grotte von Cacahuamilpa in Mexico.

Bis zum J. 1835 blieb diese Grotte unbekannt oder vergessen; selbst die Eingebornen näherten sich ihr nicht, weil sie sie für den Aufenthalt eines bösen Geistes unter der Gestalt eines Ziegenbockes hielten. Doch mag sie den alten Mexicanern zu religiösem Gebrauche gedient haben, denn auf einer Anhöhe ihrem Eingange gegenüber sieht man noch Reste einer abgeschnittenen Pyramide oder eines vielleicht dem Geiste, welcher in der Grotte wohnt, gewidmeten Teocali, und in der That war die Verehrung der unterirdischen Oerter sehr ausgebreitet unter den Tolteken, indem die Geschichte derselben ihren Ursprung selbst aus einem solchen Orte, die 7 Höhlen genannt, herleitet.

Südlich von der Hauptstadt Mexico in dem gleichnamigen Departement liegt der Distrikt Tasco — eine Gemeinde, welche 17000 Einwohner in 17 Ortschaften begreift; eine derselben ist Cacahuamilpa. In dessen Nähe streift ein Gebirg, welches an seinem Fuße, bei einer Höhe von 2100 Ellen über dem Meer einer mittleren Temperatur von 20—21° des hundertgradigen Thermometers genießt, es ist meistens aus Grauwacke, hie und da mit Metallmuttern, gebildet. Der Boden ist uneben, steinig, unfruchtbar, mit Ausnahme einer kleinen Ebene, welche ein Bach bewässert, nachdem er sich zuerst in ungeheure Abgründe gestürzt, und durch eine kleine Oeffnung in dem Felsen bis an den Fuß des Berges durchgedrängt hat. Der frische Dunst in einem so heißen Klima scheint selbst die Felsen zu befruchten, hier ein Strauch, dort ein Nopal hängt sanft gebogen über die Ufer des Baches. Diese werden niedriger und erlauben über denselben zu setzen; bald entdeckt man von einer Anhöhe eine Höhlung im Fuß des Berges, deren ungeheure Dimensionen zunehmen, je näher man heran kommt. Sie beträgt 28 Ellen Höhe und 30 Ellen Breite, große Felsenstücke, welche nach architektonischer Regel und ihrer Stellung abwechseln, bilden ihren Bogen, und zu beiden Seiten scheinen die krummlinigen, aber parallelen Felsbogen angelegte Schwibbogen zu seyn, um die Festigkeit des Thores zu versichern.

Auf einem jähen Abhange, der jedoch ungeachtet der Fragmente von Felsen und Stalaktiten nicht sehr schwierig ist, gleitet der Besucher 30 Ellen tief hinab und sieht sich fast augenblicklich von der Finsterniß umgeben, welche das Fackellicht umsonst zu zerstreuen sucht. Unwillkürlich wendet er den Blick nach dem Eingang und sucht das Tageslicht, von welchem ein Flimmer wie die erste Morgendämmerung durchbricht. Er schließt das Auge, gleichsam um einen Uebergang zu dem künstlichen Lichte zu machen, und wenn er sie wieder öffnet, genießt er wie durch einen Zauber eine tiefe Einsicht in den Saal, dessen Dimensionen er nicht gleich erkennen kann, welche aber, wenn man sie mißt, ein Oval von 60 Ellen Länge, 54 Ellen Breite und beinahe eben so viele Ellen Höhe bilden. Ist der Blick durch die Betrachtung so großer Ausdehnungen ermüdet, so verlegt er sich auf die Untersuchung der Details, und jeder Gegenstand scheint mit Vorzug seine Aufmerksamkeit zu verdienen. Glänzende Krystallisationen, wie Vorhänge von dunkeln Felsen herab hängend, weiße Stalagmiten in interessanter Unordnung auf den Boden hingeworfen erwecken seine Bewunderung, aber das Schweigen und die Finsterniß dieses majestätischen Ortes, die Verlängerung der Höhle und ihre sonderbaren Formen, die hundertfach sich verändernde Gestalt der Schatten, je nach dem Widerscheine der Fackeln, füllen seine Einbildungskraft mit Täuschungen, die selbst bei einer wiederholten Beobachtung nicht vergehen und oft nur noch stärker werden. Hier erscheint ihm ein Geist in ein alabasternes Leintuch gehüllt, dort ein verfallendes Grabmal mit Cypressen, bald sieht er ein Becken mit rieselndem Krystallwasser, bald eine schlanke Säule, die ihr Capitäl in der Dachwölbung verbirgt, bald einen Palmbaum, dessen Zweige unter der Last des Schnees erliegen; tausend kolossale und ungewöhnliche Gestalten bringen die Erzählungen seiner Amme oder die Vorurtheile seiner abergläubischen Erziehung ins Leben. Unter allen diesen Dingen unterscheidet er vorzüglich zwei Säulen von 6 und 9 Ellen Höhe und eine dritte am Eingang nur 1⅓ Elle hoch, welche aber durch eine gewisse Aehnlichkeit zu der Fabel von dem bezauberten Bocke, der den Eingang vertheidigt, Veranlassung gegeben hat. Diese drei Stücke erhalten einiges Licht von ihren Umgebungen, wenn die Sonne gerade vor dem Eingang der Grotte steht.

Andere, mehr positive, Besorgnisse flößen dem Beobachter

die Riſſe in den enormen Felſen ein, welche das Gewölbe über ſeinem Haupte bilden. Die furchtbare Stille, welche gewöhnlich nur das Fallen der Tropfen unterbricht, verwandelt ſich zuweilen in ein langes, kräftiges und trauervolles Echo, welches hier durch das geringſte Geräuſch, um ſo mehr durch den Sturz eines losgeriſſenen Felſenſtückes verurſacht wird; der feuchte und ſchlüpfrige Boden am Rand ſchrecklicher Abgründe, die Anhäufungen von Felſen oder losgebrochenem Schutt, welche eine ſchnelle Flucht unmöglich machen würden, erinnern den Wanderer an die Gefahr, in die er ſich eingelaſſen hat.

Aber die Neugierde überwindet Alles, und keiner begnügt ſich mit der Beſuchung des beſchriebenen Saales, welcher ſo zu ſagen nur eine Vorhalle iſt. Wir drangen in eine Galerie ein, deren Richtung 71° Weſt iſt; ein majeſtätiſcher Gang führt in einen Raum, deſſen Gränzen man nicht abſieht. Man ſieht ſogleich zur rechten Hand eine Art Staffelwerk wie das einer Cascade, in welchem der Kalkſpath das Anſehen eines gelblichen, glänzenden, gefrornen Waſſers auf einem Fond von Kryſtall annimmt, weiterhin hohe Baumſtrünke, unter andern einen von 8 Ellen Höhe, deſſen Blätter die des Acanthus nachahmen. Das Waſſer, welches durch die obere Auflage von Kalkſtein in die Feldſteine herabdringt, zeigt einen Tropfen, der, durch die Ausdünſtung ſeiner Feuchtigkeit entledigt, ſich in eine Glasperle verwandelt: eine ſetzt ſich an die andere an, ſo bilden ſich Schnüre an den Wänden und Stalaktiten am Dache, andere Tropfen welche weniger Kalk enthalten, und in ihrer Bewegung viele Aehnlichkeit mit den triefenden Regencanälen haben, fallen auf den Boden und bilden eine Art von Blüthenkohl mit abgerundeten Warzen, die in ihrem Innern immer kryſtalliſirtes Waſſer enthalten; die völlig durchſichtigen ſind weiß, die dichteren ockergelb. Zuweilen vereinigen ſich die Stalagmiten mit den Stalaktiten und bilden Säulen, welche das Dach zu unterſtützen ſcheinen. Eine pyramidenförmige Maſſe von 30 Ellen Grundlage ſtreckt ihre Spitze gegen die himmelhohe Wölbung, wo ſie das Auge nicht mehr erreichen kann. Andere Maſſen ſtellen ſich ſtufenweiſe zur Rechten auf bis zum Ende des Saales, deſſen Länge 120 Ellen beträgt.

Ein majeſtätiſcher, obgleich unregelmäßiger Bogen ladet zum Eintritt in einen andern Saal ein, wo zwei ungeheure Stalaktiten von 4 Ellen Höhe und $^2/_3$ Ellen Durchmeſſer die ſich vom Gewölbe losgeriſſen haben, auffallend an die Gefahr, der man ausgeſetzt iſt, erinnern. Die Stalagmiten ſind hier meiſtens pyramidenförmig. Ein anderes Stück hat vollkommene Aehnlichkeit mit einem gefrornen Bache, in welchem man noch einige bewegliche Eisſchollen entdeckt, wie an den Quellbecken in den nordiſchen Ländern beim Sonnenaufgang im Frühjahr. Der Fackelſchein, welcher an den hier durchſichtigen, dort funkenſprühenden Alabaſter prallt, bringt dieſelbe Wirkung hervor, wie das Licht, durch das Prisma zerſetzt oder von einem Diamanten zurückgeſchlagen. Die phantaſtiſchen Täuſchungen vervielfältigen ſich, wenn man die Seitenmauern unterſucht. Eine Mumie, mit einem weißen Schweißtuche bedeckt, und deren trockene und fleiſchloſe Formen genau nachgebildet ſind, befindet ſich nicht weit von der Figur eines Greiſes mit langem weißem Barte, der ein Kind auf den Armen hält, und deſſen Draperie unſre alten in Stein gehauenen Patriarchen nachahmt. Dieſer Saal iſt 28—30 Ellen lang und endigt mit einem Amphitheater, deſſen Grundlage eine am Fuße 13 Ellen breite und 32 Ellen hohe abgeſchnittene Pyramide iſt, eine der großartigſten Schöpfungen, welche man im Schooße der Erde antreffen kann.

In einer andern Galerie bewundert man nicht nur die Wirkung des Lichts, deſſen Widerſchein in den glänzenden Spitzen der höchſten Stalagmiten jene Irrwiſche nachahmt, die den Reiſenden zuweilen in einer finſtern Sturmnacht blenden, ſondern auch die optiſche Täuſchung, welche aus der Dispoſition der Maſſen und der wenigſtens 70 Ellen hohen und nur mit Raketen zu entdeckenden Wölbung entſpringt. Alles erſcheint in vergrößertem Maaßſtabe: der Saal ſcheint unermeßlich, obgleich man ſich überzeugen kann, daß er nur 103 Ellen lang und 55 Ellen breit iſt.

An dieſe Galerie ſtößt eine andere in der Richtung Nordnordoſt, welche gleichſam eine andere Region zu ſeyn ſcheint. Die Stalagmiten auf dem Boden ſind zahlreicher und größer, an der Wand erhebt ſich bogenförmig ein Karnies, oder Gang, von welchem aus man einen cirkelförmigen Horizont von 60 Ellen Durchmeſſer umfaßt. Eine Menge Säulen und Contreforts unterſtützen den Gang, aber plötzlich zernichtet ein unregelmäßiger Einſchnitt das Vergnügen des Beſteigers, der ſich nun am Rande ſchreckbarer Abgründe ſieht. Man kehrt eilig zurück und begnügt ſich, dieſes prächtige Schauſpiel von unten auf zu genießen. Bald befindet man ſich am Fuße eines Alabaſterberges, der unſere Schritte hemmt. Seine Abhänge ſind mit ſandiger und ſehr feuchter Erde bedeckt, in welcher man ſich zuweilen tief vergräbt; endlich nach vieler Anſtrengung entdeckt man mit Hülfe der Fackeln den Gipfel, mit ſchneeweißen Bäumen bedeckt, und in ſeinem Mittelpunkt einen wirklichen Brunnen, von welchem kryſtallreines Waſſer aufſpringt, enthaltend. Man bemerkt nun, daß der Hügel, den man beſtiegen, wenigſtens 84 Ellen Durchmeſſer hat, und überlegt die Unbequemlichkeit und Gefährlichkeit des Rückweges. Die Einbildungskraft ermüdet, das Verlangen nach friſcher Luft ertödtet die Begeiſterung, man ſucht nur die gangbarſten Wege, auf denen man ſich kaum aufhält, um die vorigen Beobachtungen zu berichtigen, während die feuchten Dünſte und die Ermüdung dem Wanderer zuweilen das Geſicht benehmen, ſo daß er die Wölbung und die ihn umgebenden Gegenſtände, ja nicht einmal das Fackellicht unterſcheiden kann.

In jeder Galerie gibt es unzählige mehr oder minder zugängliche Oeffnungen und Gänge, je nach der Stellung der Gruppen. Der Boden iſt an einigen Stellen eben, an andern voll von kleinen koniſchen Löchern; man tritt auf den nackten Felſen, oder auf Kalkmaterien, oder auf Stalagmiten, die ſich entweder erſt bilden, oder ſich ſchon in unzählige bonbonförmige Kügelchen zerſetzt haben. In ihren Formen, Farben und in den Graden ihres Glanzes herrſcht eine unendliche Mannichfaltigkeit: einige geben, wenn man ſie berührt, einen ſtarken und langen Schall, wie der einer helltönenden Glocke, von ſich.

Wir waren beinahe eine Meile weit vom Eingange vorgedrungen, und die wunderbare Menge von zerſtreuten Felsſtücken, ſo wie die zunehmende Gefahr würden ein weiteres Fortſchreiten beinahe unmöglich gemacht haben. Die volle Ausdehnung der Höhle iſt noch nicht unterſucht, ſo wie man auch nicht weiß, ob ſie außer dem erwähnten Eingang andere Communicationen hat.

In einem der letzten Säle hat man bei der zweiten Unterſuchung ein Menſchenſkelett auf der linken Seite liegend entdeckt; die dem Anſcheine nach wohlerhaltenen Gebeine zerfielen als man ſie berührte. Der Schädel war da, wo er auf dem Boden auflag, mit einer glänzenden Kryſtalliſation bedeckt, dieß war auch mit den Scherben eines irdenen, in einem der erſten Säle aufgefundenen Gefäßes der Fall geweſen. Ein ſolcher Scherben wird in einem der beſten Naturaliencabinette von Mexico aufbewahrt.

Die Fledermäuſe ſind die einzigen lebenden Geſchöpfe, welche dieſe Grotte, nahe bei ihrem Eingange, bewohnen. Die neueſten Forſcher hörten jedoch das Geziſch einer Klapperſchlange, und in der erſten Nacht, die ſie in der Höhle zubrachten, nachdem ein dreimal wiederholtes, von dem Widerhall furchtbar vermehrtes Gebrüll erſchollen, zeigte ſich ein Leopard, der bei dem Anblick der Fackeln, die ſie neben ſich hatten, ſtehen blieb, und nachdem er ſie eine Weile aufmerkſam und mürriſch betrachtet, wieder den Rückweg nahm. Noch zweimal kehrte er wieder, hielt ſich aber auf einer hinlänglichen Entfernung, um den Reiſenden nicht eben große Furcht einzujagen. Indeſſen war ihnen dieſer Beſuch um ſo unangenehmer, da ſie von ihren Feuergewehren keinen Gebrauch machen konnten, weil ſie befürchten mußten, daß der Knall den Sturz der loſen Felsſtücke beſchleunigte.

Die bevorſtehende Beſchreibung verdankt man der mündlichen Erzählung des Baron Eroz, franzöſiſchen Legations-Secretärs in Mexico und des Hrn. Manuel Velasquez de la Cadena, ſo wie auch den Aufzeichnungen des Baron René de Pedreauville und des Herrn Ignaz Serrano, welcher die Expedition als Zeichner begleitete. Man ſieht aus denſelben, daß dieſe Grotte noch merkwürdiger iſt, als die von Juácaro in Venezuela, die von St. Patrik in Irland, von Derby in England und andere, die eines großen Rufes genießen.

Sonderbares Grab in einer Eiche.

Kürzlich fand man an einem Arme des Doubs, unterhalb Longwy bei der Inſel Inglas, eine ungeheure Eiche, deren Durchmeſſer 1,22 Metres betrug. Als man ſie fällte, bemerkte einer der Arbeiter, daß unter den Hieben ſeiner Axt ein kleines Loch ſich zeigte und immer mehr erweiterte. Da man nun nicht zweifelte, daß der Baum verdorben ſey, ſo ſägte man ihn an der Stelle ab, wo man glaubte, daß die Höhlung zu Ende gehe. Groß war aber das Erſtaunen, als man beim Durchſägen entdeckte, daß Knochen und eine große Maſſe Buchecheln darin verborgen ſeyen. Der Maire unterſuchte das Innere dieſes ſeltſamen Grabes genau, und bemerkte, daß in der Seite der Eiche eine viereckige Oeffnung gemacht, und wieder verſtopft worden ſey mit einem Stück von gleicher Größe, deſſen muſtige Conturen noch ſehr ſichtbar waren, und mit dem Holze des Baumes zuſammenhingen. Die Knochen, die einem Erwachſenen angehört haben müſſen, ſind verſteinert. Die Eiche ſcheint in mittlerem Alter auf dieſe Weiſe angebohrt worden zu ſeyn, denn die Thüre des Grabes war in einer Dicke von 20 Centimetres mit angewachſenem Holze bedeckt. (Echo du Monde Savant vom 10 Junius.)

Die holländiſche Geſandtſchaft an den König von Aſhantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortſetzung.)

Den 4 ſchickten wir wieder einen Dolmetſcher mit unſerem Stockträger an den König, um beſtimmt zu vernehmen, an welchem Tage wir unſern Einzug in der Hauptſtadt würden halten können. Einige Stunden, nachdem dieſe abgereist waren, kam der Neffe des Königs, einer der erſten Reichsbeamten, mit anſehnlichem Gefolge nach Cuadin an, und brachte uns von Seite Sr. Hoheit die folgende Botſchaft: der König, ſein Herr, und die Aſhantiner überhaupt hegten die höchſte Verehrung gegen den König von Holland und deſſen Unterthanen, als deren Knechte ſie ſich alle insgeſammt betrachteten; noch nie wär ein Mann von ſo hohem Anſehen und Rang als der königliche Commiſſär mit ſo vielen Officieren und einem ſo zahlreichen Gefolge zu ihnen gekommen; darum habe der Tod ſeines Verwandten, des Königs von Kokofoe, ihm doppelten Schmerz verurſacht, weil dadurch der Einzug in Commaſſie verzögert werde, um ſo mehr, weil nach der Rückkehr Sr. Hoheit in ſeiner Reſidenz die unglücklichen Tage anfingen,*) welche ihn durchaus verhinderten, die Geſandtſchaft zu empfangen. Der König, ſo ſagte er weiter, habe ihn deßhalb abgeſandt, um den Commiſſär demüthig zu bitten, daß er ſich noch bis zum 10 Februar gedulden möge. Hierauf wurde unſererſeits erwiedert, daß Se. Hoheit einſehen würde, wie unangenehm es ſey, nach einer ſo weiten und beſchwerlichen Reiſe ſo lange aufgehalten zu werden, beſonders da die Zeit der Geſandtſchaft beſchränkt und koſtbar ſey; daß man übrigens auf die letzte Bitte keine beſtimmte Antwort geben könne, bevor nicht die heute Morgen abgeſchickten Perſonen zurückgekommen wären, und man wiſſe, welche Nachricht ſie mitbrächten. Gegen Abend kehrten die beiden Perſonen zurück, und brachten ganz dieſelbe Botſchaft, nur fügten ſie hinzu, daß Se. Hoheit in den ſchlimmen Tagen vielleicht die Geſandten jeder andern Nation empfangen haben würde, aber die ſeiner geliebten Holländer um keinen Preis. Den andern Morgen wurde alſo den Aſhantiner Geſandten wiederholt die Nothwendigkeit unſeres baldigen Empfanges in Commaſſie vorgeſtellt, und zugleich angezeigt, daß man, in Erwägung der triftigen Gründe des Königs, ſich den Aufſchub bis 10 Februar gefallen laſſen würde.

Da wir unter mehrern Gründen für die Nothwendigkeit unſeres Empfanges in der Hauptſtadt auch angegeben hatten, daß der Markt für die Menge der uns begleitenden Perſonen, die ſich auf 1000 be-

*) Der Aberglaube der Neger verbietet ihnen, an dieſen Tagen irgend eine Arbeit vorzunehmen oder Jemand zu empfangen, indem Alles, was man während dieſer Zeit verrichtet, nothwendig einen ſchlimmen Ausgang nehmen werde.

lief, ſehr karg mit Lebensmitteln verſehen ſey, erſchien den folgenden Tag der Tjoucko, oder königliche Ausrufer, und verkündete einen Befehl an die Einwohner Cbuabſus und aller benachbarten Kroms, nach welchem ſie, ſo lange die Ambaſſade ſich hier befinden würde, verpflichtet waren, täglich alle Lebensmittel und andern Vorrath auf den Markt zu bringen. Die Preiſe wurden feſtgeſtellt, und zugleich ein jeder, der ſich Nachläſſigkeit oder Betrug zu Schulden kommen laſſen würde, mit den nach dem Geſetz auf die Nichterfüllung königlicher Befehle beſtimmten Strafen bedroht, welche gewöhnlich für die erſte Uebertretung in dem Abſchneiden eines oder beider Ohren, und für die zweite in dem Abſchneiden von Naſe oder Lippen beſteht. Zufolge dieſes Befehls war von nun an der Markt trefflich verſehen. Den 9 Februar wurden die Geſchenke für den König in Bereitſchaft gebracht und nach dem fünf Stunden von hier entfernten Krom Kaſi vorausgeſchickt, und am Abend deſſelben Tages brachten zwei Botſchafter des Königs uns die Einladung, uns nach Kaſi zu begeben. Den 10 folgten wir dieſer Einladung; um 8 Uhr Morgens machten wir uns auf den Weg, paſſirten die Kroms Dedeſua, Konkormaſſie, Ednaſſa und Eſſago, ſo wie fünf kleine Flüßchen, und erreichten Kaſi gegen 2 Uhr Nachmittags. Hier blieben wir den folgenden Tag, und erhielten einen Beſuch von dem Fürſten der Landſchaft Becquin, dem zweiten Vaſallen des Reichs. Dieſer war in ſeinem Kriegscoſtume gekleidet, welches in einer vielfarbigen Jacke, einem eng anliegenden Pantalon, Sandalen mit ſchweren goldenen Rändern und einer Mütze von Tigerfell, mit dem Schweife daran, beſtand. Den 12 zogen wir nach dem zwei Stunden weiter liegenden Krom Jauverhan, und erhielten dort die Nachricht, daß wir den folgenden Tag in die Hauptſtadt kommen könnten.

Endlich ſollten wir alſo das lang erſehnte Ziel unſerer Reiſe erreichen. Des Morgens um 7 Uhr begaben wir uns, nachdem wir unſere Bagage vorausgeſchickt hatten, in voller Uniform auf den Weg nach Commaſſie, gefolgt von den Leuten, welche die Geſchenke für den König trugen. Die Hauptſtadt liegt mitten in einem Sumpfe, wo 10 bis 15 Zoll Waſſer ſtand, durch welches wir eine Viertelſtunde weit getragen werden mußten. Gegen 8 Uhr langten wir in der Vorſtadt von Commaſſie an, doch wurden wir hier von einer ſtarken Wache aufgehalten, und gezwungen, zu warten. Der General ließ ſagen, daß wir eingeladen wären, frühzeitig zu kommen, und es daher ſehr ungeziemend ſey, uns nach ſo vielen Täuſchungen noch länger warten zu laſſen. Man ließ uns einigemal erſuchen, noch ein wenig zu warten, indem bald Se. Hoheit, bald dieſer oder jener Staatsbeamter den beſtimmten Platz noch nicht eingenommen habe, ſo daß wir endlich erklärten, wir würden, wenn man uns nicht weiter fortziehen ließe, nach Jauverhan zurückkehren. Nun erwiederte man, daß der König bereit ſey, und daß der Zug nach wenigen Augenblicken Eingang erhalten würde. Des längern Wartens müde, entſchloſſen wir uns, ohne Erlaubniß weiter zu ziehen, und bahnten uns nicht ohne Mühe einen Weg durch die Menge in folgender Ordnung: ein Corporal der niederländiſchen Beſatzung zu Elmina mit einem Guidon; der Stockträger von Elmina; ein Aſhantiner Fähndrich; der Adjunct-Commiſſär in einem von vier Negern getragenen Palankin, an jeder Seite ein Bedienter, der eine mit einem Sonnenſchirm, der andere mit einem Stuhl; der Reſident von Axim, in einem Tragkorb von zwei Negern auf dem Kopf getragen; ein Fahnenträger; das Corps Muſikanten, welche die Volkslieder ſpielten; der Commiſſär, General Verveer, in einem von vier Negern getragenen Palankin, zu ſeiner Rechten der Aſſiſtent, zu ſeiner Linken der Dolmetſcher, beide zu Fuß und in Unterlieutenantsuniform; ein weißer Bedienter in Jägerlivrée; ein Soldat mit dem Guidon; der Secretär in einem von vier Negern getragenen Palankin mit einem Negerbedienten an jeder Seite; der Arzt der Geſandtſchaft in einem Tragſeſſel von zwei Negern getragen; ein Soldat mit einem Guidon; den Zug ſchloß der Caboceër Poko mit ſeinen Fähndrichs, ſeiner bewaffneten Mannſchaft und ſeinen Sklaven. Nachdem wir uns etwa eine Viertelſtunde durch das Gedränge hindurch gearbeitet hatten, erreichten wir zwei große unregelmäßig ineinander laufende offene Plätze, wo die Reichsgroßen mit ihrem Gefolge ſaßen. Hier ſtiegen wir aus unſern Palankins, und zogen in der obigen Ordnung zu Fuß weiter. Hinter dieſen Großen, die je nach ihrem Range in ledernen mit Gold, Silber oder Kupfer verzierten Lehnſtühlen ſaßen, und wovon die meiſten das obenbeſchriebene Kriegscoſtume trugen, ſtanden ihre Sklaven; zu ihren Seiten ſaßen auf Schemeln ihre erſten Bedienten. Vor ihnen ſtanden die Muſikanten, und die ſämmtliche bewaffnete Mannſchaft ſaß am Boden und hatte die Flintenkolben auf dem Schenkel geſtützt. Zwiſchen dieſen und den Großen war ein offener Raum gelaſſen, durch welchen unſer Zug ging. Wir begnügten uns, dieſe Herren mit der Hand im Vorbeigehen zu grüßen, weil ihre Zahl zu groß war, um bei einem jeden anzuhalten und ihm durch den Dolmetſcher mündlich unſer Compliment machen zu laſſen. Schon unſer ſchweigendes Defiliren vor dieſer achtbaren Reihe währte eine Stunde, und nun erſt kamen wir an einen etwas höher gelegenen von Bäumen beſchatteten Platz, wo der König von Aſhantee unter einigen ungeheuren Sonnenſchirmen ſaß. Se. Hoheit hatte einen prächtigen rothen in Silber geſtickten Mantel um die Schultern gehängt, und trug an Armen und Beinen goldene Zierrathen. Zu ſeiner Rechten ſaß ſeine älteſte Schweſter;*) ihm zur Linken ſtanden einige weibliche Verwandten, mit allerlei goldenem Schmuck umhangen; in einem Halbkreis hinter den fürſtlichen Perſonen ſtanden einige hohe Reichsbeamten, und hinter dieſen eine beträchtliche Anzahl Sklaven, von denen viele goldene Gefäße und Zierrathen in den Händen hielten. Vor dem König ſtanden einige Fetiſchgegenſtände am Boden. Hier hielten wir einen Augenblick an; dann näherte ſich der Commiſſär dem König, gefolgt von dem Reſidenten von Axim, welcher eine zu den Geſchenken gehörende oranienfarbene Fahne, worauf das königlich niederländiſche Wappen geſtickt war, neben dem Fürſten aufpflanzte; der Commiſſär machte dem König eine tiefe Verbeugung, welchem Beiſpiel wir alle folgten, und ſodann in unſern Palankinen auf einen benachbarten Platz geführt wurden, um hier den König mit ſeinem Gefolge zu erwarten.

(Fortſetzung folgt.)

Hiſtoriſche Arbeit Uſtrialows. Dieſer Geſchichtſchreiber beſchäftigt ſich ſeit längerer Zeit mit einer Geſchichte der innern Entwicklung Rußlands, und las kürzlich in der Petersburger Akademie ein hierauf bezügliches Memoire vor über den „Bauernauszug“ in Rußland. Früher beſaßen nämlich in Rußland die Bauern das Recht, von einem Gutsbeſitzer zum andern ziehen zu dürfen, und erſt unter Zaar Boris Godunow wurden ſie an den Boden gefeſtet.

*) Die älteſte Schweſter des Königs iſt Königin de facto; ſie nimmt Theil an allen Berathungen, und ihr älteſter Sohn (alſo der älteſte Neffe des Königs, iſt Thronfolger.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1840.

Ein Blick auf die Geschichte der russischen Literatur.

Hr. Newieroff, wie es scheint, als Lehrer der russischen Sprache und Literatur in Riga angestellt, schrieb die nachstehende Uebersicht hauptsächlich für die Bewohner der Ostseeprovinzen, „für Leute, deren Muttersprache das Russische nicht ist, sondern die solches erst später erlernen mußten;" er hatte dabei namentlich die Zöglinge der höhern Lehranstalten in den Ostseeprovinzen im Auge, und bemerkt deßhalb: „Die falschen Ansichten über unsere Sprache und Literatur, welche sie aus fremden Büchern und Journalen einsaugen, machten einen gewissen polemischen Ton nöthig, der bei dem Zwecke, den sich der Verfasser vorgesetzt, nicht zu vermeiden war." Die „Vaterländischen Memoiren" (Märzheft 1840), denen wir dieß Bruchstück entheben, machen indeß die Bemerkung dazu, daß sie namentlich mit der Charakterisirung der neuen russischen und fremden Literatur nicht sonderlich einverstanden seyen, und versprechen, sich in kurzem selbst näher mit dem Gegenstande zu befassen; indessen schien uns der Aufsatz einer Mittheilung um so mehr werth, als der bestimmt vorliegende Zweck, die russische Literatur der deutschen in den Ostseeprovinzen entgegenzustellen, schon an und für sich Interesse erweckt.

*

Bei einem Ueberblick über die Erzeugnisse unserer alten Literatur und einer Vergleichung derselben mit den historischen Ereignissen, sieht man bald, daß die Sprache, dieß Werkzeug des geistigen Lebens einer Nation, gleich im Beginn von Rußlands politischem Daseyn, sich in zwei Formen zeigt, als Schrift- und als gesprochene Sprache. Die Waräger, Normannen oder Russen, — welchen Namen ihnen die Geschichtschreiber geben mögen, — die unter den Slawen von Nowgorod und Kiew sich niederließen, nahmen zwar die Sprache dieser letztern an, die den Grundstock des Volks bildeten, brachten aber, wie natürlich, viele besondere Worte und Ausdrücke hinein, und legten dadurch den Grund zu den Unterschieden zwischen der Sprache, die sich in unsern schriftlichen Denkmälern erhielt, und derjenigen, die im Munde der Russoslawen lebte. Auch ist zu bemerken daß diese slawische Schriftsprache keine allgemeine slawische Sprache, auch kein besonderer Dialekt ist, der sich in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten hätte, sondern daß sie nach einem griechischen Stempel ausgeprägt worden. Cyrill und Methodius, denen wir die slawischen Buchstaben und den Beginn der slawischen Literatur verdanken, übersetzten die heilige Schrift in eine ihnen fremde, slawische Sprache, gaben ihr griechische Wendungen und Redeweise, und bildeten so gleichsam eine besondere Sprache, das Kirchenslawische, die ein Eigenthum der Geistlichen und Gelehrten blieb, aber nicht im Munde des Volks lebte, und dadurch von jenem Wechsel sich frei erhielt, der, wie allem Lebenden, so auch der lebendigen Volkssprache eigen ist. Das Kirchenslawische, das in diesen Formen emporwuchs, stellt etwas Bleibendes, fast Unbewegliches dar, und entfernte sich dadurch immer mehr von der gemeinen Volkssprache, die unabhängig ihrer eigenen Entwicklung folgte. Diese Entwicklung, dieser Wechsel beruhte außer der Annahme varägischer Elemente auch auf dem Einfluß des Griechischen auf die Volkssprache. Allerdings zeigte sich dieser Einfluß vorzugsweise in der Schriftsprache, aber durch diese, durch die geistlichen Schriften und Gebete, ging sie auch auf die Sprechweise des Volks über, und wuchs noch durch den Handelsverkehr mit dem oströmischen Reiche. Hier ist aufs neue zu bemerken, daß der Gräcismus in der Kirchensprache fortwährend herrschte, und sie zugleich seinen Formen unterwarf; in die Volkssprache trat er organisch ein, d. h. er verschmolz mit den übrigen Elementen. Auf die weitere Bildung unser Volkssprache wirkte auch unsere nahe Verbindung mit Kumanen und Bulgaren, vor allem aber die zweihundertjährige mongolisch-tatarische Herrschaft; erst nach Abwerfung des Jochs dieser Barbaren fängt sie an, das bunte Durcheinander dieser Aufnahme fremder Wörter aufzugeben, sie entwickelt sich von innen heraus, und nimmt polnische Worte an, die sie russificirt und in ihre Formen verschmilzt.

Wo zwei Sprachen waren, konnten leicht auch zwei Literaturen seyn. In der That waren auch die Erzeugnisse unserer alten Literatur, die ausschließlich aus Chroniken, geistlichen Sendschreiben, Hirtenbriefen und historischen Schilderungen be-

ſtanden, immer mehr oder minder dem Volke fremd, das ſeine eigene Literatur in lebendiger Sprache hatte; dieß waren Volksgeſänge, Sagen und ähnliche im Munde des Volks lebende Erzeugniſſe.

Dieß Vorhandenſeyn zweier Literaturen hat eine äußere Aehnlichkeit mit der Geſchichte der weſteuropäiſchen Civiliſation, da in Frankreich, Deutſchland und den übrigen Ländern die Gelehrten vorzugsweiſe in der dem Volke unverſtändlichen lateiniſchen Sprache ſchrieben, während die Volksſprache ihre Troubadoure und Minneſänger hatte. Aber im Weſten miſchen ſich dieſe Literaturen nicht nur nicht, ſondern die gelehrte oder lateiniſche Sprache unterſtützte auch die Entwicklung der Volksſprache, denn lateiniſch waren nicht bloß die ſcholaſtiſchen Diſſertationen, die Chroniken und Legenden geſchrieben, ſondern auch eine reiche durchgebildete claſſiſche Literatur, die dem Weſten als Vorbild und Malzeichen diente. Die Religion und die bürgerlichen Einrichtungen machten die Erlernung der lateiniſchen Sprache den weſtlichen Völkern unentbehrlich; dadurch verbreitete ſich unwillkürlich auch die Kenntniß der claſſiſchen Autoren, welche dazu dienten, Europa geiſtig zu vereinen. Alle die verſchiedenen Völker arbeiteten auf ein und dasſelbe Ziel los, und die Arbeit des einen eignete ſich vermittelſt der ihnen allen gemeinſamen Sprache leicht auch das andere zu. So war aber nicht das Verhältniß des Kirchenſlawiſchen zur Volksſprache; es waren dieß keine beſondern Sprachen, ſondern zwei einander nahe ſtehende Dialekte, in denen ein und dasſelbe Volk einen und denſelben Gedanken ausdrückte. Hier war nicht nur keine Reibung der Ideen und Gedanken, ſondern der ſpärliche geiſtige Vorrath eines und desſelben Volks ſpaltete ſich in zwei einander verwandte, dennoch aber einander hinreichend fern ſtehende Theile, und das Kirchenſlawiſche, das uns mit keinem Volke in nahe Verbindung brachte, bot uns auch keine Vorbilder der Literatur, und beſaß auch weit nicht die innere Vollkommenheit, welche die Europäer an der vollſtändig durchgebildeten lateiniſchen Sprache fanden.

Wir wollen hier auch noch auf andere Erſcheinungen hinweiſen, welche die Verſchiedenheit Rußlands von dem europäiſchen Weſten begründen, die geiſtige Entwicklung des erſteren verzögerten, demſelben aber zugleich auch eine völlig originelle abgeſonderte Eigenthümlichkeit und Nationalität gaben.

Nationen bilden ſich nicht anders als durch den Verkehr mit andern Nationen, durch den Austauſch der Ideen und Meinungen, durch eine geiſtige Reibung. Ein von allen andern geſchiedenes, auf ſeine eigenen Hülfsquellen angewieſenes Land, wird nie ſonderliche Fortſchritte auf der Bahn der Civiliſation machen, ſondern vielmehr gleich einem eingeſchloſſenen Baum aus Mangel an Luft und Licht zu Grunde gehen. Ueberblicken wir die Geſchichte unſeres Vaterlandes, ſo finden wir, daß es der Vortheile eines ſolchen Gegenſatzes ermangelte. Allerdings traten in ſeinen Verband zwei Hauptelemente, das ſlawiſche und das ruſſiſche oder normanniſche, aber beide befanden ſich noch in gleichem Zuſtande der Kindheit, der geiſtige Gegenſatz beſtand ſomit nicht, und die Slawen konnten bei den Ruſſen nichts lernen, vielmehr die Ruſſen bei den Slawen. So war es nicht im Weſten: die deutſchen Völker, voll moraliſcher Kraft, Männlichkeit und geiſtiger Friſche, verſchmolzen mit den unter Roms Herrſchaft zu Römern umgewandelten Völkern, die eine entwickelte Civiliſation hatten, Literatur und Künſte, alle Grundbedingungen eines gebildeten Lebens beſaßen, aber die moraliſchen Eigenſchaften verloren hatten, an denen eben die Deutſchen reich waren. So vervollſtändigten ſich beide Elemente gegenſeitig. Die alte Civiliſation ging unter in dem Lärm des Kampfes und der Völkerzüge, aber ihre Aſche diente noch als Samen, der in den fruchtbaren Boden des deutſchen Geiſtes fiel und üppige Früchte trug. Außer dieſem wichtigen Vorzug, den die weſtlichen Staaten vor Rußland gleich in ihrem Entſtehen voraus hatten, hatten ſie auch noch locale Vortheile. Es iſt bekannt, welchen unfaßbaren, aber doch bedeutenden Einfluß Land und Klima auf die Entwicklung und das Leben der Völker haben, und wer will bezweifeln, daß Weſteuropa tauſendmal mehr Mittel zur Entwicklung darbietet, als das öſtliche? Die Mannichfaltigkeit der Natur erzeugt Mannichfaltigkeit in den Bedürfniſſen und Begriffen des Menſchen, unſere Natur aber iſt nicht freigebig: dabei ſind in Weſteuropa auf einem kleinen Raume viel mannichfaltigere Nationalitäten angeſiedelt, es fanden weit mehr Verbindungen, weit mehr Bewegung und Reibung unter ihnen ſtatt, während Rußland eine weite Waldöde darbot, auf welcher finniſche und litthauiſche Stämme zerſtreut waren, und von denen die Ruſſen, ſo wenig wie von den Völkern, welche die ſüdruſſiſchen Steppen durchzogen, und die ſüdliche civiliſirte Welt durch ihre Einfälle erſchütterten, etwas entlehnen konnten. Griechenland, das uns den Glauben gab, wirkte nur aus der Ferne auf uns, und war überdieß ſo alt und kraftlos, daß es nicht als Lehrer und Bildner eines jungen, kraftvollen, von ihm durch Meere und wilde Völkerſchaften getrennten Volkes dienen konnte. Nichts deſto weniger fiel von Griechenland der erſte Same der Civiliſation auf unſern heimathlichen Boden, zu deſſen Entwicklung aber eine kräftige äußere Thätigkeit oder innere Ruhe und Frieden nöthig geweſen wären. Zum Unglück hatte Rußland weder das eine noch das andere. Von Europa geiſtig geſchieden durch Sprache und Religion, getrennt von ihm durch das feindliche Polen, mußte es ſeine äußere Thätigkeit auf Kriege mit den Polowzen beſchränken, während es im Innern durch wilde Bürgerkriege zerriſſen wurde, wo die Menſchen nicht für eine Idee, wie im Weſten beim Kampfe zwiſchen dem Papſt und der weltlichen Gewalt, nicht für den Glauben, nicht für das Vaterland und deſſen Unabhängigkeit, ſondern für nichtswürdige fürſtliche Steitigkeiten ihr Leben verloren. Endlich wurde es die Beute der öſtlichen Barbaren, und zwei ganze Jahrhunderte lang ſeufzte es unter dem laſtenden Joche der Knechtſchaft, während welcher es viele orientaliſche Charakterzüge annahm, die ſich in ſeiner Sprache, ſeinen Sitten, ſeiner Lebensweiſe, ſeinen Einrichtungen und ſeinen Gewohnheiten ausprägten. Aber dieſe Züge, welche ſich mit den Grundelementen ſeines Charakters verſchmolzen, bildeten auch ſeine Individualität, ja man kann keck ſagen, ſie legten den Grund zu ſeiner Größe,

indem sie ihm die Bestimmung anwiesen, zwischen Europa und Asien als Vermittler aufzutreten, und den seelenlosen orientalischen Koloß aufs neue zu beleben.

Während Rußland unter der Last seiner innern Kämpfe und des asiatischen Jochs fast erlag, entwickelte sich das Leben im Westen regelmäßig und frei. Karl der Große hatte fast sämmtliche germanische und romanische Stämme unter seine Monarchie vereinigt, doch schien dieß nur dazu zu dienen, daß sie ihre Individualität besser kennen lernten, und nach ihrer Trennung die Bahn ihrer Entwicklung selbstständig betreten könnten. Kaum war Karls Monarchie zerfallen, so vereinte die phantastische Idee der Befreiung des heiligen Grabes die getrennten Nationen wieder, nicht mechanisch, wie unter Karl, sondern geistig, durch ein gemeinsames Streben nach Einem Zweck, mit Beibehaltung der bereits erkannten Individualität. Dieser mannichfaltigen, aber durch Ideen, Streben und Bildung einigen Masse stand ein kräftiges, edles, gebildetes Volk, die Araber, gegenüber, dessen Bekämpfung Europa geistig hob, statt es niederzudrücken, wie Rußland der Kampf mit den Mongolen. Und während Europa durch den Flug einer jugendlichen Phantasie nach Osten gelockt wurde, entspann sich im Innern durch das Aneinanderstoßen der kirchlichen und weltlichen Gewalt ein physischer und geistiger Kampf, ein Kampf des Kaisers mit dem Papste, und der bürgerlichen Freiheit mit der Bedrückung durch das Feudalwesen. Während somit Rußland, dem schon durch seine Zusammensetzung die Vortheile des Westens fehlten, seine Kräfte in nichtswürdigen innern Zänkereien erschöpfte, kämpfte Europa für Ideen, welche unwillkürlich mit seinem ganzen Wesen verschmolzen, und die Anfänge seiner geistigen Entwicklung unterstützten.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Geologie der Pampas.

(Bulletin de la Soc. géol. Mars 1830.)

Hr. Alcide Orbigny theilte der Gesellschaft einen Brief des Hrn. Villardebo, Director des Museums von Montevideo, mit, worin dieser eifrige Naturforscher ihm die Entdeckung eines ungeheuren fossilen Knochens im Bette des Arroyo Negro (Departement Paisandu) mittheilt. Der Knochen scheint ein Schulterblatt eines großen Cetaceen, und ist um so gewisser fossil, da der Fundort 120 Leguas vom Meere entfernt ist. In der Banda Oriental, wenigstens in ihren südlichen Theilen, ist der geologische Bestand des Bodens sehr einfach. Verhärteter Thon, der Knochen des Megalonyx und Megatherium enthält, deckt die Ufer des Plata, und nur in großen Zwischenräumen ragen granitische Felsspitzen hervor. Dieser Thon, der das Bassin der Pampas bildet, setzt sich ohne Unterbrechung fast auf der ganzen Küste fort, und selbst bis auf einige Entfernung ins Innere, wo er auf tertiärem Boden ruht, in welchem Trichterfische und Austern sich in großer Menge finden. In diesem tertiären Boden wurde offenbar der Knochen gefunden. Das Factum war um so interessanter, als dieselben Schichten sich auf dem ganzen Umkreise des Bassins der Pampas bis nach Patagonien hin finden, und die Auffindung von Resten der Cetaceen in der Banda Oriental die Uebereinstimmung mit demselben Terrain in Patagonien beweisen würde, da man dort in den steilen Uferfelsen (falaises) mehrere Knochen dieser großen Säugethiere gefunden hat.

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashanter in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

Alsbald erschienen zahlreiche Abtheilungen bewaffneter Neger, von einigen Großen unter Sonnenschirmen gefolgt, die grüßend an uns vorbeizogen; jeder derselben hatte oben an seinem Sonnenschirm ein goldenes Emblem, welches sein Amt und seinen Rang bezeichnete; so hatte der General eine Pistole, der Schatzmeister ein Vorlegeschloß, der Oberkoch einen Löffel u. s. w.; ferner war jeder nach seinem Rang von einer gewissen Anzahl Sklaven, Possenreißern und Musikanten begleitet. Ehe der König sich näherte, passirten bei uns 68 große Sonnenschirme mit Anführern und Beamten von verschiedenem Rang. Als dieser Zug vorbei war, sah man sieben Sonnenschirme ganz nahe bei einander anrücken, unter welchen sich der König befand, gefolgt von einer Menge Hofbeamten, Kriegern, Sklaven und Musikanten; vor ihm her gingen Diener mit großen goldenen und silbernen Gefäßen. Bei dem Herannahen des Königs erhoben wir uns von unsern Sitzen, und reichten ihm die Hand, während unser Musikcorps das Volkslied anstimmte, wovon man jedoch vor dem ohrenzerreißenden Lärm, den die Ashantiner Musikanten machten, nichts vernahm. Darauf folgten die Königin, des Königs Schwester, eine große Zahl weiblicher Verwandten und einige Weiber des letztverstorbenen Königs; ferner die Fetischpriester mit weiß bemaltem Oberleib und Antlitz, welche in kupfernen Becken unter weißen Netzen heilige Gefäße und andere Gegenstände ihrer Verehrung auf dem Kopfe trugen. Wir bemerkten, daß diese einen sehr schwankenden Gang hatten, und sich anstellten, als ob sie an Entkräftung litten, welches, wie man uns sagte, ein günstiges Vorzeichen sey, indem dieses jedesmal stattfinde, wenn der Fetisch ihnen etwas Gutes zeigte oder weissagte. Zuletzt zogen noch 49 Sonnenschirme an uns vorüber, so daß deren Gesammtzahl 117 betrug. Die Anzahl der zu jedem Sonnenschirm gehörenden bewaffneten Mannschaften schätzten wir durchschnittlich auf 400; es waren demnach 46,800 Mann unter den Waffen, und wenn man die Sklaven und übrigen Leute bei jedem Schirm auf 180 schätzt, so erhält man im Ganzen 67,860 Mann. Diese langweilige Ceremonie währte bis Nachmittags vier Uhr. Nach dem Ablauf derselben geleiteten einige aus des Königs Gefolge uns nach dem neuen absichtlich für uns erbautem Haus, auf welchem, so wie auf dem königlichen Palast, während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes die holländische Flagge wehte. Wir fanden dort bereits einige Geschenke, bestehend in einem Schaf, Yams, Zwiebeln, Bananen und Palmwein.

Den folgenden Morgen wurden die Geschenke für den König ausgepackt und in Ordnung gebracht, worauf einige vom König zu uns gesandte Personen dieselben in Augenschein nahmen, und uns benachrichtigten, Se. Hoheit werde uns gegen Mittag empfangen, um ihm die Geschenke zu überreichen. Zur bestimmten Stunde zogen wir, mit den Musikanten voraus, nach dem königlichen Palais, einem hohen, aus Stein gebauten Haus, dessen Thor wir verschlossen fanden. Wir setzten uns auf unsere mitgebrachten Stühle, während der General einen Botschafter absandte, um zu bitten, daß man uns einlassen

möchte, weil wir an diesem höchst unpassenden Ort nicht zu warten gesonnen seyen, sondern zurückkehren würden, bis man uns sagen ließe, daß der König fertig sey. Ein königlicher Diener ersuchte uns, noch einige Augenblicke zu verziehen, ließ jedoch, als wir uns anschickten zurückzukehren, die Thore öffnen. Als wir indessen bemerkten, daß wir uns jetzt erst auf dem Vorhofe des Palastes befanden, und daß die übrigen Thüren verschlossen blieben, gab der General Befehl zurückzukehren, und ließ den Secretär mit einem Dolmetscher dableiben, welche, wenn der Eingang nicht innerhalb zehn Minuten gestattet würde, uns mit den Geschenken folgen mußten. Alsbald verfügten sich einige hohe Beamten zu uns, welche uns baten, zu Sr. Hoheit zu kommen, und die stattgefundene Verzögerung damit entschuldigten, daß die europäische Berechnung der Stunden ihnen durchaus unbekannt wäre, und der König erst noch seine Großen hätte zusammenrufen müssen. Wir hielten ihnen das Beleidigende einer solchen Behandlung vor, und erklärten, nicht eher wieder nach dem Palais gehen zu wollen, bis wir von den zurückgelassenen Officieren die Nachricht erhalten hätten, daß man völlig bereit sey, uns zu empfangen. Als diese Nachricht gekommen war, machten wir uns zum zweitenmal auf den Weg. Wir passirten die beiden Thore, und kamen nun auf einen Hof, wo Se. Hoheit unter einigen Bäumen und Sonnenschirmen saß, mit seiner Schwester zur rechten und einigen weiblichen Verwandten zur linken Seite. Vor ihm saßen in einem Halbkreis die Reichsgroßen und hinter ihm einige bewaffnete Sklaven. Zwei Soldaten der königlichen Leibwache trugen europäische Uniformen und waren mit Karabinern bewaffnet. Wir näherten uns dem König bis auf drei Schritte, machten eine Verbeugung, setzten uns auf die mitgebrachten Stühle, und nun ließ der Commissär durch den Dolmetscher und den königlichen Sprecher (denn der König von Aschantee führt niemals in Person das Wort) wissen, daß er von Sr. Maj. dem König der Niederlande abgesandt sey, um die Bezeugung der aufrichtigsten Freundschaft zu überbringen, und als Beweise davon einige Geschenke anzubieten. Unsere Sklaven brachten nun herbei: 1) eine Kiste Malagawein; 2) ein Flaschenfutter von Mahagonyholz mit feinen Liqueurs; 3) ein Kästchen, in welchem zwei prächtige Pistolen mit Zubehör; 4) ein mit Silber beschlagenes Kästchen von Maserholz, worin eine mit Gold eingelegte Jagdflinte; 5) einen künstlich gearbeiteten versilberten Helm und Harnisch mit goldenen Zierrathen. Vorzüglich dieß letztere Geschenk schien dem König und allen Anwesenden zu gefallen; auf seine Bitte legte der Resident von Arim beides an, und nun konnte Se. Hoheit seine Bewunderung und Freude nicht verbergen; er steckte beide Daumen in den Mund und schrie einigemale laut auf. Er fragte, ob der Harnisch ohne Epaulets getragen werden könne, worauf der General ihm ein Paar anbot, welche natürlich nicht ausgeschlagen wurden. Se. Hoheit bezeugte sein Leidwesen über den Aufenthalt, den wir erlitten hatten, und seine Furcht, daß die Engländer etwas davon vernehmen würden. Hierüber beruhigte ihn der General, fügte jedoch hinzu, daß die Holländer gewohnt wären, die Thüren ihrer Freunde offen zu finden, und daß sie diejenigen ihrer Feinde mit Gewalt zu öffnen wüßten. Schließlich bat er um Erlaubniß, dem König, als Beweis der Freundschaft, die Hand drücken zu dürfen, welches Se. Hoheit gnädig zugestand. Nach den üblichen Ceremonien kehrten wir in unsere Wohnung zurück.

Den 15 Februar war des Königs Geburtstag, an welchem die Hofetiquette verbot, Besuche anzunehmen.

Den 16 wurde beschlossen, gegen Mittag dem König wieder einige Geschenke anzubieten. Um halb ein Uhr wurden wir bei Sr. Hoheit vorgelassen, und brachten ihm die folgenden Geschenke: 1) die früher versprochenen Epaulets; 2) ein Kästchen mit Pulver und Schrot; 3) ein Kästchen mit chinesischen Fächern; 4) ein Kästchen mit Parfumerien und feiner Seife; 5) eine Kiste Champagner; 6) eine mit eingemachten Früchten; 7) eine Kiste mit 40 Ellen goldenen und 60 Ellen silbernen Franzen, 40 Ellen goldenen breiten Galon und einiges Silberzeug; 8) ein Stück scharlachrothes Tuch und 9) eine große Psyche (Toilettenspiegel), welche Se. Hoheit unter lebhaften Dankbezeugungen gegen Se. M. den König der Niederlande annahm. Darauf ließ er ein Tischchen mit Wein und Branntwein vor uns hinstellen, und wir tranken ein Glas Wein auf sein Wohlergehen, welchen Toast er mit einem Pocal holländischen Genever erwiederte. So wie das vorigemal, ließ er uns auch jetzt wieder durch zwei Soldaten seiner Leibwache nach Hause begleiten. Gegen 5 Uhr benachrichtigte man uns, daß Se. Hoheit einige Große mit Geschenken für uns abgeschickt hatte, und wir ließen daher die Zelte vor unserem Haus aufschlagen, um sie dort zu erwarten. Acht Personen vom Hofstaat, von vier Sprechern begleitet, kamen, uns die Geschenke anzubieten: für den General 6 Unzen 8 Engi Goldstaub; für den Adjunct-Commissär 2 Unzen 8 Engi; den Secretär, Resident und Arzt zusammen 4 Unzen 8 Engi; dem Assistent und Dolmetscher zusammen 1 Unze 2 Engi u. s. w.; im Ganzen 16 Unzen 9 Engi — alles in schönen seidenen Läppchen; ferner einen Ochsen, ein Schwein, sechs Schafe, zehn Perlhühner, 200 Hühnereier, zehn Sklaven beladen mit Ananas, acht mit Zuckerrohr, sechs und vierzig mit Yams, vierzehn mit Orantjes (einer Art Nüsse), vierzehn mit allerlei Gemüsen, tausend fünf und zwanzig mit Bananen, ein und zwanzig mit Brennholz und zwei mit Palmwein, im Ganzen 1152 Träger, welche alle, Mann für Mann, diese Geschenke an dem ihnen angezeigten Ort in unserer Wohnung niederlegten. Mittlerweile liefen einige Possenreißer, meist Zwerge oder Buckelige, vor den Zelten hin und her, um uns zu amusiren. Nachdem Alles abgelaufen war, schickten wir den Residenten von Arim mit zwei Dolmetschern, um Sr. Hoheit unsern Dank zu bezeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Vulcanische Erscheinung im Departement du Nord. In der Nacht vom 23 auf den 24 Mai hat sich an mehreren Orten der Boden unter furchtbarem Krachen gespalten, und bietet nun Höhlungen von 25 Metres Tiefe dar. Man ist über die Folgen dieses Ereignisses, das bedeutenden Schaden anrichtete, keineswegs ruhig. (Echo du Monde Savant vom 10 Junius.)

Vervollkommnung der Lithographie. Hr. Perrot aus Rouen soll eine wenig complicirte Maschine erfunden haben, vermittelst deren man von einer Steinzeichnung in 10 Stunden 3600 bis 4800 gute Abdrücke machen kann, statt wie bisher nur 5 bis 600. (ibid.)

Neue antarktische Expedition. Hr. Enderby, der schon so viel zur Kenntniß der antarktischen Meere beigetragen, rüstet eine neue Expedition aus, die von einem Capitän Mapleton geleitet werden soll. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1840.

Die englische Staatskirche und die Colonien.

Wenn die alten Völker Colonien aussandten, so gingen auch die Götter mit, und ein ganzer, in Haupt und Gliedern schon fertiger Staat ließ sich auf der fremden Erde nieder: meist wuchsen sie rasch empor, und wurden oft in kurzem mächtiger als der Mutterstaat. Der Grund lag wohl in zwei Dingen: erstens darin, daß die Colonien den reichen angesehenen Bürgern eben so viel Anziehendes darboten, als das Mutterland, und zweitens in der Einheit der Religionslehre. Was den ersten Grund betrifft, so wollen wir hier nicht nachweisen, weßhalb die von Europa ausgezogenen Colonien lange Zeit und noch jetzt die Zuflucht der ärmsten oder der verdächtigsten Classe des Mutterlandes waren, wenn nicht gerade, wie bei den Pilgervätern, religiöser Fanatismus sie austrieb; dieß würde uns hier zu weit führen, aber der zweite Punkt ist um so wichtiger, weil die Colonisationswuth mit dem Glaubenskampf im Mutterlande zusammenfiel, und somit den neuern Colonien — wenigstens den englischen, denn in den romanischen blieb, wie im Mutterlande, der Katholicismus herrschend — gerade das gebrach, was die alten vorzugsweise auszeichnet. Die Folge war eine gänzliche Aufhebung aller Glaubenseinheit, und eine unermeßliche Zersplitterung der Secten, die endlich da, wo sie am weitesten getrieben wurde, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu einem Klimax gediehen scheint, der eine neue Umwandlung vermuthen läßt.

Indeß ist das Rad der Erscheinungen dieser Art noch keineswegs abgelaufen. Nordamerika gab England seine Glaubenszerrissenheit zurück: seit dem Unabhängigkeitskriege ward der Kampf der Secten gegen die Staatskirche von Jahr zu Jahr heftiger, und die Forderung einer Trennung der Kirche vom Staate dringender. Vergebens hat sich die Staatskirche mit ihren Anhängern diesem Strom entgegengestemmt, vergebens hat man in Ober-Canada der Staatskirche je den siebenten Theil aller Ländereien eines Districts vorbehalten; man hat gegen diese Schranke angekämpft, bis die Regierung in der neuesten Zeit genöthigt war, sie aufzuheben, und die vorbehaltenen Ländereien fast für Gemeingut zu erklären. Auffallend ist jedoch, welche Folge dieses Ankämpfen auf die Kirche in England gehabt hat: sonst ziemlich indolent, ist sie zu neuen Anstrengungen erwacht, und mit den Secten in eine Art Concurrenz geistlicher Bemühungen getreten; sonst zehrte sie träge von ihrem Einkommen, und ließ sich vom Staate Privilegien in den neuen Colonien ertheilen, ohne dieselben auch nur zu benützen. Jetzt ist dieß anders: in einem Briefe des Bischofs von London an den Erzbischof von Canterbury sind Ansichten ausgesprochen, die man noch vor wenigen Jahren für rein abgeschmackt und unausführbar gehalten hätte. Der Bischof schlägt vor, daß, wo irgend Mitglieder der Staatskirche sich ansiedeln, auch die Kirche in ihrem ganzen Umfang (in all its integrity) sich unter ihnen niederlassen soll. Jede neue Colonie soll gleich im Beginn ihrer Laufbahn „nicht nur ihre Pfarrgeistlichen, sondern auch ihre Bischöfe und Rectoren haben, um das Ganze zu leiten und zu überwachen.“ Nicht der Staat soll die Mittel hiezu liefern, sondern sie sollen durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden, und zwar will man diese Beiträge dazu benützen, gleich den andern Colonisten Land anzukaufen, und da dieß in kurzem an Werth zunehmen muß, so soll es dann wieder verkauft und neue, bedeutendere Ländereien für den Erlös angekauft werden.

Es ist kein Zweifel, daß wenn eine solche Maaßregel consequent durchgesetzt wird, der Bestand einer Kirche sich befestigen muß, und die Glaubenszerrissenheit in den Colonien wo nicht ganz, doch großentheils aufhören wird. Auch auf die bürgerliche Ordnung kann dieß in sofern bedeutend einwirken, als die Einheit und größere Pracht des Gottesdienstes die Gemeindeglieder zu einem größern Beisammenleben führen wird. In wie weit die neben der englischen Staatskirche bestehenden Secten, und wie die katholische Kirche dabei fahren werden, das sind Dinge, über die sich noch nichts sagen läßt, für jetzt ist nur so viel wichtig und beachtenswerth, daß man in den neu zu gründenden Colonien, oder Staaten, wenn man will, dem Princip kirchlicher Einheit über die Glaubenszerrissenheit den Vorrang zu verschaffen bemüht ist.

Ein Blick auf die Geſchichte der ruſſiſchen Literatur.

(Fortſetzung.)

Es iſt unnöthig, dieſe Parallele weiter fortzuſetzen, und wir erwähnen nur noch, daß Rußland, während Wikliff und Huß ihre Stimmen erhoben, noch unter dem ſchweren Joch aſiatiſcher Nomaden ſeufzte, einem Joch, das alle Möglichkeit einer intellectuellen Entwicklung vernichtete, und daß, als Europa den Weg nach Indien auffand, eine neue Welt entdeckte und die Reformation durchſetzte, Rußland, durch das feindliche Polen von Europa geſchieden, nicht nur die Reſultate der beiden erſten Ereigniſſe nicht benützen konnte, ſondern gerade erſt aus ſeinem mongoliſchen Joche hervorging, und ohne noch den unreinen Staub, der davon zurück geblieben, abgeſchüttelt zu haben, in die eiſernen Hände Johann des Schrecklichen fiel, deſſen krankhafter Argwohn und furchtbare Grauſamkeit der innern Kraft keine Entwicklung verſtattete, ja nicht einmal frei athmen ließ. Vergebens ſucht man in der neuern Geſchichte Europa's einen Fürſten, der durch ſeinen Charakter ſo viel Jammer über ſeine Unterthanen brachte, wie Johann. Ludwig XI war grauſam, aber nicht aus Laune, ſondern aus Berechnung, und ſeine Grauſamkeit war Frankreich nützlich, indem ſie es von den ſtörriſchen Vaſallen befreite, und die einzelnen Theile zu einem feſtern Ganzen verband; die Grauſamkeiten Johanns waren die Krämpfe einer geiſtigen Krankheit, die das Volk verpeſtete, und in ſeinem Geiſt eine gewiſſe Starrheit und Fühlloſigkeit erzeugte. Kaum war Johann todt, kaum war Rußland aus ſeinem Schrecken und ſeiner Erſtarrung herausgetreten, ſo erhob ſich aufs neue mit furchtbarer Kraft eine bedeutende Streitfrage: ſoll Rußland oder Polen beſtehen? wo ſoll ſich das ſlawiſche Leben entwickeln, an den Ufern der Moskwa oder der Weichſel? Dieſe Frage nahm alle Kräfte des Volkes in Anſpruch, weil es ſich um ſein Daſeyn handelte, und nur dann erſt, als nach harten Anſtrengungen und Opfern Rußland ſein Daſeyn gerettet hatte, konnte ſeine geiſtige Entwicklung beginnen. Aber ſeine Elemente, durch die orientaliſche Knechtſchaft und die daraus herfließende Unbehaglichkeit erſtickt, konnten ſich nicht anders äußern und ihre Entwicklung beginnen, als beim Zuſammenſtoß mit irgend einer reifen und kräftigen Civiliſation, namentlich beim Verkehr mit dem Weſten. Aber die Wege dahin waren verſperrt durch Polen, Livland und Schweden, welche gleichmäßig wünſchten, daß Rußland in politiſcher und geiſtiger Kindheit bleiben ſolle; eine kräftige Hand war nöthig, um von Rußland die aſiatiſche Hülle abzureißen, ſeinen ſchlummernden Geiſt zum Leben zu erwecken, und ſeine Thätigkeit durch Verbindungen mit dem Weſten zu unterſtützen. Alles dieß that die gewaltige Hand Peters, welcher mit dem Schwert die uns vom Weſten trennende feindliche Mauer durchbrach, und die erſten Strahlen des wohlthätigen Lichts, das durch die von Peter durchgebrochene Breſche drang, entzündeten den Geiſt der Aufklärung und belebten die Elemente unſeres intellectuellen Lebens. Von Peter gepflanzt ſchlug es tiefe Wurzeln, welche ſchöne Früchte verſprachen. So exiſtirt das geiſtige und intellectuelle Leben Rußlands im Grunde erſt ſeit Peter; vorher war Rußland verborgen unter einem ihm nicht eigenthümlichen Aſiatismus. Mit Petern beginnt auch die ruſſiſche Literatur, weil unter ihm die erſten Verſuche gemacht wurden, den Samen der Bildung in den Volksboden zu pflanzen durch Unterricht des Volks und die Aufnahme ſeiner Sprache als Schriftſprache, was bisher nur das ihm halbfremde Kirchenſlawiſche war.

Betrachtet man aufmerkſam den von uns geſchilderten Gang der geſchichtlichen Begebenheiten, ſo wird man erkennen, wie unbillig der Vorwurf iſt, den einige übelgeſinnte fremde Schriftſteller Rußland machen, daß es einer höhern geiſtigen Entwicklung unfähig ſey. Kann man von einem Knaben, der kaum ein geiſtiges Leben begann, die Kenntniſſe und Erfahrungen eines Greiſen erwarten? Rußland aber iſt im Verhältniß zum übrigen Europa ein Knabe, der das ABC der Bildung begann, als der Weſten ſchon auf ihrer Höhe ſtand. Dieſer Knabe iſt übrigens an Geiſt und Körper kräftig genug, daß er in der Morgenröthe ſeines Lebens ſich die Weisheit ſeiner Lehrer anzueignen verſtand. Rußland ſeine langſame Entwicklung vorwerfen, iſt ein Unſinn, denn wer hat in anderthalb Jahrhunderten mehr gethan? Es hat allerdings ſpät begonnen, allein ein Staat kann ſein geiſtiges Leben nicht früher anfangen, als bis ſeine materielle Maſſe gereift iſt. Dieſe Reife hängt von Umſtänden ab, die größtentheils ganz äußerlich ſind. Wir haben erſt mit Peter zu leben angefangen, und erſt über die letzten anderthalb Jahrhunderte hat Rußland Rede und Antwort zu geben: ſie kann nur zu ſeinem Vortheil ausfallen, denn kein Staat hat ſich ſo raſch entwickelt. Amerika läßt ſich nicht damit vergleichen, denn die Vereinigten Staaten ſind eine Colonie, die reife Ideen mit hinüber genommen hat, die ſich nicht mit den Eingebornen vermiſchte, und nur ihren Wohnort änderte, ein Land ohne Geſchichte, folglich ohne organiſche Entwicklung, mit Einem Worte, Amerika ſtellt uns nur ein erneuertes, kein neues Leben dar, denn zu einem neuen Leben iſt ein neuer Körper unentbehrlich: er wächst und entwickelt ſich mit der Zeit, wie dieß mit Rußland der Fall war, das ſich acht Jahrhunderte auf ſeine Laufbahn vorbereitete, und eine lange materielle Entwicklung zeigt, welche den Samen einer originellen, ſelbſtſtändigen Entwicklung tief ausſtreute. Dieß Leben entzündete ſich endlich, durch den Zuſammenſtoß mit dem europäiſchen, zur hellen, unauslöſchlichen Flamme, deren lebendiges Licht ſich mit einer Raſchheit verbreitete, wovon ſonſt die Geſchichte kein Beiſpiel aufführt.

Wie das geiſtige Erwachen Rußlands, ſo datirt ſich auch ſeine Literatur erſt aus den Zeiten Peters. Indeß beſtand doch ſchon vor Petern eine gewiſſe ſlawiſche Literatur, Lieder und Volksſagen; wohin verlegen wir dieſe? die erſtere, nämlich die ſlawiſche Literatur, gehört zur Geſchichte der ſlawiſchen Sprache, welche nicht ruſſiſch, ſondern nur deſſen Wurzel iſt; die letztere, nämlich Geſänge und Sagen, und andere Erzeugniſſe des Volksgeiſtes, nebſt dem Inhalt der kirchenſlawiſchen Literatur, gehören zur Geſchichte der Bildung Rußlands, und in der Literärgeſchichte betrachtet man ſie nur als Elemente einer Na-

tionalliteratur, da sie solche nicht selbst bilden, sondern nur glänzende Bruchstücke, der kunstlose Ausdruck des Gefühls sind, aber keine Literatur, unter der man das Hervortreten des Volksgeistes in steter intellectueller Thätigkeit, in fortschreitender Entwicklung, mit klarem bestimmten Zweck, versteht, eine Thätigkeit, wobei das einfache, sich selbst unbewußte Gefühl sich in ein bestimmtes Streben verwandelt, und die Gedanken sich zu Ideen gruppiren. Dieser Begriff von Literatur überhebt uns der Nothwendigkeit, durch acht Jahrhunderte lang eine trockene Aufzählung der Namen von Chronisten, von Grammatikern und Lexikographen fortzuführen, welche die Masse des Volks nicht weiter förderten, und fast keinen Einfluß auf dieselbe ausübten. Man zählt gewöhnlich unter den alten Autoren Wladimir Monomach auf, den man mit diesem Titel beehrte, weil er eine Unterweisung an seine Kinder zurückließ, aber nicht jedes beschriebene Blatt ist ein literarisches Erzeugniß, und nicht jeder, der ein Testament schreibt, ein Literator. Ein Literat ist der, welcher seine Gedanken darlegt, nicht für den häuslichen Kreis, sondern für die Mehrzahl des Volks, und dadurch den intellectuellen Reichthum desselben vermehrt. Daher beschranken wir uns auf die Aufzählung der bedeutendsten unter den kleinen Bruchstücken, und wenden unsere Aufmerksamkeit auf die Chroniken, deren Bestimmung über den häuslichen Kreis hinausging, und die einen allgemeinen Zweck im Auge hatten, so wie auf die Erzeugnisse der Volkspoesie, die meist aus Liedern bestand, unter denen sich auch historische vorfinden. Eines derselben kann als eine Probe von Volksepos betrachtet werden, nämlich das „Lied vom Zuge Igors." Dieß steht in der Reihe der Nationalerzeugnisse abgesondert da, hat keinen Nachfolger, und man weiß nicht einmal, wem und welcher Zeit es zuzuschreiben. Wenn man behauptet, dieß Lied stehe zur russischen Literatur in demselben Verhältnisse, wie das Nibelungenlied zur deutschen, so heißt dieß nur so viel, daß in der russischen Quasi-Epopöe, wie in den Nibelungen die heroische Epoche des Volkslebens besungen wird mit hellen, starken und ganz nationalen Farben, daß sie reich ist an schönen Schilderungen und den vom Epos unzertrennlichen Charakter der Kraft und Größe an sich trägt. Allerdings findet sich darin viel Künstliches im Ausdruck, orientalischer Wortschwall, welcher der epischen Einfachheit so fremd ist, dieß ist jedoch eine Eigenthümlichkeit des russischen Charakters, in welchem die bunte Mannichfaltigkeit des Orients nicht die letzte Rolle spielt. Aber auf die Auswahl des Gegenstandes und einige poetische Schönheiten beschränkt sich die ganze Aehnlichkeit des alten russischen Lieds mit dem deutschen. Das Nibelungenlied umfaßt, wie die Ilias, das ganze Volksleben, das in seinen mannichfaltigen Formen dargestellt wird; es dient zur Bildung eines ganzen Cyclus von Dichtern, es lebte und wuchs mit dem Volke und ist darum ein Epos im vollen Sinne des Worts; das „Lied vom Zuge Igors" ist nichts Anderes als eine Episode aus dem russischen Volksleben, eine Episode, die dasselbe durchaus nicht auf allen seinen Seiten umfaßt, ein abgesondertes Erzeugniß, das, wie es scheint, nie im Sinne des Nibelungenliedes und der Iliade national war; nie zeigte es einen Einfluß auf das Leben, auf die Poesie, nie erzeugte es auch nur Einen Dichter, auch nur Einen Nachahmer; deßhalb ist an ein Epos hier auch nicht zu denken. Nichtsdestoweniger bleibt das „Lied vom Zuge Igors" eine werthvolle und interessante Erscheinung, als das einzige Denkmal des Flugs der Nationalphantasie, als ein Versuch zu etwas, das sich vielleicht entwickelt hätte, wenn unser Leben nicht durch das tatarische Joch erdrückt worden wäre, und wir müssen es theils in historischer Beziehung, theils wegen seines unbestreitbaren poetischen Werthes hochachten. Was nun die ziemlich zahlreichen russischen Sagen betrifft, die dem größtentheils in metrischer Prosa geschriebenen Lied vom Zuge Igors einigermaßen nahe stehen, in denen die Traditionen des Orients mit den Ereignissen des Westens sich auf eine seltsame Art vermischen, und wo italienische Paladine, im fremden Gewand unter halbrussischen Namen, rein russische Wagehalsigkeit zur Schau tragen, so sind sie eine Frucht der frühern Verbindungen Rußlands mit dem Orient durch die Bulgaren, und mit dem Occident durch Griechen, Ungarn und Westslawen. Außerdem sind die russischen Lieder eine ächte Frucht des heimischen Bodens; Freude und Kummer, jugendliche Keckheit und jungfräuliche Munterkeit sprechen sich auf ächt nationale Weise aus; hier ist die Volksstimme im ächten Sinne des Wortes so volltönend und harmonisch, daß wenige Nationen sich damit messen können.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung unter dem Meere.

Man hat schon öfters den Wunsch ausgesprochen, unterhalb des Vordertheils der Schiffe einen Apparat anzubringen, der die Sandbänke und Felsen in einer gewissen Entfernung und in einer Tiefe von 15 bis 20 Metres beleuchtete. Der bekannte Mechaniker Steele in England hat einen solchen diesen Anforderungen wenigstens zum Theil entsprechenden Apparat erfunden, und er will damit eine Probe machen, um die Trümmer in der Themse zu untersuchen, welche so mannichfach die Schiffahrt hemmen. Der Apparat ist aber nur der Art, daß sich ein Taucher damit versehen kann, und besteht aus zwei parabolischen Reflectoren. Mechanics' Magazine vom 21 März 1840 gibt eine genaue Auskunft darüber mit Abbildungen. (Echo du M. S. 13 Jun.)

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

Den 17 Februar erhielten wir die Anzeige, daß der König uns um Mittag erwarten würde, um die weitern Geschenke in Empfang zu nehmen. Auch über diese, welche in Glaswaaren, Thee, Zucker, Wein, Confituren und Seidenzeugen bestanden, war er hoch erfreut, und bat uns, Se. Maj. dem König von seiner Erkenntlichkeit zu versichern. Man brachte wieder Wein und Liqueure; von beiden Seiten wurden Toaste ausgebracht, und ehe wir uns entfernten, erbat Se. Hoheit sich die Gunst, daß unsere Musikanten während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes ihm täglich den Jägerchor aus dem Freischützen, welchen man „das Lied des Königs von Ashantee" getauft hatte, vorspielen

dürften. Da die Königin, seine Schwester, an dem bekannten Marsch aus Lovoisla einen ungemeinen Gefallen hatte, legte man diesem ihren Namen bei. Den folgenden Morgen wurden wir eingeladen, die übrigen Geschenke zu überbringen. Natürlich folgten wir der Einladung, und brachten noch einige Kisten Madera- und Champagnerwein, Liqueure, Confect, Parfumerien, zwei Spiegel und eine Uhr mit Spielwerk. Se. Hoheit fragte, ob dieses die letzten Geschenke wären, in welchem Fall er persönlich seinen Dank bei uns abstatten wollte, und als seine Frage bejaht wurde, stand er mit seinem ganzen Gefolge auf und reichte uns die Hand. Nachdem wir einige Erfrischungen genossen hatten, erbat sich der Commissär die Erlaubniß, dem Sohn des Königs ein Geschenk anbieten zu dürfen, und übergab diesem einen schönen Degen, mit dem Wunsche, daß er denselben zur Vertheidigung seines Vaterlandes und seines Volkes gebrauchen möchte. Ehe wir uns empfahlen, ließ der König eine schadhafte Drehorgel herbeibringen, und bat uns, die Maschine wieder in Ordnung zu bringen, welchen Wunsch wir natürlich nicht erfüllen konnten. Nun ersuchte Se. Hoheit uns einmal für ihn zu tanzen; wir antworteten, daß die Weißen nicht gewohnt wären auf der nackten Erde zu tanzen, worauf er uns einlud, nächstens zu ihm auf sein Fort zu kommen, wo er einen vortrefflichen Tanzsaal besitze. Die Schwester des Königs ließ zu gleicher Zeit wissen, daß sie der Gesandtschaft ihre Aufwartung machen wolle, und gegen halb drei Uhr erhielten wir wirklich einen Besuch von dieser Fürstin, bei welcher Gelegenheit wir bemerkten, daß sie viel natürlichen Verstand und für eine Negerin feine Sitten besaß. Denselben Abend vernahmen wir, daß der König seinen Sohn, nachdem der Commissär demselben einen Degen geschenkt hatte, zum General befördert, ihm einen Sonnenschirm und Traglord mit 25 Sklaven als Trägern zum Geschenk gemacht hatte.

Den 19 schickte uns die Schwester des Königs 210 Sklavinnen, beladen mit Geschenken, bestehend in einem Schaf, Ananas, Zuckerrohr, Yams, Bananen, Palmwein und 9 Engi Gold für den Commissär, welcher denselben Tag noch von dem Schatzmeister und zwei Generalen 27 Engi Gold erhielt. Gegen zwei Uhr benachrichtigte man uns, daß der König auf dem Wege sey, um uns zu besuchen. Se. Hoheit wurde von zwei der Officieren hereingeführt. Unsere Musikanten reihten sich in einem Halbkreis vor dem Zelt, und ließen das sogenannte Lied des Königs von Ashantee ertönen. Die Zahl der den Fürsten begleitenden Personen war so groß, daß die meisten draußen bleiben mußten. Nur der Neffe-Thronfolger, ein General, der Sohn des Königs, zwei Sprecher und neun zur königlichen Familie gehörende junge Mädchen traten mit dem König herein. Dieser und die ebenerwähnten Mädchen waren so schwer mit geldenem Schmuck beladen, daß besonders der erste buchstäblich unter der Last gebeugt ging. Der König machte von den ihm angebotenen Erfrischungen keinen Gebrauch, sondern bat um Erlaubniß, seinen Palmwein trinken zu dürfen; eine große porcellanene Kanne und zwei mit goldenen Henkeln versehene Kürbisse wurden darauf herbeigebracht, aus deren einem er trank. Während dessen hielten seine vertrauten Sklaven eine andere Kürbisschale unter seinem Kinn, worin er absichtlich einigen Palmwein aus seinem Munde laufen ließ, den die Sklaven begierig aufschlürften. Auch sahen wir, daß, wenn er auf den Boden ausspuckte, die Sklaven sich damit einsalbten. Wir überreichten dem König die Portraits unserer königlichen Familie, und eine Camera obscura, wofür er seinen herzlichen Dank sagte. Täglich wurden noch einige geringere Geschenke an den Thronfolger und die Reichsgroßen geschickt. Den 25 wurden der Commissär und Adjunct-Commissär des Abends um acht Uhr bei dem König vorgelassen. Der Fürst saß in einer Piazza seines Palastes; vor ihm standen auf einem Tischchen zwei krystallene Candelaber und acht Leuchter mit Wachslichtern, welche wir mitgebracht hatten. Zu jeder Seite standen zwei hohe eiserne Stangen, jede mit acht Lampen, worin Dochte in Palmöl brannten, und einige Sklaven mit Fackeln. Das Ganze bot einen fremden, aber doch imponirenden Anblick dar. Nach den gewöhnlichen Complimenten nahm der Commissär das Wort, versicherte Se. Hoheit nochmals von den freundschaftlichen Gesinnungen Sr. Maj. des Königs und der niederländischen Nation; suchte ihm begreiflich zu machen, wie wünschenswerth es für ihn wäre, mit den Holländern in einem freundnachbarlichen Verhältniß zu leben, und verbreitete sich zuletzt über die Vortheile und den hohen Wohlstand, welche das Reich Ashantee bei größerer Civilisation würde erreichen können. Se. Hoheit schien dieß Alles sehr gleichgültig anzuhören, und sagte uns, als wir uns entfernten, die Wünsche wären ganz gut und er danke uns herzlich dafür.

Den 26 war ein hoher Festtag der Fetische, Adu genannt, an welchem es Sitte ist, dem König und den Reichsgroßen aufzuwarten und die Hand zu drücken. Gegen Mittag begaben sich der General und andere Mitglieder der Gesandtschaft nach einem der öffentlichen Plätze, und setzten sich unter die Reichsgroßen, um die Ankunft des Königs zu erwarten. Erst nach zwei Stunden, während welcher Zeit unaufhörlich Truppen mit ihren Officieren und Musikanten an der Spitze bei uns vorbeizogen, erschien der König mit seinem Gefolge. Wir eilten zu der Stelle, wo er Platz genommen hatte, konnten aber des Gedränges wegen kaum zu ihm gelangen. Dieses glückte uns jedoch, und nachdem wir dem König die Hand gegeben hatten, zogen wir uns, nach dem Beispiel der übrigen Großen, nach einem benachbarten Platz zurück, um die königlichen Geschenke zu empfangen, welche eine Viertelstunde nachher gebracht wurden, und in einem Schaf und zwei Flaschen Rum bestanden. Mehrere Menschen wurden an diesem Tage auf den Gräbern des königlichen Geschlechts geopfert. Dieses Fest wird jeden Monat gefeiert.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in Polen. In der Nacht des 25 Aprils zwischen 10 und 11 Uhr fand ein Erdbeben bei Skrawnica im österreichischen Polen statt, das sich in zwei Minuten dreimal wiederholte. Nicht nur Menschen, sondern selbst die Vögel wurden aus dem Schlafe aufgeschreckt und aus den Nestern geworfen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 75** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Traum. — Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.**

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, aus welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

24 Junius 1840.

Der Traum.

Nach dem Portugiesischen des blinden Dichters Dr. Antonio Feliciano de Castilho. *)

O wie frisch, wie fröhlich schimmert
Himmelan die Morgenröthe!
Frühlingsluft, wie schöpferische,
Die mir durch die Zweig' erweh'te!

Auf des Stromes Marmelwellen,
Eilig mir vorüberfliehend,
Fällt der Lichtstrahl, und sie blitzen
Gleich Krystallen, funkensprühend.

Nimm mich auf in deine Schatten,
Hoher Pappelweidenbaum!
Unter weitgewölbte Aeste
Birg mich hold, du grüner Raum!

Von der Welt fern abgeschieden,
Welcher Friede! welch Vergnügen!
Jetzo bin ich mein, ein Freier!
Könnt' ich jetzo zu ihr fliegen!

Oeffnen jetzt die Thür des Hauses,
Wo die Wunderholde wohnet,
Wo, der Ungeweihten Blicke
Fern, der höchste Himmel thronet!

Durch des Hauses dunkle Gänge
Trät' ich in das Schlafgemach,
Nahte mich dem Bett der Holden,
Die ich träumend denk' und wach'.

Nahebei fänd' ich die Kleider,
So von Form als Farben schön,
Und den Blumenkranz, womit ich
Gestern sie geschmückt gesehn.

Auf dem Tische bei der Feder
Läg' ein heides Briefchen wohl,
Halbvollendet, zartgeschrieben,
Lieblicher Gedanken voll.

Muth'ger jetzt, nicht liebentbrannter,
Denn wie könnt' ich mehr erglühen?
Wagt' ich bebende Garrirun
Ihres Betts zurückzuziehen.

Ha! der Schönheit in des Schlummers
Armen mag sie ähnlich seyn,
Oder lächelnd, unbekümmert,
Wie die Unschuld, schlief sie ein.

Bleudendes Gewand umhüllet
Dieses Engelsbild aus Neid,
Daß nicht ihrer zarten Glieder
Weiß es überschimm'rte weit.

Aber Haupt und Hals und etwas
Von dem Busen birgt es nicht.
In die eine ihrer Hände
Senkte sanft sich ihr Gesicht.

Und die andre ruhet lieblich,
Zwischen zwei schneeweißen Hügeln.
Halt, verwegener Gedanke!
Wohin wird dein Wunsch dich flügeln?

Eilen soll ich, sie umfassen,
Gleich als könne nichts mich hemmen?
Soll mit einer Fluth von Küssen
Brust und Arme überschwemmen?

(Portugiesische Censurlücke.)

— Wehe mir! welch arger Wüthrich
Reißt mich aus dem schönsten Traum?
Holdes Bild, bist du entflohen?
Und ich Armer sah dich kaum.

*) Aus Amor e Melancolia, ou a novissima Heloisa: por A. F. de Castilho, Bacharel formado em Direito pela Universidade de Coimbra, e Socio da Academia Real das Sciencias de Lisboa. Coimbra, 1828

Eins der hängenden Gezweige
Streifte mir die Wang', und wach
Seh' ich in den Wald verwandelt
Isabella's Schlafgemach.

Welche, Westwind, unverschämter!
In der Höhle finst'rem Schrein,
Zwischen brausenden Orkanen
Müsse deine Wohnung seyn!

Nimmer biete Zweig' und Blüthen
Dir die Blumengöttin an!
Schmecke nie des Frühlings Wonne!
Künde nie Auroren Nah'n!

Nimmer auch, wann in dem Garten
Isabella sich ergeht,
Seyn von deinem Hauch, du Falscher,
Kleid und Locken ihr durchweht!

J. H. V.

Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.

Von den Lebensumständen des Dichters wissen wir weiter nichts, als daß er in der Stadt Quel, Provinz Soria, zu Anfang unsers Jahrhunderts geboren wurde, daß er in dem Heere welches den Dienst im Innern des Landes hat, Soldat war, und daß er unter den lebenden komischen Dichtern Spaniens einer der bekanntesten ist.

Er ist der Verfasser folgender Lustspiele: „Nach Madrid kehre ich zurück;" „Marcela oder welchem von den dreien?" „Vermittlung der Zwietracht;" „Ein Bräutigam für das Mädchen;" „Alles ist Farce auf dieser Welt;" lauter Stücke, welche in Madrid gerne gesehen, und in den Jahren 1829 bis 1835 gedruckt wurden. Ferner dichtete er die Tragödie: „Merope," welche am 27 April 1835 im Teatro del Principe in Madrid gegeben wurde; dabei übersetzte er viele Lustspiele aus dem Französischen, und gab endlich einen Band „Poesien" heraus (Madrid 1831), so wie die Satyren: „gegen die Philharmoniſten-Wuth," oder vielmehr gegen die Verächter des spanischen Theaters (Madrid 1838) „Gegen die Männer zur Vertheidigung der Weiber" (Madrid 1839), „Das Carneval" Madrid 1833), „Die Heuchelei" (Madrid 1834), „Erinnerungen an einen Maskenball, Erzählung in Versen" (Madrid 1834).

Bei der Betrachtung der Leistungen Bretons springt in die Augen, daß er sich nach den classischen Dichtern des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gebildet, und daß er als lyrischer Dichter insbesondere Melendez und Iglesias zum Muster genommen hat, so daß er, wie wir hören, an der Spitze der antiromantischen Schule in Spanien steht. Eben deßhalb haben aber seine Poesien wenig Originalität und Gedankentiefe, und seine ernsthaften Gedichte, Schäferlieder und Anakreontika sind bloße Nachahmungen, die den längst betretenen Weg gehen, obwohl alle durch ungemeine Leichtigkeit glänzen, und von Grazie und Harmonie des Versbaues überfließen. Das Witzige und Satyrische gelingt ihm weit besser, er besitzt die volle Leichtigkeit, und das Boshafte, was dieser Gattung angemessen ist; an jovialem Uebermuth wetteifern seine Satyren mit den besten des Iglesias und Baltdasar von Alcazar, deren Witz und Geschmack ihnen vollkommen eigen ist; sie sind voll Scharfsinn, Jovialität, Lebendigkeit und Anmuth, obwohl er uns mehr anzieht und erfreut, wenn er wie Horaz die Mängel seiner Zeitgenossen launisch rügt, als wenn er wie Juvenal die beißende Geißel der Satyre schwingt.

Dieß sind die Notizen, welche Dr. Ferdinand Wolf in der schon früher in diesen Blättern (vergl. 1838, 429. 1839, 165 u. ff.) erwähnten trefflichen Floresta de rimas modernas castellanas der Auswahl der Gedichte Bretons beigibt. Wir theilen nun einige derselben in möglichst anschließender Uebertragung mit.

Erzählung in Versen.

An Dorila.

Erinnerungen an einen Maskenball.

Wie verliebt ist meine Seele,
Doch wie furchtsam, doch wie blöde!
Was mir fehle, was mich quäle,
Möcht' ich beichten, aber schnöde
Stockt im Munde mir die Rede.

Doch aus Licht des Tages trete
Jene Pein und jene Schmerzen,
Die du schufest meinem Herzen!
Mit dem Klirren seiner Kette
Seufzt der Sklave in die Wette.

Aber wer gibt Sicherheit,
Wenn ich spreche: „holdes Herz,
Ich vergeh vor Liebesleid?"
Daß du nicht durch spröden Scherz
Mich zu Grab bringst vor der Zeit?

Eh ich Zeit und Raum gewinne,
Daß ich, Dorila, vermessen
Jenen Liebeskampf beginne,
Führe ich dir unterdessen
Etwas andres vor die Sinne.

Ward einmal ein Ball gegeben,
Wo auch ich mich eingefunden,
Denn das sag ich unumwunden,
Nach der Kutte ging mein Streben
Nie in meinem ganzen Leben.

Welche Trachten, nicht zu sagen!
Halb Europa halb die Welt,
Gegris und Abencerragen
Hätten sich in diesen Tagen
Auf den Friedensfuß gestellt.

Cimbern, Gothen kehren wieder;
Cleopatra und Rebekka
Gehn nach Zelka, gehn nach Mekka,
Regen luftig ihr Gefieder,
Drehen munter ihre Glieder.

Raſch beginnt der Klänge Reich
Und nach der Mazurka Tone
Tanzt ein Bauer göttergleich
Mit der Türkin, drauf ſogleich
Die Chineſin, der Wallone.

Andre eſſen was ſie können,
Wollen Cröſus Schatz verſchwenden.
Unter Damen und Clienten
Ueberall hört' ich dich nennen,
So galant ließ man ſich finden.

Der Geſittete, der Grobe,
Kind und Alte, Zwerg und Rieſe
Schienen mir, o holde Süße,
Seraphim zu deinem Lobe,
Engel aus dem Paradieſe.

Aber was kommt dort heran?
Doppelköpfige erſcheinen,
Andre, die's noch beſſer meinen,
Schnallen einen weiter an,
Sind dreiköpfig angethan.

Wenig machten ſich zu ſchaffen
Auf dem Balle junge Laffen;
Mit den feinſten Epigrammen
Warfen Herrn um ſich und Damen,
Witze waren ihre Waffen.

Schönſte! nicht kann ich beſchreiben,
Meine Kunſt wird da zu enge,
Solch anmüthiges Gedränge,
Solches Toben, ſolches Treiben
Der beengten Menſchenmenge.

Dieß ſieht 'ne gelehrte Mücke,
Und mit wicht'gem Doctorblicke
Spricht ſie ſo gelehrt als ſchlau:
Hier geht der Verſtand in Stücke,
Wo nicht gar der Weltenbau.

Leute fand ich ohne Zahl,
Häßlich wie der helle Teufel,
Deßhalb plagte mich der Zweifel,
Ob es ſey ein Spukkrawall,
Ob am Hof ein fitt'ger Ball.

Wer lacht zu der Zeit der Qual?
Wer gepeiniget von Schmerzen?
Wem mit einer Schlang' am Herzen
Leuchtet noch der Freude Strahl?
Solche gab es auf dem Ball.

Welches Toben! welches Dröhnen!
Welch Gewälſche, welche Laute!
Niemand, der ſich nicht erbaute,
Außer ein'gen alten Hähnen,
Die ſtets keifen, die ſtets gähnen.

Manche Dame zu der Stund'
Gab ihr Antlitz frei und kund,
Manche war nicht zu bewegen
Ihre Larve abzulegen,
Beides hatte ſeinen Grund.

Alles konnte man hier ſehn:
Wittwe, Jungfrau, Nichte, Tante,
Taube, Katze, häßlich, ſchön,
Was ſich irgend Dame nannte,
Hin und her im Saale rannte.

Dürfte ich dir doch erzählen
Von der Maske göttergleich,
Königin im Zauberreich —
Klatſchgeſchichten? — Da wird's fehlen,
Zunge, ſtill! du ſollſt's verhehlen!

„Da macht es der Herr zu bunt,
Statt ſich Amors zu entladen,
Bringt er Tanz und Maskeraden!"
Spricht nun wohl dein holder Mund,
Und fürwahr nicht ohne Grund.

Ach! wie fürchte ich ein Nein!
Deßhalb ſuch' ich die Verſtecke;
Doch kann Amor weiſe ſeyn?
Eben weil ich ſchlau mich decke
Kehrt das Unglück bei mir ein.

Doch ich kehre nun zum Balle!
Als des Feſtes Königin
Sah ich eine Schäferin,
Die an Reiz beſiegte Alle,
Selbſt der Venus ſtolzen Sinn.

Offen war ihr Arm von Schnee,
Und ein leichter Gürtel ſchnürte
Ihren Leib voll Grazie;
Venusgleiche Haltung zierte
Sie vom Wirbel bis zur Zeh.

Und ein Kamm von Silber drückte
Ihr gelocktes goldnes Haar,
Die Perlote, die ſie ſchmückte,
Welche Gold von Ophir war,
Bot ein Meer von Glanze dar.

Nicht daß dieß ich preisen werde,
Denn ihr wundervolles Haar
War das reinſte Gold der Erde,
Und ihr Schwanenhälschen war
Silber von weit höherm Werthe.

Von geblümeltem Percal
War ihr reinlich Schäferröckchen,
Und das wunderhübſche Döckchen
Ward verſchönert tauſendmal
Durch die Schnür', hell wie Kryſtall.

Neidiſch hüllte zwar Gendal
Ihres Buſen holde Wellen,
Doch ſah ich das Herz ihr ſchwellen,
Und der Hülle tauſendmal
Fluchte meine Liebesqual.

Zwar ließ ſehen der Percal
Fuß und mehr noch zum Entzücken
Meinen ſchlauen Argusblicken,
Doch verwünſchte meine Qual
Seine Fülle tauſendmal.

Ihre Lippen gleich Corallen,
Ihre Augen gleich dem Blitze,
Ein verzehrend Feuer Allen,
Auf die ſeine Flammen fallen,
Strahlen durch der Maske Ritze.

Ihres Hauches ſüßer Duft
Füllte rings umher die Luft,
Meine Seele mit Entzücken;
Die Geſtalt, die ſie ließ blicken,
Freute Todte in der Gruft.

Nein, der Maske gleichen Roſen
Nicht an Reize, wenn ſie blühn
Der Valencianerin,
Nicht des Morgens, wenn die loſen
Wonnig mit Aurora koſen.

Jede würde ſie beſchämen
In dem Lande Murcia,
An dem Strand der Gandia,
Jede würd' zu Tod ſich grämen,
Die mein holdes Mädchen ſah.

Artigkeiten ſagt' ich ihr,
Und nicht übel nahm ſie's mir,
Sondern dankbar ohne Gleichen
Sprach ſie gar zum guten Zeichen
Manches liebe Wort mit mir.

Ihre ſchöne weiche Hand
Durft' ich faſſen voll Entzücken,
Und von Liebesgluth durchbrannt,
Halb von Sinnen und Verſtand
Manchen glüh'nden Kuß drauf drücken.

Und als ſie ſich demaskirte
War ihr Antlitz ein Magnet,
Wonach ſtets mein Auge ſieht,
Eine Taube, die mich kirrte,
Und mir Liebeslieder ſchwirrte.

Dieſes holde Paradies
Das die Welt willkommen hieß,
Dieſer Zielpunkt meiner Liebe,
Dieſe Flamme meiner Triebe
Das biſt du, o Dorilis.

Die Erzählung iſt zu Ende,
Doch bei Leibe zürne nicht
Dein geliebtes Angeſicht,
Nicht in trüb Gewölke wende
Der Aurora reines Licht.

Die Valencianerin
Mag durch höfiſch ſtrengen Sinn,
Mag durch Sprödigkeit mich quälen,
Dorilis werd' ich's erzählen,
Dorilis gibt ſich mir hin.

Deine Hand gib noch einmal,
Daß aus ihrer reinen Helle
Götternektar mir entquelle.
Schamhaft magſt du tauſendmal
Hüllen deiner Augen Strahl.

Will die Hoffnung mir ertödten
Dorila's feindſel'ger Sinn,
Gibt die Maske mir ſich hin,
Sey nur Dorilis für jeden,
Für mich Valencianerin.

Ahme nicht zu meiner Schmach
Der fatalen Sitte nach,
Zu verwandeln in Verderben
Und in Aſche mein Bewerben
Nach der Faſtnacht frohem Tag.

Sagſt du aber dennoch Nein,
Soll ich ewig elend ſeyn,
Nun ſo denk: was ich erdachte,
Und bedächtig hinterbrachte,
Soll in Schlaf dich lullen ein.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1840.

Etwas über Missionen und Missionäre.

Man hat es unsrer Zeitschrift mehrfach und auch in neuster Zeit wieder zum Vorwurf gemacht, daß sie so wenig von den Arbeiten und Bestrebungen der Missionäre meldet, und wir geben gerne zu, daß der Vorwurf bis zu einem gewissen Grade gegründet ist. Die Schuld hievon liegt aber nicht in Theilnahmlosigkeit an dieser merkwürdigen Erscheinung des Colonialwesens neuerer Zeit, sondern an dem Mangel wahrhaft unparteiischer Beobachter, was, offen gestanden, die Missionäre selbst und die eifrigen Beförderer des Missionswesens in Europa selten sind. Lobpreisende Berichte über die oft zweifelhafte Bekehrung einiger Hundert Wilden, frömmelnde Schautragung von Bibel- und Tractätleins-Vertheilung sind nicht unsere Sache, und die ewige Wiederholung solcher Dinge würde unsre Leser schwerlich sehr befriedigen. Ferne sey es von uns, die Bemühungen wahrhaft frommer und gotteseifriger Männer zu verdächtigen, oder uns auch nur im Geringsten an der Form, in welche ihre Frömmigkeit einmal gekleidet ist, zu stoßen, aber auf der andern Seite wird man uns auch gestatten, das kritische Messer an manche Unternehmungen zu setzen. Ist es nicht eine bekannte Sache, daß die Unternehmungen der Jesuiten in Paraguay von sehr schlauen, weitschauenden, aber herrschsüchtigen Leuten geleitet, daß aber die Werkzeuge, deren sie sich bedienten, größtentheils höchst achtbare, eifrige Männer voll Selbstverläugnung waren. Sollen wir annehmen, die Menschen hätten mit einem Mal ihre Natur geändert, und alle die Bemühungen der Missionäre in der Südsee seyen nichts als gottverdienstliche Handlungen, während es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß der Kampf zwischen englischen, amerikanischen und französischen Interessen in der Südsee großentheils durch die Missionäre geführt wird, während protestantische Zeloten auf den Sandwichinseln die katholischen Missionäre durch die weltliche Gewalt austreiben, und diese sich durch brutale Drohungen eines französischen Schiffscapitäns wieder einsetzen lassen. Sind hier nur Leute thätig, welche bloß durch die Macht der Ueberzeugung die Jesuslehre ausbreiten wollen? Wenn die holländische Regierung den fremden Missionären in ihren ostindischen Besitzungen scharf auf die Finger sieht, geschieht dieß, bloß weil diese Missionäre das Evangelium predigen? Man sey doch offenherzig und gestehe, daß der Teufel auch hier, wie allenthalben, Unkraut unter den Weizen säet, und daß es dem fernen Beobachter schwierig ist, das Unkraut von dem Weizen zu unterscheiden, so lange die Pflanze nicht die Früchte trägt, an denen man nach den Worten des Evangeliums sie erkennen soll.

Wir haben vor wenigen Tagen die Reclamation eines deutschen Mitgliedes der Church Missionary Society gegen die Beschuldigung, daß Mitglieder dieser letztern bedeutende Ländereien in Neuseeland angekauft hätten, in unser Blatt eingerückt, weil wir es der Billigkeit gemäß hielten, die Entgegnung aufzunehmen, da die Anklage eine Stelle gefunden hatte; aber wir müssen gestehen, daß die Rechtfertigung uns keineswegs vollständig erscheint, und daß der Streit noch immer unentschieden ist; denn wenn der Verfasser der Reclamation bemerkt, daß die Missionsgesellschaft ihren Mitgliedern nur hinreichende Besoldung zu ihrem Unterhalt, aber kein Geld zum Ankauf von Provinzen gebe, so gilt dieser Einwurf nicht das Mindeste, da man weiß, um welchen Spottpreis in Neuseeland, so gut wie anderswo, bedeutende Landstriche von den Eingebornen weggegeben worden sind. Hierbei können wir einen Umstand nicht unerwähnt lassen. Deutschland hat keine Colonien, deutsche Missionäre haben also keine Colonialinteressen unter dem Deckmantel der Religion zu verfolgen, und wir haben im Laufe unserer ziemlich ausgebreiteten Lectüre mehrmals zu bemerken Gelegenheit gefunden, daß die Mitglieder deutscher Missionsgesellschaften wegen ihrer Uneigennützigkeit einer besonders guten Aufnahme sich zu erfreuen hatten. Treten sie aber als Mitglieder englischer oder nordamerikanischer Missionsgesellschaften auf, so können sie gar wohl die frommen, eifrigen, aber blinden Werkzeuge sehr unheiliger Plane seyn. Wo ist indeß das Mittel, diesen auf die Spur zu kommen und die wahrhaft Frommen von den Ehrgeizigen und Selbstsüchtigen zu scheiden? Wir sehen uns deßhalb genöthigt, unserm bisherigen Systeme treu zu bleiben, und nur Thatsachen nach ihren Quellen anzugeben. Ueber die falschen Methoden im Missionswesen vielleicht ein andermal.

Ein Blick auf die Geschichte der russischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Hätte es in Rußland vor Peter eine Literatur oder, was gleichbedeutend ist, ein intellectuelles Leben gegeben, so hätte die Einführung der Buchdruckerkunst im 16ten Jahrhundert es unfehlbar ans Licht gerufen; aber was druckten unsere Druckereien, welche literarischen Werke brachte das 17te Jahrhundert ins Leben? Die wahre Poesie, das Volkslied, ward des Drucks nicht gewürdigt, sondern ging fort und fort von Munde zu Munde in seiner vielhundertjährigen Melodie; selbst die kirchenslawische Literatur ward durch die Buchdruckerei und die Kiew'sche Akademie nicht belebt. Allerdings lieferte sie Grammatiken, Hirtenbriefe, und von Zeit zu Zeit — der einzige Lichtblick höherer Bedürfnisse — eine trockene Chronik, eine wortreiche historische Schilderung; aber diese einzelnen Früchte des slawischen Schriftenthums können keine Literatur genannt werden; es sind abgerissene, dem Volke fremde, nicht aus seinem Leben hervorgegangene und nicht wieder Leben erzeugende Werke, fremd dem Volke sogar durch die Sprache, in welcher vom Volke vergessene, ihm nur halb verständliche slawische Worte sich unter zahlreiche polnische verirrten, nach einer griechischen und lateinischen Syntax aneinandergereiht waren, und in krause, geschnörkelte Ausdrücke und lange Perioden verschmolzen; das Volk konnte nicht lesen, las sie also nicht, und hätte sie auch nicht verstanden, wenn es hätte lesen können. Nein, damals begann das russische Leben und folglich auch die russische Literatur nicht: es schlummerte, bis der mächtige Riese des Nordens mit gewaltiger Hand Rußland aus dem asiatischen Schlafe riß und es auf die Bahn des europäischen Lebens führte.

Wo man in Rußland hinblickt, stößt man auf eine Schöpfung dieses wunderbaren Geistes; nicht bloß das geistige Leben, auch der Buchstabe, sein todtes Werkzeug, verdankt ihm sein Daseyn, und sein mächtiger Wille erneuerte nicht nur die Schrift, sondern selbst die Sprache. Der enge Kreis intellectueller Thätigkeit, der Mangel an gesellschaftlichem Leben, die Getrenntheit der Geschlechter und tausend andere Ursachen hinderten die reiche und kräftige russische Sprache — nämlich diejenige, die im Munde des Volks lebte — ihre Schätze zu entfalten: mit dem neuen Leben trat auch für sie eine neue Epoche ein. Die rasche Umwandlung, die unerwartete Bekanntschaft mit einer ganzen Welt neuer Begriffe, Gegenstände, Wünsche, Bedürfnisse und Verhältnisse gestatteten ihr nicht, plötzlich für alles dieß neue Worte, neue Wendungen und Ausdrücke zu erfinden. Das russische Volk nahm mit den europäischen Neuerungen auch eine Menge europäischer Worte an, die mit dem frühern Vorrath vermischt die Sprache bilden, die man gegenwärtig spricht und schreibt. Es gibt Leute, welche über diese sogenannte Sprachverderbniß zurnen, und alle Worte und Redensarten lieber aus slawischen Wurzeln entnommen gesehen hätten: dann aber wäre unsere Sprache nicht russisch, sondern slawisch geworden; sie hat sich namentlich dadurch gebildet, daß zu dem hauptsächlichen, slawischen Element auch noch andere hinzutraten. Diese Leute sind offenbar in die Geschichte und den Bildungsgang der Völker nicht tiefer eingedrungen. Welche Sprache nahm in ihrer Entwicklung nicht fremde Elemente auf, und auf welche Weise bildeten sich neue Sprachen, als durch die Aufnahme von Massen fremder Worte. Die Aufnahme einer Masse fremder Wörter ist die gewöhnlichste, unvermeidlichste Sache bei geschichtlichen Revolutionen, und statt darüber zu seufzen, sollte man darin eine Vermehrung des Volksreichthums sehen, ein Hereinbringen neuer Elemente ins Leben, ohne welches eine Entwicklung nicht möglich ist. Mit den Formen der Sprache sind auch die Formen des Volkslebens eng verbunden. Wenn die letztern eine Erneuerung forderten, wie ist es dann möglich, daß die Erneuerung nicht auch an die erstern rühre. Darum sprechen wir kühn unsere Meinung aus: die russische Sprache, wie die russische Literatur, beginnt mit der Europäisirung Rußlands, und die Masse holländischer, deutscher und französischer Wörter darf man nicht als eine unnütze, fremde Einfuhr, sondern man muß sie als das Element eines neuen Lebens betrachten. So führen wir auf Petern auch den Anfang der russischen Sprache zurück.

Peter erschuf für Rußland eine Armee, eine Flotte, eine Hauptstadt, er gab ihm Ruhm und Zukunft, aber er konnte ihm nicht mit einemmal Sprache und Literatur geben, welche nicht von außen hereinkommen, sondern von innen frei sich entwickeln; durch die oben aufgezählten Schöpfungen aber streute er den Samen des neuen Lebens aus, und um diesen Samen aufgehen zu lassen, schuf er eine Akademie und Unterrichtsanstalten. Unter ihm gab es noch keine Literatur, aber sie war im Keime da, eben so wie die Sprache selbst. Wenn wir in irgend ein Buch oder eine Handschrift aus den Zeiten Peters hineinblicken, welche Mischung bietet sich dar von ächt russischen Wörtern mit deutschen, holländischen, französischen u. s. w.; aber gerade so war es, als die jetzige englische Sprache in England, die romanischen im südwestlichen Europa sich bildeten. Aus dieser bunten Mischung der Worte konnte man leicht ersehen, wie die Elemente des Volkslebens durch einander gährten, gegen die neuen Begriffe anstießen und sie sich aneigneten; mit Einem Worte, man überzeugt sich, daß in Rußland mit der neuen Ordnung der Dinge wirklich auch eine neue Sprache entsteht, und man sieht den merkwürdigen Proceß vor sich gehen. Der Kampf fand nicht bloß zwischen den russischen und fremden Worten statt, sondern auch zwischen den slawischen, großrussischen und provincial-russischen. In einem Buche herrschen weiß-russische Formen, im andern großrussische, Alles ist unstät und schwankend, bis auf Lomonossoff, welcher durch die Kraft seines Talents den großrussischen Formen das Uebergewicht verschaffte, und indem er seinen schöpferischen Geist dem Rahmen der Volkssprache, nicht der slawischen, eingoß, den regelmäßigen Entwicklungsproceß begann. Aber er fand die Masse der Sprache so zu sagen roh und unvorbereitet, und begann nun, sie in lateinische Formen zu schmieden. Die elastische, kraftvolle russische Sprache gehorchte ihm nicht, wie sie auch den Schriftstellern nicht gehorchte, die auf ihn folgten,

und vergebens suchten, ihr Formen beizulegen, die ihr nicht eigenthümlich waren: sie behauptete ihre Selbstständigkeit, und der Genius Derschawins, die Bemühungen Karamsins und noch mehr die Werke Puschkins und der Schriftsteller seiner Zeit brachten sie in das jetzige Geleise, in welchem sie jetzt siegreich dahin rollt. Mit den Phasen ihrer Entwicklung sind auch die Richtungen der Literatur unzertrennlich verbunden, und darum theilen wir die Geschichte derselben folgendermaßen ein:

Da es nach den obigen Auseinandersetzungen vor Peter keine Literatur gab, sondern nur ein slawisches Schriftenthum, so nehmen wir diese ganze Periode nicht in die Geschichte der Literatur, sondern in die Bildungsgeschichte überhaupt auf, und nennen dieselbe die vorliterarische. Die Erzeugnisse des slawischen Schriftenthums gehören in die Geschichte der slawischen Sprache, und die einzelnen selbstständigen Erzeugnisse des Volks, wie Lieder und Sagen, ermangeln zu sehr einer folgerichtigen Entwicklung, sind zu sehr zerstreute Thatsachen, als daß man eine Geschichte daraus bilden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Quecksilberbergwerk zu Almaden in Spanien.

Das Gebirge, in dem die Quecksilberminen von Almaden vorkommen, ist die Grauwackenformation, wie sie die ganze Westseite der Sierra Morena zusammensetzt. Die horizontale Verbreitung des Quecksilbers ist nicht sehr bedeutend, da der Abbau in der That schon mit nicht 200 Varas (600 Fuß) horizontaler Erstreckung im Osten und Westen beide Enden der Lagerstätten erreicht, und man ist bis 509 Varas (etwa 1000 Fuß) Tiefe eingedrungen. An der Oberfläche des Bodens traf man auf viele schwache und unregelmäßige Verästelungen der gangartigen Lagerstätte, nach der Tiefe hin vereinigten sich dieselben mehr und mehr miteinander und wurden regelmäßiger. In 200 Varas Tiefe hatten sie sich bereits in drei parallel von Osten nach Westen streichende Gänge oder vielmehr Betas*) vereinigt, in den fast senkrechten San Diegogang und die mehr geneigten San Francisco- und San Nikolasgänge, deren Mächtigkeit nach der Tiefe immer im Wachsen ist, und die sich einander so nahe sind, daß sie sich fast berühren. Dieselbe Regelmäßigkeit der Lagerung hält nun in der San Diegogrube bis in die größte jetzt erreichte Tiefe von 509 Varas an. Der Gang besteht von einem Saalband zum andern, in einer Mächtigkeit von 15 Varas, ganz aus herrlichem, reichem Erze. Auf den Gängen San Francisco und San Nikolas ist man weniger tief niedergegangen; aber auch sie besitzen eine nicht viel weniger bedeutende Mächtigkeit, und scheinen sich nach der Tiefe in einen noch beträchtlichern gemeinsamen Gang vereinigen zu wollen. Die jährliche Ausbeute ist 20,000 Centner Quecksilber, die gegenwärtig zu 54 schweren Piastern (Silbermünzen, 1 Unze schwer) verkauft werden, mithin im Ganzen 21,600,000 Realen (15 = 1 Thaler) ertragen, von denen 15 Millionen als reiner Ertrag in die Staatscasse fließen. In der Nähe von Puerto llano in der Provinz Mancha kommt ein an Zirkonen reicher Basaltausbruch vor; auch kommt, nach Professor Garcia's Aussage, Basalt in der Serranie de Cuenca vor, vielleicht selbst zu Cabo de Gata. Zu Riotinto beobachtet man einen vulcanischen Ausbruch durch die schon aufgerichtet gewesenen Urkalkschiefer. Ein großer Strom eisenschüssiger Lava von 100 Fuß Breite und 20 bis 50 Fuß Dicke tritt deutlich aus einer Seite des Berges hervor; die sogenannten edeln Metalle sind aber in dem so gebildeten länglichen Krater zurückgeblieben.

*) Die Betas unterschieden sich von den Gängen, in so fern sie von unregelmäßigerer Horizontalerstreckung sind und nach der Tiefe an Mächtigkeit zunehmen.

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag war der Commissär, welcher sich schon einige Tage unwohl fühlte, so krank, daß er das Zimmer hüten mußte. Da sein Zustand ihm einige Besorgtheit einflößte, trug er dem Adjunct-Commissär auf, seinen Instructionen gemäß mit dem König zu unterhandeln, und wo möglich die Unterhandlungen zum Schlusse zu bringen. Den 5 März verfügten sich der Adjunct-Commissär, der Secretär, der Arzt und ein Dolmetscher zum König, welcher sie, von seinen Großen umringt, erwartete. Nach einer dreistündigen Conferenz war man über alle in der Instruction enthaltenen Punkte eins geworden, und somit der Zweck der Sendung erreicht. Vor unserem Eintritt in den Palast sah einer von uns etwas am Boden liegen; die uns begleitende Ordonnanz beleuchtete es mit seiner Laterne, und mit Abscheu sahen wir die Köpfe von drei jungen Negern, welche eben erst abgeschlagen waren.

Die Krankheit des Generals hatte den 15 März etwas nachgelassen, und er ließ daher Se. Hoheit bitten, näher mit ihm über das am 5 mit dem Adjunct-Commissär Beschlossene zu handeln und das ganze Geschäft zu beendigen. Es fand demzufolge eine neue Conferenz statt, in welcher der General dem König den Entwurf einer zu schließenden Uebereinkunft vorlas. Se. Hoheit genehmigte dieselbe, und bekräftigte sie mittelst Unterzeichnung eines Kreuzes; der General seinerseits unterschrieb seinen Namen, und erklärte sodann, daß, indem nun der Zweck der Sendung erfüllt sey, er baldigst die Rückreise anzutreten wünsche. Der König wollte davon nichts hören, und bat uns, noch 30 Tage bei ihm zu bleiben; ermäßigte zwar, als wir ihm die Unmöglichkeit, so lange zu bleiben, auseinandersetzten, seinen Wunsch bis auf 12 Tage, und als wir auch dieses abschlagen mußten, lud er uns auf den 16 März zu einer Mahlzeit ein, welche Einladung wir annahmen. Zur bestimmten Stunde begaben wir uns demzufolge in den Palast. Se. Hoheit saß auf einem der Höfe mit sechs seiner höchsten Beamten unter Sonnenschirmen an einem Tisch. Quer vor dem Ende dieses Tisches stand ein anderer, auf welchem schweres Silbergeräth zur Schau gestellt war. Daneben war ein Tisch für uns auf europäische Art gedeckt. An der andern Seite stand ein Tisch für den Thronfolger und zwei seiner nächsten Verwandten. Der König ließ uns nach europäischer Sitte bedienen; er selbst wurde nach Landesweise bedient. Zwei ganze Schafe, das eine gekocht, das andere gebraten, wurden in hölzernen Trögen auf den Tisch gesetzt, und von sechs Vorschneidern in wenigen Augenblicken in Stücke zerlegt. Darauf wurde Sr. Hoheit, welche dieses Gericht besonders zu lieben schien, davon angeboten; auch schickte er uns von Zeit zu Zeit ein Stück Fleisch von seinem Tisch, um zu vernehmen, ob es uns gefiele, welches wir mit der größten

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1840.

Naturgeschichtliche Bemerkungen aus Brasilien.

I.

Land-Plattwürmer.

Zur naturgeschichtlichen Kenntniß von Brasilien haben deutsche Reisende am meisten beigetragen; die HH. Spix und Martius, Freyreis und Seltow, M. Prinz v. Wied, Eschwege u. s. w. kann Deutschland mit Recht als gefeierte Forscher einer von Pflanzen und Thieren strotzenden Erde nennen, deren Reichthum aber noch lange nicht hinlänglich bekannt ist. Wie der hochbegabte Süden schon viele unsrer naturhistorischen Eintheilungen zu nichte gemacht hat, so ist es auch unter andern bei den Ringelwürmern der Fall, welche Oken zur vierten Zunft der kahlen Rothwürmer rechnet. Seiner Beschreibung nach findet man diese Würmer in süßem und gesalzenem Wasser; sie leben von den Säften lebendiger Thiere, und man könnte sie, wie er sagt, ohne weiteres Blutsauger nennen. Zur ersten Sippschaft, ersten Gattung der Ringelthiere, rechnet er die Plattwürmer (Planariae), wovon Brasilien ein ganz besonderes Geschlecht enthält, das keineswegs im Wasser oder an Wasserpflanzen, sondern ausschließlich auf dem Lande lebt. Gewöhnlich halten sich diese Thiere unter faulenden Baumstämmen auf, und erreichen bisweilen eine Länge von sechs Zoll. Auf dem untern Theile des Körpers sind sie flach, der übrige Leib ist walzenförmig gestaltet, eine Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich besonders von den Wasser-Plattwürmern unterscheiden. Auf der Kriechfläche besitzen sie gegen die Mitte hin zwei Queröffnungen, wovon die vorderste den Saugrüssel bildet. Diesen Rüssel können sie verlängern oder verkürzen. Im ersten Falle tritt er trichterförmig aus dem Körper hervor; im zweiten erscheint er wie eine Knospe hineingezogen. Genau betrachtet ist dieser Plattwurm ein bauchmündiges Ringelthier. Der Leib ist weich und in der Mitte mit einer durchsichtigen Stelle versehen, in welcher ein strahlenförmiges Gefäßsystem zu liegen scheint. Der untere Theil des Körpers ist mit schwarzen Punkten wie besäet, wovon jedoch die meisten nach vornen zu befinden, wo auch der Tastsinn des Thieres zu liegen scheint. Brasilien enthält wohl gegen zehn Arten von diesen Land-Plattwürmern, und vielleicht ist ihre Zahl noch größer. Einige darunter sind sehr bunt gestreift, was um so auffallender ist, da sie das Licht nicht ertragen können. Dieß ist abermals eine Abweichung von der allgemeinen Regel der Natur, welche die in der Dunkelheit lebenden Thiere mit einfachen, düstern Farben bekleidet. In der That, welchen Unterschied bemerkt man nicht zwischen dem Schmucke der Tag- und Nachtfalter, zwischen der gerinfelten, schwarzblauen Haut der Haien und dem schimmernden Glanze der goldenen, silbernen und himmelblauen Schuppen der Spiegel- und Brustfische, der Stuzköpfe und Barschen? Nach dem Tode der brasilianischen Plattwürmer geht ihre Zersetzung mit großer Schnelligkeit von statten; sie zerfließen im eigentlichen Sinne des Wortes an der Luft. An dunkeln und kühlen Stellen kann man sie mit faulendem Holze lange erhalten, und junge Thiere wachsen und gedeihen ungemein bei dieser Nahrung.

Ein Blick auf die Geschichte der russischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Mit dem Eintritt Rußlands ins europäische Leben zeigen sich die Anfänge der geistigen Thätigkeit, aber es sind nur Anfänge, die Sprache selbst ist noch in Gährung, neue Elemente treten in dieselbe ein, und sie schwankt zwischen ihren eigenen Dialekten; dieß ist die Periode der Gährung der Sprachelemente und der Bildung.

Mit dem Auftreten Lomonossoffs weichen die russischen Provincialdialekte vor dem großrussischen zurück, viele entlehnte Worte, die bisher ganz fremdartig erschienen, erhalten das Bürgerrecht, und das Kirchenslawische verschmilzt mit der gemeinen Redeweise des Volks zu einem organischen Ganzen. Aber die intellectuelle Entwicklung ist nicht nur noch nicht in die mittleren Schichten des Volks eingedrungen, sondern sogar nur noch schwach und oberflächlich in die höhern; nur eine wenig zahlreiche Classe von Gelehrten hat daran Theil genommen, darum kann das Volk noch nicht seinen Stempel auf die Sprache der Literatur drücken, welche völlig der Willkür der Schriftsteller überlassen ist. Lomonossoff, Schöpfer und König der Sprache, gibt ihr lateinische Formen, in Folge der Rich-

tung seiner Poesie, welche nach dem Vorbilde des damals in Europa herrschenden falschen classischen Geschmacks nach der alten Ode gebildet war. Diesen Abschnitt nennen wir darum den Lomonossoff'schen, und als seine Charakteristik bezeichnen wir Einzwängung der Sprache in für sie unpassende lateinische Formen, und Vorherrschen eines emphatischen figurlichen Tons in der Poesie.

Jetzt aber nimmt Rußland, das dem Einflusse der Ideen des Westens geöffnet ist, durch den Hof und die höhern Stände diese auf. Die letztern überlassen sich ganz der damals in Europa herrschenden französischen Bildung, und geben der vaterländischen Literatur, wenn sie an ihr Theil nehmen, die Richtung der französischen, sogenannten classischen Literatur. Aber mittelmäßige Talente, welche keine Richtung sich gehörig anzueignen wissen, werden slavische Nachahmer: in der Literatur herrschen schlechte Dramen und Epopöen, in denen unter russischen Namen französische Phädren und Andromachen erscheinen, während die lyrische Poesie von der classischen Mythologie unter Wasser gesetzt wird. Indeß steigt allmählich die Bildung von den höhern Classen tiefer und tiefer zu den mittleren herab, wozu die Bemühungen der Kaiserin Katharina um die Aufklärung des Volks und die um jene Zeit aufstehende Journalliteratur beitragen, welche noch leichter als die Bücherliteratur die Ideen unter der Masse verbreitet; dabei darf man den in unsrer Bildungsgeschichte unvergeßlichen Nowikoff nicht aus den Augen lassen. Alles dieß lockt von Zeit zu Zeit Glanzfunken der Nationalität, aber einer ihrer selbst noch nicht gehörig bewußten Nationalität hervor: die glänzende Regierung Katharinens vereinigte in Einem Gefühl zwei einander sonst entgegengesetzte Elemente des bürgerlichen Lebens: die höhern und niedern Classen, und der Dichter, der den Ruhm von Felix besang, ist der erste Nationaldichter, weil das ihn belebende Gefühl unter alle sich vertheilte. National im Gefühl ist er unvermeidlich auch national im Ausdruck, obwohl er sich noch an die classischen Formen hielt. Ja, Derschawin ist der erste große Dichter Rußlands, der erste Stern der Nationalpoesie. Zu gleicher Zeit mit ihm blitzt die Nationalität durch in Ablesimoff, Wan Wisin und andern. Aber dieß waren nur einzelne Glanzpunkte, die Masse der Literatur bewegte sich in dem frühern französischen, classischen Geleise. Diese Periode nennt man gewöhnlich das Zeitalter Katharina's; ihre Charakteristik ist Herrschaft des classisch-französischen Tons, ein starker Pindarismus und der erste Zusammenstoß der Literatur mit dem Nationalgefühl in Derschawin.

Doch wandten sich in dieser Periode schon viele Schriftsteller zum Studium des russischen Lebens, und die von ihnen daraus gezogenen Stoffe fanden Theilnahme bei der Nation; aber wenige von ihnen wußten russische Stoffe in russisches Gewand zu kleiden; sie fühlten nicht selbst mit dem Volksleben, und erweckten darum auch im Volke keine Theilnahme an der Literatur; mit dem nationalen Leben begann sie erst zu verschmelzen unter Karamsin, welcher zuerst den Weg dazu bahnte. Aber dieß gelang ihm nicht direct und nicht durch seine poetischen Arbeiten, mit denen sich bei allem guten Willen nicht mit den Nationaldichtern in Eine Reihe stellen konnte, sondern dadurch, daß er aus der Poesie die Aufgeblasenheit, die Mythologie und alle die Attribute eines falschen Classicismus verjagte und sie den einfachen, gewöhnlichen, dem Menschen näher liegenden Gefühlen zugänglich machte, und von dem äußern Glanz und Schimmer sich zur wahren Quelle, zum menschlichen Herzen wandte. Der Uebergang war schroff, und Karamsin selbst verfiel ins Sentimentale. Mit der Einführung einfacher Gefühle und des häuslichen Lebens in die Literatur wurden auch einfache natürliche Bilder unentbehrlich, und mit ihnen eine einfache, leichte Sprache. Hierin besteht das hauptsächliche und unvergeßliche Verdienst Karamsins um die russische Literatur. Lomonossoff gründete sie, stellte sie aber außerhalb des Kreises des Volkslebens, Derschawin zeigte die Möglichkeit, sich diesem letztern zu nähern, Karamsin brachte dieß in Ausführung, und befestigte durch seine russische Geschichte die Annäherung der Literatur ans Volksleben. Lomonossoff und die Dichter seines Cyclus lasen der Hof, die Gelehrten, die höhern Stände, Karamsin aber, namentlich seine Geschichte, welche als literarisches Erzeugniß stets ein glänzendes Denkmal bleiben wird, wurde in Rußland von jedermann gelesen, der lesen konnte.

Indeß ging diese Umwandlung nicht auf einmal, sondern nur nach und nach vor sich. Die classische Schule erzeugte noch in ihrem Absterben einige Schriftsteller von wahrem poetischem Talente; nichtsdestoweniger entsprach die von Karamsin gegebene Richtung dem Geist und den Bedürfnissen der Zeit so sehr, daß sie leicht die herrschende wurde. Karamsin wurde durch die Talente Dmitrieffs, Batjuschkoffs und anderer unterstützt, welche sich gegen die Ode und die Mythologie erhoben, und ihre Inspirationen im Herzen, im Leben suchten. Ein gewisser süßlicher, sentimentaler Ton, eine Folge des Einflusses, den Karamsins Umwandlung ausübte, bemächtigte sich der ganzen Literatur, und herrschte darin bis auf die Bemühungen Shukoffski's, der uns in die tiefe Welt der germanischen Poesie einführte. Mit Shukoffski beginnt die Poesie des Gedankens: er lehrte Rußland jene tiefen, erhabenen Gefühle kennen, welche weder aufs Volks- noch aufs Privatleben eine besondere Beziehung haben, sondern ein Eigenthum der ganzen Menschheit sind; er streute bei uns die ersten Samen des philosophischen Bestrebens aus, ohne welche Wissenschaft und Leben niemals ihre völlige Reife erlangen. Nichtsdestoweniger war Shukoffski national; die Nationalität Derschawins bestand namentlich darin, daß er in den Gegenständen seiner Lieder mit dem Volksgefühl übereinstimmte; so war es zum Theil auch mit Shukoffski: er zog das Publikum namentlich dadurch an sich, daß er einen vaterländischen Krieg besang. Mitfühlend mit ihm, dem Barden der Slawen, gewöhnte es sich an seine klangvolle, melodische Stimme, horchte auch auf seine andern Lieder, und lernte endlich ihren ihm fremden Sinn verstehen. Der Einfluß Shukoffski's auf Rußland war von großer Bedeutung und Umfang, obgleich er bis jetzt noch nicht hinreichend gewürdigt ist. Die Verhältnisse ihres politischen Lebens unterstützten Karamsin und Shukoffski in ihrer literarischen Reform und ihren Neuerungen: die ungewöhnliche Freigebigkeit und die Bemühungen des Kaisers Alexan-

der um den Volksunterricht gaben Rußland das Ministerium der Volksaufklärung, neue Universitäten und höhere Specialanstalten, Gymnasien u. s. w., und verbreiteten unter allen Ständen einen Enthusiasmus für geistige Ausbildung. Die Wissenschaft blühte an den fernen Gränzen des Reichs, und der große vaterländische Krieg, der Rußland bis in seine Grundvesten erschütterte, rief seine ganze moralische Energie hervor. Nicht Zeit war es sich mit Zeus und Aphrodite zu beschäftigen, der Donner der Kanonen, der auf den heimischen Fluren ertönte, führte zurück zu näherliegenden Gegenständen, zum heimischen Boden, und die großen Fragen der Zeit, die in furchtbarem Kampf gelöst wurden, die Thaten der Tapferkeit und des Hochsinns, kurz Alles, was der Krieg Schreckliches und Schönes hat, erweiterte den Kreis der Gedanken und Gefühle, und machte das Gemüth zugänglich für die allgemeinen Interessen der Menschheit. Uebrigens lernten die russischen Schaaren auf ihrem Zuge das gebildete Deutschland kennen, und Shukoffski förderte diese Bekanntschaft, indem er manche Blume der deutschen Poesie auf den vaterländischen Boden verpflanzte. Mit Einem Wort, der Einfluß dieses Krieges auf die Entwicklung und Bildung Rußlands war unermeßlich, und mit ihm beginnt eine neue Periode des russischen Lebens. Die Hauptspringfedern der innern intellectuellen Entwicklung in dieser Periode waren der Kaiser Alexander mit seiner lebendigen Sorge um die Aufklärung des Volks; die literarischen Organe dieser Bewegung und Umwandlung waren Karamsin und Shukoffski, und darum nennen wir diese Periode das Zeitalter Alexanders, und charakterisiren sie in literarischer Hinsicht folgendermaßen: die Poesie verläßt den äußern Glanz und den mythologischen Flitter der frühern Perioden, und geleitet durch die allenthalben sich verbreitende Bildung, so wie durch die großen politischen Ereignisse, concentrirt sie sich im innern Gefühl, zu welchem sie durch die Sentimentalität gelangt; Karamsin beginnt mit dem letzteren, Shukoffski endet mit dem erstern. In Folge dieser Richtung wirft die Sprache ihren ganzen frühern Flitterstaat ab, und erscheint unter der Feder Karamsins in der einfachen Form des Gesprächs, und im Wesen Shukoffski's wird sie zum treuen und harmonischen Ausdruck des Gefühls. Wenn in der vorigen Periode die Ode herrschte, so treten jetzt an deren Stelle freiere ormen, namentlich die Epistel, die Romanze und die Ballade.

Der Krieg entfaltete die Kräfte des Volks, brachte alle geheimen Springfedern seines Lebens ans Tageslicht, und gab dem Russen mehr Achtung seiner selbst und Vertrauen zu seinem Schicksal; Bildung war jetzt nicht mehr der ausschließliche Antheil der höhern Classen, sondern schlug ihren Thron unter den mittleren auf, und begann auch schon zu den untern hinabzusteigen, welche in den verflossenen großen Begebenheiten ihren Nationalcharakter in vollem Glanze gezeigt hatten. Die von Shukoffski vorbereitete philosophische Richtung entwickelte sich zu Moskau im Studium der deutschen Philosophie, wodurch die Aufmerksamkeit sich wesentlich auf die innere Welt richtete. So war Alles vorbereitet zu einer selbstständigen nationalen Poesie, und sie trat auf in Puschkin. Sein Geist umfaßte alle Elemente des russischen Lebens, die Gegenwart und die Zukunft, die Freude und den Schmerz des Volkes, seinen Ruhm, seine Anhänglichkeit an den Thron und seinen Humor. Puschkin erfüllte für sich allein die ganze Periode; außer Kryloff kann man keinen Namen neben ihn stellen, weil alle nicht zur frühern Periode gehörigen Dichter nur der Widerglanz seines Genius waren. Er brachte Leben und Bewegung in die Literatur, und um ihn gruppirten sich alle Bestrebungen. So z. B. gab er die erste Veranlassung zu dem langen und hartnäckigen Kampf des Classicismus mit dem Romantismus. Er war selbst die glänzendste Periode der russischen Literatur, die man mit Recht die Puschkin'sche Periode nennt. Ihr Charakter ist: Philosophismus in Moskau, Kampf des Classicismus mit dem Romantismus, vollständiger Sieg des letztern, und damit zugleich das Auftreten der Nationalität in der Literatur; die Prosa wird immer leichter und freier, der Versbau vollkommener, und romantische Gedichte finden am meisten Anklang. (Schluß folgt.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Syphanto,

welches auf einigen Karten irrthümlich Seriphos oder Serphos genannt wird, hieß früher und auch jetzt wieder Siphnos. Im grauen Alterthum führte es auch wohl die Namen Merope, Merapia oder Acis, und war schon damals sehr berühmt. Es liegt nördlich von Melos und hat einen Inhalt von 1⅞ Quadratmeilen.

Obgleich Syphanto zu den gesündesten der Cykladen gehört und reichlich mit gutem Wasser versehen ist, ist doch der Boden gar nicht fruchtbar. Die ganze Insel ist eine Masse von schroffen und hohen Granitbergen, an deren Abhang die Einwohner auf Terrassen dem undankbaren Boden das abzwingen, was er zu erzeugen vermag, welches aber kaum für den vierten Theil des Bedarfs hinreicht. Die Bevölkerung, aus etwa 4800 Seelen bestehend und der griechischen Kirche zugethan, hat daher, durch die Unergiebigkeit des Bodens dazu gezwungen, andere Erwerbszweige aufsuchen müssen, so daß die Zahl der Landbauer sich gegenwärtig nur auf etwa 500 beläuft, während eine große Anzahl der Einwohner als Dienstboten zu Smyrna und Konstantinopel, und viele auch als Handwerker, vorzüglich als Töpfer, in der Fremde ihren Unterhalt suchen. Die Zurückbleibenden beschäftigen sich, was die Männer betrifft, meistens mit dem Flechten von Strohhüten, wovon jährlich 10 bis 15,000 Stück ausgeführt werden; die Weiber mit dem Verfertigen von baumwollenen Zeugen, Gürteln, Tafelleinwand von geringer Qualität, wovon jährlich etwa 1500 Cantaros an Gewicht abgeliefert werden. Man verbraucht dazu außer der selbst gebauten Baumwolle auch viele aus Euböa, Argolis, Zritan und andern Gegenden Griechenlands.

Der Landbau liefert dessen ungeachtet im Durchschnitt jährlich noch an 5000 Kilos Weizen, 10,000 Kilos Gerste, 5000 Barils Wein von verschiedenen und ziemlich guten Sorten; ferner 50,000 Okas Oel von ausgezeichneter Qualität, 400 Cantaros Baumwolle, 2000 Okas sehr feinen Honig, 200 Okas Wachs, 5 bis 400 Kilos Feigen, eben so viel Capern, und eine sehr große Menge Zwiebeln. Die beiden letztgenannten, so wie mitunter auch ein Theil des Oels, mit den zwei

obenerwähnten Fabricaten, sind jedoch die einzigen Ausfuhrartikel, indem alles Uebrige auf der Insel selbst verbraucht wird. An Seide gewinnt man kaum 20 Pfund, die natürlich für eigenen Gebrauch dienen.

Die Einfuhr besteht aus allen täglichen Bedürfnissen, wie sie eine nicht reiche Bevölkerung haben kann, aber hauptsächlich aus Getreide, wovon, wie oben gesagt, das Dreifache der eigenen Ernte angekauft werden muß. Deßhalb ist auch die Schifffahrt dieser Insel ziemlich ausgedehnt; sie besitzt 2 Briggs, 4 Goeletten und gegen 50 kleinere Fahrzeuge, von einem Gesammtinhalt von 800 Tonnen, womit 5 bis 400 Seeleute nach den türkischen, syrischen und griechischen Küsten und den handeltreibenden Inseln hin und her reisen. Diese Fahrzeuge werden, wie die der meisten Inseln, auf Syra gekauft, obgleich man auf Syphanto eine Art Schiffswerfte hat.

Der Viehstand auf der Insel beträgt 150 Stück Hornvieh, und eine gleiche Anzahl Esel und Maulthiere für den Landbau. Ferner 10,000 Schafe und Ziegen. Die Wolle wird auf der Insel selbst verbraucht, sowohl für Kleidungsstücke als für grobe Decken. Jagd und Fischerei sind nicht sehr ergiebig. Die Zehnten waren verpachtet für 7000 Drachmen; die Viehsteuer beträgt gegen 2000 Drachmen, und der Ertrag der Donanen wird monatlich auf 250 Drachmen geschätzt.

Der Hauptort von Syphanto ist ein Flecken, ebenfalls Kastron geheißen, und, wie auf den meisten der Inseln, auf dem Gipfel eines sehr steilen Felsens gelegen, hart an der Küste, Syra gegenüber. Derselbe hat keinen Hafen, aber an dem Fuß des Felsens eine kleine Rhede, wo bei stillem Wetter kleine Fahrzeuge löschen können. Der beste Hafen ist der von Varo, auf der Südwestküste, wo man ziemlich sicher liegt, aber fast eine Stunde weit von jeder Bevölkerung entfernt ist. Mehr westlich findet man den Hafen von Valthi, und an der Südostküste jenen von Plati Valos; beide unsicher und klein. Uebrigens hat man vier Dörfer, Antemon, Stavri, Katavathi und Kamhela, und zwei kleine Ortschaften, Patalt und Papafothi, alle gleich unbedeutend.

Von den Bergwerken, deren Herodot erwähnt, sind fast keine Spuren mehr vorhanden; nur von den Silberminen sind am Cap Hagios Sostis an der Nordküste noch Gänge sichtbar, sie stehen aber theilweise unter Wasser. Es findet sich auch etwas Bleierz, aber von Magnetgruben wollte Niemand der Einwohner etwas wissen. Rothen Thon gibt es in Ueberfluß, und es wird sehr viel davon zu Feuerpfannen (Mangals) verarbeitet. Hie und da findet man Marmor, aber die Nachricht von Tournefort, daß die ganze Insel damit überdeckt sey, ist sehr übertrieben. Marmorbrüche bestehen hier nicht.

Die wenigen Alterthümer bestehen aus den Grundvesten von drei Thürmen aus der altgriechischen Zeit. In der Nähe der Stelle, wo, wie man behauptet, ein dem Pan geweihter Tempel gestanden hat, wurden kürzlich einige Marmorstücke und ein Fragment einer Statue ausgegraben; der untere Theil eines Sarkophags dient nahe bei dem Hauptort zu einer Tränke für das Vieh am Wege.

Nicht weit von Kastron liegen an dem Abhange des Felsens die Ruinen der vor etwa 200 Jahren hier gestifteten hellenischen Schule, von welcher einige Reisebeschreiber viel Aufhebens machen, und welche ehemals unter dem Patronat des Patriarchen von Jerusalem stand. Diese Schule, welche übrigens nicht besonders vortrefflich gewesen zu seyn scheint, hatte ihr Vermögen an die Gemeinden einiger Inseln gegen Interessen ausgeliehen; da diese jedoch in der Revolution fast alle bankerott gemacht haben, ist die Schule seitdem ganz verfallen und das Gebäude gegenwärtig ein Schutthaufen. Jetzt bestehen eine Lancaster- und eine hellenische Schule für den Primärunterricht.

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Schluß.)

Ohne besondere Abenteuer reisten wir auf dem früher beschriebenen Wege nach St. George d'Elmina zurück, welches wir nach einer Abwesenheit von 88 Tagen erreichten. In der Nähe der Stadt hatte man Zelte aufgeschlagen, wo die Officiere und Beamten mit den vornehmsten Einwohnern uns begrüßten; die ganze Besatzung des Forts, die Fähnriche mit ihren Mannschaften kamen uns entgegen und geleiteten uns in das Hauptfort St. George.

Die Stadt Commassie enthält, bei einem Umfange von zwei Stunden, etwa 50,000 Einwohner. Die Straßen sind breit und schnurgerade, aber ungepflastert, größtentheils mit einer rothen Erde bedeckt, welche an einigen Stellen Eisenerz zu enthalten schien. Die Häuser sind, mit Ausnahme von zwei bis drei der vornehmsten Gebäude, alle 16 bis 20 Schuh hoch, und haben vorn an der Straße nur eine Thüre; bei den vornehmsten ist vorn eine Piazza angebracht, welche aber mit der Wohnung nicht zusammenhängt. In der Regel kommt man durch einen schmalen Gang auf einen Hof, an welchem sich zwei, drei oder vier offene Gemächer befinden, welche durch eine Thüre mit den übrigen fast ganz gleichförmig eingerichteten Höfen Gemeinschaft haben. Die meisten Häuser haben auch ein oder zwei geschlossene Gemächer. Das Hausgeräthe, welches man darin findet, ist nur sehr wenig, und besteht meistentheils aus einigen Schemeln, einem Paar Stühlen, einem Tisch, einer Bettstelle, einem Paar kupfernen Becken und irdenen Kochgefäßen. Der Markt von Commassie ist täglich hinreichend mit Lebensmitteln für die Bevölkerung versehen. Diese sind hauptsächlich Bananen, Yams, Gemüse, ein wenig Fisch, getrocknetes Elephanten-, Kabriten- und Schafsfleisch; ferner findet man dort europäische und inländische baumwollene Stoffe, kurze Waaren, Pulver und Biei, Eisen, Korallen, brasilianischen Tabak, Rum und Pfeifen. Der Handel wird nur mit Goldstaub getrieben, weßhalb jeder Neger immer Schale und Gewicht bei sich führt. Die meisten Einwohner treiben Handel mit dem Binnenlande; man findet unter ihnen Grobschmiede, Gold- und Silberarbeiter, und Baumwollenspinner und Weber. Ihre Werkzeuge sind natürlich höchst unvollkommen, aber was sie hervorbringen, ist durchgehends gut und dauerhaft. Den Kattun weben sie nicht breiter als eine Spanne, wissen aber die Streifen sehr sauber aneinander zu heften, um die verlangte Breite zu erhalten. Die Goldschmiede verfertigen gute Halsketten und Pfeifen, welche in dem ganzen Binnenlande berühmt sind.

Das Land, durch welches wir bis zur Hauptstadt Commassie geritt sind, bietet nichts Merkwürdiges dar, und gehört gar nicht zu den schönen Gegenden; es ist eine unendliche Wildniß, welche für den Reisenden nichts Angenehmes hat. Die Vegetation ist weniger frisch und üppig, als in andern Tropenländern; das Thierreich ist hier sehr arm; kein Gesang von Vögeln hat unserem Ohr geschmeichelt; nur einige Papagaien und Affen haben wir gesehen, nur das Gebrüll von reißenden Thieren gehört. Der mittlere Thermometerstand auf unserer Reise, Mittags um 12 Uhr, im Schatten war 28° R.; an einigen Tagen hatten wir in Commassie 32° Hitze.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1840.

Französische Colonialzustände.

Das Journal: Outremer.

Wir glauben das Verhältniß der französisch-westindischen Colonien zum Mutterlande nicht besser bezeichnen zu können, als wenn wir den Namen dieses Journals zur Ueberschrift nehmen. Dieß hat sich in der That eine harte Aufgabe gesetzt: es soll ankämpfen gegen den falschen, verwaschenen Philanthropismus, der sich in der französischen Kammer breit macht und mit abgedroschenen Phrasen für die Freiheit der Neger eine wohlfeile Popularität erwirbt; es soll die Mängel und Nachtheile des Sklavenwesens bedecken und vertheidigen durch Hinweisung auf die Verwirrung und das Unheil, das unvorsichtige Emancipationsmaaßregeln veranlassen können; es soll einer Lesewelt in der Hauptstadt, die von Colonien, Schifffahrt und Handel so gut wie nichts versteht, begreiflich machen, wie nöthig es sey, bei dem immer sichtbarer werdenden Ruin in den englisch-westindischen Inseln und bei der Lage des übrigen Amerika's den Handel Frankreichs mit seinen ihm noch übrigen Colonien zu unterstützen. Man kann nicht anders sagen, als daß dieß Journal, gestützt auf eine ziemlich gründliche Sachkenntniß, sich ritterlich wehrt, obwohl im Ganzen mit sehr geringem Erfolg.

Ein einziger Umstand ist ihm günstig, und dieß ist der schlechte Gang der Dinge auf den englisch-westindischen Inseln, schlecht in mercantilischer Hinsicht, indem die Zuckerernte mit jedem Jahre abnimmt, und die Arbeit in den Zuckerfeldern und Zuckermühlen mit einer freien schwarzen Bevölkerung anerkanntermaßen nicht durchzuführen ist. Die Colonial Gazette vom 13 Mai schildert diesen Zustand mit sehr klaren Worten: „Land ist in Westindien sehr leicht zu erwerben, und somit werden die Neger allmählich kleine Landeigenthümer, die nur allein für sich arbeiten. In dem Maaße, als ihre Zahl wächst, vermindert sich die Zahl der Lohnarbeiter, und mit der Abnahme der Lohnarbeiter geht das Capital zu Grunde, das sich nur durch Lohnarbeit erhalten kann. Eine Zuckerpflanzung mit ihren wohl von Gräben durchzogenen Feldern, ihren Gebäuden und ihrer Maschinerie verfällt aus Mangel an Arbeitern. Wie das Capital zu Grunde geht, so verschwinden auch die Capitalisten, nicht bloß die, welche Plantagen besessen, sondern auch die Schiffsreder, die Handelsleute u. dgl., welche von dem Wohlstand der bisherigen Producenten von Colonialwaaren abhingen, und dadurch wird denn das Land noch wohlfeiler. Die kleinen Grundbesitzer erzeugen nicht mehr, als für den Unterhalt ihrer Familie nöthig ist, und ersparen wenig oder nichts, so daß am Ende, wenn auch Lohnarbeiter sich finden, kein Capital mehr vorhanden ist, um sie zu bezahlen. Das Resultat ist, — keine Staatsgesellschaft irgend einer Art, sondern eine monotone, stagnirende Bevölkerung, wie in St. Domingo." Dieses Schreckbild hält das Journal Outremer seinen Lesern vor, aber auch nicht einmal hievon scheinen sie gerührt zu werden, und fast sollte man glauben, diese Leser betrachteten einen solchen Zustand, wie auf St. Domingo, für wünschenswerther, wenigstens erträglicher, als den jetzigen.

Dem genannten Journal und den Colonisten ist es freilich bei der Sache keineswegs spaßhaft zu Muthe. Sie sehen das Wachsthum der Negerrace in Westindien überhaupt, sie fühlen, daß sie der Emancipation nicht nur in die Länge nicht entgehen können, sondern daß sie eigentlich schon da ist, und daß sie solche selbst langsam an sich exequiren durch fortdauernde Freilassungen, die mit der gänzlichen Emancipation enden müssen, da die Neger sich nicht mehr durch Einfuhr vermehren, und die Zahl der Geburten die der Todesfälle nicht deckt. Sie kämpfen somit, wenn es sich auch nur die wenigsten gestehen mögen, bloß um Frist und Entschädigung, unter welcher Form immer diese geleistet werden mag, aber umsonst suchen sie die in Frankreich für Colonialangelegenheiten herrschende Apathie zu überwinden, und umsonst erwarten sie von ihren zum Theil mit schwerem Gelde aufgestellten Delegirten, daß sie den Mund öffnen, um die Interessen der Colonien in der Kammer zu vertheidigen. So klagt das Outremer: „Unter allen Interessen, die in der Deputirtenkammer verhandelt werden, bleiben allein die der Colonien unvertheidigt, den Angriffen ihrer Gegner preisgegeben. Die Colonien glaubten diesem Uebel abzuhelfen, indem sie Mitglieder der Deputirtenkammer zu ihren Wortführern wählten, und reichlich bezahlten. Allein in der Sitzung, wo das Budget der Marine und Colonien berathen wurde,

blieb von den beiden Delegirten derjenige, welcher das mit seinem Auftrag verbundene Salar ausgeschlagen hatte, stumm auf seiner Bank sitzen, der andere aber, der die Ansichten seines Collegen über das Salar nicht theilt, verließ, nachdem er sich selbst in seiner Eigenschaft als Beauftragter von Algier sehr gewandt vertheidigt hatte, in dem Augenblick die Sitzung, wo von den Colonien die Rede wurde." (S. Outremer, Nr. 125, 12 bis 14 Junius.)

Nachdem die aufgestellten Vertheidiger das Feld geräumt, fielen die Declamatoren, namentlich Hr. Isambert, über die Colonien her. Vergebens macht das genannte Journal diesen Herrn wegen seiner gefälschten (frelaté) Philanthropie lächerlich, und spottet beißend über seine Unwissenheit in allen Colonialverhältnissen; vergebens macht es auf die heuchlerische Philanthropie der Engländer aufmerksam, alle Bemühungen scheitern an der Apathie und Unwissenheit der Franzosen in Colonialangelegenheiten. Indeß ist nicht zu vergessen, daß diese letzten einen, wenn gleich nicht sehr stichhaltigen, Entschuldigungsgrund haben: „sobald ein Krieg ausbricht, meinen die Gegner der Colonien, sind diese doch verloren, und dann mögen die Colonisten selbst oder die wahrscheinlichen Eroberer, die Engländer, sehen, wie sie zurecht kommen." So verfährt freilich auch bis zu einem gewissen Grade die Regierung, wie sie in der Verhandlung über das Zuckergesetz bewiesen hat, allein vorerst beschäftigen die Colonien noch ein gutes Sechstheil der Marine, sind also schon in dieser Beziehung wohl der Beachtung werth, und andererseits ist es doch unverzeihlich, daß man die Colonien in einem Zustande läßt, wo sie nicht leben und nicht sterben können, ohne daß man auf eine Organisation denkt, bei welcher eine Aussicht des Bestandes sich ergibt, und die den Negern die sichere Aussicht einer allmählichen Emancipation durch ihre eigenen Bemühungen darbietet.

(Schluß folgt.)

Ein Blick auf die Geschichte der russischen Literatur.

(Schluß.)

Mit Puschkin und den Dichtern seines Cyclus hat Rußland nicht nur seine selbstständige Poesie entwickelt, sondern auch angefangen, thätigen Antheil an der Entwicklung der Ideen zu nehmen, welche die Literatur des Westens vorzugsweise beschäftigen. Die russische Literatur ist mit ihm in eine solche Gemeinschaft getreten, daß fast jede neue literarische Erscheinung der germanischen und romanischen Völker bei uns einen Widerhall findet, und die Gestalt und Form annimmt, welche den Bedingungen unserer Nationalität und unseres Bildungsgrades entspricht. Noch nie hat sich die Bildung in einem so regelmäßigen und kräftigen Strom ergossen, wie jetzt, weil das Volk zur Erkenntniß der Unentbehrlichkeit der Wissenschaft gekommen ist, und die Regierung dem Bedürfniß und dem Wunsche des Volks mit allen Mitteln entgegenkommt. Mit Ausnahme der ersten Regierungsjahre Kaiser Alexanders finden wir keinen Moment in der Geschichte Rußlands, wo die Regierung so viel für Volksbildung gethan hätte. Was die Richtung derselben betrifft, so ist sie dem in Europa gegenwärtig herrschenden Streben gemäß utilitarisch geworden, und auf Vermehrung des materiellen Wohlstandes bedacht, so daß sie in der Form von Realschulen, Journalen, Encyklopädien und populären Lehrcursen auftritt. Man hat keine Ursache, über diesen Realismus ungehalten zu seyn, vielmehr muß man sich darüber freuen, indem er unserer Bildung einen festern Bestand gibt. Die Masse des Volks wird nie von der Wissenschaft um der Wissenschaft willen angelockt werden, und der Weg dazu muß für sie nothwendig in reellen Vortheilen bestehen. Ist man über diese Wahrheit einig, so überzeugt man sich leicht, daß die jetzt herrschende utilitarische Richtung einen festen Grund zu einer allgemeinen intellectuellen Entwicklung des Volks legt, und alle seine Verstandes- und moralischen Kräfte in Thätigkeit setzt. Wir sehen vor Augen, welche riesenhafte Fortschritte Rußland unter der Regierung des gegenwärtigen Kaisers machte, der diese Realentwicklung in seinen besondern Schutz genommen hat; wenn unter Katharina die Bildung sich in den höheren Classen befestigte, unter Alexander in die mittleren eindrang, so blieb dem jetzigen Kaiser der Ruhm, ihre Schätze auch den untern Classen aufzuschließen.

Wie viele Schulen und Unterrichtsanstalten für Handwerker, Bauern und Unterofficiere sind nicht in den letzten zehn Jahren errichtet worden; selbst die nomadischen Stämme wurden nicht vergessen. Es ist keine so große Seltenheit mehr, wie vor fünfzehn Jahren, einen Bauer zu finden, der lesen kann. Und was führte dazu? Die Erkenntniß der wesentlichen Vortheile, die Industrie und der Handel. So hat die utilitarische Richtung, welche vielleicht den geistigen Schwung des westlichen Europa's schwächt, in Rußland eine ganz andere Wirkung: sie erscheint hier wie ein wohlthätiger Thau, der alle Elemente des bürgerlichen und intellectuellen Lebens erfrischt, und uns vor den theoretischen Streitigkeiten bewahrt, die da schädlich sind, wo noch keine feste Realgrundlage gelegt ist. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Richtung, indem sie den Geist an reelle Vortheile festknüpft, die Phantasie austrocknet, und darum einer künstlerischen Entwicklung nicht förderlich ist. Unsere Poesie ist in den letzten zehn Jahren wie verstummt, nur wenige Stimmen noch lassen sich hören, und auch diese nur schüchtern, als fürchteten sie die allgemeine Verstandesarbeit durch ihr Lied zu stören. Aber auch diese Erscheinung ist uns mit dem ganzen übrigen Europa gemein, mit dem wir jetzt in den Phasen der literarischen Entwicklung Hand in Hand gehen. Walter Scott brachte bei allen westlichen Völkern die historischen Romane in Anregung, bei uns zeigte sich dasselbe Bedürfniß. Die Romane wurden für Europa zu lang, und man wandte sich zu den Novellen, — unsere Literatur ist jetzt damit überschwemmt. Die Journale erhielten einen ungewöhnlich bedeutenden Einfluß auf den Gang der europäischen Bildung, sie bilden jetzt bei uns fast die ausschließliche Lectüre. Die historische Richtung und das damit unauflöslich verbundene Streben nach allem Nationalen, selbst nach den alten nationalen Formen, kam über alle Köpfe Deutschlands, — bei

uns ist jetzt Nationalität der Ausgangspunkt und das (freilich nicht immer erreichte) Ziel jedes literarischen Erzeugnisses. Wir wollen dieser Periode keinen Namen geben, weil sie ihren Lauf noch nicht vollendet hat, denn sie ist in vollem Gang, und gehört somit der Geschichte noch nicht an. Eine Charakteristik läßt sich aus gleichem Grunde ebenfalls noch nicht von ihr geben, und wir beschränken uns auf die allgemeine Bemerkung: Unmacht der versificirten Poesie, Vorherrschen der Novellen und Journale, Verstärkung der Provincialliteratur. Die Sprache, die in ihrer Entwicklung sich mehr und mehr bereichert, gibt die präcisen, klaren und bestimmten Formen auf, welche sie in der verflossenen Periode zu erwerben gewußt hatte, und hat durch den Einfluß der Provincialliteraturen eine Menge neue unnöthige Wörter aufgenommen; durch die Bekanntschaft mit den Literaturen und dem Leben des Orients aber hat sich ihrer die unglückliche Manie zahlreicher Epitheta und hochtrabender Umschreibungen bemächtigt.

Indem wir diese Uebersicht der russischen Literaturgeschichte endigen, müssen wir daran erinnern, daß die derselben zu Grunde liegenden Ideen allerdings gar manchen Widerlegungen unterworfen seyn können, aus dem einfachen Grunde, weil wir bisher nur vorwärts gingen, und wenig Aufmerksamkeit auf den zurückgelegten Weg richteten. Aber mag auch der Streit darüber anheben; er ist nützlich, ja unentbehrlich, um sicherer zur Wahrheit zu gelangen.

Naturgeschichtliche Bemerkungen aus Brasilien.

II.

Die Luftspinne. — Die Schmarotzerspinne. — Gesellige Kreuzspinne.

Die Sommerfädenspinne hat in Europa schon zu mancherlei Schriften Veranlassung gegeben, in welchem bald für, bald wider die Behauptung gestritten wird, daß sie den Hinterleib in die Höhe richte, die Spinnenfäden mehrere Ellen lang hervorschieße, um durch sie gehalten die Luft beschiffen zu können. Hulse und Lister haben diese Behauptung schon vor anderthalb hundert Jahren aufgestellt, und es hält schwer sich zu überzeugen, daß ihren Angaben keine richtige Beobachtung zum Grunde gelegen habe, obgleich der Prediger Flügge der Sache eine andere Deutung gegeben hat. In Südamerica kommt übrigens die Luftspinne bestimmt vor, und zwar von Brasilien bis nach dem Platastrome. Ihre schwebenden Gerölle werden sehr oft in einiger Entfernung von den Küsten an die Segel der Schiffe getrieben; und da die Luft vom Lande bald umgekehrt weht, so reisen sie bald see-, bald landwärts hin und her. Werden die Fadengerölle naß, so fallen sie herab; weil aber die Luftspinne auf dem Wasser mit großer Leichtigkeit wegschreitet, so ist zu vermuthen, daß sie auch von der Oberfläche des Oceans sich erheben kann, wenn das Wetter günstig ist. Gewöhnlich sitzen diese Spinnen theils auf den Gerölle selbst, theils hängen sie an einzelnen Fäden herab, nicht unähnlich dem Ballaste eines Windballs. Sie messen im Durchschnitte nur 1 Linie, und scheinen nahe mit Aranea obtextrix von Stark verwandt zu seyn. Wenn sie einige Zeit am Schiffe sitzen, recken sie den Hinterleib in die Höhe, schießen einen Faden aus und eilen davon. Da man sehr oft ganze Familien auf den Gerölle findet, so müssen sie entweder lange in der Luft umherschiffen können, oder von den Winden zusammen getrieben werden. Es scheint übrigens, daß diese Eigenschaft mehreren Spinnen eigenthümlich ist. Darwin bemerkte eine von Latreille's Citigrades zu Santa Fe, welche auf einem hölzernen Pfosten saß, und aus ihrer Spinnwarze schnell vier bis fünf Fäden schoß, welche über drei Fuß lang waren. An diesen Fäden stieg die Spinne vor seinen Augen in die Luft. Diese Luftfahrt kann selbst bei ganz ruhigem Wetter geschehen, weil die an der Oberfläche der Erde erhitzte Luftschicht beständig nach oben steigt, und immer stark genug ist, die leichten Fäden in die Höhe zu ziehen. Uebrigens hat diese Erscheinung durchaus nichts Auffallendes an sich, besonders wenn man sie mit der Lebensweise der gemeinen Wasserspinne (Argyroneta aquatica) vergleicht, die bald auf, bald unter dem Wasser lebt, und eine eigene Taucherglocke sich erbaut.

Die brasilianische Schmarotzerspinne ist sehr klein und lebt auf den starken Netzen einer großen Kreuzspinne (Epeira clavipes). Sie nährt sich von den kleinen Insecten, welche darin hängen bleiben, und wird von ihrer Gebieterin nicht beunruhigt. Diese behält sich die größern Insecten vor, und macht eine ehrenvolle Ausnahme von der Mordsucht der europäischen Kreuzspinnen. Es scheint, daß diese Schmarotzerspinne eine eigene Gattung bildet, und den Entomologen noch unbekannt ist.

Gesellig lebende Kreuzspinnen kommen bis nach dem Plata vor, wo Azara und Darwin sie beobachtet haben. Sie sind schwarz und mit Rubintupfen auf dem Rücken gezeichnet. Ihre Gewebe hängen senkrecht, wie bei den gewöhnlichen Kreuzspinnen, allein es sind immer mehrere an Einem Faden verbunden, wodurch sie in Gemeinschaft bleiben. n der Nähe von Mendoza zeigt sich auch eine Spinne mit keilförmigen oder einem Kreisabschnitt ähnlichen Netzen. Ueberhaupt ist die Zahl verschiedener Spinnen in Südamerika, namentlich der Springer, unglaublich, und man könnte über die Lebensweise dieser Thiere ein großes und anziehendes Werk schreiben.

Brittischer Holzdistrict auf der Honduraskuste.

Dem instinctmäßigen Triebe, sich da unmerklich einzunisten, wo die geringste Aussicht auf Gewinn sich eröffnet, verdankt eine englische Besitzung ihr Daseyn, wohl die unbekannteste und unbeachtetste in der vielgliederigen Colonienkette des auf der ganzen Erde einheimischen Kaufmannsvolkes. Wir sprechen von dem sogenannten Holzdistricte an der Honduraskuste. Diese Niederlassung gränzt in Norden und Westen an die mexicanische Provinz Yucatan, südlich an den zu Centralamerika gehörenden Staat Guatimala, und umfaßt nach den neuesten Messungen ein Areal von etwas weniger als 5000 Quadratmeilen. Als Entdeckung des Columbus gehörte sie mit der ganzen Honduraskuste zu den spanischen Besitzungen, allein die Lethargie, in welche die spanische Herrschaft

bald nach ihrer Gründung in Amerika verfiel, machte es gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts englischen Holzhändlern möglich, das kleine Eiland St. Georgs Key, neun Meilen nordöstlich an der jetzigen Stadt Balize gelegen, zu ihrem Handelsgebrauche in Besitz zu nehmen. Englische Abenteurer von Jamaica legten die erste regelmäßige Niederlassung auf dem festen Lande bei Cap Cartoche an, und in kurzem nahm ihre Zahl dermaßen zu, daß sie sich südlich bis zum Flusse Balize in der Honduras-bay (17 Grad nördlicher Breite), westlich bis zur Laguna de los Terminos, der äußersten Gränze der heutigen Provinz Yucatan, ausbreiteten. Die Territorialeifersucht der Spanier erwachte, und der Gouverneur von Campeche zog mehrmals gegen die Holzhändler zu Felde. Aber diese schlugen nicht nur seine Angriffe zurück, sondern eroberten sogar zweimal, in den Jahren 1659 und 1678, ohne Kanonen, und nur von den Matrosen einiger Handelsfahrzeuge unterstützt, die Stadt Campeche. Schon 1670 erkannte Spanien in einem mit Sir William Godolphin abgeschlossenen Vertrage Großbritanniens Territorialrecht auf die Honduraskäste im Allgemeinen an, und es hatte dieß zur Folge, daß die Zahl der weißen Ansiedler in kurzem auf 1700 stieg. Aber gerade das auffallende Gedeihen der jungen Colonie machte Spaniens Eifersucht aufs neue rege, und es war nahe daran, daß die schwache englische Regierung unter Karl II die Niederlassung ganz aufgegeben hätte. Unter diesen Umständen gelang es den Spaniern, die Ansiedler aus der Campechebay zu vertreiben; Cap Cartoche wurde freiwillig von ihnen geräumt, und seit 1680 die gegenwärtige Gränzlinie der Colonie nicht überschritten. Zwar suchten die Spanier 1718 sie auch hier zu überwältigen, fanden aber so kräftigen Widerstand, daß sie die Niederlassung die folgenden 36 Jahre in Ruhe ließen. Ein erneuerter Angriff im Jahre 1754 schlug gleichfalls fehl, ja im Frieden von 1765 mußte Spanien den englischen Colonisten das Niederlassungsrecht förmlich zugestehen, was freilich diese Macht nicht abhielt, dem betreffenden Artikel bald darauf eine andere Auslegung geben zu wollen. Auch der amerikanische Krieg ward von Spanien zu gewaltsamer Entscheidung der bestrittenen Territorialfrage zu benutzen gesucht. Es erfolgte im Jahre 1779 ein Einfall, welcher die aufblühende Colonie ihrem Untergange nahe brachte. Die Ländereien wurden verwüstet, und der größere Theil der Ansiedler nach Merida, der Hauptstadt Yucatans, und von da nach der Havana gebracht. Doch war diese Bedrängniß nur von kurzer Dauer, denn im Frieden von 1784 mußte Spanien förmlich erklären, daß es den Holzdistrict der brittischen Nation eigenthümlich überlasse. Hienach ist kein Zweifel mehr, daß der Krone Großbritannien das Souveränetätsrecht über diesen District eben so unumschränkt zusteht, als über irgend einen andern Theil ihrer zahlreichen Besitzungen, obgleich es noch heutzutage sogar in England Leute gibt, welche in dem guten Glauben stehen, die englische Gerechtsame beschränke sich einfach auf das Holzfällen, und die Souveränetät stehe einer andern Macht, etwa Mexico oder Centralamerika, zu. Selbst unsere gründlichen deutschen Geographen sind theilweise in diesem Irrthum befangen, indem sie auch ihren Karten der brittischen Besitzung zwar eine besondere Farbe geben, diese aber hinwieder mit der Gränzfarbe der mexicanischen Provinz Yucatan einschließen. Ein erst im Mai dieses Jahres in der Allgemeinen Augsburger Zeitung über Centralamerika erschienener Artikel scheint derselben Ansicht zu huldigen, wenn er von einem brittischen Consul in Balize (der Hauptstadt des englischen Districts) und von den Negationen spricht, denen derselbe von Seite der Landesregierung ausgesetzt sey. Uebrigens hatten die Baymänner, so nennen sich die englischen Ansiedler, trotz der 1784 erfolgten Anerkennung den letzten spanischen Angriff im Jahre 1798 zu bestehen, den sie, obwohl er mit nicht weniger als 5000 Mann unternommen ward, muthig zurückschlugen. Seither blieben sie unangefochten, wenn nicht etwa der erwähnte Artikel der Allgemeinen Zeitung so zu verstehen ist, daß Centralamerika oder Mexico die an Spanien ererbten Rechte aufs neue geltend zu machen suchen.

Die Seeküste des Holzdistricts ist flach. Längs derselben ziehen sich niedere dicht mit Gesträuch bewachsene Eilande (Keys, Schlüssel genannt) hin, welche sich dergestalt gleichen, daß die Fahrt selbst für den erfahrensten Steuermann sehr schwierig wird. Das feste Land erhebt sich allmählich von der Küste zu einer bedeutenden Höhe, die, von Flüssen und Seen mannichfach durchbrochen, mit dem herrlichsten Wälderschmuck prangt.

Im Allgemeinen ist das Klima etwas feucht. Im Julius, der trockensten und heißesten Zeit, mag das Maximum der Wärme 85, das Minimum 80 Grad Fahrenheit betragen, doch wird die Luft gewöhnlich durch die östlichen Seewinde dergestalt gemildert, daß sie angenehm, oft sogar etwas kühl ist. Weht aber der Wind von Nord oder West, so wird die Luft schwül, oft drückend heiß. In der nassen Jahreszeit, die fünf Monate dauert, steht das Quecksilber auf 60 Grad Fahrenheit. Der Temperaturwechsel ist nicht unbedeutend, obwohl im Honduras-Kalender behauptet wird, das dortige Klima sey europäischen Naturen zuträglicher, als irgend ein anderes unter dem tropischen Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Räubereien in Rußland. Adolphus Slade (bekanntlich kein Freund der Russen) erzählt in seinem neuesten Werke: Travels in Germany and Russia, daß das Räuberwesen in Rußland an manchen Orten fast handwerksmäßig getrieben werde, und die Räuber nach dem Motto: Krieg den Schlössern, Friede den Hütten, handelten, weßhalb auch die Bauern sie oft freundschaftlich beherbergen und von den Bewegungen der Polizei benachrichtigen. Eine solche Bande, 5 bis 400 Mann stark, habe während seines Aufenthaltes in Odessa (1838) die Gouvernements Smolensk und Orel durchzogen unter Anführung eines gewissen Trischkoffs, eines schlauen, fähigen Mannes. Ein Fall wird erzählt, wo derselbe mit seinen Leuten, als Soldaten verkleidet, scheinbar zum Schutze eines Edelmannes herbeizog, dem er 20,000 Rubel abverlangte, und der nach der nächsten Militärstation um Hülfe gesendet hatte.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 76** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ueber die Volksgesänge der Zaporozer-Kosaken. — Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros. (Fortsetzung.)

In das Museum dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnahme des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Junius 1840.

Ueber die Volksgesänge der Zaporozer-Kosaken.

Im Süden von Rußland, in der stillen ruhigen Ukräne, ziehen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, von Alter gebückte Greise, und singen Lieder vom verblichenen Ruhm, von der zerstörten Macht der tapfern Kosaken; Lieder, in denen die Geschichte, die Sitten und Gebräuche dieses Volkes mit lebhaften Farben sich malen, Lieder die von großem historischem Werth, doch so wenig beachtet, so wenig bekannt sind.

In keinem Volke slavischen Stammes konnte sich das nationelle historische Epos so frei, so eigenthümlich entwickeln; kein Volk hat in seinen Gesängen die Geschichte so rein vom Mythus, vom Mährchen bewahrt; ja sogar das was in der Geschichte, in den Annalen, die in Klöstern aufbewahrt, dunkel erscheint, das, worüber sie keine befriedigende Auskunft geben, hat sich unversehrt und wahrhaft in den Volksliedern erhalten. Die Lieder der Großrussen weisen entweder auf eine uralte Zeit hin, und geben den historischen Thatsachen das Gewand eines Mährchens; oder sie stammen aus dem jetzigen Jahrhundert (den Jahren 1812 und 1814) und haben insofern keinen rein historischen Werth. Die Polen, Weißrussen, Czechen, die reich an Liedern lyrischen Inhalts sind, besitzen keine historischen. Nur bei den Serben finden wir noch die Ueberreste einer nationellen Epopöe, die aber nicht frei von eingewebten Mährchen, von sinnvoll erdachten Fabeln ist. Wie konnte auch unter der drückenden Herrschaft der Türken das Lied frei ertönen; wie konnte es von Thaten erzählen, die längst vergessen, nur noch wie ein schöner Traum ihrem Gedächtnisse vorschwebten? Wie leicht mußte sich das Mährchen, das den Slaven so eigenthümlich, in diese Erzählungen einschleichen, sie sogar unkenntlich machen?

Wie gesagt das historische Epos der Südrussen ist eine Erscheinung, die einzig in ihrer Art dasteht, und gewiß die Aufmerksamkeit der Gelehrten verdient. — Und doch wurde so wenig dafür gethan! — Eine kurze Geschichte der Literatur wird hinreichen dieses zu beweisen. Im Jahre 1790 gab Fürst Cerkelew 10 kleinrussische Lieder heraus, von denen nur drei historischen Inhalts. Maximowicz vermehrte 1827 die Zahl derselben bis auf hundert, die aber meistens lyrisch sind. Erst im Jahre 1831 zogen die Lieder, oder die gereimten Erzählungen (dumy) der herumziehenden Banduristen die Aufmerksamkeit des Charkower Professors J. Sreznewski auf sich; und nur mit großer Schwierigkeit konnte er nach einer siebenjährigen Wanderung eine Sammlung von hundert historischen Liedern zusammen bringen. 1833 — 1839 gab er sie unter dem Titel „die Vorzeit des Zaporozer" (Zaporozskaja Starina), mit einer Chronik, einer russischen Uebersetzung und den nöthigen Anmerkungen heraus. Erstaunungswürdig ist die Uebereinstimmung de Lieder mit der Chronik; hier könnte man die Frage aufstellen, ob nicht erst später diese Lieder, nach mündlichen Traditionen oder nach Chroniken, von den Banduristen gedichtet wurden, ob sie denn wirklich auch von der Zeit der Unabhängigkeit der Ukraine herstammen, ob sie die Kosaken selbst gesungen und sie erst nach ihrer Vernichtung als Monopol in die Hände der Banduristen fielen? — Diese letzte Vermuthung ist die wahrscheinlichste, auch bestätigt sie sich, wenn man nur einen Blick in die schmutzige Hütte des Kleinrussen wirft; eine treffende Antwort auf alle diese Fragen gibt das Bild, das rechts oder links von den Heiligen an der räucherigen Wand hängt. — Einen Kosaken stellt es vor, einen Kosaken aus der guten alten Zeit, um dessen linkes Ohr sich der lange Zopf vom kahlen, rasirten Kopfe windet; eine Swita mit zerschlitzten Aermeln, die gewöhnlich auf dem Rücken zusammengebunden wurden, bedeckt malerisch seinen reichen Kaptan von Seidenzeug, der von einem weiten Gurt zusammengehalten, bis zu den Knieen, die weiten, asiatischen Beinkleider verdeckt. Rothe Stiefel mit hohen Absätzen vervollständigen seinen Anzug. — Er sitzt mit untergelegten Beinen auf türkische Weise — hinter ihm steht sein Pferd, vor ihm liegt seine Pfeife (lulka), sein Tabak (tytjun), sein Säbel (szabluka) — und eine Bandura. Darunter stehen die Verse:

Kozak nje durak —
Koli nje Lachiw bje
To na bandury krajo
A bo pje;
Koliz nje pje
To wosny bje
A wojo taki nje kulejo

Der Kosak ist kein Narr —
Wenn er die Polen nicht schlägt
So spielt er auf der Bandura
Oder er trinkt;
Wenn er aber nicht trinkt
So schlägt er Läuse todt;
Nie ist er müßig.

Ist hiemit nicht deutlich ausgesagt, daß dem Kosaken die Bandura eben so unentbehrlich wie sein Pferd, sein Säbel, seine Pfeife; die Bandura, die in trüben Stunden ihn erheiterte, auf dem Schlachtfelde ihn und seine Cameraden zum Kampfe aufmunterte? Und wirklich war sie des Kosaken unzertrennliche Begleiterin.

Doch werfen wir einen Blick in die Geschichte dieses wunderbaren Volkes; wie entstand es? wie kamen diese ritterlichen Gebräuche in die Ukraine? wie verschwanden sie nach und nach, und was blieb übrig?

Im Jahre 1330 eroberte Gedemin, Großfürst von Litthauen Kiew und machte die Ukraine zu einer Provinz seines Reiches; als aber 1471 Kasimir IV Litthauen mit Polen vereinigte, so erhob er auch die Ukraine zu einer Wojewodschaft. — Der polnische Adel bemächtigte sich der Städte und Dörfer, tyrannisirte das arme Volk, behandelte es wie Sklaven. — An diesen Druck nicht gewöhnt, flohen viele in die weiten, wilden Felder, die im Süden von Jekaterinoslaw liegen. Der Dniepr bot ihnen die Nahrung dar — Fischfang war ihr einziger Erwerb. — Von Zeit zu Zeit machten sie Ausfälle, bemächtigten sich der Heerden, die ohne Aufsicht in den Wiesen weideten; oft wurde reiche Beute der Lohn ihrer Kühnheit. Bald verbreitete sich ihr Ruhm, immer kamen neue Gefährten hinzu, so daß sie sich schon nicht scheuten die Tataren anzufallen, den Moldauern ihre Stärke zu zeigen. Auf ihren Booten (czowny) wagten sie sich schon den Dniepr hinab ins schwarze Meer; und nicht einmal zitterten Sinope, Smyrna, Konstantinopel vor der wachsenden Macht der Zugari (Feldbewohner) oder Haidomaki (Waldbewohner) wie man sie damals nannte. 1574 als Heinrich von Valois in Polen regierte, bat der Moldauer Hospodar Johann die Kosaken um Hülfe gegen die Türken und Wallachen, die durch Schwert und Feuer dieses Land verheerten. Unter dem Hetman Swierkowski zogen sie ins Feld, wurden aber geschlagen und zerstreuten sich. — Doch zogen sie Stephan Batory's, Heinrichs Nachfolger, Aufmerksamkeit auf sich. Er selbst aus dem Geschlecht der Fürsten von Siebenbürgen stammend, bedurfte, um seine Herrschaft aufrecht zu erhalten eines fremden Heeres; und wer war dazu geeigneter als die Kosaken, denen er sich beliebt zu machen wußte. Rechte gab er denen, die früher vogelfrei sich in wilden Wüsten aufhielten. Er erlaubte ihnen, sich längs dem Dniepr bis nach Kiew anzusiedeln; und bald theilte sich die Ukraine in zehn Polki (Heere), ein jedes Polk (Heer) in Sotni (Centurien), eine jede Sotnja in Kureni (Hütten in denen 40 bis 50 Mann Platz hatten). Jede Sotnja bekam ihr Städtchen, jeder Kuren sein Dorf oder seinen Chutor (fünf bis sechs Häuser) — überall waren Kosaken. — Glaubte vielleicht Batory die Zaporozer auf diese Weise zu vernichten? Glaubte er vielleicht, daß sie unter den friedlichen Ukrainern ihre Freiheit vergessen, ihr thätiges, kriegerisches Leben mit den ländlichen Beschäftigungen des Landmanns vertauschen würden? In jedem Falle irrte er; er verfehlte sein Ziel; denn diese Wunden brachten die Kosaken dem polnischen Reiche, auch sie hatten einen Antheil an der allmählichen Vernichtung desselben. Er irrte sich — die Zahl der Kosaken vermehrte sich täglich — ein jeder Ukrainer wurde Kosak. — Friedlich verhielten sie sich unter seiner Regierung; als aber Sigismund III Anno 1589 die Hetmane der polnischen Krone über sie setzte, als, von Jesuiten beredet, er alle Kräfte anwendete, sie von der griechisch-katholischen Kirche zu trennen, als die Uniaten immer mehr und mehr um sich griffen, da entstand eine Gährung, die, lange genährt, endlich 1638 ausbrauste. — Für den Glauben standen sie auf, und befreiten sich, von Bodan Chmielnicki angeführt, von der Herrschaft der Polen. — Alexej Michajlowicz von Rußland war ihnen dabei behülflich — und nun beginnt die Periode des Glanzes der Kosaken, zugleich aber die der allmählichen Einverleibung an Rußland.

Einen Feldzug nach dem andern machten die Kosaken; die Türken, Tataren, die Polen litten alle von ihren wilden Horden. — Unter Katharina II wurde die Ukraine in Gouvernements, in Districte getheilt; die Kosaken flohen, die einen nach Taman, die andern an die Donau, nur Greise blieben zurück, welche die Gesänge alter Zeit aufbewahrten, sie den Kindern, den Kindeskindern zu erzählen. — Diese Gesänge sind ihre Geschichte.

(Von den Banduristen behalte ich mir vor, einen eigenen Abschnitt in meiner Ausgabe der ukrainischen Volkslieder zu schreiben.)

Alle diese Lieder sind kriegerisch; nicht überhäuft mit Bildern enthalten sie oft naive, kindliche Beschreibungen der Helden. Wer könnte aber ohne Mitgefühl diese Lieder, diese gereimten Erzählungen hören, in denen sich der Zaporozer Alterthum mit so treuen, so malerischen Zügen erhalten hat — ein Alterthum voll Leben, das obgleich roh, doch großartig, poetisch erscheint. In den Liedern (piesni) und Gedanken (dumy) der Zaporozer sind weder ausgesuchte Harmonie, noch zartes Gefühl, noch ausgesuchte Gedanken zu suchen. Nein! Wild sind sie wie die Wälder und Steppen, die ihre Sänger bewohnten — hinreißend wie der sausende Sturm, unter dessen dumpfem Heulen sie erdacht — stürmisch wie das nun dahin geschwundene Leben der Zaporozer. — Nicht selten bricht ein zarter Gedanke durch das rauhe Gewand derselben — aber wie die kochende Welle des Njenasytenschen-Wasserfalls — bricht er durch die durchsichtige Eisschicht — er bricht durch und erfriert.

Es ſind die Lieder eines Jünglings, deſſen Herz ſtumm für die Liebe, nur für Sieg und Beute ſchlägt, des Jünglings, der tief ergriffen den Tod ſeiner Gefährten ſieht und mit Verzweiflung ſich an dem Feinde rächt; kaltblütig erwartet er ſein eigenes Schickſal, denn er hat die Hoffnung, ſich ſelbſt zu überleben. — Dieſe Lieder athmen Muth und Selbſtvertrauen.

Oder es ſind Gedanken, Rückerinnerungen eines Greiſes; ſeine Hoffnungen ſind zerſtört wie Traumgebilde; noch eine Freude kennt er — ein thatenvolles Leben hat er gelebt; beim Klange der Bandura beſingt er es.

In den Gedanken (dumy) iſt nicht dieſer kriegeriſche Schwung, der die Lieder belebt; ein zerſtörtes Gemüth herrſcht in ihnen. — In den Liedern hat ſich die Lyrik, die Dramatik der Zaporozer Poeſie entwickelt; in den Gedanken das hiſtoriſche Epos.

Dieß iſt der allgemeine Charakter der Lieder und der gereimten Erzählungen der Zaporozer; ſie verdienen die Aufmerkſamkeit des Literaten, des Geſchichtſchreibers, des Ethnographen, und ich kann nicht umhin, hier auf die nächſtens von Srezujewski herauszugebende Sammlung aufmerkſam zu machen.

Als Beiſpiel entnehme ich meiner Sammlung eine Erzählung, die eigentlich beiden Gattungen angehört. Sie fällt in die Zeit Wladislaus IV 1638 und handelt von Hetman Pimtora Kozkcha, von dem die Geſchichte nur wenig erhalten hat. „Ein neuer Aufſtand der Koſaken unter der Anführung des Hetman Pimtora Kozkcha hatte keinen Erfolg. Die Polen, angeführt von Jeremias Wiszujewecki, jagten ihn bis zum Fluſſe Merla, und nachdem ſie ihn hier geſchlagen, nöthigten ſie ihn, ſich bis an den Don zurückzuziehen. Auch ſpäter machte Hetman Karpo Pimtora Kozkcha Einfälle in Polen, aber ohne günſtigen Erfolg. Er ſtarb in Kamenuj Zaton und ſein Grab wurde — ein leeres Branntweinfaß.“

Dieß ſagt die Chronik, kein Wort erwähnt ſie von ſeinen Gefährten; wir wollen ſehen, wie das Lied ihn und ſeine Zeitgenoſſen charakteriſirt.

— „Es gingen die Koſaken in vier Felder, in vier Felder und in das fünfte nach Podolien. In ein Feld ging Samko Muszket und nach dem Fahnenträger beinahe dreitauſend alles tapfere Krieger Zaporozer. — Sie tummeln ihre Pferde, ihre Säbel blitzen, ſie rühren die Trommel, beten zu Gott und ſchlagen das Kreuz — Samko Muszket aber der tummelt nicht ſein Roß; er hält ſein Pferd, er zieht es an ſich; er denkt, er ſinnt. Mögen tauſend T..... ihm ſein Denken, ſein Sinnen todtſchlagen. Samko Muszket denkt und ſpricht die Worte:

Was? Wenn die Polen unſer Koſakenthum wie in der Hölle verbrennen, und aus unſern ſtarken Koſakenknochen ſich ein Mahl zubereiten? Was! wenn unſere Koſakenköpfe, die kühner auf die Steppe ſich legen und ſich noch mit eigenem Blute beſprizen, mit zerſtückten Säbeln bedecken? Verſchwinden wird, wie Pulver aus dem Rohre, dieſer Koſakenruhm, der durch die ganze Welt ſich wie ein Berg erhob, der durch die ganze Welt ſich wie eine Steppe legte, ausbreitete, der durch die ganze Welt wie ein Feldgeſchrei ertönte, den Türken und Tataren ſich durch Gutes und Böſes zu kennen gab, und den Polen, den Feinden ſich an den Spieß ſtellte.

„Krächzen wird der Rabe die Steppe durchfliegend;
„Weinen der Gugut die Steppe durchhüpfend;
„Girren werden die Tauben, die blauen,
„Neigen die Köpfe die Adler, die ſchnellen,
„Und Alles, Alles über ihre Brüder.
„Ueber die Koſaken, die kühnen Kumpanen!“

Hat ſie der Nordwind verweht, ſind ſie in der Hölle ertrunken, daß man die Bezopften nicht ſieht, weder in der Steppe, noch in den Feldern, weder im Tatarenland, noch in den türkiſchen Bergen, weder auf den ſchwarzen Meeren noch in den Polenfeldern? — Krächzen wird der Rabe, krächzen, lärmen und fliegen wird er weg in ein fremdes Land. Was denn? Knochen ſchlottern, zerſtückte Säbel klingen, und die ſchwarzgraue Elſter krächzet und ſpringet. — Alle Koſaken ſind im Blute vertrocknet. — Da haben ſie Ruhm erlangt!

(Schluß folgt.)

Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.

(Fortſetzung.)

Satyriſche Epiſteln.

I.

Mädchenhaft, wie meine Liebe,
Gibt es gar nichts auf der Welt;
Reiz haſt du für meine Triebe,
Aber ach! du haſt kein Geld.
Sonſt ja ohne viel Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir ſchenken.

Liebſte, zärtlichſte Clariſſe,
Meines Lebens Stern und Strahl!
Gilten doch nicht deine Grüße
Mit dem Namen Ehgemahl!
Sonſt ja ohne viel Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir ſchenken.

Du vergötterſt mich? will's glauben,
Und wie bin ich dir nicht hold!
Würdeſt du dir nicht erlauben
Zu erfragen ſtets mein Gold:
Würd' ich ohne viel Bedenken
Gerne meine Hand dir ſchenken.

Jede Gunſt muß ich erkaufen
Durch Confect und Zuckerbrod,
Gold allein in vollen Haufen
Schlägt die Sprödigkeit zu Tod.
Wäre dieß nicht, ohn' Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir ſchenken.

Schreibst du mir, willst mich besuchen,
Pochen an die Hinterthür,
Mußt du die Mama ersuchen
Jedesmal um gut Quartier.
Wäre dieß nicht, ohn' Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir schenken.

Zimperlich gleich einer Puppe,
Dennoch stolzer als ein Lord,
Schlürfst du deine schlechte Suppe,
Füllst den Magen bis zum Bord.
Wäre dieß nicht, ohn' Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir schenken.

Wenn ich nicht als Preis der Ehe
Statt des Silbers, statt des Gold's
Drei gefräß'ge Schwäger sähe,
Eine Schnur wie Galgenholz:
Wollt' ich ohne viel Bedenken
Gerne meine Hand dir schenken.

Könntest du die Pest zu wehren
Unsrer Tage schlimmes Theil,
Könntest einen Stern beschwören
Mir zum Schutze, mir zum Heil:
Wollt' ich ohne viel Bedenken
Gerne meine Hand dir schenken.

Kirre einen andern Täuber
Und auf dir sey Gottes Hand!
Gründlich kenne ich die Weiber,
Gründlich bist du mir bekannt:
Drum nie, sag' ich ohn' Bedenken,
Werd' ich meine Hand dir schenken.

II.

Schönste lieblichste Belise
Lächelst du nicht wundersüße?
Singst du nicht, wie's keine kann?
Im Gesichte welche Röthe!
Doch des Auges Blick wie blöde!
Sag, was suchst du? einen Mann.

Marta, eine Heuchelseele,
Sucht, wie sie die Männer quäle,
Daß sie sittsam scheinen kann.
Jeder Zeit kann sie euch sagen:
Geht mir mit der Liebe Plagen!
Und was will sie? einen Mann.

Clara will das Scepter führen,
Haus und Eltern commandiren,
Ihr zu Wunsch lebt jedermann.
Sparen will ihr nicht behagen,
Doch erschöpft sie sich in Klagen.
Sagt was will sie? einen Mann.

„Handelt sichs um einen Gatten,
So kommt jeder mir zu Statten,"
Singt Seynora Ines an.
Bucklich, Häßlich, Türke, Gothe,
Jeder kommt mir ganz commode,
Habe ich nur einen Mann.

Juana schminkt sich voller Sorgen,
Sie verschwendet ganze Morgen,
Wenn sie legt den Kopfputz an;
Und um das Corset zu passen,
Kann sie einen Tag verpassen.
Nun was will sie? einen Mann.

Marcela, die Holde, Schöne,
Abonnirt sich für die Scene,
Daß sie's Füßchen zeigen kann.
Auf der Straße, in Alleen,
Circus, Tanz, bei Jubiläen
Sieht sie's ab auf einen Mann.

Nicht geholfen wurde Paca
In dem Bad von Carralaca,
Hundert Aerzte kamen an;
Keiner kann der Krankheit wehren,
Auch kann sie der Cur entbehren,
Denn was braucht sie? einen Mann.

Was mag in Matea stecken,
Daß sie, häßlich zum Erschrecken,
Amor fängt zu dienen an?
Wozu Bälle und Concerte?
Sagt wozu so viel Converte?
Klar ist, sie will einen Mann.

Martina will Sünden büßen,
Plagt die Glieder sich, die süßen,
Betet, sieht uns sauer an,
Liest die Bibel, Andachtstunden,
Hustet, hat den Kopf umbunden,
Und was will sie? einen Mann.

Betteldirnen, Edeldamen,
Die vom Greisenalter lahmen,
Ohne Haar und ohne Zahn;
Junge, kluge, dumme, treue,
Fräulein ohne Scham und Scheue
Reißen sich um einen Mann.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

№ 6.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Prospectus.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französisches Elementarwerk

für untere Gymnasial-Classen, Bürgerschulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht

von **Dr. Mager.**

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Bei Abnahme von 12 Exemplaren wird 1 Frei-Exemplar gewährt.

Drei Theile.

I.	Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Anweisung zur französischen Sprache und Grammatik. In zwei Cursen	18 Bogen.
II.	Französisches Lesebuch. In zwei Cursen	20 „
III.	Französisches Vocabelnbuch und Fibel	4 „
		42 Bogen.

Indem die Verlagshandlung die Inhaltsverzeichnisse des Mager'schen Französischen Elementarwerks als Prospectus besonders ausgibt, fügt sie Einiges über die Eigenthümlichkeiten bei, welche dieses neue Lehr- und Lernmittel von ähnlichen Büchern unterscheiden. Ausführliche Rechenschaft über die pädagogischen und wissenschaftlichen Principien, auf denen die Mager'schen Schulbücher ruhen, hat der Verfasser selbst in seiner Abhandlung: „Ueber den Unterricht in fremden Sprachen" *) abgelegt; näher begründen wird er seine Ansicht in seiner Pädagogischen Revue, von welcher nächstens das erste Heft erscheint.

Bei der Organisation des Französischen Elementarwerks hat sich der Verf. von pädagogischen und didaktischen Gesichtspunkten leiten lassen, er hat die Ansprüche der Lehrer und Schüler berücksichtigt und so einerseits vereinigt, was sonst wohl getrennt ist, andrerseits getrennt, was in andern Büchern vereinigt ist. Während die meisten „Grammatiken" nach dem Ruhme streben, ein Buch „für alle Classen" zu seyn, also neun- und sechzehn- bis achtzehnjährigen Schülern zu dienen, ist Dr. Mager von dem Grundsatz ausgegangen, ein Schulbuch könne nur dann ein ganz gutes und brauchbares Lehr- und Lernmittel seyn, wenn es sich darauf beschränke, bloß Einer genau abgegränzten Unterrichts- und Altersstufe dienen zu wollen. Wie nun des Verf. bekanntes Tableau anthologique de la littérature française ausschließlich für die obern Classen der Gelehrten-, Bürger- und Militärschulen bestimmt ist, so wendet sich dieses Elementarwerk ausschließlich an die zwei oder drei untern Classen, wo Schüler und Schülerinnen von neun bis vierzehn Jahren sitzen, wobei jedoch zu bemerken, daß diejenigen Schüler, welche nicht zu gelehrten Studien bestimmt sind, besonders auch alle Schülerinnen, schwerlich Neigung und Bedürfniß haben möchten, weiter zu gehen als diese „elementarmethodische Anweisung zur französischen Sprache und Grammatik" sie führt. — Andrerseits vereinigt das Elementarwerk, was meist getrennt ist. Während ein Schüler in Schulen, wo Kirchhoffs oder Simons oder Knebels oder Hauschilds u. A. französische Grammatik eingeführt ist, neben dieser noch 1) ein Uebersetzungs- und 2) ein Lesebuch haben muß, findet man indem Elementarwerk 1) Grammatik, 2) Uebersetzungs- und Compositionsbuch, 3) Vocabular dazu, 4) Lesebuch, woraus den Schülern nicht nur ein ökonomischer, sondern der viel bedeutendere Vortheil erwächst, daß jetzt der französische Unterricht die wünschenswerthe Einheit und Consequenz erhält, die beim Gebrauch mehrerer Bücher nicht vorhanden seyn kann. Die pädagogischen Vortheile dieses Verfahrens werden jedem Lehrer von selbst einleuchten.

Die Methode des französischen Elementarwerks ist weder die in den vulgären Grammatiken befolgte, noch die sogenannte Hamilton'sche oder Jacotot'sche. Dr. Mager will weder mit Hamilton und Jacotot erst die Sprache und dann die Grammatik, noch mit den Grammatisten erst die Grammatik und dann die Sprache lehren; das Elementarwerk trennt Sprache und Grammatik, d. h. die Betrachtung der Sprache, gar nicht, lehrt beides vereinigt und gleichzeitig, jedoch so, daß die Grammatik aus der Sprache gelehrt wird. Jede Lection des Sprachbuches hat nämlich drei Theile: Französische Sätze, in denen irgend eine grammatische Thatsache vorherrscht, beginnen; dann folgen einige Paragraphen Theorie; deutsche Sätze zum Einüben des Gelernten schließen. Alle Lehrer, welche durch Pestalozzi, Graser, Diesterweg oder irgend einen andern Pädagogen oder Philosophen die richtige Ansicht von der elementarischen Methode erhalten haben, werden das Mager'sche Elementarwerk willkommen heißen, weil es ihnen dasjenige bietet, was sie bisher suchten aber nicht fanden. *)

*) Essen 1838. Besonderer Abdruck aus Diesterwegs Wegweiser.

*) Man sehe z. B. S. 55—55 der so eben herauskommenden französischen Les- und Rechtschreiblehre von dem preuß. Regierungs- und Ober-Schulrath Dr. C. A. Zeller, wo das Mager'sche Buch allen Schulen unbedingt empfohlen wird.

Die grammatische Ansicht, welche in dem Elementarwerk herrscht, schließt sich einerseits an Becker, Schmitthenner, Herling, Hoffmeister, und ganz besonders an W. von Humboldt an, andrerseits ist sie Resultat der langjährigen Studien, welche Dr. Mager bekanntlich der französischen Sprach- und Litteratur geschichte gewidmet hat. Man findet hier keine von den vielen hundert theils falschen, theils nur halbwahren, theils unnützen Regeln, welche sich von Grammaire zu Grammaire fortpflanzen, und von denen die lebendige Sprache, wie sie von den Gebildeten gesprochen und von den guten Autoren geschrieben wird, nichts weiß. Wenn aber auch in dem französischen Elementarwerk Resultate gelehrter Sprachforschung niedergelegt sind, von denen ein Theil selbst den Philologen neu seyn wird, so hat doch der Verf. alle eigentliche Gelehrsamkeit sorgfältig vermieden, sein Buch ist, wie er es selber nennt, ein Kinderbuch, kann von jedem Schüler verstanden, und von jedem Lehrer und jeder Lehrerin gebraucht werden.

Dann hat der Verf. ganz besondere Sorge angewandt, um in dem Elementarwerk einen ansehnlichen Sprachstoff, nämlich einen Wort- und Phrasenschatz, zusammenzubringen, mit dessen Besitz der Schüler nach zweijährigem Unterricht sich in den Besitz der französischen Sprache gesetzt findet.

Ueber das Lesebuch, seine Einrichtung und seinen Inhalt, belehrt das Inhaltsverzeichniß. Die französischen Sätze des Sprachbuchs sind so ausgewählt, daß sie die constitutiven Elemente der französischen Conversations- und Büchersprache enthalten. Ein Schüler, der das Sprachbuch durchgearbeitet hat, kennt 1) die wichtigsten und gebräuchlichsten Vocabeln, und zwar in ihren verschiedenen Bedeutungen; 2) die wichtigsten Synonymen; 3) die meisten Phrasen, besonders die s. g. locutions adverbiales; 4) die Idiotismen, Galliciemen u. s. w., denn der Verfasser übt diese Dinge von den ersten Lectionen an, indem er dafür hält, daß diese Seite des Sprachunterrichts eben so wichtig ist als die grammatische und darum nicht besondern Recueils de locutions, Dictionnaires des galliciemes, Esprits de la conversation, Exercices phraséologiques etc. zu überlassen. Dazu kommt, daß die meisten dieser Sätze — es sind viele Tausende und fast alle aus guten französischen Autoren genommen — zugleich inhaltsvoll, entweder historisch oder ethisch belehrend sind.

Die Fibel (lehre von der Aussprache) hat hier eine Gestalt, die sie bisher in keinem Buche hatte.

Die Verlagshandlung hat ihrerseits durch schönen Druck und sehr gutes Papier dem Werke eine würdige Ausstattung gegeben.

Inhalt. **I. Sprachbuch. Erster Cursus. Der Satz. Der einzelne Satz. I. Der nackte Satz.** 1. Prädicat ist Verb. Präsens Imp. I. Conjug. Pronom. person. Regelmäßiges Verb. Verb. finit. = Prädicat. Verb. infin. — Infinitiv und Particip. Stamm. Charakter, Endung. Hiatus und Elision. — Präs. Imp. IV. Conj. — Präs. Imp. II. Conjug. Bindelaut ss. Inf. Part. etc. Ableitung dieser Verben. — Präs. Imp. II. Conjug. Charakter abwerfende. Inf. Particip. Positive und negative Rede. Negationspartikeln. — Interrogative Rede. Interrog. Pronom. — Imperativ. Die affirmative, interrogative und imperative Rede positiv und negativ. — Futurum Imp. II. IV. I. Conjug. — Einiges über Pronomen. Artikel. Elision. Spiritus lenis. Pluralbildung. — Präteritum Hist. Imp. II. IV. I. Conj. Ueber die Eintheilung der Zeit. Circumflex. — — Präterit. Déter. Imp. II. IV. I. Conj. Unterschied der beiden Präterita. — Unterschied der actio imperfecta und a. *perfecta*. Partic. Imp. und Perf. Präsens Perfectum. — Präs. Perf. mit je suis. Motion des Partic. — Präterit. Déter. Perf. mit j'avais und j'etais. Zusammenstellung des dagewesenen Pronomen. — Prät. Hist. Perf. mit j'eus und je fus. Unterschied der beiden Präterita Perfecta. — Futurum Perfectum mit j'aurai und je serai. Schema der Tempora des Indicativs. — Periphrastische Conjugation durch Hülfsverben. — Avoir und Etre als Vollwörter. — Conditionalis Präs. und Fut. II. IV. I. Conj. — Conditionalis Prät. mit j'aurais und je serais. Der Indicativ oder die Wirklichkeit; als Gegensatz das Unwirkliche. Bedeutung des Modus Conditionalis. Si. Orthographie und Aussprache der Verben. I. Conj. auf cl-er, et er, en-er, g er, c-er etc. Der Gravis. Verdoppelung der Consonanten. — Orthographie und Aussprache der Verben. I. Conj., deren Charakter ai, ei, ui, oi etc. Jota als Bindelaut. — Pronomen. — Numeralia. 2. Prädicat ist Adjectiv (und Particip). Das prädicative Adjectiv und Partic. ist mobil. Motion. — Gradation. — Motion. — Pronomina indefinita. — Abschwächung des l in u. Am Artikel (au, aux), Plural der Substantiven u. s. w. Motion. Reste lateinischer Gradation. — — Pronom. indefinita. — 3. Prädicat ist Substantiv (Pronomen, Numerale, Infin.) Etwas vom Genius. Mobile Substantiven. — Infinitiv als Subject und als Prädicat. Pronoms *conjoints*, toniques; *disjoints*. Das prädicative le, la, les. — Recapitulation. Natur des nackten Satzes. Subject; Prädicat; prädicative Concretion. — **II. Der ausgebildete Satz.** Uebersicht der Satzverhältnisse. Von den Präpositionen als Stellvertretern der mangelnden Casusendungen. Declinationsschema. — Wesen des Artikels. Bestimmt den Umfang des Substantivs. Partitive Bedeutung. — 1. Attributives Satzverhältniß. 1) Attribut ist Adjectiv (Pronom. Nummer.) und Particip. Stellung des attributiven Adjectivs und Particips, so wie der attributiven Halbwörter. — 2) Attribut ist Substantiv (Pronom. Infinitiv mit einer Präposition. Die Arten des attrib. Genitivs; Subj. Objectiv. Adverbial. Qualität. Stoff. Quantität. Ohne Artikel. — Attributiv. Genitiv mit dem Artikel. — Die Arten des attrib. Dativs. Mit andern Präpositionen. — 3) Attribut ist Apposition. Natur der Apposition, Stellung. Attributive Concretion. — Modus Conjunctivus. IV. II. I. Conj. Von Avoir und Etre. Wieder Gegensatz zur Wirklichkeit. — Halbregelmäßige Verba. Mutterformen und abgeleitete. Die dritte Conjug. in allen Modis und Temporibus. Etymologisches. — 2. Objectives Satzverhältniß. A. Prädicat ist Verb. 1) Object ist Substantiv. Halbregelmäßige Verba. Accusativ. — Halbregelmäßige Verba. Factitiv. Eintheilung der Verben in 1. V. mere; 2. V. subjectiva; 3. V. objectiva. Die V. objectiva sind 1. intransitiva; 2. transitiva; 3) causativa. Bildung der causativen Verben. Accus. und Factitiv sind der Status passivus. — Halbregelm. Verben. Status activus (obj. Genitiv und Ablativ); das Präd. hat active Form. — Halbregelm. Verba. Status activus; das Präd. hat passive Form. Conj. der Vox passiva. — Status activus: das Prädicat hat Medialform. Conj. der Media. Eintheilung: 1. Wahre Media; 2 Reflexiva; 3. Reciproca. Gebrauch der Media statt der Vox passiva. — Dativ. Halbregelm. Verba. — Verba, die im Franz. ihr Object in einem anderen Casus haben als die entsprechenden deutschen. — 2. Object ist Pronomen. Declination der Pronoms pers. *conjoints*. Stellung des objectiven Pronomens. Mehrere Pronom. als Objecte. Motion des Part. Perf. im objectiven Satzverhältnisse. — Das objective Pronomen beim positiven und negativen Imperativ. Die Pronoms *disjoints*, ihre Declination. Recapitulation. Welche V. subject. ihre Perfecta mit Avoir und welche sie mit Etre bilden. Halbregelm. Verba. — 3. Object ist Infinitiv. Der Infinitiv ist Accusativ mit euphonischem de und a. Bildung des Inf. Infinitiv als Substantiv. Infinitiv nach Hülfsverben. Der participiale (ächte) Infinitiv. Object, Subject, Prädicat. — Objectiver Infinitiv im Status activus; hat die Präposition de. — Objectiver Infinitiv im Dativ; hat die Präposition à. — Der Infinitiv nach Hülfsverben, periphrastische Conjugation. — B. Prädicat ist Adjectiv. Eintheilung der Adjectiven in subjective und (intransitive) objective. Substantivisches, pronominales und Infinitivobject bei Adjectiven, vermittelt durch de, à, en, pour etc. — C. Prädicat ist Substantiv. Vorstellungen, für die ein einfaches Verb. fehlt und die darum durch ein Verb mit Substantiv ohne Artikel ausgedrückt werden. Substantivisches, pronominales und Infinitivobject. — 3. Adverbiales Satzverhältniß. Die adverbiale Bestimmung. Anmerkung für den Lehrer. Anmerk. über Voll- und Halbwörter. Ausdrucksweise des Adverbiale. Formenlehre des Adverbiale: Die Präpositionen und ihre Etymologie, die Adverbien und ihre Etymologie, adverbiale Redensarten. — I. Locales und temporales Adverbiale. Ausdrucksweise für Ort und Zeit. — II. Modales Adverbiale. Ausdruck für circumstantiative, die quantitative, die relative Modalität. Die Negation. — III. Causales Adverbiale. Ausdruck für die Causalität als Bedingung und Ursache, als Erkenntnißgrund. Mittel und Endzweck. **Verbundene Sätze.** Erklärung der Verbindung. Die Formenlehre der Verbindung: Bindewörter: Copulative, adversative, causale. **Topik und Betonung.** — **Zweiter Cursus. Das Satzgefüge.** Das **einzelne Satzgefüge. I. Das nackte Satzgefüge.** A. Begriff des Satzgefüges. Ursprung, Natur und Bestimmung des Satzgefüges. B. Das Formelle des Satzgefüges. I. Die Mittel: Flexions- und syntaktische Modi. Modalität und Modus. Analyse des Geistes: Intelligenz, Wille. A. 1. Vom Indicativ; 2. Vom Imperativ. B. 3. Vom Conjunctiv: a Subjunctiv. b. Conditionalis. — II. Die Tempora. Die Folge der Zeiten; Ausnahme. — III. Die Conjunctionen und Conjunctionalien. Aufzählung und Etymologie: 1. Pronomina; 2. Adverbia. Präpositionen und adverbiale Redensarten; 3. Conjunctionale Compositionen. — C. Arten des Satzgefüges. I. Der Adjectivsatz. Seine Natur. 1. Subjectiver (Nominativ) Adjectivsatz (qui, lequel etc.). *A.* Beim Subject des Hauptsatzes. a) Indicativ. b) Conjunctiv. *B.* Beim substantivischen oder pronominalen Prädicat des Hauptsatzes. a) Indicativ. b) Conjunctiv. *C.* Beim Object des Hauptsatzes. a) Indicativ. b) Conjunctiv. *D.* Beim Adverbiale des Hauptsatzes. a) Indicativ. b) Conjunctiv. Subjectiver Adjectivsatz im Genitiv. 2. Objectiver Adjectivsatz. *A.* Im Accusativ (que etc.) a) Indicativ. b) Conjunctiv. *B* Im Genitiv und Ablativ. (de qui, duquel, dont). a) Indicativ. b) Conjunctiv. *C.* Im Dativ. (à qui, auquel). a) Indicativ. b) Conjunctiv. 3. Adverbialer Adjectivsatz. *A.* Ort und Zeit. (où, d'où etc.). a) Indicativ. b) Conjunctiv. *B.* Modalität. (dont, selon, sans c. Pronom). a) Indicativ. b) Conditionalis. *C.* Causalität. (par, avec etc, c. Pron). Genaueres des Adjectivsatzes. Unächter Adjectivsatz. Interpunction. — II. Der Substantivsatz. Seine Natur. — 1. Behauptender Substantivsatz. — *A.* Der concrete. (Qui, quiconque, ce qui etc.) *B.* Der abstracte. (Que). — *AA.* Nomin. u. Accus. a) Indicativ. b) Conjunctiv. — *BB.* Factitiv. Genitiv. Dativ. — 2. Fragender Substantivsatz. *A.* Der concrete (Qui, lequel, quel, où, comme etc.) *B.* Der abstracte. (Si.) —

5. Die oratio obliqua. Vergleichung mit der oratio recta. a) Indicativ. b) Conditionalis. — III. Der Adverbialsatz. 1. Adverbialsatz der Localität und Temporalität. *A.* Ort. De quelque part, d'où, ou, quelque part. *B.* Zeit. — *AA.* Gleichzeitigkeit. a) Zeitpunkt. Quand, lorsque, comme, aussitôt que. b) Zeitraum. Tant que, pendant que, tandis que. — *BB.* Vorangegangenes. a) Zeitpunkt. Dès que, aussitôt que. b) Zeitraum. Depuis que. — *CC* Nachfolgendes. Avant que, jusqu'à ce que, mit Conjunctiv. Jusqu'à ce que, mit Indicativ. — 2. Adverbialsatz der Modalität. *A.* Nebensatz der qualitativen Modalität. 1. Consecutivsätze. a) Conjunctiv. b) Indicativ. De sorte en sorte, de façon, de manière que, tel que. 2. Comparativsätze. a) Nebensatz spricht Wirkliches aus. Comme, ainsi que, de même que. b) Nebensatz spricht Hypothetisches aus. Comme si. — Negirte Modalität: sans que. *B.* Nebensatz der quantitativen Modalität. 1. Consecutivsätze. Tant, si, tellement que. 2. Comparativsätze. Aussi que, autant que, tant que, plus que, moins que, mieux que. Von der Negationspartikel ne. *C.* Nebensatz der relativen Modalität. 1. Proportionalsätze. Plus plus; moins moins; plus-moins; moins-plus; mieux-plus; d'autant plus, etc. 2. Restrictivsätze. Ne qu'autant que. 3. Respectivsätze. Suivant, selonts que ure que. 3. Adverbialsatz der Causalität. *A.* Adverbialsätze der realen Causalität. Eintheilung. — 1. Ursachsätze. Parce que, à cause que, non que. 2. Conditionalsätze. Si, en (au) cas que, suppose que, soit que-soit que, pourvu que, à la condition (charge) que, Imperativ; Si ne pas, si ne, à moins que ne. 3. Concessivsätze. Quand, quoique, encore que, bien que, pour peu que; quel (lle) que, qui que, qui (quoi) que ce soit, quoi que, quoi qu'il en soit, quelque,... que, tout..., que. *B.* Adverbialsätze der logischen Causalität. Puisque, comme, vu, attendu que, *C.* Adverbialsätze der moralischen Causalität. Afin, pour, de crainte (peur) que. II. **Das ausgebildete Satzgefüge.** Seine Natur. — 1. Die mehreren Nebensätze haben nicht wieder Nebensätze. 2. Die Nebensätze haben Nebensatz. **Verbundene Satzgefüge.** Natur. Beispiele. — **Topik und Betonung des Satzgefüges.** Andeutungen. — **Die Satzverkürzung.** A. **Begriff der Satzverkürzung.** — B. **Das Formelle der Satzverkürzung.** 1. Der Infinitiv. Ueberhaupt. — 1. Infinitiv als Subject. 2. Infinitiv als Attribut. — 3. Infinitiv als Object. *A.* Das Verb. des Hauptsatzes hat nur Ein Object, den Nebensatz. — a. Subject des Nebensatzes identisch mit dem Subject des Hauptsatzes. a. Nebensatz hat nur Subj. und Präd. Verb. b. Nebensatz hat Subj., Präd. und Obj. Verb. b. Subj. des Nebensatzes ein anderes als das Subj. des Hauptsatzes. a. Nebensatz hat nur Subj. und Präd. aa. Verkürz. nach faire, laisser etc. bb. Keine Verkürz. — b. Nebensatz hat Subj., Präd. und Obj. aa. Verkürz. und Verwandlung eines Accus. in den Dativ. bb. Keine Verkürz. — *B* Das Verb. des Hauptsatzes hat zwei Objecte. *A.* Subj. des Nebens. identisch dem Subj. des Hauptss. Keine Verk. *B.* Subj. des Nebens. identisch dem Obj. des Hauptss. Meist Verk. *C.* Subj. des Nebens. ist im Hauptsatze gar nicht genannt. Keine Verk. 4. Infinitiv als Adverbiale. Unter welchen Umständen die Verkürzung möglich. a. Verkürzte Local- und Temporalsätze. A. jusqu'à, après . . ., avant de etc. — b. Verkürzte Modalsätze. Sans etc. — c. Verkürzte Causalsätze. Pour, afin de, de peur de, à etc. — 5. Elliptischer Infinitiv. — II. Das Particip. Natur der Participialien. Bildung der Participien und Gerondifs. — Historischer Beweis für doppelten Ursprung der Verbalform auf ant. — Particip wird Substantiv und Adjectiv (kurz. und intrans. obj.) Adjectifs verbaux. — Particip als Prädicativ nach Hülfsverben. — Das ächte Part. Vom Partic. act. oder imperf. Natur, Beispiele. — Vom Partic. pass. oder perf. Natur, Beispiele. III. Das Gerondif. Seine Natur. — 1. Das (ausgelassene) Subj. des Gerondif ist identisch dem Subj. des Hauptf. *A.* Das active, a. Imper. Beispiele: temporal, modal, causal, circonstanciel. — b. Perf. Beispiele. — *B.* Das passive. a. Imperf. (etant aimé, e, aimé, e.) b. Perf. (ayant été aimé, e.) 2. Sein (ausgelassenes) Subj. ist Obj. des Hauptf., oder ein possess. Pronomen des Hauptf. läßt es errathen, oder es ist ein leicht hinzuzudenkendes Wort, oder der Sprechende. 3. Das Gerondif hat ein eigenes, genanntes Subj.: absolutes Gerondif. C. **Arten der Satzverkürzung.** I. Verkürzter Adjectivsatz. 1. Participien. Beispiele. — 2. Infinitiv. Beispiele. II. Verkürzter Substantivsatz. — Beispiele. III. Verkürzter Adverbialsatz. *A.* Temporalsätze. 1. Infinitiv. Après, avant de. — 2. Gerondif. Beispiele. — *B.* Modalsätze. 1. Infinitiv. De manière à, à sans; jusqu'à; plus de; trop pour. 2. Gerondif. Beispiele für Weise und begleitenden Umstand. — *C.* Causalsätze. 1. Infinitiv. Pour; à; faute de; à; à condition de; à la charge de; à moins de; quoi que, bien que; pour; afin de; de crainte (peur) de; à force de. 2. Gerondif. Beispiele.

Inhalt. **III. Lesebuch. Erster Cursus. I. Dichtungen aus dem Morgenlande.** A. Chinesisch. Belohnte Tugend (Abel Remusat). — B. Indisch. Was dem Brahminen Cala-Sarma auf einer Wallfahrt begegnet ist. Fabeln (Pilpai. Dubois). — Wie der weise Minister Ayyabhy den frommen Krischna-Raja vom Aberglauben curirt. (Dubois). — Von den vier thörichten Brahminen. (Derf.) — C. Persisch und Arabisch. Zwei Fabeln von Scheikh Mosle ebdin Sa'di (Marcel.) — Zwölf Fabeln von Lokman el Hyakym (Derf.) — Geschichte des alten Mannes und der beiden schwarzen Hunde (Tausend und eine Nacht. Galland.) — Geschichte des kleinen Buckligen (ebendas. Derf.) — **II. Aus abendländischen Dichtern.** A. Kinder-Schauspiele. Die kleine Aehrenleserin. — Das Kleid ohne Besatz. Sprüchwortspiel. — B. Fabeln von Lafontaine und Florian. Der Wolf und das Lam (La F.) — Der Fuchs und die Trauben (Derf.) — Der sterbende Landmann und seine Söhne (Derf.) — Der Proceß (Derf.) — Der Reiher (Derf.) — Der Milchtopf (Derf.) — Die Eiche und das Rohr (Derf.) — Der Schuhflicker und der Reiche (Derf.) — Die pestkranken Thiere (Derf.) — Die Eichel und der Kürbiß (Derf.) — Der Greis und die Jünglinge (Derf.) — Der Schein trügt (Derf.) — Der Gelehrte und der Bauer (Florian.) — Die Raupe (Derf.) — Die Nuß (Derf.) — Der König und die beiden Schiffer (Derf.) — Der Tod (Derf.) — Der Blinde und der Lahme (Derf.) — C. Paravein. Das Rothkehlchen (Krummacher. Marmier.) — Minna (Dies.) — Die Belladonna (Dies.) — Die Pfirsiche (Dies.) — Bild des Lebens (Dies.) — Das Geschenk (Dies.) — **III. Aus der Naturwelt.** A. Aus Buffon und Wilson. Das Pferd (Buffon.) — Der Esel (Derf.) — Der Hund (Derf.) — Das Schaf (Derf.) — Das Kamel (Derf.) — Das Lama (Derf.) — Der Elephant (Derf.) — Der fahle Adler (Wilson. Rev. britt.) — Der Spottvogel (Derf.) Ebendas. B. Aus Brard's Meister Peter. Die Luft. — Das Wasser. — Der Wärmemesser. — Das Wetterglas. — C. Aus Levaillants Reise. Die Pantherjagd. — Die Flußpferdjagd. — Die Elephantenjagd. — Zweiter Cursus. I. **Episch.** A. Aus Florians Bearbeitung des Don Quixote. Don Quixote und Sancho treten ihre Fahrt an. — Der Kampf mit dem Riesen. — Unterhaltung des Ritters mit seinem Knappen. — Der Ritter erobert den Helm Mambrins. — Historie von den beiden Schäfern und dem verlorenen Esel. — Sancho bei der Herzogin. — Sancho tritt die Regierung seiner Insel an. — Es ist nicht Alles Gold was glänzt. — Sancho legt seine Regierung nieder. — B. Aus Fenelons Telemach. Philoktet erzählt seine Leiden. — C. Aus Le Sage's Gilblas. Gilblas bei m Erzbischof von Grenada. — Gilblas beim Doctor Sangrada. — II. **Historisch.** A. Aus der alten Geschichte. Marathon (Herodot und Betant.) — Kriegsrath der Perser (Derf.) — Die Thermopylen (Herodot. Betant.) — Epaminondas (Barthelemy.) — Die Verbannung Aristides (Derf.) — Hannibal (Rollin und Livius.) — Tod des ältern Plinius (Plinius d. J.) — B. Aus der Geschichte des Mittelalters. Schlacht bei Hastings (Aug. Thierry.) — Johann v. von Betragne und Clisson (Barante.) — C. Aus der neuern Geschichte. Columbus (Raynal.) — Die Escalade in Genf. — Johann Sobieski (Biogr. univers.) Karl XII bei Pultawa (Voltaire.) — Wien im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (Lady Montague.) — Die Türkei im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (Dies.). — Verbrennung der türkischen Flotte durch die Russen. 1770 (Rulhière.) — Uebergang der französischen Armee über den Simplon. 1800 (Bignon.) **III. Lyrisch.** Der kleine Savoyarde. Abschied. Paris. Heimkehr. (Guiraud.) — Das arme Kind (Soumet.) — Gebet der Waisen (Lamartine.) — Das gottgeliebte Kind (Racine.) — Die Schwalben (Beranger.) — Mein Dorf (Gensoul.) — Kinder ein Segen (V. Hugo.) IV. **Oratorisch.** A. Die Predigt. Ueber die kleine Zahl der Erwählten. Fragm. (Maission.) — Ueber Gott. Fragm. (Derf.) — B. Die Rede. AA. Die Lob- und Trauerrede. Eloguim Corneille's (Racine.) — Aus der Trauerrede auf Conde (Bossuet.) — BB. Die politische Rede. Der Marschall Biron an Heinrich IV. (Mezeray.) — CC Die gerichtliche Rede. Aus einer Supplik an den König (Mirabeau.) — Ueber die Pflichten der Richter (M. de l'Hospital.) — C. Der Brief. Voiture: Ueber die Conjunction Denn. Mme. de Sevigné: An ihre Tochter. — Dieselbe: An ihren Schwiegersohn. — Mme. de Maintenon: An ihre Nichte. — Racine: An seinen Sohn. — Mme. de Lambert: An Hrn. de Sacy. — Mme. de Simiane: An einen Freund. — Dieselbe: An einen Freund. — Lady Montague: An ihre Tochter. — Voltaire: An Abbé Moussinot. — Derselbe: An Mme. du Deffant. — Rousseau: An Boulet. — Derselbe: An einen Geschäftsfreund. V. **Dramatisch.** Scene aus Le Grondeur (Brueys und Palaprat.) VI. **Didaktisch.** A. Natur. Die Pflanzen und die Thiere. (Buffon.) — B. Geschichte. Karl XII und Alexander (Montesquieu.) — C. Die Welt des Innern. Die Göttlichkeit der Vernunft (Fenelon.) — Die Allmacht der Vernunft (Bonnet.) — Wie man Kenntnisse erwirbt (Condillac.) — Das Gewissen (Rousseau.) — Gottes Willen unser Wille (Fenelon.)

Inhalt. **III. Wörterbuch und Fibel.** Vocabeln zum Sprachbuch. — Anmerkung zum Lesebuch. — Fibel. — Capitel I. Von den Lauten. A. Vocale. 1. Einfache. *A.* Grundlaute. *B.* Nebenlaute. *C.* Umlaute. Anmerk. Ueber den Accent. — 2. Nasilirte. — 3. Diphthongen. — B. Consonanten. 1. Einfache. — *A* Schlaglaute. a. Harte. b. Weiche. *B.* Zitterlaute. a. Aspirirte. b. Spiranten. *C.* Schmeizlaute. a. Hemmlaute. b. Nasale. 2. Das Mouilliren. — *A.* Mouillirtes l. *B* Mouillirtes n. 3. Verbundene Consonanten. *A.* Geminirte. *B.* Zusammentretende. *C.* Buchstaben für Verbindungen. Capitel II. Von den Halblauten. A. Der Halbconsonant oder Spiritus lenis. — B. Der Halbvocal oder das Schwa. — Capitel III. Sylbe und Wort. — 1. Auslautende Consonanten, quiescirende und lautende — 2. Das Syllabiren, Sprach- und Sprechsilben. — 3. Die Worte im Satze. — Schlußübung über die Aussprache.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1830.

J. G. Cotta'scher Verlag.

So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Kritik des Völkerrechts.

Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit.

Von

H. Ch. Freiherrn von Gagern.

gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 gr.

Der Name des berühmten Verfassers macht jede nähere Bezeichnung des Inhalts und jede Empfehlung überflüssig.

Leipzig, im März 1840. **F. A. Brockhaus.**

Im Formate der neuesten Taschen-Ausgabe von **Schillers** und **Körners Werke** sind so eben in höchst eleganter Ausstattung erschienen:

Calderons Schauspiele,

übersetzt

von **J. D. Gries.**

Zweite durchgesehene Ausgabe, in 7 Bänden. Auf Maschinen-Velinpapier in farbigem Umschlag, mit dem Bildnisse Calderons.

Erster Band: Das Leben ein Traum. — Die große Zenobia.

Subscriptionspreis für jeden zwei vollständige Stücke enthaltenden Band 15 Sgr.

Der zweite Band wird in 14 Tagen ausgegeben; die übrigen Bände folgen in Zwischenräumen von 4 bis 6 Wochen, so daß das Ganze noch im Laufe d. J. bestimmt in den Händen der resp. Subscribenten seyn wird. Die Käufer des ersten Bandes machen sich zur Abnahme aller 7 Bände verbindlich. Nach der Vollendung tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Wir glauben dieses Unternehmen nicht besser empfehlen zu können, als durch ein Urtheil **Goethe's**, das dieser bei Gelegenheit der ersten Ausgabe in einem aus Jena datirten Privatschreiben an den Uebersetzer ausgesprochen, und das in seiner bekannten zierlichen und doch schlagenden Ausdrucksweise folgendermaßen lautet:

„Sie haben mich aus dem regnichten Jena auf einmal in die heiterste Gegend geführt, und bis tief in die Nacht hat mich Ihr Calderon festgehalten. Ich bewundere aufs neue dieses außerordentliche Talent, und das mit desto mehr Behaglichkeit, als Sie uns Geist und Wort so glücklich überliefern."

„In ein herrliches, meerumflossenes, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land versetzen uns diese Werke, und zugleich in die Bildungsepoche einer Nation, von der wir uns kaum einen Begriff machen können. Hier wirkt besonders der „Magus" kräftig, und es ließe sich aus ihm der Zustand der Schule und Kirche, so wie der des Gemeinlebens jener Zeit gar wohl entwickeln. Vielleicht gelingt mir etwas der Art, wodurch auch ihr trefflich Unternehmen gefördert werden könnte: denn das Interesse des deutschen Tages möchte wohl von dem Interesse jenes Zeitpunkts sehr verschieden seyn."

„Noch Eins füge ich hinzu, daß mein Aufenthalt im Orient mir den trefflichen Calderon, der seine arabische Bildung nicht verläugnet, nur noch werther macht; wie man edle Stammväter in würdigen Enkeln gern wiederfindet und bewundert."

Im Uebrigen beziehen wir uns auf den ausführlichen Prospectus, welcher in allen Buchhandlungen gratis zu haben ist, und die auch den erschienenen ersten Band gern zur nähern Einsicht vorlegen werden.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

Vorräthig in der K. Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

ITALIEN.

Beiträge zur Kenntniß dieses Landes.

Von

Friedrich von Raumer.

Zwei Theile.

gr. 12. geh. 4 Thlr.

In diesem Werke legt der berühmte Verfasser die Resultate seiner Beobachtungen über ein Land nieder, das er durch wiederholten Aufenthalt schon früher kannte, im Jahr 1839 aber unter den günstigsten Verhältnissen auf's neue besuchte.

Leipzig, im März 1840. **F. A. Brockhaus.**

Bei uns erschienen in groß Octav-Format:

7 Drames de Victor Hugo.

Lucrèce Borgia, Marie Tudor, Marion de Lorme, le Roi s'amuse à 12 gr. Hernani, Angelo. Ruy Blas à 8 gr.

Berlin. **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe

von

Homers Werken.

Im Verlage der Unterzeichneten werden demnächst die Presse verlassen:

Homers Werke,

übersetzt

von **Joh. Heinrich Voß.**

Zwei Theile.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe in Taschenformat.

Mit einer Homerischen Welttafel, zwei Karten und einem Grundriß.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein

Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier, brosch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Hr. Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigern das Verständniß der einzelnen Partien erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen. — Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

L. v. Pechlin.

In drei Abtheilungen.

8. in Umschl. geh. Preis 2 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr. 15 gr.

Wir halten dafür, daß Gedichte, wie diese, ohne alle Anpreisung sich selbst ihre Geltung verschaffen müssen und werden. Nur so viel glauben wir äußern zu sollen, daß diese Gedichtsammlung, die der Hr. Verfasser (k. dänischer Gesandter am Bundestag) in drei Abtheilungen „Christliches." „Weltliches" und „Heidnisches" gibt, die Erwartung, wozu die aus derselben Quelle geflossene so treffliche Uebersetzung der Lalla-Rukh schon berechtigte, in hohem Grade rechtfertigt.

Stuttgart und Tübingen, im April 1840.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1840.

Die geheimen Gesellschaften der Chinesen.*)

Die Engländer in Canton rechnen bei dem bevorstehenden Kriege mit China auf die Unruhen, welche die geheimen politischen Verbindungen erregen würden, die in der Art der Freimaurerei durch ganz China bestehen, und deren Zweck gegenwärtig die Vertreibung der Mantschu-Dynastie zu seyn scheint. Dieselben Gesellschaften haben Verzweigungen in allen Inseln, wo sich chinesische Colonisten finden, und obgleich ihr Zweck, wie es bei Verbindungen dieser Art zu gehen pflegt, nach Umständen wechselt, so ist ihre Organisation immer dieselbe, und es ist wohl der Mühe werth, unter gegenwärtigen Verhältnissen zu wissen, was die Engländer in ihren Colonien darüber erfahren haben. Wir geben daher folgenden Auszug aus einem Memoire, das der Lieutenant Newbold, der lange in Malacca und Penang in Garnison lag, den 18 Januar der asiatischen Gesellschaft in London vorgelegt hat.

„In China haben seit langer Zeit verschiedene Verbindungen bestanden, welche schon früher sich in geheime Gesellschaften verwandelt haben, seitdem die kaiserliche Regierung jede Verbindung von fünf Mitgliedern für illegal erklärt und mit Todesstrafe belegt. Diese Brüderschaften tragen verschiedene Namen, von denen ich einige anführen will: 1) die große, aufstrebende Gesellschaft; 2) die glorreiche und glänzende Gesellschaft; 3) die Gesellschaft der Triade der großen Mächte, des Himmels, der Erde und des Menschen; 4) die Weißröcke; 5) die Rothbärte; 6) die kurzen Schwerter; 7) die weiße Wasserlilie; 8) die See- und Land-Gesellschaft; 9) die sich in ihrem Recht erhebende Gesellschaft u. s. w. Die dritte dieser Gesellschaften, welche, so viel man weiß, alle Einem Stamm angehören, ist die in Canton verbreitetste, und fast die einzige, welche sich über Malacca und die Inseln des indischen Archipelagus ausbreitet, und sie bildet vor Allem den Gegenstand meiner Bemerkungen. Sie theilt sich bisweilen in zwei Zweige, den von Canton und den von Fokien, welchen Provinzen die meisten chinesischen Emigranten angehören, obgleich die meisten derselben von Canton kommen. Es gibt noch andere Kongsi, d. h. Gesellschaften, deren Zweck ist, Mittel zur Unterstützung ihrer ärmern Mitglieder zusammen zu bringen, aber man kann fast allen dieselben Vorwürfe machen, welche man der Triade machen kann.

Es ist schwer, die Wahrheit über eine geheime Verbindung wie die Triade, deren Mitglieder wegen ihrer feierlichen Eide der Geheimhaltung nicht leicht etwas verrathen, zu erfahren, und in ihre frühere Geschichte und ihren Ursprung einzudringen; es ist aber für meinen Zweck hinreichend, zu bemerken, daß man diesen Zweig der geheimen Gesellschaften in China an das Ende des dritten Jahrhunderts vor dem Usurpator Thaothao versetzt. Es scheint, die Gesellschaft hatte vom Ursprung an einen politischen Zweck, und wir finden, daß man von den Eingeweihten verlangte, daß sie in allen Arten von Waffen geübt seyn müßten, und daß sie, um ihren Muth auf die Probe zu stellen, gezwungen wurden, sich auf spanische Reiter von blanken Schwertern zu stürzen. Ihre Zahl nahm schnell zu, und sie befreiten damals den Kaiser von einer gefährlichen Empörung. Der Kaiser überhäufte anfangs die Brüderschaft mit Ehren und Gnadenzeichen, namentlich gab er ihnen ein Schwert und ein eisernes Siegel, aber später beunruhigte ihn ihre zunehmende Zahl und ihr Einfluß; er griff sie an, zerstörte nach einem heftigen Widerstand den größten Theil derselben und zerstreute die übrigen. Die Gesellschaft bestand aber im Geheimen fort, und die gegenwärtige zahlreiche Brüderschaft kommt von ihr her. Wir finden in der Pekinger Staatszeitung vom 7 Oct. 1817, daß sie damals in Canton sehr allgemein war, und daß der neue Vicekönig Yuen-tabschin sie mit großer Strenge verfolgte: er hatte vor kurzer Zeit 2 bis 3000 derselben ergriffen, und erklärt, daß eine ihrer Einweihungsceremonien darin besteht, daß sie ein Bild des regierenden Kaisers aus Papier machen, und durch den Einzuweihenden in Stücke hauen lassen.

Es ist ganz natürlich, daß die chinesischen Colonisten von Malacca, Java, Borneo und andern Theilen des indischen Archipelagus bald nach ihrer Auswanderung fanden, daß es ihnen

*) Wir haben zwar bereits (s. Nr. 55 v. d. J.) einen Auszug aus dieser Mittheilung geliefert, allein so kurz, daß es sich unter den gegenwärtigen Umständen wohl verlohnte, denselben in größerm Umfang zu wiederholen.

vortheilhaft sey, sich zu ihrer gegenseitigen Vertheidigung und Beschützung in einem fremden Lande unter sich zu verbinden, um so mehr als ohne Zweifel viele von ihnen schon in ihrem Vaterlande zu solchen Verbindungen gehört hatten. Daher kommen die zahlreichen Kongsi oder Clubs, welchen sie fast ohne Ausnahme, besonders auf den Pflanzungen im Innern und in den Bergwerksdistricten, angehören. Wie es aber auch damit seyn mag, so viel ist gewiß, daß die Brüderschaft der Triade in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat. Nach der Berechnung eines chinesischen Mitglieds derselben besteht ihre Zahl in unsern Niederlassungen in der Meerenge von Malacca in nicht weniger als 7000. Unter der holländischen Regierung war sie fast gänzlich unterdrückt worden, erhob aber ihr Haupt unter der milderen englischen Administration aufs neue, und zog durch Ermordungen und Unruhen bald nach der Besitzergreifung von Malacca ihre Aufmerksamkeit auf sich. Man findet im Malacca Observer von 1826 die Erzählung einiger Unruhen, die sie erregt hatten, und folgende Bemerkungen: „Die Brüderschaft besteht aus 4000 Mitgliedern, theils in der Stadt Malacca, theils in den Pflanzungen und Zinnbergwerken im Innern. Sie sind alle aus Canton oder Macao, denn sie erlauben keinem aus Fokien gebürtigen den Eintritt, da man in dieser Provinz einen andern Dialekt redet. Ihre Versammlungen werden mit solchem Geheimniß gehalten, daß die Regierung jahrelang nicht im Stande war, eine Spur zu entdecken, welche zur Verhaftung der Anführer leiten könnte, deren sie fünf haben sollen. Ihr erster Chef ist ein Mann, Namens Kwang San, der, um sich Muth einzuflößen, einmal die Galle eines Ermordeten mit Wein gemischt trank. Er wohnt gewöhnlich bei den Zinnbergwerken von Lukut, kommt aber bisweilen im Geheimen in die Stadt" (Es ist ein in China sehr verbreiteter Glaube, daß wenn man die Galle eines Mannes trinkt, sein Muth in den Körper des Trinkenden übergehe.)

Die Finanzen dieses Zweigs der Verbrüderung litten sehr bei dem Angriff, den die Malayen auf die Chinesen in den Zinnbergwerken von Sungie-Ujong im Jahre 1828 machten, und wobei jene ihren ganzen Schatz und viele Menschen verloren. In Folge dieses Unglücks konnten die Brüder das große Haus in Malacca, in welchem sie ihre Versammlungen zu halten pflegten, nicht beibehalten. Im September 1834 rächten sie sich an den Malayen, indem sie in einer Regennacht die Einwohner von Lukut überfielen, ihre Häuser anzündeten, und Männer, Weiber und Kinder plünderten und ermordeten. Twanku Busu, der Besitzer der Bergwerke, in welchen die Chinesen arbeiten, und ein naher Verwandter des gegenwärtigen Königs von Sangalore, fiel bei dieser Gelegenheit. Seine ganze Habe, welche über 20,000 Dollars in Goldstaub und Geld betrug, so wie eine Masse von Edelsteinen und goldenen und silbernen Geräthen, wurde von den Chinesen nach Malacca gebracht, wo sie von den englischen Gerichten nicht gestraft werden konnten, weil das Verbrechen jenseits der englischen Gränze begangen worden war. Man sagt, daß ein großer Theil dieser Reichthümer in die gemeinschaftliche Casse der Brüderschaft geworfen wurde, und ein Theil davon diente zum Bau von zwei großen Häusern zu ihren Versammlungen, von denen eines an der zweiten Brücke von Trangueira, das andere in Kuba liegt. An dem Tage, wo die Nachricht von dem Erfolg dieses Räuberstreichs in Malacca ankam, konnte man an der Illumination der Häuser eines großen Theils der Brüderschaft sehen, daß er allgemeine Freude erregt hatte. Die Bergwerke von Lukut sind jetzt wieder im Besitz einer Partie Bergleute von derselben Gesellschaft; Akwan, ihr Chef, war kürzlich dort, um sie zu organisiren.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Colonialzustände.

Das Journal: Outremer.

(Schluß.)

Die Regierung hat einmal wieder eine Commission niedergesetzt, um über die Angelegenheiten der Colonie zu berichten, d. h. mit andern Worten, sie hat die Sache auf die lange Bank geschoben. In der Commission findet sich, Ehren halber, der Herzog von Broglie, Präsident der Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei, dann Passy, Tracy und Tocqueville, von denen zum mindesten gesagt die beiden ersten unpraktische, theoretische Menschen sind. Lepelletier d'Aulnay, der wahrscheinlich keine Lust hatte, Mitglied einer höchst mißlichen oder ganz unnützen Commission zu seyn, hat die Ehre abgelehnt, und wurde durch Laplague-Barris, einen Rechtsgelehrten, ersetzt, der allerdings nöthig seyn würde in einer Commission, welche auch über eine Veränderung der Gerichtsverfassung berichten soll. Weitere Mitglieder sind Viceadmiral Mackau und Contreadmiral Moges, beide ehemalige Colonialgouverneure, der letztere aber noch auf der Heimreise begriffen, also noch gar nicht anwesend. Ueberlegt man die Zusammensetzung der Commission, so ist man sehr versucht, sie für ein Gaukelspiel zu halten, womit man den bornirten Abolitionisten und vielleicht auch den Engländern, die auf eine Emancipation dringen, Sand in die Augen streuen will.

Mit dem Beispiel der englisch-westindischen Inseln vor Augen kann die französische Regierung an keine Emancipation denken, denn eine von der Regierung ausgehende Emancipation gliche bei der gegenwärtigen Stimmung der Colonisten einer Erklärung, daß man sie den Negern preisgeben wolle. Daß die Regierung um einer sehr zweifelhaften philanthropischen Laune willen ihren Colonialhandel verkümmern lassen werde, wird wohl kein Vernünftiger erwarten; wenn etwas geschehen kann, so ist es eine Veränderung, die dahin abzweckt, den Farbigen größere Rechte einzuräumen, und nach und nach allen Freien, gleichviel von welcher Farbe sie seyn mögen, gleiche Rechte zu geben. Dieß wird zur Amalgamation der Racen und zur Sicherheit der Weißen mehr beitragen, als der stärkste Militärschutz.

In der Aufregung, welche die immer wieder angeregte Frage der Emancipation veranlaßt hat, macht die Schrift eines

Hrn. Hur, Mitglieds des Colonialraths in Martinique, nicht geringes Aufsehen; sie führt den Titel: l'Emancipation de la race africaine sous le rapport réligieux. Er führt darin, was nicht schwer ist, den Beweis, daß das Christenthum keineswegs die Sklaverei verdamme, wie so oft behauptet wird, geht aber dann darauf über, wer denn diese Ansicht aufgestellt und verbreitet habe. Nun folgt ein Ausfall gegen die heuchlerischen Bestrebungen Englands, der zu dem stärksten gehört, was doch in dieser Beziehung gesagt worden ist; seine Auseinandersetzung ist in Kürze folgende: Als die ostindische Compagnie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts allmählich ein bedeutendes Reich in Indien erobert hatte, dessen Erhaltung aber mehr kostete, als der Handel mit demselben eintrug, warf sie neidische Blicke auf die westindischen Inseln, deren Ertrag und Handel mit jedem Jahre zunahmen. Das einzige Mittel, ihre weiteren Fortschritte zu hindern, war, ihnen die Mittel der Arbeit, nämlich die Zufuhr von Negern abzuschneiden. Dazu brauchte sie aber Werkzeuge, deren Stellung den Zweck verbarg; diese Werkzeuge fanden sich in den methodistischen Gesellschaften. Ihre Lehren, und vorzüglich ihre propagandistische Thätigkeit stimmten vortrefflich zu dem Plane der ostindischen Compagnie, eine Verbindung zwischen ihnen kam zu Stande, und bald wurde die Abschaffung des Sklavenhandels unter einem reinreligiösen Gesichtspunkt in der Presse und im Parlament besprochen. Im Jahre 1807 drang endlich die Sache durch, und der Sklavenhandel ward abgeschafft. Dieß war für die ostindische Compagnie ein großer Sieg, um so größer, als bei dem damaligen Kriegszustand England seine Maaßregeln gegen sämmtliche handeltreibende Nationen ungestraft ergreifen konnte. Aber mit dem Jahre 1815 trat der Friede ein. Zwar war England auf dem Wiener Congreß, wie später auf dem Veroneser, eifrigst bedacht, mitten unter die fremdartigsten Verträge die Clausel wegen Abschaffung des Negerhandels einzuschieben, aber die größere Theilnahme am Handel war den übrigen Nationen doch nicht wieder zu entreißen. Daher Cannings mit Klugheit entworfener Plan, durch die Emancipation der Neger in Westindien den sämmtlichen Handel der Antillen in seiner Quelle zu vernichten, die Vereinigten Staaten durch einen drohenden Aufstand ihrer Neger im Schach zu halten, und die Versorgung Europa's mit Colonialerzeugnissen von Ostindien aus zu versuchen.

Dieser ganze Gang der Dinge ist durch eine Menge einzelner Umstände, namentlich durch die Begünstigung der Methodisten in Westindien, in Nordamerika, selbst durch das Einschleichen derselben in Frankreich so wahrscheinlich und augenfällig gemacht, daß es, wenn man keine Planmäßigkeit in allen diesen Dingen finden will, nur Staunen erregen muß, wie sich dieß Alles so einfach gefügt haben könne. Nicht ohne Grund hat die ostindische Compagnie seit Jahren auf die Gleichstellung des Zolls für ostindischen Zucker mit dem westindischen angetragen: da er in Ostindien bedeutend wohlfeiler erzeugt wird, als in Westindien, so ist dadurch, namentlich unter den jetzigen Verhältnissen, der Ruin der westindischen Pflanzer ausgesprochen. Kein Wunder, daß die französischen Pflanzer sich gegen eine gleiche Folge aus allen Kräften sträuben. Das Journal Outremer ist, wie schon bemerkt, ihr Hauptorgan, und der erbittertste Gegner Englands auf dem Felde des Handels; mit schonungsloser Schärfe und Bitterkeit, freilich wohl auch manchmal mit Ungerechtigkeit, zieht es die Handelspolitik Englands, die allerdings oft macchiavellistisch genug ist, ans Tageslicht, zeigt aber für den Handel mit Ostindien und China augenscheinlich weniger Einsicht, als für den westindischen. Schade ist es, daß dieß Blatt als Provincialblatt allzuwenig Einsicht in den Gang der französischen Handelspolitik überhaupt verräth, und nur für die zunächst vorliegenden Fragen eine richtige Beurtheilung zeigt. Man ersieht indeß immerhin daraus, mit welchem Ingrimm die französischen Seestädte ihre Erniedrigung im Vergleich mit den englischen fühlen, und wie sehr sie bestrebt sind, sich aus dieser Erniedrigung zu erheben.

Nachricht von Hrn. d'Urville.

Hr. v. Urville hat aus Hobart Town vom 19 Februar 1840 an den Redacteur der Annales maritimes, Hrn. Bajot, nachstehenden Brief geschrieben.

Der ausführliche Bericht und die noch ausführlichern Karten, die dem Minister schon übergeben seyn müssen, werden die Resultate unserer zweiten Excursion in das Polarreis bekannt machen. Bei der Veröffentlichung dieser Documente wird man sehen, daß man nicht wohl einen glücklichern Erfolg von diesem Versuche hätte erwarten können. Die Entdeckung des Landes Adèle unter dem antarktischen Polarkreis und dem 138° O. L. v. Gr. und die Erforschung seiner nördlichen Küste in einer beträchtlichen Ausdehnung, fast 120 Längengrade von jedem andern bisher bezeichneten Lande, die Bestimmung des magnetischen Südpols in einer unerwarteten Genauigkeit, die vollkommene Erhaltung der Gesundheit der Mannschaft der Astrolabe und der Zélée, und endlich die glückliche Rückkehr der Corvetten nach Hobart Town sind Thatsachen, die jedem in die Augen fallen müssen, der einigermaßen ein Unternehmen kennt, das im Anfange vielleicht verwegen und thöricht genannt werden konnte. Wir hätten indeß diese Vortheile bald theuer bezahlen müssen; unsere Corvetten wären an dem fürchterlichen Tage des 24 Januar fast an dem Eisberge zerschmettert worden, und hätten nichts zurückgelassen, als traurige Trümmer, die nie einem Menschen zu Gesicht gekommen wären, und mit ihnen wäre jede Spur unserer Anstrengungen verschwunden. Doch jetzt ist, was auch geschehen mag, die Frucht dieser Bemühungen für immer der Wissenschaft erhalten. Frankreich wird sie kennen lernen, und von jetzt an wird das Land Adèle einen Platz in einem Winkel der Karten des Erdglobus einnehmen, der bisher leer war. Sobald wir die Auckland- und Neuseeland-Inseln besucht haben, werden wir nach Frankreich zurückkehren. Noch einige schwierige Unternehmungen und dann bleibt uns nur eine einfache, gefahrlose Fahrt von 3 bis 4000 Lieues.

Britischer Holzdistrict auf der Hondurasküste.

(Fortsetzung.)

Mit den günstigen Einflüssen des Klima's verbindet sich eine der Cultur sehr empfängliche Erde, und beide zusammen begaben die Hon-

durchküste mit einer Fruchtbarkeit, die keinem Theile der alten oder neuen Welt den Vorrang abtritt. Der Boden ist theilweise tiefer Lehm, für europäische und tropische Pflanzen in gleicher Weise geeignet, theilweise loser röthlicher Sand. Natürliche Wiesen und Weiden breiten sich über ihn aus, wo immer die Wälder ihnen Raum gewähren, namentlich aber zieht sich am Rande der zahllosen Flüsse und Bäche eine an Productionskraft unerschöpflich reiche Erde hin.

Von Mineralien kennt man Marmoradern und Alabasterbrüche. Werthvolle Krystalle wurden in geringer Entfernung von Balize gefunden, und hübsche Stücke durchsichtigen Feldspaths, dessen man sich zu Stukkaturverzierungen bedient, trifft man die Ufer der Flüsse entlang an. In dem Roaring-Creek, einem Nebenzweige des Flusses Balize, fand man verschiedenemale Gold, ohne sich jedoch die Mühe weitern Nachforschens zu nehmen. Auch Lavamassen und andere vulcanische Substanzen zeigen sich hie und da auf der Oberfläche.

In der Pflanzenwelt ist zuerst der Mahagony- und Campeche-Baum, die gegenwärtige Stapelwaare des Districts, wegen deren dieser vorzugsweise unter brittische Obhut genommen ward, zu erwähnen. Außer ihnen bedeckt ein anderer werthvoller Baum viele tausend Acres, die occidentalische Fichte. Sie wird hier 60 Fuß hoch, und könnte gleichfalls einen nützlichen Handelszweig für England abgeben. Ihr Holz enthält sehr vielen Brennstoff, eine Eigenschaft, die ihm in den Augen der ärmern Colonistenclasse hohen Werth verleiht. Auch wird es wegen seiner Dauerhaftigkeit häufig zum Bauen verwendet. Diese ist so groß, daß es nicht nur den Einwirkungen der Atmosphäre, sondern auch dem chemischen Einfluß der Erde in ihren feuchtesten Theilen widersteht. Pfosten, die vor Jahren in den Boden geschlagen wurden, sieht man noch in ganz gutem Zustande, und sie unterscheiden sich von frischem Holze nur durch vermehrte Festigkeit und Härte und eine harzige Ausdünstung.

Eine andere Holzart, der Dahoon-Baum, ist gleichfalls sehr brauchbar wegen seines guten vegetabilischen Oels. Unverfälscht ist es beinahe farblos, selbst noch blässer als das kalt abgezogene Ricinusöl. Es hat keinen ranzigen, sondern eher einen angenehmen Beigeschmack. Seine Flamme ist gleichfalls blaß, aber rein, ohne Rauch oder Geruch, daher eignet es sich auch besser zu Lampenöl, als irgend ein anderes Extract, und ist bei der höhern Gesellschaft Englands sehr beliebt. Mit Oxygen ist es so eng verwandt, daß ein damit beschmiertes Stück Stahl alsbald rostet. Den Wärmestoff verliert es leicht, schon bei einer Temperatur von 60 Grad Fahrenheit verdickt es zu einer weißen wachsartigen Substanz, nimmt aber, sobald man es in die Wärme zurückbringt, seine ursprüngliche Gestalt wieder an.

Auch andere weniger bekannte Baumarten kommen vor, die gleichfalls einen einträglichen Handel abgeben könnten, z. B. der Eisenbaum, Rosenbaum, die Palmaletta, der Santa Mariabaum, eine Holzart, nahe verwandt mit dem indischen Teakholze, die Saporilla und andere mehr.

Orangen, im Durchschnitt von bester Qualität, Pompelmusen, saure Citronen, Melonen, Ananas, Kokosnüsse finden sich in den einschlägigen Jahreszeiten sehr häufig, sowohl in der Nachbarschaft der Stadt, als auf den höher gelegenen Plantagen. Von Getreidearten werden indisches Korn und Reis gebaut, da aber bis jetzt die englischen Getreidegesetze der Einfuhr Schranken setzen, werden diese Producte meist nur für den Gebrauch der Niederlassung gezogen. Auch Yams und Pisang sind nicht selten, und zu Kaffee-, Zucker- und Baumwollenpflanzungen läßt sich der Boden trefflich an. Cacao wächst wild und in großer Menge im Dickicht.

Geht man von der unbelebten zur belebten organischen Welt über, so findet man einen Hauptnahrungsartikel in den trefflichen Salzfischen, mit denen die See unsere Colonisten im Ueberflusse beschenkt. Mit Federvieh und Eiern werden sie von den Yucatanern versehen, welche von Bacalar aus die Stadt Balize in offenen Booten besuchen. Die Pferdezucht ist sehr unbedeutend, um so größer aber die Anzahl des Hornviehs, dessen man sich hier vorzüglich zum Transport des Mahagonyholzes aus den Wäldern bedient.

Die einzige Stadt der Niederlassung, Balize (spanisch Valize), ein verdorbener Ausdruck für Vallis, einen berüchtigten englischen Buccanier, wird von dem gleichnamigen Flusse in zwei Hälften getheilt. Ein tiefer Einschnitt des Meeres, der oberhalb der Stadt bis an den Fluß reicht, bildet aus der rechten Seite derselben eine völlige Insel. Die Zahl der Häuser mag sich auf 500 belaufen; sie sind theilweise sehr zweckmäßig eingerichtet, gut gebaut, geräumig, ja einige können Anspruch auf Eleganz machen. Doch gibt es nur wenig massive, auch sind sie meist nur ein Stockwerk hoch. Die Straßen sind gerade und regelmäßig und von Quergassen durchschnitten. Die Hauptstraße läuft vom Gouvernementshause, das auf der rechten Seite des Flusses am äußersten Punkte der erwähnten Insel liegt, über eine Brücke nach dem jenseitigen Stadttheile. Neben dem Gouvernementshause steht die Kirche, die einzige der Niederlassung. Reihen von Kokosnuß- und Tamarindenbäumen ziehen sich durch alle Straßen, und gewähren überall Schatten und Kühle. Ein beträchtlicher Sumpf, der, drei englische Meilen im Umfang, nördlich an die Stadt gränzte, ist ausgetrocknet worden. Das Fort St. George liegt eine halbe Meile vom Fluß entfernt auf einer Insel, es ist niedrig, hält 600 Fuß in die Länge, 200 in die Breite, und wird von dem Ballast unterhalten, den hier jedes Fahrzeug nach Maaßgabe seines Tonnengehaltes zurücklassen muß.

Drei und vierzig englische Meilen südlich von Balize liegt die Halbmondinsel, merkwürdig durch ihren Leuchtthurm. Auch dieses Eiland nimmt sich von fern niedrig und flach aus, in der Nähe aber findet man, daß es sich über alle benachbarten Inseln bedeutend erhebt. Der Thurm ward 1821 auf dem höchsten Punkte der Insel, einem felsigen 50 Fuß über dem Wasserspiegel erhabenen Vorgebirge, errichtet; vom Sockel bis zur Warte hält er 22 Fuß Höhe. Seine Form ist pyramidalisch; das Licht brennt von Sonnenuntergang bis Aufgang, wofür der Wächter 400 Pfund bezieht. Auch bei Tage ist der Thurm wegen seiner glänzend weißen Farbe von Nutzen. Diese Insel, früher der Aufenthalt von Flibustiern, ist nun der Wohnsitz der Lootsen. Es sind sehr mäßige, thätige Leute, die nur selten zu Klagen Anlaß geben. (Schluß folgt.)

Nachgelassene Werke Champollions. Nach Champollions Tode fanden sich zum großen Leidwesen aller Freunde ägyptischer Alterthümer mehrere wichtige Manuscripte nicht vor, unter andern zwei, welche Sylv. Sacy in seiner Lobrede auf Champollion erwähnt hatte. Jetzt haben sich dreizehn bisher fehlende Manuscripte bei einem ehemaligen Schüler Champollions, Namens Salvolini, vorgefunden, der vor kurzem zwei Abhandlungen: „über die Feldzüge des Sesostris," und „über die Zeitbestimmung bei den Aegyptiern" herausgab, und namentlich die Angaben Champollions nachgeschrieben hat. (Athenäum v. 15 Jun.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.)

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1840.

Verfall Bagdads.

(Aus Frasers Travels in Kurdistan, Mesopotamia etc. 1834.)

Bagdad ist im Vergleich mit der Zeit vor dem Jahre 1830 eine Ruine und eine Wüste, eine Veränderung, die durch eine Reihenfolge von Unfällen herbeigeführt wurde, wie sie kaum je eine neuere Stadt erfahren hat. Pest, Ueberschwemmung und Hunger tödtete die Bevölkerung, und rissen die Mauern und Gebäude der großen Stadt nieder, und die Tyrannei der Menschen, schlimmer als alle Plagen Gottes, thaten das Uebrige. Gegen das Ende der Laufbahn Daud Pascha's, d. h. im Jahre 1830, hatten seine Feinde in Konstantinopel gesiegt, und sein Fall war beschlossen, aber er hatte sich dermaßen festgesetzt, daß die ganze Macht des türkischen Reichs ihn nicht hätte stürzen können, wenn nicht eine mächtigere Hand über ihn gekommen wäre. Daud hatte eine tüchtige Armee gebildet, und hätte aller militärischen Anstrengungen der Pforte spotten können, wäre nicht im Anfange des Jahres 1831 die Pest von Persien her eingebrochen. Schon im Februar waren einzelne Fälle vorgekommen, manche Einwohner waren entflohen, oft nur um anderswo zu sterben, im März war endlich nichts mehr zu verbergen, und bis zum 10 April waren in der östlichen Stadt, wo der vornehmere Theil der Einwohner sich befindet, schon über 7000 Menschen gestorben. Nicht besser lauteten die Nachrichten von der Westseite her, und hier ward das Unheil noch vergrößert durch das Steigen der Gewässer des Tigris, der seine Dämme überfluthete, das niedere Land im Westen bedeckte, und mehrere tausend Häuser zerstörte. Inzwischen hatten sich auch die Araber wie hungrige Raubthiere umher gesammelt, und plünderten jeden, der die Stadt verließ, rein aus.

Vom 16 bis 21 April starben, so viel man berechnen konnte, etwa 2000 Personen des Tags; die Regimenter des Pascha's, 700 Mann stark, waren zum Theil schon auf 200 zusammengeschmolzen, und die Berichte aus der Nachbarschaft lauteten noch schlechter als aus der Stadt. Zudem stieg immer noch das Wasser in dem angeschwollenen Strom, und die Gefahr einer gänzlichen Ueberschwemmung wurde mit jedem Tag drohender. Am 21 stieg es bis auf einen Fuß zur Höhe der Uferdämme hinan.

Am 24 war aller Zeug zu Todtenhemden verbraucht, und die Todten mußten in ihren gewöhnlichen Kleidern begraben werden. Wasser war, obgleich der Strom sehr nahe war, um keinen Preis zu haben, weil kein Wasserträger mehr durch die Straßen ging und die Zahl der Todten innerhalb der Stadt rechnete man auf 30,000, ohne daß sich noch eine Verminderung kund gegeben hätte, ja am 26 April sollen 5000 gestorben seyn; wenn auch diese Zahl übertrieben seyn mag, so ist doch kein Zweifel, daß sie 4000 überstieg. Zugleich war das Wasser furchtbar gestiegen, und die Angst vor einem Einbruch desselben war entsetzlich. Dennoch übertraf die Wirklichkeit die schlimmsten Befürchtungen, in der Nacht fiel ein Theil der Mauer ein, und das Wasser ergoß sich in vollem Strome in die Stadt. Das Judenquartier ward schnell überschwemmt, und 200 Häuser fielen mit einem Mal. Auch ein Theil der Mauer der Citadelle stürzte ein, und da das Cement, mit welchem der größte Theil aufgebaut ist, sich leicht im Wasser auflöst, so war keine Hoffnung vorhanden, daß irgend ein Haus oder eine Mauer langen Widerstand leisten werde. In der darauf folgenden Nacht wurde der ganze untere Theil unter Wasser gesetzt, 7000 Häuser sollen plötzlich eingestürzt seyn, und Kranke, Sterbende und Todte mit den Gesunden unter den Trümmern begraben haben. Unterrichtete Leute behaupten, daß hier 15,000 Menschen auf einmal umkamen, und die Berechnung scheint keineswegs unglaublich, wenn man erwägt, wie gedrängt der noch bewohnbare Theil der Stadt mit Menschen angefüllt war, und daß wegen der Ueberschwemmung Niemand aus der Stadt fliehen konnte.

Zu gleicher Zeit stieg die Schwierigkeit, sich Lebensmittel zu verschaffen, und angesehene Personen bettelten um die geringsten Bedürfnisse. Die Todten lagen in furchtbarer Anzahl auf den Straßen, und es gab keine Mittel, sie fortzuschaffen. Der Beherrscher der unglücklichen Stadt theilte das Elend der Einwohner in vollem Maaße: sein Haus glich einer Ruine, wo er jede Nacht fürchtete, unter den Ruinen erschlagen zu werden. Er wollte auf einem Boote zu Wasser entfliehen, fand aber keine Ruderer, um es zu bemannen, alle Furcht vor ihm war verschwunden; von den hundert Georgiern, die ihn sonst umgaben, waren noch vier am Leben. Seine Ställe fielen, wie

der Palaſt ſelbſt, in Trümmer, und die edlen Roſſe rannten wild durch die Straßen, wo ſie auffing, wer konnte; die meiſten wurden an die Araber verkauft. Wenn es dem Paſcha ſo erging, ſo kann man ſich einen Begriff von dem Elend der großen Maſſe machen.

Auch war die furchtbare Verheerung keineswegs auf die Stadt Bagdad beſchränkt: im Paſchalik umher ging es nicht beſſer. Die Stadt Hillah, welche vor der Peſt 10,000 Menſchen zählte, wurde faſt völlig entvölkert. Eine große Karawane war im Anfang der Sterblichkeit nach Damascus aufgebrochen, hatte aber das Peſtgift ſchon mitgenommen; zudem wurde ſie auf einer Anhöhe von dem ausgetretenen Waſſer eingeſchloſſen und der größere Theil kam um; von einer nach Hamadan aufgebrochenen Karawane ſtarb gleichfalls mehr als die Hälfte auf der Straße.

Der erſte Schimmer der Hoffnung leuchtete im Anfang Mai's, als das Waſſer zu ſinken begann; bald darauf kam etwas Reis in die Stadt. Am 4 Mai zeigte ſich auch eine Milderung in der Peſt ſelbſt: die vorhergehenden Tage waren ſchön und klar geweſen, und die wachſende Hitze ließ erwarten, daß die Heftigkeit der Peſt abnehmen würde; von dieſem Tage an wurde es auch allmählich beſſer. Aber gegen 100,000 Menſchen, etwa zwei Drittheile der Bevölkerung, waren durch die Peſt, die Fluthen und den Hunger umgekommen. Die Ueberſchwemmung hat allerdings zu der großen Sterblichkeit weſentlich beigetragen, erſtens weil ſie die Flucht verhinderte, und zweitens durch das Eindringen des Waſſers in die Stadt ſelbſt, wodurch nicht nur Tauſende ertranken, oder unter den Ruinen ihrer Häuſer begraben wurden, ſondern auch, weil der Ueberreſt in einem ſehr verminderten Raum auf den trockenen Stellen zuſammengedrängt und zu 20 und 30 in angeſteckte Häuſer gezwängt war, ohne Kleider, ohne Lebensmittel und ohne die Mittel, Feuer zu machen. Doch abgeſehen von dieſem Umſtand wurden in Perſien faſt alle Städte auf gleiche Weiſe heimgeſucht. Kermanſchah, Hamadan, ganz Kurdiſtan verloren in faſt noch ſtärkerem Verhältniß. Eben ſo Maſanderan und Aſtrabad. Die Bevölkerung von Gilan wurde auf ein Funftel, die eigenen Einwohner ſagen auf ein Zehntel, reducirt, die Stadt Reſcht völlig entvölkert; eben ſo Lahadſchan, Fomen, Teregoram.

In Bagdad hörte die Peſt bei der zunehmenden Hitze auf, am 26 Mai zählte man keine Fälle mehr, und der unglückliche Ueberreſt betrachtete nun das Bild der Zerſtörung: von ſämmtlichen Gebäuden Bagdads ſtand nur noch ein kleiner Haufen an den Ufern des Fluſſes, wo der Boden am höchſten iſt, nebſt einigen Moſcheen, deren Mauern und Grundlagen feſter gebaut waren, als gewöhnlich, ſogar von den noch aufrecht ſtehenden Gebäuden war kaum eines unbeſchädigt. Selbſt nachdem das Waſſer gefallen, ſtürzten noch manche Häuſer ein, weil der Grund unterwaſchen worden war. Von dem Klumpen erhaltener Gebäude bis zu den Stadtmauern war ein weiter Raum, der mit den Ruinen von zwei Drittheilen der Stadt bedeckt war, und hie und da ein großer See, den das zurückgelaſſene Waſſer gebildet hatte. Von den langen Linien des Bazars war die Mehrzahl gleichfalls zerſtört, und es dauerte lang, ehe der Ueberreſt ſich wieder füllte und Buden geöffnet wurden. Die meiſten Kaufleute und faſt alle Handwerker waren todt. Lange Zeit nachher noch, wenn man nach einem Manufacturartikel fragte, wegen deſſen Bearbeitung ſonſt die Stadt berühmt geweſen, war die Antwort: „ach, jetzt iſt das nicht mehr zu bekommen, alle die, welche dergleichen Sachen machten, ſind an der Peſt geſtorben.“

Nach der Peſt kam wie gewöhnlich die Hungersnoth, und raffte einen Theil derer, welche die Peſt übrig gelaſſen hatte, hin. Die Zerſtörung der umliegenden Dörfer und die Folgen des Kriegs und der Raubluſt, welche die Bewohner der Umgegend Unterkunft und Schutz in der Stadt zu ſuchen zwangen, hat einigermaßen die Bevölkerung wieder gehoben, von der jedoch in den zwei folgenden Jahren durch erneuerte Ausbrüche der Peſt wieder das einemal 5000, das anderemal 7000 Perſonen weggerafft wurden. Die letzte im J. 1833 wurde dadurch veranlaßt, daß der Paſcha — nicht mehr Daud, der nach der Peſt, die ſeine Macht gebrochen, durch die Intriguen zu Konſtantinopel und die Macht ſeiner Feinde fiel, ſondern Ali, ehemaliger Paſcha von Aleppo — die Karawane von Kirmanſchah, wo die Peſt wüthete, in die Stadt einziehen ließ, um den Zoll nicht zu verlieren. Die Peſt wäre, namentlich im Jahre 1833, wahrſcheinlich wieder ſo heftig geworden, wie je, wenn nicht dießmal Jedermann ungehindert die Stadt hätte verlaſſen können; ganze Quartiere zogen aus beim erſten Auftreten derſelben.

Indeß war das Maaß des Unglücks noch nicht voll: ſchon der oben erwähnte Sturz Daud Paſcha's war nicht ohne Kampf und Unruhe vorübergegangen, nachher zerfiel der neue Paſcha mit den umwohnenden Araberſtämmen, die ihm bei der Bezwingung Dauds beigeſtanden, und drei Monate lang hielt der Scheik der Dſcherboah-Araber die Stadt blokirt und plünderte die umliegenden Dörfer, ohne daß der Paſcha im Stande geweſen wäre, etwas gegen ihn auszurichten; es blieb ihm nichts übrig als einen andern Araberſtamm, die Aneizah, gegen die Dſcherboah aufzureizen, und ſo den Krieg im Lande ſelbſt zu organiſiren. Die Folgen davon für das ganze Meſopotamien laſſen ſich denken.

Die geheimen Geſellſchaften der Chineſen.

(Fortſetzung.)

In Java, Rhio und vielen andern holländiſchen Niederlaſſungen haben ſie von Zeit zu Zeit gefährliche Verſchwörungen gegen die Regierung geſtiftet. In der engliſchen Colonie Penang haben die Brüderſchaften ſich im Jahre 1799 vereinigt und der Regierung Trotz geboten, und ſind nur durch die kräftigſten Maaßregeln zur Unterwürfigkeit gebracht worden. Bei der Unterſuchung kam an den Tag, daß ſie ſich durch die feierlichſten Eide gelobt hatten, in dem Verſuche die brittiſche Herrſchaft abzuſchütteln und ein unabhängiges Gouvernement zu errichten, einander treulich beizuſtehen. Nach dem Zeugniſſe von Major Low, Commandanten der Provinz Wellesley, gehören die Chineſen auf der Zuckerpflanzung Batta Kawan faſt alle zu Einem Club oder Kongſi, und waren bis 1829 ſehr unruhig, ſo daß ſie bei mehreren Gelegenheiten ſich auf das Blaſen auf einem

Büffelhorn gegen die Civilbehörden erhoben. Sie bewaffneten sich bei diesen Gelegenheiten mit langen, hölzernen Spießen, deren Ende im Feuer gehärtet war, so wie mit eisernen Wurfwaffen, welche einem Dreizack glichen, da ihre mittlere Spitze länger war, als die beiden äußern. Gegenwärtig sind sie vergleichungsweise ruhig. Derselbe Beobachter, der als Richter viele Gelegenheit hatte, sich von den praktischen Wirkungen dieser Verbrüderungen in Penang zu überzeugen, berichtet, daß wenn ein Chinese wegen eines Verbrechens, so groß es auch seyn mag, verhaftet wird, die ganze Gesellschaft, der er angehört, allem aufbietet, ihn frei zu bekommen. Sie bezahlen einen Advocaten durch Subscriptionen, bestechen die Zeugen, um sie zu entfernen, oder sie zu falschen Angaben zu bewegen, bedrohen die gewissenhafteren mit furchtbarer Rache, helfen dem Angeklagten sich aus dem Gefängniß zu retten u. s. w. Wenn Ein Kongsi dem andern durch die Anklage eines Mitglieds entgegengesetzt ist, so gehen diese illegalen Umtriebe über alles Maaß.

Diese Combinationen haben oft die Ausübung der Justiz verhindert, und man klagt sie vieler Räubereien und Mordthaten an, besonders in Singapur, wo eine Menge von ihnen im Gebirge und in den Wäldern des Innern angesiedelt ist. Diese bestehen hauptsächlich aus Emigranten aus Canton, deren Club gewöhnlich mit dem der Emigranten in Fokien, welcher kürzlich errichtet wurde, im Streit lebt. In Siam waren sie vor kurzem mächtig genug, den Erpressungen der Regierung zu widerstehen, aber nach dem Zeugniß von Guzlaff sind sie vor einigen Jahren zum Theil dort ausgerottet worden.

Die Chinesen in China selbst affectiren einen großen Abscheu vor diesen Brüderschaften, wie folgendes Document sagt, das in dem „Chinese Repertory" erschienen, und aus dem Chinesischen übersetzt ist: „Die Emigranten, welche aus dem Archipelagus zurückkommen, machen eine traurige Beschreibung von dem Zustande der chinesischen Colonisten dort. In allen Colonien sind geheime Gesellschaften entstanden, welche alle Zweige der Gesellschaft der Triade sind. Sie haben geheime Zeichen und unverständliche Sprachen, was beweist, daß sie zu dieser verhaßten Gesellschaft gehören. Kürzlich haben sich diese Verbindungen sehr vermehrt, und bestehen aus zahlreichen Mitgliedern, welche gleich mächtig und leidenschaftlich sind. Sie nennen sich die Land- und Seegesellschaft, und die sich in Gerechtigkeit erhebende Gesellschaft. Diese beiden Verbrüderungen sind über den ganzen Archipel verbreitet, und alle Mitglieder gehorchen blind ihren Chefs, welche den Titel „großer Bruder" führen. Die Verbindung verzweigt sich in jeder Colonie in vier, acht oder zwölf Aeste, und aus jedem derselben entspringen zahlreiche Zweige, deren jeder seinen Chef hat, welcher der ältere Bruder heißt. Sobald ein Emigrant aus China ankommt, schickt die Brüderschaft Emissäre an ihn, um ihn einzuladen, an ihr Theil zu nehmen, und wenn er es ablehnt, wird er sogleich verfolgt. Uebrigens sind die beiden genannten Gesellschaften oft unter sich im Streit, und wer nur zu Einer, und nicht zu beiden gehört, ist ebenfalls der Verfolgung ausgesetzt. Chinesen, welche aus Bengalen kommen, nachdem sie sich dort ein Vermögen erworben haben, werden von diesen Banditen ins Gebirge zu Lustpartien eingeladen, und wenn man sie an einen einsamen Platz gelockt hat, ermordet und geplündert. Die Hälfte der Beute gehört der Gesellschaft, die andere den Mördern. Die localen Behörden haben bisweilen Nachricht davon erhalten, und die Mörder eingesetzt, aber die Gebräuche in den europäischen Colonien sind fehlerhaft, indem Zeugen nöthig sind, ehe eine Verurtheilung ausgesprochen werden kann, und keine Tortur angewandt werden darf, so daß der Richter, wenn er einen oder zwei Zeugen auf der einen, und hundert auf der andern Seite findet, lossprechen muß. Wenn daher auch die Landsleute des Fremden seine Mörder anklagen, so stehen Hunderte und vielleicht Tausende von Zeugen gegen Einen Mann auf, und die ganze Brüderschaft bietet sich zur Bürgschaft für den Angeklagten an. Die Behörden sind auf diese Art oft geblendet worden, und die Zeugen für den Ermordeten müssen die Colonie schnell verlassen, um der Rache der Verbündeten zu entgehen."

(Schluß folgt.)

Verminderung des Wagengeräusches durch Holzräder.

Seit der Erfindung der Asphaltpflaster ist man auf den Einfall gekommen, kubische Stücke Holz in einem mit Bitumen angefüllten Kessel zu sieden, und man hat in der Oxford-Street zu London einen Versuch gemacht, mit solchen kubischen Stücken zu pflastern. Der Erfolg war vollständig, das Pflaster widersteht der Fäulniß, nutzt sich sehr wenig ab, und befreit so diese Straße von dem Wagengerassel. Nachstehendes ist aber eine viel ökonomischere Methode, denselben Zweck zu erreichen: man versieht die Wagenräder mit solchen in Asphalt gekochten Holzstücken; sie werden festgemacht zwischen zwei Seitenreifen (cercles latéraux), die leicht nach innen gebogen sind, um die hineingetriebenen kubischen Holzpflöcke festzuhalten. Diese Holzpflöcke stehen nur um einen Zoll über die Seitenreife hervor, und sind stark untereinander festgekeilt. Nachdem man diese Räder einige Monate gebraucht hat, wirft sich das Holz am Rande ein wenig, aber einige Stöße mit dem Hobel stellen die Sache wieder her. Eine solche Einfassung mit Holz an einem schweren Fuhrwerke dauert länger als eine eiserne Feige. Diese neuen Räder haben den Vortheil, das Pflaster nicht zu verderben, und die Fuhrleute können sie selbst herstellen, wenn sie sich die in Asphalt gekochten kubischen Holzpflöcke kaufen. (Echo du Monde Savant vom 17 Junius.)

Brittischer Holzdistrict auf der Hondurasküste.

(Schluß.)

Die Bevölkerung der ganzen Niederlassung ist noch immer sehr gering, und scheint seit den letzten 20 Jahren kaum im Steigen zu seyn. Nach dem Census von 1823 betrug sie mit Einschluß des Militärs 5174, wovon die Sklaven ungefähr die Hälfte bildeten. Im Jahre 1826 war sie auf ungefähr 8000 angewachsen, hat sich aber nach der Zählung von 1835 wieder um ein Paar tausend vermindert. Bedenkt man, daß auf die Stadt allein ungefähr 5000 Menschen kommen, so bleibt für den ausgedehnten District nur eine sehr magere Bevölkerung übrig. Auch hat der Besuch der Cholera im Jahre 1836

in Balize dem Steigen der Volksmenge für die nächsten Jahre ein Ziel gesetzt. Die schwarze Race, theils Sklaven, theils Freie, ist bei weitem die zahlreichste, während die rein Weißen kaum ein Sechstheil des Ganzen betragen. Dafür zeichnen sie sich vor den Schwarzen und Farbigen, so wie vor den spärlichen Ueberresten der Ureinwohner durch ihre körperliche Schönheit und Muskelkraft aus. Ein Baymann (dieß ihr Name) könnte nicht selten dem Plastiker das ausgezeichnetste Modell zu einem Hercules abgeben. Freilich stehen ihre geistigen Fähigkeiten imit diesen körperlichen Vorzügen nicht im Verhältniß. In beidem aber nehmen die Ureinwohner, eine schwache, schüchterne Race, die unterste Stufe ein.

Die Niederlassung enthält keine besondern Kirchspiele, vielmehr sind alle nach Balize eingepfarrt, wo die einzige Kirche sich befindet, die ungefähr 600 Menschen fassen mag. Es läßt sich hieraus schließen, daß die bewohnten Ländereien sich nicht zu fern von der Stadt befinden, und daß entlegenere Distriete noch immer so viel als gar nicht bewohnt sind. Außer der Kirche gibt es in der Stadt noch zwei Bethäuser von Dissentern, ein wesleyanisches und ein baptistisches. Die Schule zu Balize, gleichfalls die einzige öffentliche der Niederlassung, ward 1836 von 47 Knaben und 79 Mädchen besucht. Die Lehrmethode ist das Madrassystem. Außerdem gibt es fünf Privatunterrichtsanstalten, eine wesleyanische Methodisten-Sonntagsschule und eine baptistische.

An der Spitze der Regierung steht ein von dem König ernannter Oberintendant, welcher die Interessen der Colonisten zu vertreten, sie gegen unbefugtes Eindringen Fremder zu schützen und alle die Rechte der Krone betreffenden Angelegenheiten wahrzunehmen hat. Ihm zur Seite befindet sich ein gesetzgebender und vollziehender Körper unter dem Namen des Magistrats von Honduras, dessen Beschlüsse durch Genehmigung des Oberintendanten Gesetzeskraft für die Colonie erlangen. Dieses Collegium besteht aus sieben Mitgliedern, die auf Ein Jahr von den Einwohnern gewählt werden. Die Wahl erfolgt durch den Poll; derselbe ist zwanzig Tage geöffnet, nachher nimmt ein General-Prevost das Scrutin vor. Wer unadelhaft gewählt ist, dem kann der Oberintendant die Bestätigung und Beeidigung auf getreue Amterfüllung nicht versagen. Die Magistratsglieder sind die Räthe des Intendanten, die Wächter der öffentlichen Ruhe, die Richter an den Gerichtshöfen, Vormünder der Waisen und Blödsinnigen, auch liegt ihnen die Reinlichkeitspolizei ob, die sie aber auf andere vertraute Personen übertragen können. Ebenso gehört zu ihrem Ressort die Aufbewahrung gestrandeter Güter, sie reguliren die Einkünfte und controliren den Schatzmeister, welcher keine Gelder ohne die einwilligende Unterschrift von vier Magistratsgliedern ausbezahlen darf. Für alle diese Amtsobliegenheiten beziehen sie keinen Gehalt.

In der Strafrechtspflege ist das Institut der Geschwornen eingeführt, von ihren Entscheidungen geht die Appellation unmittelbar an den brittischen geheimen Rath, es wird aber von diesem Rechtsmittel nur selten Gebrauch gemacht.

Das Militär ist ungefähr 1000 Mann stark. Es besteht aus einer Abtheilung Artillerie und einem Linienregiment. Die Niederlassung besitzt auch eine kleine Marine unter dem Namen der königlichen Honduras-Flottille. Beide, Land- und Seemacht, stehen unter dem Befehle des Oberintendanten.

Mit den Einnahmen sind auch die Ausgaben der Colonie bedeutend gestiegen. Im Jahre 1807 betrugen jene etwa 7600 Pfd., diese ungefähr 8000 Pfd. Gegenwärtig ist das Verhältniß umgekehrt, die Einnahmen betragen ungefähr 20,000 Pfd., die Ausgaben 15,200 Pfd. Diese letztern bestehen meist in den Besoldungen des Intendanten, der Militärbeamten und der Geistlichen, von denen der erstere 1500 Pfd. bezieht, sodann in den Kosten öffentlicher Bauten, wofür jährlich 6000 Pfd. ausgesetzt sind. Die Einnahmen fließen aus den Zöllen, den Strafen und den Marktabgaben. Das Recht der Auflage steht der allgemeinen Versammlung der Colonisten zu, deren Beschlüsse der Genehmigung des Oberintendanten unterliegen. Alle möglichen Gegenstände der Einfuhr werden besteuert, mit Ausnahme des Mahagonyholzes, das aus den ehemaligen spanischen Besitzungen eingeführt wird, indem dieser Artikel in Folge der Instructionen der brittischen Regierung durch eine Proclamation des Oberintendanten am 5 Mai 1836 freigegeben ward.

Im Allgemeinen ist der Handel fortwährend im Steigen. Im Jahre 1824 betrug die Einfuhr zu 15,787 Tonnen die Summe von 262,988 Pfd., im Jahre 1836 aber zu 28,815 Tonnen die Summe von 340,554 Pfd. Hievon kommen auf England ungefähr zwei Drittel, das letzte Drittel meist auf die vereinigten nordamerikanischen Freistaaten, Mexico und einige westindische Inseln. Die Ausfuhr betrug 1824 272,826 Pfd., und stieg im Jahre 1836 auf 495,115 Pfd., wovon allein 399,546 Pfd. nach England gingen, das Uebrige meist in die Vereinigten Staaten. Hauptausfuhrartikel ist das Mahagonyholz, 1836 9,768,295 Fuß. Diesem zunächst gedeiht seit 1829 die Ausfuhr von Cochenille, dagegen hat der Handel mit Gelbholz seit einigen Jahren ganz aufgehört, und auch der mit Indigo und Campecheholz hat gegen frühere Jahre ziemlich abgenommen.

Die Zahlungen geschehen in Gold und Silber, da das Papiergeld in der Colonie nicht cursirt.

Miscellen.

Beispiel von Saponification. Auf dem Kirchhofe zu Bonnay bei Cluny fand man kürzlich einen Sarg mit einer Leiche, die, obgleich schon seit mehrern Jahren begraben, doch noch völlig erhalten schien. Diese Entdeckung machte einen großen Eindruck auf die Volksmenge, welche glaubte, es sey hier ein Heiliger begraben. Die Masse der Neugierigen, die herbeiströmte, war ungeheuer. Nun wurde die Ausgrabung verordnet, und es fand sich, daß hier die seltsame Umwandlung, die man Saponification, Verwandlung in eine seifenartige Masse, nennt, vorgegangen war. Die Erde, in welcher der Sarg lag, war Thonkalk, weich und frucht, und somit dem Zugang der atmosphärischen Luft völlig unzugänglich. (Franz. Bl.)

Denkmal für Ludwig den Heiligen. Es ist kürzlich ein Architekt von Paris nach Tunis abgegangen, um dort ein Denkmal für den heiligen Ludwig zu errichten. Der Plan dazu wurde schon von Karl X gefaßt, der deßhalb beim Bey die nöthigen Schritte gethan hatte. Die Einwilligung desselben kam aber erst vor einiger Zeit nach Paris. (ibid.)

Literarischer Fund. Prof. Lee von der Universität zu Cambridge fand zu Shrewsbury eines der verlorenen Werke des Eusebius, des bekannten Verfassers einer Kirchengeschichte, in syrischer Uebersetzung. (Echo du Monde Savant vom 17 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1840.

Fanny Elsler in Amerika.

Im Jahr der Gnade 1840 beschloß die zauberhafte Sylphide Fanny Elsler, nachdem sie ihre Gambaden zu großer Erbauung der Pariser Badauds daselbst längere Zeit zur Schau getragen, auch den republicanischen Yankees ihre Kunst zu produciren. Alsbald stiegen die Preise auf dem Dampfleviathan, Great Western genannt, aufs Drei- und Vierfache, denn jeder wollte mit der Zauberin hinüberfahren nach Westen, und in Amerika erhob sich großer Rumor, als sollten „Zeichen und Wunder geschehen." Im Morning Herald steht ein Bericht, datirt vom 6 Mai, worin man über die ewig denkwürdige Ankunft der Tanzheldin liest, wie folgt: „Fanny Elslers Ankunft ist in den Theaterjahrbüchern ein so großes Ereigniß, als das Auftreten der Malibran. Wie diese ist sie ein Non-plus-ultra von Genie, Lebendigkeit, Einfalt und Erhabenheit in ihrer Kunst. Ihr Verlangen, Amerika von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ist eine Art romantischer Schwärmerei. Als sie nun dem Ufer sich näherte, holte der Capitän Hoskins, der den Great Western commandirt, mit einem Schöpfeimer ein wenig Schlamm herauf, und sprach also zu Fanny: „das ist amerikanischer Grund und Boden!" — „O, laßt sehen," rief die entzückte Fanny, und küßte die Erde mit demselben Enthusiasmus, womit einst Columbus das Ufer küßte, als er zum erstenmal den Fuß auf das feste Land der neuen Welt setzte." Die Glossen über diesen Schlammkuß überlasse ich*) dem Leser, indem ich offenherzig gestehen muß, daß mein Verstand dabei völlig stillsteht. Doch ich erzähle wörtlich weiter.

„Die Aufregung zu Neu-York, als Fanny Elslers Ankunft ruchtbar wurde, war wunderbar. „Wollt Ihr den Koffer möglichst schnell durchsehen?" frug ein Herr den Zollbeamten. — „Alsbald!" entgegnete dieser. — „Er gehört Miß Elsler!" — „Was? versteh' ich Euch recht?" — „Miß Elsler, sag ich." — „Wie! Miß Fanny Elsler!" und der Commis gab den Koffer, ohne nachzusehen, zurück, und rief: „wo ist sie? wo ist sie?" Schon lief unter der Volksmenge das Gerücht von Mund zu Mund: Fanny Elsler ist ans Land gestiegen! und Alles, was Beine hatte, lief und rannte, und guckte jeder Dame unter den Hut, um zu sehen, ob sie es sey. „Habt Ihr noch Zimmer frei, Hr. Cozzers?" Hr. Cozzers ist der Inhaber des Hotels, in welchem Miß Fanny Elsler geruhen wollte, ihren Einzug zu halten. „Alles übervoll!" — „Ich muß aber für Miß Fanny Elsler Zimmer haben." — „Für Fanny Elsler?" — „Ja." — „Tom! Bob! Bill! lauft, macht die Zimmer für Miß Fanny Elsler zurecht." Und das ganze amerikanische Hotel war wie durch einen Zauberschlag voll Leben, Bewegung, Staunen und Bewunderung. Schon waren alle Plätze für die ersten Vorstellungen der Tänzerin zu Neu-York voraus bestellt, drei- und vierfache Preise angeboten. Auch die Schauspieldirectoren der Quäkerstadt Philadelphia und von dem puritanischen Boston flogen herbei, um Fanny Elsler zu engagiren, da sie leider nur ein halbes Jahr von Frankreich abwesend seyn kann."

Wie Bruder Jonathan jubelte, als Fanny tanzte, und wie er weinen und klagen wird, wenn sie zum Abschied noch einmal den amerikanischen Uferschlamm küßt, darüber werden wahrscheinlich die amerikanischen Journale nochmals Bericht geben.

So weit der Correspondent des Arnheim'schen Courant. Eine Probe des Entzückens ist folgende. „Von nun an," sagt ein Journal nach einem Bericht über das Ballet Tarentula, „von nun an wird Amerika das Recht haben, in den großen Rath der Gebildeten einzutreten, welche über einen glänzenden Ruf eine Entscheidung fällen. Niemand wird mehr diese Taufe entbehren, Niemand auf diese Anerkennung einer ganzen Welt verzichten wollen, die Fanny Elsler zuerst mit sich nimmt. Neben ihrem Ruhm wird jeder andere Ruhm in Europa unvollständig seyn. Fanny Elsler ist der Lafayette der Oper."

*) Dieß ist ein Ungenannter, der diesen Artikel in den Arnheim'schen Courant Nr. 116 v. d. J. einsandte.

Die geheimen Gesellschaften der Chinesen.

(Schluß.)

Man hat von einem der Eingeweihten in Malacca folgende Aussage über die Ceremonien der Aufnahme eines Bruders

und über die Eidleiſtung erhalten. Die Statuten der Triade ſind in einem Buch verzeichnet, welches der Chef der Geſellſchaft, der den Titel Tai-ko (der ältere Bruder) führt, bei ſich behält. Er hat zwei Untergeordnete, welche der zweite und der dritte Bruder heißen, und die ihm in der Verwaltung der Ordensangelegenheiten beiſtehen, und den Candidaten zur Aufnahme zu ihm führen. Der Tai-ko führt dann den Novizen Nachts vor das Bild des Schutzgeiſtes der Verbrüderung, das in dem Verſammlungsſaale ſteht, das Buch der Statuten wird geöffnet und vor das Götzenbild gelegt, zu deſſen Rechten und Linken vier Männer mit blanken Schwertern ſtehen, die ſie in einem Bogen über den Novizen halten. Das Buch liegt neben einem Becher, der eine Miſchung von Branntwein u. ſ. w. enthält, auf einem Tiſche; es wird dann dem Novizen, der unter den Schwertern ſteht, gebracht. Der Tai-ko ſitzt mit einem Dolch bewaffnet auf einer Art von Thron, und fragt den Candidaten, was er wolle. Dieſer antwortet, daß er unter die Mitglieder der Geſellſchaft aufgenommen zu werden wünſche. Der Tai-ko fragt: „wie kannſt du eintreten, da du dich ſo vielen Prüfungen zu unterwerfen haſt?“ der Candidat antwortet, daß er ein Fremder ſey, ohne Eltern, Brüder und Schweſtern, und daher bitte, daß der Tai-ko ihm künftig ihre Stelle verſehe. Der Tai-ko fragt dann dreimal, ob dieſe Ausſage wahr ſey, und ruft nach dreimaliger Antwort mit feierlicher Stimme aus: „Wenn du in Wahrheit an unſrer Brüderſchaft Theil nehmen willſt, ſo iſt nöthig, zuerſt drei feierliche Eide vor dem Götterbild zu leiſten.“ Man rührt nun Trommeln, bäuft gelbes Papier auf das Feuer, der Candidat tritt herzu und wirft ſich dreimal vor dem Feuer nieder, worauf die zwei jüngern Brüder ihn aufheben, der Tai-ko ſteigt von dem Thron herab, übergibt ihm den Becher und den Dolch und erklärt ihm, daß er ſein Blut mit dem Inhalt des Bechers miſchen müſſe, und legt ihm folgende Eidesformeln vor. (Die Eide ſind aus einem Exemplar, das der aſiatiſchen Geſellſchaft gehört, überſetzt.)

1) Du ſollſt die Statuten befolgen, wo nicht, ſo mögeſt du durch Schlangenbiß ſterben.

2) Du ſollſt dich nicht auf deine Stärke verlaſſen und einen ſchwachen Bruder mißhandeln, wo nicht, ſo mögeſt du ſterben und unbegraben bleiben.

3) Du ſollſt, wenn die Brüder, welche die Milch deiner Mutter genährt haben, mit den Brüdern der Geſellſchaft ſtreiten, den letztern beiſtehen, wo nicht, ſo mögeſt du unter zehntauſend Schwertern ſterben.

4) Du ſollſt, wenn ein Bruder in dein Haus kommt und du Reißwaſſer haſt, es ihm geben; wenn du Reiß haſt, ihm Reiß geben; du ſollſt ihn nach Vermögen bewirthen; wo nicht, ſo mögeſt du an einem Geſchwür ſterben.“

5) Du ſollſt, wenn du in das Haus eines Bruders kommſt, und er dir nur Reißwaſſer zu bieten hat, davon genießen, wenn er Reiß hat, davon eſſen, und wenn du dich über ſeine ſchlechte Bewirthung beklagſt, mögeſt du enthauptet werden.

6) Du ſollſt, wenn ein Bruder in Noth iſt, ihm helfen, wenn ihn ein Unglück befällt, ihn unterſtützen, wo nicht, ſo mögeſt du auf der tiefen See untergehen.

7) Du ſollſt, wenn ein Bruder ſpielt, nicht an demſelben Orte ſpielen, wo nicht, ſo mögeſt du Blut brechen und ſterben.

8) Du ſollſt nicht über die Angelegenheiten der Brüderſchaft ſprechen, oder die Geheimniſſe derſelben verrathen; wer es thut, ſoll durch einen Pfeil, der ſich verflogen hat, getödtet werden.

9) (Die Stelle des neunten Eides iſt in dem Exemplar der Geſellſchaft weiß gelaſſen.)

10) Wenn deine alte Mutter einen Gürtel hinterläßt, ſo ſollſt du ihn nicht aus Habſucht verkaufen, wo nicht, ſo ſollſt du durch eine Rakete getödtet werden.

11) Du ſollſt, wenn ein Bruder arm iſt, ihm helfen, wo nicht, ſo mögeſt du auf der Reiſe ſterben.

12) Du ſollſt ein Kind deines Bruders bei dir aufnehmen, wo nicht, ſo mögeſt du ſterben.

13) Du ſollſt dich nicht gegen eines Bruders Weib vergehen, wo nicht, ſo mögeſt du vom Blitz erſchlagen werden.

14) Du ſollſt einem Bruder, der auf der Reiſe iſt und Geſchäfte hat, darin beiſtehen, wo nicht, ſo mögeſt du auf dem Meer zu Grunde gehen.

15) Du ſollſt, wenn ein Bruder krank iſt und dich um Hülfe bittet, ſie ihm gewähren, wo nicht, ſo möge dich der Blitz erſchlagen.

16) Du ſollſt, wenn ein Bruder geſtorben iſt, und du gebeten wirſt, zum Begräbniß gehen, wo nicht, ſo mögeſt du auf dem Meere zu Grunde gehen.

17) Du ſollſt, wenn ein Bruder dem Trunk ergeben iſt, und dem Haupt der Geſellſchaft nicht gehorcht, ihm den Rand des Ohrs abſchneiden.

18) Du ſollſt, wenn ein Bruder mit Opium handelt und das Haupt es erfährt, ihm beide Ohren abſchneiden.

19) Du ſollſt, wenn ein Bruder an dem Wort eines andern zweifelt, ihm 108 Stockſchläge geben.

20) Du ſollſt, wenn ein Bruder in fremdem Lande ſtirbt, und nicht genug zu ſeinem Begräbniß hinterläßt, dazu beitragen, wo nicht, ſo mögeſt du kinderlos ſterben.

21) Du ſollſt, wenn ein Bruder in Noth zu dir kommt, mit ihm eſſen und trinken, wo nicht, ſo ſollſt du auf einer Reiſe ſterben.

22) Du ſollſt, wenn ein Bruder ſeiner Mutter nicht gehörig abwartet, ihm 36 Schläge mit dem Bambus geben.

23) Du ſollſt den, der mit eines Bruders Weib Ehebruch treibt, mit dem Schwert durchſtoßen.

24) Du ſollſt, wenn Brüder nicht in Eintracht leben, ſondern mit einander ſtreiten, ihnen 96 Stockſchläge geben.

25) Du ſollſt, wenn ein Bruder ſchlecht handelt, und an eines andern Wort zweifelt, ihm 108 Schläge mit dem rothen Holze geben. (Dieß iſt eine ſchwere Holzart, die in Malacca wohl bekannt iſt.)

26) Du ſollſt, wenn ein Bruder Geld nach China ſchicken will, und dazu von dir entlehnen will, ihm leihen, wo nicht, ſo mögeſt du ſterben wie eine Waiſe.

auf eine Straße öffnete, von der er sein Licht erhielt. Die Mauern waren mit langen Streifen vielfarbigen Papiers geziert und mit chinesischen Inschriften bedeckt. Auf der Seite gegenüber von der Terrasse hingen drei Bilder, vor denen Opfer gebracht wurden; vor ihnen stand in einem Glaskasten eine brennende Lampe, welche man nie ausgehen läßt. Vor ihr standen verschiedene Gefäße mit Weihrauch und Asche, und mit phantastischen Zeichnungen bedeckt; von der Decke hingen Lampen und ein schöner gläserner Kronleuchter herab, und an den Wänden hingen vielfache Instrumente, z. B. das Gestell eines ungeheuren Regenschirmes, hölzerne Speere, Schwerter, Stangen u. s. w., welche zu den nächtlichen Ceremonien dienen.

Ueber die Beschiffbarkeit des Indus.

(Aus Lieutenant Woods Reisenachrichten. Litterary Gazette vom 13 Junius.)

Wir begannen unsere Untersuchung des Indus, welche vom December 1836 bis August 1837 dauerte, zu Tharhah an der Spitze des Deltas, bis wohin Lieutenant Carleß von der indischen Marine die Untersuchung von der See aus gesichert hatte. Der Indus wurde den ganzen Weg aufwärts bis Mithankot an dem Verbindungspunkte mit dem Gerra oder Setledsch sondirt, und von da an wieder aufwärts bis Kalabagh, einer Stadt an dem westlichen Ufer des Stroms bei dessen Austritt aus den Bergen. Die zunehmenden Schwierigkeiten zwischen diesem Ort und Attok *), eine Strecke von 70 englischen Meilen, nöthigte mich die Hinauffahrt aufzugeben, nachdem wir durch Werpen 24 Meilen zurückgelegt hatten, weßhalb ich zu Lande nach Attok ging und von da nach Kalabagh hinabfuhr. Die Fahrt war an manchen Stellen furchtbar genug: bald schoß der Strom in einem Laufe von 9 Meilen auf die Stunde zwischen mauerartigen Ufern, bald brauste er zwischen Felsbergen hin, und die Strömung wechselte von einem Ufer nach dem andern. Die mittlere Breite des Stromes von Kalabagh bis zum Delta ist 700 Yards bei tiefem Wasserstande, bei Anschwellungen beträgt sie aber oft 4 bis 5 Meilen. Zahlreiche Schlammbänke und Untiefen stören die Schifffahrt, und das allgemeine Ergebniß meiner Untersuchungen ist nicht so günstig, als ich gehofft hatte, denn nach der vollständigsten Untersuchung und nachdem ich den Strom bei tiefem und bei vollem Wasserstande gesehen, muß ich sagen, daß der Indus nur für Dampfschiffe fahrbar ist, die nicht über 30 Zoll im Wasser gehen, und nur wiederholte Proben können zeigen, wie weit die Schifffahrt selbst für Dampfboote, die so wenig tief gehen, nützlich ist. Um diesen Mängeln der Stromschifffahrt in commercieller Beziehung abzuhelfen, sollten an gut gewählten Plätzen längs der Ufer Märkte angelegt werden, wo der Kaufmann seine Waaren niederlegen und gegen die rohen Producte der westlichen Länder austauschen könnte. Bis vor kurzem noch hatten die Länder auf dem rechten Ufer des Indus von seiner Mündung bis Attok, eine Strecke von 1200 Meilen, die ganz Afghanistan umfaßt, so wie die reichen Alluvialstriche längs seiner Ufer, keinen brauchbaren Absatzweg für ihre Erzeugnisse. Dieß ist nicht mehr der Fall: ehe aber nicht Handelsplätze am Strome angelegt sind, kann man nicht sagen, daß die Eröffnung desselben viel nützt: je mehr wir rohe Producte ausführen, desto mehr wird man verarbeitete Waaren von uns einführen; der Indigo, Zucker, Tabak und die Baumwolle am Indus sind so gut als die am Ganges, und die Masse von diesen Artikeln, welche schon Sind allein liefern kann, ist fast unermeßlich. Ein Stapelproduct der Indusländer ist Wolle, ein Handelszweig, der erst seit fünf Jahren entstand. So wie man am Indus höher hinaufkommt, stößt man auf unerschöpfliche Massen von Steinsalz, Alaun und Schwefel im Gebirge. Auch Kohlen wurden an mehrern Orten entdeckt.

*) Hier immer Attak geschrieben.

Ueber die Benutzung des Rhonedelta's. *)

Das Echo du Monde Savant vom 17 Junius enthält hierüber Folgendes: „Das Rhonedelta verdient durch seine Ausdehnung, durch die jetzige Unfruchtbarkeit des größten Theils seiner Oberfläche, die Fruchtbarkeit, die man ihm geben könnte, die schönen Merinoheerden, die Pferde von afrikanischer Race, die man daselbst zieht, endlich durch die dort in neuerer Zeit durch Compagnien und große Grundeigenthümer unternommenen Arbeiten in besonderem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit, und doch ist hier noch nichts geschehen, so viel man auch Millionen für andere weit minder wichtige Landstriche verschwendet hat. Auf einer Strecke von 100,000 Hectaren, die von großen Städten umgeben ist, auf einem von Natur nivellirten Boden, wo Terrassenarbeiten sehr leicht zu bewerkstelligen sind, ist auch nicht Ein schiffbarer Canal, nicht Eine große Straße, nicht einmal ein Vicinalweg, der so gut unterhalten wäre, daß man ihn vom November bis Mai befahren könnte. Mehrere große Grundeigenthümer haben deßhalb in dem gegenwärtigen Augenblick, wo so viele gemeinnützige Arbeiten auf Kosten oder unter Mitwirkung des Staats unternommen werden sollen, sich an die Regierung gewendet, um die Aufmerksamkeit auf das bisher so vernachlässigte Rhonedelta und auf den von Napoleon begonnenen und von der Restauration vollendeten Hafen von Bouc zu lenken. Man dürfte nur an der Grundlinie des Deltas eine fahrbare Straße und einen schiffbaren Canal anlegen, um nicht nur diesen Landstrich mit dem übrigen Frankreich, von dem es wie abgeschnitten ist, in Verbindung zu bringen, sondern auch das ganze Litoral des Lyoner Golfs zu beleben, und den mit so großen Kosten hergestellten Hafen von Bouc, der bisher so wenig Vortheile gewährte, zum gemeinsamen Hafen aller Länder im Rhonebassin zu machen. Verbände man vollends den Canal von Bouc mit dem Canal von Languedoc durch eine am Meere hinlaufende Seitenverzweigung, und erbaute man vermittelst der ausgegrabenen Erde eine nicht der Ueberschwemmung ausgesetzte Chaussée, so würde eine rasche directe Verbindung zwischen Bordeaux und Marseille bewerkstelligt, die allen zwischenliegenden Ländern von ungemeinem Nutzen seyn müßte.

*) Ueber die eigenthümliche Bildung dieses Rhonedeltas, der Camargue, gibt Hoff in seinem bekannten Werke „über die geschichtlich nachweisbaren Veränderungen der Erdoberfläche" ziemlich genügende Auskunft. Th. 1. S. 285 ff.

Erdbeben in Frankreich. Am 8 Junius Abends fühlte man zu Tours einen Erdstoß, wobei mehrere Personen ein Schwanken der Häuser bemerkten. Zu Candes bei Saumur war der Stoß stärker, indem bei la Chapelle Blanche vier Häuser einstürzten. An letzterem Ort ist die Zeit genau auf 9¼ Uhr angegeben. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Junius.)

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1840.

Spaniens materielle Hülfsquellen.

Die Macht der materiellen Interessen hat sich in neuerer Zeit besonders geltend gemacht, und, wiewohl die jüngste und neueste der Hauptmächte, ist sie im Allgemeinen doch diejenige, welche in unsern Tagen am wenigsten verkannt wird. Ja sie ist, wie es natürlich mit herrschenden Zeitrichtungen zu geschehen pflegt, häufig überschätzt worden, und hat bereits zu allerlei Abirrungen geführt; einerseits zu dem geistlosen, hohlen, selbstsüchtigen Industrialismus, dessen Princip die nüchterne Nützlichkeit ist, andrerseits zu St. Simonistischer Schwärmerei und dem Pietismus verwandter Sectirerei, welche alles Verdienst, Gebet und Frömmigkeit ebenfalls in nützlicher Arbeit und Werkthätigkeit sieht. Dessen ungeachtet werden die materiellen Interessen stets von größter Wichtigkeit bleiben, und eine der großen Zeitmächte bilden. Ihren höhern Einfluß erhielten sie mit den Reformationskämpfen, die ungeheure Geld- und andere materiellen Kräfte erforderten, zu deren Anschaffung wie für den Aufschwung der Schifffahrt und des Handels große Anstrengungen gemacht werden mußten; ebenso durch die Entdeckung der neuen Welt, welche den Welthandel in größtem Maaßstabe erst begründete, — in beiden Beziehungen knüpft sich derselbe an die Geschichte Spaniens an. Da der kirchliche Gegensatz in Europa zugleich ein politischer wurde und in Folge davon das kirchliche Princip immer mehr in ein politisches umschlug, so wurden die Macht dieses Princips so wie die der materiellen Interessen, welche unterdessen selbst in häufigen Zwiespalt miteinander verfielen, die beiden Hauptfactoren der ganzen nachfolgenden europäischen Staatenpolitik. Zuerst vereinigt und concentrirt wirkend, darum auch scheinbar aus einerlei Ursprung herstammend, erscheinen beide junge Mächte in der holländischen Republik in Opposition und im Kampfe mit der katholischen, absoluten und die neue Welt beherrschenden Monarchie. Das kleine Holland wurde in diesem Kampfe überaus blühend und mächtig, und behauptete sich ein Jahrhundert lang an der Spitze des Welthandels und der europäischen Opposition gegen das absolutistische Staatsprincip, bis es diese Stellung mit seinem Statthalter Wilhelm an England abtrat. Dieses stützt von da an sein großes, dauerndes Gewicht in der europäischen Wagschale hauptsächlich auf die Macht der materiellen Interessen, die anderwärts, namentlich in Deutschland, vernachlässigt wurden. Seit aber in Bezug auf das politische Princip sich eine merkliche Abspannung kund gibt, verlangen die Völker überall Befriedigung ihrer materiellen Interessen, und alle Staaten, mit einander wetteifernd, mehr oder minder frei und ungehindert, treten auch mit mehr oder minder großem Erfolge in deren Bahnen ein.

Die materiellen Interessen stützen sich vornehmlich auf die Hülfsquellen des Ackerbaues, der Fabrication, des Handels, der industriellen Sitten und Arbeitslust, der Lage und Bodenverhältnisse, der Intelligenz und Wissenschaft, über welche die Nation gebietet, auf freie Bewegung im Innern, auf Handelstractate und natürliche Allianzen, welche sich ihr darbieten. Wir werden sehen, wie es mit Spanien in Bezug auf alle diese Elemente der äußern Machtentwicklung bestellt ist. Vorher jedoch halte ich für nöthig, eine Ansicht zu beseitigen, welche über die gegenwärtigen, durch den Bürgerkrieg veranlaßten Zustände Spaniens vorherrscht.

„Das unglückliche Spanien!“ hört man ausrufen: „der Handel belebt nicht mehr die Märkte und den Fleiß des Bürgers, die Industrie ist gelähmt, die Fabriken, deren es noch vor dem Kriege gab, sind zerstört, die Felder liegen brach, die Räuberbanden durchziehen das Land, die Straßen sind unsicher, Diligencen werden verbrannt, Couriere aufgefangen, Reisende geplündert und gemordet, aller Verkehr ist unmöglich, alle Sicherheit des Eigenthums und der Personen verschwunden, das Land ruinirt, und die nothwendige Folge von Allem muß die Entsittlichung des Volkes, der Verfall und die endliche Auflösung des ganzen Staates seyn — unglückseliges Spanien!“

Nein, so ist es nicht! Gewiß, ich will das Trübsal der Bürgerkriege nicht verringern. Man hat sie mit Stürmen verglichen, welche die Atmosphäre reinigen und das Vorspiel eines neuern, hellern Glanzes am Himmel bilden. Bald bestätigt, bald widerspricht die Geschichte dieser Metapher. Mögen sie jedoch immer die Lüfte von ihren Unreinigkeiten befreien, die Ungewitter bleiben das Schrecken der Natur, treiben die Fluthen

aus ihren Betten und kehren Manches in Trauer um, was das Glück, die Freude und der Stolz der Menschen war. Beklagenswerth sind die Nationen, welche durch Bürgerkriege erschüttert werden; heillos die Epochen, wo die Gesetze ihre Kraft verloren — wenn Sieg und Gewalt die Bosheit, Unterdrückungen, Ungerechtigkeiten legitimiren, wenn im Namen des Vaterlandes oder des Thrones oder der Religion die größten Attentate gegen die Menschheit begangen werden, wenn Confiscationen, Proscriptionen und Blutgerüste die Gerechtigkeit einer Sache bezeugen. Die siegende Partei schmückt sich mit den Palmen der Legitimität, die besiegte trifft bei allem andern Unglück noch der Schimpf des Rebellen — —

En quo discordia cives
perduxit miseros — —

Aber noch einmal, so sehr vom Unglück heimgesucht als man in andern Ländern glaubt, ist die Halbinsel keineswegs. Ich habe noch im Jahre 1837 die meisten Provinzen Spaniens und Portugals in blühendem Zustande gesehen. Wenn die Felder brach lägen, das Land eine Wüste sein sollte, so müßte man dieß doch vor allem in Navarra und den baskischen Provinzen finden. Denn hier war der große Schauplatz, hier herrschte die ganze Wuth und Grausamkeit des Bürgerkriegs, hier sah fast jedes Thal Gefechte und Handgemenge, hier röthete das Blut fast jedes Gemeindefeld. Ueberdieß hatten die meisten jungen Navarrer und Basken das elterliche Haus verlassen, um für ihre Fueros zu fechten. Dem Ackerbau mußten also Arme mangeln, um so mehr, als er deren sehr viele in diesen Provinzen bedarf, da der Boden *) hier nur äußerst mühselig und nur durch rüstige Arme bestellt werden kann, wofür er denn auch reichlich lohnt und den Landleuten die Glieder stählt. Ungeachtet aller dieser ungünstigen Umstände sah ich in ganz Navarra fast kein einziges brachliegendes Feld. Auf den Einschließungs- und Verbindungslinien fiel natürlich des Krieges Elend noch am traurigsten in die Augen; hier erblickte man wohl verlassene, entdachte Häuser, zertrümmerte Mauern, aber äußerst selten verwüstetes Land. Bei Beginn des Jahres sah ich Männer, Weiber, Greise auf den Feldern den ganzen Tag über unausgesetzt arbeiten, und einige Monate später stand die Flur im grünen Schmuck, und versprach, wie gewöhnlich, 20fach und 25fach die Aussaat wieder zu geben. Auf Märschen ward darüber gewacht, daß die Truppen unnöthigerweise nichts vertraten noch verdarben — bloß im Angesicht des Feindes, in Gefechten fiel natürlich diese Rücksicht weg. Ich sah Leute bestrafen, weil sie ihre hungrigen Pferde hatten auf jungem Getreide grasen lassen. Nur selten ist die Ernte an einzelnen Punkten zerstört worden, um sie dem Gegner zu entziehen — ich bin jedoch niemals Zeuge davon gewesen. Die Carlisten mußten, schon ihrer Subsistenz und Sicherheit wegen auf die unausgesetzte gute Bebauung des Bodens noch mehr halten als die Christinos. Ihr Verproviantirungswesen hatte Zumalacarregui meisterhaft geordnet. Es ward den Gemeinden selbst überlassen, Alles zu besorgen, was ihnen von der allgemeinen Junta zugetheilt ward: so lag es in ihrem Interesse, mit gemeinschaftlicher Anstrengung ihre Felder in Ordnung zu erhalten. Auch beurlaubte man oftmals Soldaten und Freiwillige zur Zeit, wenn die Feldarbeit am gehäuftesten ist; die unregelmäßigen oder zerstreuten Corps zogen sich mitunter in ihre Dörfer zurück, halfen zu Hause arbeiten, kleideten, stärkten sich neu und eilten auf die erste Ordre, an Leib und Seele erfrischt, zu ihren Fahnen zurück. Wenn die Christinos angreifend in die Gebirge hineindrangen, zeigten sich die Carlisten schwach; aber auf dem Rückzuge der erstern durch die schwierigen Defilés vermehrten sich letztere mit jedem Augenblick, erschienen auf allen Höhen, hinter jedem Baume, weil dann auch ältere Leute, Bürger und Bauern, gleichsam die Landstürmer, ihre ruhigen Häuser verließen, zu den wohlverwahrten Gewehren griffen und zur Verfolgung des sich zurückziehenden Feindes einige Märsche mitmachten. Das sind die Gründe davon, daß nach einem sechsjährigen blutigen Krieg selbst Navarra's Boden noch bearbeitet wird und fast noch so aussieht wie vorher. Brauche ich nun dasselbe erst von den übrigen Provinzen zu sagen, unter welchen der Krieg einige kaum berührt hat?

Mit der größten Uebertreibung wird besonders vom Plündern, Morden, sogar von der Blutgier der Spanier gesprochen. Die Truppen der Königin plünderten niemals, auch nicht die regulären Truppen des Prätendenten. Fast bei jeder größern Expedition in carlistisches Land hinein erließen die commandirenden Generale Proclamationen, in welchen sie die Soldaten ermahnten, niemals zu vergessen, daß sie immer gegen Spanier, gegen Brüder fechten. Ich habe einen christinischen Soldaten durch Kriegsrecht verurtheilen und erschießen sehen, weil er seinem Wirth, bei dem er Nachts im Quartier gelegen, ein Betttuch gestohlen hatte. Einst, nachdem wir mehrere Tage kein Fleisch genossen, stießen wir auf dem Marsche auf eine Heerde Ochsen, welche einem carlistischen Dorf angehörte; die Avantgarde trieb sie mehrere Stunden mit sich fort; sobald der Obergeneral aber davon hörte, befahl er, sie augenblicklich unversehrt wieder zu ihrem Dorfe zurückzuführen, und am selbigen Tage hatten wir noch ein Gefecht zu bestehen. Die Einwohner lagen im Allgemeinen ihren Geschäften ruhig ob. Ich habe Bauersleute auf dem Felde beschäftigt gesehen, die sich erst aus dem Staube machten, als im leichten Scharmützel die Kugeln zu pfeifen und zu sausen begannen. Die feindlichen Dörfer wurden selbst auf Rückzügen, wenn wir in hartem Gedränge waren, mit Ordnung passirt. Unterofficiere wurden in den Ortschaften aufgestellt, um zu verhindern, daß die Soldaten in die Häuser drängen. Die Einwohner schlossen auf den Ruf: cerrad las puertas! Thüren und Fenster, und der ermattete Soldat entbehrte oft der Rücksicht für die Einwohner wegen eines Trunkes

*) In Navarra, wo Ackerbau die erste Erwerbsquelle ist, ist der Boden fast durchgehends zu fest, derb und schollenartig, als daß man sich beim Umackern desselben des Pfluges bedienen könnte. Man bedient sich der Laya, die mehr einer Mistgabel als einem Grabscheit gleicht und aus zwei etwa 1 Fuß langen, spitz und scharf zulaufenden Eisen an einem hölzernen Stiele besteht. Zwei oder drei Layadores arbeiten (layar) zusammen, schlagen mit gleichem Tempo die spitzen Eisen in den festen Boden ein, reißen dann, sich fest stemmend, jedesmal eine ganze Scholle ab, zerschlagen sie und wiederholen dieß bis das Feld umgebrochen ist.

Waſſer. Sonſt empfing die Soldaten oftmals am Eingange der feindlichen Dörfer ein Weib, das jedem einen Becher Waſſer mit etwas Eſſig vermengt darbot. Nur nach den hitzigſten Gefechten, beſonders zur Nachtzeit, konnte die ſtrengſte Ordnung nicht ſtets gehandhabt werden, und dann hörte man zuweilen durch Zerſchießen des Thürſchloſſes Hausthüren aufſprengen. Einſt beim friedlichen Einmarſche in eine Ortſchaft ſah der General einen Grenadier mit einem Huhn unterm Rock, das er in der Eile geſtohlen hatte, aus einem Hauſe ſchlüpfen; ſofort beſtrafte er den Grenadier durch Verſetzung in eine Strafabtheilung, und gab allen Officieren ſeines Bataillons, weil ſie ſein Heraustreten aus dem Gliede nicht verhindert hatten, acht Tage Stubenarreſt außer Dienſt, den Commandanten des Bataillons nicht ausgenommen.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Kunde der Philippinen.

Der Name Philippinen, Las Islas Filipinas, wurde dieſen Inſeln im Jahre 1565 von Legaspi beigelegt, und ſie haben ihn auch ſeitdem behalten. Früher wurde die ganze Inſelgruppe Luſonia genannt. Die Abſtammung dieſes Wortes iſt entweder chineſiſch, oder ſie kann von Loſong, ein hölzerner Mörſer, hergeleitet werden, deſſen ſich die Eingebornen zum Stampfen des Reiſes bedienen. Die Chineſen nennen Spanien Leuſung und die Philippinen Klein-Leuſung. Dieſen Namen ſcheinen die Portugieſen im Jahre 1517 angenommen zu haben; allein ſpäter wurden ſie von ihnen auch „Ilhas Manilhas" genannt.

Die Philippinen umfaſſen ſtrenge genommen die ganze Inſelgruppe zwiſchen der Südſpitze von Mindanao und dem Vorgebirge Bajador in Luſonia. Sie erſtrecken ſich von 5° 40′ bis 18° 20′ nördlicher Breite, und von 119° 40′ bis 126° öſtlicher Länge von Greenwich. Den Flächengehalt dieſer Inſeln kann man auf 5000 Quadratmeilen berechnen. Was davon unter ſpaniſcher Botmäßigkeit ſteht, wird in 51 Provinzen eingetheilt, wovon 17 auf die große Inſel Luſonia und die übrigen auf die Inſeln und einen kleinen Theil von Mindanao kommen. Die Bevölkerung beſteht aus Spaniern, Creolen, ſpaniſchen und indiſchen Meſtizen, Mahomedanern, Negern und Chineſen, nebſt den eigentlichen Urbewohnern, zu welchen die Tagala, Pampanga, Pangaſihan, Ilocos und Cagayan gerechnet werden. Viele unter dieſen Urbewohnern ſind noch unabhängig, über deren Anzahl auch keine genaue Nachricht gegeben werden kann; was aber unter den Einwohnern Kopfſteuer bezahlt, oder von fremdem Blute iſt, darüber ſind amtliche Berichte vom Jahre 1857 eingelaufen. Dieſen Berichten gemäß ſtellt ſich die Bevölkerung in den verſchiedenen Provinzen wie folgt:

Inſel Luſonia.

Provinzen.	Städte und Dörfer.	Steuerpflichtige.	Ganze Bevölkerung.
Nueva Eſija	15	17828	44570
Cagayan	54	36889	92222
Nord-Ilocos	54	64885	172207
Süd-Ilocos	25	94604	256510
Pangaſinan	51	91761	229402
Sambulez	15	14432	36080
Pampanga	26	72688	181720
Bulacan	19	72788	181970
Bataan	10	14455	36087
Tondo	50	92010	250025
Cavite	10	36641	91602
Laguna	33	57122	142805
Batangas	15	75464	188660
Tayabas	16	34098	85245
Nord-Camarines	11	9994	24985
Süd-Camarines	27	65589	158972
Albay	38	52698	131745
17	367	901924	2264807

Die kleinen Inſeln.

Mindoro mit Marinduque	8	11855	29652
Salamianes	12	6461	16052
Samar	28	39954	99635
Leite	51	36866	92165
Zebu und Bohol	38	100527	250817
Negros	25	22249	55622
Panay			
Provinz Capis	22	48208	120520
„ Antique	11	22040	55100
„ Ilonlo	31	92164	230410
Marianas	4	—	8522
Batanes	5	—	8000
	211	580022	946475

Inſel Mindanao.

Caraga	30	11991	29977
Miſamis	27	11205	54585
Zamboanga	2	—	10000
	59	25196	74560

Aus dieſer Ueberſicht ergibt ſich eine Geſammtbevölkerung von 5,285,842 Seelen, unter welchen ſich 1,505,142 Steuerpflichtige befinden, und die Zahl der Städte und Dörfer ſteigt auf 537. Wenn man jedoch bedenkt, daß die Steuerpflichtigen aus derjenigen Menſchenclaſſe beſtehen, welche die Kopfſteuer zu entrichten haben, ſo iſt es natürlich, daß viele unter ihnen dieſer Abgabe ſich entziehen, und daß mithin die Bevölkerung der Philippinen ohne Anſtand auf 3,500,000 Seelen angenommen werden kann. Im Allgemeinen ſchreitet die Bevölkerung raſch vorwärts. Im Jahre 1805 wurde ſie auf 1,789,205 — 1815 auf 1,927,830 und 1857 auf 5,285,842 Seelen angegeben. Daraus geht hervor, daß die Bevölkerung in fünf und vierzig Jahren ſich verdoppelt, wie es auch aus den Geburten und Todesfällen erhellt, die ſich im Durchſchnitte wie 1 : 27 und 1 : 47 verhalten. Nur in der Stadt Manila verhalten ſich die Todesfälle wie 1 : 27; in einzelnen Provinzen aber wie 1 : 54. Dieß beweiſt den ſehr erfreulichen Geſundheitszuſtand dieſer Inſeln, welche in dieſer Beziehung den geſundeſten Ländern Europens an die Seite geſetzt werden können. In der That genießen auch die Philippinen ein ſehr mildes Klima,

Digitized by Google

und die einzige Plage, an welcher sie leiden, sind die heftigen Stürme, welche in dieser Breite nicht selten vorkommen. Die Regenzeit beginnt im Juli und endet im October.

Die Lage der verschiedenen Provinzen in Lusonia und Mindanao verdient besondere Erwähnung. Nueva Ecija nimmt den östlichen Theil der Insel, etwa von der Breite von Manila bis an die nördliche Spitze ein, ist wenig bekannt und angebaut, und enthält viele unabhängige Volksstämme. Cagayan erstreckt sich westlich von Nueva Ecija, von der nördlichen Küste ins Innere des Landes, und erzeugt den besten Tabak. Nord-Ilocos begreift den nordwestlichen Theil von Lusonia, und Süd-Ilocos den unmittelbar daran gränzenden westlichen Theil. Beide Provinzen sind ziemlich gut angebaut, und erzeugen hauptsächlich Reis, Indigo, Baumwolle und Zucker. Ein großer Theil von der gewonnenen Baumwolle wird von den Eingebornen in Zeuge verarbeitet. Pangasinan liegt südlich von Süd-Ilocos, ist sehr fruchtbar und gut angebaut, und die Erzeugnisse des Bodens bestehen aus Zucker, Reis und Indigo. Sambulez erstreckt sich westlich und südlich von Pangasinan, ist gebirgig und vergleichungsweise unfruchtbar. Pampanga liegt östlich von Sambulez und bildet eine Binnenprovinz. Sie ist außerordentlich gut bewässert, und mehrere Ströme ergießen sich hier in die Bucht von Manila. Der Zuckerbau wird hier emsig betrieben, und die beste Qualität kommt aus dieser Gegend. Bulacan reiht sich südlich an Pampanga an, und die Hälfte ihres mittäglichen Theiles wird von der Bucht von Manila bespült. Diese Provinz ist reich, fruchtbar und gut angebaut. Batann nimmt einen Theil der Landenge zwischen dem Meerbusen von Manila und der östlichen Küste ein, ist sehr gebirgig und nur wenig bebaut. Tondo liegt südlich von Bulacan, und begreift die Stadt Manila in ihrem Gebiete. Cavite, südwestlich von Tongo, umfaßt den mittäglichen Theil der Bucht von Manila, ist ziemlich gut angebaut und erzeugt besonders viel Reis und Kaffee. Oestlich von Tondo und Cavite erstreckt sich bis an die Ufer des Meeres die Provinz Laguna, mit einem großen Binnensee in der Mitte, von dem sie ihren Namen hat. Dieser See steht vermittelst des Flusses Pasig mit der Bucht von Manila in Verbindung, und ist für Boote und große, flache Fahrzeuge schiffbar. Laguna ist sehr fruchtbar und gut angebaut, und ihre Erzeugnisse bestehen hauptsächlich aus Zucker, Kaffee, Reis, Indigo, Kokosöhl u. s. w. Batangas liegt südlich von Cavite und Laguna, wird gegen Abend, Mittag und Morgen vom Meere bespült, und erzeugt Reis, Zucker und Weizen. Tayabas und die beiden Provinzen Camarines erstrecken sich bis nach der Provinz Albay, und liefern viel Reis und Hanf. Albay nimmt die südöstliche Spitze von Lusonia ein, wozu auch noch die beiden kleinen Inseln Masbate und Ticao gerechnet werden. Diese Provinz hat in den letzten Jahren außerordentlich gewonnen, und ist ebenfalls reich an Hanf. Mindanao zählt nur drei spanische Provinzen, wovon Caraga die östliche und nordöstliche, Misamis die nördliche, und Zamboanga die westliche Spitze einnimmt. Von den drei Provinzen der Insel Panay liegt Capis auf der nördlichen, Antique auf der westlichen und Ilonlo auf der südöstlichen Seite. Ihr Haupterzeugniß ist Zucker.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die französische Colonialcommission, deren wir kürzlich (S. Nr. 180) erwähnten, hat sich nach einigen Vorarbeiten auf den Januar 1841 verlegt. Bis dahin hofft man Nachweisungen von den Colonialgouverneuren eingezogen zu haben. Die Commission sprach sich, wie man sagt, einstimmig für die Abschaffung der Sklaverei aus, über die Art derselben aber war sie noch immer so wenig klug wie zuvor. (Outremer. 17 Juni.)

•

Französische Ansiedlung auf Madagascar. Die Franzosen haben neuerdings wieder unter der Leitung eines Kaufmanns aus Bourbon eine Handelsniederlassung auf der genannten Insel versucht, aus der schon Reis, Häute, Hörner, Copalgummi, Wachs u. s. w., so wie einige tausend Säcke Zucker nach Frankreich abgesendet wurden. (ibid.)

•

Absichten der Engländer auf die Philippinen. Eine große Anzahl englischer Kaufleute, die aus Canton vertrieben wurden, hat sich auf den Philippinen niedergelassen. Das Journal d'Outremer behauptet, daß sie auf alle Weise sich die Zuneigung der Eingebornen zu erwerben suchten und ernstliche Absichten auf den Besitz dieser Inseln zeigten.

•

Ereignisse in Guatimala. Der gebildetere, mehr europäische Theil der Bevölkerung, an deren Spitze Morazan als Präsident stand, ist vor dem roheren, halb spanischen, halb indianischen Theile, an dessen Spitze der halbblütige Indianer Carrera steht, erlegen. Carrera, der im Unabhängigkeitskriege (wenn wir nicht irren) Unterofficier war, und noch vor zwei Jahren in Begleitung einiger hundert Indianer und Halbblütiger die Wälder und Berge durchzog, führt jetzt den Titel General. So betiteln ihn wenigstens die französischen Blätter, welche diese Nachricht mittheilen. Die Abstreifung der europäischen Haut, wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen, scheint mit schnellen Schritten vorwärts zu gehen.

•

Schmuggelhandel zwischen den französischen und englisch-westindischen Inseln. Die fortgehende Weigerung der Neger, in größerer Zahl und anhaltend an den Arbeiten auf den Zuckerfeldern und in den Zuckermühlen Theil zu nehmen, soll nach Angabe französischer Journale, namentlich des Outremer, einen lebhaften Schmuggelhandel zwischen den beiderseitigen Inseln hervorgerufen haben, indem die französischen Inseln, auf denen durch die fortdauernde Sklavenarbeit der Zucker und Rum viel wohlfeiler ist, solchen an die englischen Küstenfahrer absetzen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 77** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ueber die Volksgesänge der Zaporozer-Kosaken.** (Schluß.) — **Die Platzregen.** Von Frederic Soulié. — **Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.** (Schluß.)

Zu dem Museum dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google